32101 045376603

1897.

Digitized by Google

HN1
E84c

Library of

Princeton University.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster
herausgegeben
von Dr. R. Penzig und Dr. W. Kronenberg.

Fünfter Jahrgang.

1897.

Berlin.

Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber.

Digitized by Google

Inhalt des fünften Jahrganges.

Abhandlungen.

Seite

Berthold, P. Eine Frauenstimme über Frauenstimmrecht 106
— Es giebt keine Kinder mehr . . . 220
— Eine Aufgabe ethischer Kultur . . 290
— Zur Frauenfrage vor hundert Jahren 405
Biedenkapp, G. Die Mangelhaftigkeit der Sprache als Ursache vielen Unrechts 140
Blum, Anna. Die Dienstbotenfrage eine Frage der Volkserziehung 374. 381. 388
Böhme, Richard. Unsere Volkslesehalle 367. 371
Brentano, Prof. Dr. Lujo. Ein politisches Programm mit ethischem Ziele 212
Brix, Theodor. Nationaler Hochmut und nationale Gerechtigkeit . . . 30
— Ethik im Erwerbsleben 44
— Kaiser und Arbeiter 70
— Die Rechte unterworfener Völkerschaften 111
— Wirkt der Luxus wohlthätig? . . . 123
— Christentum und Politik 270
Büchner, Prof. Dr. Ludwig. Phantome des Glaubens 78. 81
Carus, Paul. Individualismus und Sozialismus 105
Dietrich, Rudolf. Politische Bildung — sittliche Bildung 245
Dix, Arthur. Die jugendlichen Verbrecher 286
Döring, Prof. Dr. August. Ein ethischer Volks- und Jugendschriftsteller 38
— Metaphysik und Moral 41
— Ein deutsches Buch zur ethischen Kultur 193
— Ein Dokument der ethischen Bewegung in Nordamerika 346
Epimetheus. Unter sich 265
— Atheniate 281
— Kulturkampf und ethische Kultur . 337
— Eidesnot 393
Erdmann, Karl. Schutzgedanken und Schutzgefühle 229
Feis, Eduard. Die moralische Grundlage der Ruskin'schen Kunstlehre . 301
Foerster Prof. Dr. Wilhelm. Unsere Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht 9. 18
— Einige Bemerkungen zum Streikwesen 53
— Gerechtigkeit in Sachen der Religion und Kirche 88
— Die ethische Bewegung in Frankreich 210
— Der internationale Friedenskongreß 257
— Was lehrte Jesus? 278
— Moralische Energie 322. 378

Seite

Foerster, Dr. Friedrich Wilhelm.
— Unsere Hoffnungen 1
— Universitätsausdehnung in Berlin . 17
— Geldsammlung für die Streikenden in Hamburg 81
— Kulturpolitik oder Militarismus? . 33
— Nationale Politik 41
— Orientpolitik 81
— Die neue deutsche Kriegspartei . . 89
— Konfirmation 113
— Christentum u ethische Kultur 121. 131. 148
— Kolonialmoral 145
— Zur Beurteilung des politischen Kampfes 165
— Ungetaufte Seelen 177
— Herr von Stumm und die Katheder-sozialisten 185
— Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studierten 215
— Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung 265. 276. 282. 291
— Der internationale Arbeiterschutzkongreß in Zürich 297
— Nachwort zur Arbeitslosenfrage . . 330
Franzos, Karl Emil, Berliner Theater . . . 314 328 338 362 394
Fürth, Henriette. Die neuen Frauen 350. 355
— Ada Negri 402
Goldschmidt, Henriette. Pestolozzi-Fröbel und das Kind 268
Haack, Dr. Friedrich. Zur Volkshochschulbewegung 288
Heckicher, Dr. Siegfried. Konsumgenossenschaften 309
Henke, Carl. Verletzte Gefühle . . 54
— Das unselige Meinridsmärchen . . 157
Höber, Eduard. Litterarische Streifzüge 284
Höffding, Prof. Dr. Harald. Zur Geschichte und Theorie der Tugenden 186
Horn, Paul. Zur Beurtrilung des politischen Kampfes 156
Hudry-Menos, Frau J. Internationale Eindrücke 201
Hüls, R. Partritos und unparteiisch 357
Humanus. Europäische Kultur und Humanität auf der Anklagebank . . 369
Jastrow, Dr. J. Streiks und Aussperrungen unter ethischem Gesichtspunkte 410
Jodl, Prof. Dr. Friedrich. Die Moral in der Weltgeschichte 153 162
Katzenstein, Dr. Louis. Nationalökonomische Ideen . 178. 179. 231. 236
— Der Arbeitslohn und der Volkswohlstand 300

Seite

— Lohn und Preis 316
— Die Lehren der Eisenbahnunfälle . 380
Kirchbach, Wolfgang. Geschlechter-Erziehung 90. 99
— Natur und Naturwissenschaft in der Bibel 332. 340
Kronenberg, Dr. Moritz. Ethische Kultur 209
— Naturbetrachtung und Naturgenuß 253. 260
— Eine Säculaebetrachtung 313
— National 377. 385
— Zerknitterte Naturen 393
— Böcklin 412
Kulemann, Landgerichtsrat Dr. W. Sozialismus und Individualismus 231
Maier, Gustav. Das Phalanstère . 242
May, F. E. Die Interpellation des Grafen Kanitz und Genossen im deutschen Reichstage 161
— Die Kanone als Industriehebel nach national-sozialem Rezept 169
Mercier, Helene. Die Frauenbewegung in Deutschland 95
Moulet, Alfred. Die Entvölkerung Frankreichs 21. 27. 34
— Das Ende einer Sage 114
Oth, Fr. Theoretisches zur Frauenfrage 195. 203
Penzig, Dr. Rudolph. Die Aufgabe ethischer Pädagogik 211
— Der Kaiser und das Volk 225
— Der Friedensgedanke in unserer Jugend 262
— Das Gottesgnadentum 289
— Die Erziehungsschule 308
— Der große Unbekannte . . . 317. 325
— Zweckmäßiges Unrecht 361
— Treuga dei 409
Pflüger, Pfarrer Paul. Die Stellung des Christentums zum Krieg 2. 11
Pfungst, Dr. Arthur. Die ethische Gesellschaft zu Venedig 103
— Zur sozialen Religion 267
Philalethes. Heer von Stumm und Robespierre 217
— Ebenbürtigkeit 241
— Strebertum 305
— Politische und geistige Freiheit . . 321
— Der „gesunde Menschenverstand" . 385
— Der Fall Dreyfus und seine Lehren 401
Platter, Prof. Dr. Julius. Zur Ethik des Kollegiengeldes 25
— Der erste Marxist 57. 66
— Einige Gedanken zum Schweizer Eisenbahnstreik 97

Seite

Potter, Beatrice. Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft 175, 182, 189
Pörsch, Bruno. Gewerkschaftsbewegung und Gewerkschaftskämpfe in Deutschland 78, 86
Reich, Dr. Emil. John Gabriel Borkman 101, 108
Richt, Charles. Der militärische Akt 258
Roeder, Hans. Demokratie und Aristokratie 52
Rosegger, Peter. Ein Wort über den Zweikampf 153
S. P. Gedanken einer Lehrerin über Mädchenschulbildung 190
— Berichtendes Gut 208
Sadi. Großdeutschland 178
Sattschick, Dr. Robert. Gerhart Hauptmann's Drama: Die versunkene Glocke 13
— François Coppé als sozialer Schriftsteller 75
— Der künstlerische Mensch 116
Sanford-Evans, W. Ueber sittliche und geistige Kindererziehung . 246
Schmidkunz, Hans. Die Erziehung der Eltern 68
Schott, Generalmajor z. D. J. K., — Ethik und Religion 353
o. Schulze-Gäevernitz, Prof. Dr. G. Der Ausstand der englischen Dockarbeiter im Jahre 1889 . . . 5
Sheldon, W. L. Gute und schlechte Wirkungen der Romanlectüre 121, 134
Simon, Helene, die Fabiangesellschaft 146
Springer, M. Bemerkungen zur Moralpädagogik 235
Staudinger, Prof. Dr. F. „Nora" 28
— National und sozial 129
— Warum brauchen wir Ethik? . . . 173
— Unbewußte Triebkräfte und bewußte Beweggründe 180
— Die Grundlage der Ethik 198
— Moralische Maßstäbe und ethische Kultur 207
— Marxismus 251
— Michelpolitik 329
— Themis in der Politik 386
Stein, Prof. Dr. Ludwig. Was heißt soziale Religion? . . 218, 227
Stritt, Marie. Entgegnung . . . 102
— Der internationale Frauenkongreß in Brüssel 279
Sulzner, J. Gundacar von. Recht geht vor Gewalt 413
Tews, J. Die preußische Volksschule und das Lehrerbesoldungsgesetz . . 137
— Der Lehrplan der Volksschule und seine Reform 249
Tönnies, Prof. Dr. Ferdinand — Nietzsche und die Humanität . 28, 36
— Das Ende des Streiks 49
— Streikterrorismus 65
— Hamburger Arbeiterwohnungen . . 289
Arnold, Dr. Johannes. Staat und Kirche in Deutschland am Ausgange des 19. Jahrhunderts . . 222
Anonym. Auswüchse in der Hausindustrie. Von einem Hausindustriellen 142
Bourgeois und Proletarier. Von einem wirklichen Proletarier . . 98
Die „Geisteskämpfer" in Rußland . 50
Ein Engländer über praktische Ethik 140
Ein ethischer Knaben- und Mädchen-Klub in London 61
Englische Kolonialpolitik 294
Ethische Litteraturfragen erörtert von einem alten Bücherfreunde . 4. 59, 358
Prof. Buissoa über Grundsätze der Pädagogik 205
— Zwei Franzosen über den Chauvinismus 118

Skizzen und Erzählungen.

Hörth, Otto. Ein stiller Märtyrer 364
Lebensfragen. Ein Briefwechsel . . 305
Pontiecilli, E. Allerseelentag . 349
Rosegger, Peter. Das ewige Gericht 179
Rosny, J. H. Gedichtende Liebe . . 124
Ruskins, John, übers. v. Ed. Reis.
— Der Prüfstein reiner Sittlichkeit . . 44
— Der Ölzweigkranz 78
— Arbeitsteilung 94
— Ueber den Geschmack 117
— Sentimentale Religion 172
— Die unbedeutenden Werke . . . 188
Sadi. Schutz des Vaterlandes . . 174
Staudinger, F. Des Lebens Zweck 146
— Interesse 156
Suttner, Bertha von. Schach der Qual 373
Twain, Mark. Kandidatenfreuden 396

Gedichte.

d'Annunzio, Gabriel, übersetzt von Karl Henckell. In der Campagna 142
Keller, Gottfried. Jubiläumsgrüße 169
Negri, Ada. Hast Du gearbeitet? . 403

Streiflichter.

Aus der Heimat des Grafen Badeni . 406
Bemerkungen zur neuesten preußischen Reaktion 183
Das Essener Geschworenen-Urteil im Reichstag 37
Das preußische Vereinsgesetz und der Prozeß Tausch 216
Der Beruf des Adels 368
Die Ethik des Kultusministers . . 336
Die Koalitionsfreiheit 391
Die Kunst zu schenken 415
Die soziale Mitarbeit der Juden . 46
Eine neue Bannbulle des Papstes Stumm 359
Eine sozialpolitische Bankerotterklärung . 372
Fabrikfieren 319
Formales Recht und Menschlichkeit . 399
Jesuitismus im nationalen Gewande . 351
Klerikalismus (Sandhi) 390
Leo Tolstoi und die Duchobortzen . 360
Maßregelung 408
Maurus Jokai und die Nazarener . 383
Menschenschutz (K. Freimund) . . 223
Moral und Kirchenwesen 328
Nur ein Schaffner 416
Salon und Zwischendeck 319
Sozialdemokratische Wohnungsnot . 328
Sportfexerei und Nationalfeste . 383
Toge der Hoffnung 408
Von einer Giftpflanze 343
Wissenschaftliche- und Offiziers-Ehre . 399
Zum Nationalitätenhader 398
Zur materialistischen Geschichtsauffassung 126
Zur Reichstagsdebatte über den Achtstundentag 87
Zur Religionsfreiheit (Epimetheus) . 224
Zur sittlichen Bewertung der Neger und ihrer Unterdrücker . . . 359
Zwang oder Anregung zur Sparsamkeit? 375

Vermischtes.

Aphoeismen (Hans Roeder) . . . 280
Aufruf an die Lehrer und Lehrerinnen aller Länder (A. Moulet) . 232
Berliner Alkoholgegnerbund . . . 336
Brief des nordamerikanischen Botschafters in Berlin A. D. White . . . 383
Brief über internationale Schülerkorrespondenzen (H. Mörile) . . 256
Demokratie und Redefreiheit . . . 199
Den Nationalsozialen 159
Der Kampf gegen die Konsum-Vereine . 63
Die Froebelsche Erziehungsweise . . 328
Die reaktionäre Presse über die geplante Universitätsausdehnung in Berlin . 32
Die Zustände im Bäckergewerbe . . 46
Ein geschichtliches Dokument für spätere Geschlechter 55
Ein Hamburger Großkaufmann über den Internationalismus 158
Ein Handbuch für Gemeinnützigkeit . 344
Ein sächsischer Fabrikant über Sozialdemokratie und politische Freiheit . 88
Gegen die landläufige Behandlung sozialer Dinge 103
Jahresbericht der öffentlichen Lesehalle in Königsberg i. P. 408
Komitee für die Zentralisation der Wohlfahrtspflege in Berlin 391
Kritiker oder Lohnschreiber? . . . 404
Kunst und Sozialdemokratie . . . 63
Nachdenkliches von Julius 192
Nachdenkliches von L. F. 151
Nachwort zum Hamburger Streik . 135
Sozialer Fortschritt in der Fabrikinspektion 38
Ueber Gewerkschaft und Parteipolitik . 80
Ueber Meineidsprozesse 47
Ueber obligatorische Einigungsämter . 71
Verein Frauenwohl 408
Verhütung von Streiks durch die öffentliche Meinung 56
Vom Schweizer Nordostbahnstreik . . 119
Wohlfahrtsausstellung für Oesterreich . 352
Zur sozialen Erziehung der Erwachsenen 128
Zur sozialen Kindererziehung . . . 128

Sprechsaal.

Die Erziehung der Eltern (o. B. Hortuck) 104
Die Kunst und das Volk (von C. Henke) 39
Ein Bund gegen das Duell . . . 16
Noch ein Wort zum Frauenstimmrecht (von P. Berthold) 148
Ueber Marxismus (von A. Mülberger) 272
Ueber Marxismus (von F. Staudinger) 288
Zum Frauenstimmrecht (von Marie Stritt) 160
Zur Errichtung allgemeiner studentischer Ehrengerichte (o. Kordinian Brodmann 166
Zur Kritik der Parteipolitik (o. C. Henke) 144

Aus der ethischen Bewegung.

A) in Deutschland.

Abteilung Berlin. Vorträge: Prof. Bruno Meyer: Reklame und unlauterer Wettbewerb — Prediger G. S. Schäfer und Prof. Bruno Meyer: Was bedeutet Religionslosigkeit? — Dr. Oppenheimer: Die Siedlungsgenossenschaften. — Dr. R. Penzig: Unrthische Kultur und ethische Unkultur. — Dr. Jeep: Zwei Probleme der dramatischen Literatur 135
— Vortrag Dr. Felisch über die sittliche Behütung der schulentlassenen Jugend 152
— Diskussion Prof. Bornemann, Dr. Penzig: Christentum und Ethik . 166
— Vortrag Dr. Rothe: Soziale Gesichtspunkte für ein Strafgesetzbuch . . 199
— Diskussion: Prof. Bruno Meyer, Dr. Keonenberg: Das Verhältnis von Ethik und Aesthetik 375
Abteilung Breslau. Nekrolog für Proerktor Dr. Maas 135
— Bericht 151
Abteilung München. Bericht . . 264
Das Preisausschreiben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur . 345
Der vierte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur 344
Berdyczewski, Dr. M. J. Ueber den Zusammenhang zwischen Ethik und Aesthetik (K.) 416

CAP) NI. E84 T. 1891 (1897)

191739

Digitized by Google

Seite

B) im Auslande.

Aus der ethischen Bewegung in Italien . 120
„ „ „ „ „ England 143
„ „ „ „ i. Nordamerika 289
„ „ „ „ in der Schweiz 239
„ „ „ Gesellschaft in St. Louis 287
„ „ englisch-amerikanischen Bewegung 352

Bücherbesprechungen.

Berendt, Martin. Die Verjüngung des Liberalismus (K.) 312
Braumühl, C. a. Das achtklassige Mädchengymnasium (G. Thudichum) 112
Conrad, M. G. Wirtschaftliche Kämpfe und höhere Kultur (K.) 216
Crusius, O. Eine Ethik des Geschlechtslebens (A. Döring.) 296
Egidy, Moritz a. Versöhnung (F. W. Foerster) 62
Elberskirchen, Johanna. Sozialdemokratie und sexuelle Anarchie (Ferd. Vetter) 119
Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse (F. W. Foerster) 112
Ferrero, Guglielmo. L'Europa Giovane (Arthur Pfungst) 400
Ferriani, Lino. Entartete Müller (—az—) 312
Gizycki, Paul v. Das Weib (K.). 328
Glatzel, R. W. Religionsunterricht der Dissidentenkinder (—nz—) . . 216
Heigl, Ferdinand. Schweizer Freiheit — Deutsche Reaktion! (—nz—) 272

Seite

Henckell, Karl. Sonnenblumen (E. H.) 320
Hering, W. Welche Aufgabe hat die preußische Volksschule ꝛc. (—nz—) . 272
Kalthoff, A. Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit (G. Kunze) 72
Kellermann Carl. Die erwachte Seele (—nz—) 384
Kirchbach, Wolfgang. Was lehrte Jesus? (W. Foerster) . . . 199
Kirchbach, Wolfgang. Das Buch Jesus (W. Foerster) 320
Lange, Friedrich Albert, Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten (K.) . . 368
M. — A. Die Staatskirche und das Volkselend (—nz—) 224
Maier, Gustav. Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich (—r—) 320
Menschenfreund, ein neuer. Die friedliche soziale Revolution am Anfang des 20. Jahrhunderts (-nz-) . 392
Meyer, Bruno. Was nun? Ein Beitrag zur Duellfrage (W. Foerster) 47
Meyer-Förster, Elsbeth. Meine Geschichten (E. Höber) 232
Münch, Wilhelm. Anmerkungen zum Text des Lebens (K) 319
Paulsen, Friedrich. System der Ethik (K.) 216
Penzig, Rudolph. Ernste Antworten auf Kinderfragen (Kl. Thierbach) 85
Pfeiffer, Eduard. Eigenes Heim und billige Wohnungen (R. D.) . . 391

Seite

Publicanus. Sparsteuer (St.) . . 288
Reich, Emil. Volkstümliche Unitarierbewegung (—nz—) . . . 224
Reuter, Gabriele. Kolonisten-Volk und Episode Hopkins (Ina Foerster) 8
Rink, Signe. Kajakmänner (E. Höber) 232
Rossi, Giovanni. Utopie und Experiment (—nz—) 295
v. Samson-Himmelstjerna. Die westöstlichen Kontraste (E. Höber) 264
Simon, Helene. Die Fabrik- und Sanitätsinspektorinnen in England (Jeannette Schwerin) 400
Staudinger, Franz. Beiträge zur Volkspädagogik (—nz—) 336
Staudinger, Franz. Das Sittengesetz (Karl Vorländer) 376
Strauß, Julius Jakob. Gedichte (—az—) 384
Suttner, Bertha v. Der Kaiser von Europa (—nz—) 264
Tischendorf, Julius. Warum sind Elternabende abzuhalten ꝛc. (-nz-) 304
Umfried, Otto. Friede auf Erden (Wilh. Foerster) 240
Zeitschriftenschau. (K.) . . . 271

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

224, 240, 248, 280, 288, 304, 344, 352, 360, 392, 400, 408.

Briefkasten.

96, 208, 264, 344, 384, 408.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2220.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 16. Januar 1897. | Nr. 3.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Universitätsausdehnung in Berlin. — Unsere Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht. Von Wilhelm Foerster. (Schluß.) — Die Entvölkerung Frankreichs. Von R. Moulet. — „Nora.“ Von F. Staudinger.

Universitäts-Ausdehnung in Berlin.

Eine Reihe bekannter Berliner Universitätslehrer haben in einer Eingabe an den akademischen Senat die Einrichtung volkstümlicher Hochschulkurse mit staatlicher Unterstützung in Vorschlag gebracht. Ausgeschlossen soll aus diesen Kursen die Behandlung solcher Fragen sein, die sich „auf die religiösen, sozialen und politischen Kämpfe der Gegenwart beziehen oder deren Behandlung zu Agitationen Anlaß geben könnte.“ In der Eingabe der Professoren findet sich folgende Begründung des Unternehmens:

„Erwägt man, daß das Band gemeinsamer religiöser und vaterländischer Anschauungen und Empfindungen vielfach völlig durchschnitten, der vermittelnde und verbindende Einfluß der Kirche und ihrer Vertreter weiten Kreisen gegenüber wirkungslos geworden ist, daß die Trennung der Stände in den Schulen, namentlich in den größeren Städten, zugenommen hat, während die lokalen Gemeinde- und Nachbarschafts-Beziehungen infolge der Freizügigkeit und des schnellen Anwachsens der Städte vielfach gelockert worden sind, daß aber diese Entwickelung in den Großstädten an die Stelle von im Laufe der Zeiten gewachsenen, organisch gegliederten Gruppen in immer weiterem Umfange durch den Zufall zusammengewürfelte und damit auch zufälligen Einflüssen zugängliche, zusammenhangslose Massen zu setzen droht, so wird man nicht verkennen dürfen, daß es vielleicht die wichtigste der unserer Zeit gestellten Aufgaben ist, neue Verknüpfungen und Bindungen zu schaffen, welche der höheren Bildung und Tüchtigkeit den ihr gebührenden Einfluß sichern, den auch das allgemeine Wahlrecht voraussetzt, wenn es nicht zu ganz schwankenden, unberechenbaren Zuständen führen soll.“

Man darf den Entschluß der Berliner Gelehrten gewiß als einen Anfang sozialen Pflichtgefühls in diesen Kreisen aufrichtig begrüßen. Aber man kann dabei nicht verschweigen, daß die geplante Veranstaltung noch so sehr im allerersten Anfang der Erkenntnis steckt, daß ein Erfolg kaum zu erwarten ist. Die Herren haben doch keine Ahnung von den geistigen Bedürfnissen der modernen Arbeiterschaft, wenn sie alle Gegenstände fortlassen wollen, die mit strittigen Tagesfragen in Zusammenhang stehen. Was bleibt dann noch übrig? Doch wohl nur das Gebiet der anorganischen Natur, denn Zoologie und Sozialwissenschaft stehen heute schon in regstem Austausch der Gesichtspunkte — hat doch Darwin seine ersten Anregungen der Bevölkerungslehre eines Nationalökonomen entnommen und haben doch neuerdings mehrfach Biologen die bestehende Gesellschaftsordnung mit biologischen Folgerungen zu verteidigen gesucht. Soll die ganze Kulturgeschichte aus dem Lehrstoff gestrichen werden oder glaubt man im Ernst, in einer geschichtlichen Darstellung der politischen, sozialen und religiösen Entwickelung die großen Probleme der Gegenwart unberührt lassen zu können? Kann man da einer Auseinandersetzung mit der materialistischen Geschichtsbetrachtung aus dem Wege gehen? Diese ganze Beschränkung des Lehrstoffes steht im schärfsten Widerspruch zu denjenigen Sätzen der Eingabe, in denen es als bedeutsamste Aufgabe der Zeit hingestellt wird, der höheren Bildung und Tüchtigkeit den ihr gebührenden Einfluß auch für den Gebrauch des Wahlrechts zu geben. Denn zur Bildung des politischen und sozialen Urteils gehören doch nicht Physik und Chemie und Geologie, sondern in erster Linie der Einblick in die kulturellen Voraussetzungen und Tendenzen der Gegenwart. Will man hier an Stelle der politischen Tendenzlehre die wissenschaftliche Betrachtung setzen, so muß man doch unweigerlich gerade in die Kämpfe der Gegenwart hineinleuchten. Aber hier liegt eben die Schwierigkeit. Die soziale Wissenschaft wird heute in dem Nebel akademischer Vornehmheit und Befangenheit ebenso leicht gefälscht, wie in der Parteiatmosphäre der sozialistischen Agitation. Vor allem aber: Woher nehmen die Berliner Professoren den Mut, die geistige Vorbereitung der Arbeiter zum Gebrauch des Wahlrechtes in die Hand nehmen zu wollen? Unseres Erachtens hätten heute die Arbeiter ein viel tieferes Recht, eine soziale Hochschule für Professoren zu gründen, um diesen hochachtbaren, aber durch soziale und politische Klassenvorurteile dichtverschleierten Gelehrten einen Einblick in die wirklichen Seelenzustände und Lebensverhältnisse des modernen Arbeiters zu geben, damit das Stimmrecht und die politische Bethätigung der Universitätsprofessoren „nicht zu ganz schwankenden und unberechenbaren Zuständen führen soll“. Wir haben heute z. B. eine ganze Reihe nationalliberaler Biologen, die in wissenschaftlichen Werken die Konkurrenzwirtschaft preisen, weil sie das „Ueberleben der Tauglichsten“ gewährleiste — diese Herren würden durch nähere Berührung mit den Lebenserfahrungen der Fabrikbevölkerung ungleich mehr auch für ihre eigene Wissenschaft empfangen, als sie geben können. Es ist den Verfassern der Eingabe leider noch nicht hinreichend klar geworden, daß die soziale Mission der University extension durchaus nicht allein in der Ausdehnung der Wissenschaft auf das Volk, sondern vor allem in der Ausdehnung der Professorenseele liegt. Die Gebildeten haben bei einer solchen Berührung ebensoviel, wenn nicht mehr, zu lernen als die Arbeiter. Uebrigens glauben wir auch, daß eine wahrhaft wirksame University extension eine sehr sorgfältige geistige Vorbereitung der Lehrenden erheischt. Sie müssen die seelische Eigenart ihres Publikums genau kennen. Diese Kenntnis aber kann nur durch eingehenden persönlichen Verkehr mit der anderen Klasse erworben werden. Die englische Volksbildungs-Bewegung begann damit, daß Studenten nach beendigtem Examen sich einige Monate in den Arbeitervierteln niederließen und dort der Arbeiterschaft in persönlichem Umgange näher traten, mit ihren Bedürfnissen und Gedankenkreisen in Fühlung kamen und auf diese Weise nicht nur die richtige Sprache volkstümlicher Darstellung fanden, sondern auch ihrer eigenen Wissenschaft den höchsten Dienst erwiesen: denn der redliche Kampf gegen liebgewordene Vorurteile und Fehler des geistigen Auges auf einem Gebiete macht den Intellekt frei für unbefangenes und kritisches Denken auf allen andern Gebieten und dient somit der reinsten Forschung. Dieser gewissenhaften sozialen Information ist es z. B. zu danken, daß die Schüler Darwins in England der Anwendung der Lehre vom „struggle for life“ auf die

Digitized by Google

sozialen Probleme ungleich kritischer gegenüberstehen als die meisten deutschen Biologen, deren tiefe Unkenntnis der sozialen Zustände und deren mißverständliche Auffassung der Geistesbewegung der unteren Klassen ihr wissenschaftliches Denken auf ihrem eigensten Gebiete getrübt und ihrer Forschung die Achtung der Arbeiter geraubt hat.

Wir sind es den Veranstaltern des neuen Unternehmens schuldig, solche Gesichtspunkte und Beobachtungen in aller Schärfe zur Geltung zu bringen — im übrigen geben wir der Hoffnung Ausdruck, daß der zweifellos ehrliche Wille der erwähnten Gelehrten ihnen allmählich gerade durch die neuen Bestrebungen aus ihren Befangenheiten heraushelfen wird. Die Zeit wirkt Wunder. F.

Unsere Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

II. (Schluß.)

Es wird nicht weit von dem eigentlichen Thema dieser Erörterungen ablenken und zur Verdeutlichung der Gefahren des autoritativen Wesens dienen, wenn ich bei dieser Gelegenheit auf die Nöte hinweise, welche schon die Stellung als Erzieher und als letzte Autorität in der Familie so vielen Menschen, Vätern und Müttern, bereitet. Wie viele derselben irren bei der Erziehung darin, daß sie glauben, eine einmal getroffene Anordnung und Entscheidung, auch wenn sie dieselbe nachher als noch so unrichtig und unklug erkennen, absolut festhalten und durchsetzen zu müssen, weil man sonst „alle Autorität“ verlöre. Welche herrliche Gelegenheit läßt man sich dabei entgehen, die beseligende Macht der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Selbstüberwindung dem heranreifenden Kinde vor die Augen zu bringen und es in den reinen Dienst dieser höchsten Autoritäten des Gemeinschaftslebens einzuführen, indem man die eigene davon abgeleitete Augenblicks-Autorität auf dem Altare jener Lebensmächte opfert, um dieselbe sogleich gestärkt und geweiht durch dieses Opfer und durch die Liebe und das Vertrauen, welche dasselbe erweckt, in der Seele des Kindes wieder erstehen zu sehen. Wie anders verläuft dagegen, leider sehr häufig, die Erziehung, wenn dem Kinde die Rechthaberei und auch die Unweisheit der autoritativ festgehaltenen Vorschrift der Eltern zum Bewußtsein kommt. Wie leicht wird dies im Sinne der Beschönigung der Anfang zunehmender Unwahrhaftigkeit der Eltern und zugleich widerwärtigster, verderblichster Ueberlegenheit und Zuchtlosigkeit der Kinder.

Zu der allgemeineren Erörterung zurückkehrend bemerke ich noch hinsichtlich der inneren Unwahrhaftigkeit, welche aus der autoritativen Unfehlbarkeit hervorgeht, daß dadurch sehr leicht jenes verhängnisvolle Mißtrauen erzeugt wird, mit welchem die Träger von Autorität und Macht geneigt sind, andere zu beurteilen und zu überwachen, und jene übergroße Empfindlichkeit gegen Einspruch und Tadel, welche so charakteristisch ist für die ganze Reihe von Autoritätsträgern vom absoluten Herrscher bis zum hochgebietenden Schullehrer.

Hiermit soll keineswegs etwas Herabsetzendes über alle diese würdigen Häupter gesagt sein. Was von ihnen gilt, findet auch auf viele andere Lebensverhältnisse Anwendung: auf alle Arten von Prinzipalen, Vorstehern und Führern. Ihrer aller Irrungen und Nöte sind ein Teil der Unvollkommenheiten alles Menschenwesens, an denen Jeder von uns zu tragen hat, und an denen wir so vielfach mitschuldig sind. An der Bekämpfung oder größtmöglichen Heilung und Milderung jener Irrungen zu arbeiten, ist eben die gemeinsame Pflicht und Aufgabe der Kulturentwickelung.

Je bedeutender und wertvoller die geistigen Gaben und die sittlichen Anlagen eines Menschen sind, der zu Autoritätsstellungen gelangt, desto größeren Widerstand vermag er, wie man meinen sollte, den vorerwähnten Gefahren zu leisten. Da nun die Anzahl der geborenen Machthaber relativ gering ist im Vergleich zu der großen Zahl derjenigen, welche durch hervorragende Eigenschaften und Leistungen zu Trägern von Autorität und Einfluß in höheren Stellungen erhoben werden, möchte man glauben, daß überhaupt jene Gefahren nicht so große sozial-ethische Bedeutung haben können, als man nach den vorangehenden trüben Schilderungen annehmen müßte.

Leider tritt diese Milderung in Wirklichkeit meistenteils nicht ein; denn die Erfahrung beweist, daß in der großen Mehrheit der Fälle auch bei den bedeutendsten Leuten das klarere Denken, mit dem sie sich in Autoritätsstellungen vor den sittlichen Nöten derselben wahren und die Wohlthaten der sozialen Zucht durch Selbstkritik ersetzen könnten, dadurch wieder unwirksam gemacht wird, daß ihnen auf Grund ihres höheren Wertes ein allzugroßes Maß von Anerkennung, ja von Bewunderung gezollt wird.

Und hiermit kommen wir auf diejenigen sittlichen Gefahren, welche wir uns gegenseitig durch Mangel an Aufrichtigkeit, und welche wir besonders den Autoritäten durch ein Uebermaß von Unterordnung und Anerkennung bereiten. Es ist klar, daß Leute von Macht und Einfluß hierdurch außerordentlich beirrt und benachteiligt werden; denn außer denjenigen, die von ihnen bestimmungsmäßig abhängen und daher in verzeihlicher Weise ihnen gegenüber nachgiebig und anerkennend sind, sammelt sich auch sehr leicht um sie eine Schar von sittlich niedrigeren Leuten, die nach Gunst und Vorteil gierig sind und, die Schwächen der Geistesverfassung der Hochstehenden leicht erspähend, durch Geschicklichkeit sie gewinnen und zugleich erniedrigend auf sie wirken. Und dann kommt die Schar der guten Leute, denen es zu einer wohlfeilen Erfüllung des Idealbedürfnisses gereicht, bedeutende und hochstehende Menschen zu bewundern und kritiklos zu preisen. Zu diesen Leuten endlich gesellt sich in bewegten Kampfeszeiten noch eine sehr große Schar von an sich gutgläubigen Menschen, welche durch die extremen Ziele und die rücksichtslosen Formen des Freiheitsstrebens der Andern, sowie durch die anscheinende Bedrohung ihrer eigenen Lebensstellung von seiten dieser Andern, leicht dazu getrieben werden, sich zu den unterwürfigsten und gedankenlosesten Anhängern der Autorität und Macht zu erniedrigen, gleichviel ob dieselbe der Gerechtigkeit und der sittlichen Kultur dient oder nicht.

Die allerschlimmste Seite des Autoritätssystems in solchen Zeiten entwickelt sich aber dadurch, daß im Zusammenhange mit dem Herabgehen der sittlichen Forderungen an die öffentlichen Autoritäten eine immer größere Zahl von Kräften geringeren geistigen Ranges in ziemlich hohe Stellungen, wenigstens in recht wichtige Funktionen, gelangt. Während durch die vielen bedeutenden Leute in hohen und höchsten Stellungen trotz aller intellektuellen Gefahren dieser Stellungen immer noch ein hohes Niveau der technischen Leistung und des sittlichen Wertes in denselben aufrecht erhalten wird und auch das Bewußtsein bei ihnen nicht erlischt, daß Macht und Autorität ihre Quelle doch nur in den sämtlichen Gliedern der bezüglichen Lebensgemeinschaften haben und also auch diesen dienen und verantwortlich sind — wie sich der edelste Fürst auch als den ersten Diener des Staates bezeichnet — so tritt für die schwächeren Köpfe der Beamtenschaften in den Kampfeszeiten wieder der Gedanke in den Vordergrund, daß jede Obrigkeit von Gott, d. h. nur ihrer eigenen Pflichtauffassung verantwortlich sei. Es ist an dieser Stelle nicht nötig auszuführen, welche Gefahren hierdurch den Autoritäten selber und dem Volke erwachsen, besonders wenn Organe solcher Art und Geistesverfassung in wichtigen und ein ganzes Land durchdringenden Dienstzweigen den Ton anzugeben beginnen und eventuell sogar bei schlimmen Ausschreitungen von den hochgesinnten leitenden Stellen jener Dienstzweige aus engerem Standes- oder Gemeinschaftsgefühl geschützt werden.

Gerade die schwächeren Köpfe kommen so leicht in Versuchung, die Steigerung der Bedeutung ihrer Persönlichkeit, wie sie durch Vertrauens- und Autoritäts-Stellungen im Interesse der Ordnung und des zweckmäßigen Zusammenwirkens aller Glieder der Gemeinschaft ihnen bedingungsweise gewährt wird, mit einer Steigerung ihrer eigenen Kraft und

ihres eigenen Menschenwertes zu verwechseln, was natürlich bei intellektueller oder sittlicher Schwäche zu sehr bösen Bethätigungen von brutalem Hochmut und gleißnerischer Unwahrhaftigkeit führen kann.

Genug der Schilderung aller dieser Möglichkeiten von sehr bedenklichen Verwirrungen, von denen auch so Manches schon zur lehrreichsten Wirklichkeit geworden ist.

Im Verlauf dieser Schilderungen hat sich auch schon mancher Hinweis auf die Pflichten aller Glieder eines Gemeinwesens gegen die Träger der von ihm verliehenen Autorität und Macht ergeben. Wir sollen ihnen gegenüber vor allem aufrichtig und geradsinnig sein, um ihnen, jeder zu seinem Teil, den Grad von sozialer Mitwirkung, Unterstützung und Läuterung geben zu helfen, den gerade sie am nötigsten brauchen. Hier gilt das gute Wort: Man kann sich nur auf dasjenige stützen, was Widerstand leistet.

Jeder soll sodann an seiner Stelle im Leben bei der Ausübung des Maßes von Autorität, Einfluß und persönlicher Verfügung, das ihm selber beschieden ist, sich genau derjenigen Härten und Schwächen bewußt werden und bewußt bleiben, denen fast Jeder ohne gehörige Selbstzucht dabei unterliegt, und die den Meisten von uns erst dann so unerträglich erscheinen, wenn **wir** die abhängigen und andere die entscheidenden sind. Jeder, der sich in einem Autoritätsverhältnis Abhängigen oder Schwächeren gegenüber gehen läßt, statt überall und immer der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Menschenfreundlichkeit die Ehre zu geben, der vermehrt einerseits die „Schneidigkeit" und Schonungslosigkeit des Autoritätswesens überhaupt, andererseits die Unterwürfigkeit und Feigheit aller Abhängigen und damit die moralische Erniedrigung des ganzen Volkes. Denn es ist falsch, wenn schlechtweg behauptet wird, daß Demut und Fügsamkeit sittliche Größe sei. Demut und Fügsamkeit dem Schicksal und der Weltordnung gegenüber, wie sie sich nach dem reinsten und gemeinsamsten Denken der Besten aller Zeiten als das jederzeit Gerechteste, Weiseste und Liebevollste erkennen läßt und in edlen Lebensordnungen zum Ausdruck kommt, ist Hoheit. Demut und Fügsamkeit gegenüber selbstsüchtigem, willkürlichem und herrischem Menschenwesen ist Gemeinheit.

Außer den vorerwähnten einfachen und einleuchtenden Pflichten giebt es aber noch ein großes Gebiet der vielartigsten und feinsten Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht, nämlich diejenigen dieser Pflichten, welche den besonderen sozialen und politischen Bedingtheiten der Gegenwart entspringen und vorzugsweise für die Milderung und Heilung der Schäden und Konflikte der Gegenwart und der nächsten Zukunft von Wichtigkeit sind.

Wie sollen wir uns als Mitglieder eines nach höherer Weisheit, Gerechtigkeit und Freiheit des Gemeinschaftslebens verlangenden Volkes verhalten gegenüber widerstrebender Autorität und Macht? Wie sollen wir uns überhaupt stellen zu jeder Überspannung autoritativer Gegenwirkung gegen ein nach unserer tiefsten Überzeugung berechtigtes Streben nach größerer Selbständigkeit großer Schichten des Volkes und zugleich nach einer edleren und zweckmäßigeren Gestaltung der für jede Gemeinschaft als unentbehrlich erachteten Autoritäts- und Macht-Einrichtungen?

In letzterer Hinsicht möchte ich sogleich erläuternd folgendes bemerken. Sobald man sich auch nur einigermaßen durch tieferes Denken von dem leidenschaftlichen Unmut befreit, mit welchem uns jeder Mißbrauch von Machtbefugnissen und das ganze auf der Menschheit lastende System von Strafe, Zwang und Gewalt erfüllt, wird man klar darüber, daß den Ansichten, die der sogenannte Anarchismus über eine künftige, von diesen Nöten erlöste Gestaltung der menschlichen Einrichtungen entwickelt, noch die äußerste Unreife leidenschaftlichen Denkens anhaftet.

Man bedenke nur ein wenig die komplizierten Bedingungen, welche die Zunahme der Bevölkerungen und die hierdurch unumgänglich werdende solidarische Organisation der Produktion und Konsumtion der ganzen Erdenwelt schon in naher Zukunft der Gestaltung der sozialen und politischen Einrichtungen der Menschheit auferlegen wird. Und man bedenke dazu die Notwendigkeit der Erhaltung, Steigerung und Verfeinerung der schon so hochentwickelten wissenschaftlichen, technischen und kommerziellen Arbeitsteilung durch vollkommenere soziale Organisation derselben. Man wird dann keinen Zweifel mehr hegen, daß die oberflächlichen und kindlichen Gedanken und Pläne des Anarchismus im — Sinne der größtmöglichen Vermeidung aller Gebundenheiten des Einzelnen und engerer Gemeinschaften durch Erneuerung von ganz primitiven Assoziations-Gebilden — wirklich aller Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Denkens entbehren, so sehr auch ihr allgemeines Freiheits-Ideal ein Gegenstand innigster Wünsche sein kann.

Es kann ernsthaft keine Rede davon sein, in einem „besseren" Zustande der Menschheit jemals der Autoritäts- und Macht-Einrichtungen, und zwar teilweise höchst konzentrirter und straffer Art, entbehren zu können.

Zwang und Gewalt allerdings werden sicher immer entbehrlicher werden, je höher Selbstgesetzgebung und Selbstzucht durch Erziehung und Beispiel und durch soziale Harmonisierung sich entwickeln, und je geringer in Verbindung hiermit die Anzahl der Fälle wird, in denen vorübergehend oder dauernd die Grundbedingungen sittlicher Freiheit in einem menschlichen Organismus nicht erfüllt sind.

Aber, wiederholen wir es, Autoritäts- und Machtstellungen, selbst von Individuen, werden von der politisch-sozialen Technik niemals ganz entbehrt werden können. Nach Gesichtspunkten ethischer Kultur und ihrer idealen Vollendung, der ästhetischen Kultur, wird man sie auch garnicht entbehren wollen. Wie man sich ihre höhere Entwickelung in den zartesten Umrissen etwa denken könnte, dies auch nur andeutungsweise zu erörtern, geht über die Grenzen der vorliegenden Aufgabe hinaus.

Es ist aber von entschiedener Wichtigkeit für die Erfüllung aller unserer Pflichten gegen die derzeitigen Träger von Autorität und Macht, daß wir uns von jenem unreifen Gedanken ganz befreien, als ständen Macht und Autorität in der Menschenwelt der Zukunft überhaupt auf dem Aussterbe-Etat.

Wir müssen uns also aufs gewissenhafteste überlegen, wie wir am besten dazu beitragen können, den Konflikt zwischen dem gegenwärtigen Freiheitsstreben der Menschheit und dem gegenwärtigen Autoritätswesen derjenigen Lösung entgegenzuführen, welche, wie wir vorhin dargelegt haben, für jede den Idealen der Menschheitsentwickelung zugewandte und der Entwickelung zu höherer sittlicher Freiheit dienende Gemeinschaft als die allein denkbare und allein der soliden und dauernden Verwirklichung fähige erscheint. Und diese Lösung besteht, um es kurz zu sagen, in der sittlichen Ueberwindung des Widerstandes der Autoritätsmächte durch allmähliche Gewinnung derselben für unsere Auffassung des Gemeinschaftslebens.

In einem solchen Überwindungsprozeß sind die anscheinend kleinen Mittel und kleinen Wirkungen die entscheidenden, wie wir auch vorhin bei der Formulierung der allgemeinen Menschenpflichten in Autoritäts- und Machtfragen gesehen haben.

Es sind zunächst die Formen der Gegnerschaft gegen die Vorurteile und Irrungen der gegenwärtigen Träger von Autorität und Macht in den verschiedenen politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Gebieten ernstlich zu prüfen und im allgemeinen viel zweckentsprechender zu gestalten. Wie wenig entspricht es dem idealen Streben vieler eifriger und mutvoller Freunde der Freiheit, wenn sie gestatten, daß ihre Organe und ihre Wortführer mächtige und einflußreiche Personen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit mit Ausdrücken behandeln, die ihre Blätter und ihre Versammlungen besudeln, und auch nicht entfernt zu den vielen klaren, tapferen und ideal gesinnten Äußerungen passen, welche dort zu lesen und zu hören sind. Jene Unflätigkeiten würden wohl längst der Verachtung anheimgefallen und auch an jenen Stellen verschwunden sein, wenn nicht durch die Gefahr der Ein-

Digitized by Google

sperrung ihren Urhebern die Glorie eines nicht zu verachtenden Mutes anbauernd bereitet würde, ohne daß doch jene Gefahren und jene Bestrafungen das Erditterndste zu hindern vermögen.

Die persönliche Empfindlichkeit leitender Männer wird einesteils durch ihre Stellung in den Brennpunkten der öffentlichen Kritik und Verantwortung, andererseits durch die besonderen Formen der Ehrerbietung, die sie unmittelbar umgiebt, gesteigert. Man darf sich daher nicht wundern, wenn sie die mildernden Umstände meistens nicht berücksichtigen, welche darin liegen, daß die Ausdrucksweise tadelnder Kritik in weiten und wichtigen Volkskreisen eine derbere ist, als in den sozialen Höhen des Lebens.

Wer kann und soll sich nun da zuerst überwinden und mäßigen? Offenbar diejenigen, welche nicht die Kultivierung der persönlichen und amtlichen Autorität, sondern die Menschenfreundlichkeit, den Fortschritt der äußeren und inneren Kultur des ganzen Volkes und die ausgleichende Gerechtigkeit gegen Jedermann auf ihre Fahnen schreiben. Ist doch die Politur der Formen garnichts gleichgiltiges oder gar unwahrhaftiges und daher kulturfeindliches, vielmehr die geeignetste Grundlage *aufrichtigster und gegenseitig förderlichster* Menschenbehandlung.

Diese Betrachtung führt uns nahe an gewisse Erörterungen heran, die in den letzten Monaten uns Alle stark beschäftigt haben. Völlig gerechtfertigt ist die Entrüstung über den Mißbrauch der Waffen in gewissen Fällen militärischen Verhaltens und die energische Forderung, daß die Grundsätze, die Vorschriften und das Verfahren in solchen und ähnlichen Konfliktsfällen einer gründlichen Reform zu unterziehen sind, weil jene *Überspannung* des *Autoritäts-* und Ehr-Begriffes schließlich zu den unerträglichsten Auslegungen führen müßte. Indessen sollten wir dabei doch nicht vergessen, wie schon Herr M. von Egidy in einer Kundgebung über jenen Fall hervorgehoben hat, auch an *unsere* Pflichten gegen die Volksgenossen zu denken, die zur Zeit unfreie Träger jener Autorität sind.

Wir schulden ihnen angesichts der Unfreiheit und Enge, in welcher sie sich gewissermaßen als Opfer eines zur äußersten formalen Konsequenz getriebenen öffentlichen Dienstes befinden, die ruhigste Großmut und Zartheit des Verhaltens gegenüber der ihnen auferlegten mimosenhaften Verletzlichkeit. So lange diese Verhältnisse noch nicht saniert sind, sollten alle Volksklassen in menschenfreundlicher Schonung der betreffenden Personen wetteifern. Es ist gewiß, daß hierdurch die Entwickelung des Vernünftigen auch auf diesem Gebiete nicht hinausgeschoben, sondern außerordentlich beschleunigt werden würde. Auch hier müßten die Freigesinnten in der Bethätigung sozialer Kultur vorangehen.

Zu einer anderen Betrachtung hinsichtlich unserer Pflichten gegen Autorität und Macht giebt die Art und Weise Anlaß, in welcher das *Fürstentum* in der privaten und öffentlichen Diskussion der Freiheits-Parteien mitunter besprochen wird. Auch hier würde es der Solidarität der Gerechtigkeit mit der Freiheit und dem Streben nach dem Wesentlichen, nämlich nach einer stetigen, wahrhaft gesunden Begrenzung der Regierungsgewalt viel besser entsprechen, wenn es in Ländern mit alter und reicher monarchischer Tradition vermieden würde, die Träger der Macht und zugleich sehr weite Volkskreise, die jener Tradition anhängen, durch plumpe und verständnislose Negation zu irritieren. Es sind in solchen Ländern auf dem Boden der Monarchie so reiche Entwickelungen von Freiheit und Organisation, von ausgleichender Gerechtigkeit und Kultur möglich, daß es höchst unweise wäre, das Streben nach diesen Entwickelungen mit dem Kampf gegen die Monarchie zu identifizieren. Wenn die vorerwähnten Irritierungen unterbleiben, wird es viel leichter sein, für die monarchische Regierungsform die rechte Stellung zu den großen Entwickelungsproblemen auch bei uns zu finden. In einem anderen Lande von älterer politischer Kultur liegt doch der Beweis bereits vor, daß dies möglich und daß es der *Stetigkeit* und Gesundheit der ganzen sozialen Entwickelung förderlich ist.

Ein anderer wichtiger Teil unserer Pflichterfüllung gegen die Träger der Autorität und Macht wird sodann gerade in diesen bewegten Zeiten darin bestehen müssen, daß Jeder an seiner Stelle die mit der Leidenschaftlichkeit der Gegensätze zunehmende und wiederum die Leidenschaft steigernde Ungenauigkeit des Denkens und die entsprechende Ungenauigkeit des Redens und Schreibens bei sich selber und bei andern zu heilen bemüht ist. Dies ist überhaupt eine der ernsthaftesten und wichtigsten Angelegenheiten der ethischen Kultur, worauf ich schon bei vielen Anlässen hingewiesen habe. Aber gerade gegenüber dem Autoritätswesen und seinen Übertreibungen ist diese scheinbar so nebensächliche, in Wirklichkeit so fundamentale Läuterung unseres ganzen Lebens von besonders hoher Bedeutung. Da nämlich eine der Grundlagen aller Autorität in einer gewissen spezifischen Kompetenz auf bestimmten Gebieten des Wissens und Könnens besteht, so ist es für alle Autoritätsleute eine der wesentlichsten Quellen ihrer Überhebung und ihrer Geringschätzung der Menge, sowie der Vertreter und Organe der letzteren, daß deren Kenntnis des Verlaufes der Dinge und zumal der Verwaltungs- und Regierungs-Zustände eine so ungenaue und unvollständige ist, und daß sie doch in ihrer Beurteilung der Vorgänge mit so „dreister" Sicherheit auftreten. In der That ist dieser unleugbare Sachverhalt eines der empfindlichsten Übel unserer Zustände.

Jeder von uns, der auf irgend einem Gebiete etwas Ordentliches versteht, macht in zahllosen Fällen die Wahrnehmung, daß, wenn die öffentliche Stimme und die Presse sich mit *diesem* Gebiete befaßt, überwiegend ungenaues, unordentliches, sogar verkehrtes darüber berichtet wird, was, beiläufig gesagt, Niemanden von uns hindert, die publizistischen Berichte aus andern Gebieten, in denen man selber nicht zu Hause ist, ganz naiv als kompetente Quellen anzunehmen und die eigene Meinung danach zu bilden.

In dieser Hinsicht sieht es in anderen Ländern mit einer durch ältere und vollere Freiheit höher entwickelten Presse merklich besser aus, als in Deutschland. Aber auch direkt könnte die Regierungsautorität und überhaupt jede in öffentlichem Dienst stehende „kompetente" Kraft und Einsicht oder jede Gruppe von solchen durch pflichtmäßige Mitarbeit auch an der Tagespresse und durch rechtzeitige Gewährung von vollständiger und genauer Information jenes Übel bekämpfen.

Unser Aller Bürgerpflicht gegenüber der Regierungsautorität erfordert aber außerdem, daß wir uns hüten, vorschnell über sie zu urteilen und dadurch ihre Geringschätzung des profanum vulgus und ihre unsoziale Versteifung zu steigern. Die landläufige Praxis, drauflos zu berichten und zu räsonnieren, *um* dadurch Berichtigungen und kompetente Informationen zu erlangen, ist doch ein höchst bedenkliches Auskunftsmittel.

Wie oft bleibt die Berichtigung gerade in extremen Fällen auf Grund eines sehr guten Bewußtseins und eines berechtigten Gefühls der Würde aus und die Lüge wirkt fort. Wie oft versäumt oder übersieht derjenige, der die falsche Behauptung gelesen oder gehört hat, deren Berichtigung.

An Stelle jener unzureichenden und gefährlichen Art der Anzapfung sollte die energische, wiederholte Forderung der genauen Aufklärung in allen Fällen treten, in denen irritierende und unverbürgte Berichte über wichtige Reden oder Aktionen von Autoritätspersonen umgehen. —

Vorschläge und Anregungen betreffend eine gründliche Reform aller Autoritäts- und Macht-Einrichtungen überhaupt habe ich vorhin als über die Grenzen meines Themas hinausgehend bezeichnet. Ich will nur zum Schluß einige Keime von Grundgedanken über eine solche Reform an meine vorangehenden Erörterungen anknüpfen.

Wir haben gesehen, daß die Träger von Autorität und Macht, bei der *bisherigen Art* ihrer Behandlung durch die Gemeinschaft, insbesondere mit wachsender Verfeinerung und Komptizierung der Kultur, unter höchst ungünstigen Bedingungen ihrer sozial-ethischen Bethätigung und Entwickelung stehen.

Die allzu enge Verbindung der Autorität mit der Persönlichkeit ihres Trägers muß daher vor Allem aufgegeben werden, weil sonst diese Person allzusehr von den Andern geschieden und hinsichtlich der Wohlthaten der gegenseitigen sozialen Förderung und Läuterung allzu ungünstig gestellt wird, so daß dann auch die Ausübung der Autorität selber von der unvollkommeneren Entwickelung ihres Trägers wieder in Mitleidenschaft gezogen wird.

Gewiß wird man stets von einer Person, die von der Gemeinschaft mit irgend einer Autorität bekleidet wird, erwarten und verlangen müssen, daß sie auf dem Gebiete ihrer Funktionen einen ansehnlichen Grad von Kompetenz und Sicherheit des Urteils bethätigt. Aber, abgesehen von solchen Gebieten, in denen sowohl die Konzentration der Entscheidungen in einer Person als die Schnelligkeit und formale Einheitlichkeit dieser Entscheidungen noch wichtiger ist, als ihre absolute Sachlichkeit und Weisheit, wird man die Möglichkeit, ja die Häufigkeit von Irrungen einer Person durch die entsprechende Gestalt der Einrichtungen von vornherein berücksichtigen müssen. Man wird dadurch auch die formal leitenden Autoritätspersonen von Illusionen hinsichtlich ihrer Unfehlbarkeit und von ungesunden Auffassungen hinsichtlich der Schimpflichkeit ihres Irrens in ihrem eigenen Bewußtsein und in den Augen der Andern entlasten. Bei redlicher Bemühung um die Vermeidung von Irrtümern muß das loyale Eingeständnis von begangenen Irrtümern überall zur Erhöhung des Ansehens und Vertrauens beitragen, welches ein Träger von Autorität und Macht genießt. Die Wirksamkeit jeder Gemeinschafts-Organisation wird dadurch, wenn auch nicht prompter, doch jedenfalls solider und machtvoller werden.

Es ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch, daß Fälle, in denen große Staatsmänner in fundamentalen Fragen ihre Irrungen eingestanden, neue Bahnen eingeschlagen und dadurch erst recht Vertrauen, Autorität und reinsten Erfolg und Ruhm für sich und ihr Land gewonnen haben, bisher fast nur in Englnnd vorgelommen sind, wo die höhere soziale Organisation der Staatsleitung gesunde Auffassungen von den sittlichen und sozusagen diätetischen Bedingungen der Macht- und Autoritäts-Ausübung schon gezeitigt hat.

Eine sozialere Organisation dieser letzteren scheint ein Erfahrungsurteil zu widerraten, dem man die etwas hyperbolische Fassung gegeben hat: Dieser Mann bethätigt sich so konfus, als ob er eine ganze Kommission wäre. Man müßte aber hinzufügen: eine ganze Kommission von lauter Autoritätsmenschen, deren jeder seiner besonderen Kompetenz oder seinem Interessententum nichts vergeben will oder darf. Dann giebt es allerdings in den Kommissionen Kompromisse, die haarsträubend sind.

In Englaud ist ein Teil der laufenden Zentral-Entscheidungen in den Händen von mehr oder minder ständigen Parlaments-Komitees. Es wird dabei nicht gerade elegant, aber sachlich und maßvoll verwaltet mit Ablehnung jeder Vielregiererei und übermäßigen Zentralisation. Außerdem aber wird durch das sozialere Zusammenwirlen der Volksvertreter in stetigen Geschäftssachen jene Unfruchtbarkeit mehr verhütet, in welche sich die parlamentarische Aktion leicht verirrt. Ohne stetiges Zusammenarbeiten der Leute von ganz verschiedenen Richtungen erreicht man fast nur mechanische Kompromisse, in denen wesentlich die persönliche Ueberzeugung und Kompetenz der Einzelnen, das Macht-Interesse ihrer Partei und die Rücksicht auf die Wahrung der Autorität des Einzelnen innerhalb seiner Partei zur unausgeglichenen Wirkung lommt.

Dann ist mitunter die Aktion eines ganzen Parlamentes viel unweiser, als die eines gebietenden Ministers, selbst von sehr mäßiger staatsmännischer Qualität und großer autoritativer Ueberhebung.

Wie viele Beispiele edelsten, umsichtigsten und erfolgreichsten Zusammenwirkens giebt es aber in organisirten Gemeinschaften, in denen die Bedingungen produktiver Gemeinschaftsarbeit auch nur durch einige Leute von reiner, unpersönlicher Hingebung und von gehöriger sozialer Erziehung repräsentiert sind.

Nur mit wenigen Worten möge noch auf die besonderen Gefahren hingewiesen werden, welche sich in einem Staatsleben entwickeln, in welchem, gegensätzlich zu allem feinerem und stetigerem Zusammenarbeiten in voller sittlicher Freiheit, eine aus den völlig exceptionellen Autoritätsprincipien militärischen Dienstes abgeleitete Art der Autoritätsaktion und des strammen Gehorsams fast in alle Zweige des öffentlichen Dienstes eindringt.

Man hat als charakteristischen und verhängnisvollen Fehler einer hochbegabten Volksgemeinschaft, welche in tragischer Weise ihre nationale Selbständigleit eingebüßt hat, einstmals angeführt, ihre Häupter und ihre Glieder hätten als Männer zu sterben, aber nicht als Männer zu leben gewußt.

Man wollte damit offenbar sagen, es hätte ihnen im Leben der hohe Menschenwert der Selbstbeherrschung gefehlt, den Einen das weise Maß beim Gebieten, den Andern die Würde bei der Unterordnung, den Einen die Gewissenhaftigkeit bei der Ausübung der Autarität, den Andern die Besonnenheit bei der Bethätigung des Freiheitsdranges. Alle Intensität der Entwickelung nach der Seite derjenigen Eigenschaften hin, welche uns befähigen, als „Männer zu sterben", würde eine Nation nicht vor schmählichem Untergang bewahren, wenn ihr durch die Entwickelung dieser letzteren Eigenschaften die höchsten Eigenschaften und die unerläßlichsten Voraussetzungen für ein edles Gemeinschaftsleben verkümmert würden. Um dies zu verhüten, muß die Gesamtheit vor Allem ihre Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht tapfer und gewissenhaft erfüllen.

Die Entvölkerung Frankreichs.

Von A. Moulet, (Professeur d'École Normale) Laon.

Vor einiger Zeit ist in Paris ein Verein gegründet worden, dessen anerkennenswerte Aufgade es ist, der bedenklichen „Entvölkerung" unseres Landes Einhalt zu thun, und für die Vermehrung dieser abnehmenden Bevölkerung nach Kräften zu wirken. Ob dieser Verein, der vorwiegend aus großen Gelehrten besteht, wie Herrn Bertillon und Levasseur, es schon weit gebracht hat durch thatkräftige Propaganda oder gar persönliche Leistungen, ist mir nicht bekannt. Das angefangene Werl gehört im übrigen nicht zu denen, deren Ergebnisse sich schon nach so kurzer Zeit übersehen lassen.

Der betreffende Verein hat in Paris einen Kongreß eben abgehalten, dessen Präsidium die Minister des Unterrichts und des Innern übernommen haben, und die recht ernste Frage der „Entvölkerung Frankreichs" ist seitdem wieder an der Tagesordnung. Deswegen wird es für die Leser der Ethischen Kultur vielleicht nicht ohne Interesse sein, wenn ihre Aufmerksamkeit wieder auf dies Thema geleukt wird, eine Frage, der die Kulturstände nicht gleichgültig entgegensehen; wenn ich sie hier kurz zusammenfasse, und wenn ich zu den sonstigen Warnungen und dem üblichen Klagegeschrei die Bemerlungen eines Mannes ganz anspruchslos hinzusetze, dem die Lage durchaus nicht so bedenklich vorlommen möchte, wollte man vor allem einige veraltete Anschauungen sich abgewöhnen.

* * *

Die letzten Statistilen führen freilich nicht zu optimistischen Schlüssen. Die Bevölkerung Frankreichs vermehrt sich so unbedeutend, die Zahl der Geburten vermindert sich so erheblich, daß unsere Zeitungen llagen, Frankreich gehe dahin. Blickt man auf die Nachbarvölker, und vergleicht man die Zahlen der Statistik, so kommt Frankreich in Bezug auf den Überschuß der Geburt über den Tod, als das letzte — und dazu mit einem sehr geringen Prozentsatz. Einige von diesen Zahlen seien hier wiedergegeben.

Seit hundert Jahren ist der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle — pro 1000: England 13, Deutschland 12, Italien 8, Oesterreich 7, Frankreich 2. Franlreich nur 2. Es ist allerdings nicht erfreulich. „La France s'en va!" schrieb am Tag nach dem Kongreß Paul de Cassagnac,

der bekannte Redakteur des royalistischen Blattes Autorité. — „Geht es immer so weiter, sagte neulich Herr Bertillon, so ist nach Verlauf von fünf Jahrhunderten kein Frankreich mehr auf der Welt! — Diese Aussicht entbehrt jeden Trostes.

Daß Frankreich sich „entvölkert", darüber stimmen Alle überein. Fragt man nun, was natürlich ist, warum unser Land abnimmt, so gehen die Meinungen sofort auseinander, und dieses Warum wäre wohl das Erforderlichste zu erfahren. Wozu die zu nichts führenden Klagen und die furchtbaren Warnungen, wenn nicht radikale Mittel angewendet werden, die die drohende Gefahr schleunigst beseitigen. Viele Blätter, und nicht die schlimmsten, nicht nur bei uns, sondern vor allem im Ausland werfen uns sofort unsere Unsittlichkeit vor, die Verderbtheit unserer Sitten, unserer Litteratur, unserer Theaterstücke — dieser Theaterstücke, durch die doch gewisse Bühnendirektoren in Berlin ihr Glück machen. Frankreich gehe zu Grunde an seiner Unsittlichkeit. Andere führen die Schuld auf die Regierungsform zurück; wohlmeinende Moralisten sind der Ansicht, die einzige Ursache des Übels sei die Genußsucht meiner Landsleute. — Derselbe Paul de Cassagnac meint in dem schon genannten Leitartel, die jetzige Republik sei natürlich allein Schuld daran; und wenn er es nicht förmlich sagt, daß uns das wiederhergestellte Königreich unser Land retten würde, so kann man es dem royalistischen Redakteur ruhig zutrauen. Gott, wenn der König ein neuer Ludwig XIV. oder gar ein neuer August von Polen wäre . . . Und so schieben alle Parteien und alle Zeitungen verschiedene Nebenursachen vor, über welche sämtliche Blätter dann wütend herfallen; und unterdessen behalten die kapitalistischen Zeitungen und Revues die wahre Hauptursache in ihrem Geldschrank sorgfältig eingesperrt.

Interessierte und politische Ursachen dürfen nicht ernsthaft berücksichtigt werden, es ist ja klar; denn keiner wird beweisen, daß die Entvölkerung Frankreichs eben unter der jetzigen Regierung, und infolge der jetzigen Form der Regierung, eingetreten wäre. Vergleichen wir die verschiedenen Bevölkerungzahlen unseres Landes seit 1700, so kommt im Gegenteil heraus, daß unsere Ahnen noch weniger prolifiques als die jetzige Generation waren. Im Jahre 1700 zählte Frankreich 19 Millionen Einwohner, im Jahre 1789 27, — also nur 8 Millionen mehr nach 89 Jahren. Jetzt hat Frankreich 38 Millionen Einwohner, also 11 Millionen mehr seit einem Jahrhundert. Es springt nun in die Augen, daß die heutigen Franzosen, im Vergleich zu denen der guten, alten Zeit, nicht verleumdet werden können. Eins aber bleibt fest: Frankreich vermehrt sich kaum — und nicht vorwärtsgehen heißt in manchen Fällen rückwärtsgehen — während die Nachbarvölker, hauptsächlich England und Deutschland, sehr rasch anwachsen. Das ist die Gefahr.

Soll nun diese Gefahr beseitigt werden, so müssen die Ursachen einmal festgesetzt worden sein; und wie gesagt, das ist noch nicht ausschlagend und entschieden geschehen. Meistenteils wird nur auf Nebenursachen hingewiesen, deren Abstellen nur das Abstellen eines Teiles des Übels, nicht des ganzen Übels zur Folge hätte.

Es wird z. B. häufig angenommen, und das haben schon manche Artikel und Aufsätze zur Genüge erörtert, die Entvölkerung Frankreichs sei in erster Linie auf den Egoismus und die Genußtucht meiner Landsleute zurückzuführen. Die Zahl der Kinder werde systematisch beschränkt (Zweikindersystem), damit die Eltern sich ruhig und sorglos ausleben, sich alle Befriedigungen gestatten können, die sie sonst natürlich würden entbehren müssen. Auf die Französinnen, auf die koketten, leichtsinnigen Pariserinnen, die dem Vergnügen alles zu opfern bereit sein sollen, wird also vorwurfsvoll herabgeblickt, und der naheliegende Vergleich mit den Römerinnen bleibt nie aus. Frankreich nehme sich also in Acht und sei des römischen Beispiels stets eingedenk.

Es fällt mir natürlich nicht ein, zahlreiche, leichtlebige Frauen weiß waschen zu wollen, welchen in der Jagd nach dem Vergnügen die Mutterschaft aus leicht begreiflichen Gründen zur Last geworden ist. Es ist traurig genug, daß das edle Gefühl der Mutterliebe dem egoistischen Gefühle des Genießenwollens in gewissen Seelen weicht, und daß in manchen Familien die Kinder beinahe verwünscht werden, bevor sie auf die Welt kommen. Die Zahl solcher Ehepaare, welche die Geburt eines Kindes als einen Unglücksfall betrachten, ist bisher immer zu groß, bei uns wie anderswo. Groß ist auch, daß muß ich auch einräumen, die Zahl solcher Frauen, die dieser egoistischen, wüsten Genußsucht soweit opfern, daß sie sich durch bereitwillige Ärzte einfach unfruchtbar machen lassen, und gegen solche entartete, schändliche Geschöpfe kann die Stimme aller edlen Menschen nicht kräftig genug erhoben werden. Verliert die Gesellschaft im Grunde viel an diesem Verbrechen gewisser Frauen? Das bezweifle ich; sie würden sicherlich schlechte Mütter gewesen sein, und sie hätten ihre Kinder womöglich nach solchen Prinzipien gezüchtet. Das verbrecherische Verfahren aber muß gebrandmarkt werden.

Wer wird aber behaupten, es sei die Ursache der Entvölkerung Frankreichs? Kommt das Abnehmen der Bevölkerung, das Umsichgreifen des Zweikindersystems in der That von der egoistischen Genußsucht der Franzosen! Eins muß hier eingeräumt werden, und darauf hat Herr Levasseur selbst, ein in der Frage erfahrener Mann, hingewiesen. Je civilisierter ein Land wird, desto geringer wird die Zahl der Einwohner; oder besser gesagt, die Bevölkerung vermehrt sich um so langsamer, als die Kultur größer wird, weil die Einwohner raffiniert werden, weil sie durch eine schon entwickelte Kultur die Gewohnheiten und folglich die Bedürfnisse des Wohlstandes und aller Befriedigungen und Genüsse haben, welche der Wohlstand oder die Kultur zur Folge hat. Das ist ja wie ein Gesetz, welches bei der Entwicklung der Kulturländer obwaltet, wie man sich es leicht erklären kann. Frankreich ist in dieses Stadium der Kultur längst eingetreten. Die Kultur ist bereits so entwickelt, daß die Franzosen, die durch ein feuriges Blut zur Genußsucht gereizt sind, gewisse Angewohnheiten geistiger und sinnlicher Genüsse haben, die sie nicht mehr entbehren können, weil diese Angewohnheiten ihnen zur zweiten Natur geworden sind. Und um diese Bedürfnisse, die mit dem Fortschritt der Kultur stärker und auch zahlreicher werden, besser befriedigen zu können, werden die Menschen gewissermaßen dazu genötigt, entweder weil sie unbemittelt sind, oder weil sie dem fieberhaften Leben du monde angehören, wo das Muttersein und vor allem das Mutterwerden an diesen Befriedigungen hindert, und also nicht immer aus egoistischen, schuldigen Gründen, die Zahl ihrer Kinder zu beschränken. Es wird beinahe zur Notwendigkeit, weil die Lebensverhältnisse und gewisse Kulturverhältnisse es erheischen. Man vergleiche z. B. einen französischen Arbeiter mit einem deutschen; der deutsche lebt viel einfacher, es ist unbestreitbar. Damit ist natürlich nicht gemeint, der deutsche Arbeiter wäre weniger civilisiert als der französische. Thatsache aber bleibt, daß der französische Arbeiter durchschnittlich an das Leben höhere Anforderungen stellt, und das wegen seiner Natur selbst und seines Temperaments sowohl als wegen der Art seiner Kultur selbst. Die Beweglichkeit und die Hitze seines Blutes, seines Geistes, die Politik u. s. w. treiben ihn aus dem Heim ins Café, ins Theater, in die Versammlungen, weil das gesellschaftliche Leben in Frankreich viel reger ist als anderswo. Sein Leben ist also kostspieliger und anspruchsvoller; er hat andere Bedürfnisse, das Familienleben genügt ihm garnicht, er muß noch anderes haben, andere Genüsse kennen, andere Bedürfnisse befriedigen. Kein Wunder, wenn die Familie des Franzosen nicht so zahlreich ist wie die eines Deutschen, dem die Familie die Hauptfreude ist und bleibt. Aber in diesem Fall, denke ich, kann man von egoistischer, verwerflicher, ich möchte sagen ganz bewußter Genußsucht wirklich nicht reden. Das dürfen diejenigen, welche uns unsere Genußsucht vorwerfen, doch nicht vergessen. Diese unvermeidliche Wirkung der Natur selbst und der vorwärtsdringenden Kultur mit frevelhaften Trieben und verwerflichen Gewohnheiten einzelner raffinierter Genußsüchtigen zu verwechseln, scheint uns also ein unbedingtes Unrecht;

jedenfalls ist sie sicherlich nicht die Hauptursache der „Entvölkerung“ unseres Landes: die Männer, die in dem betreffenden Kongreß saßen, wissen schon, daß die wahre Ursache des Übels anderswo zu suchen ist. Und hier legt man sofort den Finger auf die brennende Wunde der Gegenwart, man geht sofort in soziale, oder, besser gesagt, in sozialistische Fragen hinüber. (Fortsetzung folgt.)

„Nora.“

Von Prof. Dr. F. Staudinger in Worms.

Ich war gerade aus einer vortrefflichen Darstellung von Ibsens „Nora“, der ersten, zu der ich Gelegenheit hatte, gekommen, da fiel mir ein, daß ich vor kurzem irgendwo eine Notiz über dieselbe in der „Ethischen Kultur“ gesehen haben müsse. Richtig! Nach Nr. 10 der Mitteilungen der Gesellschaft für ethische Kultur sprach am 27. Oktober d. J. Frau L. Jakobi in der Berliner Abteilung für ethische Kultur über dies Thema. Nunmehr las ich die vorher nicht berücksichtigte Notiz genauer: „Ebenso wie Helmer“, heißt es da, „würden unter 100 Männern 99 bei der ersten Kenntnisnahme einer That, wie die Noras, auffahren und schelten.“ Genau dasselbe hatte ich vor einer Stunde zu den Frauen gesagt, die ich aus dem Theater begleitete und hatte hinzugefügt, es sei ganz falsch, Helmer für einen so erbärmlichen Philister zu halten. So wie er, sind fast alle um uns herum, vielleicht wir selbst: brav, ehrlich, auf Ehre und Anstand bedacht, mit etwas Sinn für ein gemütliches Heim, in dem man Näherei, große Wäsche, Kindergeschrei nicht gerne sieht und hört. Und die Meisten machen auch den Frauen gegenüber den Fehler, von Dingen, die über den Horizont des gewöhnlichen Haus- und Gesellschaftslebens hinausgehen, nicht zu reden. Zuweilen sind die Frauen selbst daran schuld. Schon oft konnte ich die Beobachtung machen, daß Frauen in dem Augenblicke, wo das Gespräch eine ernste Wendung in der Gesellschaft nahm, unter sich über andere Dinge zu reden begannen. Vielfach haben sie auch die Männer so gewöhnt. Denn über gewisse Dinge nicht mit der Frau zu reden, ist bei vielen Prinzip. Vor Jahren stritt ich lebhaft darüber mit einem Jugendfreunde, einem ernsten Manne, ob und wie weit man mit der Frau über religiöse, politische, soziale Dinge reden solle und dürfe. Er verfocht lebhaft die Ansicht gegen mich, daß die Frau nicht in innere Unruhe und in Zwiespalt mit ihren anerzogenen Ansichten gebracht werden dürfe, daß sie nur in der ruhigen Unbefangenheit ihres häuslichen Wirkens glücklich sei, und man ihr nur das bieten dürfe, was in Kunst und Litteratur und Geschichte das Gemütsleben erhöhe und pflege, nicht aber, was sie in den häßlichen Streit des Alltagslebens zu ziehen geeignet sei.

Ibsens „Nora“ ist die Antwort auf solche Anschauungen; eine der Antworten wenigstens, die das Weib giebt und geben muß, wenn es aus solchem Traumzustand durch irgend ein erschütterndes Ereignis zum Selbstbewußtsein kommt. Aber freilich ist dieser Fall in dieser Weise nur in manchen bürgerlichen Kreisen denkbar; die mit im Geschäft thätige Frau des Kaufmanns und des Handwerkers, die mit ihrem Manne zusammen arbeitende Frau manches höher Gebildeten, von den Frauen der Arbeiter gar nicht zu reden, kommen nicht in solche Lage. Darum ist es zu weit gegangen, wenn man die „Frauenfrage“ hier allzu stark betont; es ist mehr eine Erziehungsfrage, als ein Stück aus der eigentlichen Frauenfrage. Diese in ihrer ökonomischen Bedeutung wird nicht im mindesten dadurch verändert, daß die Frau mehr zur Gefährtin, als zum Gespielen des Mannes erzogen wird. — Wo aber das letztere der Fall ist, da muß unter Umständen bei einer temperamentvollen Frau durch irgend einen heftigen Anlaß ein Mißtrauen gegen den Mann entstehen, das sie von ihm hinwegtreiben kann. So wie der, dessen sittliche Anschauungen allzu fest an bestimmte religiöse Darstellungen geknüpft worden sind, in dem Momente, wo er die letzteren als unwahr erkennt, auch an der Sittlichkeit irre zu werden pflegt, so muß eine Frau, die nicht in innerer Lebensgemeinschaft mit ihrem Manne gelebt hat, an seiner Liebe irre werden, wenn sie einen ihr verborgen gebliebenen Zug seines Charakters in heftigem Widerstreit gegen sie hervorbrechen sieht.

So müssen wir, wie ich glaube, Ibsens Nora verstehen; und unter diesem Gesichtspunkte scheint ihn auch Frau L. Jakobi im ganzen verstanden zu haben. Ihre Bestreiter dürften dagegen durchweg einen Fehler gemacht haben, der bei Beurteilung eines Kunstwerkes nicht sorgfältig genug vermieden werden kann. Sie haben, wie es nach dem Referate erscheint, durchweg ihre eigenen moralischen Maßstäbe an das Kunstwerk gelegt und nicht gefragt, ob die beteiligten Personen nach dem ihnen gegebenen Charakter in den gegebenen Situationen überhaupt anders hätten handeln können. Sie haben nur gesagt, was sie selber in solchem Falle für moralisch richtig hielten, nicht aber, was die in so bestimmter Weise charakterisierten Personen in so bestimmten Fällen für richtig halten mußten.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus möchte ich mir verstatten, noch einen kleinen Epilog zu jener Diskussion zu geben, in der Hoffnung, daß mir das von den Beteiligten nicht als feevle Ueberhebung und eitles Besserwissenwollen gedeutet werde. Ob sie die Ansichten, die diese kurze Skizze vorbringt, für richtig oder für irrig halten, steht ja bei ihnen, und fern sei es von mir, sie als die wahren aufdrängen zu wollen.

Wenn wir Ibsen nach obengenannten Gesichtspunkten innerer Wahrheit und innerer Geschlossenheit seiner Charaktere und Situationen betrachten, so werden wir ihn vielleicht mehr für einen gewandten Konstrukteur, als für einen genialen Künstler halten. Wir werden manchmal ein Mißbehagen empfinden, wenn sich uns der anatomische Knochenbau allzusichtbar vordrängt, wenn vielleicht infolgedessen bei fast allen Personen gewisse, an sich nicht verwerfliche Züge in etwas absichtlicher, ja schrullenhafter Weise hervortreten; — so bei Helmer, daß er nichts Unschönes sehen kann, bei Nora die Erwartung des Wunderbaren, bei Rank die Vererbungstheorie, bei Frau Linden der Wunsch, jemand zu haben, für den sie arbeitet. Allein gerade in unserm Stücke liegt dieses schrullenhafte Element, das z. B. bei Hedda Gabler geradezu widerwärtig wird, mehr in den eckigen, unkünstlerischen Außenlinien des Werkes, als in dessen innerem Aufbau. Der ist hier meist künstlerisch sauber.

Ein Weib, das in sich lebhaften Willen und guten Verstand hat, ist verhätschelt von Vater, an Ordnung, an Wahrhaftigkeit nicht gewöhnt, nur mit den Kleinigkeiten des Lebens genährt worden. Nun kommt sie in die Hand eines Mannes von peinlicher Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit, dem aber höhere Bedürfnisse fremd sind, und der gar nicht daran denkt, daß die Frau ihm Gefährtin und Gehilfin in den ernsten Angelegenheiten des Lebens sein könne und solle. Er erzieht und behandelt sie wie ein kleines Kind, mit dem man spielt, das man schilt, wenn es genascht hat aber unverdenklich war. Und sie spielt, nascht, lügt wie ein liebenswürdiges, unartiges Kind, freut sich wie ein Kind, wenn es gehätschelt wird, und hat den, der das thut, von Herzen lieb.

Aber da, wie dem Geliebten Gefahr droht, erwacht etwas höheres in ihr: der Opfermut. In ihrer kindischen Unerfahrenheit begeht sie die Fälschung, über deren Unrecht sie sich ebensowenig Rechenschaft gibt, als wenn sie dem Manne vorlügt, sie habe keine Makronen genascht. Sie spart, arbeitet, um die schwere Schuld abzutragen und ist glücklich in dem Bewußtsein, daß der Mann gar nicht weiß, was er ihr verdankt. Aber das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit ist doch da, und leise bereitete es sich zu dem Momente vor, wo es elementar hervorbricht. Allmählich wird sie gewahr, daß der Mann sie nicht ihrem höheren, sondern ihrem niederen Selbst gemäß behandelt. Er schämt sich, daß man ihm nachsage, er habe seiner Frau zu Liebe eine Entlassung rückgängig gemacht; er kann wütend auffahren, als sie, die er so oft wegen Kleinigkeiten tadelt, eine einzelne seiner Handlungen als kleinlich bezeichnet; sie merkt, in dem Gespräch mit Rank, daß sie mit diesem sich stets freier und ernster hätte unterhalten können, als mit ihrem eigenen Mann; aber sie liebt diesen — sie glaubt, er müsse sie auch wieder lieben bis zur Aufopferung seiner Ehre; er müsse, wenn er das schreckliche Geheimnis erfahre, die Schuld auf sich nehmen — ohne weiteres —, ohne alle Umstände.

In dem Gespräch mit Dr. Rank zeigt sich ihr Frauengefühl, ihre innere sittliche Würde in hellem Licht. Sie konnte den Freund um Hilfe bitten; das Geständnis, daß er sie liebt, verschließt ihr den Mund. Wohl denkt sie dennoch daran, es zu thun, als Günther sie zur Verzweiflung treibt; aber dem Manne selber frei zu gestehen, was geschehen ist, dazu hat sie nicht den Mut. Wenn sie sich liebend an ihn schmiegte, ihm erzählte, daß das Geld nicht vom Vater sei, daß sie es getiehen, daß sie deshalb so oft Geld von ihm erbeten habe, um die Schuld zu tilgen; daß es eben der von ihm verabscheute Günther sei, von dem sie es geliehen; und wenn sie dann, da Helmer sicherlich die Summe sofort hätte berichtigen wollen, das schwerere Geständnis gemacht hätte, daß sie, ohne zu wissen, was sie that, die Unterschrift des Vaters selber geschrieben habe: — wäre dann der Mann im stande gewesen, so aufzutreten, wie er es später that? Schwerlich! — Aber warum that sie das nicht, warum konnte sie es nicht? Warum

wollte sie lieber in den Tod gehen und den Mann ihre Schuld durch den Brief des Fremden erfahren lassen?

In dieser Frage liegt der Schwerpunkt. Und in der That, so wie sie war, wie sie zu ihrem Manne stand, den sie, wie ein Kind den halb gestrengen, halb zärtlichen Vater, fürchtete, mit dem sie nie über solche Dinge geredet hatte: so konnte sie ihrem Manne nicht sagen, was er von niemand Anderem als von ihr selber erfahren durfte. Dies rückhaltlose Vertrauen fehlte ihr, und mußte ihr, wie die Sachlage war, fehlen. Und als nun der Mann das schrecklichste, was er sich nach seinen Anschauungen nur erdenken konnte, vom Fremden erfährt, als er seine Ehre, seine Existenz vernichtet sieht, von ihr vernichtet sieht, die er geliebt, die er nun seiner ganzen Gesinnung nach, zumal da er ihre Motive zu bedenken nicht Zeit hat, als verworfene Verbrecherin ansehen muß: da erwartet sie ihrerseits das Vertrauen, das sie selber nicht besessen hat. Sie muß es angesichts des Bewußtseins ihrer einstigen Liebesthat erwarten, und sie kann nicht verstehen, daß er dies unmöglich haben kann, wenn er solche Nachricht auf solche Weise erhält.

Und als sie nun den Vorschlag bemerkt, der in seinem Verhalten erscheint, sobald er seine bürgerliche Ehre außer Gefahr weiß, als er da von Verzeihen redet: da erwacht sie zum vollen Bewußtsein ihrer selbst. Sie fühlt nunmehr, daß das Verhältnis zu ihrem Mann nicht das war, was es hätte sein sollen, sie fühlt, daß sie ihm nicht gleichwertige Gefährtin war; sie fühlt vor allem trotz seiner zurückkehrenden Besinnung, und gerade aus ihr heraus nur das eine, daß seine verletzte äußere Ehre die Liebe zu ihr ersticken konnte. Sie meint, Millionen von Frauen hätten ihre Ehre dem Geliebten zum Opfer gebracht, und merkt nicht, daß diese ihre Ehre doch eigentlich ihrer Leidenschaft zum Opfer gebracht und daß auch Millionen Männer so gehandelt haben. Diejenige Ehre, auf die Helmer sein Leben lang stolz war, die kennt und empfindet sie nicht. Und so muß ihr, was er gethan hat, als krasser, liebeleerer Egoismus erscheinen, als das Gegenteil der Aufopferungsfähigkeit, die sie ihm erwiesen hat. Die beiden verstehen sich nicht mehr, können sich nicht mehr verstehen auf dem früheren Lebensboden, der grausam unter ihnen gewichen ist. Sie kann sein Weib nicht mehr sein in aller Weise; aber sie kann es auch nicht sein auf dem neuen, ihrem jetzigen Selbst entsprechenden Boden. Denn dazu fehlt ihr selber noch alles. Dazu gehört mehr, als nicht ein verhätschelter Spielgefährte für Mann und Kinder sein zu wollen. Und mehr ist sie noch nicht; sie hat nur das tiefe Bewußtsein, daß sie mehr sein will und muß, daß sie etwas werden muß in sich, um jenes sein zu können, daß sie dem Manne die Achtung einflößen muß, die sie vor solcher Behandlung sichert, falls eine höhere Liebe in seinem Herzen zu wohnen vermag; daß sie endlich den Kindern nicht bloß Gespielin, sondern Mutter und Erzieherin muß werden können.

Aber warum sucht sie das nicht in dem Heim zu werden? Warum muß sie Mann und Kinder verlassen? Darin liegt der alte Tadel, den eine Rednerin in der besagten Diskussion geltend gemacht hat, den auch ich öfters geäußert habe. In der That ist dieser Tadel richtig, wenn man an die moralische Forderung an sich selbst denkt. Aber er ist falsch, sobald man nicht die eigene moralische Empfindung auf das Stück überträgt, sondern aus der Seele der dort Geschilderten schließt. Das kann Nora nicht nach der Erschütterung ihres Wesens. Helmer hätte es vermocht, mit einer Frau, die er für eine schwere Verbrecherin hielt, äußerlich noch zusammenzuleben. Er wäre vielleicht seelisch dabei zu Grunde gegangen, aber er hätte es fertig gebracht, wie manch Anderer, der um äußerer oder innerer Rücksichten nicht den Mut, vielleicht auch nicht die Möglichkeit hat, ein unhaltbares Verhältnis zu zerreißen. Er für seine Person war ja gar nicht innerlich anders geworden, als zuvor; für ihn hatten sich nur äußere Verhältnisse geändert.

Aber sie war anders geworden. Sie war herausgerissen aus ihrer ganzen vorigen Existenz, aus dem Traum ihrer Liebe, aus dem Bewußtsein ihres Genügens an Spiel und Tändelei. Der Mann, dem die schreckliche Nachricht einen Augenblick die Liebe übertäubt hatte, war ihr innerlich fremd geworden — und tief hatte sie das Bewußtsein erschüttert, daß sie zur Erzieherin ihrer Kinder nicht tauge. Ob sie da objektiv recht hatte, ob sie nicht dennoch daheim wieder sich hätte emporarbeiten und Vertrauen fassen lernen: das thut nichts zur Sache. Wie sie eben war, in dem Gefühl, eine Andere und doch noch keine Andere zu sein: das konnte sie nicht. Dieselbe innere Macht, die sie vorher hinderte, dem Manne ihre Schuld zu gestehen: sie treibt sie hinaus. — Ob sie einst wieder zurückkehrt?

Das wird sie, wenn das Wunderbarste geschieht, woran sie eben nicht zu glauben wagt; wenn sich beide soweit verändern, daß ihr Verhältnis eine Ehe genannt werden kann.

Aber jetzt könnte dies in der That nicht geschehen. Zuvor war er der Herr, sie das willenlose Vögelchen, das sich von ihm locken und scheuchen ließ nach Belieben. Und als ihr Selbst durchbrach in elementarer Unmittelbarkeit, als er merkt, daß er nicht mehr einem willenlosen Vögelchen, sondern einem Menschenwesen gleich ihm gegenüberstand, da knickte er zusammen; da war sie Herr, und er reichte ihr ebenso willenlos den Ehering, wie sie ihm zuvor willenlos die Hand darauf gegeben hatte, daß sie nicht mehr für Günther reden wolle. Von nun ab wäre sie Herr gewesen, ohne mehr Einsicht zum Herrschen zu besitzen, wie er zuvor. Aber in der Ehe, wie sie sein soll, darf keine Herrschaft und Knechtschaft: da muß Kameradschaft sein. Das fühlt sie tedhaft, daß hierzu beide ungeeignet sind. Als wirklich freie, innerlich zum Gleichgewicht gelangte Frau hätte sie wohl daheim an der Herstellung solchen Verhältnisses gearbeitet, zumal sie doch erkennen mußte, daß ihr Gemahl nicht böse sei und sie doch in seiner Art liebte. Aber eben dies Gleichgewicht hatte sie nicht. Sie hatte die Ketten der Sklavin gebrochen, die Freie war sie noch nicht geworden — sondern nur erst emanzipiert — wie es eine große Schar von Individualisten und Individualistinnen heute sind, die von Ankergrund alter Ueberzeugungen und Lebensordnungen in trotzigem Selbstbewußtsein losgerissen, ihr Ich und dessen Forderungen in den Mittelpunkt stellen und noch nicht gelernt haben, daß das Ich nichts ist für sich allein, daß es stets nur frei sein kann in der Gemeinschaft, bezw. in der Hingabe an das Ideal vollkommener Gemeinschaftsbildung. Die Lossreißung vom alten, die noch nicht gewonnene Anknüpfung an ein anderes Ideal muß Gestalten wie diejenige Noras, gerade wenn die Naturen energisch sind, notwendig hervorbringen.

Sollen wir diese darum schelten? moralisch verurteilen? Oder nicht vielmehr Bedingungen schaffen helfen, die den Menschen zur Freiheit führen, ohne daß er sich von Sklavenketten zu emanzipieren und dann wie ein losgerissenes Blatt hin- und hergewirbelt zu werden braucht.

Am Sonntage der Aufführung der Nora soll ein Geistlicher hier von der Kanzel gegen dies Stück gedonnert und es als verwerflich bezeichnet haben, daß man dessen Aufführung dulde. Das Theater war gedrängt voll. Verschiedene Frauen sollen danach der Nora Beifall gezollt und geäußert haben: sie habe ganz recht gehabt.

Da haben wir den ganzen Gegensatz — dort den Pfarrer, der da bangt, es möchten seine Schäflein sich losreißen — hier bereits das Jauchzen derer, die da meinen, sie wären frei, wenn sie die Ketten zerbrechen.

In der That, es steckt eine Moral in der Nora. Aber der Herr Pfarrer konnte die nicht verkünden.

Mark 25. — „Kleine Versagungen vom Weihnachtsluxus" habe ich für die Hamburger Notlage aus Berlin empfangen, werde den Betrag verwenden, um die Familie eines im Ausstande befindlichen Hülfsarbeiters aus einer menschenunwürdigen Wohnung zu erlösen. Fernere Beiträge dazu nehme ich sehr gern entgegen.

Hamburg U., Zimmerstr. 34. **Prof. Ferd. Tönnies.**

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Der Moralunterricht der Kinder.

Von Felix Adler.

Autorisierte Übersetzung herausgegeben von Georg von Gizycki.

176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Kempff'schen Klassiker-Ausgaben

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Bartelt

Berlin SW., Hallesches. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension, Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch regel. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Familien-Pensionat Schall.

Inhaberin: Frau Pastor Gudalke.

Berlin SW., Großbeerenstraße 9 III.

Pensionspreis von 75—100 Mark monatlich. Aufnahme für Tage, Wochen und Monate. Junge Damen finden Familienanschluß.

Guter Mittagstisch für gebildete Herren u. Damen.

Vorzügliche Referenzen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2244.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 2. Januar 1897. | Nr. 1.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Unsere Hoffnungen. — Die Stellung des Christentums zum Krieg. Von Paul Pflüger. — Ethische Litteraturfragen. — Der Ausstand der englischen Dockarbeiter im Jahre 1889. — Bücherbesprechung: Gabriele Reuter, Kolonisten-Volk und Ernlode Hopkins (Fm Foerster).

Unsere Hoffnungen.

Wird uns das neue Jahr in Wahrheit neue Dinge bringen oder nur die ewiggleiche Wiederholung verworrener Leidenschaften und selbstsüchtigen Trotzes? Giebt es in der Menschenwelt überhaupt einen moralischen Fortschritt, oder sind wir inmitten all unserer Macht über die Natur immer nur wilder und begehrlicher geworden? Ist nicht heute zertretenes Menschenglück und ständiges Massenelend mehr als je die Grundlage der Kultur?

Dem oberflächlichen Beobachter mag in der That angesichts der Verwilderung unseres öffentlichen Lebens und erschreckender Ausbrüche von moralischer Entartung in den machthabenden Klassen das Schicksal des römischen Kaiserreiches oder der Zusammenbruch der französischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts vor die Seele treten. Wir kennen die Stimmen, die dem thatfreudigen Hoffen mit müder Überlegenheit zu bedenken geben, daß die menschliche Natur sich immer gleich bleibe — als ob diese menschliche Natur mit all ihren wunderbaren Kräften nicht die Blüte einer endlosen Entwickelungskette erwachenden Lebens und die Keimzelle unabsehbarer Entfaltungen der Zukunft wäre. Oder sollte wirklich mitten in dem unablässigen Wandel aller Gebilde die Menschenseele allein zur Erstarrung verdammt sein — die Menschenseele, die aus Höhlenleben und Kannibalismus zu den erhabenen Brudergedanken unseres Zeitalters emporgestiegen ist?

Wer tiefer hineinblickt in das verworrene Treiben der großen menschlichen Werkstatt, der wird nicht niedergedrückt werden von dem Kontrast zwischen der niegeahnten Fülle der Arbeitsleistung und dem Elend von Millionen, sondern er wird inmitten der sausenden Räder und der dumpfen Staublust tief ergriffen werden von der Ahnung, daß der unharmonische Lärm, der heute noch die großartigen Gebilde harmonischer Kraftverbindung umtobt, nur ein kurzes Zwischenspiel sein kann, bis einst der Bann der Gedankenlosigkeit gebrochen ist und von dem Wunderwerk der tausendfach verschlungenen Hände ein Friedenslicht in die tausendfach entfremdeten Seelen fallen wird. „Manchester mit seinen Baumwollabfällen", so sagt ein sozialer Prophet, „seinem Staub und Rauch, seinem Lärm, Zank und Schmutz ist dir zuwider? Denke nicht so: Eine kostbare Substanz, schön wie Zauberträume und doch kein Traum, sondern Wirklichkeit, liegt in jener lärmenden Hülle verborgen, eine Hülle, die allerdings danach ringt, abzufallen und die Schönheit frei und sichtbar zu machen! Hast du einmal mit gesunden Ohren das Erwachen Manchesters am Montagmorgen, Schlag halb sechs Uhr gehört? Das Losstürmen seiner tausend Fabriken, wie das Dröhnen der Flut im Atlantischen Ozean; das Summen von zehntausend mal zehntausend Spulen und Spindeln — es ist vielleicht, wenn du es richtig verstehst, erhaben wie ein Niagarafall, oder noch erhabener. Baumwollspinnerei ist in ihrem Ergebnis das Bekleiden der Nackenden, in ihren Mitteln der Triumph des Menschen über den Stoff. Ruß und Verzweiflung sind nicht das Wesentliche in ihr, sie können von ihr getrennt werden — schreien sie nicht zu dieser Stunde zornig, daß sie von ihr getrennt werden wollen?"

„Die Hülle ringt danach, abzufallen" — ein Wort voll tiefer Zeiterkenntnis. Dieselbe weltwirtschaftliche und technische Entwicklung, die scheinbar mehr als je den Menschen vom Menschen gerissen hat — sie trägt in sich die Bildungskräfte des Reiches Gottes auf Erden. Die kleingläubigen Zweifler sollen bedenken, daß die menschliche Gesellschaft im Zeitalter des Verkehrs und der Maschine in wenigen Jahrzehnten eine ungeheure Revolution aller äußeren Beziehungen und Lebensformen erlebt hat, — während unsere sittliche Lebensweisheit noch ganz in der naiven Roheit und dem naiven Idealismus der kindlichsten Vergangenheit stehen geblieben ist. Die herrschende Moral der gegenwärtigen Epoche ist noch die Moral des Hordenraubes und der isolierten Naturalwirtschaft, während die wirtschaftliche und soziale Entwickelung den Einzelnen längst in ein erdumspannendes System der Arbeitsteilung und der gegenseitigen Aushilfe eingesponnen hat und kein Kulturwerk mehr hervorbringt, das nicht eine gemeinsame Gabe von Gedanken und Händen aus allen Erdteilen wäre. Es liegt nun der Zauber und die Schönheit der Gegenwart und ihr tiefer Unterschied von allen Epochen der Décadence darin, daß jene allbeherrschenden Thatsachen der wirtschaftlichen Arbeitsverbindung jetzt allmählich durch den Nebel der Begehrlichkeit und der Herrschsucht hindurch in das sittliche Bewußtsein der Lebenden dringen und die Gefühle und Gedanken der großen Wandlung der äußeren Lebensbedingungen anzupassen beginnen. Denn wie könnten wohl alle die Riesenwerke vereinigter Menschenkraft erstehen, ohne von Tag zu Tag tiefere Spuren der Kameradschaft und der Dankbarkeit in den Herzen der Zusammenwirkenden zu hinterlassen? Und gerade die Thatsache der Arbeitsteilung, die heute von einer befangenen Wissenschaft als Rechtfertigung für die soziale Ungleichheit verwertet wird, — sie enthält ja die stärksten Antriebe zur Ausgleichung der Lebensbedingungen: denn das Ineinandergreifen der geteilten Arbeit zu höheren Gebilden gemeinsamen Thuns fordert Einheit der Seelen, gegenseitiges, liebevolles Verständnis und darum vollere Entfaltung des geistigen und sittlichen Lebens aller Arbeitenden, gleiches Ergriffensein vom Bilde des werdenden Ganzen.

Wer von diesen Gesichtspunkten aus die Entwickelung der Gegenwart betrachtet, der wird mitten in aller Verrohung und Verwirrung überall die hoffnungsvollen Keime kommender Menschlichkeit erblicken und ihres endlichen Durch-

bruches gewiß sein. In uns allen ist die Fabel von der unveränderlichen „menschlichen Bestie“ so festgewurzelt, weil wir in der empfänglichsten Zeit unseres Lebens von der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit fast nur Mord und Intrigue und fast nichts von der stilleren Geschichte der Menschenliebe gehört haben. „Der große goldene Strom der Liebe“ — so sagt Adalbert Stifter, „der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeronnen, durch die unzählbaren Mütterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Ausmerkung ward vergessen; das andere, der Haß, ist die Ausnahme und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden.“ Der Haß wird immer mehr zur Ausnahme werden und der Strom der Liebe aus dem engsten Kreise der Herzensgemeinschaft immer voller in alle menschlichen Beziehungen strömen, weil das Bild der großen menschlichen Arbeitsgemeinschaft mit ihrem so unsichtbaren und doch so innigen Füreinandersein immer unaufhaltsamer von unseren Sinnen und Seelen Besitz ergreift und ein Gefühl der Lebenseinheit erzeugt, das an Pietät und Sympathie der Innigkeit der Familiengefühle verwandt ist: Es fließt ja mein Herzblut und atmet mein Leben in dem meiner fernsten Brüder, sowie das ihrige in mir — und da sollte ich an ewigen Klassenkampf und ewiges Zähnefletschen glauben, statt des ewigen Friedens im Wetteifer froher Arbeit gewiß zu sein? F.

Die Stellung des Christentums zum Krieg.

Von Pfarrer Paul Pflüger in Dußnang (Schweiz).

Wer vom Christentum redet, muß sich klar sein, daß über das Wesen desselben nichts weniger als allgemeine Übereinstimmung herrscht, vielmehr zahllose Auffassungen davon kursieren. Kein Wunder, daß auch die Stellung des Christentums zum Krieg seit jeher sehr verschieden beurteilt worden ist. Im Namen des Christentums sind zahllose Kriege geführt worden; es sei bloß an die Kreuzzüge erinnert; die Stellvertreter Christi in Rom sind oftmals Anführer im Kriege gewesen; auf den Schlachtfeldern der Kulturvölker wird der Christengott von den Kämpfenden um Sieg angefleht und nach der Schlacht stimmen die Sieger jeweilen das Te Deum an. Anderseits haben christliche Demanstrationen wie die Mennoniten und die Quäker seit Jahrhunderten um ihres christlichen Glaubens willen den Krieg verpönt und die Teilnahme am Kriegsdienst gemieden; um seiner religiösen Ueberzeugung willen hat vor kurzem in Deutschland der Rekrut Thröner den Militärdienst verweigert, in Österreich desgleichen Dr. Skarvan und in Rußland sind die „Stundisten“ wegen ihrer in religiösen Bedenken wurzelnden Verweigerung des Militärdienstes schwersten Verfolgungen seitens der Regierung ausgesetzt.

Wenn wir über das Verhältnis des Christentums zum Kriege reden wollen, so ist es uns darum zu thun, die Stellung des ursprünglichen unverfälschten Christentums, insbesondere die Stellung des Stifters der christlichen Religion zum Kriege klarzulegen. Leider hat man in der christlichen Kirche im Laufe der Zeit die Lehre und den Idealismus Jesu immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Ein verhängnisvoller Fehler war namentlich die Kreirung der Bibel zu einer unfehlbaren Lehrautorität, wodurch die Sagen der alten Hebräer den Thaten Jesu, die Anschauungen einer rohen Urzeit den Goldworten des größten Idealisten gleich gewertet wurden.

Die Bibel ist eine bunt zusammengewürfelte Schriftensammlung, von der es mit Recht heißt:

Hic liber est in quo sua quærit dogmata quisque
Invenit pariter dogmata quisque sua

d. h. Die Bibel ist das Buch, indem Jeder seine eigenen Glaubenssätze sucht und ein jeder sie gleicherweise findet. Auch über Krieg und Frieden läßt sich aus der Bibel eine Blumenlese der heterogensten und widersprechendsten Dikta und Fakta zusammenstellen. Soll vielleicht die Zahl der Bibelstellen den Ausschlag geben, die sich für eine Auffassung anführen läßt? Thatsächlich haben in der geschichtlichen Entwickelung des Christentums die Töne milder Verzeihung und diejenigen erbarmungsloser Verdammung, wie sie in den heiligen Schriften angeschlagen sind, einen Widerhall gefunden.

Lassen Sie mich zuerst die Auffassung der alttestamentlichen Schriften vom Krieg skizzieren und dann diejenige des Neuen Testaments bezw. die Stellung Jesu zum Krieg ins Auge fassen.

In den Schriften des alten Testaments tritt uns im allgemeinen noch eine urwüchsig rohe Anschauung entgegen, bei der Krieg und Kriegswesen noch nicht in einen Gegensatz zum sittlichen Bewußtsein getreten ist. Der Gott Israels Jahveh selbst wurde in älterer Zeit, als Israel noch Eroberungskriege führte, als ein Kriegsgott verehrt; er ist der Herr der Heerscharen, der, wie die olympischen Götter, unsichtbar mit seinen Mächten selbst am Kampf teil nimmt und die Feinde in Israels Hände giebt. Die Israeliten nahmen in ältester Zeit die Bundeslade, die wohl ein Idol Jahvehs enthielt, in den Kampf mit; die Kriege der Israeliten werden als „Kriege Jahvehs“ bezeichnet (1. Sam. 18, 17, 4 Mos. 21, 14). Nach dem Kriegsgesetz (5. Mos. 20, 2) sollte ein Priester, wenn das Heer den Feind zu Gesicht bekäme, eine Ermahnungs- und Evangeliumsrede an das Volk halten.

Die Kriege wurden ohne Schonung gegen die Verwundeten, mit Grausamkeit gegen Wehrlose und mit erbarmungsloser Härte gegen die Unterliegenden geführt. Ein schreckliches Beispiel weist die Geschichte Davids auf, der die gefangenen Ammoniter zur Rache für die Beschimpfung seiner Gesandten zersägen, mittelst eiserner Dreschwagen zermalmen und in Ziegelöfen verbrennen ließ (2. Sam. 12, 31). Ein anderes lieferte Amazja, indem er 10 000 gefangene Edomiter vom Felsen herabstürzen ließ (2. Chron. 25, 12). Auch die barbarische Grausamkeit, schwangeren Frauen den Bauch aufzuschlitzen und Kinder an Felsen und Mauerecken zu zerschmettern, kommt bei den Israeliten in den wilden Bürgerkriegen des Zehnstämmereichs vor (2. Kön. 15, 16). Kriegsgefangene, denen man das Leben schenkte, wurden mit den Weibern und Kindern gefesselt oder mit Stricken gebunden, fortgeführt und als Sklaven gehalten oder verkauft (4. Mos. 31, 26, 5. Mos. 20, 14). Zu solcher Kriegsführung forderte Jahveh selbst auf; das Gesetz bestimmte: „Wenn dir der Herr, dein Gott eine feindliche Stadt in deine Hand giebt, so sollst du alles, was männlich darin ist, mit der Schärfe des Schwerts schlagen. Aber in den Städten folgender Völker, die dir der Herr dein Gott zum Erbe geben wird, sollst du nichts leben lassen, was Odem hat, sondern sollst sie gänzlich ausrotten, nämlich die Hethiter, Ammoniter, Cananiter, Pharasiter, Hemiter und Jebusiter, wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat“ (5. Mos. 20, 13. 16. 17). Die hier geschilderten Grausamkeiten waren — das darf man nicht vergessen — nicht nur bei den Israeliten, sondern überhaupt bei den orientalischen Völkern im Schwange.

Später traten an die Stelle der Eroberungskriege bloße Verteidigungskriege. „Wie die Sitten sanfter werden, wird auch der Charakter der Götter ein besserer und sanfterer. An die Stelle der wilden und grausamen Kriegsgötter treten nach und nach die Götter der Liebe und Barmherzigkeit“ (Höffding, Ethik, S. 357). So auch bei den Israeliten, wo besonders die Propheten auf Verfeinerung und Vertiefung der überlieferten Moral und Religion hinarbeiteten. Jahveh ist nach prophetischer Auffassung nicht mehr bloß der Gott Israels, sondern der Herr aller Nationen. Propheten wie Jesajas, Micha schauen im Geiste schon das Morgenrot eines Friedensreiches, an dessen Spitze der Friedefürst steht, und sie verkündigen die Abschaffung aller Kriege und den Anbruch eines ewigen Friedens. Auch in der Gesetzgebung machte sich durch prophetischen Einfluß eine humanere Auffassung bemerkbar, wenn 5. Mos. 21, 10—14 verboten wird, kriegsgefangene Frauen, mit denen man geschlechtlichen Umgang gehabt, als Sklavinnen zu verkaufen. Das Gebot „Du sollst nicht töten“ bezieht sich hingegen bloß auf das Privatrecht, die Blutrache.

Ein märchenhaftes Bild vom Völkerfrieden ist Jesajas 11

gezeichnet, wo es heißt (Vers 6—9): „Da wird der Wolf bei dem Lämmlein wohnen, der Leopard bei dem Böcklein niederliegen. Das Kalb, der junge Löwe und das Mastvieh werden bei einander sein, also daß sie ein kleiner Knabe treiben wird. Die Kuh und die Bärin werden miteinander weiden und ihre Jungen zusammen lagern. Niemand wird dem andern Übles thun; niemand wird den andern am ganzen Berg meines Heiligtums verderben." Wie ergreifend ertönen die Worte Michas (IV, 1—4): „Und er (Jahveh) wird Recht sprechen unter den Heiden und viele Völker richten, also daß sie ihre Schwerter zu Hauen und ihre Spieße zu Rebmessern verschmieden werden. Kein Volk wird wider das andere das Schwert erheben; sie werden auch hinfort nicht kriegen lernen." In Jes. 32, 16—18 lesen wir: „Alsdann wird Recht in der Wüste und Gerechtigkeit im Baumgarten wohnen. Und der Lohn der Gerechtigkeit wird Friede sein und der Gerechtigkeit Frucht Ruhe und Sicherheit ewiglich." (Und mein Volk wird in der Herberge des Friedens und in sicheren Wohnungen und in stillen Ruheplätzen wohnen.) Und Sacharja (IX, 10) prophezeit: „Ich will die Heerwagen von Ephraim ausrotten und die Rosse von Jerusalem; auch die Bogen, welche man in dem Kriege gebraucht, werden ausgerottet werden. Dein König wird Frieden verkündigen den Völkern u. s. w."

Das sind Höhepunkte alttestamentlichen Schrifttums, von dem die spätere Epoche des jüdischen Schriftgelehrten- und Pharisäertums weit herabgesunken ist. In der gleichen Gedankenlinie, die die Propheten gezogen, bewegt sich Jesus von Nazareth; er ist der Prophetен würdiger Nachfolger und bringt ihre besten Gedanken zum Zusammenhang und relativen Abschluß.

Bedeutsam hat die Sage über die Geburt Jesu in Flammenschrift das Engelswort: „Friede auf Erden" geschrieben. Wir wissen alle, daß Jesus ein „Gottesreich" gründen, die ganze Menschheit zu einem Bruderbunde vereinen wollte. Im Mittelpunkt aller Frömmigkeit und Religion steht dem erhabenen Dulder die Gesinnung der Liebe und Versöhnlichkeit. Diese Tugenden hat er selig gepriesen in der Bergpredigt und hat er für alle Zeiten in den Gleichnissen verherrlicht. Brauche ich an Worte zu erinnern, wie:

„Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen" (Matth. 5, 5). „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen" (Matth. 5, 9). „Sei freundlich mit deinem Widersacher, während du noch mit ihm auf dem Wege bist" (Matth. 5, 25). „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen" (Matth. 5, 44). „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen" (Matth. 7, 12).

Allerdings hat Jesus auch Worte einer Kampfgesinnung gesprochen, die im Widerspruch mit den eben angeführten zu stehen scheinen könnten, ja das Wort: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert" (Matth. 10, 3, 4). Aber aus dem ganzen Zusammenhang der Rede ergiebt sich, daß Jesus sagen will: „Ich bin mir wohl bewußt, daß meine Lehre heftigen Widerspruch und geistige Kämpfe in den Herzen, Familien und Staaten hervorrufen wird. Es geht das Evangelium blutigen Verfolgungen entgegen, es führt durch eine Periode der Wirren und Kämpfe, wenn auch sein letztes Ziel der Friede ist: der Friede des einzelnen Herzens und der Friede unter den Menschen."

Es kann keine Frage sein, daß mit dem Geist des Christentums und seiner Wertschätzung des Menschenlebens der mit eisernen Waffen geführte Kampf im krassesten Widerspruch steht, und daß der Völkerfriede vom Begriffe eines Gottesreiches unzertrennlich ist.

Ueber Detailfragen, die sich aus dieser prinzipiellen Stellung des Christentums ergeben, hat Jesus sich nicht weiter verbreitet. Ja er hat mit keinem Wort direkt ein Urteil über den Krieg abgegeben. Wie der Christ sich zum Militärdienst verhalten soll, ob ein Volk schweres Unrecht mit Gewalt von sich abwenden darf, über diese angewandte Technik des ethischen Lebens hat Jesus keine speziellen Verhaltungsmaßregeln gegeben. Er hat den Geist der Liebe, der Versöhnlichkeit, den Idealismus eines geistigen Ringens in die Menschheit pflanzen wollen, es der Zukunft überlassend, die praktischen Konsequenzen seines Evangeliums zu ziehen. Nicht die Umgestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse war sein erster Zweck, als vielmehr die Umwandlung der Herzen.

Leider hat die christliche Kirche es versäumt, die Folgerungen des neuen Geistes für die Politik wie fürs soziale Leben zu ziehen. Man praktizierte und funktionierte im privaten und öffentlichen Leben Handlungsweisen und Verhältnisse, die von den Grundsätzen Jesu himmelweit abstanden. Man vergaß vielleicht nie ganz die idealen Anschauungen Jesu, aber man schlug keine Brücke zwischen dem Ideal und den praktischen Bedürfnissen und Verhältnissen des Lebens. Wie zwei ganz verschiedene Welten waren von einander abgesondert die Verkündigung des Evangeliums am Sonntag und die Bethätigung egoistischer Grundsätze am Werktag. So hat die Kirche auch vollständig ihre Aufgabe versäumt, für die Idee des Völkerfriedens zu wirken. Sie hat vielmehr öfters „ausdrücklich im Namen der Religion, ja mit feierlichster Berufung auf die von Gott ihr gewordene Vollmacht, zum Schwert, zum Krieg gegriffen und mit Mord und Brand ganze Länder überzogen und verwüstet." Tertullian hatte sich gegen den Krieg ausgesprochen. In den römischen Kriegsheeren dienten viele Christen. „Als mit Konstantins Regierung das Verhältnis zwischen Staat und Kirche sich freundlicher gestaltete, traten auch die früheren Einwendungen mehr und mehr zurück. Augustinus sieht den Krieg als eine Wohlthat an, und vollends hörte der Widerspruch gegen den Krieg auf, als es galt, die germanischen Völker der Kirche einzuverleiben. Begeisterte Aufforderungen aber zum Krieg ließ die Kirche in den Kreuzzügen ergehen und nachdem die letzte Scheu geschwunden war, deckte man auch die Greuel der Albigenserkriege, der Waldenserverfolgungen, der Ausrottung der Hedinger mit dem Schild der göttlichen Ehre." (Herzog, enc. Realencyklopädie.)

„Auch der Gottesfriede, die Treuga Dei (trêve de Dieu), welcher durch die Bischöfe von Arles, Avignon und Nizza und den Abt Odila von Clugny um das Jahr 1041 entworfen wurde und nach welchem 4 Tage in der Woche, die durch Christi Leiden geheiligten Tage von Donnerstag bis zum Montag als feierlich gefriedet erklärt wurden, während welcher Tage jede Gewaltthat untersagt war, konnte trotz des raschen Umsichgreifens der Idee und der Einführung derselben in allen europäischen Ländern keinen andern Zweck nach sich führen, als die Christenheit näher zusammenzubringen und sie schließlich zu dem „Gotteskriege" gegen den fortschreitenden Islam zu vereinigen. Bezeichnend hierfür ist, daß die Verordnung der Treuga Dei durch Papst Urban II. auf derselben Kirchenversammlung zu Clermont 1095 für die gesamte lateinische Christenheit verkündet war, an welcher der erste Kreuzzug beschlassen wurde." (A. H. Fried.)

Die Kirche hätte doch wenigstens die Ethisierung der Kriege anstreben und die Idee des „roten Kreuzes" schon längst realisieren sollen. „Als seiner Zeit der Papst der moralische Gebieter über die Christenheit (wenigstens die westeuropäische) war, hätte er es als seine Aufgabe ansehen sollen, Streitigkeiten unter christlichen Fürsten zu erledigen. Das hätte seiner Stellung einen idealen Charakter gegeben; aber er hat diese Aufgabe nie erfüllt, auch wenn er sich die Autorität eines Schiedsrichters zuschrieb. Unter den Reformatoren hat Zwingli zum Schwert gegriffen; Luther verscherzt unsere Sympathie, wenn er in heftiger Weise zum Kampf gegen die Bauern reizt, während wir seine Aufforderung zum Krieg gegen die Türken begreiflich und relativ — weil es sich um eine Verkündigung der höchsten Kulturinteressen, die auf dem Spiele standen, handelte, — berechtigt finden. Erwähnenswert ist Luthers Schrift: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können."

Die Gründung des „roten Kreuzes" am 22. Aug. 1864 ist nicht von der Kirche ausgegangen. Auch den heutigen

Digitized by Google

Friedensbestrebungen bringt der weitaus größte Teil der Geistlichen keine Sympathie entgegen und auch gegen das allerorten wuchernde Uebel der Soldatenmißhandlungen hat die Geistlichkeit als solche nie protestiert. Ein Teil der jüngeren Geistlichkeit — besonders in Deutschland — hat sich sogar militärischen „Schneid“ angewöhnt und selbst ein Geistlicher wie Naumann glorifiziert den Militarismus und einen den Geist Jesu verleugnenden engherzigen Nationalismus und Mordspatriotismus. Beiläufig gesagt, mangelt es in der theologischen Litteratur beinahe gänzlich an Arbeiten über die Stellung des Christentums zum Krieg. Auf der schweizerischen Predigerversammlung vom Jahre 1894 in Neuschâtel wurde das Thema behandelt: „La guerre jugée au point de vue de la morale chrétienne et la mission de l'église en faveur de la paix. Der Referent, Pfarrer Quartier-la-Tente votierte zu Gunsten des Völkerfriedens, scheint aber die Hoffnung auf gänzliche Beseitigung des Krieges nicht zu teilen, wenn er sagt: „La guerre résultant du péché est indissolublement liée à celui-ci et dès lors elle ne pourra disparaître totalement qu'avec lui. Aussi longtemps que le mal subsistera ici-bas, les conséquences du mal se produiront et, parmi ces conséquences, la guerre n'est pas la moins fréquente.“ Offenbar ist die Folgerung, daß der Krieg nicht verschwinde, so lange die Sünde bestehe, ein Trugschluß. Der Korreferent, Pfarrer Ecklin in Basel, redet der Begeisterung der Kriege das Wort und ist von dem Bewußtsein unserer Unfähigkeit durchdrungen, durch menschliche Friedensassoziationen den Kriegen ein Ende zu machen.

(Schluß folgt.)

Ethische Litteraturfragen.

Erörtert von einem alten Bücherfreunde.

2.

Wie es seinerzeit für selbstverständlich galt, den Sänger des „Messias“ zu loben, ohne das Epos gelesen zu haben, so wird es heute für statthaft erachtet, über Zola loszuziehen, ohne eine Zeile von ihm zu kennen. Daß dies ablehnende Verhalten keineswegs allgemein besteht, läßt sich an der großen Verbreitung seiner Schriften und deren vielfältigen Auflagen ermessen, und wer, unbeirrt von der sittlichen Entrüstung, womit die landläufige Kritik sein vielbändiges Rundgemälde aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs abzufertigen beliebte, die eine oder andere dieser bedeutenden Kulturschilderungen zur Hand genommen, hat sich hinlänglich überzeugen können, wie man sie gelesen haben muß, um in das kursierende Verdammungsurteil einzustimmen. Von echtem sittlichen Ernst eingegeben und vor allem die Treue der Wiedergabe der damals bestehenden Zustände erstrebend, haben diese Spiegelbilder aus der mit dem Kriege 1870—71 abschließenden Epoche einen geradezu urkundlichen Wert. Von gleicher kulturgeschichtlicher Bedeutung sind die beiden seither von ihm veröffentlichten Romane, die er gegen den Klerikalismus gerichtet hat. Die stimmführende Kritik seiner Heimat und die auswärtige, die das von dorther ausgegebene Losungswort willig nachspricht, hat sich bei diesen späteren Schöpfungen damit begnügt, sie für langweilig zu erklären, und darin wird ihnen allerdings jeder beistimmen, der in Büchern nur Kurzweil sucht. Wie viel Gediegenes bei solchem Maßstab ungelesen bliebe, sei einstweilen dahingestellt. Sicher ist aber, daß man sich um eine reichhaltige Belehrung und einen dadurch bedingten Genuß bringt, wenn man das ebenso durch Komposition wie im Detail hervorragende „Lourdes“ unbeachtet läßt; und genau so verhält es sich bei dem im Frühling 1896 veröffentlichten „Rom“, das die in jenem Wallfahrtsroman begonnenen Schilderungen weiterführt.

Schwächer in der Komposition als der ihm vorausgehende Roman, steht ihm der vorliegende keineswegs nach im Reichtum treffender Beobachtungen und in der Lebendigkeit der vorgeführten Gestalten. Allzu große Breite und vielfältige Entlehnung hat man jenen, mangelnde Porträtgleichheit diesen vorwerfen und aus einem unzureichenden Verweilen des Autors in der ehemaligen Weltmetropole herleiten wollen. Beides mit Unrecht, wie uns bedünkt. Daß er sein Buch aus Paris nahezu fertig mitgebracht und in Rom nur die persönlichen Eindrücke schließlich hinzugefügt, ist ihm ebensowenig zu verdenken wie die Verwendung vorhandener Darstellungen über das antike Rom, die er mit großem Geschick in den Ruhepausen der Handlung verwertet hat. Neue Forschungsergebnisse hierin von ihm zu verlangen, wie es indirekt die diesenfalls gemachten Ausstellungen besagen, wäre nicht weniger unbillig als die Forderung, er hätte für die Schilderung des gegenwärtigen Rom so viele Jahre dort zubringen sollen, als er Monate darauf verwendet, und das dortige Leben nicht mit den Augen des Parisers sehen sollen. Um photographische Wiedergabe des unmittelbar dort Vorhandenen war es ihm schwerlich zu thun: er bringt ein typisches Rom, und das dünkt uns ebenso richtig, wie daß die Gestalten, die er vorführt, das Gepräge echter Menschlichkeit tragen. Aber auch hier, wie in allen seinen übrigen Romanen, überwiegt das kulturgeschichtlich Wichtige unzweifelhaft das Reinkünstlerische, und daraus erklärt sich hinlänglich der Vorwurf der „Langweiligkeit“, womit das Buch von vielen Seiten abgethan worden.

Wem es beim Lesen nicht lediglich um Unterhaltung zu thun ist, wird diesem Buch eine ebenso ergiebige Belehrung wie dem Wallfahrtsromane entnehmen. Außer dem wichtigen Einblick, den man in die Heimstätte der angeblich allein richtigen Pflege des Himmelreichs bekommt, bietet der Roman noch eine Überfülle der überraschendsten Aufschlüsse über Einzelheiten und Gepflogenheiten der dortigen Kirche, wovon man außerhalb derselben wohl kaum eine Ahnung gehabt. In welchem Maße das nackte Heidentum in seiner äußersten Entartung hier neben evangelischen Anschauungen zu voller Kraft besteht, wird den meisten Lesern zweifellos erst durch dieses Buch ersichtlich. In der neueren Litteratur, so weit sie im Dienste allgemeiner Bildung steht, wüßten wir ihm keines an die Seite zu setzen, das so unmittelbar und lebendig darüber aufklärt, was das Christentum unter dem Einfluß einer lediglich auf Herrschaft bedachten Genossenschaft von unter sich eng verbundenen, nach außen völlig unabhängigen Leuten hat werden müssen.

Bei dem vorliegenden Roman steht man allerdings nicht nur den eben gedachten Kulturverhältnissen gegenüber und die noch hinzukommende Stofffülle beansprucht große Aufmerksamkeit seitens des Lesers. Hätte sich Zola auf die Schilderung der klerikalen Umtriebe allein beschränkt, wäre er wohl dem Vorwurf der Weitschweifigkeit entgangen, würde aber dafür der Einseitigkeit bezichtigt worden sein, und so hat er seiner Darstellung einen weltgeschichtlichen Ausblick verliehen, der im gegenwärtigen Rom das altertümliche und mittelalterliche geistig mit übersehen läßt. Offenbar liegt aber seinem ganzen Buche das Bestreben zu Grunde, seiner aufgeklärten Zeitgenossenschaft die tröstliche Gewißheit zu geben, daß wir in dem klerikalen Rom ein Gebilde der Vergangenheit vor uns haben, welches selbst an seiner Zersetzung arbeitet.

Mit redlichem Wahrheitsmute spricht er es aus, daß der Vatikan in Staub zerfalle, daß Leichengeruch ihm entströme, daß nur hirnlose Eigensucht oder unmündige Ratlosigkeit noch hoffen könne, die geistige Wiedergeburt der Kultur diesem Grabe entsteigen zu sehen, wo die Verwesung von Jahrhunderten schlummert. Unschätzbar sind die reichhaltigen Mitteilungen über das Klosterwesen und die Priesterschaft, deren Oberhaupt an der Spitze, das kein Verfahren scheut, die ins Wanken geratene Herrschaft auf ihre frühere Höhe zu heben und das Reich des Gottessohnes mit Hilfe der allerweltlichsten Mittel zu fördern. So fragt denn Zola, ob das die Leute sein könnten, die „Gott selbst beauftragt habe, an seiner statt über die Menschen und die Erde zu walten“. Mehr als die Lehre von ihm gilt ihnen die Stellvertreterschaft, die sie sich in seinem Namen angemaßt, und „daß sie selbst da sind, sich darin zu behaupten, muß auch als Beweis für das Dasein Gottes genügen“. Ihr Trachten nach dem Wiedergewinn der einst unbestrittenen Weltherrschaft scheint allerdings durch

die Gewalt verbürgt, die heute noch mittels des kultlichen Apparates auf die unwissende und durch äußere Pracht bethörte Menge dort eine unfehlbare Wirkung übt. „Das arme, bedauernswerte, Kind verbliebene Volk", heißt es treffend, „in Unwissenheit und in der Leichtgläubigkeit von Wilden erhalten durch Jahrhunderte der Theokratie, so gewöhnt an seine Verstandesnacht, an seine körperlichen Leiden, daß es bis heute noch außerhalb des allgemeinen sozialen Erwachens verblieben, lediglich zufrieden, wenn man es im Genusse seines Dünkels der hohen weltherrischen Abkunft, seiner Trägheit und der fast nimmer ausbleibenden Sonnenhelle delaßt".

Gleichwohl hofft er zuversichtlich, daß der gegenwärtige Umschwung aller Verhältnisse, wie er namentlich im Beseitigen gesundheitschädlicher Mißstände im volklichen Leben sowohl der Städte wie auf dem Lande, im Anbau vielfacher Arbeitsgebiete und eines wohlgepflegten, allseitig zugänglichen Schulwesens sich bethätigt, auch hier die selbstischen Mächte der Vergangenheit, die in all jenem Elende ihre Wurzeln haben, schließlich um ihre erschütterte Herrschaft bringen werde. Diese neu zu beleben, hofft die Kurie freilich mit Hilfe der heute vielfach versuchten Wiederbelebung des kirchlichen Glaubens. Was dabei mehr als bloße Einbildung ist, entstammt aber dem allein wahrhaften Gehalte des Evangeliums, das zunächst den Armen und Bedrückten verkündet ward. Unter diesen regt sich allgemein das Gefühl, daß auch ihnen ein Platz an der Tafel des Lebens gebühre, von der sie nicht zum geringsten Teil durch Priesterherrschaft ausgeschlossen worden. Auch das ist den Anwälten der Kirche nicht entgangen, woher sie denn auch sich für diese Bewegung erklärt haben, wie immer darauf bedacht, sie zu eigenem Vorteil ausbeuten zu können. Hierin sieht Zola nur einen Beweis ihrer selbstbethörenden Schwäche: ihr Anschluß an die Lebensmächte der Gegenwart muß notwendig zu einem Zusammenbruch ihrer Gewalt führen, wiewohl es ihr vielleicht gelingen könnte, sich noch ein ferneres Scheindasein zu fristen.

Dem heute vor sich gehenden Aufschwunge im Volksleben steht die Kurie und ihr Anhang genau so machtlos gegenüber wie jener Geistesbewegung, die den Anbruch der Neuzeit kennzeichnet. Diese zu bannen, ersann sie den von einer besonderen Behörde gepflegten „Index". Giebt es etwas Erbärmlicheres, fragt der Autor, als dies Zeugnis einer entkräfteten Greisenhaftigkeit inmitten der fortschreitenden Völkerentwickelung, die solch eitlem Gebahren nichts als höhnende Gleichgiltigkeit entgegenzusetzen braucht? — Einst der ruhmvolle Förderer der Civilisation, sieht sich der Katholizismus dahin gebracht, Bücher haufenweis in seine Höllengluten zu werfen; und welche Haufen: beinahe die ganze Litteratur, das Wissen und Denken jüngstvergangener Jahrhunderte und unseres eigenen! Welche Bücher überhaupt könnten denn der Schergengewalt der Kirche entgehen? Wenn sie unverkennbar ein Auge zudrückt, geschieht es nur, um sich der unmöglichen Aufgabe zu entziehen, alles zu verfolgen und zu vernichten. Gleichwohl behauptet sie den Schein ihrer geistigen Oberherrschaft wie eine gealterte, aus ihren Staaten vertriebene Königin, die ohne Richter und Henker noch Urteilssprüche fällt, welche von dem kleinen Kreise ihrer Anhänger gläubig nachgesprochen werden. Man stelle sich aber vor, was aus dem menschlichen Geistesleben würde, wenn die Kirche durch ein Wunder zur Alleinherrschaft über unser Zeitalter gelangen könnte! Es ergäbe einen Jammerzustand, von dem die elenden Verhältnisse im ehemaligen Kirchenstaate einen nur annähernden Begriff gewähren.

Unfehlbar wird aber die Kirche dem Siege echten Menschentums durch die Kraft der Volksbildung erliegen. Ein durch Wissen erstarktes Volk ist dem Glauben an Dogmen und Mysterien entwachsen, ohne ihn aber kann der Katholizismus nicht bestehen. Mag es ein Jahrhundert, mag es deren zwei währen, das Wissen wird den Glauben überwinden. Es ist reiner Aberwitz zu behaupten, daß die Vernunft dem Glauben nicht widerstreite und die Wissenschaft eine Dienerin der Gottheit sein müsse. Ist denn das Wissen jemals zurückgewichen? fragt Zola mit deutlicher Beznguahme auf einen gewissen Artikel in einer weltbekannten Zeitschrift, der das alte Leitmotiv von der Umkehr der Wissenschaft als alleinigem Heil der Welt ertönen ließ. Das Zurückweichen hat allemal auf Seiten der Kirche stattgehabt. Das Wissen kennt keinen Stillstand, Schritt für Schritt ringt es dem Irrtum die Wahrheit ab, und die Wissenschaft für insolvent erklären, weil sie die Welträtsel nicht mit einem Zauberschlage zu lösen vermag, ist einfach unsinnig. Der echten Wissenschaft stehen Deutungen dieser Rätsel gegenüber, an denen unwissenschaftliche Denkwillkür einen wesentlichen Anteil hat, und eben diese losen Behauptungen werden durch die Wissenschaft entwertet. Genau diese Stellung hat die Kirchenlehre, die im Gruade nur eine Art der Welterklärung ist, deren Geltung längst aufgehört. Allerdings wurzelt der Glaube auch in einem Gemütsbedürfnis. Ist dieses im Menschenwesen als solchem begründet, so daß Religion immerdar bestehen muß, so folgt daraus keineswegs die Unvergänglichkeit des Katholizismus, der selbst nur eine unter vielen Religionsformen ist, welcher ältere vorausgegangen und jüngere nachgefolgt sind. Das religiöse Gefühl hat sie alle erzeugt und wird, wenn anders es noch ferner lebenskräftig bleibt, neue Formen im Bunde mit dem Wissen erzeugen.

Wir haben auf Zolas Auffassnng des Kulturprodlems unseres Zeitalters hinweisen wollen, weil es uns belangvoll dünkt, daß solcher Freisinn bei der vorwiegend rückläufigen Richtung des heutigen Geisteslebens zu Worte kommt und, um nachhaltig vernommen zu werden, sich der Romanform bedient. Mag dies von streng ästhetischem Gesichtspunkte aus als unkünstlerisch getadelt werden, im Interesse der Bildung gebührt ihm Dank dafür, daß er in seinen Romanen mehr als bloße Unterhaltung bieten will. Was er dabei im Auge hat, verdient zweifellos die nämliche Anerkennung, die man Camille Flammarion und Jules Verne für ihre der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gewidmeten Romane bereitwillig zollt. Durch Zolas beide klerikatistische Romane dringen Ansichten und Wahrnehmungen in weite Kreise, die darauf hin zu ernsterem Nachdenken über Dinge veranlaßt werden, deren wahrhafte Bedeutung ihnen sonst völlig entgehen würde. Ob diese Wirkung bei der großen Leserzahl, die seine Bücher immerhin finden, eine durchgängig unfehlbare ist, bleibe dahin gestellt. Aber diese Wirkung zu einer möglichst umfassenden zu machen, ist für den Fortschritt der Gesittung überaus wünschenswert. Weil dies seitens der Tageskritik teils völlig außer acht gelassen, teils nicht hinlänglich hervorgehoben ward, soll den Freunden ethischer Kultur hiermit ein Buch empfohlen werden, dem sie die reichhaltigste und förderlichste Belehrung entnehmen können. Das Buch verdient auch deshalb diesseits der Vogesen die nachhaltigste Empfänglichkeit, weil es dazu beiträgt, die Pflege der humanitären Interessen, bei unsern westlichen Nachbarn, wie sie jederzeit durch Zola geschehen ist, erkennen zu lassen.

Der Ausstand der englischen Dockarbeiter im Jahre 1889.

Wir entnehmen der „Geschichte der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes" von G. v. Schulze-Gaevernitz die folgende Darstellung des berühmten englischen Dockarbeiterstreikes, dessen Verlauf angesichts des Hamburger Ausstandes von hohem Interesse ist.

„Unter der Bewegung des ungelernten Arbeiters übertrifft alle anderen Ereignisse der im August und September 1889 stattgehabte Ausstand der Londoner Dockarbeiter, „der große Streit", wie er in Arbeitskreisen genannt wird. Merkwürdig ist er zunächst wegen seiner Ausdehnung: mehr als 130 000 Arbeiter waren unmittelbar beteiligt, eine Zahl, welche jedoch dann bedeutend wächst, wenn man die anderen infolge des Dockarbeiterausstandes ausbrechenden Arbeitseinstellungen mit in Rechnung bringt. Interessanter noch waren die inneren Bedingungen dieses merkwürdigen Schauspiels. Nicht vom gelernten und organisierten Arbeiter ging die Bewegung aus; vielmehr von jener als hoffnungslos bezeichneten Reservearmee der Arbeit, zu der alle die

hinabgleiten, welche nichts als die bloße Kraft ihrer Arme anzubieten haben. Sind doch die Docks die letzte Zuflucht für gescheiterte Existenzen aller Art. Das Angebot von Arbeit war hier unbeschränkt und entsprechend der Lehre der Nationalökonomen, die Lebenshaltung der Dockarbeiter jenes Minimum, welches die Kosten der notdürftigsten Lebenshaltung beträgt; häufig auch sank sie unter jenes Minimum herab, d. h. der Dockarbeiter hungerte nicht selten ja sehr, daß in solchen Zeiten die Zahlen der Unfälle in den Docks zuzunehmen pflegte, weil der Arbeiter durch Entbehrungen allzusehr geschwächt war. Man nannte dies „ausnahmsweise Notlage", welche aber alljährlich in den Berichten der Armenaufseher jener Bezirke wiederkehrte; die Sturmflut von Wohlthätigkeit, die sie hervorrief, ließ mit der Ebbe die Verhältnisse nur um so aussichtsloser zurück.

Aber das Unerwartete geschah. Ohne daß selbst die Organe der Londoner Sozialdemokratie vor dem 10. August von einer Bewegung unter den Dockarbeitern berichteten, sah man jene Massen sich gliedern, Führer wählen, deren Namen man bisher kaum gehört hatte, und mit der Disziplin eines geschulten Heeres gemäßigte, aber doch das Uebel an der Wurzel fassende Forderungen aufstellen. Merkwürdiger noch, die Arbeiter siegten. Ein solcher Ausgang schien undenkbar. Mußte es nicht eine Leichtigkeit sein, aus der Reservearmee der Industrie die Ersatzmannschaften heranzuziehen? Aber die Wendung, welche der Kampf nahm, war der Beweis, daß heute im Wirtschaftsleben wieder soziale Momente Bedeutung gewinnen, welche eine individualistische Betrachtungsweise außer Rechnung ließ, die Solidarität der arbeitenden Klassen und die Stellungnahme der öffentlichen Meinung. Die Vorgeschichte des Ausstandes lehrt, daß es der gelernte Arbeiter war, welcher die Keime der Organisation in die hilflosen Massen des Ostens legte. Zu nennen ist der Name eines jungen Maschinenbauers, John Burns, der zum Führer im großen Stile bestimmt zu sein scheint. John Burns ist ein Beispiel jenes fortgeschrittensten englischen Arbeiters, welcher in Bildung wie Selbstgefühl die Gleichstellung mit den übrigen Klassen der Gesellschaft völlig verwirklicht. Mit zwölf Jahren mußte er die Schule verlassen, aber sein Bildungsdrang führte ihn zu Carlyle und Ruskin, welche seine Führer wurden. Als Schiffsmaschinist lernte er Afrika kennen und verwandte seine Ersparnisse zu einer Reise nach dem europäischen Festlande, wobei er Paris, Berlin und Wien besuchte. Fünfundzwanzigjährig ließ er sich in London als Maschinenbauer nieder. Seinem Eintreten verdankt die sozialistische Bewegung ihren Übergang auf das Gebiet der praktischen Politik und damit ihre wachsende Bedeutung innerhalb der Gewerkvereinswelt. Nicht aufreizende Leidenschaft, sondern eine das shakespearische streifende Laune machten diesen Volksmann zum Herrscher der Londoner Massen, welche er halb familiär, halb befehlend als „Lads", Burschen, anzureden pflegt.

Seit jener Zeit auch begann Burns seinen „Kreuzzug" unter den Dockarbeitern. Selbst in West-London beschäftigt, verließ er nicht selten seine Wohnung gegen 3—4 Uhr des Morgens und legte die weite Entfernung zu Fuß zurück, um den an den Thoren der Docks um Arbeit kämpfenden Massen den Organisationsgedanken zu predigen und gegen 7 oder 8 Uhr an seiner Arbeit im Westen zu sein. Neben Burns wirkten im gleichen Sinne der Maschinenbauer Tom Mann, H. H. Champion und der Dockarbeiter Ben Tillet, welcher schon im Jahre 1887 in einem Flugblatte die Organisierung der Dockarbeiter und Einsetzung von Schiedsgerichten verlangt hatte.

Aber das nahezu unbegrenzte Angebot von Arbeit machte das Unternehmen scheinbar hoffnungslos; die Dockgesellschaften wiesen jede Verhandlung ab, in der Meinung, die Ausständigen mit Leichtigkeit aus der Menge der Unbeschäftigten zu ersetzen. Eine unerwartete Wendung jedoch trat am dritten Tage ein. Eine wichtige Klasse der in den Docks beschäftigten gelernten Arbeiter, die Stauer (stevedarors*) erklärten, die Forderungen der Docker zu den ihrigen zu machen, für sich selbst dagegen nichts zu verlangen. Ihr Vorgehen war das Signal für Arbeitseinstellung anderer Klassen gelernter Arbeiter, insbesondere Matrosen**), der Bootsleute und der Ewerführer***). In den Umzügen, welche in den nächsten Wochen die Stadt durchzogen, erblickte man zahlreiche Banner, welche die Aufschrift „aut on principle" trugen. In der That haben die genannten Klassen von Arbeitern sich an dem Kampfe in völlig selbstloser Weise beteiligt und sind nach fünf Wochen der Arbeitslosigkeit, nach Erschöpfung ihrer Kassen großenteils, ohne etwas für sich auch nur verlangt zu haben, wieder in die Docks zurückgekehrt. Das Zusammenwirken vieler Klassen gelernter Arbeiter verwirklichte, was die Dockarbeiter auszuführen nicht in der Lage gewesen wären: den Stillstand des Londoner Hafens. Von da an griff die Bewegung lawinenartig um sich; zuerst auf die nördliche Seite der Themse beschränkt, sprang sie auf die südliche über, sodaß am 29. August bereits 120 000—150 000 Arbeiter beteiligt waren.

Der weitere Umstand, ohne welchen der Ausstand ebenfalls undurchführbar gewesen wäre, war die Stellung der Behörden und der öffentlichen Meinung. Zweierlei trat in dieser Hinsicht als Ergebnis derjenigen Entwickelung hervor, welche wir im vorliegendem Werke geschildert haben. Einmal fand sich der Arbeiter im Besitze der vollen Gleichberechtigung mit dem Kapital in der Verfolgung seiner wirtschaftlichen Bestrebungen. „Vor zwanzig Jahren" schrieb ein großes liberales Blatt, die Daily News, „würde jeder Schritt der Arbeiter, vom ersten bis zum letzten, ein Vergehen gegen das Strafgesetz gewesen sein. — Die Herren Burns und Tillet säßen längst hinter Schloß und Riegel. — Es hätte Blutvergießen im Ostend und Brandstiftungen im Westend gegeben. Heute weiß der Arbeiter, daß er genau dieselbe Freiheit hat, für das, was er für eine gerechte Sache hält, einzutreten wie ein Kapitalist oder ein Oberhausmitglied." Versammlungen unter freiem Himmel und Umzüge sind in England gesetzlich erlaubt; ebenso stehen öffentliche Sammlungen in Zeitungen wie auf den Straßen jedem frei. Aber noch niemals hatte sich größeren Arbeiterbewegungen gegenüber die Polizei so sehr jeder „Ueberwachung" enthalten. Man beschränkte sich lediglich auf Aufrechterhaltung des freien Verkehrs und der Ordnung auf den Straßen. Versammlungen dicht vor den Thoren der Docks wurden ruhig geduldet, ebenso die ausgestellten Wachtposten der Arbeiter. Die Folge hiervon war, daß der Ausstand des Londoner Proletariats jener Spitze gegen die staatliche Ordnung entbehrte, welche bisher, wenn auch verborgen und mittelbar, selten bei einer größeren Arbeitseinstellung gefehlt hatte. Im Gegenteil erklärten nach Schluß des Ausstandes die Führer, daß die Stellung der niederen wie höheren Polizeiorgane eine völlig gerechte gewesen sei. In der That zeigte der Dockarbeiterausstand, daß man in England heute gelernt hat, in welcher Weise der Staat Massenbewegungen am geschicktesten behandelt. Allen denen, die ein Interesse an Kartätschen gehabt hätten, war die bezeichnete Stellung der Behörden ein Dorn im Auge, so der sozialistischen Liga; ebenso beklagte Most in New-York den Mangel jedes revolutionären Beigeschmacks: pflegten doch die Ausständigen auf ihren Umzügen Polizei wie Soldaten mit Hochrufen zu begrüßen.

Dieser völlig unparteiischen, jeder Bevormundung sich enthaltenden Stellung des Staates entsprach die Ordnung, in welcher der Ausstand geführt wurde. Diejenigen, welche man bisher als die verlorenen Kinder der Gesellschaft angesehen hatte, durften in Zügen von 20 000, 30 000 Mann und mehr die City ungestört durchziehen, diesen Sitz des Welthandels, in dessen Mitte die Edelmetallvorräte der Bank von England ruhen; in keinem Lande Europas wäre ähnliches möglich gewesen. Aber die Schätze der City blieben unberührt, ebenso die offenen Metzgerläden, wie sie im Ostend Sitte sind, was vielleicht noch wunderbarer war, wenn man die Entbehrungen bedenkt, denen sich die Bevölkerung einer Großstadt freiwillig unterworfen hatte. Jahn Burns erzählt, daß er oft, wenn er von den Massen umdrängt wurde, mehrere hundert £ bei sich getragen und nicht einen Pfennig eingebüßt habe; auch sei er nie, wie es ihm sonst häufig bei Ausständen gegangen sei, um ein Trinkgeld angebettelt worden. Aehnlich erklärte der Wortführer des Schwurgerichtes Old Baily nach Beendigung des Ausstandes: obgleich fünf Wochen lang 150 000 Mann eines hauptstädtischen Proletariats hungernd auf der Straße gestanden hätten, sei nicht ein einziges auf den Ausstand zurückgehendes Vergehen zur Aburteilung an das Schwurgericht gekommen.

Aber die Arbeiter genossen mehr als volle Freiheit der Bewegung. Wenn auch noch nicht, wie die Positivisten von der Zukunft erwarten, die öffentliche Meinung Schiedsrichterin in Arbeitsstreitigkeiten ist, so wirft sie doch schon heute ein schweres Gewicht in die Wagschale. Gegen sie anzuharren, ist selbst dem Mächtigen kaum möglich. Dies zeigte sich zum erstenmal in größerem Umfang bei dem Ausstande der Dockarbeiter, welche ohne die von dieser Seite gewordene Unterstützung den Sieg kaum erfochten hätten.

*) Die Stauer besorgen die Unterbringung der Güter innerhalb der Schiffe, während die Dockarbeiter sie aus den Schiffen oder in die Schiffe befördern.

**) Die „Sailors and Firemens Union", welche natürlich nicht auf London beschränkt ist, umfaßt 60 000 Mann.

***) Ewer ist eine Barke, welche Waren von und zu den Schiffen bringt, welche nicht am Quai entladen oder entladen werden können. Die Ewerführer besitzen eine aus dem Mittelalter stammende Organisation, sind in hohem Maße gelernte Arbeiter.

Schien doch bisher in London die Arbeiterfrage unlösbar. Das dort herrschende Massenelend wurde allgemein, wie Giffen es ausdrückt, als „der Stein in unserer Zivilisation“ empfunden. Nun sah man unerwartet denjenigen Weg dort beschritten, welcher die gelernten Arbeiter emporgeführt hatte. Zudem mußte der von den Dockarbeitern gemachte Versuch bei seinem riesenhaften Umfange auf Jahre hinaus die Lage Ostlandons entscheiden. Daher das Interesse an dem Siege. Entsprechend dem in den beiden vorhergehenden Büchern geschilderten Umschwung der sozialpolitischen Auffassungen urteilte man, daß ein gewisses Minimum der Lebenshaltung dem Arbeiter schlechthin zu gewähren sei, und daß ein gewerbliches Unternehmen, welches nur unter der Bedingung Gewinn abwerfe, daß es den Arbeiter zum „menschlichen Vieh“ herabdrücke, besser zu Grunde gehe. Sachverständige Beurteiter erkannten daneben an, daß die Forderungen der Arbeiter die Dividende gefährdeten: aber man zog daraus nicht den Schluß, daß jene Forderungen unbillig, sondern daß die Londoner Dockanstalten geschäftlich verfehlt seien, wie sie in der That veraltet sind und z. B. hinter denen Hamburgs weit zurückstehen.

Aber die Stellungnahme der öffentlichen Meinung unterschied sich von ähnlichen Bewegungen früherer Zeit, in denen man einen gleich elenden Arbeiter vor sich hatte z. B. der für Einführung der ersten Fabrikgesetze. Damals neigte man sich mitleidsvoll zu dem Armen, der für alle Zeit schutzbedürftig sei. Diesmal verwies man auch ihn auf die eigene Kraft und, wenn man half, war es Hilfe zur Selbsthilfe. So erklärte der Manchester Guardian: Die Bemühungen der Arbeiter, durch Verbündung ihre Lebenshaltung zu erhöhen, seien im allgemeinen Interesse, weil sie den einzig möglichen Damm zögen gegen das Meer des Pauperismus.

Massenversammlungen über ganz England, wie in Amerika und Australien erklärten sich zu ihren Gunsten. Zahlreiche Zeitungen eröffneten Sammlungen für sie. Lehrreich ist die Durchsicht dieser Subskriptionslisten. Da waren es zunächst zahllose Arbeitervereine aller Art, welche beisteuerten (die Setzer 10 000 Mark, die Maschinenbauer 14 000), daneben Privatpersonen aller Gesellschaftsklassen. Selbst von Aktionären der Dockgesellschaften gingen Beiträge ein. Besonders beteiligte sich auch die Aristokratie des Landes. Ein Wohlthäter, der jedenfalls nicht den arbeitenden Klassen angehörte, zeichnete 40 000 Mark, ohne daß mehr als die Anfangsbuchstaben seines Namens bekannt wurden. Besonders flossen namhafte Summen aus Australien. In erster Linie beteiligten sich auch dort die Gewerkvereine. Daß es aber nicht die Arbeiter allein waren, zeigen folgende Thatsachen. Die Mitglieder des damals tagenden Parlamentes von Viktoria veranstalteten unter sich eine Sammlung; der Premierminister von Tasmania sandte einen Check von 14 000 Mark. Wie verfehlt demgegenüber die Annahme war, daß der Dockarbeiterausstand ein Unternehmen der festständischen Sozialdemokratie sei, beweist der Umstand, daß vom europäischen Kontinente nicht mehr als 2000 Mark kamen, wovon Deutschland die Hälfte, Frankreich und Belgien je ein Viertel aufgebracht hatten.

Ueber die Höhe der Gesamtsumme sind nur Schätzungen möglich. Bedeutende Unterstützungssummen seitens solcher, die sich scheuten zur Unterstützung des Ausstandes direkt beizutragen, kamen nämlich mittelbar den hungernden Weibern und Kindern zu gute. Die Gemeindegeistlichen, wohlthätige Vereine aller Art, die Heilsarmee und zahlreiche Private wurden die Kanäle, durch die ein bedeutender Teil der Ausstandsgelder flossen. Durch die Ausstandszeitung gingen gegen 120 000 Lstrl., die Gesamtsumme aber war gewiß nicht niedriger als 200 000 Lstrl. (4 Mill. Mark). Wenn man jedoch bedenkt, daß während fünf Wochen mehrere hunderttausend Menschen zu erhalten waren, so wird man die Schärfe der Entbehrungen ermessen, welchen die Ausständigen ausgesetzt waren. Gehörten sie doch zu den bedürftigsten Klassen, die kaum etwas besitzen, um darauf zurückzugreifen. Während der ersten Woche des Ausstandes fand ein unerhörter Andrang an die Pfandhäuser statt, der in der zweiten Woche jedoch bereits aufhörte, ein Zeichen dafür, daß die Docker nichts mehr zu versetzen hatten.

Die Durchführung einer geregelten Verpflegung wäre unmöglich gewesen, ohne das Eintreten zahlreicher freiwilliger Kräfte. Auf der Südseite trat die Ausstandsleitung direkt in Verbindung mit einem Ausschuß aus Damen, welcher eine Suppenküche errichtete. (133 Church Street, Deptford.) In der Mehrzahl der Fälle dagegen vermied man unmittelbare Verbindung. Reiche Gaben an Geld, Brot und Suppenmaterialien kamen durch die Gemeindegeistlichkeit oder wohlthätige Vereine zur Verteilung. Die größte Suppenküche war die des Herrn Sidney Buxton, des Parlamentsmitgliedes für die Dockbezirke. Aehnliche Einrichtungen trafen die Geistlichen Herren Adderley und Dattan. Die Heilsarmee errichtete in Whitechapelstreet eine Niederlage aus Nahrungsmitteln, aus welcher zeitweise tägtich gegen 10 000 Person gespeist wurden. Alle diese Bestrebungen — in gewöhnlichen Zeiten ein wenig erfreulicher Anblick, weil sie den Armen noch tiefer herabdrücken — waren damals von dem Gedanken getragen, daß, wenn es möglich sei, den Docker einige Wochen vor dem Verhungern zu schützen, er in Zukunft sich und seine Familie in anständiger Weise würde selber durchschlagen können.

Eine weitere Aufgabe der Führer bestand in der Organisierung eines Postendienstes zu Wasser wie zu Lande, um etwa von anderwärts herbeigezogene Arbeiter von dem Ausstande zu benachrichtigen und zur Umkehr zu bewegen. 5000 Posten rernierten Tag und Nacht die Docks. Der Postendienst war militärisch organisiert. Für jeden Quai war ein Anführer ernannt und Ablösung vorgesehen. Ruhige, entschlossen aussehende Gesellen diese Posten, vielfach mit den Spuren des Hungers in den Zügen. Vergewaltigungen der „Blacklegs“, d. h. derer, die trotz des Ausstandes zur Arbeit gingen, waren äußerst selten; wo sie vorkamen, wurden sie allgemein als unvernünftig und schädlich verurteilt. Dieser Mäßigung der Docker Leuten gegenüber, welche aus ihrer Not Vorteil zogen und die Zeit des Hungerns für sie verlängerten, entsprach die Bereitwilligkeit, mit der fast alle eigentlichen Arbeiter, welche z. B. aus Liverpool, Southampton verschrieben waren, nach Hause zurückkehrten. Außer einer Zahl von farbigen Arbeitern sollen zuletzt lediglich zwei Arten von „Blacklegs“ in den Docks thätig gewesen sein: die „gentlemen-blacklegs“, d. h. Herren des Kaufmannstandes, Schreiber, Commis rc., welche in Lawn-Tennisanzügen und Glacéhandschuhen die dringlichste Arbeit besorgten und Angehörige jener tiefsten Schicht der Gesellschaft, welche unter dem eigentlichen Arbeiter steht, und die als „criminal-blacklegs“ von den Ausständigen bezeichnet wurden.

Die engen, gewundenen Straßen am Flusse, die sonst ununterbrochen von Lastwagen dröhnen, lagen nun einsam. An den Straßenecken sah man hier und da einen Trupp schweigsamer Posten der Arbeiter oder Patrouillen von Polizisten. Jedes Gefährt hallte weithin über das Pflaster; wenn im Insassen einer der Anführer erkannt wurde, welcher den Postendienst kontrollierte, antworteten laute Beifallsrufe der Arbeiter. Auch in das Innere der Docks hinein wagten sich die Spione der Ausständigen als ländliche Tagelöhner oder Schreiber verkleidet. Während die Dockgesellschaften sich stellten, als sei alle Schwierigkeit überwunden, belehrte ein solcher Besuch, daß sie nicht einmal imstande waren, die Neuseeländer Dampfer mit gefrorenem Fleisch zu entladen.

Wir sahen, wie die Dockgesellschaften zunächst in der Meinung, daß nach wenigen Tagen die Arbeiter wieder durch den Hunger zurückgetrieben werden würden, ihre Forderungen rundweg abschlugen. Sobald jedoch die Ausdehnung des Ausstandes klar wurde, gaben sie in allen Punkten, bis auf die gefarderte Lohnerhöhung von 5 auf 6 Pence die Stunde, nach. Hierum drehte sich thatsächlich der Kampf. Der „Tanner“, wie man diesen Lohnsatz nannte, wurde der Gegenstand einer populären Augenblickspoesie — sehr zum Erstaunen insbesondere der französischen Berichterstatter, welche hier ein hauptstädtisches Praletariat nicht für revolutionäre Schlagwörter, sondern für einen Lohnsatz sich begeistern sahen.

Die Hartnäckigkeit der Gesellschaften in dieser Frage war auf ihre schlechte Lage zurückzuführen. Die ost- und westindischen Docks zahlten zur Zeit des Ausstandes keine Dividende, waren mit ihren Zinszahlungen im Rückstande und standen unter Aufsicht des Konkursgerichtes. Auch die anderen Dockgesellschaften waren kaum günstiger daran — eine Folge der Errichtung zu zahlreicher Docks und des damit entbrannten Krieges der Gesellschaften.

So kämpfte man auf beiden Seiten thatsächtich um das Dasein.

Der Ausstand aber zog immer weitere Kreise in Mitleidenschaft. Der Handel der City stockte, nachdem bereits während der ersten Tage des Ausstandes die Eisenbahngesellschaften erklärten, nicht mehr für die rechtzeitige Ablieferung der Waren einstehen zu können. Die Quais und Ewer waren mit Gütern überfüllt, und in den Docks sammelten sich die Schiffe. Da übernahm die City selber, vertreten durch den Lord Mayor, sowie ihre beiden höchsten geistlichen Würdenträger, den Bischof von London und den Kardinal Manning, die Vermittelung zwischen den Streitenden. Den größten Einfluß in dem Einigungsausschusse besaß unstreitig der Kardinal Manning. Die ehrwürdige Person dieses einundachtzigjährigen Prälaten, welcher unermüdlich

Digitized by Google

zwischen den Hauptquartieren der Parteien hin und wieder eilte, wurde neben John Burns die volkstümlichste Figur des Ausstandes.

Da am 7. September die Dockgesellschaften auch die Lohnerhöhung zugestanden hatten, drehten sich die Verhandlungen lediglich um den Anfangstermin, an dem die Bedingungen in Kraft treten sollten. Nachdem die Dockgesellschaften zunächst statt des 1. Januar den 1. Dezember, die Arbeiter den 1. Oktober angeboten hatten, einigte man sich auf den 4. November. Die Dockgesellschaften wichen, wie sie erklärten, dem „Drucke von außen", welcher sich in einem Kampfe zwischen Arbeit und Kapital noch nie in gleicher Weise geltend gemacht habe, und der, wie sie selbst erklären, (in ihrem Schreiben an den Lord Mayor vom 7. September) „von weitreichenden Konsequenzen sein wird".

Bücherbesprechung.

Kolonisten-Volk und Episode Hopkins von Gabriele Reuter liegen in neuester Auflage vor. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Wer von den beiden letzten Gaben aus G. Reuters Feder „Leben eines jungen Mädchens" und „Der Lebenskünstler" ergriffen worden ist, wird nicht die Gelegenheit versäumen wollen, aus der Lektüre der beiden schon früher erschienenen, doch bis jetzt ziemlich verborgen gebliebenen Bücher das schnelle Aufgehen und Wachsen eines sehr bedeutenden Talentes und eines Charakters zu verfolgen.

G. Reuter hat auch nach den jüngeren Erzeugnissen zu urteilen, schon früh aus der Fülle geschöpft. Ihre Typen und Originalgestalten — mögen es nun Modelle oder, wie Dürer sagt, „Schätze" sein, „so man nach treuem Studium im Innern des Herzens aufgespeichert" — sie sind mit einfachen ehrlichen Mitteln zu einer köstlichen Plastik und Wahrheit herausgearbeitet, schon früh gewürzt durch eine maßvolle Zuthat von feiner Ironie. Das Gelächter ist in der „Episode Hopkins" nicht gerade weltbewegend, aber für die harmlose Baumwistersamilie gerade Umsturz genug.

Der junge Amerikaner bringt während seines halbjährigen Aufenthaltes in Deutschland, in Abwesenheit des Hausherrn, ein harmonisches Familienleben in Unordnung, zwei geistvolle heitere Frauengemüter in Verwirrung und Unruhigkeit, Kinder und Dienstboten in Rebellion, um wie ein Spuk bei der Heimkehr des wahren Meisters zu verschwinden.

Der Typus des amerikanischen jungen Gelehrten, welchen Gabriele Reuter im Bilde von Hopkins und seinem Freunde gab, scheint uns allerdings heute nicht mehr gerecht zu sein. Dieser kalte, rücksichtslose, dabei mystisch und kirchlich angehauchte Streber sowie der verweichlichte, schwachherzige Millionenerbe, sie sind glücklicherweise im Auslande nicht häufiger als bei uns. Also reihen wir sie lieber der Anzahl der Original-Individuen ein, im Gegensatz zu den beiden beschämten Frauen, welche die ganze Nation in den Gestalten dieser beiden fatalen Repräsentanten beiseite schieben möchten. Unklar bleibt es, ob die Verfasserin sich auch in dem geringschätzigen Urteil über das, was an des reichen Milderforer späterer Wirksamkeit ideal und hingebungsvoll ist, mit den beiden Heldinnen identifiziert.

Der leise Chauvinismus, der dies Buch und noch mehr die „Kolonistenvolk" durchzieht, ist in den neueren Werken überwunden. Mit einem Sprung, den nur Geschmack und Genie vereinigt fertig bringen, hat G. Reuter die ganze Uebergangszeit des häßlichen und kleinlichen Realismus hinter sich liegen lassen und uns nur die Früchte eines klaren, nicht durch Konvention oder Politik, noch durch die Plage allzu Mattrei grauen Alltags getrübten Geistes zu teil werden lassen. (Wie wäre es, wenn alle Schriftsteller, alle Maler und Musiker diesen Gährungsprozeß innerlich abmachten und uns erst mit dem abgeklärten Gewinn ihres peinlichen Ringens beschenkten!)

Herzerfreuende Ansätze jener Richtung sind auch vielfach schon in den älteren Dichtungen von Gabriele Reuter zu finden, von welchen „Kolonistenvolk" auch sonst durch Farbenfrische und Kraft der Schilderung, durch Gesundheit und Adel der Gesinnung erfreut. Die Zustände in Argentinien, die Präsidentenwahl, das Leben der Auswanderer, Kultur und Unkultur hart neben einander, sind so lebendig dargestellt, daß man meint, eines Augenzeugen Erzählung zu lesen.

So interessieren diese Sachen nicht nur als Erstlinge der Verfasserin vom „Lebenskünstler" und „Aganhr", sondern auch als unverkennbare Dokumente ungewöhnlicher Begabung, Kraft und Eigenart.

Ina Foerster.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Januarprogramm.

Sonntag, den 3. Januar, nachmittags **5 Uhr,** Ziegelstraße 10/11:
Begrüßung der im Laufe des Jahres 1896 aufgenommenen Mitglieder durch den Vorsitzenden und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor Foerster.

Mittwoch, den 6. Januar, **8 Uhr** abends: Geselliger Abend im „Hotel Saxonia", W., Königgrätzerstraße 10 (Eingang Flur rechter Hand).

Mittwoch, den 13. Januar, abends **8 Uhr,** Ziegelstraße 10/11:
Prof. Dr. Döring: „Metaphysik und Moral." Discussion.

Sonnabend, den 30. Januar: **8 Uhr,** Ziegelstraße 10/11:
Prof. Dr. Bruno Meyer: „Reclame und unlauterer Wettbewerb." Discussion.

Um zahlreichen Besuch, besonders in der ersten Versammlung bittet

das Bureau:
Dr. Penzig.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel
aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus

von

Dr. phil. Rudolph Penzig,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

248 S. groß Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Das Buch enthält die Vorträge, welche der Verfasser von kurzem in der Humboldt-Akademie zu Berlin unter außerordentlichem Beifall gehalten hat. Es wird allen Eltern, welche der unermüdlichen Fragelust ihrer Lieblinge gegenüber so oft um die richtige Antwort verlegen sind, ein unentbehrlicher Ratgeber sein, der ihnen eine Fülle trefflicher Winke und Ratschläge für die Erziehung der Kinder giebt.

Familien-Pension
Frl. F. Beck und Frl. M. Burfeld.
Berlin SW., Hallesches. 20.
Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., täglich 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.
Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.
Verzeichnis
gediegener populärer Geschenkwerke
und der
Hempel'schen Klassiker-Ausgaben
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Winter ist hart!
Die armen Thüringer Weber bitten um Arbeit!

An die deutschen Hausfrauen!

Jede Hausfrau, die ihre Freude daran hat, einen schönen dauerhaften, jedem Haushalt zur Zierde gereichenden Leinen- und Wäsche-Vorrath zu besitzen, wende sich an die Geschäftsstelle des

Thüringer Weber-Vereins zu Gotha,

der von dem zur Unterstützung der armen Hausweber gebildetem Comités ins Leben gerufen worden ist. Mit der Freude an einem stattlichen Linnenschatze erwirbt sich die Hausfrau zugleich das Verdienst, zur Linderung des in der Handweberei herrschenden Nothstandes beigetragen zu haben.

Für die Echtheit und Dauerhaftigkeit der von dem Verein bezogenen Waaren wird jede gewünschte Bürgschaft geleistet. Auch die Preise sind angesichts der Solidität der Handarbeit keineswegs hoch.

Wir offerieren:

Handtücher, grob und fein.
Wischtücher in diversen Dessins.
Küchentücher in diversen Dessins.
Staubtücher in diversen Dessins.
Taschentücher, leinene
Schürzentücher.
Servietten in allen Preislagen.
Tischtücher am Stück u. abgepaßt.
Rein Leinen zu Hemden u. s. w.
Rein Leinen zu Bettlüchern und Bettwäsche
Halbleinen z. Hemden u. Bettwäsche
Beltzeug, weiß und bunt.
Bettbarchent, roth und gestreift.
Drell und Flanell, gute Waare.
Halbwollenen Stoff zu Frauenkleidern.
Altthüringische Tischdecken mit Sprüchen.
Altthüringische Tischdecken mit der Wartburg.
Gestickte Jagdwesten.
Freilige Kanten Untereröcke von Mk. 2—3 pro Stück.

Alles **mit der Hand** gewebt, wir liefern nur **gute** und **dauerhafte Waare.** Hunderte von Zeugnissen bestätigen dies.

Muster und Preis-Courante stehen gerne **gratis** zu Diensten.

Die kaufmännische Leitung besorgt Unterzeichnete unentgeltlich. Wir bitten um gütige Aufträge; wer die bittere Noth der **armen Webeebevölkerung** kennt, giebt uns solche gewiß gerne.

Der Leiter des Thüringer Weber-Vereins.
Kaufmann **C. F. Geübel.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 9. Januar 1897. | Nr. 2.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Unsere Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht. Von Wilhelm Foerster. I. — Die Stellung des Christentums zum Krieg. Von Paul Pfleiderer. (Schluß.) — Gerhart Hauptmanns Drama: „Die versunkene Glocke". Von Robert Saitschick. — Sprechsaal: Ein Bund gegen das Duell.

Unsere Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht.

Ein Beitrag zur sozial-ethischen Gesundheitslehre.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

I.

„Ich kenne die Vorschläge der Regierung nicht, oder ich bekämpfe sie." Diese typische Aeußerung eines energischen Oppositionsmannes wird häufig als ein Beispiel dafür angeführt, bis zu welchem Grade die Befugnis und die Gewohnheit parlamentarischen Einspruches gegen Maßregeln der Regierung das Gefühl für Recht und Billigkeit gegenüber den regierenden Mächten trüben könne.

Jene Aeußerung ist offenbar nicht wörtlich zu nehmen; denn in voller Allgemeinheit zur Anwendung gebracht, würde sie Verhinderung jedes vernünftigen und förderlichen Zusammenwirkens besagen. Solche zugespitzten Witzworte haben ja nicht die Bedeutung von Grundsätzen, welche das sittliche Verhalten in den bezüglichen Lebenslagen regeln. Sie sind wie Schlaglichter, welche eine bestimmte Situation besonders eindrucksvoll beleuchten. In diesem Sinne betrachtet, enthält jener Ausspruch eine scharfe Kennzeichnung des Verhaltens der Regierungen großer Kulturländer, wie es sich immer mehr in den politisch-sozialen Kämpfen der Gegenwart herausbildet.

Es ist die Hinneigung zur Ueberschätzung und Ueberspannung aller Autoritäts- und Machtstellungen, welche wie eine anhaltende Trübung der Atmosphäre jetzt über der Kulturwelt und über Deutschland wohl schwerer und verdüsternder lastet, als über irgend einem anderen Lande von ähnlicher Höhe der Geisteskultur.

Aber nicht bloß bei den Regierungen, sondern auch bei den Volksvertretungen selber ist es immer deutlicher zu erkennen, daß der Besitz gewisser Machtbefugnisse die damit bekleideten Menschen im allgemeinen nicht auf eine höhere Stufe sittlicher Klärung erhebt, sondern sie immer häufiger und andauernder zu Opfern dieser Emporhebungen über Andere macht, indem er ihnen gerade diejenigen Eigenschaften, die wir so gern in leitenden Menschen verwirklicht sehen möchten, verkümmert.

So lange und in soweit eine Volksvertretung der um Erringung von Macht kämpfende und noch leidende Teil ist, entfaltet sie oft hohe Eigenschaften, und die kühne, nackenfeste Kritik, die sie einer durch übermäßige Machtbefugnis oder Machtandetung getrübten Regierung entgegensetzt, hat nicht bloß leichtmütige Redewendungen gezeitigt, wie die obigen Eingangsworte, sondern wirklich viele ergreifende und schöpferische Bethätigungen bedeutender Intelligenz und Willenskraft hervorgerufen.

Aber sobald Volksvertretungen eine gewisse Machtstellung errungen haben, und sobald sich in ihnen eine gewisse Anzahl von Kräften festgesetzt hat, welche diese relativen Machtbefugnisse über ein umfassenderes Gemeinwesen andauernd ausüben, beginnt auch bei ihnen ein eigentümlicher Rückgang der höheren sozial-ethischen Geistes- und Willens-Verfassung einzutreten. Es ist an der Zeit, die Kritik dieser Erscheinungen und die daraus zu ziehenden Folgerungen nicht länger den höchst einseitigen Deduktionen des Anarchismus zu überlassen, sondern mit sorgsamstem Nachdenken an dieselbe heranzutreten. Zunächst erscheint es geboten, einem sehr naheliegenden und auch häufig gehörten Einwande zu begegnen.

Wie könne man wagen zu behaupten, daß die Gegenwart an Hinneigung zur Ueberschätzung und Ueberspannung der Autoritäts- und Machtstellungen leide, ein Zeitalter, in welchem die Verkennung und Verhöhnung jeglicher Autorität, die zügellose Abschüttelung aller Einschränkungen des souveränen Beliebens des Einzelnen, die Auflösung der Pietät für die „ältesten und geheiligtsten Einrichtungen" von so Vielen in Worten verübt und von nicht Wenigen sogar ins Werk gesetzt werde. Die schärfere Anziehung der Zügel seitens der Autoritäten, die von der Gesamtheit zur Erhaltung vernünftiger Ordnung und altbewährter Institutionen eingesetzt worden seien, werde doch nur durch das Anwachsen jener Zuchtlosigkeiten bedingt, und sie sei tief berechtigt und wohlthätig, so lange es nicht gelinge, jener Auflehnungen „Herr zu werden".

Wie einleuchtend, wie sicher und weise das klingt, und welche Verwirrung des Denkens und Fühlens, welche Unkenntnis der geschichtlichen Erfahrungen und der tieferen Gesetze der Menschennatur steckt neben einem Körnlein Wahrheit dahinter. Die Menschheit ist der Gängelung durch solche verkehrte Schlußfolgerungen, welche bisher zu den periodisch wiederkehrenden Paroxysmen der geschichtlichen Entwickelung gehörten, gründlich müde geworden. Und es ist auch völlig aussichtslos geworden, auf dem gesteigerten Freiheitsdrang der Menschen wieder einmal ein geschärftes Macht- und Straffystem dauernd aufbauen zu wollen. Dazu sind die höchsten Machtmittel der Menschheit — konsequentes Denken und entsprechende soziale Organisation des Zusammenwirkens — jetzt in viel zu große Kreise eingedrungen. Aber schon den bloßen Versuch, jene unheilvollen Irrungen der Autoritätsleidenschaft wieder einmal in Scene zu setzen, müssen wir mit der höchsten Energie der Selbstbeherrschung, mit allen Mitteln gegenseitiger Aufklärung und mit der vollsten Ruhe des Bewußtseins gemeinsamer sittlicher Stärke zu verhüten suchen.

Zweifellos sind wir Alle an den ungesunden Steigerungen des Autoritäts- und Machtkultus mitschuldig, denn ebenso wie Macht und Autorität bei ihren Trägern sehr leicht das sittliche Urteil und die Willensentscheidungen irreführen, giebt es auch auf der Seite der gegen Zwang und Gewalt und für sittliche Freiheit Aller kämpfenden gewisse spezifische Urteilsfehler und Uebertreibungen, welche Oel ins Feuer gießen, ganz abgesehen von denjenigen, die sich durch schwächliche oder unaufrichtige Unterwerfung mindestens ebenso mitschuldig machen. Jene „Wechselspannungen" — um ein technisches Bild dafür zu brauchen — beschränken sich auch nicht auf das politisch-soziale

und wirtschaftliche Gebiet. Im kirchlichen und konfessionellen Leben sind ähnliche gegenseitige Steigerungen ersichtlich, ebenso auch im Schul- und Unterrichtswesen, in gewissem Grade sogar in der Wissenschaft, und zwar zunächst in den großen wissenschaftlichen Berufszweigen, in denen es sich zugleich um Fragen sozialer Organisation handelt. Bis in die idealsten, von der unmittelbaren Anwendung entferntesten Gebiete der wissenschaftlichen Lehre und Forschung dringt der spezifische Konflikt des Zeitalters: die Versteifung des Autoritätswesens einerseits und die Erdreistung des „Besserwissens" und der radikalen Unzufriedenheit andererseits.

Jede der beiden Seiten behauptet, daß die Uebertreibungen von der anderen Seite zu der Steigerung der eigenen Ueberzeugung und Bethätigung nicht bloß den Anlaß, sondern auch das Recht geben. Wer soll und wird den Anfang der Mäßigung und der gerechteren, verständnisvolleren, großmütigeren Behandlung der anderen Seite machen! Das Kinder-Sprüchwort sagt: Der Klügste giebt nach. Kein Mensch hört in der Leidenschaft darauf, und es ist auch an der Zeit, daß man an die Stelle solcher unvollkommenen kindlichen Fassungen der Lehren der Lebensweisheit endlich anfängt, einleuchtendere, in den großen Lebenskonflikten zutreffendere und sogar im Sturm der Leidenschaften noch wirksame Mahnungen von knapper, eindrucksvoller Fassung zu setzen, mit denen sich die Einzelnen und die Massen zusammenfinden und sittlich stärken.

Von „Nachgeben" kann in den großen fundamentalen Konflikten überhaupt nicht die Rede sein. Es giebt Gedanken und Ziele in der Menschenseele, an deren Anerkennung und Verwirklichung zu arbeiten man nur mit dem letzten Atemzuge aufhört, und von denen man nur das Nebensächliche, nämlich das persönlich bedingte, aufzugeben vermag, sobald es von reineren Entscheidungen größerer Gemeinschaften abgelehnt wird.

Aber wenn gerade der Weiseste am wenigsten nachgeben, das heißt, von seinen Zielen lassen kann, so sind es die zu ihrer Erreichung dienenden Mittel und Wege, die es ihm ermöglichen, seine Kraft und Größe am vollsten im Sinne der *sittlichen* Ueberwindung der andern, d. h. ihrer *Gewinnung* für das Streben nach denselben Zielen, zu entfalten und zur Geltung zu bringen.

Der Sieg auf dem Gebiete der Kulturentwickelung darf nimmer mit dem Siege auf dem Gebiete des Krieges, d. h. dem überlegenen Zerstörungserfolge, verglichen werden. Ein Erfolg letzterer Art wirkt auf die Gemüter wesentlich durch Erweckung von Furcht, nur zu geringerem Teil zuweilen auch durch Erweckung von Achtung. Furchtwirkungen auf dem Gebiete der Kulturentwickelung haben aber, wie die Lügen, sehr kurze Beine; sie kommen nicht weit, denn sie sind in jeder Beziehung kulturfeindlich. Insbesondere darf daher der Sieg der Freiheit über Zwang und Gewalt niemals mit *Gewaltmitteln*, geschweige denn mit *Zerstörungsmitteln* erstritten werden. Sonst ist er nur ein Scheinerfolg, dem viel größere Niederlagen und Leiden der Freiheit auf dem Fuße folgen. Die Geschichte, sorgfältig erforscht und gewissenhaft ausgelegt, erweist dies zur Evidenz. Es ist daher in dem Kampfe der Freiheit mit der Macht die *Seite der Freiheit*, welche unbedingt auf die höchste Selbstbeherrschung, auf die menschenfreundlichste, weiseste, beweglichste, geduldigste Wahl der besten Mittel und Wege, bei unwandelbarer, zuversichtlicher Festhaltung der begeisternden Ziele, angewiesen ist. Jede Ungeduld, jede Gewaltthätigkeit, jede übermütige Roheit des Freiheitstrebens rächt sich tausendfältig und zwar am verhängnisvollsten, wenn sie augenblicklichen Sieg oder Erfolg zu Wege bringt und gar als solcher gefeiert wird. Gerade dann wird solche Anwendung von Gewalt zu der verderbendringendsten Quelle neuer Formen ungesunder und menschenfeindlicher Macht- und Autoritätsentwickelung und zwar solcher Formen, in denen sich die Irrungen und Ueberhebungen der *beiden* Seiten des großen Entwickelungskampfes, nämlich die Verblendung und Härte der Machttendenzen mit dem Uebermute und der Maßlosigkeit der Freiheitstendenzen zu der raffiniertesten Schlechtigkeit vereinigen.

Hier wird man uns einwerfen, daß es doch viel aussichtsvoller sei, bei den Trägern von Autorität und Macht auf Gerechtigkeit, Mäßigung und Großmut zu rechnen, als bei den nach größerer Freiheit ringenden Massen und ihren, so sehr von den Leidenschaften der Massen abhängenden Führern.

Der bekannte Ausspruch eines Staatsmannes aus der Reaktionszeit nach 1815: „Man müsse den Fürsten unaufhörlich die Freiheit der Völker und den Völkern unaufhörlich den Gehorsam predigen", ging von einer ähnlichen Auffassung aus.

Sie ist grundfalsch, denn bei den Trägern von Autorität und Macht sind die sittlichen und intellektuellen Grundbedingungen für eine *autoname* Entwickelung gesunder Gerechtigkeits-, Freiheits- und Kulturpolitik im allgemeinen in viel geringerem Maße vorhanden, als selbst bei den nach Freiheit und höherer äußerer und innerer Kultur ringenden Massen, geschweige denn bei einem großen Teil ihrer Führerschaft, soweit dieselbe nicht auch schon in Macht-Illusionen befangen ist. Und zwar gilt das obige erfahrungsmäßig zu begründende Urteil hinsichtlich der geringeren Idealität des Denkens und Wollens nicht so sehr von den vielfach mit Unrecht geschmähten Fürsten, unter denen sich besonders glänzende Ausnahmen finden, als von den zu Autorität und Machteinfluß empargekommenen Personen, weil diese in solchen Stellungen im allgemeinen viel stärker und schneller der Autoritätssucht verfallen, besonders wenn ihnen unmeise, maßlose und übermütige Freiheitsstrebungen gegenüberstehen und dementsprechend knechtselige Gefolgschaften zur Verfügung sind.

In welcher Weise ist denn aber bisher die Menschenseele durch die Erwerbung und Ausübung von Autorität und Macht in ihrer vollkommensten Entwickelung und in der Bethätigung ihrer höchsten und feinsten Gaben gehemmt und beirrt worden?

Dies geschah und geschieht im wesentlichen durch die Kultivierung der Unfehlbarkeit, entweder der Person oder des Amtes, hauptsächlich aber durch die Entbehrung der unaussprechlichen Wohlthaten, deren sich alle mehr in Reihe und Glied stehenden Menschen von der Kindheit bis zu ihrem Lebensende erfreuen, nämlich der Wohlthaten der unmittelbaren oder mittelbaren *sozialen* Erziehung, Zurechtrückung, Belehrung und Läuterung.

„Wer nicht gezaust wird, wird nicht erzogen." Dieser Spruch der Griechen gilt nicht bloß für die Kindererziehung, er gilt für das ganze Leben; denn bis zum letzten Atemzuge sind wir der Gefahr ausgesetzt, in Irrtümer und Thorheiten zu verfallen, vor denen uns nichts auf Erden sicherer bewahrt, als der soziale Zusammenhalt, d. h. die Stärkung unseres Gewissens durch seine möglichst innige Fühlung mit dem geläuterteren und weniger bestechlichen Gewissen der größeren Individuen, nämlich der sozialen Gemeinschaften, die uns umfassen.

Wer dieser Wohlthaten auch nur in begrenzten Gebieten seines Denkens und Thuns entbehrt, weil er in diesen als letzte Autorität sich fühlt und *anerkannt* wird, der ist in Gefahr, dem Eigensinn und der Rechthaberei zu verfallen und zwar sogar in denjenigen anderen Gebieten, in denen er Einer unter Vielen ist und sich sehr wohl aller jener sozialen Wohlthaten erfreuen könnte. Die Rechthaberei ist aber stets der Ausgangspunkt *innerer Unwahrhaftigkeit*, d. h. einer niederen und engen persönlich-leidlichen Versteifung gegen besseres Wissen, sowie überhaupt gegen die gesunde, unablässige Harmonisierung des Denkens und Wollens mit immer neuen Wahrnehmungen und Erfahrungen.

Und wer sich einmal, auch nur ganz partiell, dieser Trübung des Urteils, (die vielleicht physiologisch den Wirkungen anhaltenden Genusses seiner Gifte zu vergleichen sein wird) und dieser inneren Unwahrhaftigkeit ergiebt, der kann von Glück sagen, wenn er durch sonstige gute Natur und einfache oder günstige soziale Verhältnisse davor bewahrt wird, den verhängnisvollsten Entartungen seines Denkens und Handelns bis zur bewußten Lüge und zum Verbrechen zu verfallen.

(Schluß folgt.)

Die Stellung des Christentums zum Krieg.

Von Pfarrer Paul Pflüger in Dußnang (Schweiz).

(Schluß.)

Die Bestredungen der Friedensfreunde sind thatsächtlich nichts anderes, als eine Konsequenz der Lehre, oder desser des Geistes Jesu. Diese Bestredungen sind, so modern sie auch sind, unadweisliche Folgerungen aus dem christlichen Ledensideal, ganz wie die Bestredungen zur Adschaffung der Sklaverei, der Kampf gegen den Pauperismus und andere ethische Bewegungen.

Das Streben nach dem Ideal des Völkerfriedens schließt übrigens nicht aus die Anerkennung der Thatsache, daß die Kriege der Vergangenheit im allgemeinen eine relative Berechtigung gehabt haben, die ihnen heute bei den veränderten sozialen Verhältnissen durchaus nicht mehr zukommt.

Gewiß waren die Kriege in den früheren Zeiten zur Entwickelung der Menschheit unumgänglich notwendig. Die Kriege waren in der frühesten Zeit notwendig, als die Menschen es noch nicht verstunden, die Erde sich so unterthan zu machen, doß für alle genug Kulturgüter vorhanden waren. So lange die Menschen von Jagd und Weide sich nährten, mußte ein Krieg mit dem Nachdarstamm entstehen jedesmal, wenn das Land abgeweidet war und neuer Platz gesucht werden mußte.

In der nun folgenden Periode des Ackerbaus konnte einer mehr arbeiten, als zu seinem Unterhalt nötig war. Damit hängt die Sklaverei-Einführung zusammen, auf der die Kulturentwickelung des Altertums beruhte.

Die Sklaverei setzte die Freien in den Stand, sich der Wissenschaft und Kunst zu widmen und so an dem Fortschritt der Kultur zu arbeiten. Die Kriege dienten dazu, das nötige Sklavenmaterial herbeizuschoffen; der Hauptgrund aller Kriege war die Sklaverei. Im Mittelalter war es ähnlich. Der Reichtum bestand in Grundbesitz. Großer Grunddesitz, der von Hörigen bearbeitet wurde, war das Postament, auf dem sich die von der schweren Landarbeit befreite Kultur der Geistlichen und Ritter erhod. Die Kriege des Mittelalters hatten den Zweck, den als Unterlage höherer Kultur nötigen Grunddesitz zu annexieren. Es kam die Zeit des kapitalistischen Industrialismus. Bei der Kleinheit der Löhne konnten die Produkte der nationalen Arbeit nur zum Teil im eigenen Lande abgesetzt werden, man war auf den Export ungewiesen. Die Kriege dienten dazu, fremde Länder dem eigenen Export zwangsweise zu erschließen und neue Absotzgebiete zu erlungen: die modernen Kriege sind daher Handels- und Kolonialkriege. Als vor einigen Jahren Deutschland den deutsch-russischen Handelsvertrag zu ratifizieren zögerte, stand der deutsch-russische Krieg vor der Thür. Denn Rußland ist für das Bestehen seiner westlichen Landwirtschaft auf den Absatz in Deutschland angewiesen. Andere Länder sind für die Existenz ihrer Industrie, mit der ihre Unabhängigkeit und Freiheit steht und fällt, auf den Absatz anderer Länder angewiesen. Bei den bisherigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen waren also Kriege im äußersten Fall kaum zu umgehen; sie dienten zur Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Existenz, dezw. zur Ermöglichung höherer Kultur. Insofern hatte also der Krieg bis anhier eine relative Berechtigung. Erst der Audruch des sozialen Zeitalters macht die Kriege entbehrlich. Die Handels- und Zollkriege fallen dahin; an Stelle der vernichtenden Konkurrenz der Völker tritt eine Solidarität der Arbeit und der Interessen. So longe es herrschende Gesellschaftsklassen giebt, ist auch die Möglichkeit des Krieges gegeben. So lunge nämlich das arbeitslose Einkommen auf Kosten der Arbeit existiert und wächst, so lange muß die sich steigernde Nationalproduktion, der eine Unterkonsumtion der Volksmehrheit gegenübersteht, im Export nach außen einen Absatz suchen, nötigenfalls mit unwiderstehlicher Gewalt. Bei einer aus gleichberechtigten Gliedern zusommengesetzten Menschengemeinschaft hört das arbeitslose Einkommen nuf, das Recht auf den vollen Arbeitsertrag ist verwirklicht, die nationute Produktion wird zum größten Teit im Inlande konsumiert und ein Ueberschuß ist ohne Hemmungen und Schranken leicht im Austande auszutauschen. „Kann denn bei voller Ueberzeugung jedes Einzelnen überhaupt noch von einem andern Kampf ums Dasein, als von einem Wettkampf der Arbeit die Rede sein innerhalb einer Gemeinschaft, in welcher die Leistungsfähigkeit und das Wohl eines Jeden eigentlich solidarisch mit dee Leistungsfähigkeit und dem Wohl aller andern verbunden ist." (W. Foerster, Sammlung von Vorträgen und Adhandlungen, 3. Folge, S. 19.) Höchstens der Krieg mit barbarischen Völkern könnte unter Umständen noch eine Notwendigkeit werden. (Kaler, Die Moral der Zukunft, S. 29.) Die Verwirklichung des bleibenden Völkerfriedens hängt also mit der Einführung neuer wirtschaftlicher Ordnungen unauflöslich zusammen. Beide: Völkerfriede und wirtschaftliche Neuordnungen im Sinne der sozialen Gleichderechtigung aller sind Forderungen einer geläuterten Moral. „So lauge das Herrschaftsinteresse der obereu Klassen, wie das in früheren Perioden der Fall war, mit den Bedingungen der Kulturentwickelung zusammenfiel, konnte es sittliche Pflicht sein, der von jenen und für sie geschaffenen Ordnung, das Opfer des persönlichen Glückes" nötigenfalls auch im Kriege zu dringen; sodald aber die allgemeinen Interessen der Menschen der destehenden Herrschaftsformen nicht mehr bedürfen, sodald die geistige und wirtschaftliche Entwickelung so weit fortgeschritten ist, daß der Bestand der disherigen Autoritäten überflüssig wird, dann wird die Oppostion gegen die überlebten Herrschaftsformen so lange Pflicht, dis neue sittliche Ordnungen sich gebildet haben, die den neuen Bedürfnissen der Menschen entspeechen. Einzig den aus Notwehr dezw. zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe unternommenen Krieg vermögen wir zu rechtfertigen; wodei darauf aufmerksam gemacht sei, daß es nicht zulässig, das Unrecht und die Verantwortlichkeit eines Krieges und aller seiner Übel demjenigen zuzuschieben, der die eesten kriegerischen Akte vornimmt, z. B. die Kriegserklärung zuerst udsendet, das feindtiche Gebiet zuerst detritt." Auf diesem Standpunkt stehend, leugnen wir nicht, daß die Kriege, abgesehen von ihren unheilvollen Wirkungen auch zur Erziehung des Menschengeschlechts ihren Beitrag geleistet haben. Durch Eroderung sind Reiche gegründet, ist Zivitisation verbreitet worden; die Völker wurden durch kriegerische Organisation an Gehorsam und die Unterworfenen an eine dem Naturmenschen fremde intensive Arbeit gewöhnt. Durch die Kreuzzüge sind Ost und Westen in nahe Berührung gekommen und sind den christlichen Völkern orientalische Wissenschaften und Künste erschlossen worden. Der nordamerikanische Sezesiionskrieg hat der Sklaverei in den Südstuaten der Union ein Ende gemacht. Die Frucht des deutsch-französischen Krieges ist ein geeinigtes deutsches Reich gewesen. Anderseits dürfen freitich die Wohlthaten des Krieges nicht, wie es so häufig geschieht, übertrieben werden; auch ist leicht einzusehen, daß die Menschheit jetzt nicht mehr im Kindesalter steht, wo sie mit der Kriegsrute erzogen werden mußte. Die gegenwärtigen Verhältnisse des sozialen Lebens sind derart, daß Kriege heutzutage den größten Schaden stiften. Wir stimmen überein mit Revon (L'arbitrage international 1892) „que la guerre a été utile jadis, parce qa'elle a établi, dans l'immense mêlée des peuples, les grands courants du commerce et des idées, mais qu'aujourd'hui elle est dévenue nuisible parce qu'elle submerge la civilisatiou, dévaste les moissoas humaines et promène de tontes parts ta ruine dans les champs qu'elle fécondait autrefois. Elle avait rapproebé les peuples, aujourd'hui elle les sépare. Elte avait démoli tes vieilles murailles des cités, aujourd'hui elle élève partont des barrières. Elle avait favorisé le tibre-échange, elle l'entrave mainteaant. Elle était une armo de progrès qui maintenant se retourne coatre qui veut la tenir. Respectons douc ses services passés, mais supprimons-la."

Kehren wir nach dieser, wie ich glaube, nicht ganz außer dem Zusammenhang unseres Themas liegenden Digression wieder zurück zur Stellung des Christentums zum Völkerkrieg. So sehr die Kirche und der Klerus zu allen Zeiten mit dem Krieg und Militarismus sozusagen auf gutem Fuß gestanden

ist, soviel ist sicher, daß der Krieg mit dem christlichen Ideal eines „Gottesreiches" sich nie und nimmer verträgt.

Da erhebt sich freilich noch eine wichtige Frage, der wir nicht ausweichen wollen, die Frage nämlich: Ist das Lebensideal des Urchristentums auch noch für uns gültig und maßgebend? Ist dasselbe nicht vielmehr veraltet und durch ein neues modernes Lebensideal zu ersetzen? Es ist das eine tiefgehende Frage, der wir hier keineswegs auf den Grund gehen können, zu deren Aufhellung uns jedoch einige Andeutungen erlaubt sein mögen.

Was das Lebensideal des Urchristentums anbetrifft, so ist sicher, daß wir dasselbe nicht ohne weiteres und unbesehen bloß auf die Autorität des Propheten von Nazareth hin annehmen können. Das urchristliche Lebensideal muß sich jedenfalls vor unserm modernen Wissen und Gewissen legitimieren, auf seine Berechtigung bezw. seinen Wert ausweisen. Die Begründung unserer moralischen Überzeugungen und unseres Lebensideals kann eben für uns moderne Menschen nicht mehr eine metaphysisch-supranoturale sein, vielmehr können wir nicht mehr umhin, die Moral allein auf dem Menschen und seine Bedürfnisse zu gründen. Da frägt es sich also: kann das Lebensideal Jesu noch unverändert für die moderne Menschheit fortbestehen, also daß die heutige Kulturmenschheit keine Discrepanz zwischen Wissen und Wollen erleidet? Diese Frage kann nicht ohne jeden Abzug und ohne jede Einschränkung bejaht werden. Die Formulierungen der christlichen Lebenslehre im Neuen Testament enthalten doch „so viele Besonderheiten der orientalischen Kultur, so viele Einseitigkeiten, so viele unentwickelte Gedankenreihen, daß christliche Lebensweisheit nur in vorsichtiger Auswahl und in ergänzender Verbindung mit den Ergebnissen der gesamten Menschheitskultur in den Schatz gemeinsamer Prinzipien der Lebensordnung übergehen darf, während es im übrigen dem Geschmack des Einzelnen zu überlassen ist, ob er seine sittliche Begeisterung in engere Beziehung zu den Wirkungen und der Redeweise von Christus, Mose, Buddha oder Sokrates setzen will". (Förster.) Indem wir also zugeben, daß auch die Ethik des Urchristentums nicht eine absolute ist, die keiner Fortentwickelung fähig wäre, sondern daß auch die Lebensauffassung und die Grundsätze Jesu in dieser und jener Richtung ergänzt, entwickelt oder modifiziert werden dürfen und sollen, halten wir anderseits dafür, daß im großen und ganzen Jesus in seiner Lehre vom Gottesreich, vom universalen Bruderbund einen Wurf gethan hat, der so bald nicht überboten werden kann, daß er der menschlichen Gesinnungs- und Bethätigungsweise ein Ziel gegeben und einen Weg gewiesen, den wir zu verlassen keinen Grund haben. Wir meinen, daß der in parabolischer Form ausgedrückte Gedanke vom „Gottesreich" ein auch für unsere Zeit gültiges Ideal ausdrückt und daß die Tugenden, die Jesus in den Mittelpunkt aller Moral und Frömmigkeit gestellt, auch heute und wohl für immer den Ehrenplatz verdienen. Wir halten auch dafür, daß von Christus ein Strom lebendigen Geistes durch die Geschichte geflossen ist, den die Hierarchie vergebens ganz zuzuschütten sich bemüht hat, daß das 18te Jahrhundert mit seinem Losungswort der Humanität und unser 19. Jahrhundert mit seiner sozialen Bewegung in der Richtung der urchristlichen Ideale sich bewege.

Es ist nun aber in neuerer und neuester Zeit dieser Ethik der Humanität und des Sozialismus, die ihrem tiefsten Grunde nach im christlichen Lebensideal wurzeln, mit Geflissenheit eine anders orientierte Lebensauffassung, als eine höhere und moderne Auffassung entgegengestellt worden, die man mit dem sympathischen Namen der Entwickelungsethik bezeichnet hat. Um Mißverständnisse zu verhüten sei bemerkt, daß der Begriff „Entwickelungsethik" heute allerdings sehr verschieden gefaßt wird und daß genau genommen die ganze moderne Ethik mehr oder weniger von der Idee der Entwickelung und den durch Darwin gefundenen biologischen Gesetzen der Entwickelung berührt ist. Die antihumane Ethik, die wir im Auge haben, ist in Deutschland vertreten durch Friedr. Nietzsche und A. Tille, der den Namen „Entwickelungsethik" eben speciell für die Ethik im Nietzschen Sinne reclamierte. Der „Sklavenmoral" des Christentums stellt Nietzsche eine „Herrenmoral" gegenüber, die an Stelle der Liebe den Haß, an Stelle der Humanität den Kampf setzt. Das Ziel ist da nicht ein Friedensreich glücklicher Geister, sondern die Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste. (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, S. 251.) Da der Fortschritt der Organismen durch die natürliche Auslese bezw. durch das Ueberleben des Passendsten zu stande kommt, so soll eine auf dieser Erkenntnis beruhende Lebensführung das Überleben des Passendsten zum bewußten Prinzip erheben und ohne Scrupel alles Schwache und Verkümmerte dem Untergange weihen. Hören wir, was Alex. Tille in seiner Schrift „Von Darwin bis Nietzsche" behauptet. „Die Entwickelungslehre hat an Stelle des Friedensideals der Humanität das nur durch Wetteifer um die Daseinsmittel und Auslese erreichbare Ideal des Rassenfortschritts gesetzt, ein Kampfideal. Die beiden Ideale haben sich in der nächsten Entwickelung der wissenschaftlichen Ethik zunächst einmal zu messen (S. 96). Nur ein seltsamer Zufall könnte es fügen, daß die Gebote der Gattungsmoral mit denjenigen der Nächstenmoral sich deckten. Und sie decken sich in der That nicht (S. 113). Auch die sorgsamste Zuchtwahl der Besten vermag nichts, wenn sie nicht verbunden ist mit einer erbarmungslosen Ausscheidung der Schlechtesten. Diese Ausscheidung steht freilich in direktem Widerspruch zu der herrschenden Mitleidsmoral, aber das darf an ihr nicht irre machen. Nietzsche selbst weiß ganz genau, selbst die höchsten Menschen, denen sein Auge begegnete, würden seinen „Uebermenschen" Teufel heißen (S. 233).

Wir leugnen nicht, daß in dieser modernen Entwickelungsethik auch beherzigenswerte Anregungen liegen. Wir wissen wohl, „es ist ein großer Fehler der christlichen Kirche gewesen, daß sie im Charakter Jesu die kühnste Mannhaftigkeit, durch die er bei voller herzinnigen Milde eine Welt aus ihren Angeln gehoben, verkannt und in seinem Namen knechtische Unterwürfigkeit gepredigt hat", mit anderen Worten, daß das kirchliche Christentum die passiven Tugenden vor den thätigen bevorzugt hat. Aber offenbar wird in der Ethik eines Nietzsche die Liebe mit Füßen getreten und dem ganzen sozialen Geiste unserer Zeit der Fehdehandschuh hingeworfen. Unseres Erachtens wird die Ethik der Zukunft eine Vereinigung von Liebe und Kraft postulieren müssen, sie wird vielleicht gewissermaßen eine Synthese sein von Nietzsche und — Tolstoi?

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, unsere wissenschaftlichen Gründe gegen die Ethik Nietzsches und Konsorten vorzulegen, wir erinnern aber daran, daß die natürliche Zuchtwahl kaum ein zureichendes Prinzip für den Fortschritt der organischen Welt sein dürfte. „Der Kampf ums Dasein existiert fast überall unter den Lebewesen. Wir sehen aber nur, daß stärkere Tiere und Arten schwächere dadurch verdrängen, aber keine neuen höheren Arten entstehen. Wir stehen hier vor einem durchaus geheimnisvollen Problem, zu dessen Erklärung wir uns vorläufig mit der Annahme einer, den organischen Wesen innewohnenden Zielstrebigkeit, eines Vorwärtsstrebens, Vervollkommnungsprinzips oder wie man es sonst genannt hat, zufrieden geben müssen." (Hermann Habenicht, Grundriß einer exakten Schöpfungsgeschichte.) Bloß der Stellung der Entwickelungsethik zum Krieg haben wir ein Wort zu widmen. Gerade vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt hat man neuerdings den Krieg zu glorifizieren versucht. Mit Spott redet Tille von „der sogenannten Völkerverbrüderung, dem Weltfrieden, dem allgemeinen Hegelschen, Bebelschen, Bellamyschen Glücke". Charakteristisch sind ferner folgende Auslassungen des genannten Autors: „Wir stehen ja vor einer Zeit der weitern Verschärfung der nationalen Gegensätze, und es wird im Volke der Individualismus und unter den Völkern der Nationalismus im weitern die gewaltigste Rolle spielen; die Herrscherpersönlichkeit und das Herrschervolk wird den Gipfel der Menschheitsentwickelung darstellen" (Tille S. 208). „Was die Nächstenmoral auf dem Gebiete des sittlichen Einzelhandelns ist, das wird die Humanitätsschwärmerei und der Kosmopolitismus auf dem Gebiete des politischen Lebens (181). „Zu dem Glück und der ‚Menschlichkeit', deren Wachstum [in der populären Beurteilung] gepriesen wird, gesellt sich immer

noch der Friede als Dritter im Bunde des Idealzustandes“ (Tille S. 209).

Es ist ein ähnlicher Standpunkt, den schon Prof. Leo, einer der hervorragendsten Vertreter der reaktionären Regierungspolitik in der nachmärzlichen Zeit, einnahm, als er 1853 schrieb: „Gott erlöse uns von der europäischen Völkerfäulnis und schenke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet und das skrophulose Gesindel zertritt, das jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können.“ Der Herr Professor hat nicht einmal die nächstliegende Folgewirkung seiner Heiltheorie ins Auge gefaßt, nämlich die, daß in einem großen Kriege gerade die gesündesten Volkselemente zum Kanonenfutter werden, wogegen das „skrophulose“ Gesindel hübsch zu Hause bleibt. Auch vom entwickelungsethischen Standpunkt ist der Krieg zu verwerfen. Bekanntlich ist der moderne Philosoph, der sein ganzes philosophisches System auf die Entwickelungslehre aufgebaut hat, Herbert Spencer, ein energischer Kritiker des Kriegshandwerks. Er erklärt, daß die Möglichkeit eines höhern sozialen Zustandes von einer fundamentalen Bedingung abhänge: der Abschaffung des Krieges und Militarismus. Es wird zugegeben werden müssen, daß im Altertum vor Erfindung des Pulvers der Krieg selektorisch wirkte, indem die schwachen und entarteten Völker durch die kräftigen beseitigt wurden. Vor allem gab eben damals der persönliche Mut und die Kraft und Tüchtigkeit der Individuen den Ausschlag im Kampf. Ganz anders heutzutage. Der persönliche Mut spielt im modernen Krieg eine geringe Rolle. Zudem bleiben die Schwachen und Kränklichen zu Hause und pflanzen sich fort, während die auserlesene Mannschaft in Massen dahingestreckt wird. „Wenn heute,“ sagt Plötz (Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen, „in einer Schlacht 20 000 Mann fallen, so stehen diese im Durchschnitt des Stärkegrades wohl kaum unter denen, die lebend davongekommen sind, im Gegenteil, viele der stärksten Convarianten, wie die Offiziere, leiden noch mehr als die Mannschaften, weil diese den Kugeln häufiger die aufrechte Figur darbieten müssen. . . . Alles in allem haben, wenn der Krieg beendet ist, die beiden kriegführenden Völker an ihrem Bestande von starken Convarianten ganz erhebliche Einbuße erlitten. Aber damit noch nicht genug. Die Zurückgekehrten haben oft noch an manchen Uebeln zu leiden, die sie im Felde erwarben, oder sie haben ihre ökonomischen Stellen verloren, so daß auch hieraus wieder künstlich geschaffene Benachteiligungen im Kampf ums Dasein entspringen. Ferner werden die Kinder der Gefallenen, die gemäß der Vererbung auch wieder stärkere Convarianten darstellen als die übrigen Kinder, oft genug durch den Verlust ihrer Ernährer und Erzieher ganz bedeutend im Kampf ums Dasein behindert.“ Um eine selektorische Dezimierung der Bevölkerung herbeizuführen, wäre es ratsamer, an der Ausbreitung von Epidemien, wie Cholera und Typhus zu arbeiten; das wäre ein sicheres Mittel, die Menschheit von den Schwächlingen, Greisen und Kranthaften zu befreien! Aber auffallenderweise werden gerade im Zeitalter des Militarismus die größten Anstrengungen gemacht, jene die Menschheit dezimierenden Geißeln zu bekämpfen!

Die Kriege sind unsers Erachtens Kennzeichen relativ niederer Entwickelungsstufen. Der friedliche Wettkampf auf ökonomischem und geistigem Gebiet wird genügen, die Energie der Völker zu erhalten und zu stählen. Die großen Kulturfortschritte der Gegenwart wie der Zukunft sind Werke des Friedens.

Gerhart Hauptmanns Drama: „Die versunkene Glocke“.

Von Dr. Robert Saitschick in Zürich.

I.

In seinem letzten Drama „Die versunkene Glocke“ hat sich Gerhart Hauptmann auf eine Stufe erhoben, die wohl als der Gipfelpunkt seiner dramatischen Begabung angesehen werden könnte.

Hauptmann war für mich immer ein interessantes Problem. Ich pflegte mir zuweilen in Gedanken die Grenzen seiner Begabung zu vergegenwärtigen. Der innere Kern des Menschen, der doch hinter einem dichterischen Werke steckt und ihm Charakter und Form verleiht, war für mich jedoch klar.

Hauptmann gehört zu den ernsten Naturen, die um jeden Preis Ziele haben müssen, die nach einer Höhe und Tiefe streben. Sie überwinden Phasen und Gedankengänge, bis sie sich erkennen und erfassen. Solche Naturen sind auch der interessanteste Stoff für die Kunst. Es sind Menschen, die in die Tiefe steigen, um Sterne zu sehen, die den meisten Menschen nicht nur unsichtbar, sondern auch unbekannt sind. Manche von diesen Menschen sind reich an sich abwechselnden Empfindungen und an helldunklen, in einander greifenden und sich zersetzenden Gedanken. Dann bieten sie das anziehendste Problem der komplicierten, in Kämpfen und für den Kampf erzogenen modernen Seele. Zuweilen ist aber eine solche, der ernsten Tiefe zugewandte Natur einfacher gestaltet. Eine solche ernste, nicht kompliciert geartete Natur ist Gerhart Hauptmann.

Hauptman trägt keinen ungeheueren Reichtum von zersetzenden und immer wieder in unruhiger Hast aufbauenden Gedanken und Gefühlen in sich, er hat kein unwiderstehliches Verlangen nach Vernichtung, sondern sieht geduldig dem sich von selbst vollziehenden Zersetzungsprocesse zu. Mit melancholischem Ernste blickt eine solche Natur wie Hauptmann auf den unbemerkbar zurückgelegten Weg zurück. Auf diesem Wege waren Schmerzen, die vielleicht mehr von Einbildung als von wirklichem greifbarem Empfinden ausgingen. Hie und da wurden auch Schmerzen Anderen zugefügt, halb verschuldet, halb unbewußt.

Eine solche Natur hat das Bedürfnis, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, sich in die Rechte des natürlichen Menschen zu setzen. Sie blickt rückwärts noch schärfer als vorwärts. Die Gegenwart ist für sie Kampf, Kampf mit dem vergangenen und zukünftigen Menschen. Eine gewisse Unruhe ist einer solchen Natur immer eigen. Sie hat nicht das Vermögen, sich vollständig von der Gegenwart zu nähren; sie ist von der Vergangenheit, von dem einmal Durchlebten allzusehr in Anspruch genommen. Aus dem unruhigen Verlangen, sich selbst zu finden und zu gewinnen, ist der melancholische Ernst solcher Naturen zu erklären. Das Leben ist für sie nicht nur eine Aufgabe, an deren Lösung gearbeitet werden muß, sondern auch eine äußerst verwickelte Aufgabe, bei deren Lösung sie oft die Ahnung beschleicht, daß, wenn diese Aufgabe klar gelöst werden könnte, sie, die ernst fragenden und von der Lebensangst heimgesuchten Naturen, vielleicht verzweifeln müßten. Sie ahnen auch zuweilen, daß das Leben gar keine Aufgabe ist, daß das Leben ein Gegebenes, eine Gabe ist, nach der gar nicht gefragt werden soll und die, folglich, gar nicht gelöst werden will.

In diesen ahnungsvollen Augenblicken überschauen solche Seelen alle inneren Abgründe und Gegensätze des Lebens mit einer überzeugenden Klarheit und fast hellseherischer Kraft. Das sind dann Augenblicke des tiefsten Lustempfindens. Aber sie dauern nicht an, sie sind verschwindenden, sich selbst verzehrenden Blitzen zu vergleichen, die ein Gewitter und sich zusammenziehende Nebel verkünden. Sie haben nicht die Seele erhellt und geläutert, sondern nur was in der Seele ist und kämpft, beleuchtet. Der eigentliche Kampf aber wird fortgesetzt, zuweilen hartnäckiger und ernster als zuvor. Denn ein hartnäckiges Gefühl des Neides nistet sich in die Seele ein.

Worauf ist die tiefe, ernste Natur neidisch? Sie beneidet das Glück und die Glücklichen, alle, die das Leben genießen können, für die das Leben nicht Frage, sondern starke bejahende Antwort ist.

Giebt es aber solche Menschen, die das Leben intensiv genießen ohne den Schmerz der Frage zu fühlen? Allein der ernste Melancholiker liebt es, seine eigenen Gefühle auf seine Mitmenschen zu übertragen, ja sie in die Seele anderer zu versetzen, ohne zu fragen, ob der seelische Boden der anderen Menschen auch derart beschaffen ist, um sie aufnehmen zu können. Aus dem intensiv und schmerzlich Durchlebten zieht die moralische und

fragende Natur den vielleicht ganz unrichtigen Schluß, daß der intensive Schmerz und Kampf auch den entsprechenden Gegensatz in der intensiven Lust und dem tiefen ruhigen Genießen haben muß.

Solche ruhig und zugleich tief genießende Menschen beneidet der ernst fragende Melancholiker, ja er wird von einer brennenden Eifersucht auf die wenigen Augenblicke seines eigenen vergangenen Glückes verzehrt. — Daß dies Alles eine Einbildung seines eigenen Hirns ist, daß wir keinen Gradmesser für die Lustgefühle Anderer kennen, das will und kann eine solche Natur, solange sie nicht den Gipfel der Überwindung erreicht hat, nicht verstehen.

Von dem Verlangen nach Glück gestachelt, will sie den Weg des Glücklichen gehen, sie will erfahren, worin der eigentliche heitere Genuß des Lebenskünstlers besteht. Ein solcher Mensch sieht nicht ein, daß er diesen Genuß nur nach der äußeren Form hin erkennen wird, daß auch diese neuen Formen den früheren von Gegensätzen lebenden Menschen enthalten werden. Um wie Goethe zu *leben*, muß man nicht wie Goethe leben *wollen*. Schiller wollte es niemals, und darin lag vielleicht die eigentliche Lebensgröße Schillers.

Es ist immer ein Zeichen von Schwäche, wenn man einem anderen gleichen will. Stark ist, wer die innersten und innigsten Vorstellungen des Lebens aus sich heraus schafft und gemäß dem inneren Kern seiner eigenen Natur gestaltet. Wir sind garnicht dazu da, um glücklich oder unglücklich zu sein, Schmerz- oder Lustgefühle zu empfinden, das sind alles Vorstellungen, die des tiefer denkenden Menschen unwürdig sind, wir sind dafür da, um *wir* zu sein.

Der interessanteste psychologische Prozeß in der Entwickelung einer tieferen künstlerischen Begabung ist eben das Zusichkommen, das Sich-selbst-Erfassen und Erkennen des Künstlers. Ich spreche hier nicht von den gewöhnlichen Talenten, deren Bedeutung in der äußeren Form und in einer gewissen Virtuosität des Aneinanderreihens von geschauten Bildern und nicht tief genug beobachteten Thatsachen besteht, sondern von der ernsten tiefen Begabung, die das Geschaffene durchlebt und das Durchlebte schafft. Ich spreche hier von der Persönlichkeit in der Kunst, d. h. von der einzig wertvollen und echten Kunst, wenn die Kunst sich überhaupt in eine echte *und* nicht echte einteilen läßt. Heutzutage ist das leider der Fall, indem man sieht, wie Werke, die auf Kunst Anspruch machen wollen und in den Augen des Publikums und der Kritiker auch wirklich machen, von unkünstlerischen Menschen ausgehen.

II.

Gerhart Hauptmann gehört zu den Vertretern der ernsten und echten Kunst. Selbst in seinen früheren Werken, in denen unreife Züge wahrzunehmen waren, konnte die ernste Anteilnahme an der Gestaltung und an dem Inhalt nicht in Abrede gestellt werden. Unreif war wohl vieles in Hauptmanns Dramen, aber unkünstlerische Mache konnte man ihnen nicht vorwerfen. Gerhart Hauptmanns Gesellschaftsdramen enthielten jedoch etwas, das dem eigentlichen Kern von Hauptmanns Natur ziemlich fern lag. Die tendenziösen Züge darin gingen nicht aus dem tiefsten Innern des Dichters, sondern waren auf- und hinübergenommen, um Wirkung zu erzielen. Die Wirkung war damit oft gewollt, nicht notwendig und schöpferisch. Darin lag der Hauptfehler fast aller Dramen Hauptmanns. Neben diesen Mängeln hatten sie aber auch große Vorzüge. Ein Zug der großen Aufrichtigkeit ging neben einer gewissen Unreife der Auffassung und Gestaltung einher.

Wenn man den eigentlichen Kern von Hauptmanns Naturell erfaßt, kennt man auch die Grenzen, in die seine Begabung eingeschlossen ist. Jeder Dichter und Künstler hat sein eigenes Gebiet, das er mit seiner Persönlichkeit deckt; über die Grenzen seines Naturells kann kein Mensch hinaus. Es handelt sich nur darum, diese Grenzen zu erkennen und zu decken.

Bei Hauptmann hatte man immer das Gefühl, seine Begabung könnte in ihren natürlichen Grenzen sich weiter entwickeln, und zwar nicht so nach der Breite als nach der Tiefe hin. Hauptmann mußte nur den Kern seines eigentlichen Selbst erfassen, zum Mittelpunkte seiner Persönlichkeit vordringen, um mit Hilfe seiner künstlerischen Begabung ein reifes und echtes Werk zu schaffen.

Dieses reife Werk mußte einen starken persönlich durchlebten Zug tragen. Denn Hauptmann gehört zu den Dichtern, die erst dann echte lebendige und reife Werke schaffen, wenn sie diese nicht nur durchleben (jedes echte Werk muß ja durchlebt werden), sondern auch mit ihnen leben, mit den Werken in die Höhe wachsen. Ein echtes Werk bedeutet für solche Menschen einen Markstein auf ihrem Lebenswege.

„Die versunkene Glocke" ist der bedeutendste Markstein in Hauptmanns künstlerischer Entwickelung. Hier hat Hauptmann sein eigentliches Ich gegeben, ich möchte fast sagen ausgegeben. In diesem Drama hat sich der Dichter geschaffen, denn sich selbst schaffen heißt — sich erfassen, sich tief erkennen und erhalten. Es ist ein Kunstwerk im besten Sinne, ein Werk der Kunst, d. h. ein Werk der sich erfassenden, notwendig erkennenden Persönlichkeit. Hier sind keine oberflächlichen Einflüsse von außen, kein gewolltes Hinzuthun, keine Anstrengung, keine gemachte Arbeit, sondern Kunst, ein Können, das über dem Wollen steht. Dabei ein Können auf Grund des Durchlebten, eine notwendige Äußerung und eine Entäußerung, ein Überwinden und die Voraussetzung des Überwinders — ein Steigen.

Wohin wird nun Hauptmann weiter gehen, hat er wirklich die Fähigkeit des hohen Fluges? Ich ahne manches bei dieser Fragestellung, das ich jedoch nicht aussprechen möchte, weil Hauptmann selber wahrscheinlich die Gefahr, die diese Frage enthält, fühlen muß. Ich möchte jedoch wünschen, daß, wenn Hauptmann auch keine weiteren Höhen und Tiefen aufsucht, er die einmal erreichte Höhe nicht verlasse. Ich glaube, Hauptmann gehört zu den selbstkritischen Talenten, die über sich selbst nachzudenken vermögen. An die Kunst stellt er allzuhohe Forderungen, um auf eine niedere Stufe zu treten, wenn er keine höhere erklimmen kann. Ich will sagen: nur nicht zu viele Werke schreiben. Die größte Gefahr für den echten Ruhm eines Dichters ist, seinem eigenen Ruhme und seinen eigenen Werken zum Opfer zu fallen. Einige Kunstwerke von reinstem Gold und — immer schweigen können mit selbstbewußtem und künstlerischem Anstand.

> In all dem Tagelöhner-Werkelkram
> dies himmlische Geschenk nicht einzubüßen,
> das — somenduftig — keine Kammer hält,
> ist schwer. Und flieht's, entflieht der Glaube mit.

Der echte Künstler muß ebenso Künstler im Schweigen, im Verschweigen sein, wie im Sprechen und Versprechen. Hauptmann hat vielleicht mehr als genug gesprochen, mit seinem letzten Werke hat er aber manches versprochen. Es handelt sich jetzt darum, weniger zu sprechen, um das Versprochene zu halten.

III.

Die Hauptgestalten in Hauptmanns „Die versunkene Glocke" sind Meister Heinrich und das elbische Weib Rautendelein. Rautendelein ist das Sinnbild der ungespaltenen Natur, der unmittelbaren Lebensfreude und des Genusses, der keine gesellschaftlichen Schranken und keine Maral kennt. Sie ist die sinnliche Jugend, Schönheit und Frische als Gegensatz zur fragenden und grübelnden Reflexion.

Aber auch die Natur ist unzufrieden mit ihrer Voraussetzungslosigkeit, auch sie will aus dem gegebenen Kreise heraus, sie sehnt sich nach etwas, das über sie hinausgeht, sie will erfaßt und erkannt werden. Sie sehnt sich nach dem Menschen, nach dem Denken, nach dem Zwiespalt. Rautendelein kennt auch den unbestimmten, verzehrenden Wunsch und die Langeweile. Sie fühlt sich nicht ganz glücklich im Kreise der instinktiv lebenden und bewußtlos waltenden Naturgeister. Sie gleicht nicht ihren Schwestern, den Ringelreihen führenden Elfen. Der Nickelmann und der Waldschrat ziehen sie nicht an, das Unbewußt-Tierische und Gradsinnliche an ihnen stoßen sie vielmehr ab. Sie verhält sich zu ihrem Kreise ebenso wie Heinrich, der Künstler, der hochstrebende Mensch, zu seiner Umgebung, zum Pfarrer, zum Schulmeister

und zum geschäftsmäßig politisierenden Barbier. Beide haben sie das Gefühl, sie seien anders geartet als die anderen. Heinrich weiß, daß er „ein Mann van anderer Art, von besserer Art“ ist. Auch Rautendelein empfindet in ihrer Naivetät ihre ästhetische Überlegenheit:

Ich bin sauber und schlank,
Geh du mit deinem Ziegengestank!
Geh du zu deiner lieben Frau Schrat,
Die alle Tage ein Kindlein hat,
Des Sonntags drei, das macht ihrer neun,
Neun schmutzige, kitzekleine Springschrätelein!

Meister Heinrich, der in seinem Künstlerbewußtsein mit seiner Umgebung und mit sich unzufrieden ist, sehnt sich nach künstlerischem Genuß, der zugleich ein neuer Quell schöpferischen Empfindens wäre. Er sehnt sich nach Liebe als aufdauender Seelenkraft. Die künstlerische Natur lebt von frischen Eindrücken, van dem jeden Tag erwachenden Lebensdrang und Lebensfülle. Ist diese Fähigkeit, neue und frische Eindrücke in sich aufzunehmen, verloren gegangen, wird auch der eigentliche Künstler vernichtet. Liebe zur Natur, zum Menschen, zum Weibe, zu allem, was uns umgiebt und was wir umgeben, ist die eigentliche Bedingung der schöpferischen Natur. — Heinrich fühlt, daß er in sich neue Eindrücke aufnehmen muß, daß er, abschon von seinen Mitmenschen anerkannt als Meister, van seiner eigenen Auffassung der Meisterschaft noch weit entfernt ist. Er hat bis jetzt seine Werke in den unmittelbaren Dienst seiner Mitmenschen gestellt, nicht in den Dienst der seldstherrlichen Kunst. Jetzt hat er das Verlangen nach dem Echtkünstlerischen, nach dem Erlösenden, nach dem Übermoralischen, das die Moral und die Tendenz in sich trägt, ahne nach ihnen zu streben ader gar sie zur Schau zu tragen. Kunstwerk, Lebenswerk und Lebenskunst als Ganzes, das nicht gespalten, nicht getrennt, sandern unmittelbar aus dem vollen Barn der schöpferischen Kraft hervorsprudelt — das ist der sehnsuchtsvalle Wunsch Heinrichs.

Die Frische, die jugendliche Kraft Rautendeleins muß eine solche Natur wie Heinrich anziehen, sabald er in deren Nähe kommen wird. Er kannte sie ja schon früher, sie war ja sein eigenes Seelengebilde, in seiner Phantasie geboren und in seinem Hirn erzeugt.

Ich sah dich schon. Wo sah ich dich? Ich rang,
ich dient' um dich . . . wie lange? Deine Stimme
in Glockenerz zu bannen, mit dem Golde
des Sonnenfeiertags zu vermählen:
dies Meisterstück zu thun, mißlang mir immer.
Da weint ich blut'ge Thränen.

Müde und erschöpft durch die verzehrende Reflexian, ist Heinrich auch in seinem Empfinden der Außenwelt gegenüber erschöpft und abgestumpft. Die Welt erscheint ihm öde. Er hat keinen Lebenszweck. Das Ringen nach schöpferischer Gestaltung und das Unvermögen, den eigenen Farderungen zu genügen, trug ein beständiges Fieber in seine Seele hinein. Denn er wußte, daß das echte Kunstwerk ein Werk des Lebens ist, eine Erlösung von allem Zufälligen und eine Erlösung von sich selbst. Und nun war er an sich gefesselt und an die niedere Scholle und kannte keine Lösung. Er muß wieder zur Natur, mit ihr und mit sich eins werden. Rautendelein, dies Märchen seiner eigenen Pantasie, wird ihm das erwünschte märchenhafte Glück bringen. In der Nähe Rautendeleins, der schönen Lebenssee, wird er gesunden. Die ganze Natur wird zu ihm ihre sardenreiche und tief stimmungsvalle Sprache sprechen. Er wird wieder in Bildern zu denken anfangen. Er wird Farben sehen und geheimnisvolle, erhebende und beruhigende Töne hören. Eine Frische des Empfindens wird alle seine Sinne durchdringen.

Aber auch Rautendelein hat sich durch die Berührung mit Heinrich verändert. Sie hat das Verlangen nach dem Menschenleben: „Ich möchte fort, nur von euch allen fart.“ Sie hört nicht auf die schmerzlich warnende Stimme des Nickelmannes, der ihr den Menschen als ein häßliches Mittelding zwischen Engel und Tier darstellt:

Wo willst du hin?
steht dir ins Menschenland der krause Sinn?
Ich warne dich. Der Mensch, das ist ein Ding,
das sich von ungefähr bei uns verfing:
von dieser Welt und doch auch nicht von ihr.
Zur Hälfte — wo? wer weiß! — zur Hälfte hier.
Halb unser Bruder und aus uns geboren,
uns Feind und Freund zur Hälfte und verloren.
Weh' jedem, der aus freier Bergeswelt
sich dem verfluchten Volke zugesellt,
das, schwach gewurzelt, dennoch wahnbethört
den eignen Wurzelstock im Grund zerstört
und also, krank im Kerne, treibt und schießt
wie 'ne Kartoffel, die im Keller sprießt.
Mit Schmachterarmen langt es nach dem Licht,
die Sonne, seine Mutter, kennt es nicht.
Ein Frühlingshauch bricht kranke Zweige leicht,
der grünem Halmchen kost und Kühlung reicht.
Fürwitz! laß ab, dräng nicht in ihre Reihn!
Du legst um deinen Hals 'nen Mühlenstein.
Sie schummern dich in graue Nebelnacht.
Du lernst zu weinen, wo du hier gelacht.
Du liegst gekettet an ein altes Buch
und trägst wie sie der Sonnenmutter Fluch.

Ader Rautendelein sehnt sich nach ihrem Gegensatze, der sie reizt und anzieht.

Meister Heinrich ist Ehemann und Vater. Er wird heiß geliebt von seiner Frau, einem schlichten und ehrlichen Weibe, das wahl den gemachten Meister in ihrem Manne zu würdigen, nicht ader in die verschlungenen Gedankengänge und Wünsche des ringenden Künstlers einzudringen versteht. Meister Heinrich fühlt sich jetzt von der ehrlichen Prasa seiner Frau abgestaßen. Umsonst spricht er zu seiner Frau von seinem Verlangen nach höherer Kunst, van seinen neuen Bedürfnissen. Seine Frau kann es nicht verstehen, warum er auf einmal sein früheres Werk, die Glocke, die, während sie in die Höhe hinaufgebracht wurde, vom Floß in den Bergsee herunterfiel, als ein schlechtes und unwürdiges bezeichnet: „im Thale klingt sie, in den Bergen nicht, das weiß nur ich.“

Heinrichs Frau weiß nicht, daß er auf den Höhen des Berges herumirrte und, ermüdet und erschöpft, in die Nähe Rautendeleins gekommen war, die einen dezaubernden Bannkreis um ihn gezogen hat. Magda sieht nur ihren Mann, der krank auf einer Tragbahre nach Hause gebracht wurde und jetzt fieberhaft vom Tode und van etwas besserem, das er gesehen und gefühlt hat, träumt:

Der Dienst der Thäler
lockt mich nicht mehr, ihr Frieden jänftigt nicht,
wie sonst, mein drängend' Blut. Was in mir ist,
seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
im Klaren überm Nebelmeere wandeln
und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weit ich dies nicht kann, siech wie ich bin,
und weit ich wieder, quält' ich mich empor,
nur fallen könnte, will ich lieber sterben.

Rautendelein steigt bald ins Thal herunter, um Meister Heinrich zu heilen. Sie hat sich in sein Haus eingeschlichen, wie sie sich zuvar in seine Seele eingeschlichen hatte. Der kranke müde Meister wird geheilt durch ihre Zauberkräfte, denn wem Rautendelein auf die Augen küßt, dem öffnet sie die Augen. Heinrich erwacht zu neuem Leben. Was er bis dahin nur verworren und undestimmt fühlte, greift er jetzt mit Händen. Er fühlt Lebensfrische und Lebenskraft. Seine Frau Magda ist überglücklich, daß ihr kranker Mann wieder zum Leben erwacht ist, aber sie wird auch wahrnehmen müssen, daß er nicht für sie, sandern für eine andere und durch eine andere ins Leben gerufen wurde. Er verläßt sie, um zu Rautendelein in die Berge zu ziehen und andere Werke, die anders tönen werden, zu schaffen. Er wird dort glücklich leben, so lange die früheren Töne der versunkenen Glocke, in welcher gleichsam seine Vergangenheit sich künstlerisch und menschlich verkörpert hat, nicht wieder in sein Ohr dringen werden. Denn, wie der Waldschrat zum Nickelmann sagt, „Mensch bleibt Mensch. Der Taumel währt nicht lang.“

Unterdessen hat Heinrich seine Vergangenheit vergessen, er fühlt in sich Mut, mit allem zu brechen, was in Traditionen, maralischen Empfindungen und Grundsätzen wurzelt. Er will seldstherrlicher Mensch werden, der sich seldst Gesetze

vorschreibt und in sich selbst das Gesetz des Lebens trägt. Er hört nicht auf die Mahnungen des frommen Pfarrers, der ihm die menschlichen Vorschriften ins Gedächtnis ruft und ihn auf seine Vaterpflichten aufmerksam macht. Heinrich weiß nur, daß er in diesem Augenblicke selbstherrschender Künstler ist, der an einem Werke arbeitet, das in sich den ganzen Lohn und die vollständige Befriedigung trägt:

Es ist ein Werk, wie ich noch keines dachte:
ein Glockenspiel aus edelstem Metall,
das aus sich selber, klingend, sich bewegt.
Wenn ich die Hand, wie eine Muschel, lege
so mir ans Ohr und lausche, hör ich's tönen
schließ ich die Augen, quillt mir Form um Form
der reinen Bildung greifbar deutlich auf. —
Seht: was ich jetzt als ein Geschenk empfing —
voll namenloser Marter „sucht'" ich es,
als ihr mich einen „Meister," glücklich prieset.
Ein Meister war ich nicht, noch war ich glücklich!
Nun bin ich beides: glücklich und ein Meister!!

Der Pfarrer sieht nur das Äußere an der Menschen- und Pflichtenflucht Heinrichs. Für ihn ist Heinrich das schmachvolle Opfer einer Dirne, die ihn ins Netz gelockt hat. Die ganze neue Auffassung des Lebens, die ihm Heinrich in schwungvoller Selbstvergessenheit vorträgt, ist für ihn unmenschliches Heidentum. Der „hymnisch reine Geist", von dem Heinrich sich erfüllt glaubt, ist für den Pfarrer nicht der Geist der Erlösung, sondern der Vernichtung, des heidnischen pflichtenlosen Dünkels.

Der Pfarrer, der im Drama das einseitig entwickelte moralische Gewissen verkörpert, hat ja vielleicht mehr Recht als Heinrich, der in seinem überspannten Fluge die Wirklichkeit des Lebens nicht beachtet. Die Moral, mag sie noch so einseitig sein, macht doch stark, denn sie beruht selber auf starken Grundsätzen, auf Geschlechtern, die vor uns lebten und die uns ihr Bewußtsein von Gut und Böse vermacht haben. Dieses Vermächtnis ist ebenso natürlich wie die Eigenschaften unseres Charakters. Wer den Unterschied zwischen Gut und Böse zu wissen vermeint, der hat einen Gradmesser und kann messen und leiten.

Heinrich besitzt diese Fähigkeit des Leitens nicht, seine Mitmenschen werden ihn kaum verstehen, sie werden ihn höchstens bewundern, d. h. anstaunen als etwas ihnen fremdes und wunderliches. Jeder Mensch ist aber auf seine Mitmenschen angewiesen. Wenn ein Mensch wie Heinrich seine Mitmenschen nicht zu bezwingen versteht, wird er von ihnen bezwungen und oft auch gedemütigt und erniedrigt. Das wird auch mit Meister Heinrich geschehen, sobald er die einsamen Höhen verlassen wird. Und er wird sie verlassen müssen, weil seine ganze Natur diese Höhenluft nicht ertragen kann:

Sieh: tief und ungeheuer dehnt der Raum
und kühl zur Tiefe sich, wo Menschen wohnen.
Ich bin ein Mensch. Kannst du dies fassen, Kind:
fremd und daheim dort unten — so hier oben
fremd und daheim . . . kannst du das fassen?

Das Mitleid und das brennende Gewissen werden ihn in das niedere Thal zurückrufen. Das neue und eigenartige Werk, das er fern von den Menschen auf den Bergen errichtet, wird von seinen Mitmenschen angegriffen werden und in sich selbst zusammenbrechen. Die alten Töne der Reue werden in seiner Seele erschallen und zugleich die der versunkenen Glocke in seinen Ohren.

Die letzten zwei Akte des tiefsinnigen und doch durchsichtig gestalteten Dramas sind meinem Gefühle nach zu breit gehalten. Einige Stellen könnten wegfallen, wodurch die Handlung nur intensiver und überzeugender wirken würde. Im letzten Akt nimmt die Kraft der symbolisierenden Gestaltung nicht unbedeutend ab.

Meister Heinrich muß sich von Rautendelein trennen. Die Vereinigung der frischen unmittelbaren Kunst mit dem Leben war mißlungen. Rautendelein wird, verlassen und ermüdet, in die finsteren kalten Tiefen als das Weib des Nickelmanns heruntersteigen und Heinrich wird aus seinem Thale immer wieder die verlassenen lichten Höhen herbeisehnen. Er wird jetzt von der Erinnerung an seine zweifache Vergangenheit gequält. Diese unmenschliche Qual wird er kaum ertragen können. Er würde früher oder später sich selbst zum Opfer fallen müssen, wenn nicht Überwindung und Erlösung von einer anderen Seite käme.

Alle fünf Akte des Dramas bilden ein organisches Ganze, das durch die klare Gliederung und Gestaltung anzieht und fesselt. Das Verschmelzen des märchenhaften Stoffes mit der Wirklichkeit ist eigenartig und wirksam. Aus dem übernatürlichen Stoffe des Märchens treten hier reale Gestalten hervor, in denen das ganze seltsame Spiel der Naturkräfte in ihren Beziehungen zum Menschen sein versinnbildlicht ist.

Sprechsaal.

Ein Bund gegen das Duell.

Mit Bezug auf die Duellfrage ist uns vor einiger Zeit unter der Überschrift „Ehre" ein Beitrag zugegangen, den wir glauben, gerade in der jetzigen hinsichtlich der Duellfrage etwas ruhiger gewordenen Verfassung der Gemüter unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

Unser geehrter Mitarbeiter schreibt:

„Man konnte in diesen Tagen so manche Gespräche hören über die ungenügende Sühnung von Beleidigungen durch gerichtliche Klage und über die besondere Ehre des Offiziers und Kavaliers, die weit erhaben wäre über die des Arbeiters, des Kaufmanns, des Gelehrten.

In mir wurde dabei ein alter Gedanke wieder wach: wie wäre es, wenn sich Vereinigungen von Menschen bilden würden, die „bereits heute, soweit dies möglich ist, nach den Gesetzen der ersehnten Zukunft zu leben entschlossen sind", jener Zukunft, in welcher „Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung" herrschen werden? Jeder Teilnehmer an diesen Vereinigungen wäre auf die Satzungen zu vereidigen, welche sich auf die wesentlichsten Probleme der Gegenwart zu beziehen hätten. Es würde sich dabei vor allem um klare Stellungnahme einerseits für die ökonomische Gerechtigkeit und für die Gleichberechtigung der Frau, andererseits gegen das Duell, gegen sexuelle und alkoholische Exzesse, gegen Hazardspiel und Spekulation u. s. w. handeln. Was nun speziell das Duellproblem betrifft, so hätte jeder Teilnehmer zu versprechen: 1. niemals vorsätzlich zu beleidigen; 2. bei unvorsätzlicher Beleidigung sich zu entschuldigen; 3. wenn der Fall nicht klar liegt, sich dem Ausspruche eines Schiedsgerichtes zu unterwerfen; und 4. jede ihm zugefügte Beleidigung durch entsprechende Entschuldigung als gesühnt anzusehen.

Der streng sittliche Charakter solcher Vereinigungen müßte ihnen eine unanfechtbare Stellung verleihen und mit der Zeit alle anständigen Elemente zuführen. Und da könnte es schließlich vorkommen, daß so mancher von den Edelsten der Nation darin keinen Platz finden würde; auch könnte sich vielleicht ein neuer Ehrbegriff ergeben, der es mit dem „an den Stuhl gestoßen werden" nicht mehr so streng nimmt, um so strenger aber mit saufen, spielen und verführen von Mädchen und Frauen."

Indem wir unsere volle Zustimmung zu den Grundgedanken der vorstehenden Anregung erklären, möchten wir doch bemerken, daß die Vereinigungen von Menschen, welche „bereits heute, soweit dies möglich ist, nach den Gesetzen der ersehnten Zukunft zu leben entschlossen sind", bereits existieren. Es sind eben die in den verschiedenen Ländern bestehenden Gesellschaften für ethische Kultur, die sich im letzten Sommer in Zürich definitiv zu einem ethischen Bunde vereinigt haben, und deren Mitglieder bei ihrem Eintritte durch die Annahme der Satzungen eine „den Zielen der ethischen Bewegung entsprechende Lebensführung" gelobt haben.

Prof. Felix Adler hat in seiner Eröffnungsrede der Züricher Versammlung ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Erfüllung der von unsern Mitgliedern übernommenen Verpflichtung, durch das Beispiel ihrer Lebensführung ethische Kultur zu verbreiten, von der entscheidendsten Bedeutung für die Wirksamkeit der ganzen Bewegung sei.

Engere und speziellere moralische Verpflichtungen für die Mitglieder der ethischen Gesellschaften einzuführen, als in den grundlegenden Formulierungen der Ziele der Bewegung enthalten sind, erscheint nicht ratsam. Einesteils könnten in der Spezialisierung auch wieder trennende Momente enthalten sein, sodaß es als angemessener und würdiger erachtet werden muß, eine gewisse Freiheit in der Auslegung der allgemeinen Grundsätze zu belassen; anderenteils fehlen die Mittel und Wege, um die Erfüllung besonderer Arten von Verpflichtungen hinreichend zu verbürgen, da die Grundsätze unserer Bewegung irgend welchen Zwang oder irgend welche Art von Ausschließungen gänzlich ablehnen.

Es dürfte aber jedenfalls heilsam sein, wenn durch Äußerungen und Vorschläge, wie die oben wiedergegebenen, unsern Mitgliedsschaften von Zeit zu Zeit erneute Anregung zu ernsten Vorsätzen und zu gewissenhafter Durchführung derselben gegeben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2290.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 23. Januar 1897. | Nr. 4.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Zur Ethik des Kollegiengeldes. Von Julius Platter. — Die Entvölkerung Frankreichs. Von A. Monlet. (Fortsetzung.) — Nietzsche und die Humanität. Von F. Tönnies. — Nationaler Hochmut und nationale Gerechtigkeit. Von Theodor Brix. — Geldsammlung für die Streikenden in Hamburg. — Vermischtes.

Zur Ethik des Kollegiengeldes.

Von Prof. Dr. Jul. Platter in Zürich.

Kurze Zeit nach dem bekannten Beschluß des österreichischen Reichsrats, betreffend Verstaatlichung der Kollegiengelder, schrieb mir ein Freund, Professar an einer österreichischen Universität: „Was sagen Sie zur Aufhebung der Kollegiengelder bei uns? Wir spüren schon jetzt die guten Wirkungen. Die Kolleggeldgrößen verkehren sogar mit den Praletariern desselben."

Dies erinnerte mich an eine ältere Geschichte. Vor etlichen Jahren feierte eine sehr aristokratische deutsche Universität ein äußerst pomphaftes Jubiläum. Auch ein paar Züricher Professaren wurden als Vertreter der hiesigen Universität hingeschickt. Den einen davon, einen höchst würdigen, bedächtigen, in seinem Urteil äußerst maßvollen, gerechten und sehr bescheidenen alten Herrn und Juristen, Adkömmling einer altaristokratischen Schweizerfamilie, fragte ich bei seiner Rückkehr, wie ihm die Sache gefallen habe. „Oh", antwortete er, „im allgemeinen recht gut. Aber eigentümliche Sitten scheinen bei den deutschen Professaren zu herrschen. Als wir nach unserer Ankunft im Hotel beim Abendmahl saßen, erschienen alsbald ein paar dortige Professaren, um uns Gesellschaft zu leisten. Der eine davon, ein sehr bekannter Jurist mit großer Zuhörerschaft und mithin sehr bedeutendem Einkommen, ließ nach dem Essen zu meiner Verwunderung für uns Alle Champagner kommen. Ich konnte das nicht begreifen. Wenn ich im Hotel Champagner trinken will, werde ich ihn mir doch selbst bestellen." — Der deutsche Professor hatte offenbar vorausgesetzt: Champagner trinkt der Mensch, wenigstens die Species Homo academicus, immer, wenn er welchen haben kann. Ich will euch nun zeigen, daß es uns hiesigen Professaren auf so was nicht ankommt — ganz wie die berühmten Kommerzienräte in den „Fliegenden Blättern." — Der bescheidene Schweizer, der nicht gern auf Kommando Champagner trinken wollte, war Millionär, was freilich niemand von ihm selbst auch nur andeutungsweise erfuhr; der nicht ganz so bescheidene Deutsche starb nicht lange darnach und hinterließ nichts als eine arme Familie und beträchtliche Schulden, trotz seines großen Einkommens.

Es giebt heutzutage in einigen Ländern ein akademisches Geldprotzentum, so wie es leider auch ein Geldprotzentum der Künstler, Litteraten, Journalisten und Aerzte giebt. Von den Advokaten wollen wir nicht reden*), sie waren immer bloße Erwerbsmenschen und spielten niemals und nirgends irgend etwas wie eine idealistische Rolle. Aber die anderen Geldprotzen der Intelligenz sind eine neuere, moderne Erscheinung, sie repräsentieren den Kapitalismus, die Plusmacherei, die Profitjagd, den Finanzschmutz und -Schwindel, die skrupellose Erwerbswut auf dem Gebiete der idealen geistigen Arbeit, wo es von Rechts- und Naturwegen nichts dergleichen geben sollte und in vergangenen Zeiten auch kaum gab.

„Seine Ware möglichst teuer verkaufen", dieser uralte Grundsatz des schnödesten Krämertums, wird auch allmählich bei ihnen zum Lebensprinzip. Nicht ihr Werk macht ihnen Freude, sondern nur dessen Preis. Und wer das meiste Geld verdient, der gilt als der Beste, wird bewundert und beneidet, ganz wie an der Börse. Und wenn einer einmal das nötige Renommee erworben hat — oft durch ebenso gemeine und nach moralischer Schätzung noch viel verwerflichere Reklame als der Geheimmittelverkäufer oder Latterielasschacherer, dann macht es ihm sogar Spaß, gelegentlich schlechte Arbeit, Schund zu liefern (unter den Professoren mit den allerhöchsten Kolleggeldeinnahmen giebt es welche, die mit Vorliebe schanungslos Vorlesungen schwänzen, natürlich ohne es den Hörern vorher anzuzeigen), wo man ihn nicht wohl kontrollieren kann und dafür die höchsten Preise oder Honorare zu berechnen, z. B. den Kranken zu vernachlässigen und allen Fleiß nur auf die Rechnung zu verlegen. Man frage z. B. einmal in Wien nach unter Eingeweihten, welche haarsträubenden Dinge von „Größen" in Bezug auf Pflichtverletzung geleistet werden.

Nun, wir wollen hier bloß von den akademischen Geldprotzen sprechen. Ist jener Champagner-„Wichser" vielleicht die einzige derartige Figur van den deutschen Juristen- und sonstigen Fakultäten? Leider nein. Die Zahl der Gelehrten, die ihre Ehre darein setzen, es in Bezug auf Geldausgaben, Luxus und Verschwendung, den Börsengrößen möglichst gleich zu thun, ist beträchtlich. Sie bleiben natürlich hinter diesen zurück, denn so weit reichen ihre Mittel doch nie. Aber das macht die Sache nicht besser, sondern nur lächerlicher.

„Aber man gehört doch zu den oberen Klassen und muß mit diesen in gesellschaftlichen Beziehungen stehen." Wenn ihr unter den oberen Klassen die verschwenderischen Reichen versteht, so ist es durchaus nicht notwendig, ja nicht einmal wünschenswert und förderlich für einen Vertreter der Wissenschaft, mit ihnen in persönlichem Kontakt zu stehen, sondern vielmehr schädlich, Charakter und Geist verderbend. Denn in jenen Regionen der Gesellschaft wohnt sicher nicht die Wahrheitsliebe, die moralische Kraft, die Unabhängigkeit, die Begeisterung für ideale Güter, die Herzensreinheit und Menschenliebe, sondern viel eher das Gegenteil van dem allen: die Lüge, die Verweichlichung, das Strebertum nach erbärmlichsten Äußerlichkeiten, nach blöden Titeln und Orden, der Cynismus, die Korruptian und der krasseste Egoismus. Und wer mit diesem „varnehmen" Gesindel umgeht, mag es nun von der Börse oder von den „Ahnen" kammen, Amts-, Geld- oder Blutadel heißen, der wird unfehlbar in den Sumpf mit hineingezogen. Und wer sein gesellschaftliches Renammee, seine soziale Stellung van seinen Geldausgaben abhängig macht, der ist unfehlbar ein Geldprotz.

*) Solche allgemeine Bemerkungen sind doch recht bedenklich. Die Erfahrungen hinsichtlich der Advokaten sind in der D. G. E. K. keineswegs dieser Ansicht des Herrn Verfassers entsprechend. Dem Anwalt-Stande verdankt die ethische Bewegung eine unverhältnißmäßig große Zahl von ausgezeichneten begeisterten Freunden und Förderern. D. Herausg.

Bei denjenigen Berufen, die offen und klar nur auf den Gelderwerb ausgehen und eingestandenermaßen, sozusagen natürlicher Weise in unserer Gesellschaftsordnung, kein anderes Ziel haben, als Gelderwerb, ist nun das Protzentum auch ziemlich natürlich, begreiflich und darum am ehesten verzeihlich. Ein Mensch, dessen Geschäft sein Leben lang lediglich darin bestanden hat, Thaler auf Thaler zu häufen, der kann endlich, wenn der Haufen recht groß und ansehnlich geworden, der Welt auf keine andere Weise zeigen, daß er sein Lebensziel erreicht, seine Aufgabe gelöst hat, als indem er ihr auf irgend eine Weise, direkt oder indirekt, immer wieder den großen Haufen vor Augen stellt. Geist im höheren Sinn, Ideale, die nicht mit Edelmetall zusammenhängen, hat er nicht, dies kann man auch wohl von ihm nicht verlangen, er ist zum Banausen bestimmt aber herangebildet. Unerträglich für jeden irgendwie ideal denkenden Menschen bleibt er natürlich immer. Darum sollten diese Geldprotzen, so lange unsere Wirtschaft derartige Wesen erzeugt, hübsch unter sich bleiben und lediglich einander anprotzen.

Aber greulich und abscheulich und unnatürlich ist es, wenn die angeblichen Vertreter idealer Interessen im Grunde ihres Herzens auch nichts als Geld erwerben und mit dem Gelde prunken wollen.

Gelehrte haben durchaus kein sehr großes Einkommen nötig. Damit sie mit ruhigem Gemüte arbeiten können, mag der Staat im Falle eines vorzeitigen Todes in ausgiebiger Weise für ihre Frauen und Kinder sorgen, wenn nicht ein genügendes Privatvermögen da ist. Sie selbst sollen ein wohl auskömmliches Dasein haben, wie es ein Mann, der viel subtile geistige Arbeit zu verrichten hat, braucht, sie sollen in der Lage sein, sich die Hilfsmittel für ihre Thätigkeit zu beschaffen, soweit dafür nicht durch den Staat und allerlei öffentliche Einrichtungen und Anstalten gesorgt ist, sich auch in den Ferien die nötige Erholung und Anregung zu gönnen und ihre Kinder für gelehrte Berufe zu erziehen.

Sie ist denn auch die wirkliche Sachlage für Viele, ja das Einkommen nicht Weniger, reicht nur knapp für diese Anforderungen aus oder ist wirklich unzureichend. Dagegen hat eine gewisse Anzahl von Professaren ein übergroßes, überflüssiges Einkommen aus den Kollegiengeldern.

Woher kommt dieser Unterschied? Etwa lediglich aus der Tüchtigkeit der wenigen Bevorzugten? Kein Kenner der Verhältnisse wird das behaupten. In erster Linie kommt das Fach in Frage, welches der Einzelne vertritt. Man denke z. B. an Astronomie und Anatomie. Sodann der Ort, wo er seine Stelle hat, die Universität, an der er lehrt. Kindliche Gemüter werden freilich sagen: damit jemand an eine große Universität berufen werde, müsse er ganz besonders tüchtig sein. Wir hoffen, daß das, trotz dem sehr hochentwickelten und ausgebreiteten Kliquenwesen, oft zutrifft. Aber bei weitem nicht immer. Ein Fall unter vielen soll zur Illustration der thatsächlichen Berufungsverhältnisse dienen. Er ist nicht allgemein typisch, aber doch keineswegs eine Rarität. Ein Professor einer großen Universität, eine „Celebrität", der eine vielköpfige „Schule" gegründet hat, die ihn mit Pauken und Trompeten preist, hat einen Ruf an eine noch größere erhalten. Er nimmt ihn an — wie es denn im allgemeinen ganz unmöglich scheint, daß ein echtes rechtes Mitglied der Professorenzunft einen Ort und einen Wirkungskreis derart liebgewinnt, daß er nicht sofort bereit wäre, für ein etwas größeres Einkommen aber sonstige materielle oder „Ehren"-Vorteile ihn zu verlassen; manche wandern von Ort zu Ort dem Profit nach, wie Hausierer — muß nun aber das Haus, das er an seinem bisherigen Amtsorte gekauft, wieder rasch loszuwerden suchen und will dabei natürlich lieber gewinnen als verlieren. Er hat noch die Vorschläge für die Wiederbesetzung seiner Stelle zu erstatten und wählt unter den vielen Fachkollegen einen sehr unbedeutenden, aber reichen Mann, der unter der Bedingung, das Haus zu einem guten Preise zu übernehmen, an die erste Stelle gesetzt und auch von der Regierung ernannt wird. Und so kam die reiche Null van einer sehr kleinen an eine sehr große Universität, wo sie heute noch sitzt, ohne inzwischen an Bedeutung zugenommen zu haben.

Aber selbst abgesehen von alledem, kann es sehr leicht vorkommen (wir könnten Beispiele anführen), daß an einer nnd derselben Universität von zwei Professoren, die genau dasselbe Fach vertreten, der unwürdigere, untüchtigere viel mehr Hörer hat. Die Studenten lernen bei ihm viel weniger, als beim anderen, dem nur die besten, einsichtigsten, talentvollsten zufallen. Der große Haufe strömt in seinen Hörsaal, weil er geläufiger schwätzt, dem Geschmack des Durchschnitts schmeichelt, renommiert, witzelt, elegante Phrasen drechselt, schauspielerische Talente entwickelt u. s. w. Wird's schlau gemacht, so kommen die gewöhnlichen jungen Leute nicht leicht dahinter.

Daß auch die Tüchtigsten oft sehr zugkräftig sind, wollen wir keineswegs leugnen, aber daß sehr tüchtige Gelehrte und Lehrer in keinem Jahre ihrer akademischen Wirksamkeit mit ihrem Kolleggeld den Jahreslohn eines Dienstmädchens bezahlen können, dürfte ebenso schwer zu leugnen sein.

Wir wollen das Unrichtige als wahr annehmen, daß im gleichen Fach die Tüchtigkeit allein über die Zuhörerzahl entscheidet. Aber damit ist noch garnicht gesagt, daß ein akademischer Lehrer, ein rechter Mann der Wissenschaft, für diese Tüchtigkeit ein enarmes Einkommen beziehen soll, für das er als Mann der idealsten Bestrebungen, der er sein soll, gar keine vernünftige Verwendung hat. Denn etwa seinen Kindern ein großes Vermögen zu hinterlassen, damit sie faulenzen oder verschwenden können, ist nach meiner Ansicht ebenfalls nicht Sache idealistischer Denker, und sollte eigentlich niemands Sache sein, wie das hoffentlich noch werden wird.

Man wird doch wohl nicht etwa behaupten wollen, daß ein Mensch nur dann zum tüchtigen Gelehrten und akademischen Lehrer wird, wenn ihn die Aussicht auf ein übergroßes Einkammen antreibt? Das wäre ja ganz erbärmlich. Um ein *rechter* akademischer Lehrer zu sein, muß man auch ein gutes Maß von *sittlicher* Größe besitzen, mit der solche Erwerbsgier ganz unvereinbar ist. Die maßlose Geldgier z. B. gewisser medizinischer „Größen" hilft sicher wesentlich mit zur Erzeugung des Schwindlercharakters vieler praktischer Ärzte. An den Universitäten muß man anfangen, den Idealismus nicht bloß im Munde zu führen, sondern praktisch zu bethätigen, besonders in Geldsachen. Dann wird er sich auch wieder mehr in den akademischen Berufen einnisten. Ein Mann also, der nur durch ein großes Einkommen zur vollen Anspannung seiner Geisteskräfte, zu den besten Leistungen als Forscher und Lehrer bewogen werden kann, taugt sicher nicht zum Lehrer.

Wir möchtea die akademischen Geldprotzen unmöglich machen und darum die heutigen Verhältnisse nicht für immer fortbestehen lassen. Niemand soll um ein „erworbenes Recht" verkürzt werden. Die schon im Amt stehenden Prasessaren mögen in Deutschland ebenso wie in Österreich behandelt werden und ihre Kollegiengelder bis ans Ende ihrer Laufbahn fortbeziehen, wenn sie wollen. Auch in Zukunft soll es, wenn der Staat auf den Bezug von Kollegiengeldern nicht gänzlich verzichten will, noch eine gewisse Beziehung geben zwischen Hörerzahl und Einkommen. Wir wollen nämlich — was ja im allgemeinen zutreffen mag — annehmen, daß der Vortragende sich vor einer großen Hörerzahl stärker anstrengt und ermüdet, mehr Nervensubstanz und Lebenskraft verbraucht, als vor einer kleinen und daher auch mehr Ersatz (Mittel zur Erholung) haben soll, ohne deshalb eine überflüssige Einkommenhöhe zu erreichen. Natürlich ließe sich das auch ganz gut ohne Kollegiengeld machen. Wie es mit diesem zu machen sei, zeigt das Reglement des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich, einer Anstalt, die an Ruhm und Bedeutung in ihrer Art wahrlich hinter keiner Universität zurückbleibt. Vielleicht leuchtet der hier eingeschlagene Modus auch manchem deutschen Prasessor ein, selbstverständlich nicht den obersten Göttern, die sich am Kolleggeld bereichern oder mit demselben einen — ganz unwissenschaftlichen — Luxus treiben.

Die einschlägigen Bestimmungen sind folgende:

Die angestellten Lehrer beziehen eine fixe Besoldung. Die Größe derselben wird in jedem einzelnen Falle festgesetzt. Von den Schulgeldern (100 Fr. per Jahr), wofür die Studierenden sämtliche Vorlesungen über obligatorische und Freifächer der angestellten Professoren besuchen können), sowie von den Kollegiengeldern der Auditoren (5 Frcs. per Stunde) fallen an die besoldeten Professoren für eine wöchentliche Vortragsstunde pro Semester je für einen Schüler oder Auditor ein Franken, für eine wöchentliche Übungsstunde in den Laboratorien, Zeichnungssälen u. s. w. pro Semester je für einen Schüler oder Auditor ein halber Franken. Für die Benutzung der Laboratorien und Werkstätten ist eine besondere Taxe zu zahlen.

Daß die Studierenden, wie von verschiedenen Seiten zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Kollegiengeldes in seiner heutigen Gestalt behauptet wurde, weniger fleißig sind, wenn sie ein Pauschale zahlen, wird am besten durch die Freifächerabteilung des Züricher Polytechnikums widerlegt. Die Vorlesungen dieser Abteilung finden von 5—7 Uhr abends statt, nachdem die Studierenden den ganzen Tag über obligatorische Kollegien und Arbeiten zu machen hatten. Und selbst jene Abendstunden sind von den obligatarischen Fächern nicht ganz freigelassen. Dennoch sind die Freifächer geradezu glänzend besucht. Dieser Besuch dürfte vielleicht auch mit als Beweis dienen, daß die Vorträge durch eine wesentliche Einschränkung des Honorarbezugs in ihrer Qualität nicht beeinträchtigt werden, wie manche Groß-Kolleggeld-Einnehmer zur Schande der akademischen Lehrerschaft behaupten.*)

Die überwiegende Mehrheit der deutschen Professoren wird gewiß mit einer solchen Regelung der Kollegiengeldfrage einverstanden sein, und die akademischen Protzen, die persönlich ja nichts verlieren sollen, brauchen wahrlich nicht den Tan anzugeben. Es ist auch keine Gefahr, daß man nicht genug Forscher und Lehrer im Lande finden werde, selbst ohne alle Kollegiengelder. Wenn sie minder aufgeblasen sind, als die heutigen großen Herren und Heroen des Kollegiengeldes, so kann das dem Lehramt und den Studenten wohl kaum schaden. Auch unter den Medizinern dürfte es immer noch bedeutende Männer geben, die die vom Staate in seinen Hospitälern und sonstigen Instituten gegebenen prachtvollen Gelegenheiten und Mittel zur Ausbildung der Wissenschaft dem blaßen öden Gelderwerb der bloßen Praxis vorziehen, zum moralischen Nutzen des zukünftigen Ärztestandes, den sie erziehen.

Hie Wissenschaft, hie Geschäft. Die Wissenschaft muß auch leben können, sogar gut, aber sie braucht nicht Reichtum zu erwerben, soll es lieber nicht; das überlasse sie den Geschäftsleuten. Und wenn diese im Verein mit aller Art von sonstigen vornehmem und gemeinen, gebildeten und ungebildeten Protzentum sie darum weniger achten sollten, darf ihr das höchst gleichgültig sein. Die Achtung, welche man sich durch Diners und Soupers, Bälle und Soiréen, seidene Roben und gallanierte Diener erkauft, sollen die Gelehrten denjenigen überlassen, deren Herz in ihrem Geldbeutel steckt oder in deren Hirnschale nichts ist als Wind. Die Professoren der Hochschulen sollen ein vornehmer Stand sein, aber vornehm durch geistige Größe, Verachtung alles Scheins und Schwindels, stolze Unabhängigkeit des Charakters, rückhaltslose Wahrheitsliebe. Die Liebe und Verehrung der Studenten soll für sie einen viel höheren Wert haben als Orden und Titel, mit denen allerhöchster Irrtum auch Schufte und Pinsel zieren kann, und die sittliche Hebung der Nation sei ihr höchstes Ziel, nicht Luxus und Vermögenserwerb.

Zürich, den 8. Januar 1897.

*) Noch besser wäre es, man würde das Kollegiengeld ganz abschaffen und die Thore der Hochschulen für alle Welt weit offen halten. Nicht einmal ein größerer Zudrang zu den gelehrten Berufen wäre deshalb zu fürchten, solange die Maturitätsprüfung eine Voraussetzung für die Ausübung derselben bildet, denn wer die Mittelschule absolviert hat, wird wohl selten durch's Kollegiengeld von der Hochschule abgehalten. Aber eine Masse durch keinen Gymnasialdrill verkrüppelter, frischer, wissensdurstiger Geister würde zu höherer, fruchtbarer Entwickelung gelangen, ohne Standesdünkel und Klassenhochmut, und dem ordinären Brotstudententum dürfte in solchem Milieu heilsam bange werden.

Die Entvölkerung Frankreichs.

Von A. Manlet, (Professeur d'École Normale) Laon.

(Fortsetzung.)

Den Äußerungen des Herrn Bertillon nach, der sich mit dieser Frage schon längst eingehend beschäftigt, ist das Abnehmen der französischen Bevölkerung auf Geldrücksichten zurückzuführen, und diesmal tritt uns die wirkliche Ursache des Uebels entgegen.

Selbst dem oberflächlichen Beobachter ist bekannt, daß die reichen Familien am wenigsten Kinder haben, und daß die armen im Gegenteil, was zunächst unlogisch vorkommt, mehr Kinder haben, sogar mit einer großen Zahl Kinder „gesegnet" sind. „In den Kreisen, wo man an sein Vermögen denkt (also in denjenigen, wo man ein Vermögen hat), sind wenig Kinder vorhanden; in den Kreisen, wo an das Geld nicht gedacht wird (also in denjenigen, wo kein Vermögen ist), hat man eine genügende Zahl Kinder." Das sind die Worte des Herrn Bertillon selbst; und hiermit hat er nur offiziell gesagt, was schon zur Genüge gesagt worden ist.

Wie geht das zu? Das weiß jeder. Die Reichen, d. h. die Leute, die ein Vermögen besitzen, streben notürlich noch Kräften danach, das Vermögen in den Händen zu behalten und auch zu vermehren. Daß das liebe Vermögen nicht verschwindet, und daß es sich vor allem nicht in mehrere Geldbeutel verteilt, das ist das Dichten und Trachten. Das Kapital soll ja in der Familie verbleiben! ... Vor der Revolution von 1789 war dieses Unverteiltbleiben des Reichtums mit dem droit d'ainesse (Erstgeburtsrecht) sehr leicht, da das ganze Vermögen einem Kinde hinterlassen wurde — auf Kosten der übrigen Kinder. Damals kam es also nicht auf die Zahl der Kinder an; ob wenig, ob zahlreich, das Geld ging doch nur Einem in den Beutel, und so blieb das Kapitol kompakt. Geschieht es nicht noch heute in England? — Die Moral und die Gerechtigkeit möchten wohl darunter leiden: aber wer für einen Namen und ein Vermögen sorgen mußte, durfte ja nicht auf so was Rücksicht nehmen! ... Kapital geht vor Recht. Das ist nach der Ansicht der reichen Engländer; die nicht begünstigten Kinder reisen dann nach den Kolonien, um das Glück zu suchen, indem sie dort die Leute — zivilisieren. Damals waren die „Kadetten" einfach Offiziere, und hatten doch wenigstens als solche eine besondere Ehre, wie jeder weiß. ... — Also, die Zahl der Kinder wurde in solchen Umständen nicht wegen Geldrücksichten notwendiger Weise beschränkt, weil das Kapital in jedem Fall einem Kind anheimfiel.

Andere Zeiten, andere Anschauungen. Das Bewußtsein ist wach geworden, daß so eine Sitte eine empörend ungerechte Sitte war, und daß alle Kinder einer Familie dieselben Rechte an der Erbschaft hatten. Die Gleichheit der Kinder wurde also durchgesetzt; das Verbleiben des Vermögens in einer Hand war auf diese Weise nicht mehr möglich, so glaubte man wenigstens. Aber diejenigen, welche der Ansicht waren, dieses Abschaffen einer Ungerechtigkeit würde die Verteilung, das Abbröckeln der Reichtümer herbeiführen, irrten gewaltig, denn die Besitzer des Geldsackes wußten sofort der Gefahr vorzubeugen, und das auf das einfachste: sie beschränkten immer mehr die Zahl ihrer Kinder, sie haben jetzt das Zweikinder-system! So brauchen sie nicht so viel auszugeben für die Bildung ihrer Kinder, für die Mitgiften der Töchterchen, dieser unartigen Töchter, die, nachdem sie zwanzig Jahre geliebt und gepflegt worden sind, das mit Schweiß des Angesichtes mühsam ersparte Geldsäckchen in eine andere Familie hinüberschleppen: das Kapital bleibt unverteilt, oder wird wenigstens wenig verteilt — diesmal auf Kosten der Gemeinschaft. Aber wer wird sich darum kümmern? Das Kapital ist ja gerettet, und alles ist schön und gut auf der Welt.

Die Folgen dieses Verfahrens und dieses Bemühens sieht jeder sofort. Das Kapital nimmt fortwährend zu durch Spekulation, Zinsen u. s. w. — brauche ich an K. Marx zu erinnern? — und während dessen wird die Zahl der Besitzer dieses Kapitols immer geringer. Das Geld konzentriert sich

immer mehr vor der auf der andern Seite zunehmenden Armut; und durch diese systematische Beschränkung der Zahl der Kinder, die also nur aus Geldrücksichten geschieht, in den reichen Familien, wird die Kluft zwischen Reichtum und Armut jeden Tag breiter. Also, nicht die Genußsucht und die Unsittlichkeit sind die Ursachen dieser systematischen, interessierten, zweckbewußten Entvölkerung: diese Auffassung des Uebels, die sich häufig geltend gemacht hat, ist unbedingt irrtümlich und auch ungerecht. Frankreich „entvölkert sich", weil die Reichen, und überhaupt alle diejenigen, welche Geld haben, dieses Geld kampakt behalten wollen und das Vermögen, es sei groß oder klein, einem Kind, höchstens zwei Kindern, hinterlassen wollen. Daher das Zweikindersystem in den meisten Familien. Zwei Kinder, falls eins sterben sollte, daß wenigstens eins übrig bleibt, um das Geld zu bekommen. Und wenn ich Geld sage, so ist es nicht ganz richtig, denn so thun auch die Besitzer des Bodens, Klein- oder Großbesitzer. Für den großen Grundbesitzer ist es leicht erklärlich, da er zugleich auch Gelddesitzer ist. Aber die Bauern auf dem Lande, die nur ein Stück Boden besitzen, bemühen sich ihr ganzes Leben, das Eigentum zu vergrößern, um es dann einem Kind oder zwei Kindern, mehr nicht, zu hinterlassen. Und so greift das Zweikindersystem unter den Bauern immer mehr um sich. Also, wer überhaupt etwas besitzt, strebt danach, sein Eigentum zu vergrößern, es sei Geld oder Boden, und das ist richtig — aber er hat wenig Kinder, damit jedes mehr bekommt, damit das Geld und der Boden womöglich unverteilt bleibt, was doch nicht mehr richtig ist, so natürlich es manchem auch vorkommen mag. Es kann natürlich, sogar wünschenswert erscheinen, daß jeder sich bemüht, seinen Kindern ein so großes Los wie möglich zu sichern: aber man sieht auch die Folgen. Ich wäre beinahe versucht zu schließen: Das Eigentum hat in der That meistenteils zur Folge — das Gleichbleiben aber das Abnehmen der Bevölkerung; so ist es wenigstens für Frankreich. Und jedenfalls hemmt es gewaltig das Zunehmen der Bevölkerung in jedem Land.

Dieser verhängnisvolle Schluß könnte um so logischer scheinen, als diejenigen, welche gar nichts besitzen, weder Boden noch Geld, eben diejenigen sind, welche am meisten Kinder haben. Diese Besorgnisse des Reichen, der um sein Vermögen bange ist, kennt der Arme, der Arbeiter nicht. Er hat ja nichts weiter als einige Werkzeuge und einige Möbel, und er lebt in den Tag hinein: er braucht also nicht, wegen des Geldbehaltens, ein solches Verfahren, das doppelt immoral ist, zur Regel zu nehmen. Die Kinder erwarten nichts. Sie werden später thun wie der Vater: arbeiten. Das Kapital ist Arbeit, und dies kann nicht zu sehr verteilt werden. Also, keine Klagen, kein Grübeln über die Zukunft des Geldsackes. Und so wächst die Zahl der Kinder in manchen Familien, und so sind häufig die Arbeiter, die Tagelöhner, die Armen mit vielen Kindern „gesegnet".

Ob dieses „Gesegnet" das passende Wort ist, scheint mir in den meisten Fällen doch zweifelhaft. Das bekannte „Ist Brot da für zwei, so ist auch Brot für drei" ist meistenteils unzutreffend. Wer in die Häuser der Arbeiter blickt oder in denselben gelebt hat, weiß schon, was unter diesem Segen zu verstehen ist. Danke für den Segen! — Das Wort ist häufig genug lächerlich. Mit dem „Segen" vermehren sich im Hause des Armen Elend und Todesfälle. In einer kleinen und immer klein bleibenden Wohnung — die Mieten sind entsetzlich teuer! — müssen Familien wohnen, die schon zahlreich sind und nach zahlreicher werden. Das Geld, wie die Luft, nimmt nicht zu; die Lebensverhältnisse werden immer schwerer: Krankheiten und Not sind die gewöhnlichen Gäste dieser gesegneten Familien. Es würde sicherlich der ganzen Familie zu gute kommen, in Bezug auf die Gesundheit und die Bildung aller Glieder und besonders der schon vorhandenen Kinder, wenn sie nicht so zahlreich wären, wenn die Zahl der Kinder, der Segen, nicht zuwüchse. Besser wäre es gewesen, wenn ein bißchen von diesem Segen in reichere Familien herabgekommen wäre. Und nachdem ich so viele Familien gesehen und näher kennen gelernt habe, in welchen die Kinder ungenügend gepflegt, schwächlich und ungebildet aufwachsen, weil die Zahl dieser Kinder den Geldverhältnissen der Eltern gar nicht entspricht, kann ich mich unmöglich freuen. Eine solche Vermehrung der Bevölkerung ist nicht zu wünschen; die Schattenseiten sind zu dunkel.

Die Statistiken sind ja da. In den Fabrikstädten, überhaupt in den Städten, die hauptsächlich aus Arbeiterfamilien bestehen, gegenüber einer verhältnismäßig geringen Zahl Arbeitgeber, werden die Kindertodesfälle immer größer, weil in die Häuser mit dem „Segen" die Krankheiten und die Not einschlüpfen. In der Beziehung bietet Lille ein schreckliches Beispiel. Jährlich sterben 15 000 Kinder! Es ist die Stadt, wo sicherlich verhältnismäßig am meisten Kinder sterben. Und woher kommt das? Das weiß jeder, das kommt wieder von dem Segen, der den Arbeiterfamilien zu teil wird. Und sterben nicht alle Kinder, so wachsen sie meistenteils ungesund und bleiben schwächlich für immer. Manche von denjenigen, welche der Tod nicht hinweggerafft hat, sind körperlich und geistig ungesund, weil sie am Tisch zu zahlreich waren. Die Folgen für die Gesellschaft kann sich jeder denken. Und die Rasse selbst verliert schließlich an Kraft und Gesundheit, was sie an Zahl gewinnt. Wahrlich, man muß den Mut haben, es einzugestehen, das Abnehmen eines Teils der Bevölkerung wäre, aus ethischen Gründen, zu wünschen — gar nicht, sagen aber die Sozialisten. Laßt die Zahl der Proletarier ruhig zuwachsen, während die Reichen sich systematisch vor dem „Segen" hüten und immer weniger werden. Laßt die Zahl der Unzufriedenen, der Unterdrückten, der ungerecht Behandelten, laßt das Heer der Armen zunehmen: dann wird es Frühling werden! — Es mag wohl sein. Aber ich muß doch sagen, daß, bis die Sonne dieses ersehnten Frühlings scheint, die Rasse selbst, die Kraft, die Gesundheit der Bevölkerung, auch ihre moralische Gesundheit, unbedingt in Gefahr sind.

Auf die Diskussion dieser Frage will ich nicht eingehen: vielleicht wird es ein Kompetenterer als ich thun. Die Frage aber muß ernsthaft berücksichtigt werden. Eine gewisse Vermehrung der Bevölkerung ist höchst gefährlich für die Gesundheit und die Bildung der Gebarenen. Besser für die Gesellschaft und für die Kultur wäre es, wenn die Vorsehung in vielen Familien mit ihrem Segen nicht so liberal wäre. Weniger würden auch die Selbstmorde, welche die Gesellschaft — ein gewisser Teil der Gesellschaft — der Not und dem Laster zollt. Gesunder und gebildeter würden die Kinder sein, und sie würden in das Leben und in die Zukunft von Kindesbeinen an mit ruhigerem Gemüt und hoffnungsvollerem Auge blicken. Die Familien der Arbeiter seien zahlreich, ja; aber die zahlreichen Kinder müssen dann körperlich und geistig gesund wachsen — menschenentsprechend und menschenwürdig. Wenn nicht, denn nicht.

(Schluß folgt.)

Nietzsche und die Humanität.*)

Von Prof. Dr. F. Tönnies (Hamburg).

Von jeher — und durch die Lehren des Christentums wurde das nicht verändert — haben die kriegerischen Tugenden als die eigentlich männlichen, ja fast als die alleinigen Zierden des Mannes gegolten; die kriegerische Thätigkeit erschien als der angemessenste Beruf des Mannes. „Im Kriege, da ist der Mann noch was wert!" Und diese Ansicht ist durch die Erbschaft fast der ganzen bisherigen Menschengeschichte, die in unaufhörlichen blutigen Kämpfen verlaufen ist, begründet. Nietzsches ausschweifende Phantasie verhüllt ihm die sichtbaren Wahrheiten. Um die Zeit, als das Christentum am höchsten stund, wurde der Ritter ohne Furcht und Tadel am meisten bewundert. Allerdings standen — und stehen in veränderten Gestalten noch heute — neben diesem naiven und glänzenden Ideale des Adels zwei andere im Denken des Volkes: zuerst das des rechtschaffenen, ehrlichen, treuen Mannes, von dem man auch erwartet, daß er es an Mut und Tapferkeit nicht fehlen lassen werde, wenn die Gelegenheit ihn

*) Schlußkapitel eines demnächst von dem Verf. bei Reisland in Leipzig erscheinenden Buches der „Nietzsche-Kultus."

Digitized by Google

fordert; ich möchte es das genossenschaftlich-volkstümliche Ideal nennen. Endlich aber — von der natürlichen Empfindung am wenigsten verstanden, eben darum aber mit frommem Schauder wie etwas Uebermenschliches angeschaut — der Mensch, der sich selber besiegt hat, der mit übernatürlichen Gaben geschmückt ist, der einer anderen Welt schon lebend angehört: der heilige Mann, der aus dem geistlichen Stande am leichtesten (für den Gläubigen) hervorgeht, dem dieser ganze Stand sich nähern will; dieses Ideal kann auch seinem allgemeinen Begriffe nach das gelehrte Ideal heißen, denn, auf Schätzung des Heiligen oder gar Geistlichen nicht beschränkt, wird es mehr als die naiveren Ideale durch Lehren vermittelt, um als Vorbild verstanden zu werden. Alle diese Ideale werden am aufrichtigsten verehrt von denen, die ihnen ferne, tief unter ihnen stehend, darauf emporschauen; sei es, daß der Gedanke sie entzückt, selber einmal solcher Achtung oder gar Bewunderung zu genießen, oder daß sie in solchen Menschen ihren Schutz und Schirm erblicken, Trost und Hilfe in der Not oder Glück und Lust schlechthin von ihnen erwarten. Mehr im einen oder mehr im anderen Sinne sieht hauptsächlich die Jugend auf das ritterliche Ideal, sehen hauptsächlich die Frauen auf das genossenschaftliche, und sieht allerlei Volk auf das gelehrte Ideal. Wo an Heilige nicht mehr geglaubt wird, da imponiert doch dem Volke die Besonnenheit der Bildung, der Reichtum des Wissens, die sanfte Gewalt der Rede. Immer ist aber mit dem ethischen Ideale die Idee des Hilfreichen, Guten verbunden, des Raschen, zur Hilfe Bereiten — eben dies ist „ritterlich", aber es ist auch, was den „braven Mann" im schlichtesten Gewande bezeichnet, und dann wieder denke man an den geistlichen Tröster und Pfleger, aber auch an den freundlichen Arzt, den fördersamen Lehrer — lauter Typen, die das soziale Leben noch davor bewahren, in ein reines Mietlingtum, in einen nackten Kampf der individuellen und Klasseninteressen auszuarten. Wo Nietzsche Haß und Rachsucht des geringen Volkes gegen die Großen sieht, weil diese als böse empfunden werden, da entsprechen die sonst so gern Geehrten und Bewunderten auch ihrem eigenen Ideale nicht mehr, soweit es in Wahrheit von dem der Menge verschieden ist. Dann entspricht dieses Ideal nicht mehr den Thatsachen und Verhältnissen des Zeitalters — an seine Stelle tritt der leere Dünkel und das freche Laster. Nietzsche vermischt und verwechselt in seinen Betrachtungen den Hochmut der Adligen und Reichen mit ihren Idealen. Die Nichts-als-Reichen haben überhaupt kein Ideal und nichts, was dem ähnlich sieht. —

An den Wirklichkeiten des zweiten und dritten Ideales haben auch Frauen ihren wesentlichen Anteil, ja man darf sagen, jedes jüngere Ideal ist weniger spezifisch männlich. Die Güte aber, Zartheit und Milde wird den Frauen mehr als Natur zugeschrieben, gilt daher als Regel und wird weniger als etwas Besonderes und Verdienstliches empfunden. Das Mitleid überhaupt — wer nannte denn Mitleid eine Tugend? bis auf Nietzsche, den von Schopenhauer erzogenen und verzogenen Nietzsche, der es ja nennt, nun es zu verunglimpfen, wie sein Lehrer es verherrlicht hatte. — Die Frauen sind dagegen weit mehr als die Männer Subjekte des moralischen Urteils — der moralische Gerichtshof wird vorzugsweise aus Frauen gebildet — „willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an." Daher ist dem Einflusse der Frauen die Milderung der Sitten in späteren Zeiten einer Kultur wesentlich zu verdanken; die Milderung, die sich als eine gegen Roheiten empfindlichere öffentliche Meinung kundgiebt, die im allgemeinen das notwendige Korrelat eines verfeinerten Geschmackes ist. Diese Milderung hat aber für die menschliche Entwickelung eine und die andere bedenkliche Seite, und für diese Bedenklichkeiten hat Nietzsche einen scharfen Blick, so daß wir auch aus seinen emphatischen Anklagen Stoff zur Ueberlegung gewinnen. Zuerst die Gefahr, daß jene ursprünglichen männlichen und adligen Tugenden, von denen man glauben darf, daß sie für Erhaltung und Förderung der Kultur auch ferner notwendig sein werden, absterben, mit ihnen aber vielleicht auch andere männliche Tugenden, die jenen verwandt und mit ihnen zusammen aller engherzigen, berechnenden Selbstsucht entzogen sind. Man könnte nun sagen, daß bei allgemeiner Wehrpflicht und latentem Kriegszustande der europäischen Völker für Ausbildung und Schätzung von Soldatentugend einstweilen noch reichlich gesorgt sei. Nietzsche läßt sich auf solche Details der Betrachtung gar nicht ein, wenn er auch zwischen allen Anklagen gegen die Feminisierung rühmt, daß wir ins „klassische Zeitalter des Krieges" getreten sind (FW. n. 362). Er würde aber sagen, die Vertreter moderner Ideen seien ja auf den ewigen Frieden versessen; in England und Nordamerika sei ja in der That schon alles Heldentum erloschen, wie schon Burke in bewegtlichen Worten jammerte, daß an die Stelle des Ritters ohne Furcht und Tadel der Geschäftsmann ohne Skrupel getreten sei. Ich antworte darauf: der Typus des Kriegsmannes ist auch in den Jahrhunderten, die vor der modernen Kultur liegen (im sog. Mittelalter) nur einer kleinen Minderheit eigentümlich gewesen; der Bauernstand, der die Volkskraft bewahrte, — wie zahlreich sind die Adelsfamilien ausgestorben, auch nachdem ihre Dezimierung durch Fehden aufgehört hatte! — war durchaus unkriegerisch, wenn er auch zuweilen auf seine Wehrhaftigkeit sich besann. Die beiden anderen Typen männlicher Tugend sind allerdings auch durch die entfesselte Geld- und Kreditwirtschaft in hohem Maße gefährdet, aber keineswegs durch den damit verbundenen unkriegerischen Charakter der modernen Civilisation — soweit er denn thatsächlich gegeben ist. Die gerade daraus entspringende Gefahr der Verweichlichung wird gerade am leichtesten — und bekanntlich in den Gebieten der angelsächsischen Rasse mit ausgesprochener Energie — gehemmt durch die Pflege der Gymnastik, die auch bei uns immer populärer wird, der für die große Menge nur die lange Arbeitszeit und alle andere Not des täglichen Lebens allzu sehr im Wege steht. Das Schicksal der europäischen Kultur wissen wir nicht voraus. Daß aber die alten Ordnungen des Lebens seit Jahrhunderten und in ungeheuer beschleunigtem Tempo im jetzt zu Ende gehenden Jahrhundert in starker Zersetzung begriffen sind und einer entschiedenen Umbildung entgegengehen, diese Erkenntnis dürfte nachgerade hinlänglich feste Wurzeln geschlagen haben und sollte allen solchen Erörterungen, wie Nietzsche sie mit den Ansprüchen einer Philosophie der Geschichte zu entwickeln gewagt hat, zu Grunde gelegt werden. Wenn Nietzsche verkündet*): „Der Fortschritt ist bloß eine moderne Idee, das heißt eine falsche Idee", so macht diese Entdeckung uns, die wir gelernt haben, die moderne Entwickelung wesentlich unter dem Gesichtspunkte der Oekonomie und der Technik zu verstehen, lächeln. Wir kennen den Fortschritt und sind eben darum behutsam damit, ihn zu preisen, aber auch, ihn herabzusetzen. Wir sehen aber auch ziemlich deutlich die Keime einer neuen organischen Kultur mitten in den Trümmern der alten sich langsam, mühsam entfalten, und diese zu befördern, zu hegen und zu pflegen, das erkennen wir als die Aufgabe des Freundes der Weisheit und der menschlichen Veredlung. Auch wir wollen den Menschen über seine Vergangenheit hinausheben und einen höheren Typus „züchten". Wir sind aber garnicht damit zufrieden, daß es, wie Nietzsche sagt, „ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Kulturen heraus" gebe, womit „etwas sich darstelle, das im Verhältnis zur Gesamtmenschheit eine Art Uebermensch" sei**), ganz abgesehen davon, daß wir solche Uebermenschen wie Cesare Borgia und Napoleon lieber ausreuten als züchten wollen. Auch wenn Nietzsche etwas Besseres meint — er nennt ja selber Napoleon „Synthesis von Unmensch und Uebermensch" (GM. S. 37) —, so meinen wir dagegen, daß die gesamten Bedingungen für die Bildung des Menschen durch bewußte Anwendung der Wissenschaft unvergleichlich günstiger gestaltet werden können, auch wenn wir nicht vorauszusagen wagen, daß es geschehen werde. Nietzsche redet aber an anderen Stellen nicht bloß von einzelnen Glücksfällen, sondern von einem Systeme neuer Kultur, von einem besseren Zeitalter. Dann wird er deutlicher. „Das Wesentliche an einer guten und gesunden Aristokratie ist aber, daß sie . . . mit gutem Gewissen das Opfer einer Anzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag" (GB. S. 228 f.). Dagegen verhöhnt er die Schwärmerei „von kommenden Zuständen der Gesellschaft", denen der „ausbeuterische Charakter" abgehen solle — das klinge in seinen Ohren, als ob man ein Leben zu erfinden versprächen, welches sich aller organischen Funktionen enthielte. Die „Ausbeutung" gehöre nicht einer verderbten oder unvollkommenen und primitiven Gesellschaft an; sie gehöre ins Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunktion, sie sei eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens sei (JGB. S. 230). Wir packen hier Nietzsche an seiner tiefsten sozialwissenschaftlichen Unwissenheit. Des physiologischen Unsinnes nicht zu gedenken — wo die entschiedensten, dauerhaftesten, gesundesten Herrschaften bestanden haben, da hüteten sie sich eben vor Ausbeutung als vor ihrem eigenen Verderben; ein guter Hirte beutet seine Herde so wenig

*) Antichrist 4 WW. VIII, S. 219.
**) Das. S. 219.

aus, wie ein gater Landwirt seinen Acker. Gerade die jüngste Kultur, die Nietzsche mit gelehrter Kurzsichtigkeit wegen ihres „demokratischen“ Charakters haßt, ist durch herrschende Klassen charakterisiert, die auf Ausbeutung des Bodens und der Arbeitskräfte angewiesen sind, um sich auf der Höhe zu erhalten, um im Wettreanen nicht zurückzubleiben, um ein Meer von möglichen und unmögtichen Genüssen auszuschöpfen, die das von Nietzsche gerühmte „Pathos der Distnuee“ auch durch räumliche Entfernung von der gemeinen Menge accentnieren und bis zur völligen Unkenntnis des Volkes erhöhen, das sie zuletzt nur in Gestalt van Bedienten oder vou Vagabunden sich vorzustellen vermögen. Ihr „Grundgtaube“ brnucht durchaus nicht der zu sein, daß die Gesellschaft um ihretwillen da ist, sondern je mehr sie in gutem Glauben die demokratischen Scheinbarkeiten, die Gleichheit vor dem Gesetze u. s. w. festhalt, desto raffinierter ist die Plutokratie; freilich sind das gefährtiche Scheinbarkeiten, denn sie regen zum Ernst-damit-Machen nllzu sehr an — man erinnere sich des allgemeinen Wahlrechts —, aber das ist ja nach Nietzsche „das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten: gefährlich leben!“ (FW. S. 203). In der That kann man sagen: wenn die heute Genießenden nicht mehr das Gefühl haben werden, in der Nähe eines Vulkans zu wohnen, wenn sie allzu sicher werden, so muß die Fäulnis unheimtiche Fortschritte machen. — Ob überhaupt diese „starken Glücklichen“ van Kosmopotis durch die Herabdrückung und Ausbeutung ihrer Lohnsklaven „zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein sich emporheben“, muß man billig bezweifeln. Wir wissen schan, daß Nietzsche seine Begeisterung für diesen Imperium-romanum-Zustand vermischt und verwirrt mit der Freude daran, daß „Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden“ (er redet nie ohne salche Pteanasmen) „sich warfen auf schwächere, gesittetere, friedtichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf nlte, mürbe Kulturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken van Geist und Verderbnis verfinckerte“ (JGB. S. 228). Jedenfalls mußten nach Nietzsches eigener Theorie — wenn man von einer solchen reden will — die verfeinerten Uebermenschen regelmäßig, sei es als die gesitteteren, friedlicheren oder ats die alten und mürben (bei Nietzsche muß ja beides zusammenfallen), den Barbaren unterliegen, und es würde sich sehr fragen, ob es klug von jenen war, auf Kasten ihrer zu unvollständigen Menschen erniedrigten Volksgenossen zu leben — Armeen, die aus Heloten gebildet wurden, haben nie getaugt; allgemeine Pratetarisierung und allgemeine Wehrpflicht beißen einander die Köpfe ab. Und wenn eine Aristokratie — zumat eine moderne, großstädtische, sich rasch verzehrende — es unternimmt, dns Volk um seine männliche Kraft und Tugend planmäßig zu vermindern, um solche für sich zu avaopolisieren, so dürfte sich leicht ereignen, daß sie sich selber ihre Reservoirs zustopft, aus denen sie ihre Erneuerung, wenn irgend woher, beziehen muß. Daher ist es nicht die Mitderung der Sitten, sondern eben der Umstand, daß die Wenigen Raubbau an der Kraft der Vielen treiben, eben die von Nietzsche verherrtichte Ausbeutung ist es, wns die van ihm signalisierte Gefahr in sich trägt. In seinem Taumel Kraft und Macht ats solche anbetend, muß er auch die Geldmacht, obschon eine friedlich und gesittet wirksame Macht — Raubbau fällt nicht wie anderer Raub unter dns Strafgesetzbuch —, verehren und bemerkt nicht, daß er eigeutlich Krnft und Gesundheit Leides und der Seele als das in letzter Instnnz Siegreiche preisen will, und daß jene Mächte dieser keineswegs günstig sind, ja dnß sie — nach seiner eigenen Lehre — auf deren Ruin teils sich errichten, teils sotchen Ruin nach sich ziehen. — Jede nusbeutende Klasse verzehrt sich selber. Die Wahrheit, die hinter Nietzsches Deklamntionen liegt, ist einfach die der Differenzierung: alle edlere, geistige Kultur, alles „höhere“ Menschensein hat bisher noch — auch im „klnssischen Altertum“ — auf der breiten Basis gesunden Bauer- und Bürgertuns sich erhoben. Die systematische und massenhafte Sklavenwirtschnft wnr für die nntike Kultur ebenso ein Ende, wie für die moderne die systematische und massenhnfte Proletarisierung des Volkes. Soviet über diese Gefahren.

(Schluß folgt.)

Nationaler Hochmut und nationale Gerechtigkeit.

Von Theodor Brix in Berlin-Schöneberg.

Woher kammt es nur, daß, seitdem Deutschland stark und mächtig geworden ist, nnsere nntionnte Assimitationskraft abgenommen hat, daß unsere Nntionnlität dort zurückgedrängt wird, wo sie früher vordrang? Was ein Widerspruch zu sein scheint, ist doch in Wahrheit ein natürlicher Vorgnng. In anderen Völkern ist das Nationalgefühl erstarkt angefähr von derselben Zeit an, wa in Deutschland die Einheitsbewegung mächtig wurde. Die ganze Zeit seil der deutschen Einigung her ist eine Zeit der nntionalen Verfeindung gewesen. Und hierzu haben wir unser Teil mit beigetragen, obgleich das nicht gerne eingestanden wird. Das Verhalten vieler unserer Volksgenassen den Fremden gegenüber ist herausfordernd und übermütig. Sa ist es denn nicht zu verwundern, daß die Angehörigen anderer Nationalitäten, während sie früher den Wert der deutschen Kultur willig anerkannten und zum Teil diese Kultur sich anzueignen suchten, jetzt dem Deutschtum feindlich gegenüberstehen, eine Erscheinung, die wir innerhalb wie außerhalb der Grenzen des deutschen Reichs mehrfach beabachten können. Dies Verhalten wiederum erregt am meisten Zorn und Unwillen bei denjenigen Deutschen, die von der bezeichneten Gesinnung erfüllt sind, die das Mißverhältnis zwischen unserer staatlichen Macht und unserer moratischen Eraberungskraft am schärfsten empfinden. Aus dem oben Gesagten geht schon hervor, daß die Verschmelzung zweier Nationalitäten sich nicht durch Machtmittel erzwingen läßt, daß dies ein geistiger Vorgang ist, der sich am leichtesten auf friedtichem Wege, still und unvermerkt vollzieht. Und wenn auch jede dieser Nationalitäten ihr eigenes Volkstum festhätt, so läßt sich doch, wie mehrfach Beispiele lehren, ein friedliches, wohlwollendes Verhältnis zwischen ihnen sehr gut herstellen, wenn sie nur die gleichen Rechte genießen und keine der anderen zu nahe tritt. Unsere Chauvinisten aber, erfüllt von dem Stalz auf Deutschtands Größe, empfinden es als ein unerträgliches Mißverhaltnis, daß es innerhalb des deatschen Reiches Volkerschaften giebt, die eine andere Sprache reden, als wir, und die auch ein Natianalgefüht hegen, das zu dem unseren mehr oder weniger im Gegensatz steht. Diese Sprache und dies Nationalgefühl möchten sie verdrängen, und sie sehen in ihrer Blindheit nicht, daß, je mehr mit staatlichen Machtmitteln hierauf hinzuwirken gesucht wird und je mehr auch die Deutschen im Verkehr sich als die Herrscher, die Unterordnung erzwingen können, gebärden, desto mehr die deutschfeindliche Gesinnung erstarkt.

Was im Osten Übermut und Machtkitzel der herrschenden Nationntität gesündigt hat, wurde neulich in auffälliger Weise enthüllt, ats sich herausstellte, daß die Unruhen in Opnlenitza durch die Ausschreitungen eines echten Vertreters des Chauvinismus verschuldet waren. Wie aber kannte es kommen, daß dieser Mann sa lange ungestört sein Wesen treiben konnte, daß nur ein Zufall es enthüllte, welche verderbtiche Wirksnmkeit er so tange betrieben hnt? Das weist darauf hin, daß an salchen Ausschreitungen alle diejenigen mitschuldig sind, die eben so duldsam sind gegen Fehler und Verirrungen der eigenen Volksgenossen, wie sie unduldsam sind gegen alle Regungen des Natianalgefühls bei den Angehörigen einer anderen Nationalität, ja selbst gegen ihre berechtigten Bestrebungen, die Muttersprnche festzuhalten und zu pflegen.

Sa wird im Osten ein polnisches Nationalgefühl großgezogen in Gegenden, wo mnn bisher tratz der polnischen Mundart ein salches Nationalgefühl eigentlich nicht knnte; es erstarkt dart und tritt mehr und mehr in Gegensatz zum Deutschtum, wo es bisher wohl schon vorhanden war, aber doch einen weniger deutschfeindlichen Charakter hatte. Etwns anders liegen die Verhättnisse in meiner Heimat Schleswig, wo ebenfalls im nördlichsten Teil der nationnle Kampf den Frieden stört. Hier war wegen der Erinnerung nn die zwischen Deutschen und Dänen stattgehabten Waffenkämpfe die natianale Empfindlichkeit van vorn herein größer, als in den Gegenden des Patentums. Dem wurde zu Anfaug auch von der Regierung Rechnung getragen; die Dänen wurden verhältnismäßig glimpflich behandelt. Dann aber gewann die aben bezeichnete Richtung die Oberhand. Dies hing mit der innerpolitischen Entwickelnng des deutschen Reiches zusammen. Ungefähr von der Zeit an, wa der „konservatiue Hauch“ durchs Land ging, gewannen auch andere Anschauungen über die nationalen Aufgaben Einfluß nuf die Gesetzgebung. Der nationale Hochmut wurde systematisch gepflegt, weil darin ein Mittel gesehen wurde, mißliebige Parteien zu bekämpfen und der Regierung die Durchführung ihrer Forderungen auf mititärischem Gebiet und in anderen Fragen zu erleichtern. Je mehr man sich daran gewöhnte, unter nationalem Empfinden ein Empfinden zu verstehen, das sich der Regierung unbedingt unterarduete und sich mit einseitiger Bewunderung des Fürsten Bismarck verband, desto unduldsamer war atau gegen alle herzu im Gegensatz stehenden Anschauungen. Dieser Geistesrichtung fehlt ganz und gar die Fähigkeit, sich hineinzuversetzen in die Anschauungen anderer, sie

Digitized by Google

glaubt niedertreten zu dürfen, was sich ihr in den Weg stellt, glaubt die äußeren Machtmittel, durch die so viel erreicht wurde, auch im geistigen Kampfe mit Erfolg anwenden zu können. Es ist bekannt, daß diese Staatskunst Schiffbruch gelitten hat im Kampfe mit oppositionellen Parteien im deutschen Reich; auch ihre Mißerfolge auf nationalem Gebiet lassen sich nicht mehr verleugnen. Dies hindert aber nicht, daß sie nach wie vor als das einzige Heilmittel für den kranken Staat empfohlen wird. Noch immer wird in dem Organ des Altreichskanzlers einer rücksichtslosen Gewaltpolitik gegen Dänen und Polen das Wort geredet, wie auch mit Bezug auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie der Regierung beständig das: „Landgraf, werde hart!“ zugerufen wird. Nun, in Nordschleswig wenigstens hat der böse Caprivi kein Unheil angerichtet. Denn das System ist dort unverändert geblieben. Seine üblen Wirkungen aber kann nur Parteibefangenheit leugnen; es hat zur weiteren Verfeindung der Nationalitäten beigetragen.

Die Ueberschätzung der Wirksamkeit unserer Machtmittel zeigt sich namentlich darin, daß man sich mit der Hoffnung schmeichelt, die dänische Umgangssprache der Bevölkerung lasse sich allmählich dadurch verdrängen, daß man die Dänen bei möglichst vielen Gelegenheiten zwingt, sich des Deutschen zu bedienen. Die Kinder werden deutsch unterrichtet und dazu angehalten, deutsch zu sprechen. In ähnlicher Weise sucht man im Verkehr der Bevölkerung mit den Beamten a. s. w. das Deutsche zu fördern. Die Wirkung ist der beabsichtigten entgegengesetzt. Denn die nationalen Reibungen werden durch diesen Kampf um die Sprache bestärkt. Die Volkssprache aber bewahrt ihre Kraft trotz aller dieser Beeinflussungen. Die Gelegenheiten, bei denen so das Volk zum Gebrauch des Deutschen gezwungen werden kann, nehmen in seinem Leben im ganzen einen viel zu geringen Raum ein, als daß dadurch seine Denkweise beeinflußt und die Muttersprache verdrängt werden könnte. Wenn die Leute unter sich sind, so bedienen sie sich der ihnen fremden Sprache um so weniger, je mehr sie ihnen durch solche Zwangsmittel verleidet ist. In früheren Jahren galt nicht bloß in Nordschleswig, sondern auch in Dänemark die deutsche Sprache als Bildungsmittel. Diese Stellung hat sie durch die nationalen Kämpfe verloren und wird sie um so schwerer zurückerobern können, je mehr die Deutschen sich durch ihr Verhalten verhaßt machen. Auch der Beamte wird leichter das Vertrauen der Bevölkerung erwerben, wenn er mit ihr in ihrer eigenen Sprache verkehrt und schonend gegen ihre Denkart und Gebräuche verfährt, als wenn er sich als berufsmäßigen Förderer an Germanisierungsbestrebungen betrachtet, die Bevölkerung zum Deutschsprechen zu zwingen sucht, oder wohl gar, nach dem leuchtenden Vorbild eines v. Carnap, sich als übermütiger, launiger Gebieter gebärdet.

Wie solche Bemühungen wirken, habe ich während der in meine Kindheitszeit fallenden Zeit der Dänenherrschaft in Schleswig beobachtet. In meiner Heimatgegend war nur einigen Jahrzehnten noch das Dänische die Umgangssprache gewesen; die alten Leute verstanden es und sprachen es auch teilweise noch. Wenn irgendwo, so hier, sollte man glauben, hätten die Bemühungen der Dänen, dies durch eine natürliche Nationalitätsverschiebung ihrem Volkstum verloren gegangene Gebiet zurückzuerobern, Erfolg haben müssen. Aber obgleich Jahre hindurch in der Volksschule ein gänzlich dänischer Unterricht erteilt wurde, ist die Volkssprache davon doch nicht beeinflußt worden. Die letzten Spuren des Dänentums starben allmählich aus, und die Sprache des heranwachsenden Geschlechts war und blieb das Plattdeutsche. Obgleich die Kinder das Dänische beherrschen lernten, blieb es ihnen doch immer eine fremde Sprache. Die Bevölkerung aber wurde durch diese Maaßregeln in ihrer Feindseligkeit gegen die Dänen bestärkt. Solche Wirkungen werden sich immer einstellen, wo eine Nationalität in sich stark genug ist, um dem Druck zu widerstehen. Wir sehen, daß im Osten das Polentum trotz aller Kampfmaßregeln vordringt. In Nordschleswig allerdings ist das Gebiet der dänischen Sprache im Laufe der Jahre eingeengt worden, aber dies ist der größeren Ausdehnungskraft des Deutschen zuzuschreiben, die sich schon unter der dänischen Herrschaft geltend machte. In den Gegenden Nordschleswigs, die der Sprachgrenze am fernsten liegen, wo die vordringende Kraft des Deutschtums sich weniger bemerkbar macht, zeigen sich dafür die verfeindenden Wirkungen des Kampfes gegen die Volkssprache am deutlichsten. Die Dänen suchen durch eine kräftig organisierte Selbsthilfe ihre Muttersprache zu schützen, indem sie aus eigenen Mitteln, dazu von Dänemark aus unterstützt, der Jugend die dänische Bildung zugänglich machen, und es ist begreiflich, daß sie gegen die Deutschen nicht freundlich gesonnen sind.

Die Bemühungen zur Vergewaltigung der Muttersprache sind unzweckmäßig, weil sie den Deutschenhaß bestärken. Sie sind ungerecht, weil sie in das heiligste Recht des Elternhauses eingreifen. Dafür hat freilich der Chauvinismus nicht das geringste Verständnis. Ihm gilt das Festhalten dänischer Sprache und Gesinnung als ein strafbares Verbrechen, das man dementsprechend behandeln müsse. Die vielen Strafprozesse in Nordschleswig sind die Folge davon, daß auch für das Vorgehen der Behörden zum großen Teil solche Anschauungen maßgebend sind. Auch diese Strafen verfehlen ihren Zweck. Wie sollten sie eine Sinnesänderung bewirken können, da das, was der Staat als Verbrechen behandelt, von der so verfolgten Bevölkerung als Wahrnehmung ihrer heiligsten Rechte betrachtet wird. Der Chauvinismus aber klagt, daß in Nordschleswig noch viel zu milde verfahren werde. Ein ehemaliger Redakteur eines an der Sprachgrenze erscheinenden deutschen Blattes hat ein Buch über nordschleswigsche Zustände herausgegeben, welches von mehreren angesehenen deutschen Zeitungen wohlwollend besprochen und als zur Orientierung über die nordschleswigschen Verhältnisse geeignet bezeichnet worden ist. In diesem Buch (Strackerjahn, Dänische Umtriebe im deutschen Lande) wird ein brutales Unterdrückungssystem nach russischem Muster verlangt; dann, meint der Verfasser, werde es mit dem Kampf des Dänentums bald vorbei sein. Für die Anschauungen gewisser Kreise ist die Empfehlung dieses Buchs in der Presse höchst bezeichnend.

Noch verwerflicher ist das Hinüberspielen des nationalen Kampfes auf das kirchliche Gebiet. Den Dänen wird vorgeworfen, daß sie Politik und Kirche mit einander vermengen. Das ist zutreffend insofern, als bei ihnen das Nationalgefühl mit dem kirchlichen Gefühl eng zusammenhängt und sie, welche die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, es als ihr Recht betrachten, die dänische Kirchensprache gegen den Eifer der Germanisierungsbestrebungen zu schützen. Und wenn nun diese von dem Chauvinismus mit so großem Eifer vertretenen Bestrebungen von den Behörden geduldet oder vielleicht gar gefördert werden, so steht das in seltsamem Widerspruch zu den heute so stark hervortretenden Bemühungen, der Kirche mehr Macht im Volksleben zu verschaffen. Wo die Kirche diese Macht längst verloren hat, werden krampfhafte Anstrengungen gemacht, sie zu stützen. Wo sie aber diese Macht über das Volksgemüt noch hat, werden Bestrebungen, die geradezu auf Zerstörung der Kirchlichkeit abzielen, mit Wohlwollen behandelt; in Berlin, wo, wie uns gesagt wird die „Kirchennot“ noch immer nach Abhilfe schreit, will das Kirchgehen nicht Gebrauch werden, ob man auch die schönsten Prachtbauten vor der Thür hat. In Nordschleswig werden lange Wege nicht gescheut, um die äußerlich so viel bescheideneren Erbauungsstätten aufzusuchen. Ein anderer Vergleich. Ich möchte wissen, wie die Leser der Berliner Volkszeitung es aufnehmen würden, wenn ihr Blatt ihnen spaltenlange Abhandlungen über eine theologische Frage brächte, wie sie jüngst eines der gelesensten Blätter Nordschleswigs enthielt. Ich bin weit davon entfernt, kirchlichen Sinn als Maßstab für den moralischen Wert des Menschen zu betrachten. Aber zu dem Bekehrungseifer wider das anderne Heidentum paßt nicht die Geringschätzung solcher kirchlichen Gefühle, die mit der vom Staat gewünschten Richtung nicht in Uebereinstimmung stehen. Natürlich verfehlt der nationale Uebereifer auch auf diesem Gebiet seinen Zweck ganz und gar. Die Abneigung gegen das Deutschtum wird bestärkt in einer Bevölkerung, die sich in der Pflege ihrer besten idealen Bedürfnisse bedroht sieht.

Geldsammlung für die Streikenden in Hamburg.

Der Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur hat an die Mitglieder folgendes Zirkular versandt:

Der sich in musterhafter Ordnung abspielende Streik der Hamburger Hafenarbeiter ruft mehr und mehr die Sympathie unparteiischer Kreise inner- und außerhalb Deutschlands hervor.

Nicht um Parteitendenzen, auch nicht allein um Lohnfragen handelt es sich, sondern um das Recht der freien Selbstbestimmung der Arbeiter: sie wollen durch ehrliche, von oben her uneingeschränkte Freiheit der gesetzlichen Vereinigung diejenigen Lebensbedingungen erlangen, die sie für ein menschenwürdiges Dasein nötig halten. Der Kampf dreht sich, mit einem Wort, um *gleiches Recht für Arbeit und Kapital*.

Unbefangene Männer, auf deren Urteil wir Wert legen, haben diese Auffassung bestätigt: so Dr. Jastrow in Berlin, so Prof. Tönnies in Hamburg; Herr von Egidy hat in einer von 5000 Personen besuchten Versammlung sich dahin geäußert: daß es sich nicht um Lohn- oder Machtfrage, sondern um das Ringen einer zu Grabe gehenden Weltanschauung gegen eine neue handle

Urteile aus angesehenen Hamburgischen Kaufmannskreisen bestätigen die vielerlei Mißbräuche, die Anlaß zum Ausstand gegeben haben, während die Arbeitgeber, die großen Rheder, es nicht verschmäht haben, in ihrer Presse mancherlei Unwahrheiten zu verbreiten, und die Behörden leider eine keineswegs neutrale Haltung beobachten.

Die Arbeiter haben mehrmals die Hand zum Frieden geboten: die Arbeitgeber verlangen bedingungslose Unterwerfung.

Die Bedeutung des Hamburger Kampfes geht über den Tag und den Ort weit hinaus: wer die Wiederholung solcher Schädigungen vermeiden, wer die friedliche Lösung der sozialen Frage befördern will, der muß unseres Erachtens zu den Hamburger Arbeitern stehen.

Wir fordern daher unsere Mitglieder auf, durch eine Sammlung von Geldbeiträgen ihrer Sympathie Ausdruck zu geben: es wird gewiß Jedem möglich sein, — wäre es auch in Gestalt kleiner Entbehrungen für ein paar Tage, — ein Scherflein beizutragen.

Wir bitten, Ihre Beiträge, oder solche, die Sie in Freundeskreisen sammeln, baldigst an das Sekretariat der S. G. E. K. Zürich V. zu überweisen, das sie sofort nach Hamburg senden wird.

Machen wir bei diesem Anlaß einmal unser Programm zur That: die Entwickelung eines Zustandes zu fördern, in welchem Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten! Der Vorstand der S. G. E. K. i. A.: Pfarrer Pflüger, Vorsitzender. Gustav Maier, Schriftführer.

Die Mitglieder der D. G. E. K. haben schon von Beginn des Streiks an ganz in dem Sinne dieses Aufrufes gewirkt, insbesondere auch die in dem letzteren genannten Herren Jastrow und Tönnies. Es wird auch ratsam sein, darin nicht zu ermüden, selbst wenn der Streik in nächster Zeit beendigt wird, denn unmittelbar nachher ist die Not oft am allergrößten.

Man wird uns vielleicht vorhalten, daß eine solche Parteinahme im Klassenkampfe unsere verbindende Wirksamkeit beeinträchtigen könnte — aber in diesem ganz klar liegenden Falle treten wir in Wahrheit nicht für die Interessen einer Klasse, sondern für Recht und Freiheit ein, und wir leisten auch den starrsinnigen Rhedern einen ethischen Dienst, wenn wir dazu helfen, daß ihnen die Unhaltbarkeit ihrer Herrenmoral recht eindringlich zu Gemüte geführt wird. Der Streik darf nicht durch den Hunger von Frauen und Kindern entschieden werden!

F.

Vermischtes.

Die reaktionäre Presse über die geplante Universitätsausdehnung in Berlin: Wir haben in letzter Nummer die Eingabe der Berliner Professoren zur Einrichtung volkstümlicher Hochschulkurse besprochen und gezeigt, wie wenig „sozialrevolutionär" dieses Unternehmen sich einleitet — höchst lehrreich ist es nun, wie trotzdem die reaktionäre Deutsche Presse über diesen harmlosen Versuch herfällt. Wir geben folgenden Auszug:

Kölnische Zeitung:

Die Lehrer unserer Hochschule sind doch in erster Linie berufen, die von ihnen vertretene Wissenschaft zu vertiefen und ihre Wahrheiten denen zu lehren, die dazu die entsprechende geistige Vorbildung bereits genossen haben. Zu einer Vermehrung des rein oberflächlichen Bildungsfirnisses, worauf in der Regel der sogenannte volkstümliche Unterricht, vom neuen volkstümlichen Hochschulunterricht ganz abgesehen, herauskommt, scheinen uns vorläufig staatliche Mittel denn doch zu schade zu sein."

Die „Hamburger Nachrichten":

„Wir hoffen, daß der akademische Senat dieser Anregung nicht entspricht. Die Bedürfnisse unserer Zeit liegen auf ganz anderen Gebieten als auf dem der Vermehrung der Halbbildung in den unteren Bevölkerungsschichten; wir besitzen davon schon mehr als zu viel, sie ist praktisch nutzlos und kommt nur den Sozialdemokraten zu statten. Auch wenn die Herren H. Delbrück, A. Wagner, G. Schmoller u. s. w. nicht mit unter den Unterzeichnern der Petition figurierten, würde kein Zweifel darüber sein können, daß sie ein Ausfluß des sogenannten Professorensozialismus ist, den wir, wie den Pastorensozialismus, für eben so gefährlich halten wie die Sozialdemokratie selber. In der Petition wird zwar gesagt, daß bei den beabsichtigten Vorträgen alle Fragen ausgeschlossen sein sollten, auf die sich die politischen, religiösen und sozialen Kämpfe der Gegenwart beziehen, oder deren Behandlung zu Agitationen Anlaß geben könne; aber darin wird niemand eine Garantie erblicken, daß die Hochschulkurse nicht dennoch in der Richtung der Ziele des Professoren-Sozialismus wirksam gemacht werden."

„Berliner Neueste Nachrichten":

„Bei näherem Zusehen enthüllt sich das Vorgehen der deutschen Universitätslehrer als eine neue Spielart des Professorensozialismus, dem wir leider bereits ein Übermaß von Verwirrung in unserem Volksleben zu danken haben. Haben die Herren Professoren das Bedürfnis, ihr Wissen unter die Menge zu tragen, so mögen sie es auf eigene Gefahr und Rechnung thun. Warum der Staat seine Mittel hergeben und der akademische Senat sein Ja und Amen zu diesen Hochschulkursen sprechen soll, die in ihrer Entwickelung uns auf eine gefährliche Bahn drängen könnten, ist uns nicht einleuchtend. Mit den sozialwissenschaftlichen Experimenten haben wir nachgerade genug bittere Erfahrungen gemacht, um neuere Unternehmungen in dieser Richtung rundweg abzulehnen und zu einer neuen Auflage der Encyklopädisten, dem „Morgenrot" der französischen Revolution, besteht wahrlich auch kein Bedürfnis."

„Schlesische Zeitung":

„Wie ersichtlich, soll das Unternehmen von vornherein unter das Protektorat der Universitäten gestellt werden. Hierin liegt wohl auch der Hauptunterschied des neuen Planes zu manchen früheren Versuchen der gleichen Art. Man könnte dem Werk einer Erweiterung des allgemeinen Wissens mit ungeteiltem Beifall sich gegenüberstellen, wenn nicht die Befürchtung leider gerechtfertigt wäre, daß mit der Zeit diese Kurse zum Tummelplatz sozialpolitischer Reformeiferer sich gestalten."

Die „Kreuz-Zeitung"

schreibt unter der Spitzmarke „Unbewußte Hilfsarbeit": „Die Sozialdemokratie, der man entgegenarbeiten möchte, wird sich die gute Gelegenheit, die Ausbildung ihrer Agitatoren zu vervollständigen, nicht entgehen lassen. Das alles liegt für den einfachen Menschenverstand auf der flachen Hand; alle die gelehrten Herren und ihre Nachbeter in der Presse sehen es natürlich nicht ein. Sie müssen immer das thun, was sie im gegebenen Falle vermeiden sollten, sonst ständen sie ja nicht so weit vom wirklichen Leben ab, wie sie thatsächlich stehen. Ueberhaupt kümmern sie sich neuerdings wieder viel um Dinge, die sie berufsmäßig gar nichts angehen, und fast immer geschieht es zum Schaden der Sache selbst."

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Entrückt in die Zukunft.

Sozialpolitischer Roman

von

Theodor Hertzka.

284 Seiten gr. 8. Preis 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

In unserm Verlage erschien:

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor **Dr. M. Lazarus.**

Dritte Auflage.

Dritter Band. 457 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.

In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Die **„Ethische Kultur"** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2289) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 30. Januar 1897. | Nr. 5.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Kulturpolitik oder Militarismus. — Die Entvölkerung Frankreichs. Von A. Monlet. (Schluß.) — Nietzsche und die Humanität. Von F. Tönnies. (Schluß.) — Streiflichter. Das Essener Geschworenenurteil im Reichstag. — Ein ethischer Volks- und Jugendschriftsteller. Von A. Döring. — Vermischtes. — Sprechsaal: Die Kunst und das Volk.

Kulturpolitik oder Militarismus?

In einer der letzten Reichstagsdebatten interpellierte der Abgeordnete Auer die Reichsregierung mit der Forderung, den Strafvollzug in den Gefängnissen reichsgesetzlich zu regeln. Er brachte bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Mißbräuchen in der Behandlung politischer Verbrecher zur Sprache, die man in einem zivilisierten Staate kaum für möglich halten sollte. Aus seinen Mitteilungen heben wir folgendes hervor:

„Redakteur Rauch vom „Volkswillen“ in Hannover, wegen Majestätsbeleidigung bestraft, wurde nach Hildesheim transportiert, durch eine Kette mit einem des Diebstahls verdächtigen, polnischen Arbeiter zusammengeschlossen und durch die Straßen geführt. Als ihm die Fesseln abgenommen wurden, waren die Eindrücke am Fuße sichtbar. Wenn noch Gerechtigkeit herrscht, muß das aufgehoben werden. Wie kann man einen Ehrenmann, der sonst nichts gethan hat, als einen unvorsichtigen Satz niederzuschreiben, in dieser Weise behandeln? Einer der allerschlimmsten Fälle ist das Verfahren gegen den Redakteur des „Harburger Volksblattes“, Kaufmann. Dieser hatte einen sog. Manöverbrief zum Abdruck gebracht, den ein Soldat an seine Eltern geschrieben und den diese dem Redakteur mitgeteilt hatten. Der Brief sollte Beleidigungen enthalten, weil der im Lager verabfolgte Kaffee von dem Schreiber als gallenbitter bezeichnet war; außerdem war gesagt, das Manöverfeld habe ausgesehen wie ein Schlachtfeld, so viel Erschöpfte und Marode hätten herumgelegen. Das Gericht gab zu, daß statt der 20 Maroden, die der Briefschreiber erwähnt, es sogar 30 gewesen wären, aber deswegen dürfe man noch nicht von einem Schlachtfelde sprechen, dazu gehörten Tote und Verwundete. Schließlich schied der gallenbittere Kaffee aus; aber wegen Verächtlichmachung der Armee wurde auf 4 Monate Gefängnis erkannt, während sogar der Staatsanwalt nur wegen Beleidigung 3 Monate beantragt hatte. Kaufmann wollte seine 4 Monate in Harburg verbüßen, weil er auch das Geschäft seines Blattes dort mit verwaltete. Das wurde ihm abgeschlagen und er nach Hameln gebracht, wo ihm sofort nach Betreten des Gefängnisses Kopfhaar, Backenbart und Schnurrbart abrasiert wurden. Seine Beschäftigung mit schriftlichen Arbeiten für 2 Mk tägliche Vergütung, wie dies beantragt war, wurde vom Direktor befürwortet, aber höheren Orts abgelehnt.“

Das Verhalten der Regierung gegenüber dieser Interpellation war höchst bezeichnend für die ganze traurige Situation, in welcher sich zur Zeit die leitenden Männer in Deutschland befinden. Der Staatssekretär Nieberding antwortete mit jener nervösen Gereiztheit, die deutlich zeigte, daß die schweren Mißbräuche auch auf seinem Gewissen lasten. Ob man mit der Darstellung dieser Einzelfälle Unzufriedenheit erregen wolle? Warum man nicht bei den Landesinstanzen Beschwerde eingelegt habe? Zum Schluß aber gab Herr Nieberding dem Interpellanten völlig Recht durch folgendes Zugeständnis:

„Das Bedauern darüber, daß wir auf diesem Gebiete noch nicht weiter sind, wird von der Reichs-Justizverwaltung und von der großen Mehrzahl der verbündeten Regierungen geteilt, aber der Gang der Dinge lehrt, daß eine Schuld dafür uns nicht trifft. Die ursprüngliche Absicht der Durchführung dieser Forderung wurde von Erwägungen finanzieller Natur durchkreuzt; es ergab sich, daß für Preußen allein etwa 100 Millionen Kosten daraus erwachsen würden.“

Also der tiefere Grund dafür, daß jene Barbarei noch besteht und wahrscheinlich auch weiter bestehen wird, liegt darin, daß das Geld dazu — nicht fehlt, wohl aber für militärische Rüstungen gebraucht wird. Man kann sich denken, mit welcher steifen Miene Herr Miquel angesichts der neuen Artillerievorlage seine Kollegen vom Kultur-Ressort empfangen haben wird, als sie ganz bescheiden um Berücksichtigung im Etat baten. Wie kann man aber auch an Luxusausgaben denken, wenn man kaum genug Geld hat, das nackte Leben vor den Erbfeinden zu schützen!

Ein schwerer Irrtum liegt wie ein Bann auf allen diesen Bureaukraten. Man fürchtet sich vor dem russischen Koloß, man hüllt sich Jahr um Jahr in stärkere Rüstung, Volksbildung und Rechtspflege bleiben stehen in ihrer Entwickelung, die soziale Kultur verroht unter der Ausbreitung militärischer Gesichtspunkte auf das ganze bürgerliche Leben — und man vergißt ganz, daß wir statt dieser niederdrückenden Defensive einen Offensivkrieg gegen Rußland führen könnten, der unwiderstehlich ist — und dieser Offensivkrieg ist der Eroberungszug freiheitlicher und humaner Ideen, das Einströmen höherer Kulturideale in die russische Welt aus der Zivilisation des Westens! Dadurch allein können wir den Zusammenbruch jenes Gewaltsystems beschleunigen, das ganz Europa bedroht — nicht aber dadurch, daß wir selbst die Knutenwirtschaft nachahmen und damit in Rußland diejenigen Mächte moralisch stärken, die den Durchbruch moderner Ideen im Osten niederzuhalten suchen. Warum hat Frankreich im Anfang des Jahrhunderts die deutsche Kultur militärisch im Sturm über den Haufen gerannt? Weil die freiheitlichen Ideen der französischen Kultur schon vorher die Herzen erobert hatten und Tausende von Deutschen die Waffen gegen einen Feind erhoben, zu dem sie in heimlicher Liebe entbrannt waren und dessen Einbruch sie als eine Bresche für befreiende Gedanken begrüßten. Wahrlich eine freiheitliche Kultur wird eine stärkere Schutzwehr für uns sein, als der Militarismus — denn die freiheitliche Kultur bringt in der Stunde der Gefahr Kräfte hervor, denen keine Hordenarmee gewachsen ist, während der Militarismus allmählich die moralischen Spannkräfte im Volke verkümmern läßt: Menschenwürdige Behandlung unserer politischen Gefangenen ist gegenüber der russischen Gefahr mehr wert, als ein ganzes Armeekorps. Der Respekt vor der deutschen Kultur wird im Osten mehr auf barbarische Gelüste drücken, als der Respekt vor den deutschen Waffen. — F.

Die Entvölkerung Frankreichs.

Von A. Moulet, (Professeur d'École Normale) Laon.

(Schluß.)

Daß manche Familien den betreffenden Segen nicht als solchen betrachten, ist selbstverständlich. Und nur allzu oft geschieht es, daß verzweifelte Frauen zu dem Arzt gehen, und zu ihm flehend sagen: „Ich habe schon so und so viel Kinder; wir sind arm, das Leben wird jeden Tag schwerer. Ich will keine Kinder mehr haben, ich kann und darf nicht mehr . . ." Und weinend lassen sich die armen Mütter — unfruchtbar machen. Ist es nicht traurig genug? Und wer wird wahrlich die Hand in den Schoß legen und sagen, alles sei gut in einer Gesellschaft, wo Frauen gezwungen sind, ihren natürlichen Beruf zu verwünschen und darauf verzichten zu müssen. Und wer redet da von Genußsucht und Unsittlichkeit?

Und zwischen denjenigen, welche nicht viele Kinder haben wollen, weil sie um Geld und Boden besorgt sind, und denjenigen, welche nicht viele Kinder haben können und dürfen, sind auch andere, die doch nicht arm sind, wiewohl sie nichts besitzen, wie Beamte, Lehrer u. s. w., und die die Zahl ihrer Kinder auch beschränken und wieder nicht aus Unsittlichkeit und Egoismus. Besitzen sie weder Geld noch Boden, so haben sie wenigstens Stellung und Bildung, und dies Vermögen wollen sie ihren Kindern sichern und auch vergrößern. Ist es nicht das Dichten und Trachten aller Eltern? Und aus Liebe zu den Kindern, um denselben eine schöne Zukunft zu ermöglichen, finden die Eltern als natürliches, selbstverständliches Mittel und auch als einziges Mittel, dies Zweikindersystem, welches dann sich überall geltend macht. Jeder Vater will, seine Kinder sollen gebildeter sein, als er; sie sollen es auch besser haben. Tiefere Bildung und bessere Stellung: und das ist auch schön. Aber die Gehälter sind knapp, die Miete ist teuer. Der Vater hat sich aus beschränkten Verhältnissen emporgearbeitet und besitzt weiter nichts, als dieses immer knappe Gehalt; als Lehrer, als Beamter, sind ihm gewisse Dekorumskosten nötig. Und dabei will er seine Kinder bilden lassen, und seinen Kindern dieses langsame, mühsame Emporkommen aus schweren Lebensverhältnissen ersparen. Wie kann er es thun? Durch die Beschränkung der Zahl derjenigen, welche er glücklicher machen will, als er selbst einst war. Und darf man wieder von Egoismus hier sprechen? Ich denke vom Gegenteil. Wäre der Vater der egoistische Genußsüchtige, den man häufig darstellt, so würde er sich um die Zukunft seiner Kinder nicht so sehr kümmern, und es würde dann nicht auf deren Zahl ankommen. Er hat nur zwei Kinder, und er kann sie besser erziehen lassen. Er würde sich aber unbedingt freuen, könnte er mehr haben.

Daß dieser Standpunkt, den ich nur feststellen wollte, über die Entvölkerung Frankreichs, des Landes des „Fonctionnarisme" einen großen Einfluß übt, ist unbestreitbar, und das muß auch in Betracht kommen. Man denke auch an die Lehrer, die ein so geringes Gehalt haben: wie können die anders thun, wenn sie sich um die Zukunft ihrer Familie kümmern wollen?

Geld und immer Geld, entweder, weil das Geld fehlt, oder weil es angehäuft ist! Und aus allen möglichen Besorgnissen um das leidige Geld und das tägliche Brot, nimmt die Bevölkerung immer mehr ab, und die Zahl der Junggesellen wird größer. Da wird wieder von Egoismus geredet. Nun, es trifft manchmal zu, aber nicht in den meisten Fällen. Viele Männer heiraten nicht, weil sie eine Familie nicht ernähren könnten; sie bleiben lieber ledig, was doppelt unmoralisch ist. Was können sie aber dafür? — Ja Geld, immer Geld! Das ist die wahre Haupturſache der Entvölkerung Frankreichs, und das hat der schon genannte Kongreß von vornherein festgesetzt. Freilich, die erwähnten Nebensachen, die wir eben besprachen, spielen auch mit, nämlich dieses Raffiniertwerden der Menschen bei der entwickelten Kultur. Aber wer nur Unsittlichkeit und Genußsucht bekämpft und diese als Hauptfaktoren betrachtet, irrt und geht ins Feld gegen Windmühlen. Vergebens klagen die Zeitungen, vergebens versammeln sich die Kongresse, wenn die Axt nicht an den wunden Punkt selbst der kranken Gesellschaft gelegt wird. Geldanhäufung und Geldmangel — verliert es nicht aus den Augen. Ich muß immer denken an gewisse Aerzte, die Pickel, Flechten und andere Erscheinungen auf der Haut einzeln kurieren wollen, da wo die Krankheit im Organismus steckt, im Blut selbst, das sie gründlich reinigen müßten.

* * *

Wiewohl die üblichen Kongresse überhaupt wenig Wirkung haben, und wiewohl von dem letzten auch wenig zu erwarten ist, so können sie doch auf einem gewissen Gebiet thätig sein und einigen Einfluß ausüben und indirekter Weise doch etwas gutes leisten. Wenn ein Kongreß die Vermehrung der Bevölkerung direkt und durch Aufforderung zum Vaterwerden nicht fördern kann, so kann er wenigstens so wirken, daß die Todesfälle der Kinder und auch der Erwachsenen durch die Verbreitung der Gesundheitspflege und Wohlthätigkeitszwecke abnehmen. In der Beziehung kann der betreffende Bund zweifellos gute Ergebnisse geben. Das brauche ich weiter nicht zu betonen. Gesetze für die Arbeit der Kinder, Inspektoren für Fabriken, wo Kinder beschäftigt sind, Aerzte und Lehrer, bereitwillige Wohlthäter u. s. w. können wenigstens dem Tode viele bedrohte Leben hinwegnehmen. So ein indirektes, negatives Mittel bleibt nicht erfolglos, und schon dadurch kann die Bevölkerung wieder zunehmen, freilich nicht durch die Vermehrung der Geburten, wohl aber, weil nicht so sehr gestorben wird, und das ist auch ein Mittel. Dieses Mittel aber ist nur ein Palliativ, und wenn es wünschenswert ist, daß Kongresse abgehalten und Vereine gegründet werden, die solche Maßregeln treffen, so ist nicht zu vergessen, daß das Uebel bedenklicher ist und damit nie kuriert sein wird.

Ist das Geld die Haupturſache der Entvölkerung Frankreichs, wie es die schon genannten Gelehrten und Statistiker für unbestreitbar halten, während die anderen Ursachen, die sehr häufig als Hauptfaktoren irrtümlich dargestellt worden sind, doch nur Nebenursachen bleiben, so ist die Gefahr folglich nur durch eine soziale Reform zu beseitigen, und da sind wir auf dem Gebiete des Sozialismus. Wird die soziale Frage gelöst werden, und wie wird sie gelöst werden? Das birgt die Zukunft in ihrem Schoß, und ich will auf diese Diskussion nicht eingehen. Ich gehöre aber zu denen, die unerschütterlich glauben, sie wird gelöst werden. Und wenn sie einmal gelöst ist, wenn den Menschen ein glücklicherer, freierer Zustand geschaffen worden ist, wo die ängstliche, gedrückte Brust frei aufatmet, dann wird die Bevölkerung plötzlich zunehmen, weil die Hoffnung wiedergekommen sein wird.

Bis dahin seien zu dieser ersehnten Vermehrung alle Mittel angewendet, die uns zu Gebote stehen, und versuchen wir zugleich, auch die Nebenursachen zu beseitigen. Vor einigen Monaten wurde an dieser Stelle von Professor Dr. Foerster das Heil von der Frauenemanzipation erwartet. Freilich, die Frauenemanzipation wird der Unsittlichkeit, die überall um sich greift, hoffentlich ein Ende machen durch eine schönere und gesundere Gestaltung der Familienverhältnisse. Ist die Stellung der Frauen in der Gesellschaft einmal gerecht und der Natur und dem Berufe der Frauen entsprechend, da wird man wohl ein Zunehmen der Bevölkerung erwarten dürfen. Weil aber diese Unsittlichkeit und der genußsüchtige Egoismus, welche dem Herrn Prof. Dr. Foerster vorschwebten, nur Nebenursache sind, wird die Frauenemanzipation, besonders wenn sie nur politisch und rechtlich ist, nicht das ganze Heil bringen.

Eine andere Last drückt heutzutage auf die Menschen und wirkt auf die Geburt lähmend, in Frankreich vielleicht noch mehr als in den anderen Ländern: der Militarismus und der Gedanke an einen eventuellen Krieg. Das Gespenst des Krieges — und was für ein Krieg! — steht immer drohend am Horizont und scheucht aus allen Kulturvölkern

Sicherheit, Ruhe und Haffnung, dieſe Förderer des Zunehmens der Bevölkerung, hinweg. Frankreich hat ſeit einem Jahrhundert dem Krieg einen recht bedeutenden Tribut gezallt. Nach den Kriegen der Revolution kam der Unglücksmenſch van Waterloo, vor dem der Geiſt bewundernd ſtarrt, den aber das Herz für immer vermaledeit; der ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Machtſucht in mongoliſchen Hekatomben anderthalb Millionen Menſchen apferte. Und darunter fielen über eine Millian Franzoſen, die Blüte des Landes, ſein junges Blut, junge Männer van 19, 18, ſogar 17 Jahren und kräftige, ausgewachſene Menſchen in der Stärke des Alters. Welch ein furchtbarer Aderlaß für mein Land, für ein damals ſo erſchüttertes Land! — Diejenigen, welche uns die jetzige Entvölkerung unbarmherzig varwerfen und auf Genußſucht und Egaismus hinweiſen, dürften nicht vergeſſen, wie viel Blut aus Frankreich var drei Generatianen — kaum drei Generationen — für immer flaß. Dieſer fatale Aderlaß, deſſen Falgen jeder ſieht, wird nicht genug berückſichtigt, wenn von der Entvölkerung Frankreichs die Rede iſt. Denken diejenigen, für welche die Kriege die Natianen var der Uebervölkerung (!) ſchützen ſollen und für welche der Krieg eine ſittliche Wirkung haben ſall, an dieſes Blutbad?

Schafft uns dieſes Geſpenſt des Krieges endlich weg, daß die Volker, die ſchan mit mancher Nat zu thun haben, frei und hoffnungsvoll aufatmen und ſich mit dringenden Reformen beſchäftigen können. Schafft aus allen Gehirnen dieſes Unglückswort Krieg weg, oder wenn es ausgeſprochen wird, ſo ſei es, um es zu verwünſchen. Schafft den blutigen Schleier weg, der vor den Augen erſtreckt iſt, daß die Menſchen ſich endlich als etwas edleres betrachten und betrachten wallen als Kananenfleiſch. Fluch dem heutigen Militarismus, der die Menſchen van dem Weg nach dem Ideak ablenkt! — Schan genug belaſtet ſind die Bälker, welche ihr Geld und ihr Blut hergeben für einen ſalſchen Ruhm; die gegenſeitig eifern im Fortſchritt märderiſcher Waffen und die noch bereit ſind, neue Millionen in den Abgrund des Militarismus zu werfen, ſabald eins van ihnen ſich noch kräftiger rüſtet, ſabald irgend ein ruhmſüchtiger Fürſt ſeine Artillerie umgeſtalten will.

Iſt Frankreich, wie die anderen Kulturvölker, von dieſer Laſt befreit, dann wird dieſe abnehmende Bevölkerung wieder emporſchnellen. In allen Schulen der Kulturwelt möchte ich das mächtig packende Bild van Stuck (der Krieg) hängen ſehen, deſſen Rückſichtsloſigkeit der Auffaſſung und der Ausführung das Entſetzliche, das Ungerechte, das empörend Dumme des Krieges einmal für allemal tief in die Seele einprägt. Und nieder mit den Schranken, die zwiſchen den Nationen gebaut warden ſind, daß die Völker ihre Elemente, ihre Kultur, ihr Blut auslauſchen und ſich durch dieſen Austauſch ergänzen und verjüngen. Dann werden die Reformen im Innern, derer jedes Land harrt, wie von ſelbſt durchgeführt werden, und in einem freieren, geſicherten, glücklicheren Zuſtand, werden die Völker ſich ſorglos und fröhlich vermehren.

* * *

Eben weil ich es von der Zukunft mit feſtem Glauben erwarte, will ich über die Entvölkerung Frankreichs nicht verzweifeln, wiewohl dieſe hartnäckige Ruhe vielen meiner Landsleute von vornherein empörend und zeterwürdig vorkommen wird. Varläufig heißt es freilich, ſich gewiſſe veraltete Standpunkte und Anſchauungen abzugewöhnen; und gegen einen Standpunkt möchte ich jetzt auftreten, von dem viele ausgehen, wenn ſie über die Entvölkerung unſeres Landes klagen.

Aus welchen Gründen klagen in der That manche darüber? Etwa weil ſie herzzerreißlich bedauern, daß ein edelmütiges, kultur-förderndes Volk, das durch die Jahrhunderte hindurch Großes leiſtete, und noch Größeres leiſten würde, allmählich verſchwindet? Nicht hauptſächlich deswegen. Sie ſagen ängſtlich: „Die Zahl der Soldaten, der Rekruten nimmt jeden Tag ab, während ſie bei den Nachbaren, beſonders bei einem Nachbarn, zunimmt. Auf dieſe Weiſe iſt Frankreich einer großen Gefahr ausgeſetzt, und ſie wird nach und nach zu einer Nation zweiten Ranges“. Und eben über dieſe Anſchauungen muß ich mich ärgern.

Daß die Zahl der Rekruten und der Gewehrträger abnimmt, iſt freilich recht bedenklich für diejenigen, welche die Bedeutung und die Größe eines Landes nach ſeinen Armeen, und auch nach der Zahl ſeiner Einwohner zu ſchätzen gewöhnt ſind. Ich muß geſtehen, und den Ausſpruch, ein wahrer Patriot zu ſein, erhebe ich doch, daß ich von einem großen Volk etwas anderes als zahlreiche, wahl eingeübte und wohl bewaffnete Soldaten verlange. Salch eine Anſchauung riecht nach Mittelalter . . . Wann werden die Menſchen vernünftig ſein? Wann werden die Menſchen ein höheres, edleres Ideal haben, wann werden ſie ihre Lorbeeren nicht mehr im Blut ernten wallen? Ja wann? Sallen wir immer nur civiliſierte Barbaren bleiben? Laßt mich die Entvölkerung meines Valerlandes aus edleren Gründen bedauern, und laßt mich eine Zeit hoffen, wo die überfüllten Kaſernen leer ſein werden.

Und dann die Furcht, Frankreich werde eine Natian zweiten Ranges. Damit kann ich wieder nicht einverſtanden ſein, weil ich eben an die Größe einer Natian einen andern Maßſtab anzulegen pflege. Seit wann iſt es Sitte die Zahl der Einwahner als Maßſtnb zu nehmen! Sind etwa die Griechen den Perſern gegenüber ein Valk zweiten Ranges geweſen? Iſt Japan dem chineſiſchen Reich gegenüber ein Land zweiten Ranges? — Ich hatte mir immer das Gegenteil gedacht; und ich denke, viele ſind auch meiner Anſicht. „In einem Jahrhundert, ſagte neulich eine doch ernſthafte Zeitung, hat Frankreich 50 Millianen Einwahner und Rußland 250 Millianen.“ Sa? nun, wir wollen uns über die Entwickelung (an Zahlen) unſeres guten Freundes recht freuen. Aber ſagt mir, ſind wir ſchon jetzt Rußland gegenüber ein Valk zweiten Ranges? Erlanben Sie mir, um die Zukunſt meines Vaterlandes in dieſer Beziehung nicht bange zu ſein.

Gute Freunde, laßt mich auch eins ſagen. Die Größe eines Landes kommt in ernſter Linie auf den individuellen Wert an, und überall und in jeder Zeit gelten einige Millionen civiliſierter Menſchen mehr als viele Millianen halbeiviliſierter, und ſo wird es um ſa wahrer werden, in dem Maß, als wir der Zeit neuer, geläuterter Anſchauungen, entgegeneilen. Bildet alſo die Menſchen zur Kultur! Bildet Körper und Geiſt, emanzipiert Köpfe und Herzen, befreit alle von Aberglauben und Irrtum, auch van Chauvinismus, und laßt einen neuen Geiſt die Völker durchzucken. Sorgt unermüdet dafür, daß die Menſchen menſchenwürdiger werden und menſchenwürdiger denken und handeln. Bildet alle Franzaſen nach den großen Prinzipien unſerer Revolutian, und impft in ihr Blut einen geſunden, geläuterten, verklärten Patriotismus ein, daß ſie, wenn ſie ihre militäriſchen Pflichten erfüllt haben, nicht etwa glauben, ſie hätten alle ihre Pflichten erfüllt. Bildet var allem Soldaten des Friedens und der Kultur! Salche würden auch gute Soldaten im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſein, falls die Sache zum Klappen käme. Und ſie ſeien alle gute Franzoſen, das heißt, der Geſchichte und der Vergangenheit ihres Vaterlandes, welches doch ſelbſt bei den Feinden als eine grande nation gilt, immer treu; immer treu der großen Revolution, der herrlichen Befreierin. Und laßt die Jahrzehnte verſtreichen: Frankreich wird dann ſeinen Rang unter den Nationen erſten Ranges immer noch behaupten.

Und wenn ihr es gethan habt, ſo werden wir die Entvölkerung unſeres lieben Vaterlandes noch mehr bedauern, und diesmal aus edleren Gründen. Und wollt ihr kurz und gut die Zukunſt durch andere Brillen ſehen, ſo werdet ihr nicht verzweifelt ſein dürfen.

Ich verzweifle nicht. Frankreich, hat Michelet geſagt, iſt das Land der unüberwindlichen Haffnung. Wir wollen alſa haffen. Ich traue der Zukunſt, ich traue dem Geiſt, der an der Schwelle der Zukunſt uns entgegenweht. Der wackere, galliſche Hahn ſchlummert nur; er wird wieder erwachen und krähen zum friedlichen Sieg der vorwärtsdringenden Kultur. Schan dämmert es am Horizant: batd ſtehen wir morgenfriſch vor dem Sonnenaufgang.

Nietzsche und die Humanität.

Von Prof. Dr. F. Tönnies (Hamburg).

(Schluß.)

Die andere Art von Gefahren schreibt Nietzsche, in Uebereinstimmung mit unklaren und koagulierten Geistern, der Humanität zu, daher den Lehren, religiösen und moralischen, welche das Mitleid in den Vordergrund stellen; ihnen widmet er, wie wir schon wissen, seinen ingrimmigsten Haß. Besehen wir uns noch einige Stellen des „Antichrist". „Das Mitleiden," heißt es hier zuerst in entschiedener Anlehnung an die neuen biologischen Begriffe (WW. VIII, S. 221) „kreuzt im ganzen und großen das Gesetz der Entwickelung, welches das Gesetz der Selektion ist. Es erhält, was zum Untergange reif ist, es wehrt sich zu Gunsten der Enterbten und Verurteilten des Lebens, es giebt durch die Fülle des Mißratenen aller Art, das es im Leben festhält, dem Leben selbst einen düsteren und fragwürdigen Aspekt . . . Mitleiden ist die Praxis des Nihilismus" . . . „Niedergangswerte, nihilistische Werte führen unter den heiligsten Namen die Herrschaft" . . . „Das Christentum hat die Partei alles Schwachen, Niedrigen, Mißratenen genommen, es hat ein Ideal aus dem Widerspruch gegen die Erhaltungsinstinkte des starken Lebens gemacht" (S. 220). Bemerken wir hier ganz allgemein — worauf wir schon früher aufmerksam machten —, daß Nietzsche den Lehren, die sich verbreiten, viel zu viel zuschreibt, in dieser Hinsicht ganz im Banne gewöhnlicher Vorurteile. Herrschende Lehren sind nur ein Niederschlag vorher und aus anderen Ursachen verbreiteter Empfindungen; sie gehen allerdings wieder in diese zurück und können sie vermehren; oft aber vermehren sie nur deren Schein und die Phrase. In der hellenistisch-römischen wie in unserer Kultur entwickelte sich der Sinn der Humanität aus der Lebensweise selber und aus der litterarischen Bildung; was dort wie hier nicht verhinderte, daß, teils aus gleichen, teils aus anderen Ursachen, auch Verhärtung und Verrohung zu gleicher Zeit zunahmen. Aber gerade die Häufung der kranken und mißratenen Individuen macht eine vernünftige, planmäßige Humanität notwendig, es sei denn, daß man jene Individuen entweder aus blinder Wut oder aus kalter, wissenschaftlicher Einsicht vernichte — oder aus Mitleid. Aus blinder Wut bringen nicht einmal die Wildesten ihre Kameraden um, die zur Selbsterhaltung zu schwach sind; sie töten wohl, wenn sie eine Lagerstatt verlassen, ihre Alten — aus Mitleid; die Armen müßten sonst verhungern. Die bewußte Zerstörung „des guten Zweckes halber" könnte als Sieg und Triumph des Denkens nur in einer höchst raffinierten, „übermenschlichen" und überreichen Zivilisation vorkommen, wenn nicht in solcher der Abscheu gegen Blut und Mord jenem Motive die Wage hielte; allerdings kann wieder der Blutdurst gerade als krankhafte Entartung sich ausbilden. Jedenfalls bleibt Nietzsche völlig in der Richtung „moderner Ideen," d. h. einer Denkungsart, die, wenn nicht ebenso verbreitet, so doch mächtiger ist als die Humanität, wenn er die Vernichtung empfiehlt, wo Fürsorge und Erhaltung geschieht. In der heutigen Spieß- und Großbürgerei ist nichts beliebter als das Schimpfen auf den „Humanitätsdusel." Unter dem neuen sächsischen wie unter dem preußischen Wahlsystem durfte man mit jathanem Geschimpfe es leicht zu einem Landtagsmandate bringen. Steht doch überhaupt — und hier ist wiederum die „Lehre", eben die Nietzschesche, nur eine augenblicklich mitwirkende Gelegenheitsursache — die Kraftmeierei, das herausfordernde, recht sehr inhumane Wesen, unter dem Namen der Schneidigkeit, nicht nur in Militärverhältnissen (wo es in einigem Maße unvermeidlich ist), sondern von seiten der Beamten, die sich als Herren aufspielen, während sie die bezahlten Diener des Volkes sind, unter uns heutigen Deutschen in trauriger Blüte. Wie könnten sonst die Preßorgane des Fürsten Bismarck die planmäßige Aufreizung zur blutigen Revolte offen empfehlen — wie wäre diese „abgrundtiefe Gemeinheit" (so wurde sie mit Recht genannt in einer Gesellschaft, die, ich will nicht sagen Humanität, sondern nur Selbstachtung und Besinnung in sich trüge, möglich? — Unserer neuen Nobilität, die zugleich dazu angestellt ist, dem Volke die Religion, d. h. das Christentum, zu erhalten, können überhaupt die aristokratischen Nietzschebücher als artiger Spiegel dienen — sie muß viel Freude an sich, nach Nietzsche das Kennzeichen der Echtheit, daraus gewinnen und kann ihren moralischen Mut weidlich darthun, wenn sie nach der genußreichen Lektüre aufsteht und in richterlichem Gewande einen armen Handwerker wegen Religionsschmähung verurteilt oder mit der Würde des Volksvertreters gegen die Gottlosigkeit der Sozialdemokratie eifert.

Nun werden aber Anhänger Nietzsches sagen: wir fordern ja nicht, daß man die Schwachen u. s. w. töten solle, aber man soll sie wenigstens nicht, wie das Christentum und eure Mitleidsmoral vorschreibt, absichtlich fördern, erhalten, fortpflanzen. Von dem letzten freilich, das doch das Ärgste wäre, macht Nietzsche keine Andeutung; offenbar geschieht dazu durch Aufbewahrung in Anstalten u. s. w. nichts; diese Aufbewahrung wirkt vielmehr jener übelsten Gefahr mit einiger Sicherheit entgegen. Uebrigens ist auch hier die Forderung der Humanität zugleich und wesentlich Gebot der Vernunft. Gegen Ansteckung und allen übrigen Schaden, der von „den Kranken, Mißratenen u. s. w." ausgeht, giebt es keinen besseren Schutz als deren Isolierung. Es wäre gewiß oft zum Heile der Individuen selber und anderer, wenn man sich entschließen könnte, idiotische und imbezille Kinder einfach umzubringen; an vielen erwachsenen Wahnsinnigen, Trunkenbolden u. s. w. wäre dieselbe Kur die einzig mögliche und radikale; — wenn man aber so etwas nicht will und mag (in der That ist es unausdenkbar), so ist demnächst die Ab- und Einsperrung sowohl zum Besten der Leidenden als ihrer Mitmenschen das allein Heilsame. Es wird wohl gut sein, sich dabei zu beruhigen und diese Tendenz sogar nach Kräften zu fördern. — Eine viel andere Frage ist es, ob man die fortwährende neue Erzeugung, die Vermehrung von Kranken, von entarteten, unglücklichen, bösartigen Individuen ruhig anschauen sollte; sie ist zum guten Teile direkte Folge der von Nietzsche so lebhaft befürworteten Ausbeutung, Folge der „Herrenmoral", d. h. jener Unsittlichkeit, deren Subjekte ihrem Vergnügen oder Profit die Gesundheit und Ehre anderer mit mehr oder minder „gutem", d. h. heeren- und dünkelhaftem „Gewissen" aufopfern; jene Subjekte, die ein noch „lebenskräftiger Leib" des Volkes, nach einem trefflichen Verse Theodor Storms, „auszustoßen trachtet", gleichgiltig dagegen, ob sie, mit Recht oder nicht, ihrer Gesundheit und Kraft, ihrer Herrenrechte und Tugenden sich berühmen. Wir werden also auch zu der Beratung, wie hier den sichtbaren und unsichtbaren Übeln gewehrt werden könne, einen Anhänger Nietzsches nicht heranziehen können. Ueber ernsthafte soziale Probleme ist mit diesen — Schwärmern nicht zu reden.*) Die Wahrheit ist: eine gute Kultur macht das Mitleiden so sehr als möglich überflüssig, weil sie dem Leiden so sehr als möglich vorbeugt. Das Christentum erhebt allerdings nur selten den Anspruch, Kultur in diesem Sinne zu fördern. Die Humanität und die philosophische Ethik erhebt diesen Anspruch allerdings. Sie erhebt ihn, ohne daß sie an das Mitleid appellieren muß, wenn ihr auch dessen Thatsächlichkeit willkommen ist. Wie schon in früherer Ausführung bedeutet wurde, sie appelliert an die Einsicht und nimmt freudig den Egoismus in ihren Dienst.**) Sie vertraut auf das ungeheure Interesse, das jeder Vernünftige, jeder, der seines Lebens froh werden, der für Weib und Kinder sorgen will, an der hygieinischen Entseuchung haben muß und thatsächlich hat. Sie will nur das Denken verbessern, das Verständnis erweitern, wenn sie die Aufgabe der moralischen Entseuchung stellt, wenn sie moralische Reinlichkeit lehrt und die unermeßliche Bedeutung vorstellt, die auch der physischen Hygiene für moralische Endzwecke zukommt, und daß rechtzeitige Prävention in jeder Hinsicht die klügste und sparsamste Politik bedeutet.

Kommen wir mit einigen Schlußworten auf Nietzsche zurück. Die Darsteller dieser seiner charakteristischen Lehren haben solche zu ernst und zu wichtig genommen. Als „System", wie sie von Frau Andreas-Salomé genannt werden, sind sie nichts. Das System ist nur ein Hexensabbat von Gedanken, Ex- und Deklamationen, von Wutausbrüchen und widerspruchsvollen Be-

*) Daher schweige ich auch über das frühee genannte Buch des Herrn Tille, das —, ohne jede Kenntnis der wirklichen Entwickelung und Geschichte der Ethik geschrieben, sich „ein Buch Entwickelungsethik" nennt. Dieser Autor sieht nicht (so wenig als sein Meister Nietzsche), daß die Mitleidsmoral nur eine — freilich die am leichtesten in soziale Ethik übergehende — Form der individualistischen Ethik ist, neben der die des vernünftigen Egoismus als die Gewissens- und Pflichtenmoral immer geblüht hat. Die soziale Ethik, die er will (und die ich ernstlich begünstige) in Richtung auf Veredelerung der Rasse, ist nur ein Ausdruck der echt „modernen Idee" des Eudämonismus, die auch von den „Gleichheitsaposteln" vertreten wird. Dieser „aristokratische" Ethiker plädiert dabei in erster Linie für Abschaffung des — Erbrechts!

**) Tocqueville sagt irgendwo: Ich scheue mich nicht, zu sagen, daß das Prinzip des erleuchteten Eigeninteresses wie von allen philosophischen Theorien am meisten für die Bedürfnisse der Menschen unseres Zeitalters geeignet zu sein scheint, und daß ich es als die wesentliche ihnen noch übrig bleibende Sicherung gegen sich selber betrachte." Der Chinese Tschang-Ki-Tong, der mehrere Jahre in europäischen Hauptstädten gelebt hatte, sprach seine Verwunderung darüber aus, daß man bei uns das Herz voll von Mitleid habe für unbekannte Übel. Dagegen fiel ihm in der Praxis des Lebens nichts so sehr auf, wie die Gleichgiltigkeit des menschlichen Herzens. Die Ausübung der Tugenden werde wie ein Wunder dargestellt. „Wenn ein Freund in Unglück fällt, ihm beizustehen, das ist bei uns ein Brauch, das rechnen wir nicht als Tugend . . . das menschliche Individuum ist bei uns nicht isoliert." Revue des deux Mondes 15, V. 1884.

hauptungen, dazwischen viele Geistesblitze leuchten und blenden. Ernst und wichtig mögen diese Lehren genommen werden, insofern sie geeignet sind, unbesonnenen, unkritischen Lesern die Köpfe zu verwirren und zu verdrehen — sie können in der That berauschend und betäubend wirken im schlimmsten Sinne. In diesem Sinne hat ihnen Nietzsche selbst in seiner besseren Zeit das Urteil gesprochen: „Vielleicht", sagt er in seinem feinsten Buche „könnte eine ganze Hölle von Verbrechern nicht diese drückende, land- und luftverderbende, unheimliche Nachwirkung in die fernste Ferne hin haben, wie jene kleine, edle Gemeinde von Unbändigen, Phantasten, Halbverrückten, von Genies, die sich nicht beherrschen können und allen möglichen Genuß an sich erst dann haben, wenn sie sich völlig verlieren . . . zu alledem pflanzen jene Schwärmer mit allen ihren Kräften den Glauben an den Rausch als an das Leben im Leben; einen furchtbaren Glauben! Wie die Wilden jetzt schnell durch das „Feuerwasser" verdorben werden und zu Grunde gehen, so ist die Menschheit im ganzen und großen langsam und gründlich durch die geistigen Feuerwässer trunken machender Gefühle und durch die, welche die Begierde danach lebendig erhielten, verdorben worden: vielleicht geht sie noch daran zu Grunde."

Noch in seiner letzten Schrift kritisiert Nietzsche, ohne es zu wissen, sich selber. Er wähnt, ein purer Skeptiker zu sein: „Man lasse sich nicht irreführen: große Geister sind Skeptiker. Zarathustra ist ein Skeptiker. Die Stärke, die Freiheit aus der Kraft und Ueberkraft des Geistes beweist sich durch die Skepsis. Menschen der Ueberzeugung kommen für alles Grundsätzliche von Wert und Unwert gar nicht in Betracht. Ueberzeugungen sind Gefängnisse. Das sieht nicht weit genug, das sieht nicht unter sich: aber um über Wert und Unwert mitreden zu dürfen, muß man fünfhundert Ueberzeugungen unter sich sehen — hinter sich sehen. — Ein Geist, der Großes will, der auch die Mittel dazu will, ist mit Notwendigkeit Skeptiker . . ." (Antichrist S. 293 f.) Zu schweigen davon, daß nach anderen Stellen und in der That nach dem Geiste seiner Philosophie die Skepsis ein Zeichen der Verarmung des Denkens, der Erlahmung der Instinkte, eine Aeußerung der lebensfeindlichen Instinkte ist und sein muß. Aber Nietzsche hat ganz recht: Ueberzeugungen bornieren — diese Borniertheit ist freilich oft ein Ingrediens der Macht und ein Geheimnis des Erfolges: „die pathologische Bedingtheit", sagt er (das. S. 295), seiner Optik macht aus dem Ueberzeugten den Fanatiker (er nennt als Beispiele Savonarola, Luther, Rousseau, Robespierre, Saint-Simon), den Gegensatztypus des starken, des frei gewordenen Geistes. Der Satz ist in seiner ersten Hälfte richtig, aber er trifft auch ihn. Seine fanatische Ueberzeugung, daß das Christentum nichts als Sklavenaufstand, nichts als Aaarchismus bedeute, der Fanatismus, womit er „die ewige Anklage des Christentums an alle Wände schreiben will, wo es nur Wände giebt" — womit er das Christentum „den Einen großen Fluch, die Eine große tauerlichste Verdorbenheit, den einen großen Instinkt der Rache" nennt, „dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist" — womit er es „den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit" heißt (Antichrist, Schluß) — dieser Fanatismus ist borniert und zugleich krankhaft. „Aber die große Attitüde dieser kranken Geister", heißt es noch an adiger Stelle, „dieser Epileptiker des Begriffs, wirkt auf die große Masse (nämlich der gebildeten und verworrenen Gehirne) — die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber, als daß sie Gründe hört . . ."

Mit tragischer Gebärde bleibt Nietzsche selber vor uns stehen. Er konnte sich, nach seinen angeborenen Kräften, für berufen halten, dem verworrenen Geistesleben unseres Zeitalters durch eine tiefe und lautere Philosophie zu helfen. Obgleich er nun einen hohen und weiten Tagesruhm errungen hat, so ist doch eben dies sein erschütterndes Schicksal, daß er jene Aufgabe kaum ahnen durfte, als schon seine Schwingen gelähmt waren, und daß die Erfüllung seines möglichen Berufes als völlig gescheitert betrachtet werden muß. Erschütternd und tragisch ist das Schicksal, dessen Wahrheit und Sinn innerhalb eines ungeheuren Widerspruchs und Kampfes wir mit frommem Schauder begreifen, wenn es zugleich durch seine Erhabenheit den alltäglichen Empfindungen des Herzens uns entrückt. — Als eine echte Hamletnatur ist Nietzsche an seiner Aufgabe zu Grunde gegangen. Solange er als Denkender lebte, hat er darunter gelitten und tapfer gegen alle Hemmnisse gerungen. Er wußte wohl, wie vergeblich sein Ringen war, und hat es oft in Rätselworten ausgesprochen. So war es, wenn durch all seine Verherrlichung des Lebens, all seine klingende Heiterkeit die eigene Melancholie, der Widerwille gegen sich selber und gegen die Mitwelt schrecklich hindurchbrach. „Der geistige Hochmut und Ekel jedes Menschen, der tief gelitten hat — es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können — . . . dieser geistige schweigende Hochmut des Leidenden dieser Stolz des Auserwählten der Erkenntnis, des „Eingeweihten", des beinahe Geopferten findet alle Formen von Verkleidung nötig, um sich vor der Berührung mit zudringlichen und mitleidigen Händen und überhaupt vor allem, was nicht seinesgleichen im Schmerz ist, zu schützen. Das tiefe Leiden macht vornehm: es trennt . . . Es giebt freie, freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, daß sie zerbrochene, stolze, unheilbare Herzen sind, und bisweilen ist die Narrheit selbst die Maske für ein unseliges, allzu gewisses Wissen." In der Kompilation „Nietzsche contra Wagner" — der letzten Arbeit ihres Verfassers — ist diese Stelle wiederholt, mit einer leichten Abänderung des Schlußsatzes („und dann kann die Narrheit . . .") und dazwischen sind die Worte eingeschoben: „es ist der Fall Hamlets".

Es war Nietzsches eigener Fall.

Streiflichter.

Das Essener Geschworenenurteil im Reichstag. Kürzlich kam der Justizminister Schönstedt im Reichstag auf die Verurteilung des Bergmanns Schröder wegen Meineides zurück und wandte sich mit folgenden Worten gegen die Forderung nach Wiederaufnahme des Verfahrens:

„Darüber ist kein Streit, daß die Verhandlung ganz objektiv, die Leitung geradezu mustergiltig gewesen ist. Auch bei der Bildung der Geschwarenenbank ist durchaus korrekt verfahren worden. Alle Zeugen sind vernommen worden: schließlich haben die Angeklagten selbst auf weitere Beweisaufnahme verzichtet; das Schuldig wurde beantragt und nach kurzer Beratung die Verurteilung ausgesprochen. Wie kann nun jemand den Mut haben, zu behaupten gegenüber diesen Thatsachen und gegenüber dem Urteil eines Kreises von Volksrichtern, hier ist ein schwerer Justizmord begangen worden? Von Beweisen für eine so ungeheuerliche Behauptung ist bis jetzt nichts beigebracht. Aber für Herrn Stadthagen und seine Freunde ist das Axiom. Bestimmte, überzeugende Beweise müssen vorliegen, wenn man gegen diejenige Seite vorgehen soll, deren Aussagen zur Verurteilung geführt haben. Es haben sich allerdings durch die Agitation der sozialdemokratischen Presse zahlreiche angesehene Männer, so die Gesellschaft für ethische Kultur, diesem Verlangen angeschlossen und mir eine Eingabe überreichen lassen. Ich zweifle nicht an der Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit ihrer Gesinnung, an ihrem guten Glauben, aber dieser steht nicht im richtigen Verhältnis zu ihrer Kenntnis der Thatsachen. Ich habe die Eingaben an den Oberstaatsanwalt in Hamm abgegeben, und dieser hat sich nach sorgfältigster Prüfung der Sache, zu welchem Zwecke er selbst nach Essen gereist ist, zu dem Urteil veranlaßt gesehen, daß nichts zu der Behauptung berechtige, daß in jener Schwurgerichtsverhandlung eine Voreingenommenheit der Geschwarenen zu einem ungerechten Urteil geführt habe. So weit ist damit die Angelegenheit erledigt; der Antrag des Verteidigers auf Wiederaufnahme des Verfahrens ist noch in der Schwebe."

Der Abgeordnete Lenzmann machte dieser Darlegung gegenüber folgende Gesichtspunkte geltend — die schon in der von der D. G. E. K. ausgehenden Eingabe dem Justizminister unterbreitet waren:

„Im Falle Schröder trifft die Prozeßleitung kein Verschulden; aber die Prozeßlage ist nach dem Erlaß des Urteils eine wesentlich andere geworden. Die Geschworenen haben den Aussagen Münters Glauben beigemessen, welcher bekundete, daß er Schräder nicht in den Nacken gefaßt und nicht hingestaßen habe. Diese Bekundung wird durch die beiden anderen Polizeibeamten gestützt, außerdem durch etwa zehn andere Zeugen. Diesem negativen Zeugnis stehen mehr als zwanzig Zeugen gegenüber, welche positiv bekunden, daß Münter den Schröder gefaßt und zu Boden gestaßen hat. Diese Zwanzig sind allerdings zum größten Teil Sozialdemokraten, und diesen gegenüber läßt, wie ich bedauere aussprechen zu müssen, die Objektivität der Geschwarenen zu wünschen übrig. Es hat sich in jenen Gegenden in den Kreisen, aus denen die Geschworenen ausgewählt werden, der Aberglaube eingenistet, daß die Sozialdemokraten es mit dem Eide nicht sehr genau nehmen. Es sind aber inzwischen auch zahlreiche nichtsozialdemokratische Zeugen, sogar christliche Bergarbeiter, nach ermittelt worden, welche jenen Vorgang positiv bekunden. In einem Prozeß gegen unseren Kollegen Lütgenau in Dortmund ist ausdrücklich ausgesprochen worden, daß auf das Zeugnis eines Sozialdemokraten kein Wert zu legen sei."

Der Herr Justizminister hat sich übrigens mit dem entscheidendsten Grunde für die Wiederaufnahme des Verfahrens, nämlich mit dem Urteil des Kölner Gerichtshofes: „Non liquet" garnicht auseinandergesetzt. „Ihr meint es gut, aber Ihr versteht nichts von der Sache" mit diesen Worten wird von den Vertretern der Autorität selbst in den verantwortungsvollsten Gesittungsangelegenheiten der ganzen Nation — und eine solche ist doch wohl die Möglichkeit einer unschuldigen Verurteilung zur Zuchthausstrafe — die

Einmischung des öffentlichen Gewissens abgewiesen — als ob sich nicht jede Regierung selber entthronte und freiwillig abdankte, die nicht dieses öffentliche Gewissen als höchste staatserhaltende Kraft respektiert und seine Regungen sich zu eigen macht! Kann sie doch nur dadurch ihrem leitenden Amte die soziale Sanktion geben und der moralischen Wirkung nach eine „starke" Regierung sein! F.

Ein ethischer Volks- und Jugendschriftsteller.

Von A. Däing in Berlin.

Vielleicht geschieht dem einen oder anderen unserer ethischen Freunde ein Dienst damit, wenn ich sie auf einen Erzähler aufmerksam mache, der, in vielen Kreisen des deutschen Vaterlandes bekannt und beliebt, nur nicht gerade die Art von universeller Notorität erlangt hat, die durch das volltönende Lob maßgebender Zeitschriften erzielt wird. Leider ist, wenn diese Zeilen erscheinen, das Weihnachtsfest mit seinem Bedarf nach passenden Spenden für die liebe Jugend schon vorüber, aber ein Hinweis auf gute Jugendlektüre bleibt ja wohl jeder Zeit willkommen.

Wilhelm Fischer, ein Rheinländer, war lange Jahre hindurch Rektor einer höheren Knaben- und Mädchenschule in Ottweiler bei Saarbrücken und lebt jetzt als älterer Mann zu Bückeburg im Ruhestande. Seine zahlreichen, dem Umfange nach stets mäßigen aber inhaltsvollen, bald mehr volksmäßigen, bald mehr der Jugend angepaßten Erzählungen sind meist zunächst in Kalendern, wie dem Saarbrücker Bergmannskalender, dem Lahrer Hinkenden Boten, oder in Zeitschriften erschienen, meist nacheinander an mehreren solchen Stellen. Erst nachträglich hat er dann das Beste nach sachlicher Verwandtschaft in hübsch ausgestatteten kleinen Bändchen zusammengestellt, die zu unglaublich billigen Preisen (meist ca. 50 Pf.) zu haben sind.

Ich nenne folgende Bändchen: 1. Du sollst nicht stehlen. Hand um Hand. Zwei Erzählungen. 2. Bunte Bilder. Kleinere Erzählungen. 3. Pascha und Postmann, nebst drei anderen Erzählungen. 4. Ehre Vater und Mutter! Vier Erzählungen. 5. Der große Diamant. Der Brand in der Mühle. Vor Gericht. Drei Erzählungen. Diese fünf Bändchen sämtlich bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen erschienen. Außerdem: Luft und Lehre. Fünf Erzählungen für die Jugend. Leipzig, Geibel und Brockhaus.

Alle diese Erzählungen sind zunächst durch ein außerordentliches ethisches Fein- und Zartgefühl ausgezeichnet, das sich jedoch nicht lehrhaft und gezwungen, mit verstimmender Absicht geltend macht, oder wie etwa in Pestalozzis Lienhard und Gertrud, in fast befremdlichem Kontrast gegen die rohe Umgebung in einer einzelnen Mustergestalt konzentriert, sondern ungesucht und wie selbstverständlich der Seele des Autors entfließend, in den behandelten Problemen und der Stellung der verschiedenen Charaktere zu denselben zu Tage tritt.

Die Erzählungen von Wilhelm Fischer sind ferner nicht fabrik- und schablonenmäßig zu bloßer spannender Unterhaltung durch den Stoff der Begebenheiten gearbeitet. Wohl sind die aus dem Leben des Volkes oder des mittleren, meist kleinstädtischen Bürgertums entlehnten Stoffe und Konflikte spannend und interessierend; der Erzähler weiß zu sabutieren und ist selbst mit ganzer Seele dabei. Aber es wird nicht eine ungesunde, fieberhafte Spannung durch unerhörte, abenteuerliche Begebenheiten in fernen Weltteilen erstrebt. Wir sind daheim, im deutschen Klein-, Volks- und Familienleben, das mit Liebe und Verständnis, ohne vornehme Unterhaltung, in seinen Konflikten, seinen Freuden und Leiden geschildert wird. Und da entfaltet sich nun noch ein besonderer Vorzug dieser Erzählungen, der ihnen, wie den Hebelschen, den Stöberschen, den Spyrischen, eine wahre Klassicität in ihrer Art verleiht, das ist die Frische der Farben im Einzelnen, die dem wirklichen Leben abgelauschte Wahrheit und Lebendigkeit der Einzelzüge, die nur bei eigener feiniger Empfänglichkeit für das Detail des wirklichen Lebens mögliche, reizende Kleinmalerei und Naturwahrheit des Details, die nicht zum hastigen Ueberfliegen des Ganzen antreibt, sondern zum gemütvollen Verweilen bei den thaufrischen, stets mit liebevoller Sorgfalt ausgepinselten Einzelzügen einladet.

Die Fischerschen Erzählungen sind fast ausnahmslos für Kinder vom 12. bis 13. Lebensjahre, teilweise auch schon für jüngere geeignet. Sie sind ethisch bildend im besten Sinne, direkt durch den in ihnen waltenden ethischen Geist, indirekt durch die Einführung in die Wirklichkeiten des Lebens ohne die ungesunde Phantastik einer Abenteuer- und Traumwelt. Am besten eignen sie sich für die gemeinsame Lektüre im Familienkreise, wo sie auch dem nicht ganz verwöhnten Gaumen der Eltern noch eine schmackhafte Speise bieten. Und das ist wahrlich kein kleines Lob für einen Jugendschriftsteller! Wenn für die Jugend das Beste gut genug ist, so muß es ja auch wohl den Erwachsenen noch munden.

Wir leben auch in der Jugendschriftstellerei im Zeitalter der Ausstattungslitteratur. Leider steht mit der durch einen luxuriösen, „vornehmen" Geschmack geforderten anspruchsvollen Außenseite nur zu häufig der fade und läppische, wenn nicht gar direkt ungesunde und seelenverderbende Inhalt in grellem Kontrast. Um so höher muß ein Jugendschriftsteller von wahrem Berufe geschätzt werden, der dem Unterhaltungsbedürfnis der Jugend eine nicht nur gesunde, unschädliche und bekömmliche, sondern eine direkt geistig und sittlich fördernde Nahrung bietet.

Vermischtes.

Ein sächsischer Fabrikant über Sozialdemokratie und politische Freiheit. In einem Aufsatz der preußischen Jahrbücher zur Zeit der Wahlrechtsverkürzung in Sachsen hatte Professor Böhmert (Dresden) einige Zuschriften von Fabrikanten veröffentlicht. Wir möchten der folgenden Zuschrift eines großen Textilfabrikanten weitere Verbreitung geben:

„Nur wer im täglichen Verkehr die Arbeiter nach ihrem innersten Wesen und nicht nur nach dem, was sie nach außen scheinen, aber wie sie von den Zeitungsberichten geschildert werden, kennen lernt, kann sie richtig beurteilen und weiß, daß sie in ihrer großen Mehrheit das Vertrauen zu ihrer Einsicht verdienen, wie nur es jedem rechtschaffenen Menschen, der seine staatsbürgerlichen Pflichten erfüllt, entgegenbringen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß der Arbeiter auch nur Mensch ist, und zwar ein Mensch mit Vorzügen und Fehlern. In dem Kampfe ums Dasein bezw. dem Streben nach aufwärts wird in jedem Menschen der oppositionelle Geist wachgerufen, und je niedriger man auf der bürgerlichen Erwerbsleiter steht, je mehr Schranken sich einem auf dem Wege nach aufwärts entgegenstellen, um so größer und intensiver muß die Opposition sein. Die ganze sozialdemokratische Bewegung ist nach meiner Ansicht darauf zurückzuführen. Ebenso wie in der Diplomatie und Staatskunst manche bedenklichen Schritte vorkommen, so glauben auch die Arbeiter, nicht ohne solche aufwärts kommen zu können und benutzen dazu die sozialdemokratische Bewegung. Erringen sie dann wirklich einmal die so sehr gefürchtete Majorität, so hören sie auf, Sozialdemokraten zu sein und beschränken sich darauf, die Staatseinrichtungen in mehr oder minder freiheitlichem Sinne auszubauen. Ich führe dies an, um den Grund anzugeben, weshalb ich nur der sozialdemokratischen Bewegung, obwohl ich nicht im geringsten zu der Partei zähle, nicht die Angst habe, die jetzt allgemein herrscht und nun denjenigen am meisten verbreitet wird, deren Bekanntschaft mit der unteren Klasse sich mehr auf Steuzengesindel beschränkt, aber nicht auf Arbeiter erstreckt, und die viel zu abgeschlossen leben, um Zeuge zu sein, ein wie mühseliges und oft freudeleeres Leben ein Arbeiter durchzukämpfen hat. Was dem Menschen die Last seiner Arbeit am besten überwinden hilft, ist die Hoffnung auf bessere Zeiten, und diese Hoffnung ist um so größer, je weniger Schranken entgegenstehen, und je mehr es sich dem Arbeiter aufdrängt, daß er in seinen politischen Rechten nicht behindert ist. Als wir an patriarchalischen Einrichtungen zu unserem modernen Staatsleben gelangten, war die ungleichmäßige Verteilung der politischen Rechte im Anfange wahrscheinlich am Platze, heute ist sie ein nicht wieder gut zu machender Fehler und wird unser Staatsleben in sehr merklicher Weise in seiner Entwickelung hindern. Der Arbeiter hört auf, mit der Lust und Liebe zu arbeiten, welche durch die Hoffnung auf eine bessere Zeit hervorgerufen werden; die Arbeit wird ihm zum reinen Zwang und infolgedessen zum Fluch, weil ihm das Gegengewicht, welches in seiner politischen Gleichberechtigung mit seinem Vorgesetzten und seinem Brotherrn, sowie in der Ausübung seines Dranges nach politischer Freiheit liegt, genommen ist. Jeder Fabrikant weiß, daß seine tüchtigsten und zuverlässigsten Arbeiter oft die sogenannten ärgsten Sozialdemokraten sind. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß wir auf ein gut Teil dieser Leistungsfähigkeit verzichten müssen, wenn wir auf dem reaktionären Wege weiter schreiten . . . . Man heuchelt sich über den Mangel an Patriotismus. Wie kann man Patriotismus von Leuten erwarten, denen man die Rechte schmälert und damit in wirksamster Weise das sie mit dem Vaterlande verknüpfende Band lockert, wenn nicht durchschneidet? . . . . Wenn wir nach und nach die politischen Freiheiten erweitern, anstatt sie einzuschränken, so wandert die ganze Sozialdemokratie in Vergessenheit und verliert ihre Existenzberechtigung . . . . Als Mensch, als Industrieller und als Patriot halte ich die beabsichtigte Aenderung des Wahlrechts für eine Gefahr für Deutschland!"

Von einem sozialen Fortschritt in der Fabrikinspektion berichtet die „Berliner Volkszeitung" aus Weimar:

„Das Großherzogtum Weimar hat die Ehre, gemeinschaftlich mit dem Herzogtum Gotha einen Fabrik-Inspektor in der Person des Majors a. D. und Kammerherrn von Restiz-Drzwiecki in Weimar zu besitzen. Schon im weimarischen Landtag war früher, und zwar durch den sozialdemokratischen Abgeordneten Baudert, die Inspektionsthätigkeit des Herrn von Restiz scharf kritisiert worden, und im gothaischen Landtag geschah dasselbe seitens des

sozioldemokratischen Abgeordneten Bock. Man tadelte vornehmlich, daß Herr von Nostiz seine Inspizierungen den Fabrikbesitzern beziehungsweise Direktoren vorher anzukündigen pflege, und die Inspizierungen viel zu kurz und wenig eindringlich seien, als daß sie zu einer wirklichen Kenntnisnahme der etwa in der Fabrik bestehenden Mißstände führen könnten; sie würden durch das Verfahren des Herrn von Nostiz mehr zu Visiten bei den Fabrikherren, als zu Prüfungen dorüber, ob die zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter erforderlichen Einrichtungen vorhanden und in gutem Zustande seien. Der neue gothoische Landtag ist daraufhin zum Teil geradezu unter der Parole gewählt worden: „Änderung in dem bisherigen Fabrikinspektions-System.

Herr von Nostiz scheint sich der an seiner Thätigkeit geübten Kritik nicht verschlossen zu haben. Er soll sich an die weimarische Regierung mit der Bitte gewandt haben, ihm eine Hilfskraft zur Seite zu geben, da er allein bei der großen Fülle der Inspizierungen nicht mehr durchkomme. Von der weimarischen Regierung soll ihm darauf aber als Antwort der Rat gegeben worden sein, wenn er Hilfe in der Ausübung seiner Funktionen brauche, so möge er sich an den — Landtagsabgeordneten Baudert in Apolda wenden, der durch seine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse wie der in Betracht kommenden Personenkreise ihn am besten bei der Fabrikinspektion würde unterstützen können. — Dahingestellt bleibe, ob Rahmen und Form der bezüglichen Verhandlungen zwischen Herrn von Nostiz und der weimarischen Regierung sich mit dem, was auf Grund allerdings glaubwürdigen Vernehmens hier wiedergegeben wurde, vollständig decken; Thatsache ist jedenfalls Folgendes: Herr von Nostiz ist wirklich, und zwar durch Vermittelung des Bezirksdirektors (Landrats) Born in Apolda, mit Herrn Abgeordneten Baudert zum Zwecke der Unterstützung bei seiner Inspektionsthätigkeit in Verbindung getreten; ferner hat Herr Baudert wirklich, und zwar in entgegenkammender Weise, da er sich von dem Vorhandensein guten Willens überzeugte, seine Unterstützung geliehen, und diese Unterstützung hat auch bereits die besten Folgen gezeitigt. In verschiedenen Fabriken sind jetzt zum angenehmen Erstaunen der Arbeiter Unzuträglichkeiten und Mißstände zur Abstellung gelangt, die dem Fabrikinspektor bisher anscheinend völlig entgangen waren. Herr von Nostiz scheint denn auch bereits einen guten Lohn, eine reiche Genugthuung bei diesem veränderten Verfahren in seiner Inspektionsthätigkeit gefunden zu haben, denn er hat kürzlich Herrn Baudert in einem höchst liebenswürdigen Schreiben verbindlichsten Dank für seine erfolgreiche Unterstützung und zugleich die Hoffnung ausgedrückt, daß derselbe ihm auch in Zukunft solche Unterstützung angedeihen lassen werde."

Angesichts solcher hoffnungsvollen Zeichen braucht man auch in Deutschland nicht zu verzweifeln. In Weimar sind große Traditionen lebendig und werden weiter wirken; der Geist des Ministers Goethe geht dort noch umher, erscheint seinen Nachfolgern im Traume, schüttelt den Kopf über das Deutschland am Ende des Jahrhunderts und spricht seine herrlichen Worte über die Behandlung revolutionärer Volksbewegungen: „Wild und ungeschickt sind alle rohen Betrogenen, *seid nur redlich* und so führt sie zum Menschlichen an!" F.

Sprechsaal.

Die Kunst und das Volk.

In jüngster Zeit ist von mehreren Seiten der Versuch gemacht worden, Volk und Kunst in engere Beziehung zu bringen, die Kunst dem Volke zugänglich zu machen. Viele dieser Versuche hatten nicht das gewünschte Resultat; einige sogar riefen Widerspruch hervor. Die ganze Angelegenheit und ihr Verlauf bieten nun recht interessante Momente; das wesentlichste ist die Erkenntnis, daß zwischen den berufenen Vertretern von Kunst und Wissenschaft einerseits und dem Volke andererseits. — sofern man unter Volk die um das Nötigste ringende Masse versteht, auf die es doch eigentlich abgesehen ist, — daß zwischen beiden eine doppelte Kluft gähnt, so daß beide Teile sich nicht verstehen, ja kaum noch hören können.

Diese doppelte Kluft wird gebildet, erstens, durch die ganz verschiedenartige Bildung, die bei den Massen den Namen nicht einmal verdient; dann durch die ganze soziale Lage. Derjenige Laie nun, der zwischen beiden Teilen eine Art Bindeglied bildet, weil der Zufall ihn ein wenig erhob und dem Gebildeten näher brachte, kann vielleicht die Situation am besten übersehen. Aus diesem Grunde dürfte es gerechtfertigt sein, daß ein solcher auch einmal in dieser Sache das Wort ergreift.

Wohl giebt es auch Gebildete, welche das Volk zu verstehen ehrlich sich bemühen; eins aber steht fest: das beste Wollen auf Seiten des Sozialhöhergestellten, das liebevollste Hinneigen zu den Armen kann nie die gründliche Erkenntnis verschaffen, welche erforderlich wäre, um den Dalmetsch allständig überflüssig zu machen. Auch eine monatelange Zugehörigkeit zu der armen Klasse kann den Forscher nie ganz belehren; er kann nie ganz so fühlen und denken wie die „Eingeborenen" könnte man sagen. Seine Philosophie, sein edler Zweck verklärt ihm manches Leid, welches den Armen am härtesten drückt. Es heißt aber: Willst Du den andern verstehen, blick' in Dein eigenes Herz. Sowie also der Gebildete das Leid gewissermaßen verklärt empfindet, kann er den elementar Leidenden nicht verstehen.

Aus diesem Grunde kommt es dem dem. Laien auch manchmal recht sonderbar vor, was alles über Kunst gesprochen und geschrieben, philosophiert und phantasiert wird, und wenn gegen die sonderbaren Zumutungen, die dem Volke unter dem Titel Kunstgenuß gemacht werden, fast nie energischer Protest stattfindet, so hat dies seinen Grund darin, daß der großen Masse die Sprechgewandtheit und das Organ hierzu fehlen.

Was ist Kunst? so fragt mancher naiv. Sofort kommen Jünger der Kunst und Ästhetiker und geben die verschiedensten Ansichten und Behauptungen zum besten, so daß man es unbedingt als die größte Kunst bezeichnen kann, sich in dem Für und Wider zurecht zu finden. Auch hier siegt gewöhnlich der, der das lauteste Organ hat, d. h. er überschreit die andern.

Nun, wo alle schreien, da kommt es auf eine Stimme mehr nicht an, und so töne denn dazwischen die Behauptung: *Das ist die wahre Kunst, welche es zustande bringt, daß die gesamte Menschheit in jeder Hinsicht ein vollendetes Kunstwerk darstellt.*

„Das ist Tendenz!" rufen einige Kenner, „die wahre Kunst muß tendenzlos geübt werden." Wer hat hier zu entscheiden? Natürlich die Autorität. Dieser folgend wird tendenzlos weitergearbeitet. Und nun schafft jeder nach seiner Art; jeder wählt und bearbeitet seinen Stoff den Anschauungen gemäß, die seine Klassenerziehung ihm eingeimpft hat und bietet dem Volke seine Produkte dar.

Das Volk aber macht es wie ein Kind, dem der Brei nicht schmeckt, und das noch nicht sprechen kann. Es stößt die Kost zurück oder kneift den Mund fest zu. Ein Teil der köstlichen Speise wird nun verschwinden, der andere verkrümelt; der größte Teil bleibt unbenutzt und was durch den zufällig offnen Mund geht, unverdaut. Ist dann der Löffel mit dem Kunstgenuß zurückgezogen, dann saugt es an seinen Fingern, wenn es nichts anderes bekommt und zieht Nahrung aus sich selbst. Ist nun der Volkskörper schon angekränkelt, so wird die moralische Zersetzung beschleunigt.

Hier ist der springende Punkt, an dem nicht vorbei gegangen werden darf, wenn man Kunst ins Volk tragen will. Darf die Kunst keinen erzieherischen Zweck verfolgen, darf sie nicht einmal einer hohen edlen Tendenz dienen, dann wundre man sich nicht, wenn das Volk sie verschmäht, wenn es den Colportageroman, den Tingeltangel, den Gassenhauer begünstigt.

Was hindert uns aber hier ein Kompromiß zu schließen. Man lasse den Ästhetischgebildeten nur ihre reine Kunst und gebe dem Volke gute Kunsthandwerksprodukte. Das vernachlässigte Volk wird doch nie seinen Geschmack, den rechten Begriff der wahren Kunst aus sich selbst erhalten und, wenn nicht erst erzogen, danach verlangen. Der schlichte Mensch mag keine Mustern; er liest aber auch kein schwer verständliches, wenn auch noch so farmenschönes Gedicht; er kennt nicht den Wert sprachlicher Schönheit, erhabenster Symbolik, darum liest er auch die Klassiker nicht. Was nützt ihm die Kunst? Genau soviel, wie einem Eskimofräulein eine ausgeschnittene Ballrobe voll kostbarer Spitzen und in kunstvollster Ausführung; ein schlichter Bärenpelz ist ihm lieber. Aber der schlichte Mensch freut sich, wenn „sie sich kriegen", wenn „die Tugend siegt und das Laster seine Strafe empfängt". Hochwohlweise Leute, „an die nur etwas hätte gewendet werden müssen", solche die „eigentlich zu schade sind zum Schuster aber Schlosser", weil sie schon irgend wo „gesprochen" haben, spotten wohl darüber; sie ahnen aber in ihrer Einfalt nicht, daß aus dem naiven Verlangen, daß die guten Liedenden glücklich, die Bösen vernichtet werden, eine unbewußte Sehnsucht nach höheren Zuständen spricht. Sie ahnen nicht, daß grade hier die Hauptlesewelt, die Frauen, für sozialethische Bestrebungen zu gewinnen wäre.

Das Volk ist ein großes Kind; ja es ist in vielen seiner Glieder noch dümmer, als es in seiner physischen Kindheit war. Kindern kommt man nicht mit Abstraktionen, kunstvollem Periodenbau.

Erwachsene Kinder bedürfen ebenso des Anschauungsunterrichts wie wirkliche. Man zeige auch ihnen das, was sie lernen sollen möglichst im Bilde. Man zeige ihnen ähnliche Geschöpfe in Freud' und Leid, wie sie standhaft dulden, mutig ringen; man rege sie so zu den einfachsten Reflexionen an und leite sie hierbei. (Schon wieder Tendenz!) Man schaffe ihnen so ein Lehrgedicht, welches sie gern und mit Nutzen lesen, für sich und andre. Warum soll man etwas in einem Artikel sagen dürfen und nicht in einem Gedicht. Manche gute Lehrdichtung muß einer, der Masse unverständlichen „Kunstdichtung" das Feld räumen.

Zum Schlusse noch: Vielen Arbeiten wird konsequent entgegen gehalten, sie seien keine vollendeten Kunstwerke, während es den Autoren gar nicht einfiel, solchen Anspruch zu erheben. „Des Augenblickes Lust (und der Trang, der Wahrheit zu dienen) hat sie geboren, sie stehen fort im leichten Tonz der Horen." Kommt zwischen diesen Tagesprodukten dann ein Kunstwerk vor, dann mag der Leser es ganz in seine Seele schließen, während ja das Gute aus dem Kunsthandwerklichen vielleicht unbewußt zum Besten wirkt, ihn hebt, aber ihm einen Spiegel zeigt, der ihn vielleicht vom Bösen zurück schreckt.

Berlin. C Henke.

Familien-Pensionat Schall.
Inhaberin: Frau Pastor Gubalke.
Berlin SW., Großbeerenstraße 9 III.
Pensionspreis von 75—100 Mark monatlich. Aufnahme für Tage, Wochen und Monate. Junge Damen finden Familienanschluß.
Guter Mittagstisch für gebildete Herren u. Damen.
Vorzügliche Referenzen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94

In unserm Verlage erschienen:

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel
aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus
von
Dr. phil. Rudolph Penzig,
Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
248 S. groß Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,
gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.
Autorisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**
16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partien von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze
von
Professor **Dr. M. Lazarus.**
Dritte Auflage.
Dritter Band. 457 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.
In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Die Charakteristik der Tonarten.

Historisch, kritisch und statistisch untersucht
vom psycho-physiologischen und musikalischen Standpunkt aus.
Von
Richard Hennig.
136 Seiten Octav. — Preis 2,40 Mark.

Deutsche Volksstimme

Wochenschrift des
Deutschen Volksbundes.
Vereinigung zur Förderung deutscher Volkserziehung und friedlicher Socialreform,
begründet durch
Professor Lehmann-Hohenberg-Kiel.

Schriftleitung: Adolf Domaschke.

Auflage: ca. **10 000**
in mehr als 1800 Postorten.

Die „Deutsche Volksstimme" dient unabhängig den höchsten Interessen unseres Volkes und giebt in seiner „Zeitstimmen" eine werthvolle Uebersicht über die geistigen Strömungen der Zeit.

Preis: vierteljährlich 1 M. bei jeder Post. — Probenummern gratis und franco durch
die Redaction,
Kiel, Kohdenstrasse 25.

Familien-Pension
Frl. F. Beck und Frl. M. Bartels.
Berlin SW., Hallesches. 20.
Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.
Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.
Verzeichnis
gediegener populärer Geschenkwerke
und der
Kempe'schen Klassiker-Ausgaben
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.
Redaction: Dr. H. Potonié.
Wöchentlich eine Nummer von 1½—2 Bogen.
— Preis vierteljährlich 4 Mark. —
Probenummern gratis und franco.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.
in Berlin SW. 12. Zimmerstr. 94.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

In unserm Verlage erschien:

Erlöse dich selbst!

Gedanken über Religion und Moral
von
Hans Roeder.
300 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 4 M., elegant gebunden 5 M.

An unsere geehrten Leser!

Aus den Kreisen der neu hinzugetretenen Abonnenten ist uns vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, den Bezug der früheren Jahrgänge der „Ethischen Kultur" dadurch erleichtert zu sehen, daß dieselben zu einem **ermäßigten Preise** verabfolgt werden.

Wir haben uns entschlossen, diesem Wunsche Rechnung zu tragen, indem wir hierdurch **die Jahrgänge I, II u. III der „Ethischen Kultur" gebunden** (Einzelpreis pro Jahrgang 8 M.) **zu dem ermäßigten Gesamtpreise von 14 Mark** anbieten. Jede Buchhandlung ist in der Lage, zu diesem Preise zu liefern.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Ethische Schriften

aus dem

Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Mehrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen v. W. Foerster 4 M. geb. 5 M.

Grillenfreiheit und Gelassung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Aufgabe eines neuen sozialen Geistes. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lage. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Zum Keime der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur gesammelt und hrsg. von Dr. Paul v. Gizycki. 7,50 M., in Halbfranzband 10 M.

Mut zeigt und kreidt des Feldes in Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz. Von Dr. Adolf von Gordon. 60 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. 2. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. u. Aquarell. v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Entrückt ist die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr. Fr. Lützenau. 30 Pf.

Der Kampf um Arkadien. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lehrerschaft. Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Träume. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Gegenteil. I. Nietzsche-Narren. II. Mölle in Fuchssprüngen. Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschr. für sozialethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 6 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2299.

Ethische Kultur

Inserate. Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 6. Februar 1897. | Nr. 6.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Nationale Politik. — Metaphysik und Moral. Von A. Döring. — Der Prüfstein reiner Sittlichkeit. Übersetzt von Jacob Fels. — Ethik im Erwerbsleben. Von Theodor Brie. — Streiflichter. Die soziale Mitarbeit der Juden. — Vermischtes. — Bücherbesprechung: Bruno Meyer, „Was nun?" Ein Beitrag zur Duellfrage (Wilhelm Foerster).

„Nationale Politik."

Ein Artikel des offiziösen „Hamburger Korrespondenten" über „die deutsch-französische Militärschraube" äußert sich in folgenden Worten über die internationale Kanonen-Konkurrenz:

„Anders steht es um die Neubewaffnung der Artillerie und . . . der Infanterie. Da müssen wir, wenn wir von Frankreich oder von wem sonst gedrängt werden, mitmachen. Das ist thatsächlich eine Schraube ohne Ende. Ein Gewehr, wenn es montiert, eine Kanone, wenn sie gegossen ist, sind theoretisch auch schon veraltet. Praktisch tritt die Veraltung allerdings erst ein, wenn ein böser Nachbar sich mit was Neuerem versieht; da müssen die anderen mit, denn stehen bleiben heißt zurückschreiten. Die Thatsache, daß das französische wie das deutsche Artilleriematerial von der nimmerrastenden Technik noch verbessert werden kann, unterliegt gar nicht der Diskussion. Auch daß man in Berlin und in Paris seit Jahr und Tag und fortlaufend das Zukunftskanonenmodell bereit hält, weiß diesseits und jenseits der Vogesen jedes Kind. Man scheute sich aber hüben und drüben vor den Millionen, die das kostete, und man wurde ja von keinem Dritten gedrängt. Die Kanonen, die man führt und die auch die anderen europäischen Armeen führen, halten und halten sich unter einander vollkommen die Wage. Das „Bessere" existierte nur in der Theorie. **Jetzt nun hat man es in Paris für gut befunden, das vorhandene Gleichgewicht zu stören** und die Bewaffnungsschraube eine Kurbel weiter herumzudrehen. Man taufte der Artillerie ein neues Geschütz, die längst ausprobierte rücklaufsreie Schnellfeuerkanone geben. Wir werden natürlich das Gleiche thun, denn das Modell ist auch bei uns längst fertig. Das kostet den Franzosen 200 Millionen Francs, uns 200 Millionen Mark, denn wir brauchen ein paar Kanönchen mehr, **und dann sind wir wieder ganz genau so weit wie vorher.**"

Auf französischer Seite behauptet man natürlich mit gleichem Rechte, daß der erste Anstoß zu den neuen Rüstungen von Deutschland ausgegangen sei. Der französische Abgeordnete Jules Roche berechnete, daß die deutsche Heeresleitung seit 1890 schon 298 Millionen Franken für die Umgestaltung des Artilleriematerials ausgegeben haben müsse, „also einen ungeheuren Vorsprung vor Frankreich habe." Selbstverständlich regt es sich nun auch in den anderen Ländern. Die österreichische Regierung will 100 Millionen Gulden für die „Erneuerung des Geschützmaterials" fordern. Und wozu dies Alles? **Damit wir Alle nach den Umgestaltungen genau so weit sind wie vorher!**

Ein anderes Bild! Vor einem Jahre hat **Deutschland** die Ausfuhrprämien für Zucker verdoppelt, um der österreichischen Konkurrenz Herr zu werden. Jetzt thut **Oesterreich** den gleichen Schritt und zwar mit der Begründung, daß die österreichische Regierung stets bestrebt gewesen sei, im Einverständnis mit den übrigen Kulturländern die Zölle „zum mindesten zu ermäßigen und womöglich aufzuheben" — Deutschland aber habe jetzt eine „Verschärfung" der Situation herbeigeführt, und dadurch die österreichische Regierung zu einer Erhöhung der Zuckerprämie gezwungen, um die nationale Arbeit vor der deutschen Konkurrenz zu schützen. Natürlich zwingt dieses Vorgehen auch die übrigen Staaten zur Nachahmung. Sofort nach dem Zusammentritt der **französischen** Kammern wurde ein Regierungsentwurf vorgelegt, der im Hinblick auf die Erhöhung der deutschen Zuckerprämien nun auch für Frankreich zur Sicherung des inländischen Marktes höhere Zölle und zur Steigerung der Ausfuhr höhere Prämien vorschlägt. In der Begründung des Entwurfes heißt es:

„Wir hegen die feste Hoffnung, daß in allen fremden Zuckerproduktionsländern die Erfahrung binnen kurzem zeigen wird, daß die übertriebene Erhöhung der Prämien nutzlos ist, da dieses Ueberbieten in verhängnisvoller Weise zu einer Entwertung des Artikels führen muß. Wenn die Uebelstände des Systems denjenigen Ländern, welche die Initiative dazu ergriffen haben, allkommen zum Bewußtsein gekommen sind, dann wird die Regierung der Republik durchaus geneigt sein, die Prämien wieder abzuschaffen, welche sie unter dem Zwange des Internationalen, jetzt gestörten Wettbewerbs genötigt ist, durch das vorliegende Gesetz einzuführen.

Die französische Ausfuhr hat an Boden verloren. Ungeachtet dieses Rückganges hat die französische Zuckerindustrie nach keinen neuen Maßnahmen verlangt . . . . Die von unseren Konkurrenten neuerdings getroffenen Maßregeln ändern notwendigerweise die Situation . . . Es drängt sich die Verpflichtung auf, denselben Weg wie unsere Nebenbuhler zu beschreiten . . . Wir können auch unsererseits nicht mehr umhin, neue Prämien zu bewilligen."

Es ist mit der Zollschraube genau so wie mit der Militärschraube: Ein atemloses, gegenseitiges Ueberbieten — und wenn endlich die Kette der Nachahmung geschlossen ist, so sind wiederum alle „genau so weit wie vorher", mit dem einzigen Unterschiede, daß diese Politik des blinden nationalen Egoismus jäuntliche beteiligte Staaten in immer unerträglicheren Zwang hineinbringt und immer lähmender alle kulturellen Spannkräfte niederdrückt. Denn diese sogenannte nationale Politik ist ja doch in Wahrheit nichts als eine ganz unnatürliche Fremdenpolitik! „Es drängt sich die Verpflichtung auf, denselben Weg wie unsere Nebenbuhler zu beschreiten" — d. h. wir können nicht unseren tiefsten und eigentümlichsten Interessen leben, sondern wir sind verdammt, in sklavischer Abhängigkeit von den Fremden alles das nachzuahmen, was sie thun, und sie ahmen wiederum uns nach, und diese internationale Knechtschaft nennen wir „nationale Politik", und wer von uns die nationale Freiheit im Reiche der Völkerverständigung sucht, den nennen wir „vaterlandslos!" F.

Metaphysik und Moral.

(Nach einem Vortrage in der Abteilung Berlin.)

Von A. Döring, Groß-Lichterfelde-Berlin.

Immer wieder drängt sich die Frage, ob bestimmte Ueberzeugungen über das Unerfahrbare zur Erzeugung einer sittlichen Gesinnung erforderlich sind, zu erneuter Prüfung auf. Zwei ordentliche Professoren der Philosophie, die Herren **Theobald Ziegler** in Straßburg und **Natorp** in Marburg, beide von Haus aus der ethischen Bewegung sympathisch gegenüberstehend, fanden sich beide hauptsächlich durch die religiöse Frage von ihr getrennt und haben beide

in den letzten Jahren in besonderen Schriften in lehrreicher Weise ihre Stellung kundgegeben, wie im weiteren Verlaufe gezeigt werden soll. Und M. v. Egidy hat neuerdings auch in seinen Züricher Vorträgen für seine bekannte Ueberzeugung Zeugnis abgelegt. Nicht nur erklärt er auch da „das metaphysische Bedürfnis", „das transscendentale Empfinden" für etwas in der Menschennatur Begründetes, sondern er tadelt auch unser Preisausschreiben, das einen Moralunterricht fordere, der sich von diesem metaphysischen und transcendentalen Empfinden gewaltsam loslösen soll. Wenn er statt dessen von seiten der Naturforscher ein Preisausschreiben fordert, um die Erziehung an der Hand der Natur, der wirklichen Offenbarung, zu gestalten, so verstehen wir wohl nicht falsch, wenn wir dorin gegenüber dem in unserem Ausschreiben Geforderten den Vorwurf der Widernatürlichkeit finden.

Keine allseitig erschöpfende Behandlung der Frage, nur eine Beleuchtung von einigen Seiten kann hier geboten werden. Wir fassen unter dem Metaphysischen ein doppeltes zusammen, die Erzeugnisse philosophischer Spekulotion als das Metaphysische im engeren Sinne und die Gegenstände religiösen Glaubens. Wir erkennen zunächst rückhaltslos an, daß auf manchen philosophisch-metaphysischen und religiösen Standpunkten eine volle und reine Sittlichkeit nicht nur möglich ist, sondern mit Notwendigkeit und Folgerichtigkeit zu stande kommt. Für beide Arten des Metaphysischen nur einige Beispiele.

Johann Gottlob Fichte lehrte eine sittliche Weltordnung, d. h. eine solche gesetzmäßige Einrichtung des Weltgeschehens, daß dadurch an das Gute und Böse entgegengesetzte Glückseligkeitsfolgen geknüpft werden. Hier giebt es keine persönlichen Willensakte, keine eigentlich positiven Belohnungen und Strafen, aber durch ein unverbrüchliches Weltgesetz, eine wirkende Ordnung (ordo ordinans) knüpfen sich an dos entgegengesetzte sittliche Verhalten mit unbedingter Sicherheit entgegengesetzte Folgen. Bekanntlich schloß sich an diese Lehre, gerade vor hundert Jahren, die Beschuldigung des Atheismus an, die Fichte 1799 seine Jenenser Professur kostete.

Schon um 500 v. Chr. faßte Heraklit und nach ihm die Stoiker den Weltgrund als ein, nicht persönliches, Vernunftprinzip, dos sich sowohl in der Naturordnung, als in den gesellschaftlichen Einrichtungen als solches offenbare. Man kann ihm widerstreben oder sich ihm hingeben. Der vernünftige Mensch wird mit freudiger Einstimmung zur Befriedigung der eigenen Vernunftnatur mit dieser Weltvernunft sich eins wissen und danach auch seine Lebensführung regeln.

Oder es wird pantheistisch für die in der Menschennatur sich äußernden sittlichen Antriebe der letzte Grund im Urwesen der Dinge gesucht, dem man olso auch mit bewußtem Entschlusse sich hingeben müsse. Hierher kann in gewissem Sinne auch das Schopenhauersche Moralprinzip des Mitleids gerechnet werden. Denn das Mitleid ist für Schopenhauer nicht eine bloße seelische Eigentümlichkeit der Menschennatur; es entspringt aus der metaphysischen Einheit aller Wesen. Der Leidende bin ich selbst, nach dem indischen Worte: Das bist du! (Tat twam asi.)

Alle eigentlich religiösen Standpunkte sind Formen des Strebens nach Gütern und höchsten Befriedigungen, mit dem besonderen Merkmal, daß der Religiöse die Erlangung der ersehnten Güter vom Wirken übermenschlicher Persönlichkeiten erwartet. Eine vollkommen sittlich wirkende Religion entsteht schon, wenn die begehrten Güter zwar an sich mit dem Sittlichen nichts zu thun haben, wie langes Leben und Wohlsein, diesseitiges oder jenseitiges Behagen, wenn aber als die von seiten der Gottheit gestellte Bedingung die vollkommene Erfüllung des Sittengesetzes geglaubt wird. Es ist hier die höchste Vollkommenheit der sittlichen Forderung denkbar, nicht äußere Werke nur, sondern eine das ganze Wollen beherrschende sittliche Gesinnung. Die Sittlichkeit ist Gehorsam, die Unsittlichkeit Ungehorsom, Sünde, die Sühnung oder Vergebung erfordert. Wir hätten in diesem Falle eine vollkommene sittliche Gesetzesreligion.

Oder das erstrebte Gut ist der sittliche Zustand selbst, die Freiheit von der Knechtschaft des antiethischen Prinzips in unserer Natur, die volle Herrschaft des Sittlichen in uns, das Aufhören des Zwiespalts, die innere Harmonie, der innere Friede. Hier ist das Ethische nicht, wie im vorigen Falle, Mittel, sondern Zweck. Es handelt sich um Erlösung des besseren Teils unseres Selbst von einer Knechtschaft durch Mitteilung ethischer Kröfte, durch Gnadenwirkungen.

Oder das Gut ist die innere Einheit mit dem Göttlichen selbst, der mystische Gottesgenuß, der Friede mit Gott, die Aufhebung der Gottentfremdung, die Versöhnung. Hier ist die sittliche Bethätigung Erweis der Beseligung, Dankbarkeit, Folge, Wirkung.

So konn auf mancherlei metaphysischen Standpunkten eine hohe Sittlichkeit entspringen. Vorbedingung ist freilich, daß man sich auf den betreffenden Stondpunkt stellen kann, daß es nicht heißt: Die Botschoft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Ebenso entschieden und nachdrücklich aber erkennen wir an, daß auch ohne eine solche jenseitige, überweltliche, überempirische Grundlage, auf rein menschlichem Grunde ein vollgültiges und kräftiges sittliches Leben entspringen konn. Es mog Menschen geben, die durch eine glückliche Naturausstattung, durch die „göttliche Fügung" Platos, zu sittlich feinfühligen, zartbesaiteten Wesen von freudiger, natürlicher Lust am Guten geschaffen sind. Andere vielleicht zehren in ihrem sittlichen Charakter von der Mitgabe einer musterhaften Erziehung, die durch Beispiel und Mahnung, durch jede Art von heilsamer Beeinflussung des Willens, eine beherrschende Gewöhnung geschaffen hat. Gewöhnung ist eine zweite Natur. Oder endlich, es hat sich jemand zu einer verstandesklaren Moralbegründung hindurchgerungen, das Sittliche ist ihm voll- und klarbewußte Vernunftmoxime geworden.

Wenigstens bei einem Teile dieser Stondpunkte liegt es in der Notur der Sache, daß nicht einmal ein deutliches Bewußtsein dessen vorhanden ist, was eigentlich die treibende Kraft bildet. Wir haben vor uns den guten Menschen, der Gutes hervorbringt aus dem guten Schatze seines Herzens.

Bei dieser Mannigfoltigkeit der möglichen Triebfedern verzichtet die ethische Gesellschaft darauf, für ihre Mitglieder einen einheitlichen, übereinstimmenden Entstehungs- und Beweggrund des Sittlichen aufzustellen. So sagt schon Stanton Coit in seiner Schrift: „Die ethische Bewegung in der Religion": „Als Gesellschaft hoben wir keine Theorie der Begründung, aber jedes einzelne Mitglied kann jegliche Theorie hegen, die sich seiner Vernunft als wohr darstellt. Der eine kann ein Theist, ein anderer ein Materialist, ein dritter ein Atheist sein. Wir fordern nur, doß keiner seine Theorie zu einer Schranke zwischen sich und seinen Milmenschen mache."

In diesem letzten Satze ist aber auch schon die Forderung ausgesprochen, außer dem religiös-metaphysischen den humanen (menschlichen, anthropologischen) Entstehungsgrund des Sittlichen rückhaltslos als wirksam und berechtigt anzuerkennen. Es ist ausgesprochen, daß, wer dies nicht könnte, kein richtiges Mitglied der ethischen Gesellschoft wäre. Es liegt hierin aber weiter auch die Aufgabe, uns die Möglichkeit einer rein menschlichen Begründung der sittlichen Verpflichtung zu vollem und deutlichem Verständnis zu erheben, ein Punkt, auf den näher einzugehen für jetzt zu weit führen würde.

Nun giebt es aber einen Punkt, der, wie es scheint, uns noch einen Schritt weiter in der Richtung auf die Einheitlichkeit vorwärts drängen muß: das ist der ethische Jugendunterricht, der notwendig auf einer einheitlichen und gemeinsamen Grundlage ruhen muß. Unser Preisausschreiben verlangt ein Hondbuch der humonen Ethik, als Anleitung, um einen von trennenden Voraussetzungen religiöser oder metophysischer Art freien ethischen Unterricht zu erteilen. Soll dieser rein menschliche Moralunterricht als ein allgemeiner, für Alle bestimmter, von staatswegen zu erteilender

gefordert werden, so muß auch die rein menschliche Grundlage wenigstens für den Jugendunterricht als die allein gültige und berechtigte gefordert werden.

Zwar meint Felix Adler (Moralunterricht der Kinder): „Es ist die Sache des Morallehrers in der Schule, seinen Schülern die Lehren der Moral vorzutragen, sich aber nicht auf eine Begründung derselben einzulassen; ihnen einen klareren Begriff davon zu geben, was recht und was unrecht ist, ohne auf die Frage einzugehen, warum das Gute gethan und das Schlechte gemieden werden soll."

Nun ist das ja ein höchst wichtiger Teil des Moralunterrichts. Ein bedeutender Grund der Unwirksamkeit des sittlichen Willens bei vielen Menschen ist, daß das Gebiet des Sittlichen wie eine dunkle, ungeordnete Masse vor ihnen liegt, nicht als ein reich gegliedertes Ganzes der Lebensgestaltung, und es ist daher schon sehr viel geschehen, wenn gezeigt wird, wie die sittliche Vorschrift in reicher Ausgestaltung das Ganze der Lebensführung umfassen kann.

Dennoch drängt sich schon beim Unterricht mit unwiderstehlicher Gewalt die Frage des Warum auf. Der Moralunterricht bleibt Stückwerk, ein Torso, wenn nicht der feste Grund der Verpflichtung nachgewiesen und dem Zögling zu unumstößlicher Gewißheit, zu unverlierbarem Eigentum erhoben wird.

In der That will auch Adler die Frage des Warum nicht ganz bei Seite lassen. Er überschreibt einen Abschnitt: „Wirksame Motive einer guten Lebensführung" und weist in diesem auf die Verwandtschaft des Guten mit dem Schönen, auf die Klugheit und das Eigeninteresse als Verbündete der Sittlichkeit hin; er appelliert an die Selbstachtung, die in knappster Form das eigentliche moralische Motiv ausdrücke. Dennoch soll auch hier wieder die moralische Vorschrift in der strengen Form des Gebotes auftreten; daß ein Verhalten unrecht sei, soll dem Zögling genügen. Vielleicht ist es vornehmlich seine Absicht gewesen, die religiösen Motive vom Unterricht auszuschließen.

Können wir somit den Erwachsenen mit Stanton Coit volle Freiheit lassen und auch den überzeugt Religiösen in unserer Mitte willkommen heißen, vorausgesetzt, daß er auch der rein menschlichen Sittlichkeit bereitwillig ihre Berechtigung zuerkennt, so scheint es doch, daß wir für den ethischen Jugendunterricht mit unserem Preisausschreiben eine einheitliche, rein menschliche Gestaltung in Anspruch nehmen müssen. —

Ich komme nun schließlich zu den Schriften von Th. Ziegler und Natorp, denen wir über unsere Frage manches Lehrreiche entnehmen können.

Ziegler hat zwei im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehaltene Vortragscyklen, „Sittliches Sein und sittliches Werden" und „Religion und Religionen", 1890 und 1893 in Buchform veröffentlicht. In ersterer Schrift stellt er der Frage, ob Sittlichkeit ohne Religion möglich sei, die überraschende Gegenfrage gegenüber, ob sie mit Religion möglich sei. Jedenfalls könne es Religion ohne Sittlichkeit geben. Allerdings biete Religiösität für die Entwickelung gewisser Tugenden einen besonders günstigen Boden, andernteils aber mache der Glaube einseitig, hart und unduldsam, oder führe zum Quietismus des andächtig Schwärmens. Dem sittlichen Leben drohe von der religiösen Seite her Gefahr und vieles Unsittliche hülle sich in religiöse Formen und Gewänder. Sei für Viele Sittlichkeit noch immer nur möglich in der Form der Frömmigkeit, so gebe es doch auch Viele, die es vorziehen, ohne Religion sittlich zu sein und denen dies auch wirklich gelinge. Der Freidenkende soll den Religiösen an Unbefangenheit des Urteils, an psychologisch-historischem Verständnis des Geisteslebens, übertreffen. Er soll von den Tugenden der Glaubenden lernen; „vielleicht lernen sie dann mit der Zeit auch von uns ein wenig mehr Duldsamkeit und Gerechtigkeit, sittliche Eigenschaften, die dem ganz besonders wohl anstehen, der im Besitze der Macht ist."

In der zweiten Schrift meint er, es liege im religiösen Gefühle eine ästhetische Erhabenheit, die mit dem Sittlichen verwandt sei, eine Ausweitung und Erhebung des Gemüts, die etwas Befreiendes und Läuterndes habe. Andernteils werde religiöse Sittlichkeit mit dem religiösen Glauben erschüttert; die religiöse Krisis habe die sittliche im Gefolge. Die Erziehung durch Autorität solle Erziehung zur Freiheit sein. „Es giebt eine rein weltliche Moral, die den ausschließlich menschlichen Ursprung des Sittlichen betont, als gesellschaftliches Produkt, das gesellschaftlichen Zwecken dient. Dieser Zweck ist Versittlichung der Kultur, das Glück und die Wohlfahrt der Gesellschaft." Das sogenannte praktische Christentum beruhe vielfach auf einer Selbsttäuschung, man glaube als religiöser Mensch zu handeln, handle aber thatsächlich als modern ethischer. Auch in dieser Schrift tritt der Frage, ob Sittlichkeit ohne Religion möglich, die andere gegenüber, ob Sittlichkeit, oder doch, ob unsere moderne weltförmige Sittlichkeit mit Religion möglich sei. Für die Praxis entstehe dadurch ein Problem, daß die Loslösung von Religion und Kirche sich in immer weiteren Kreisen vollziehe. So entstehe die Zukunftsfrage und Zukunftsaufgabe einer sittlichen Erziehung des Volks ohne Religion. „Versuche, diese Frage an einzelnen Punkten schon jetzt zu lösen, sind unter allen Umständen zu begrüßen." Vorläufig freilich könnten diese Versuche, weil inmitten eines christlichen Milieus unternommenen, nicht als beweisend gelten.

Die getrennten Lager müssen und werden durch die sittlichen und sozialen Aufgaben zusammengeführt werden. Der Streit um das Apostolikum wird in den Nöten der Zeit in den Hintergrund treten; auch für diesen Gegensatz soll die Lessingsche Geschichte von den Ringen und vom Wetteifer um Erweisung der Kraft der Steine gelten.

Man gewinnt aus diesen Ausführungen den Eindruck, daß der Verfasser die Religion in ihrer Bedeutung für das Ethische ziemlich in die Ecke drängt und überhaupt auf dem Standpunkt eines ziemlich fortgeschrittenen Mitgliedes der ethischen Gesellschaft steht. Dazu will es nicht ganz stimmen, wenn er in einer Besprechung des Natorpschen Buches (in der Zeitschrift für Philos. u. philos. Kritik) von den drei möglichen Verfahrungsweisen für den Jugendunterricht, dem reinen Moralunterricht, dem interkonfessionellen Religionsunterricht und Simultanschule mit getrenntem konfessionellem Religionsunterricht, sich für die Simultanschule entscheidet und ihrer Verwirklichung in Baden die höchsten Lobsprüche spendet.

Natorp hat im Jahre 1894 eine Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität" herausgegeben. Hier wird im Unterschied von Ziegler der Religion auch für das Zustandekommen der Moralität eine ausschließliche Geltung zugeschrieben, aber da der Verfasser keine Metaphysik anerkennt, so bekommt sein religiöser Standpunkt eine recht subjektive Färbung und liefert einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, daß Religion das Individuelle und Trennende ist.

Die Religion ist für Natorp die gefühlsmäßige Vorstufe der Erkenntnis wie des Wollens, das noch gestaltlose Unmittelbare, der Mutterschoß alles Bewußtseins, von dem aus aber alle seelischen Vorgänge immer wieder ihre Kraft und ihre Wärme empfangen müssen. Offenbar ist hier das Gefühl nicht im Sinne des strengeren psychologischen Sprachgebrauchs genommen; es ist die Unmittelbarkeitsstufe des Bewußtseins, das primäre Bewußtsein, das sich noch nicht in Begriffen ausdrücken und in Worten aussprechen kann. Indem das unendliche Gefühl zu einem Gefühle des Unendlichen wird, findet ein Hinübergleiten ins Metaphysische statt und in diesem liegt eine Gefahr für die Sittlichkeit. Die im Bereiche des Endlichen liegenden irdisch-menschlichen Aufgaben werden in ihrem Werte herabgedrückt; das andächtig Schwärmen tritt an die Stelle des gut Handelns.

Die wahre Religion kann nur die Religion der Menschheit sein. In ihr tritt an Stelle der transscendenten Gottheit die Menschheit selbst, nicht als Summe der menschlichen Individuen, sondern der Idee der Menschheit nach. In dieser Erhebung zur Idee des Menschentums kommt die sittliche Wirkung, das Gemeinschaftsbewußtsein der Menschheit,

beherrschend zur Geltung, und während der bloße Moralitätsstandpunkt zwar erkennen kann, was das Sittliche ist und wie weit unser thatsächliches Handeln davon entfernt, nicht aber die Gewißheit vom Vorhandensein einer Macht des Guten und damit einen wirksamen Antrieb gewähren kann, entspringt jetzt der der Religion eigene große Aufschwung der Seele, in dem sie sich erweitert zur Seele des Alls, nicht des Alls der Dinge, sondern jenes innern Universums, in dem alles Menschliche sich zur Einheit und Gemeinschaft fügt.

Als vorläufige Auskunft bis zur Verwirklichung dieses Menschheitskultus schlägt Natorp einen interkonfessionellen religiösen Volksunterricht ohne Dogmen von Staatswegen vor. Der jetzt bestehende Zustand ist unmöglich, da in 99 von hundert Fällen die dogmatische Ueberzeugung nicht angeeignet wird und diese vielen dann später mit innerer Empörung auf die Religionslehre zurückblicken als auf einen ärgerlichen Betrug, einen frevelhaften Mißbrauch ihrer kindlichen Gläubigkeit, ein Gefühl, das sich dann auf die Religion selbst und auf die Schule überhaupt überträgt.

Der Unterricht, den Natorp will, soll in geschichtlicher Form erteilt werden und bei zweifelnden Fragen der Kinder soll das Problematische der Sache eingeräumt werden. Durch diesen Vorschlag werde ein völliger Bruch mit der Vergangenheit vermieden; auch die Positiven seien dafür zu gewinnen; er gewährleiste unter Ausschließung aller Anlässe zum Streit eine gemeinsame Grundlage.

Wir müssen auch hier fragen, ob wohl ein stichhaltiger Gegensatz gegen die ethische Gesellschaft vorliegt, ob eine haltbare Scheidewand gegen sie aufgerichtet ist. Wer so wie Natorp das Gemeinschaftsleben der Menschheit betont, sollte doch nicht so subjektiven Gedanken zu Liebe das vorhandene Band der Solidarität und Zusammengehörigkeit durchschneiden. Jedenfalls aber sind beide Schriften lehrreich und können zu mancherlei Betrachtungen anregen.

Der Prüfstein reiner Sittlichkeit.

Aus John Ruskins „Lectures on art", übersetzt von Jacob Feis in London.

Angenommen, ein Arzt, dem wir vollkommenes Vertrauen schenken dürfen, sagte zu jemandem unter uns, daß er nur noch sieben Tage leben könne. Nehmen wir ferner an, es träfe sich, daß der Betreffende durch seine Erziehung, wie es bei Vielen zutrifft, von einem Jenseits niemals gehört oder das Gehörte nicht geglaubt hätte, und dem Tode mit der sicheren Gewißheit gegenüberstünde: daß er für die Sünden, welche er begangen hat oder noch begehen könnte, keine Strafe befürchtete; daß er gleichfalls für die Tugenden, welche er ausgeübt hat oder noch ausüben könnte, keinen Lohn erwartete; noch daß, nach dem Verfluß der sieben Tage, er sich der Folgen dessen bewußt werden würde, was er für seine Geliebten gethan hat, noch welche Gefühle die Ueberlebenden für ihn hegen werden. Die Art und Weise, wie er die sieben Tage verbrächte, würden alsdann der genaue Prüfstein seiner sittlichen Natur sein. Ich weiß, daß einige, vielleicht die meisten Menschen in solchem Falle die gewährte Frist, wie es sich ziemte, verbringen würden. Sie würden nicht bei vergangenen Fehlern verweilen, noch entschwundene Freuden beklagen; auch nicht der Gegenwart gemeine Genüsse abhaschen wollen, noch vergebtich über die hereinbrechende Dunkelheit der Zukunft jammern; sondern um das Mögtichste innerhalb der gewährten Frist zu thun, würden sie unverzügtich und ernsttich auftreden, ihre Angelegenheiten zu ordnen, um, soweit ihr Wort oder letzter Wille es vermöchte, für das Wohl und die Sicherheit der ihnen Nahestehenden zu sorgen, in deren Erinnerung sie weiter leben möchten, nicht um ihres eigenen Selbstes-, sondern um deren Wohlfahrt willen. In wie weit Schwäche, Reue über Vergangenes, Verzweiflung über das Wenige, was in dieser kurzen Frist noch gethan werden kann, oder unerträglicher Schmerz über zerrissene Liebesbande — in wieweit dies Alles ihren Vorsatz umstöße, hinge ganz und gar davon ab, in welchem Maße ihre frühere Lebensweise sie geschwächt oder gestärkt hat. Aber mich dünkt, es gäbe nur Wenige, welche die letzten Tage nicht besser als alle früheren verbrächten.

Wenn wir die Lebensgeschichte Derer genau verfolgen, welche die Menschheit zumeist gefördert haben, so werden wir finden, daß alles Bessere dermaßen vollbracht worden ist, daß den tiefsten Denkern und edelsten Seelen, — den wahren Kindern des Vaters, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag — daß diesen ihre armseligen siebzig Jahre gewesen sind wie sieben Tage. Der Tod, in ungewisse, aber dennoch geringe Entfernung entrückt, beeinträchtigt bei ihnen niemals das Bewußtsein seiner Nähe; einige Lebensstunden mehr oder weniger verringert nicht ihr Gefühl, daß nothwendigerweise Unendliches über ihr Wissen hinaus zu erforschen, über ihre Wirksamkeit hinaus zu thun verbleibe. Ihre unbelohnten, augenblicklichen Leistungen werden in einer Art erhabener Verzweiflung vollbracht, und was ihnen zufällt, und sogar ihren Ruhm, hinterlassen sie Anderen zur Freude, indessen sie sich zur ewigen Ruhe begeben, sorglos um das Urteil der Menschen.

Ethik im Erwerbsleben.

Von Theodor Brix in Berlin-Schöneberg.

In den letzten Jahren ist viel von der Pflicht der staatlichen Hilfe die Rede gewesen, und darüber ist vielleicht zu wenig beachtet worden, daß etwas Anderes den Erwerbsthätigen nach höher not thut, als die Hilfe, nämtich die Freiheit, ungestört ihrer Arbeit abliegen zu können, der Schutz gegen unberechtigte Uebergriffe. Einer übertriebenen Vorstellung von der Wirksamkeit der staatlichen Hitfe mag es wohl zuzuschreiben sein, daß Bestrebungen, deren häßtticher Charakter mehr und mehr hervortritt, in manchen Kreisen lange Zeit ein gewisses Wohlwollen gefunden haben. Wenn die Agrarier über die Not der Landwirtschaft klagten und für den armen schwitzenden sorgenden Landmann Mitleid zu erregen suchten, so wurde vielfach dieser Darstellung geglaubt und es wurde angenommen, daß die hierauf begründeten Forderungen wohl zu erfüllen seien, daß ihre Ausführung in den Rahmen einer umfassenden Staatsfürsorge hineingehöre, namentlich auch mit der sozialen Fürsorge wohl vereinbar sei und denselben Grundsätzen, wie diese, entspreche.

Dabei wurde denn nur nicht bedacht, daß es ganz etwas Anderes ist, ob Unterstützung des Unternehmertums oder des Arbeiterstandes von dem Staat verlangt wird. Mit dieser Unterstützung ist es überhaupt eine eigene Sache, schon beim Arbeiterstande. Was der Staat für diesen bisher geleistet hat, ist in recht bescheidenen Grenzen geblieben. Ein tüchtiger Arbeiter erreicht, wie ich an vielen Beispielen gesehen habe, wenn er auf Verwertung seiner Arbeitskraft möglichst bedacht ist und von Jugend auf spart, viel mehr, als der Staat bisher durch die nun ihm für Alter und Krankheit getroffene Fürsorge für den Arbeiterstand geleistet hat. Es kommt hinzu, daß die erzwungenen Leistungen vielfach als ungerechte Belästigungen empfunden werden von denen, deren Zukunft auf diese Art gesichert werden soll. Ob der Staat mehr thun könnte und sollte, ob eine ganz andere Organisation des wirtschaftlichen Erwerbslebens Besserung versprechen würde, diese Fragen will ich hier nicht erörtern. Nur das glaube ich behaupten zu dürfen, daß es auf Täuschung beruht, wenn angenommen wird, der heutige Staat, in demselben Sinne wie bisher geleitet, der Staat, für den die Ausrüstung von Soldaten und die Beschaffung von Kriegsmaterial in erster Linie steht, könne eine wirklich thatkräftige wirkiame Hilfe für den Arbeiterstand leisten. Auch scheint es nachgerade, daß der Staat diese Täuschung nicht mehr so sorgfältig aufrecht zu erhalten sucht. Der Staat vermißt den „Tauk", um den es ihm hauptsächlich zu thun war, und darum behandelt er auch die soziale Fürsorge mit ziemlicher Gleichgültigkeit. Wenn diese nicht eingeführt wäre, so kann man sicher sein, daß ihre Einführung nicht mehr empfohlen werden würde von Vielen, die damals daran mitgewirkt haben und sich auf diese ihre Wirksamkeit etwas zu gute thaten. Von Parteien, die, wenn sie nicht geradezu die Gesetzgebung beherrschen, doch auf die Gesetzgebung einen nicht unbedeutenden Einfluß üben, wird jetzt ganz offen erklärt, daß jene Fürsorge eigentlich etwas recht Ueberflüssiges sei, noch dazu andere notwendigere staatliche Aufgaben beeinträchtige.

Und wie steht es denn mit der dem Unternehmertum geleisteten oder noch zu leistenden Hilfe? Hier ist die Täuschung, als ob diese Hilfe wirklich wirksam sein könnte, noch viel größer. Denn es handelt sich um einen Stand, der höhere Lebensansprüche erhebt, als der Arbeiterstand; es handelt sich um große Kapitalsanlagen, die durch schlechte wirtschaftliche Konjunkturen bedroht sind. Und, was die Hauptsache ist, eine derartige Hilfe kann nicht geleistet werden, ohne daß dadurch die soziale Fürsorge, die doch nur so Bescheidenes leistet, beeinträchtigt wird.

Schutzzölle verteuern den Lebensunterhalt. Das gilt schon von den industriellen Zöllen. Und wenn behauptet wird, die Zölle brächten indirekt, als Mittel zur Förderung der Arbeitsgelegenheit, doch dem Arbeiterstande Vorteil, so ist mit viel mehr Recht geltend zu machen, daß die ganze Schutzzollpolitik, weil andere Staaten unserem Beispiel folgten, der Industrie und dem Arbeiterstande geschadet hat, daß das Steigen der Arbeitslöhne in den letzten Jahrzehnten mehr der ganzen wirtschaftlichen Entwickelung der Neuzeit, als dem Schutzzollsystem zuzuschreiben ist. Vollends aber die landwirtschaftlichen Zölle. War die größte Entstellung kann es fertig bringen, die dem Staat gestellte Aufgabe, die Produktenpreise künstlich zu erhöhen, als der sozialen Fürsorge verwandt, als eine notwendige Forderung des Volkswohls, hinzustellen. Die segensreichste Entwickelung der Neuzeit, die zur leichteren Beschaffung der Volksernährung so viel beigetragen hat, wird dadurch aufgehalten, aber wenigstens hat die Gesetzgebung den guten Willen gezeigt, sie aufzuhalten. Die Getreidezölle haben die beabsichtigte verteuernde Wirkung wenigstens nicht in einem für die Konsumenten bemerkbaren Grade hervorgebracht, weil gleichzeitig die Getreideproduktion der Welt stark zugenommen hat. Wegen dieser geringen Wirksamkeit der Zölle oder und da die Zölle wegen der Handelsverträge nicht erhöht werden können, haben die Agrarier sich nach anderen Mitteln der Getreideverteuerung umgesehen. Die großen Mittel, Antrag Kanitz und Doppelwährung, will die Gesetzgebung trotz alles Wohlwollens für die Agrarier ihnen nicht gewähren, da kein verständiger Gesetzgeber die Verantwortung für die Ausführung so unreifer Pläne übernehmen könnte. Der Kampf gegen die Börse scheint für harmloser angesehen zu werden; die Gesetzgebung hat in dieser Frage den Agrariern Entgegenkommen gezeigt. Zudem hat der Kampf gegen die Börse eine gewisse Popularität. Mag oder der Unwille über die Ausschreitungen des Börsenspiels seine Berechtigung haben, man sollte sich doch nicht darüber täuschen lassen, daß die moralische Entrüstung der Agrarier nur eine vorgenommene Maske ist und daß das, was sie bezwecken, in geradem Gegensatz steht zu den Forderungen des Volkswohls. Das Verbrechen, was sie den Börsenmännern zur Last legen, ist, daß diese nicht so hohe Preise machen, wie es die Agrarier wünschen. Diese Vorstellung von dem „Machen" der Preise wiederum ist die unsinnigste, die es giebt. Die Preisbewegung richtet sich nicht nach dem Gebot der Börse. An der Börse können nur die Preise verzeichnet werden, die durch die Verhältnisse des Weltmarktes bedingt werden, und wenn man sich anderswo bei Handelsabschlüssen nach den Preisnotierungen der Börse richtet, so geschieht das, weil man diese Angaben für das zuverlässigste Bild von der Preisbewegung hält. Die Agrarier oder wollen die Börse unter die „Aufsicht" ihrer Gesinnungsgenossen stellen, um die Macht der Preisbildung, die sie im Besitz der Getreidehändler glauben, in die Hände zu bekommen und hohe Preise diktieren zu können.

Man sieht, was es mit dem ethischen Wert der agrarischen Bestrebungen auf sich hat. Die Agrarier, die der Gewinnsucht so stark fröhnen, daß sie die größten Anstrengungen machen, um durch künstliches Hochschrauben der Preise den Getreideproduzenten Gewinne auf Kosten der ganzen konsumierenden Bevölkerung zu verschaffen, suchen es so darzustellen, als ob der ganze Getreidehandel an und für sich schon unehrlich wäre, weil — dabei Geld verdient wird. Natürlich will im Geschäftsleben im allgemeinen Jeder, der ein Geschäft betreibt, auch dabei verdienen. Der Vorwurf aber, daß beim Getreidehandel zu viel verdient und dadurch die Volkswirtschaft geschädigt werde, wäre eher verständlich, wenn wir überaus hohe Preise hätten. Der ganze Haß der Agrarier gegen den Handel aber entspringt daraus, daß die moderne Organisation des Handels im Verein mit den modernen Verkehrsverbindungen eine den Getreidepreis herabdrückende Wirkung übt. Wie könnte man denn das Gelingen dieses Kampfes im Interesse des Volkes wünschen?

Die Verdächtigungen der Agrarier beschränken sich auch nicht auf den Getreidehandel an der Börse. Unehrlich ist in ihren Augen jede der einheimischen Landwirtschaft gemachte Konkurrenz. Als unehrlich wird die Margarinefabrikation und der Margarinehandel hingestellt. Und sollten diese Verleumdungen ihren Zweck noch nicht erfüllen, so muß die Erregung von Furcht vor gesundheitsschädlichen Wirkungen oder das Verekeln der Nahrungsmittel helfen. Gesundheitsschädlich ist die Margarine, das ausländische Vieh, wohl gar das eingeführte Getreide. Allerlei Schauergeschichten von verdorbener Ware werden erzählt, die jedoch auf die Konsumenten nicht die gewünschte Wirkung zu machen scheinen.

Mag ursprünglich die agrarische Bewegung mit dem Verlangen nach sozialer Fürsorge auf staatlichem Gebiet aus derselben Wurzel hervorgegangen sein, nämlich aus dem Glauben an die Möglichkeit einer weitgehenden staatlichen Fürsorge für das ganze Erwerbsleben, so ist doch klar, daß sie den Gedanken, der allein der sozialen Fürsorge einen Wert verleihen konnte, das Bewußtsein der Pflicht, den Schwachen und Bedrängten empor zu helfen, ganz und gar verleugnet hat und daß bei ihr an die Stelle der Liebe und Teilnahme für Andere schnöde Selbstsucht getreten ist, die Anderen nicht das Ihre gönnen will und ihre berechtigste Berufsthätigkeit zu hemmen sucht. Der „Schutz", der verlangt wird, ist in Wahrheit das Vorrecht auf Kosten Anderer; es wird verlangt, daß das ganze Erwerbsleben sich unterordne den Bedürfnissen eines einzigen Berufsstandes, und noch dazu sind die Mittel, wodurch man diesem Berufsstande aufhelfen will, ganz verfehlt, denn es muß bezweifelt werden, daß durch den Kampf gegen den Handel der Landwirtschaft wirklich genützt wird.

Die Agrarier suchen die populäre Vorstellung auszunutzen, daß die Gewinnsucht verwerflich sei und daß sie beim Handelsstande besonders stark ausgeprägt sei. Es wäre aber traurig, wenn wir um der Ausschreitungen der Gewinnsucht willen den volkswirtschaftlichen Wert des Erwerbssinnes sowie den Nutzen des Handels verkennen wollten. Und wenn auch die Thätigkeit eines Menschen seine Denkweise beeinflußt, so sind doch heutigen Tags die Berufsstände nicht so kastenmäßig von einander getrennt, daß ein durchgreifender Unterschied der Anschauungen und des moralischen Werteo zwischen ihnen bestände. Die Gegenüberstellung des treuherzigen, ehrlichen, fleißigen und genügsamen Landmannes und des geriebenen, ja allen Schlichen bewanderten, dazu gewinn- und genußsüchtigen Händlers entspricht der Parteitendenz. Ich will garnicht davon reden, daß man die sittenstrengen Herrn Agrarier gelegentlich bei Börsenspekulationen ertappt hat. Solche Fälle mögen verhältnismäßig selten sein. Aber der Landmannsstand in seiner großen Masse ist viel zu sehr modernisiert, zu sehr in die wirtschaftliche Entwickelung der Neuzeit mit hineingezogen und von neuzeitlichen Geistesströmungen mit angefaßt, als daß jene Schilderung zutreffend sein sollte. Der Landmann ist auch für den Reiz des Gewinnens empfänglich; es hat eine Zeit gegeben, wo in Landgütern stark spekuliert, d. h. beim Ankauf der Güter auf ein Steigen der Preise gerechnet wurde. Das war ein künstliches Hochtreiben der Preise, eine „Hausse" von viel weiter reichenden volkswirtschaftlichen Wirkungen, als sie jemals an der Börse stattgefunden hat. Denn unter den Nachwirkungen dieser künstlichen Preissteigerung haben alle wenig kapitalkräftigen Landwirte leiden müssen. Sie wurden von dem Preisrückgang der Produkte um so schwerer betroffen, da sich nun ein Mißverhältnis zwischen dem Preis der Landgüter und ihrer Einträglichkeit herausstellte. Wenn so unbestreitbar viele Landwirte sich in übler Lage befinden, so ist es doch eine Entstellung, daß die Staatshilfe nur zur Stillung der Notdurft dienen sollte. Die Staatshilfe wirkt schadlosenhaft, sie wird dem Wohlhabenden mit dem Bedürftigen zu teil. Der Staat kann aber auch einer einzelnen Unternehmerklasse keine Vorteile zuwenden, ohne dadurch die Gewinnsucht zu reizen, die Spekulation zu fördern, eine ungesunde volkswirtschaftliche Entwickelung herbeizuführen. Das wird bei den einzelnen landwirtschaftlichen Nebengewerben, Brennerei und Zuckerfabrikation, zugewandten „Gaben" noch deutlicher, als bei der der ganzen Landwirtschaft zugewandten Staatshilfe, die ziemlich unwirksam geblieben ist. Eine weitere höchst verderbliche Wirkung ist die Einwirkung der Staatshilfe auf die Anschauungen des so bevorzugten Berufsstandes, in dem die Vorstellung, daß er von der Gesetzgebung verhätschelt zu werden verdiene, der Stolz auf die eigene Vortrefflichkeit, die Geringschätzung anderer Berufsstände und der Neid auf diese angeblich durch die heutige Wirtschaftsordnung besonders begünstigten Berufsstände genährt wird durch eine Agitation, die unter der Maske der Frömmigkeit und Königstreue die krasseste Standesselbstsucht birgt.

Streiflichter.

Die soziale Mitarbeit der Juden. In der Naumannschen „Zeit“ fragte kürzlich ein jüdischer Realschullehrer an, ob in dem neuen Vereine auch israelitische Mitarbeit willkommen sei. Pfarrer Naumann antwortete bejahend, nur müßten sich seiner Ansicht nach die national-sozialen Juden gefallen lassen, wenn die „Zeit“ auch weiterhin in der Sprache des christlichen Ideals rede. Hierauf antwortete ein Herr Dr. Ruprecht im ablehnenden Sinne: die Juden seien stets ein Ferment der Dekomposition gewesen; die Zukunft der National-Sozialen beruht darauf, sich von diesem zersetzenden Element rein zu halten. Den Ausführungen dieses National-Sozialen antwortet nun in einer neueren Nummer der Pfarrer Battenberg in sehr würdiger und schlagender Weise. Wir geben aus seinen Auslassungen Folgendes wieder:

„Nun ist ja freilich besonders Herr Dr. Ruprecht kein Antisemit, sondern ein Parteigenosse von mir. Aber es geht ihm wie so manchem meiner Freunde, die da sagen: Ich bin kein Antisemit, aber . . . . und nun kommt ein Programm, welches sich um kein Jota von dem des Antisemitismus unterscheidet. Die Forderungen, die Herr Dr. Ruprecht an Herrn Marx stellt, wenigstens verraten doch nur allzusehr solche antisemitische Befangenheit. Herr Marx soll, bevor er zu uns eintritt, bescheiden sagen, „ich erkenne es an, daß meine Stammesgenossen im Gewerbsleben, in der Presse und in der Politik thatsächlich vielfach eine verhängnisvolle Rolle spielen.“ Gewiß, so kann er sagen. Aber dann, Herr Doktor, geben Sie ihm die Hand und sagen sie noch bescheidener dazu: Freilich, es giebt auch recht wackere jüdische Gewerbetreibende, Journalisten und Politiker, und ein so verderblicher Einfluß auf Presse und Politik, wie er in diesen letzten Tagen von seiten einer ganzen Reihe christlicher Personen bekannt geworden ist, war bis dato noch unerhört.

Wenn weiter Herr Marx sich gegen den Wucher seiner Stammesgenossen erklären soll, so wird er ja freilich zugeben müssen, daß dies Konto bei seinen Stammesgenossen verhältnismäßig stärker belastet ist, als andere, schon aus dem Grunde, weil der Jude dank unserer ganzen Entwickelung — und auch nach Wunsch des Herrn Dr. Ruprecht — aus andern Berufszweigen auf das des Handels gedrängt wurde, wo eben der Wucher am meisten möglich ist. Herr Marx hat aber das gute Recht, sich die Erinnerung an eine sittliche Pflicht zu verbitten, welche jeder anständige Mensch und gerade auch der anständige Jude von selbst übt, ebenso wie er sich nicht berufen fühlt, Sie als Germanen zur Bekämpfung germanischer Sünden besonders aufzufordern — und das könnte er doch auch wohl, selbst bei manchen Vertretern des Antisemitismus brauchte er den Wucher und unlautern Wettbewerb und andere häßliche Dinge nicht auszuschließen! Und ebenso könnte er Herrn Pfarrer Specht antworten, daß er gegen den Großkapitalismus der Rothschild u. s. w. ankämpfen oder gar denselben unmöglich machen wolle(!) — vorausgesetzt, daß der Herr Pfarrer diesen merkwürdigen Kampf auch gegen die christlichen Finanzleute unternehmen wollte, daß aber endlich Herr Marx bescheiden sagen soll, „ich will, daß politischer und sonstiger Einfluß meiner Stammesgenossen, on dem es dank ihrem Reichtum nicht fehlt, nicht zuerst zu Gunsten meiner Stammesgenossen verwendet wird.“ — Ja, wo ist denn dieser zuerst zum besten der eigenen Stammesgenossen verwendete, aus jüdischem Reichtum entsprungene Reichtum? Es haben einzelne Männer, wie etwa Lasker und Bamberger, Einfluß gewonnen, nicht durch Reichtum, sondern durch Fleiß und Talente, und sie haben diesen Einfluß, vielleicht nicht immer glücklich, aber sicher ehrlich und aufopfernd angewandt für das ganze Volk. Was aber die Verwendung jüdischen Reichtums betrifft, so lade ich Herrn Dr. Ruprecht ein, mal nach Frankfurt zu kommen und sich dort anzusehen, wie die Juden ihren Reichtum „zuerst zu Gunsten ihrer Stammesgenossen“ verwenden. Jüdische Männer sind es, die dort ohne Aufsehen oft sogar anonym (ich persönlich weiß es) Tausende und viele Hunderttausende jährlich zum besten christlicher Armen ausgeben, weit, weit mehr als unsere christlichen Finanzleute, auch wenn diese ebenso reich sind wie die Juden. Ja noch mehr, sie geben nicht nur Geld, sondern auch Zeit und Arbeitskraft und lebendiges Interesse, während sie selbst zum Teil recht bescheiden leben! Jeder auf dem Gebiet des Armenwesens und der humanitären Unternehmungen einigermaßen erfahrene Frankfurter kann Ihnen eine ganze Reihe solcher Namen nennen und darunter solche, die auch als Charaktere dem christlichen Ideal erheblich näher stehen, als sehr, sehr viele Christen.

Gewiß, ich habe in Frankfurt und anderswo auch ganz niederträchtige Juden kennen gelernt — geradeso wie es auch niederträchtige Christen — selbst unter den Antisemiten giebt. Aber ich fand nur, daß man, besonders seitdem die antisemitische Hochflut einherfährt, sagt, wenn ein Christ sündigt: „Der schlechte Kerl!“ Sündigt aber ein Jude, dann heißt's: „Der schlechte Judd!“ oder noch lieber: „Die infamen Juden!“ oder „das zersetzende Judentum“. Da liegt der Hase im Pfeffer. Freilich, wenn wir Deutsche etwa im Verhältnis von 5 zu 100 unter den Chinesen lebten, dann würde es uns wohl ebenso gehen, dann würde man wohl auch von dem Ferment der Dekomposition des Deutschtums reden!“

In der gleichen Nummer der „Zeit“ äußert sich auch der Pfarrer Zollmann in ähnlicher Weise:

„1. Die soziale Reform — und zwar auf dem Wege, den die national-sozialen Grundlinien weisen — ist das drängendste Bedürfnis unseres Volkslebens; nicht etwa, um einer sonst drohenden gewaltsamen Revolution willen, sondern wegen der grauenhaften gegenwärtigen Zustände. Wer sie gesehen und auf sein Herz genommen hat (und das darf doch von allen National-Sozialen, jedenfalls von ihren Vorführern, vorausgesetzt werden), der sollte weder Zeit noch Tinte zur Verfügung haben, um zu fragen: wie sehen die Leute inwendig und auswendig aus, die mit uns auf diesem Wege arbeiten wollen. Alle Hilfe ist willkommen, wie bei einer Feuersbrunst, bei der die geordnete Feuerwehr fehlt oder ihre Schuldigkeit nicht thut.

2. Ein Jude, der sich zu den „Grundlinien“ bekennt, bekundet damit, daß er guten Willens ist und in der sozialen Frage im wesentlichen mit uns übereinstimmt. Es werden ihrer nicht viele sein; und diese wenigen werden nicht die schlechtesten oder auch nur die gewöhnlichen Elemente des jüdischen Volkes repräsentieren. Was sollte andere Juden bewegen, sich uns anzuschließen? Und solche Leute wollten wir zurückweisen oder auch nur scheel ansehen? Das wäre ein himmelschreiendes Unrecht gegenüber den drängenden sozialen Notständen selbst — von anderen Erwägungen zu schweigen.

3. Und wir deutschen Christen fürchten uns vor diesen Juden doch ganz gewiß nicht. Vielleicht, daß wir ihrer sogar bedürfen als eines sehr rührigen Elementes. Wir wollen mit ihnen in einen Konkurrenzkampf eintreten, wer am meisten für die gute Sache der National-Sozialen leistet.“

Es ist begreiflich, daß die älteren Christlich-Sozialen diesen Fortschritt zur Vernunft zum Ausgangspunkt der höhnischsten Angriffe machen. Stöcker selbst äußerte neulich in einer Versammlung, die Naumannschen seien nun auf dem besten Wege zu den „prinzipiell christenfeindlichen“ Vereinigungen für ethische Kultur. In einem Punkte hat er recht: Die letzte Konsequenz der national-sozialen Bewegung ist die Erklärung des Christentums zur Privatsache. Wer im öffentlichen Leben Fragen dieser Welt erörtern, wer ernsthaft auf eine Einigung aller Redlichen hinarbeiten will — der darf nicht in katholischer, protestantischer, mosaischer, atheistischer oder buddhistischer Sprache reden, sondern er muß sich an wirklich gemeinsame Gedanken und Bedürfnisse der Menschennatur wenden. Es ist ein Zeichen der herrschenden unglaublichen Sektenverblendung, daß man nicht verstehen will, daß es nicht Feindseligkeit, sondern Achtung gegenüber den religiösen Symbolen bedeutet, wenn man im Zusammenarbeiten mit Menschen abweichender Weltanschauung und anderer historischer Tradition reinmenschlich redet, statt den Andern die Sprache des eigenen Glaubensbedürfnisses aufzudrängen. Von diesem Gesichtspunkt tritt auch die unhaltbare Halbheit jener Zumutung hervor, daß die beitretenden Juden es sich gefallen lassen müßten, wenn die „Zeit“ die christliche Sprache beibehalte. Tritt auch nur ein Jude als gleichberechtigter Mitarbeiter ein, so sind die Christlichen nicht mehr unter sich und müssen in dem Organe der Bewegung eine verbindende Ausdrucksweise an Stelle des Spezifisch-Christlichen setzen. Oder soll da die Majorität entscheiden? Dann hätten die Juden, wenn sie einmal in der Bewegung die Mehrheit erlangten, das Recht, in die nationalsoziale Presse die Sprache der alttestamentlichen Propheten einzuführen. F.

Vermischtes.

Die Zustände im Bäckergewerbe. Das publicistische Organ der Bäckergesellen Berlins hat soeben in der Nr. 1 seines zweiten Jahrganges eine statistische Arbeit über die bezüglichen Zustände veröffentlicht, die nach vielen Seiten recht lehrreich ist.

Wir wollen an dieser Stelle auf eine nähere Darlegung dieser Zustände, über welche bereits so viel geredet und geschrieben worden ist, nicht näher eingehen. Die vorliegende Veröffentlichung ist jedoch etwas Neues; sie beschäftigt sich vorzugsweise mit den Ergebnissen einer Erhebung, die in jüngster Zeit von seiten des Verbandes der Bäckergesellen hinsichtlich der Durchführung der bekannten Verordnung, ferner hinsichtlich der Wirkungen der letzteren auf die Geschäfte selbst und die Arbeiter, endlich überhaupt hinsichtlich der gegenwärtigen Lebensverhältnisse dieser Arbeiterschaft veranstaltet worden ist.

Digitized by Google

Aus dieser Erhebung ergiebt sich zunächst, daß die Verordnung im Punkte der Maximalarbeitszeit bis jetzt erst von einem Teile der Betriebe befolgt wird, und daß insbesondere die Ueberanstrengung der Lehrlinge (Knaben von 14 bis 16 Jahren,) ihren Fortgang hat. In etwa 200 von den 900 Betrieben, bei denen man Nachfrage gehalten hat, ist nachweisbar die Maximalarbeitszeit eingehalten worden. Unter diesen sind 126 Betriebe, aus denen günstige Wirkungen der Verordnung berichtet werden, und diese bestehen mindestens in einer geregelteren und weniger zerstückelten Arbeitsdauer.

In betreff der Lebensverhältnisse der Gesellen und Lehrlinge, insbesondere auch der Beschaffenheit der Wohn- und Schlafräume, sowie der Kost vervollständigt die Erhebung nur den überwiegenden Eindruck einer auch jetzt noch durchaus mangelhaften Fürsorge. Der Bearbeiter der Erhebung bemerkt dazu ausdrücklich: „Wir haben nicht etwa nur die elendesten Zustände zu unserer Schilderung benutzt. Manche Berichte sprechen sich über die Durchführung der gesetzlichen Vorschriften, über die Behandlung, Wohnung und Kost völlig befriedigend aus. Sie beweisen, daß die schmählichen Zustände, die unser Gewerbe schänden, nicht notwendig mit ihm verbunden sind, daß sie beseitigt werden können, ohne den Untergang vieler Meister herbeizuführen." Zum Schluß wird aufs neue an das Publikum appelliert und demselben außer den Erwägungen der Menschlichkeit auch diejenige der eigenen Gefährdung durch gesundheitswidrige Verhältnisse bei der Produktion so wichtiger und allgemeiner Nahrungsmittel ins Gedächtnis gerufen.

Es ist wirklich an der Zeit, daß die öffentliche Stimme sich einmütig zu Gunsten der gründlichsten Reform jener Zustände und gegen den von den konservativen Elementen der Volksvertretungen und der Regierung unterstützten Widerstand des hartnäckigen Teiles der Unternehmer erhebt.

Der Bäckereibetrieb ist an sich einer derjenigen, welche sich vorzüglich zur genossenschaftlichen Behandlung in großem Style eignen, wie es auch in einigen größeren Städten schon mit zweifellosem Erfolge unternommen worden ist, aber auch in kleineren Verhältnissen sehr wohl mit allseitigem Vorteil durchführbar erscheint. Man sollte die gegenwärtigen Erfahrungen in diesem Gewerbe zum Ausgangspunkte größerer Unternehmungen dieser Art machen, welche gleichzeitig dem allgemeinen Volkswohlstande und dem sittlichen und hygienischen Wohlstande innerhalb des Gewerbes selber dienen würden. Wenn insbesondere hierbei auch die Wissenschaft und Technik sich des großen Problems der rationellsten Ueberführung des Getreides in solche Formen von Speisewerten annähme, welche alle vernünftigen Anforderungen an die bisherigen Brot-Arten zugleich mit denjenigen der zweckmäßigsten und wirtschaftlichsten Art der Herstellung befriedigten, dabei auch die widerwärtigen nächtlichen Betriebsformen und dergleichen Dinge, die sich „wie eine Krankheit forterben," beseitigte, könnte ein großer sozialer Fortschritt gemacht und ein höchst förderliches Beispiel gegeben werden. Es ist auch kein Zweifel, daß es gelingen würde, dem größten Teil der bisher im Bäckereibetriebe thätigen Personen durch menschenfreundliche und kluge Verhandlungen mit der Zeit innerhalb solcher Großbetriebe Lebensstellungen von größerer Freiheit und Sicherheit zu verschaffen, die fast in jeder Beziehung Vorzüge vor den gegenwärtigen haben würden; denn diese sind doch mit offenbaren sittlichen Nöten auch für die Unternehmer und gerade für die Besten unter ihnen, verbunden. Selbstverständlich würden die Großbetriebe es ermöglichen müssen, auch Uebelständen solcher Art, wie sie bei den gegenwärtigen Betriebsformen in Gestalt so ausgedehnter Arbeitslosigkeiten vorkommen, ein Ende zu machen. Die oben erwähnte Statistik behauptet in dieser Beziehung, daß fast fortwährend nahezu 2000 Bäckergehilfen in Berlin arbeitslos sind.

Über Meineidsprozesse bringen die „Hamburger Nachrichten" anläßlich der Verhaftung des Herrn von Tausch folgende Auslassungen:

„Soviel wir wissen, befindet Herr v. Tausch sich wegen Verdachts eines Meineids in Untersuchungshaft, den er dadurch begangen hat, daß er unter seinem Zeugeneid widerspruchsvolle Angaben gemacht hat. In dieser Beziehung können wir Bedenken gegen die Richtigkeit des jetzigen Verfahrens nicht unterdrücken, wonach bei einem langwierigen Prozesse die Zeugen vor Beginn der Verhandlungen vereidigt werden und alle ihre Aussagen unter diesem promissorischen Eide machen müssen. Wir halten es für sehr leicht möglich, daß ein Zeuge, der tagelang durch alle möglichen Phasen der Verhandlung hindurchgehetzt, durch Fragen des Vorsitzenden, des Staatsanwalts und der Verteidiger allmählich verwirrt wird, in diesem und jenem Punkte irrt und mit sich selbst in Widerspruch gerät, weil er unter dem Eindrucke der Verhandlungen sich heute eines Vorganges anders erinnert als gestern. Wir halten Abhilfe in dieser Beziehung im Interesse der Sicherheit aller Staatsbürger, die der Zeugnispflicht vor Gericht zu entsprechen haben, für dringend erforderlich."

Worum hoben die „Hamburger Nachrichten" diesen Gesichtspunkt nicht auch gegenüber der Verurteilung des Bergmanns Schröder hochgehalten? Das Organ für Ausnahmegesetze und Klassenjustiz vergißt eben, daß man eine Klasse von Staatsbürgern nicht außerhalb des Gesetzes und des gleichen Rechtes stellen kann, ohne „die Sicherheit aller Staatsbürger" zu gefährden. Die Art der Rechtsauslegung, mit der man sich heute gegen die Arbeiterbewegung „sichern" will, dient ja doch nur dazu, den Geist edlerer Menschenbehandlung aus der gesamten Rechtsprechung auszutreiben und die alleräußerlichsten Gesichtspunkte von Autorität und Ordnung allgemein zu machen. F.

Bücherbesprechung.

„Was nun?" Ein Beitrag zur Duell-Frage von Bruno Meyer. Berlin, Verlag Helios, 1896

Die vorliegende sehr lesens- und beherzigenswerte Schrift regt so viele ernste Fragen der Sozial- und Individual-Ethik an, daß eine kurze Besprechung ihrem Inhalte in keiner Weise gerecht werden kann. Wir müssen uns daher auf die Hervorhebung einiger besonders eindrucksvoller Darlegungen des Verfassers und auf den Rat beschränken, von dem Ganzen eingehende Kenntnis zu nehmen und sich dabei nicht von einzelnen Härten des Ausdruckes und des Urteils abstoßen zu lassen.

Als ein wirksames Mittel, die widerwärtigen Steigerungen von Beleidigungshändeln zu persönlichen Gewaltakten, insbesondere zum Duell, thunlichst aus der Welt zu schaffen, wird die folgende öffentliche Organisation einer Art von universellem Ehrengericht vorgeschlagen, welches für alle Volksschichten und Lebensverhältnisse Geltung haben könnte: „Es wird ein ständiger Obmann für die in einem räumlich begrenzten Kreise vorfallenden Ehrenstreitigkeiten jeglicher Art bestellt, ein nicht zu junger, welterfahrener, würdiger, vorwurfsfreier Mann, dem dieses Amt als eines der höchsten im Staate zu vergebenden Ehrenämter (welche Qualifikation übrigens eine angemessene Besoldung durchaus nicht grundsätzlich auszuschließen braucht!) übertragen wird. Bei vorkommenden Streitigkeiten wendet sich der Beleidigte an diesen Obmann, indem er unter Darlegung seiner Beschwerde gleich seinerseits einen Beisitzer des Ehrengerichts ernennt . . . Auf Mitteilung der eingelaufenen Beschwerde hat auch der Beleidiger seinerseits ein Mitglied zu dem Ehrengerichte abzuordnen, das nun in mündlichem Verfahren auf Grundlage der eingereichten schriftlichen Erörterungs- und Beweisstücke die Sache zur Entscheidung bringt. Diese Ehrengerichte, als öffentliche Einrichtungen, sind in Bezug auf zeugeneidliche Vernehmung, in Bezug auf Ausfertigung rechtskräftiger Urteile und in Bezug auf Anordnung der Vollstreckung, soweit all das im Rahmen der ihnen zugewiesenen Thätigkeit erforderlich wird, völlig den ordentlichen Gerichten gleichgestellt".

Wir übergehen die weiteren Erörterungen des Verfassers hinsichtlich der Frage einer Berufung von diesem Ehrengerichte, sowie der Frage der Öffentlichkeit, welche letztere er zu verneinen geneigt ist, und erwähnen nur noch, daß er sich für die unbedingte Verbindlichkeit der Entscheidungen solcher Ehrengerichte (oder ihrer etwaigen Berufungsinstanzen) ausspricht. Wer sich näher interessiert, möge die Ausführungen auf Seite 32 bis 34 der Broschüre nachlesen. An dieser Stelle möchten wir nur als unsern Eindruck hervorheben, daß hier in einfachen Linien eine Entwickelungsmöglichkeit der Ehrengerichte hingestellt ist, welche wir für viel aussichtsvoller halten als alle Ehrengerichts-Formen, welche auf dem Boden bestimmter Berufe oder Korporationen stehen, so wenig wir die wohlthätige Bedeutung auch solcher Ehrengerichte als Übergangs-Formationen verkennen. Alle diese letzteren Ehrengerichte bergen jedenfalls neue soziale Gefahren in sich. Sie haben daher nur die Bedeutung von kleineren Übeln und genügen in keiner Weise den Anforderungen weiter und freier Menschlichkeit, denen die Zukunft gehört. Auf dem Boden eines allgemeinen Ehrengerichtes der oben skizzierten Art können sich Leute begegnen und verständigen, welche den allerverschiedensten Lebenskreisen angehören, während die engeren korporativen Ehrengerichte den Standes- und Klassen-Geist steigern.

Ein weiterer eigenartiger Vorschlag des Verfassers besteht in der, übrigens mit aller Zurückhaltung vorgetragenen Anregung, ob man nicht für die bei den Duell-Ursachen eine so wesentliche Rolle spielenden Störungen der ehelichen Verhältnisse andere und wirksamere Formen der gerichtlichen Ahndung als bisher und dadurch Beruhigung und Sühnung ohne Blutvergießen herbeiführen könnte.

Die Frage ist eine außerordentlich schwierige und zarte. Nach unserem Eindruck steht der Verfasser bei ihrer Erörterung nicht auf derselben Höhe des Freisinns und des Ausblickes in zukünftige und doch nahe Zeiten reineren sozialen Empfindens und entsprechend gewissenhafteren Thuns, wie bei dem Gedanken des universellen Ehrengerichtes. Sowohl das jetzige unglückselige Gerichts- und Strafwesen als die den bisherigen sozialen und häuslichen Verhältnissen angepaßte übertriebene Ungleichheit der Beurteilung von Frau und Mann werden hier nach meiner Ansicht zu konservativ behandelt.

Digitized by Google

Ich möchte bei dieser Gelegenheit, in Ergänzung einer Äußerung, die ich in einem Aufsatz über das Duellwesen im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift gethan habe, einige Worte hinsichtlich der gerade in militärischen und aristokratischen Kreisen noch immer aufrechterhaltenen Auffassungen über den Eroberungskampf gegen eheliche Treue sagen. Wenn man einen Blick in die Glanzzeit des Rittertums und der ritterlichen Minne an der Hand ihrer neueren kulturgeschichtlichen Erforschung thut, so erkennt man, daß die jetzt in den vorerwähnten Kreisen noch fast unbewußt bestehende Ideaäußerung der „Eroberung" der Frau eines Andern noch ihre Wurzeln in jener Glanzzeit höfischen Minnens hat.

Damals aber war in den tonangebenden fürstlichen und ritterlichen Kreisen die Ehe in besonderer Weise, im Zusammenhange mit dem Lehenswesen und dem Anheiraten von Länderbesitz, zu einer fast allgemeinen konventionellen Einrichtung geworden, in welcher man, zur Ausgleichung dieser, durch die Unlösbarkeit gesteigerten Unnatur, den ehelich Verbundenen, auch der Frau, allen mit der äußeren Schicklichkeit irgend verträglichen Spielraum lassen mußte. Es ist zweifellos, daß in jener Zeit der vielgefeierte ritterliche Minnedienst fast ausschließlich der Frau eines Andern galt, und daß er keineswegs platonisch war. Natürlich gab es auch Fälle, in denen, trotz jener Art von Sanktionierung einer gewissen Freiheit, der Ehemann gegen den Urheber der Untreue der Gattin mit Gewaltthat reagierte. Merkwürdig ist es aber zu sehen, wie damals die Frauen, unter der Anführung kluger und glänzender Fürstinnen, selber für eine gewisse Art der Rechtsprechung und der Verhütung von Verwilderungen sorgten, indem sie in besonderen Minne-Gerichtshöfen, in denen die Frauen den Rechtsspruch in der Hand hatten, zwar eine gewisse Freiheit anerkannten, dieselbe aber unter den Schutz einer höheren seelenvollen Einheit und Treue stellten, deren Verletzung als erniedrigend galt.

Es liegt auf der Hand, daß diese merkwürdigen Zustände, die auch durch eine bewußte Gegnerschaft jener Frauen gegen die kirchliche Strenge charakterisiert werden, nur unter den völlig eigenartigen Bedingungen der Zeit und in ihrer Einschränkung auf die obersten Gesellschaftskreise, in denen sich damals die Entwickelung zu höherer Geisteskultur fast ausschließlich vollzog, verständlich sind und in einem gewissen Grade gesund und berechtigt waren. Ihr Glanz und ihre Stimmung hat aber in denselben Kreisen einen Nachklang gehabt, der in andern Zeiten verderblich gewirkt hat, und der unter den jetzigen sozialen Verhältnissen gerade innerhalb der Kreise, in denen er am meisten nachwirkt, aufs Äußerste bekämpft werden sollte.

Man wird mir gewiß nicht zutrauen, daß ich für die oben erwähnte schärfere Ahndung von Ehestörungen etwa ein Zurückkommen auf die Idee von Minne-Gerichtshöfen hätte empfehlen wollen. Ich habe durch jene historische Erinnerung nur folgendes andeuten wollen. Ebenso, wie sich jene Zeit in solchen Dingen von den bestehenden heerischen, pedantischen und schematischen Einrichtungen freimachte, zu denen alle sozialen Dinge, zumal das Gerichtswesen, so leicht entarten, wenn wir nicht Alle unablässig die Augen und den Mund auftun, ebenso sollen wir auch jetzt nach feineren Lösungen der bezüglichen Konflikte und vor allem nach ihrer größtmöglichen Verhütung trachten, jedenfalls aber dem jetzigen Gerichts- und Strafwesen, als mindestens gänzlich unzureichend, gründlich absagen, wie es ja auch den weisesten Fachmännern dieses Gebietes immer deutlicher vor die Seele tritt.

Ich meine, daß das von Herrn Bruno Meyer angeregte universelle Ehrengericht auch für die zartere Behandlung der in Rede stehenden Konfliktfälle einen Anfang zu der Entwickelung ernsterer Sühnung an Stelle der rohen Gewaltakte darbieten könnte.

Prof. Wilhelm Foerster.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Entrückt in die Zukunft.

Sozialpolitischer Roman

von

Theodor Hertzka.

284 Seiten gr. 8. Preis 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Der Moralunterricht der Kinder.

Von Felix Adler.

Autorisierte Übersetzung herausgegeben von Georg von Gizycki.

176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.

Erlöse dich selbst!

Gedanken über Religion und Moral

von

Hans Horder.

300 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 4 M., elegant gebunden 5 M.

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor **Dr. M. Lazarus.**

Dritte Auflage.

Dritter Band. 457 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.

In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Vom Baume der Erkenntnis.

Fragmente zur Ethik und Psychologie

aus der Weltlitteratur,

gesammelt und herausgegeben

von **Dr. Paul von Gizycki.**

Stadtschulinspektor in Berlin.

840 Seiten groß Oktav.

Geheftet 7,50 M.; in feinstem Liebhaberhalbfranz 10 M

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Arthur Pfungst, Laskaris. Eine Dichtung.

Erster Teil: **Laskaris' Jugend.** Zweite durchgesehene Auflage. Geh. 2 M., eleg. geb. in Goldschn. 3 M.

Zweiter Teil: **Der Alchymist.** Geh. 2 M., eleg. geb. in Goldschn. 3 M.

— **Lose Blätter.** Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Geh. 2 M. eleg. geb. 3 M.

— **Neue Gedichte.** Geh. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Wir empfehlen vorstehende Werke, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, besonders zu Geschenken.

Cohen, Dr. Herm., Prof. an der Universität Marburg. Kant's Begründung der Aesthetik. 9 M.

— Kant's Begründung der Ethik. 6 M.

— Kant's Theorie der Erfahrung. Zweite neubearb. Auflage. 12 M.

— Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. 2 M.

— Die systematischen Begriffe in Kant's vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältniss zum kritischen Idealismus. 1 M. 20 Pf.

— Das Prinzip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte. Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntnisskritik. 3 M. 60 Pf.

— Von Kant's Einfluß auf die deutsche Kultur. 80 Pf.

Späte Heirat.

Eine Familiengeschichte

von

A. Kistner.

162 Seiten. Preis 2,40 Mark, gebunden 3 Mark.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,

gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autorisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**

16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partien von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Vorlesungen über soziale Ethik.

Von Professor Dr. Georg von Gizycki.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki.

Zweite Auflage.

92 Seiten gr. 8. Preis 1,20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: I. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Herausgegeben von **Dr. Fr. W. Foerster.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang.	Berlin, den 13. Februar 1897.	Nr. 7.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Das Ende des Streiks. Von Ferd. Tönnies. – Die „Geistesdämpfer" in Rußland. – Demokratie und Aristokratie. Von Hans Roeder. – Einige Bemerkungen zum Streikwesen. Von Wilhelm Foerster. – Verletzte Gefühle. Von C. Henke. – Vermischtes.

Das Ende des Streiks.

Von Ferdinand Tönnies.*)

Wenn wir lesen, was Adam Smith, der Meister der liberalen Nationalökonomie, vor 125 Jahren über das Kontrakt-Verhältnis zwischen Arbeitern und Kapitalisten geschrieben hat, so finden wir zwischen manchen Sätzen von veraltetem Inhalte auch solche, die sich immer aufs neue bewähren. „Es ist nicht schwer, vorauszusehen," sagt er (B. I, Kap. 8), „welche der beiden Parteien, unter allen gewöhnlichen Umständen, den Vorteil im Lohnstreite haben muß und die andere zwingen wird, sich ihren Bedingungen zu unterwerfen . . . In allen solchen Streitigkeiten können die Herren es viel länger aushalten . . . Viele Arbeiter können nicht eine Woche, wenige können einen Monat, kaum einer kann ein Jahr lang ohne Beschäftigung leben. Auf die Dauer mag der Arbeiter seinem Meister ebenso notwendig sein, wie sein Meister ihm; aber die Notwendigkeit ist nicht so unmittelbar." Adam Smith spricht auch von Arbeitseinstellungen und bemerkt: „die Unternehmer machen bei solchen Gelegenheiten ebensoviel Lärm, wie ihre Gegner, und hören niemals auf, laut nach der Hilfe der Obrigkeit und nach rigoroser Anwendung der Gesetze zu schreien, die mit so großer Strenge gegen die Verbindungen der Gesellen und Tagelöhner erlassen worden sind." Solche Gesetze sind bekanntlich selbst in Deutschland nicht mehr giltig. Aber das Geschrei nach solchen und nach viel ungerechteren Gesetzen wurde in der Arbeitgeber-Presse laut genug erhoben, und die Hilfe der Obrigkeit, der Polizei und der Gerichte hat die Hamburgische Rhederei und Kaufmannschaft in weitestem Umfange in Anspruch genommen. Und wenn dem Kapital ein ausdrückliches Verbot der Arbeiterverbände nicht mehr (oder noch nicht?) zur Seite steht, so ist es doch bekanntlich in fortwährender Thätigkeit, solche Organisationen zu erschweren und zu hemmen, den Leitern die Arbeit zu sperren, den Vertretern das Recht abzusprechen, im Namen der Mitglieder zu agieren. Ferner aber hat das Kapital zwei mächtige Bundesgenossen in den Thatsachen des modernen sozialen Lebens: 1. die chronische Arbeitlosigkeit, 2. die Leichtigkeit, mit Überwindung der Raumfernen die Reserven einzuziehen. Beide Faktoren kommen umsomehr zur Geltung, je schwerer die bloß mechanische Arbeit allem erlernten Geschick gegenüber ins Gewicht fällt; und dies ist in immer zunehmendem Maße der Fall.

Indessen ist gegen diese Konkurrenz selbst eine Arbeit, die verhältnismäßig wenig Kenntnisse voraussetzt — wie das Gros der Hafen- und Schiffsarbeit — nicht völlig wehrlos. Da ist zuerst die spezifische Erfahrung und Übung, die den ständigen Arbeiter auszeichnet, dann aber macht sich hier ganz besonders das moralische Moment geltend: es ist leicht begreiflich, daß auch die ungewollte Arbeitlosigkeit am häufigsten und schärfsten die an Leib und Seele schwachen Elemente trifft, und daß diese auch am wenigsten empfindlich gegen das Odium, das dem „Streikdruch" für jeden ehrlichen Arbeiter anhaftet, sein werden; und auf gleicher Linie steht die minderwertige oder minderkultivierte Rasse. Das Kapital hat überall eine starke Neigung zu dem Grundsatze „billig und schlecht", in ausgeprägter Weise aber, so oft es die Unzufriedenheiten und Ansprüche höher entwickelter, ihren gesellschaftlichen und staatsbürgerlichen Platz ausfüllender Arbeiter „zu Boden schlagen" will, um den Ausdruck des früher hier charakterisierten Manifestes der Rheder zu wiederholen. Das Kapital hat, um deutlicher zu reden, eine gewisse Zärtlichkeit für Kulis und Lumpenproletariat, die ihm nicht mit Redensarten von Gleichberechtigung und menschenwürdigem Dasein lästig fallen. Dabei muß es nun aber die ganz irrationale Erfahrung machen, daß die moralisch höheren Qualitäten, die unerklärlicher Weise hinter jenen Unzufriedenheiten und Ansprüchen verborgen sind, selbst in den einfachsten Arten der Arbeit einen klingenden Geldwert haben, der in der Regel doch die etwanige Ersparnis an Arbeitslohn mehr als aufwiegt. Die „Herren des Hafens" haben das bitterlich kennen gelernt: die Arbeit der „Arbeitswilligen", der „Importierten", die so freundlich waren, ihnen in ihrer „Not" „beizustehen" (seltsame Kombination für diese armen Teufel!) ging höchst jämmerlich von statten.

Das Kapital hat kein Gefühl — am wenigsten für die Nachteile, die dem gemeinen Wesen aus seinem kulturfeindlichen Gebahren erwachsen. Dies zeigt sich überall, wo bei ausgebrochenen Lohnstreitigkeiten die Frage der Vermittlung und Einigung erhoben wird. Die Nichts-als-Händler, die kein Ansehen der Person kennen, wo es ein Geschäft zu machen gilt, die in dieser Hinsicht über moralische und nationale Vorurteile zu lächeln gewohnt sind . . . sie verweigern denen, die nichts als ihre Arbeitskraft an den Markt bringen können, das Commercium, d. h. die Verhandlung und Erörterung; sie, plötzlich von ethischen Anwandlungen ergriffen, erklären es für frivol, wenn diese Verkäufer den Preis ihrer Ware zu erhöhen versuchen; mit patriotisch-nationalen Trommelschlägen immer bei der Hand, denunzieren sie den „Umsturz", wenn die Arbeiter auch einmal ein besseres Geschäft machen wollen. Obgleich diesen alle Übel anhängen, die mit der Warenqualität der Arbeitskraft vermacht sind — wenn sie Vorteile daraus zu ziehen unternehmen, so empören sich die Gemüter ihrer Gegenkontrahenten, die eine Preisverdoppelung des Kaffees oder Petroleums, auch wenn ihnen Schaden daraus entsteht, für die „natürlichste" Sache von der Welt halten. Und während sonst auf Vermittelung und auf Makelerwesen das ganze Geschäft fortwährend angewiesen ist, so wird hier auch die freiwillig oder von Staatswegen, ohne Kosten, sich darbietende

*) Der Verfasser erlaubt sich, auf seine gleichzeitig erscheinende Abhandlung über „Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg vor dem Streik 1896/97" in Brauns „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik" (Februar-Heft 1897) den freundlichen Leser hinzuweisen. Das Heft ist einzeln käuflich.

Vermittelung regelmäßig verschmäht und wohl gar mit Entrüstung, als Einmischung in Privat-Angelegenheiten zurückgewiesen.

In allen Ländern dieselbe Erfahrung. In Frankreich ist durch Gesetz vom 27. Dezember 1892 dem Friedensrichter die Vermittlung in Lohnstreitigkeiten überwiesen. Die Arbeiter wandten sich 1893 53 mal allein, 2 mal mit den Unternehmern, an den Friedensrichter, diese überhaupt nur 6 mal. Auf das vorgeschlagene Einigungsverfahren einzugehen, haben die Unternehmer 16 mal dem Friedensrichter, 26 mal den Arbeitern selber abgeschlagen; die Folge war Fortdauer oder Ausbruch des Streiks. In England besteht seit März 1895 ein Gesetz, das dem Board of Trade aufgiebt, die Vermittlung zu versuchen; vor kurzem ist nun dieses Amt in Aktion getreten, es handelt sich um die Existenz von 3000 Arbeitern, die in Frage gestellt ist durch die Willkür eines Schieferbergwerk-Besitzers, des Lord Penrhyn: da die Arbeiter durch eine Deputation Beschwerden vorgebracht, zugleich aber sich bereit erklärt hatten, den Spruch eines Schiedsgerichtes anzunehmen, erklärte der Lord die Wahl dieser Deputation, die aus 71 Köpfen bestand, für eine „Insubordination“ und suspendirte die 71 Arbeiter; obgleich die Gesamtarbeiterschaft dann auf diese Vertretung verzichtet hat, ist doch die erst nach viermonatlicher Dauer des Streiks geschehene Intervention des Handelsamtes vergeblich gewesen; der Lord erklärte sie für Einmischung in seine Privatangelegenheiten und hat seine Schieferbrüche nebst dazu gehörigem Spital geschlossen. Der Handelsminister hat auf jene Einrede geantwortet: das Board of Trade könne nicht zugeben, daß die Beilegung eines Streites von so langer Dauer, der mehrere Tausende von Arbeitern und deren Familien berührt, mit Recht als eine private Angelegenheit betrachtet werden darf (Vergl. Soz. Praxis 14. Jan. und 4. Febr. 1897). In der That wird die Frage, wie weit die Willkür Einzelner das gesellschaftliche Leben den schwersten Erschütterungen unterwerfen dürfe, immer dringender werden; die Frage kann auch gegen Arbeiter sich erheben, sie richtet aber ihre ganze Wucht gegen das Kapital, weil thatsächlich und regelmäßig das Kapital es ist, das gegen Vermittlung und friedlichen Ausgleich sich sträubt. So auch in Hamburg. Der Hafenstreik konnte in den ersten Tagen des Dezember sein Ende finden und hätte es gefunden, wenn nicht der Arbeitgeberverband jeder Verhandlung unzugänglich gewesen wäre, auf den absurden Vorwand sich stützend, daß er den Streik als das Ergebnis internationaler Zettelungen und Organisationspläne bezeichnen müsse.

Der berühmte Samuel Pufendorf behandelt in seinem 1672 erschienenen großen Natur- und Völkerrecht, Buch V, Kap. 13 § 7 die Frage der Beilegung von Streit. „Von eigentlichen Schiedsrichtern“, sagt er, „müssen unterschieden werden Vermittler, die aus freien Stücken den Ausgleich zwischen Streitenden, Kriegführenden oder Kriegzurüstenden versuchen, und sich bemühen, sie durch Autorität, durch Gründe oder durch Bitten zu friedlicher Verhandlung und Versöhnung zu bewegen . . . diese, da sie ein so geheiligtes Ziel im Auge haben, ohne weiteres zu verwerfen, würde den höchsten Grad von Inhumanität bedeuten, und zwar könnte da nicht einmal der Vorwand gelten, daß die Vermittler in einem speziellen und freundschaftlichen Verhältnisse zur Gegenpartei zu stehen schienen“ und dies wird dann noch begründet. In dem gegebenen Falle hätte die Arbeiterschaft diesen nicht anerkannten Vorwand erheben können; die Unternehmerschaft des Arbeitgeberverbandes hatte nicht einmal den Schimmer eines solchen Vorwandes für sich, als sie den Antrag eines Senators, eines Richters und des Präsidenten der die Arbeiter nicht repräsentierenden „Bürgerschaft“ schnöde zurückwies. „Summa inhumanitas foret“, sagst du, alter Pufendorf! „Summa inhumanitas fuit“, würdest du heute sagen; denn du gehörtest nicht zu denen, die ihr Urteil zurückhalten, wenn es den Großen der Erde mißfällt, wenn es sie verurteilt. Und diese Verurteilung — das ist das vorläufige Ergebnis des Hamburger Streiks.

Die „Geisteskämpfer“ in Rußland.

Einem uns gütigst zur Verfügung gestellten Original-Berichte aus Rußland entnehmen wir eine Reihe von Mitteilungen in betreff erneuter Verfolgungen von Sektierern, welche der Bericht die „Geisteskämpfer“ nennt.

Verfolgt werden diese Menschen, weil ihre religiösen Überzeugungen ihnen die Erfüllung derjenigen Forderungen des Staates verbieten, welche direkt oder indirekt mit Totschlag des Nächsten oder überhaupt mit Gewaltthaten verbunden sind.

Ihr Glaube besteht darin, daß dem Menschen die Möglichkeit gegeben ist, in seiner Seele die innere Stimme des in ihm wohnenden Gottes zu hören, welcher er vor seinen persönlichen Bestrebungen und den äußeren Anforderungen anderer Menschen folgen muß, wenn dieselben dieser Stimme entgegen sind.

Diese innere Stimme ist nach den Ansichten der Geisteskämpfer nichts anderes als die Liebe, die zuerst auf Gott gerichtet sein muß und sich dann in der Erfüllung seines Willens äußern soll, indem sie sich den Menschen zuwendet und alles vermeidet, was ihrem Wohl zuwider ist. „Der Geist Gottes wohnt in uns und belebt uns“, antworteten die Geisteskämpfer auf die Frage des Berichterstatters, was sie unter dem „Buche des Lebens“ verständen. „Wer physisch und moralisch ruhig und sanft ist, mit niemandem streitet, niemandem widerspricht, sich guten Thaten ergiebt und die Bösen flieht; wer Gott, seinen Herrn, von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzer Kraft liebt gleich wie seinen Nächsten, und alles, was uns umgiebt, liebt wie sich selbst, mit einem Worte, alles Lebende vor Schaden behütet, Gottes Gebote hält und ein reines unschuldiges Gewissen hat — der hat das „Buch des Lebens“.

Nach dem Begriff dieser Sektierer weilt die Gottheit in der Seele des Menschen, und daher ist diese der eigentliche Tempel Gottes. Äußere Tempel, Ceremonien und Sakramente werden von ihnen nicht anerkannt. Mit besonderem Hinweis auf das Bibelwort „Gott ist ein Geist“, nennen sie sich mit Vorliebe nicht nur Christen, sondern auch Geisteskämpfer.

Das Verhalten der Geisteskämpfer zum Staate wird durch die folgenden Erklärungen gekennzeichnet: „Wir widersetzen uns nicht der Regierung und Obrigkeit, wenn sie von uns das fordert, was von Gott nicht verboten ist; wir sind bereit, unser Leben für jeden Menschen zu lassen und ebenso für den Kaiser, wenn wir sehen, daß er in Gefahr ist, doch werden wir um niemandes willen Menschen töten, weil das von Gott verboten ist. Menschen muß man vor Feinden nicht mit Waffen schützen, sondern mit Worten der Wahrheit.“

Man erkennt sofort in dieser Sekte dieselbe Erscheinung, welche auch in andern Ländern unter mannigfaltigen Namen auftritt. Die sittlichen und sozialen Konflikte, welche durch diese mit dem Verhalten der Staatsreligionen und Staatskirchen so scharf kontrastierenden Religions- und Lebensauffassungen entstehen, sind im letzten Jahrgang dieses Blattes im Anschluß an den ganz verwandten „Fall Thröner“, der sich in Deutschland ereignet hatte, eingehend erörtert worden, und auch in einem Aufsatze „Zur Ethik der Notwehr und der Strafe“ ist der Versuch gemacht worden, zu jenen anscheinend äußersten, aber selber nicht zu Ende gedachten Konsequenzen einer streng religiösen, insbesondere christlichen Lebensauffassung klare und beruhigende Stellung zu nehmen. Jedenfalls bleibt allen solchen Erscheinungen im Volksleben das besondere Interesse aller derer zugewandt, denen es mit der Verwirklichung idealer Forderungen auf Erden Ernst ist. In diesem Sinne werden einige weitere Mitteilungen über die Schicksale dieser Sektierer in Rußland, insbesondere über die erneuten Verfolgungen, denen ihre Gemeinden in letzter Zeit in dem transkaukasischen Rußland ausgesetzt gewesen sind, in diesem Blatte nicht am unrechten Orte sein. Es ist jedenfalls merkwürdig, zu sehen, wie sich gerade innerhalb der russischen Verhältnisse derartige Volksbewegungen gestalten.

Die in Rede stehende Sekte bildete sich dort im vorigen Jahrhundert und wurde natürlich sofort von der Regierung verfolgt. Da die Anhänger der Sekte ihre Weigerung, in den Militärdienst zu treten und sich auch zu anderen Gewaltthaten herzugeben, auf die innere Stimme der Liebe und die Lehre Christi begründeten, so war es schwer, mit Härte gegen sie vorzugehen, wenn man ihnen nicht zugleich grobe Vergehen gegen die öffentliche Wohlfahrt und Ordnung zur Last legen konnte. Hierfür aber bot sich sehr bald die Hilfe der Kirche dar; denn die Religionsauffassung und die Lebensführung solcher Leute, wie die Geisteskämpfer, welche den Vertretern der orthodoxen Kirche als lebendiger Vorwurf für ihre eigene Abtrünnigkeit von der im Munde geführten christlichen Lehre erschienen, mußte die Kirche nach stärker gegen die Sekte aufbringen als den Staat, der sich von der letzteren im wesentlichen nur durch die Verweigerung des Militärdienstes bedroht fühlte. Natürlich gelang es mit Hilfe der Kirche, die Geisteskämpfer als überführte Staatsverbrecher hinzustellen, indem sie trotz exemplarischer Lebensführung mit Verleumdungen der schlimmsten Art überhäuft wurden.

Zu Ende vorigen Jahrhunderts wurden sie in großer Zahl eingesperrt und auf Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt, wo man sie nötigenfalls zu Tode prügelte.

Es ist interessant zu sehen, wie sich dann Kaiser Alexander I. endlich gegen diese Verfolgung erklärte. Er ordnete genaue Untersuchungen an und erließ mehrere Gesetze zum Schutze der Sekte vor dem Fanatismus der Geistlichkeit und den Verfolgungen der Ortsbehörden. Im Gegensatz zu den Forderungen der hohen Geistlichkeit schrieb Alexander I. in einem Erlaß vom 9. Dezember 1816 die merkwürdigen Worte: „Kommt es einer aufgeklärten und christlichen Regierung wohl zu, die Verirrten durch strenge und harte Mittel in den Schoß der Kirche zurückzuführen, durch Folterqualen, Verschickungen und dem ähnliches. Die Lehre des Welterlösers, der in die Welt gekommen, die Untergehenden aufzusuchen und zu retten, kann nicht eingeflößt werden durch Gewaltthaten und Todesurteile. Der wahre Glaube wird erzeugt durch die Gnade Gottes, durch Überzeugung, durch Belehrung, Sanftmut und gutes Beispiel. Härte überzeugt niemand, sondern erbittert nur mehr. Alle strengen Maßregeln, die erschöpft worden sind in Bezug auf die Sekte der Geisteskämpfer im Laufe von 3 Jahren bis zum Jahre 1801 haben diese Sekte nicht nur nicht ausgerottet, sondern die Zahl ihrer Anhänger hat sich immer mehr vermehrt. Alle diese Umstände beweisen ziemlich klar, daß man nicht an eine neue Vergewaltigung dieser Leute denken sollte, sondern eher daran, sie vor allen unnützen Anforderungen zu schützen in ihren Überzeugungen in Glaubens- und Geistessachen, wobei weder Einschränkungen noch Zwangsmaßregeln irgend eine Wirkung haben können." Alexander I. befahl, die Anhänger dieser Sekte von der Verschickung und Zwangsarbeit zu befreien und erlaubte ihnen aus verschiedenen Gegenden Rußlands in das taurische Gouvernement zu übersiedeln. Als aber unter Kaiser Nikolaus I. die Widersacher der Geisteskämpfer ihre Anklagen und Verleumdungen gegen sie erneuerten, begannen auch die Verfolgungen wieder aufs Neue. Auf Befehl des Kaisers wurden die Sektierer in den vierziger Jahren aus ihren Ansiedelungen herausgerissen und in gewisse Grenzbezirke von Transkaukasien verpflanzt, wo kriegerische Völkerschaften sie umgaben, die noch nicht unterworfen waren und fortwährend Überfälle auf die russischen Kolonien machten. Die Regierung meinte natürlich, bei der Ansiedelung in diesen Gegenden werde die Sekte nicht im stande sein, ihrem Grundsatze treu zu bleiben, daß man sich dem Bösen nicht mit Gewalt widersetzen dürfe; auch hoffte man wohl, daß das ungünstige feuchte Klima und das äußerst unfruchtbare Erdreich der bezüglichen Gegenden auch das Ihrige thun würde, um das Emporkommen der Sektierer zu dämpfen. Diese Erwartungen der Regierung erfüllten sich jedoch nicht. Die Ansiedelungen der Geisteskämpfer kamen allmählich in Blüte und die Ansiedler erwarben sich durch ihr friedliches, ehrliches, mäßiges und fleißiges Leben die Achtung nicht nur der ästlichen rechtgläubigen Bevölkerung, sondern auch der kaukasischen Bergbewohner. Und auch bei den Zivil- und Militärbehörden waren sie unter den Regierungen der beiden letzten Kaiser, Alexander II. und Alexander III., eine zeitlang gut angeschrieben. Ihre Ansiedelungen vergrößerten sich mit der Zeit derartig, daß die Überzahl in das neu eroberte karskische Gebiet verpflanzt wurde. Leider hatte aber der steigende Wohlstand inzwischen viele von ihnen von den Idealen der Sekte abwendig gemacht; sie hatten sich nicht nur Waffen angeschafft und waren unter Alexander III. sogar in den Kriegsdienst getreten, sondern sie hatten auch begonnen, ihrer Mäßigkeit im Genießen abtrünnig zu werden. Schließlich hatte sich auch in Verbindung mit dem äußeren Wohlstande eine große Spaltung unter ihnen entwickelt.

Sie waren bis vor 9 Jahren von einer Oberin (Kalmikowa) geleitet, welche auch die angesammelten Gemeindegelder verwaltete. Nach dem Tode dieser Leiterin wurde von den Verwandten und näheren Anhängern derselben der Anspruch erhoben, diese Gemeindegelder als Privateigentum der Verstorbenen anzuerkennen und dieselben samt an die nächsten Erben der Kalmikowa übergehen zu lassen. Diese empörende Verletzung der Gerechtigkeit spaltete vom Jahre 1887 ab die Geisteskämpfer in zwei Parteien. Die größere Partei, aus 15 000 Personen bestehend, bekannte sich unter Leitung des früheren Gehilfen der Kalmikowa, Peter Werigin, welchen die Verstorbene zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, zu den alten Grundsätzen, die andere kleinere Partei, aus etwa 5000 Personen bestehend, war auf seiten der die Gemeindegelder Raubenden und bemühte sich, durch Anklagen und Bestechungen bei den Behörden, Werigin und seine Anhänger ins Verderben zu stürzen. Es gelang auch zu erreichen, daß Werigin in den hohen Norden verschickt wurde und eine Anzahl seiner nächsten Anhänger und Freunde dasselbe Schicksal erfuhren. Aber die Ungerechtigkeit dieser Verfolgungen brachte in sittlicher Beziehung die günstigsten Wirkungen auf Werigin, seine Freunde und den größeren Teil der Geisteskämpfer hervor; es kam zu einer Art von Wiedergeburt und zu dem einmütigen Beschlusse der Rückkehr zu den früheren strengeren Grundsätzen. Zum Erweise der Aufrichtigkeit dieser Umkehr wurde beschlossen, sich vom Militärdienst loszusagen, zugleich aber auch alle Waffen, die man zur Verteidigung angeschafft hatte, zusammenzubringen und zu vernichten.

Bei der feierlichen Ausführung des letzteren Beschlusses intervenierte indessen auf Grund von Verleumdungen seitens der abtrünnig gewordenen kleineren Partei im Tiflisischen Gouvernement die Regierung. Es war nämlich das Gerücht verbreitet worden, daß die betreffenden Versammlungen revolutionäre Zwecke hätten, und so wurde zur Unterdrückung des eingebildeten Aufstandes eine Kosakenabteilung kommandiert, welche natürlich unter den waffenlos gewordenen „Geisteskämpfern" mit Mißhandlungen und Metzeleien aufs Schlimmste wütete. Von da ab begannen auch wieder die drückendsten Verfolgungen. Die ihren Grundsätzen treuen Geisteskämpfer wurden aus ihren trefflich bearbeiteten Ländereien vertrieben und teils in andere Gegenden übersiedelt, teils in das Militär gesteckt.

Ergreifend sind die Berichte über die unsägliche Geduld, mit welcher diese Verfolgungen ertragen wurden, und über die wahrhaft ideale Haltung, welche jene Menschen in ihrem Leiden und in ihrem gesamten arbeitsamen Gemeinschaftsleben wiederum zeigen. Zur Zeit ist die Lage der auseinandergerissenen Gemeinden und Ansiedelungen in den Grenzdistrikten, ebenso die Lage der nach Sibirien Verschickten und endlich das Elend der in militärische Strafabteilungen Gesteckten außerordentlich groß. Unser Berichterstatter richtet an alle Menschenfreunde in Europa einen warmen Aufruf, daß man sich mit Liebe und Teilnahme um das Schicksal dieser Unglücklichen bekümmern möge, unter denen vielfach auch ein gefährliches Krankheitselend sich entwickele und sich zu verbreiten drohe.

Wir meinen zwar, daß angesichts solcher schmerzlichen Verhältnisse, die man aber von fern nur recht unsicher zu beurteilen vermag, zunächst die zahlreichen edlen Menschen-

freunde in der russischen Bevölkerung selber zu liebevoller Bethätigung aufgerufen werden sollten. Hoffentlich ist aber die Zeit nicht fern, wo sich das Gewissen der Kulturwelt überhaupt in solchen Fällen mächtiger und allgemeiner regen wird. Vielleicht liefert die vorliegende Schilderung einen kleinen Beitrag zur Weckung einer solchen Teilnahme gegenüber jenen Zuständen, wie überhaupt gegenüber dem grauenvollen russischen Verschickungswesen. Es ist ja klar, daß umfassende Gemeinschaften angesichts der Isolierung, in welche sich in ihrer Mitte solche Sekten wie die „Geisteskämpfer" durch einen eigenartigen enthusiastischen Ideallultus selber versetzen, in recht schwieriger Lage sind; aber es müßte den Regierungen doch, unter Mitwirkung des öffentlichen Gewissens, gelingen, in solchen Fällen andere Mittel als brutale Vergewaltigungen zur Lösung dieser Schwierigkeiten zu finden und diese edleren Mittel mit Weisheit und Gerechtigkeit zur Anwendung zu bringen. Den traurigsten und empörendsten Anblick gewährt aber jedenfalls eine Staatskirche, die zur elendesten Lüge greift und zur Anwendung der rohesten Gewalt hetzt gegenüber solchen Menschen, die in ihrem kindlichen Radikalismus doch nur die Konsequenzen der eigensten Lehren der Kirche ziehen.

Demokratie und Aristokratie.

Von Hans Roeder in Görlitz.

Jedes Wort ist ein Dichtwerk. Es ist ein Reinprodukt aus einem Gemisch von Empfindungen, deren Quintessenz es enthält und in dieser Form der Laute gewissermaßen in einem stabileren Bewegungszustand zum Ausdruck bringt. Schließlich sind die Worte in Form der Sprache zu einer gangbaren Münze gestempelt worden, mit der die geistigen Beziehungen der Menschen untereinander beglichen werden. Indessen Wert und Bedeutung dieser Münzen sind veränderlich, ihre Valuta schwankt; auch werden sie im Laufe der Jahrhunderte abgegriffen, sodaß ihre ursprüngliche Prägung nicht selten bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Mitunter auch findet sich ein geriebener Falschmünzer, der diese Werte unberechtigterweise in seinem Interesse nachahmt oder auch nur ihren Goldrand heimlich beschneidet. So kommt es, daß die Münzen sowohl wie die Worte nur zu oft nicht das wert sind und das nicht bedeuten, was sie ursprünglich bedeutet haben und bedeuten sollen.

Gewiß wird Jeder, der gelegentlich einen falschen Fünfzigmarkschein aufgehalst bekommen hat, davon höchst unangenehm berührt und die Steuerzahler leiden unter der Abnutzung der Metallmünzen ihres Landes, nichts destoweniger ist das Unheil, welches durch die Falschmünzerei in Worten und deren Um- und Entwertung in den Beziehungen der Menschen untereinander entsteht, unvergleichlich viel größer und verhängnisvoller. Die alte Behauptung, daß sehr viele Zwistigkeiten der Menschen, besonders aber fast alle gelehrten Zänkereien vielmehr auf einem Mißverstehen und Verdrehen der gegenseitigen Behauptungen, als auf einem wirklich unüberbrückbaren Widerstreit der Interessen und Anschauungen beruhen, ist leider nur zu wahr; vielleicht könnte man aber auch sagen, glücklicherweise ist sie wahr. Leider kann man sagen, weil daran die Mangelhaftigkeit der menschlichen Geisteskräfte erschreckend zu Tage tritt, und glücklicherweise, weil dann die Hoffnung winkt, diese Jämmerlichkeiten doch einmal zu mildern, sobald die Erziehung der Menschen und die Entwickelung ihres Verstandes weiter fortgeschritten sein wird.

Ein ganz besonders typisches Beispiel für dieses Mißverstehen und Verdrehen, für diese Um- und Entwertung der Worte und der Begriffe, die in diesen enthalten sein sollen, geben die beiden Worte Demokratie und Aristokratie mit all den buntscheckigen Vorstellungen, die zum Schaden weiter Kreise der menschlichen Gesellschaft daran geknüpft werden. Es sind das zwei Schlagworte oder richtiger Phrasen, die vielfach von allerhand Bauernfängern als einschläfernder Sand in die Aeuglein müder Geister hineingestreut werden. Es sind das aber auch zwei Begriffe, deren Wesenheit im Lichte moderner Anschauungen zu erfassen interessant, vielleicht auch nützlich ist, zumal in einer Zeit, in der vermeintlich gegensätzliche Interessen und Anschauungen immer heftiger und rücksichtsloser aufeinander platzen. Natürlich kann es sich hier nur darum handeln, zu versuchen, einen kurzen Beitrag zur Biologie dieser Begriffe zu liefern, d. h. die Daseinsbedingungen der in diesen Begriffen gedachten Institutionen, ihre Berechtigung und Möglichkeit in der Gegenwart zu beleuchten.

Von Hause aus ist jeder Mensch ein Aristokrat und er ist das um so mehr, je urwüchsiger seine Natur geblieben, je weniger seine geistige Physiognomie durch die Künste von Generationen mit einer Mehlschicht von Kulturpuder bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist. Der naive Mensch hält sich für gut, weil das Leben ihn zwingt, sich selbst zu bejahen und durchzusetzen. Darum auch glaubt ein solcher Mensch, daß alles, was er thut, ebenfalls gut und recht ist. Wer nun aber ganz besonders naiv ist, der bleibt natürlich hierbei nicht stehen, sondern verfällt, wie die Sprache ihn das lehrt, auch mit dieser Wertung seiner selbst in eine anmutige Steigerung; er hält sich bald für besser und schließlich für den besten aller Menschen. Damit ist der vollendete Aristokrat fertig.

Wenn nun eine solche Kollektion von alleredelsten und allerbesten Menschen zusammen kommt, dann stellt, und das ist der Spaß bei der Geschichte, eine solche Vereinigung von Aristokraten eine vollendete Demokratie dar, eine Gemeinschaft, in der alle von Gottesgnade herrschen, weil alle die Alleredelsten und Allerbesten sind. Allerdings könnte man eine solche Verfassung auch treffend das Hammelstadium der menschlichen Gesellschaft nennen, denn es wäre in der That ein Zustand, in welchem auch eine Schafherde sich befindet.

Bekanntlich ist schon Athen an dieser Form der Demokratie oder man kann auch sagen Aristokratie, denn in solchen primitiven Verhältnissen ist das Beides thatsächlich dasselbe, zu Grunde gegangen. Auch die Demokratie der polnischen Aristokraten hat den polnischen Nationalstaat zerstört. In entlegenen Gegenden, in denen noch eine urwüchsige Bevölkerung lebt, oder unter kleinen Verhältnissen, findet man derartige Gebilde auch heutigen Tages bei uns in Europa noch; aber das, was gebildete Menschen gewöhnt sind einen Kulturstaat zu nennen, das kann man bei einer solchen Wertung und mechanischen, amöbenartigen Angliederung der Menschen an einander nicht errichten.

Die Kultur beruht auf der Ungleichartigkeit der Menschen und auf der Möglichkeit, daß die Menschen diese sie von ihren Mitmenschen unterscheidenden Fähigkeiten entwickeln können. Nur durch eine mehr oder weniger einseitige Beschäftigung wird es möglich, daß Einzelne, indem sie ihre ganze Kraft auf einen Punkt konzentrieren, Leistungen vollführen, die weit über das hinausragen, was die anderen Menschen vermögen und was jene selbst zu leisten im stande wären, wenn sie ihre Kräfte nicht konzentrieren könnten, sondern dieselben in den vielen Erfordernissen zersplittern müßten, die in primitiven Verhältnissen zur bloßen Erhaltung des Lebens notwendig sind. In sofern ist die Kultur aristokratisch; sie differenziert die Menschen und sondert Einzelne scheinbar von der Masse ab. Dadurch entsteht schließlich bei beschränkten Menschen eine besondere aristokratische Weltanschauung, die ihren typischen Ausdruck in der früheren Ansicht fand, daß der Mensch überhaupt erst beim Baron anfängt, oder wie man in unseren Tagen, dem Zeitalter der Goldwährung, besser sagen könnte, daß nur diejenigen Menschen sind, die etwas haben, während die Anderen, die Proletarier, weil sie nichts besitzen als ihre Arbeitskraft, Lumpen aber keine Menschen sind.

Verfolgt man diesen Gedanken konsequent weiter, so kommt man schließlich dahin, daß der der vornehmste Aristokrat ist, der etwas kann, was nur er allein kann und kein Anderer ihm nachzumachen im stande ist. Das sind aber die Künstler und die genialen Menschen. Diese würden also die einzig echten

Aristokraten sein, während alle Andern, die Fürsten, Grafen, Barone, Millionäre und sonstige Leute, die sich für etwas besonderes halten, in Wahrheit nur Ptebejer wären, weil ihre Stellung auch von Anderen eben so gut, wenn nicht vielfach sogar besser ausgefüllt werden kann.

Es ist das eine Art der Wertung, der man auch sonst noch vielfach im Leben begegnet und die darauf beruht, daß das für das Wertvollste gehalten wird, was am seltensten und am schwersten zu erreichen ist. Aber eine solche Wertung der Menschen und Dinge läuft schließlich auf eine bloße Liebhaberwertung derselben hinaus; denn es ist andererseits nicht abzuleugnen, daß in Wahrheit das am wertvollsten für die Menschen ist, was ihnen unbedingt täglich für ihres Lebens Notdurft und Nahrung notwendig und unentbehrlich ist. So kommt es denn, daß die Arbeiter, die Bauern, kurz die breite, werkthätige Masse des Volkes sagt, und das mit Recht: wir sind die vornehmsten Leute im Staate, denn ohne uns steht die Karre still. Mit anderen Worten: erst kommt die Arbeit, sie ist unentbehrlich; aber die Künstler und alle, die sich sonst noch für Aristokraten oder für Haupt- und Staatspersonen halten, die sind schließlich entbehrlich, sie sind mehr oder weniger Luxusartikel und Dekorationsstücke, ohne die man auch leben kann. Wer hat nun recht?

Man sieht also, daß in Wahrheit der Gegensatz zwischen Demokratie und Aristokratie nicht mehr darin liegt, daß in der Demokratie alle, in der Aristokratie nur die Besten herrschen. Dieser Unterschied mag in den kleinen Staatswesen des Altertums ein charakteristischer gewesen sein, für die großen modernen Kulturstaaten mit einer komplizierten Arbeitsteilung und Differenzierung der Menschen trifft derselbe nicht mehr zu. Wir haben thatsächlich eine Arbeitsteilung und zwar eine viel weitergehende als die war, die mit jenem aristokratischen Prinzipe der Herrschaft der Besten angestrebt wurde. Auch die knallrotesten Demokraten werden heutigen Tages nicht mehr abstreiten, daß da, wo überhaupt geherrscht werden muß, dieses Geschäft von denen besorgt werden soll, die gerade hierzu am besten geeignet sind. Vielmehr hat sich der Streit zwischen Demokraten und Aristokraten dahin zugespitzt: wie soll man den Wert der Menschen und Dinge messen? Soll man sie nach der Seltenheit und Begehrtheit ihrer Gaben, d. h. in unserer Zeit in Wahrheit nach der Größe ihres Portemonnaies bewerten, oder soll man sie achten nach der Art und Weise, wie sie die Stelle, auf der sie im Leben stehen, ausfüllen?

Die erste Methode ist die Werlmethode, nach der man die Edelsteine schätzt. Aber was kann der Edelstein dafür, daß er ein Edelstein ist? Er kann nicht mehr und nicht weniger dafür, als der Esel dafür kann, daß er graue Haare und lange Ohren hat. Nein, eine solche Wertung ist eine Oberflächenkunst, die auf Knalleffekten beruht, aber nicht in die Tiefe dringt; sie hemmt den Fortschritt der Kultur, denn sie befördert die Selbstgefälligkeit und den Götzendienst der Menschen. Sie führt dahin, die Menschheit zu zerreißen in Völker, Klassen und Kasten, die sich gegenseitig nicht verstehen, die sich hassen, verachten und schließlich übereinander herstürzen wie die hungrigen Ratten.

Wahrlich, es kommt im Leben nicht darauf an, was der Mensch ist, sondern darauf, wie er das ist, was er ist; denn die Zeiten, wo ein König als besser galt, weil er ein König und nicht ein Arbeitsmann war, die Zeiten sind für immer vorbei. Uns winken höhere Ideale als Ruhm und Gold, uns winkt das Ideal der Arbeit, die die Menschheit eint und die allein die Edelsteine zu Tage bringt, die in jeder Menschenbrust vergraben ruhen.

In der That, die Verwirklichung des demokratischen Gedankens, daß alle Menschen Brüder sind und als solche behandelt werden sollten, sie schafft erst die Möglichkeit zu einem wahrhaft aristokratischen Aufbau der menschlichen Gesellschaft, d. h. zu einem Aufbau, bei dem das Können der Menschen wirklich zum Ausdruck kommt. Der Geburtsadel ist ein Hohn auf das aristokratische Prinzip und die Majorate sind die Henker adliger Kraft. Nie kann in einem Klassen- und Kastenstaat ein wahrer Adel bestehen, erst wenn den breiten Schichten des Volkes alle Wege und alle Bildungsmittel offen stehen, erst dann wird man sehen, wer in Wahrheit die Edelsten und Besten sind.

Aber je höher sich die menschliche Kultur entwickelt und je vielseitiger damit die Bethätigung der Menschen wird, umsomehr muß der Gedanke von der Einheit und Zusammengehörigkeit aller Menschen Macht über uns gewinnen. Es ist das notwendig, weil die größten Werke der Menschheit geradezu ein organisches Zusammenwirken aller Menschen erfordern. Darum aber auch müssen wir in jedem Menschen den Menschen achten, mag auch sein Können uns selbst nur gering erscheinen. Die Tropfen machen das Meer. Mögen die Gewebezellen, die im menschlichen Körper eine Zehenspitze bilden, entbehrlicher erscheinen, als jene Nervenzellen, aus denen im Kopfe die Gedanken entstehen, als Glieder und im Dienste desselben Organismus ist ihr Verdienst sich gleich. Mag dein Können klein sein oder groß, strebe hinaus über dich selbst im Dienste der Ideale der Menschheit. Nur das ist ein Verdienst, nur das ist Adel, und diesen Adel kann dir niemand verleihen, als du nur allein. Wer aber ein solcher, ein echter Aristokrat ist, der ist auch ein Demokrat und wird die Gleichberechtigung der Menschen nicht fürchten; aber die Achtung seiner Mitmenschen wird ihn doppelt adeln, weil nur die uns wahrhaft achten können, die neben uns und nicht unter uns stehen.

Einige Bemerkungen zum Streikwesen.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Der Verurteilung des halsstarrigen und fühllosen Auftretens der Prinzipale im Hamburger Streik wird sich wohl Jeder anschließen, dessen Gerechtigkeitsliebe und Gemeinsinn nicht durch Autoritäts-Gesichtspunkte aber zeitweilig dadurch beirrt ist, daß ihm verwandte Berufsinteressen oder persönliche Beziehungen eine Hinneigung zu jener Seite der Kämpfenden auferlegen. Die ausgezeichneten Männer, welche noch im letzten Stadium des Kampfes durch einen Aufruf zu Beiträgen für die streikenden „Arbeiter" auch auf das Gewissen der Unternehmer zu wirken suchten, haben jedenfalls einer sehr großen Zahl von Volksgenossen aus der Seele gesprochen und sich um die Entwickelung unabhängigen und gerechten Denkens über die soziale Bewegung in Deutschland hoch verdient gemacht.

Der widerwärtige Eindruck, den wir von dem hochmütigen Gebahren der Hamburger Herren empfangen haben, birgt jedoch die Gefahr in sich, daß wir einerseits die Position des Unternehmertums, andererseits die Gestaltung der Lohnkämpfe der Arbeiter zu allgemein und zu andauernd nach Gesichtspunkten beurteilen, die gegenüber den Hamburger Vorgängen jetzt mit vielem Recht in den Vordergrund gestellt werden, die aber der Ergänzung und Vertiefung ebenso wohl durch sittliche Erwägungen als durch die wissenschaftliche Ergründung der wirtschaftlichen Bedingtheiten noch gar sehr bedürfen.

Daß der einzelne „Arbeiter" unbedingt berechtigt ist, bei Ablauf seiner vertragsmäßigen Gebundenheit, einen höheren Preis für seine Arbeitsleistungen zu fordern, wenn der bisherige Preis oder Lohn die Kosten seiner Existenz und der Erhaltung und Erneuerung seiner Arbeitskräfte nicht gehörig deckt, oder auch wenn die ihm bekannte Lage des Arbeitsmarktes und des Marktes der Arbeitsergebnisse ihm die Aussicht auf Erlangung vernünftiger Vorteile und Verbesserungen zu eröffnen scheint, das ist Alles völlig selbstverständlich und auch allseitig anerkannt. Der einzelne „Arbeiter" wird es dabei unter Umständen, nämlich wenn seiner Leistung ein individueller Wert zu geben ist, auch selber in der Hand haben, durch Steigerung dieses Wertes seinen Forderungen Berücksichtigung zu verschaffen.

Viel schwieriger und fragwürdiger verhält sich dies Alles, wenn das Problem der Massen-Arbeit vorliegt. Hier versagt die so einfach erscheinende Konsequenz, die Lösung der

Lohnfrage als eine Sache des bloßen Forderns und Bietens, als eine Abmachung nach Art des Warenhandels zu betrachten und dabei als eine der beiden Handelsparteien das Unternehmertum („das Kapital"), als die andere ohne weiteres die „Arbeiterschaft" anzusehen, hier, meine ich, versagt dieses einfache Schema doch eigentlich seine Dienste. Es erscheint mir noch als ein Rest der vielen sehr leichtmütigen (allerdings in gewissen Entwickelungsphasen unseres Wirtschaftslebens außerordentlich förderlich gewesenen) Verallgemeinerungen des Manchestertums, daß auch in der jetzigen wirtschaftlichen Nationalökonomie an vielen, sogar sehr fortgeschrittenen Stellen jene schematischen Konsequenzen noch als ein wesentlicher Teil der Lösung des Lohnproblems hingestellt werden, während die Schwierigkeiten der Lösung doch viel mehr sozialer und sittlicher, als merkantiler und wirtschaftlicher Natur sind.

In der Massen-Arbeit verschwond der Einzelne und im allgemeinen auch die Individualität seiner Leistung. Seine Mehrforderungen bewilligt zu erhalten, hatte er keine Aussicht, wenn nicht eine möglichst große Anzahl von Arbeitsgenossen sich dieselben zu eigen machte. Da bei der Atomisierung der Arbeiterschaften in den großen Betrieben die Organisation verloren gegangen war, und do die Unternehmerschaften — mit rühmlichen Ausnahmen, die sich wohl vermehren, aber noch keine entscheidende Bedeutung hoben — von den Lebensoerhältnissen der großen Zahl ihrer Arbeiter keine fürsorgliche Kenntnis nahmen, so mußten Orgonisationen für den wirtschaftlichen Lohnkampf geschaffen werden. Dieselben wurden natürlich, wie in Autoritätsverhältnissen jeder Zusammenschluß der Untergebenen, im Anfong als aufrührerische Komplotte angesehen und trotz aller wirtschaftlichen Berechtigung der Einzelnen verdoten und unterdrückt, bis allmählich der Fortschritt der Gesittung, zuerst in England, vor einigen Johrzehnten auch in Deutschland, ihre soziale Berechtigung auch in der Gesetzgebung durchsetzte.

Der Vorwurf der Zettelung, des aufrührerischen Komplottes geht aber, besonders in Deutschland, noch immer um, wenn sich ein Streik organisiert. Und auch bei den Hamburger Herren hat dieser Vorwurf noch eine wesentliche Rolle gespielt. Das Menschenrecht, den Preis der persönlichen Arbeitsleistung selber „frei" zu bestimmen und von dessen Bewilligung die Leistung der Arbeit abhängig zu machen, wurde garnicht bestritten, wohl aber das Menschenrecht, sich durch Vereinigung stork zu machen; denn diese Stärke bringt ein Element in die merkantile Vereinbarung des Preises der Arbeit hinein, welches, abweichend von organisierten Preisforderungen, die auch in andern Hondelsobmochungen vorkommen, einen gewissen brutalen Charakter der Drohung und Terrorisierung hat. Es handelt sich in den Augen der Unternehmer dabei um Orgonisationsversuche von elementaren Gewalten, denen noch keine hinreichend gesicherte Selbstbestimmung einzuwohnen scheint. Notürlich, denn man hat sie ja sittlich vernachlässigt, und der Gewissensvorwurf, daß mon dies gethan hat, ist eine wesentliche Ursache der scharfen Gereiztheit der Autoritätsleute unter den Prinzipalen.

Aber die Gefahr der Terrorisierung ist in der That in anderer Richtung zweifellos vorhanden, nämlich der Terrorisierung der „Arbeiter" durch ihre eigenen Organisotionen. Dies ist der schwächste Punkt des Streikwesens und die am schwersten zu widerlegende, in den bürgerlichen Kreisen am meisten verbreitete und geglaubte Ankloge gegen die Streik-Organisotionen.

Die sittliche Beurteilung des sogenannten Streikbruches, überhaupt der Gegenwirkungen von Arbeitern selber gegen einen Terrorismus der bezüglichen Organisationen, darf keinesfalls leicht genommen werden. Gewiß giebt es, zumol im Anfange solcher Organisationen, wo noch nicht die intelligentesten und charaktervollsten Elemente der Arbeiterschaften zu dem gebührenden Einflusse gelangt sind, nicht wenige Fälle, in denen sogenannte Streikbrecher, die sich einem frivolen Vorgehen widersetzen, den höchsten moralischen Mut und den edelsten Gemeinsinn beweisen.

Mit der Allgemeinheit und der sittlichen Durchbildung der Organisationen, die sich gerade unter den „Arbeitern" überraschend schnell entwickelt, wächst allerdings für jeden Einzelnen die Pflicht, sich unterzuordnen, auch wenn er nicht ganz einverstanden ist. Der Terrorismus hört auf und wird zur edlen sozialen Gebundenheit, die mit wahrer individueller Freiheit sich sehr wohl verträgt.

Vorstehende kurze Gelegenheitsbetrachtungen über das Streikwesen möchte ich mit der Bemerkung schließen, daß diese Kampforganisationen, sittlich und sozial betrachtet, doch nur Uebergänge bilden können in höhere und feinere Organisotionen, in denen das rohe Fordern und Bieten zweier verschiedenen Interessen-Gruppen überwunden und das Unternehmertum in den Organisationen der Arbeit aufgegongen ist, an deren Spitze es in „schönerer Gestalt" wieder erscheint.

Verletzte Gefühle.

Von C. Henke.

Bekanntich hat zu den, vom Berliner Magistrat geptanten Veranstaltungen betreffend die „hundertjährige Geburtstagsfeier weiland Kaiser Wilhelm des Ersten die sozialdemokratische Gruppe der Stadtverordneten eine Erklärung obgegeben, durch welche gegen die Verwendung städtischer Mittel zu diesem Zwecke protestiert wurde. Ferner richtete sich der Protest gegen die geptante Massenverteitung einer Festschrift an die Schüler der städtischen Lehranstalten, ebenfalls auf Kosten der Stadt Berlin. Der erste Teil wurde hauptsächtich dadurch motiviert, daß zu den städtischen Einkünften auch die große Zahl der sozialdemokratischen Wähler beitragen muß; außerdem die betreffenden Gelder besser zur Verminderung des winterlichen Elends oerwendet werden könnten. Der zweite Teil der Erklärung beschäftigt sich mit dem Verstorbenen selbst und richtet sich gegen die, in einer Festschrift zur Geltung kommen könnende Tendenz und leicht mögtiche Einseitigkeit oder auch wohl gar Unrichtigkeit.

Beide Teite sind ihrem Wesen nach grundverschieden: Während man bei oberflächlicher Betrachtung dem ersten eine sozialistische Berechtigung zugestehen könnte, ist der zweite Teil vollkommen überflüssig und zeigt den ersten nur um so mehr in dem unvorteilhaften Lichte der Parteitendenz. Das Hereinziehen des Jahres Achtundoierzig, von seiten sotcher Männer, welche alle Geschehnisse ous dem Wesen der materialistischen Entwickelung herleiten, von seiten einer Partei, welche unzählige Mate in Wort und Schrift erklärt hat, daß auch die Menschen nur im Rahmen ihrer Zeit und Lebensoerhältnisse zu oerstehen sind, welche auf Grund ihrer höheren Erkenntnis die Revolution schon aus reinen Verstandesrücksichten mehr und mehr verurteiten müßte, und wenn sie es nicht öffenttich thut, eben nur Konzessionen an die radikaleren Elemente macht; dies olles macht die Protesterklärung zu einer wertlosen Deklamation.

Die Erklärung leidet aber bei Lichte betrachtet auch an inneren Widersprüchen. Entweder die Märzgefallenen waren die vergötterten zielbewußten Freiheitskämpfer, gegen welche Behouptung sich aber aus inneren Gründen vieles einwenden ließe, dann ist es untogisch die Schuld auf den aus seiner Zeit und seinen Verhältnissen herausgebildeten damaligen Prinzen von Preußen zu wälzen, oder die Gefallenen waren zum großen Teile die Opfer jenes „Irrtumes", dann sind sie einfach Verunglückte. Das Ganze ist aber so nebensächtich und die ganze Revolutionsspieterei dem Fortschritt so hinderlich, daß diese Erkenntnis selbst in den wenigst gebildeten Kreisen feststht und die sämtlichen „freiheitliebenden Elemente", mit denen die Protestler „sich eins wissen", mehr in der Illusion leben als in der Wirklichkeit. Wir Menschen sind eben zu sehr geneigt zu verallgemeinern. Man kann übrigens mit Recht sagen: Was haben uns die Gewaltrevolutionen gefördert? Die große Masse des Volkes ist heute genau so klug, wie sie in früheren Zeiten war; und die Gebildeten? Man denke nur an den Spiritismus und wie die ismusse alle heißen. Und dies alles trotz der großartigen Erfindungen und Entdeckungen in unserem Jahrhundert.

Aber auch der erste Teil des Protestes ist nicht einwandfrei und reizt überdies den Denker an, Analogien zu suchen und zu finden. Vorerst aber soll die Behauptung aufgestelli werden, daß Feste nicht unter allen Umständen zu verurteiten sind, sie können unter Umständen sogar die Spannkraft des Einzelnen oder ganzer Völker heben. Auch daß das Geld für andere Zwecke besser zu verwenden wöre, ist nicht immer ausschlaggebend. Wie manches

wenn auch billiges, Arbeiterfest, mancher Maskenball wird gefeiert, trotzdem das dazu verwendete Geld stets noch besser verwendet werden könnte.

Und dann wolle man gefälligst an einige Feste und Kommerse der sozialdemokratischen Partei denken, bei denen man auch hätte fragen können, giebt es nicht hilfsbedürftige Parteigenossen? Auch der Personenkultus ist bei der Partei in üppiger Blüte; allerdings zeigen diese Analogien uns vorläufig nur ein kleines Bild. Der Untergrund zu einer Vergrößerung, die geistig rückständigen Massen, sind aber vorhanden und man rechnet eben solange mit Tausenden, bis man im Besitze von Millionen ist.

Anläßlich der bezüglichen Debatten im roten Hause zu Berlin ist nun viel darüber gestritten worden, wem die Ehre des Tages gebühre; es gab, wie immer, Stimmen für und wider. So wird behauptet, die Majorität habe nicht die würdevolle Ruhe bewahrt, die geistig und gesellschaftlich hochstehenden Menschen geziemt, während, nach dem Berichte des Vorwärts selbst, ein Redner dieser Majorität gerade die Ruhe pries, mit der diese die Protesterklärung entgegengenommen habe. Jeder hat also recht, und dürfte der Preis, das Zeugnis vorbildlich gesitteten Betragens, hoher sozialpolitischer Bildung und Würde zwischen beiden Parteien gleich mäßig zu verteilen sein. Dies Urteil ließe sich begründen durch einige Begleiterscheinungen, welche die folgenden Tage zeigten.

Nun liegt hier aber wenig Interesse vor, diesen neuesten Parteikampf zu untersuchen; was hier am interessantesten erscheint ist die Aeußerung eines Majoritätsredners: „Die Herren (Sozialdemokraten) haben eine Meisterschaft darin erlangt, die Gefühle derer zu verletzen, welche andererer Gesinnung sind als sie." Diese Aeußerung ist eigentlich der beste Teil der ganzen Angelegenheit, sie führt, gewiß ohne Absicht, den beunruhigten Beobachter in das lichtere Gebiet der unfreiwilligen Komik.

Verletzte Gefühle — Gefühlspolitik. Hat so etwas Berechtigung? Nein! Verletzte Gefühle reizen, d. h. sie bringen den Gefühlspolitiker aus dem Gleichgewicht, d. h. weiter, sie beeinträchtigen seine Fähigkeit objektiv zu urteilen und machen ihn geneigt wieder zu verletzen, woraus der Zank entsteht. Hier ist Stoizismus am Platze oder dasjenige, dessen viele Sozialdemokraten sich schon oft in einer Art Galgenhumor rühmten, ein etwas dickes Fell.

Gewiß! Wir mißbilligen jede Taktlosigkeit, bedauern jeden Mißgriff, und noch mehr den, der ihn thut; wir durchschauen und verurteilen alles, was über die Wahrnehmung berechtigter Interessen — eigner, oder anvertrauter fremder — hinausgeht, und etwa in das Gebiet der Reklame hinüberspielt; aber wir werden nicht gleich nervös.

Und wollte man gar eine Bilanz ziehen, nach der Richtung hin, wessen Gefühle am häufigsten, am rücksichtslosesten und ungerechtesten verletzt worden sind, so könnten die Sozialdemokraten sicher am meisten über Verletzung klagen. Dies soll aber hier nicht geschehen; nur eine einzige Probe ungeheuerlichster Gefühlsverletzung soll hier angeführt werden.

Als das Sozialistengesetz im Jahre 1878 angenommen wurde, — schon sein Name „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" mußte das Gefühl aller gerecht denkenden Mitbürger verletzen — als dieses Gesetz angenommen wurde, war ausdrücklich bestimmt worden, daß es keine rückwirkende Kraft haben, und die Ausweisung nur die treffen solle, die sich von neuem jener „gemeingefährlichen" Bestrebungen schuldig machen. Trotzdem wurden eine Anzahl Personen sofort ausgewiesen, ehe sie noch Zeit hatten, etwas zu begehen, was diese Maßregel hätte rechtfertigen können. Sie wurden ausgewiesen als Leute, „denen eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit zuzutrauen" sei. Ein Flugblatt, in welchem die ersten Opfer jenes Gesetzes von den Berlinern Abschied nahmen und diese beschworen, sich nur nicht hinreißen zu lassen und dadurch der Reaktion zu dienen, ein Flugblatt, bestimmt, die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu stützen, wurde mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit konfisziert.

Aber vergessen wir die verletzten Gefühle. Das richtige gesunde Gefühl lehrt uns, daß wir vergessen sollen, was nicht mehr zu ändern ist, und dahin streben, daß wir die Gefühle Anderer mehr achten, uns selbst aber ein bißchen mehr abhärten lernen.

Die Fürsten wie die Völker sind weder so groß, noch so klein, weder so gut noch so schlecht, wie sie hingestellt werden, und dies gilt auch von Führern und Stadtverordneten aller Parteien. Will die Sozialdemokratie ihrer Sache nützen, so kann sie es am besten dadurch, daß sie dafür sorgt, daß ihre Proteste und Erklärungen sich nicht selbst entwerten; wollen die Gegner etwaigen ungerechten provokatorischen Kundgebungen wirksam entgegentreten, so thun sie es sicher mit dem besten Erfolge, wenn sie das Gute anerkennen, auch wenn es von sozialdemokratischer Seite kommt.

Was nun den Angriff auf das Andenken Wilhelms des Ersten betrifft, so wird eine spätere Zeit wahrscheinlich gerechter urteilen, wie ja auch unser Jahrzehnt schon gerechter urteilt über die Sozialdemokratie. Aber schon heute kann man behaupten, daß der 81 jährige Kaiser Wilhelm der Erste ebenso unschuldig war an jenem Gesetz und der harten Verfolgung vieler unschuldiger, ehrenwerter Mitbürger, wie die Sozialdemokratie unschuldig war an den ebenso schändlichen als absurden Attentaten.

Vermischtes.

Ein geschichtliches Dokument für spätere Geschlechter bilden die Artikel der „Hamburger Nachrichten" über den bekannten Aufruf für die Streikenden.

Es heißt dort u. A.:

„Wenn die Unterzeichner des Aufrufes zwecks Erlangung von Geld für die Streiker den Eindruck zu erwecken suchen, als ob den Arbeitern, falls sie sich gezwungen sahen, der berechtigten Forderung der Arbeitgeber nachzugeben, Unrecht geschähe, so machen sie sich damit einer Täuschung des Publikums schuldig. Da dies geschieht, um dritten Personen Vermögensvorteile zu verschaffen, auf die sie keinen Rechtsanspruch haben, liegt eine strafbare Handlung vor. Trotz der Versicherungen, der Aufruf erfolge im Interesse der Gerechtigkeit und die Unterzeichner wünschten nur, zu vermeiden, daß durch einen Sieg des Unterwerfungsprinzips eine dauerliche Verschärfung für künftige Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hervorgerufen werde, ist die Begünstigung der sozialistischen Absicht zweifellos: das Unternehmertum und damit die bürgerliche Gesellschaft soll zur Unterwerfung veranlaßt werden, nicht die Arbeiterschaft. Wir haben oft genug nachgewiesen, daß solche Bemühungen demagogisch sind. Wenn die Staatsbehörden wegen Mangels an gesetzlichen Handhaben sich nicht in der Lage befinden, dem Einhalt zu gebieten, so müssen sie um so energischer einschreiten, sobald der Professoren-Sozialismus gegen die allgemeinen Strafgesetze verstößt. Das ist unserer Ansicht nach hier der Fall. Die Sammlungen, zu denen aufgefordert wird, sind ebenso zu verbieten wie die hiesige Behörde die Haussammlungen der Streiker verboten hat. Wer über den sozialdemokratischen Charakter des Aufrufes noch im Unklaren sein sollte, wird sich eines Besseren belehren, wenn er erfährt, daß die Proklamation aus dem Lager des Pfarrers Naumann stammt. Wir erwarten, daß die Staatsbehörden endlich gegen den Unfug einschreiten, der von dieser Seite unter Gefährdung des öffentlichen Friedens und unter dem Anscheine von Gerechtigkeitsübung begangen wird. Wir wollen uns die Namen der Unterzeichner des Aufrufs merken, die anstatt ihren Berufsgeschäften obzuliegen, sich um Dinge kümmern, von denen sie nichts verstehen, und die sie nichts angehen. Den Schaden, der für unser Erwerbsleben durch die unbefugte Einmischung dieser sozialistisch gesinnten Gelehrten insofern entstehen kann, als den Streikern möglicherweise neue Mittel zur Fortsetzung des Ausstandes zugeführt werden, haben die Herren ja nicht mitzutragen. Wir rechnen bestimmt darauf, daß die zuständigen Behörden in allen Bundesstaaten die Sammlungen, zu denen Naumann und „Genossen" einladen, verbieten und die Urheber zur Verantwortung ziehen. Die hiesigen Arbeitgeber, die unter großen Opfern die Sache der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates gegen die Sozialdemokratie führen und gestern beschlossen haben, sich auf keine Verhandlungen vor Wiederaufnahme der Arbeit einzulassen, haben ein Recht darauf, ihr legitimes Interesse gegen die Umtriebe sozialistisch-ideologischer Weltverbesserer durch die Staatsorgane geschützt zu sehen."

Und an anderer Stelle:

„Wir glauben, daß wenn die Aufhetzerei der hiesigen Hafenarbeiter durch fremde Professoren und Pastoren unter dem strafrechtlichen Begriff des groben Unfugs subsumiert würde, dies noch eine sehr milde Beurteilung wäre. Wir finden es unverantwortlich, daß Universitätsprofessoren und Geistliche ihre Zugehörigkeit zur bürgerlichen Gesellschaft und ihre Verpflichtung gegen dieselbe derart verleugnen konnten, um die sozialdemokratische Arbeiterpartei in dem revolutionären Kampfe zu unterstützen, den sie ohne jede äußere Not aus ganz frivolem Machtkitzel, als „Kraftprobe" den Arbeitgebern aufgedrängt hat. Man sollte Männer, welche die Stellung, die sie als Vertreter der Wissenschaft im Staate einnehmen, auf solche Weise kompromittieren, aus derselben ausschließen, schon um den Verdacht zu entkräften, daß man mit ihnen sympathisiere.

Wir halten es überhaupt für unerläßlich, daß die bürgerliche Gesellschaft jede Begünstigung ihrer Todfeindin, der Sozialdemokratie, in dieser Form ahndet. Es muß den Vertretern des „Sozialismus der gebildeten Stände" zum Bewußtsein gebracht werden, daß die Förderung der sozialdemokratischen Bestrebungen für jeden unerlaubt ist, der der bürgerlichen Gesellschaft angehört. Wer unser Aufrechterhaltung seiner Stellung als Mitglied derselben die Sozialdemokratie unterstützt, verdient keine andere Behandlung als derjenige, der in einer belagerten Festung mit dem Feinde konspiriert. Obwohl die

soziale Frage keine Rechts-, sondern wie der Hamburger Streik neu beweist, eine Macht- und Kriegsfrage ist, sind die Kriegsgesetze auf derartige Handlungen leider nicht anwendbar. Aber die gelindeste Strafe, welche, so lange ein Sozialistengesetz nicht besteht, von der bürgerlichen Gesellschaft selbst verhängt werden muß, ist die Exklusierung."

Die Zeit ist nahe in welcher man Leute, die solche Hetzereien schreiben, zwar nicht aus der bürgerlichen Gesellschaft terroristisch ausschließen, aber als Feinde der Gesittung gebührend kennzeichnen wird.

Die Interessenkreise, deren Lebensanschauung die obigen Ausfälle wiederspiegeln, übersehen in ihrer sinnlosen Wut über die soziale Haltung jener Professoren vollständig die Konsequenzen ihrer eigenen Forderungen. Sie verlangen neue Ketzergerichte gegen das Bekenntnis wissenschaftlicher Ueberzeugungen, sie fordern, daß der akademische Forscher für seine Geisteshaltung nicht mehr das eigene Wahrheitsgewissen, sondern die Wirkung seiner Worte auf die Position der bürgerlichen Gesellschaft maßgebend sein lasse. Vergessen die Herren denn aber ganz, daß die gewaltigen technischen Machtmittel, welche die Naturkräfte in ihren Dienst zwingen, nicht aus der Welt des gekrechteten und künstlichen Denkens stammen, sondern ein Geschenk der freien Wissenschaft sind — derselben Wissenschaft die man einst im Qualm der Scheiterhaufen zu ersticken suchte, weil ihre Ergebnisse die Grundlagen der Gesellschaft zu untergraben schienen? Alle großen wissenschaftlichen Entdeckungen entsprangen jener radikalen Unbefangenheit, die nichts von einer Verpflichtung gegen eine besondere Klasse weiß, sondern das an den Erscheinungen sucht, was für Alle d. h. objektiv giltig ist. Was würde aus der Schiffahrt der Hamburger Rheder ohne Astronomie, Physik und Meteorologie? Und was würde aus der Naturwissenschaft, wenn die Rücksicht auf die „herrschenden Strömungen" in die Arbeit und die Lehre unserer akademischen Forscher eindrängen und Streber die Erzieher der studierenden Jugend würden! Will man echte Wissenschaft — und man braucht sie, denn die Pseudo-Wissenschaft ringt der Natur kein Geheimnis ab — so muß man sich auch bekenntnisfreudige Männer gefallen lassen; denn „wer die Wahrheit kennt und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!" Will man aber geknechtete Wissenschaft und erbärmliche Wichte auf dem Katheder, so soll man sich dann auch nicht wundern, wenn die deutsche Industrie und Technik überflügelt wird, von den Ländern, auf deren Hochschulen die Probleme der Natur und der Gesellschaft mit freiem Geiste durchdacht werden: Oder will man vielleicht nur die Sozialwissenschaft knechten und die Naturwissenschaft frei lassen? Wollen die Rheder sich die Sturmwarnung der Meteorologen zu Herzen nehmen, dagegen die Sturmwarnung der sozialen Wissenschaft mit dem Staatsanwalt bedrohen? Glauben sie, daß die Wissenschaft unentbehrlich sei für die Behandlung der Naturkräfte, dagegen bei der Behandlung beseelter Wesen durch gedankenlose Stümperei ersetzt werden könne?

Verhülung von Streiks durch die öffentliche Meinung. Vor einiger Zeit entließ eine der großen Londoner Eisenbahngesellschaften 65 Angestellte wegen agitatorischen Hervortretens in der Gewerkschaftsbewegung. Der Verband der Eisenbahnangestellten nahm sich der Sache an, ein großer Streik drohte. Da erhob sich die öffentliche Meinung. Selbst die kapitalistische „Times" trat für die Coalitionsfreiheit der Arbeiter ein, und was das Entscheidende war: Eine ganze Reihe von Aktionären aus den oberen Zehntausend drohten ihre nächsten Dividenden in die Streikkasse zu zahlen, wenn die Gesellschaft darauf beharrte, die Arbeiterorganisation zu sprengen. Die Folge war, daß sämtliche entlassenen Agitatoren wieder eingestellt und als Vertreter der Angestellten anerkannt wurden.

Diese Beteiligung von materiell interessierten Aktionären an der sozialen Bewegung der öffentlichen Meinung zeigt wieder deutlich, daß die soziale Entwickelung nicht dahin geht, den Klassenkampf zu verschärfen, sondern vielmehr dahin, ihn aus einem Kampf zweier Klassen in einen Kampf der weitblickenden Besitzenden gegen die starrsinnigen Besitzenden zu verwandeln. F.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Barteld.

Berlin SW., Hallesches. 33.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Hempel'schen Klassiker-Ausgaben

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel

aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus

von

Dr. phil. Rudolph Penzig,

Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

248 S. ganz Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

In unserm Verlage erschien soeben:

Das Sittengesetz.

Untersuchungen über die

allgemeinen Grundlagen der Freiheit und der Sittlichkeit.

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

Herr Prof. Dr. F. Jodl urteilt über das Werk:

„Wir haben es mit einem achtungswerten Denker von selbständigen Ueberzeugungen und ernstem Willen zu thun".

„Ref. möchte nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass sich in dem Buche eine ganze Reihe von wertvollen Einzeluntersuchungen befinden, welche die reichen Kenntnisse des Verf. und eine glückliche Gabe, Abstraktes durch Anknüpfung an Besonderes zu veranschaulichen, im besten Lichte zeigen, und ohne weiteres, sowohl für die Ethik als namentlich für die Psychologie dankbarst acceptiert werden können".

Früher erschien:

Noumena.

Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus".

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Preis 4 Mark.

Ethische Schriften.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki 2 M., geb. 2,60 M.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autoris. Uebers. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen v. W. Foerster. 4 M. geb. 5 M.

Gesittungsfreiheit und Gesittung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Anfänge einer neuen sozialen Gesittung. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gesetze der Sage. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur gesammelt und hrsg von Dr. Paul v. Gizycki. 7,50 M., in Halbfranzband 10 M

Man trägt und teilt den Sulduten im Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und dearbeitet von Georg und Lily von Gizycki 3. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. u. Aquarell v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr Fr. Lütgenau. 30 Pf.

Der Kampf um Arbeit Eine Reform-Studie. Von Gustav Mayer. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lebensansicht. Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Kränze. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihre Gegner. I. Nietzsche-Narren. II. Wölfe in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf

Apriorische Grundlegung einer Philosophie des Gesetzens. Von Dr. Berthold Weiß 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschr. für sozialethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 8 M

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2220.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 20. Februar 1897. | Nr. 8.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der erste Marxist. Von Jul. Platter. – Ethische Litteraturfragen. – Ein ethischer Knaben- und Mädchen-Club in London. Ein Brief aus London. – M. v. Egidy's „Verbindung". – Vermischtes. – Kunst und Sozialdemokratie.

Der erste Marxist.

Von Prof. Dr. Jul. Platter in Zürich.

Ich wurde um eine Besprechung des neuen Buches von Professor Werner Sombart „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert" (Jena, Gustav Fischer, 1896), angegangen. Es ging mir, wie in jedem solchen Falle; ich kann es nicht über mich gewinnen, einen wirklichen Schriftsteller mit einigen Zeilen und unbegründeten Generalurteilen abzuthun, sondern fühle mich verpflichtet, die Besprechung entweder ganz abzulehnen, oder auf das Einzelne einzugehen, dem Gedankengang Schritt für Schritt zu folgen. Wer es aber so macht und nicht ein Buch über ein Buch schreiben will, der muß sich auf den wichtigsten Teil beschränken. Daß dieser den Charakter des Ganzen teilt, ist mindestens wahrscheinlich.

Der Verfasser spricht von den Arbeiterbewegungen verschiedener Länder und sagt: der deutsche Typus ist die gesetzlich-parlamentarisch-politische Arbeiterbewegung (S. 37). Man kann sie, im Gegensatz zur englischen, am ehesten als eine normale betrachten (S. 39). Sie ist (der Verfasser mag hinzusetzen: nämlich, wenn sein Urteil wirklich logisch ist) „wie ein Meteor vom Himmel gefallen", — „wie aus der Pistole geschossen." Der Grund liegt vor allem „in der Persönlichkeit ihres Begründers, Ferdinand Lassalle" (S. 56), dessen Individualität „wir ein gut Teil Sonderart verdanken." Die Lassallesche Bewegung hat „vielfach sogar einen schlechthin persönlichen Charakter" (61).*)

Dazu kommen auch noch „sachliche Momente" des politischen und sozialen Lebens (S. 57). Nämlich: 1. für eine revolutionäre Bewegung war es zu spät, weil diese „unreif" gewesen wäre. Das sehe man an Italien, das auch keine Revolution macht, obwohl die Italiener „von Natur zum Revolutionismus drängen" und 2. Deutschland war ökonomisch unreif für eine kräftige gewerkschaftliche Bewegung.

Also, so dürfen wir hier einschalten, Deutschland war reif für den normalen Sozialismus, aber unreif für die gewerkschaftliche Bewegung, welche zahlreiche Großbetriebe voraussetzt, die das moderne Proletariat, diese geborene Sozialistenklasse, erst erzeugen. Denn die moderne soziale Bewegung ist nach Sombart „charakteristisch nach den Trägern dadurch, daß sie eine proletarische Bewegung ist" (S. 4). Das Proletariat ist das Ergebnis der kapitalistischen Produktionsweise. „Die Entstehungsgeschichte des Proletariats ist also die Geschichte des Kapitalismus" (S. 5).

*) Engels schrieb nach dem Tode von Marx an Liebknecht: „Was wir alle sind, das sind wir durch ihn; und was die heutige Bewegung ist, sie ist es durch seine theoretische und praktische Thätigkeit" (s. Liebknechts „Karl Marx", 1896, S. 20). Wie diese Ansichten zur materialistischen Geschichtsauffassung passen, und inwiefern sie eine Arbeiterbewegung am ehesten noch als normal erscheinen lassen, darüber zu urteilen dürfte nicht allzu schwierig sein.

Dies Zusammentreffen des deutschen Sozialismus mit einer rückständigen Volkswirtschaft, in der zunächst hauptsächlich Handwerksgesellen gegen ihre armseligen Meister und „Ausbeuter" den „Klassenkampf" führen, ist ebenso eigentümlich, wie die Erscheinung, daß gerade deutsche Arbeiter vom Anfang an alles vom Staate hoffen, obwohl sie die engherzigste, freiheits- und fortschrittsfeindlichste Junker- und Geheimratswirtschaft rings um sich sehen. Doch das mag vielleicht der Grund sein, wenn auch kein triftiger. Wer in einem despotischen Staate lebt, der kann leicht auf den Gedanken kommen, es brauche weiter nichts als die Republik, oder gar bloß das allgemeine Wahlrecht (Lassalle), um das Vaterland in ein Paradies zu verwandeln. Immerhin könnte man sich noch einen andern, sogar wahrscheinlicheren Zusammenhang denken. Das deutsche (Klein-)Bürgertum war bei aller Mißregierung, die es über sich ergehen lassen mußte, seit lange, besonders in der Zeit der dicksten Reaktion in den fünfziger Jahren, genau in dieselbe Hoffnungsseligkeit versunken, in „die allgemeine Gewohnheit", wie Professor Conrad einst sagte (Jahrbücher f. Nat.-Ök. u. Stat. Bd. 33, S. 447), „sich in allen Dingen auf den Staat zu verlassen, ihn für jedes Unglück verantwortlich zu machen, von ihm stets Hülfe zu erwarten." Und als Ursache dieser fatalen Erscheinung giebt Conrad an „das langjährige, engherzige Polizeiregiment." Der Unterschied war nur, daß die Kleinbürger zumeist — auch nicht immer, denn sie hatten ja gelegentlich republikanische Anwandlungen — zum bestehenden Staate, den herrschenden Mandarinen, um Hülfe aufblickten, die Lassalleschen Arbeiter zum künftigen des allgemeinen Stimmrechts und seinen neuen Mandarinen. Nimmt man dazu den eingeborenen Doktrinarismus des Landes der Schulmeister, so begreift man vielleicht, wie ein einzelner Mann, der eine fertige Doktrin aufstischen konnte, zunächst eine ganze Bewegung schuf und beherrschte. Besonders normal können wir einen solchen Vorgang nicht nennen. Wir würden eher sagen: Daß auch die deutschen Arbeiter sich endlich rührten, war natürlich; daß sie sich auf Kommando eines Bourgeois rührten, war unnatürlich. Daß sie anfingen, ihre eigensten Interessen zu vertreten, war natürlich; daß sie sich Ziel und Weg von einem Theoretiker vorschreiben ließen, war unnatürlich. Daß sie etwas zur Verbesserung ihrer ärmlichen Lage thun wollten, war natürlich; daß sie einen eleganten Lebemann, einen preußischen Rittergutsbesitzer und einen Bismarckknecht in spe fragten, was sie thun sollten, war unnatürlich. Von dieser Unnatur hat sich die deutsche Arbeiterbewegung bis auf den heutigen Tag nicht ganz frei gemacht, bei weitem nicht. Sie hat keinen rein naturwüchsigen Charakter, sie hat etwas Gekünsteltes, Phrasenhaftes, Doktrinäres, was heute allerdings schon von manchem Führer, unter vier Augen wenigstens, zugegeben wird.

Und das war also der „entschlossene Radikalismus" (S. 59), dem sich die deutschen Arbeiter ergaben und den sie

beim Bürgertum, das nach Sombart auch von ökonomischen Dingen nichts verstand, nicht fanden.

Nun kam (1867) Bismarck mit seinem allgemeinen Wahlrecht, das die schwache Bourgeoisie noch mehr schwächte und die Arbeiter „immer mehr auf die Bahn der rein parlamentarischen Bewegung drängte“ (S. 60).

Ein letzter „sachlicher Grund“ liegt in Carl Marx, von dessen Geiste die deutsche Bewegung erfüllt ist, der die theoretischen Sätze formulirte, „die das Gemeinsame aller zielbewußten proletarischen Bewegung zum scharfen, pointierten Ausdruck bringen“ (S. 62). Alle wesentlichen Elemente seiner Theorie der sozialen Bewegung, die „bestimmend auf den Gang der sozialen Entwickelung eingewirkt hat“, finden wir schon in dem „berühmten kommunistischen Manifest“ (S. 65). Diese Theorie irrt, nebenbei gesagt, „in wesentlichen Punkten so sehr, daß sie kaum noch als Ganzes aufrecht erhalten werden kann“ (S. 68). Worin besteht nun diese Theorie? Das wußte bis jetzt niemand. Man mußte sie erst suchen, also Marx erst entdecken, der sich offenbar selbst noch nicht entdeckt hatte. Der erste wirkliche Marxist ist also natürlich dieser Entdecker und der heißt selbstverständlich Sombart. Er hat vor ca. 2 Jahren auch die Marxsche Wertlehre entdeckt und meint nun (S. 69), diejenigen haben vielleicht Recht, die da sagen, das sei garnicht mehr die Marxsche Wertlehre. Aber das mache nichts, denn diese Nicht-Marxsche Wertlehre sei doch die einzige haltbare Marxsche Wertlehre. — Wir referieren hier, wir urteilen nicht über den Thatbestand.

Dabei ist Sombart keineswegs ein Sozialist; der erste und einzige Marxist, der eigentliche Schöpfer des Marxismus ist ein Bourgeois geblieben, er rechnet sich selbst ausdrücklich (S. 69) zu den „bürgerlichen Marxkritikern.“ Seite 120 erklärt er, daß „wir nicht selber im Kampf für die neue soziale Ordnung stehen“ und „nur bangen für die Erhaltung dessen, was uns allen teuer ist, für die Güter unserer*) Kultur.“

Warum mußte der Marxismus erst entdeckt werden? Marx und Engels haben uns bloß „einen wirren Haufen verschiedenartigsten Gedankenmaterials hinterlassen“, „ein höchst unbehalfenes Durcheinander von teilweise sich widersprechenden Lehren“ (S. 68 u. 69), wir finden darin zwar gewisse Grundideen, aber das einheitliche System wird durchkreuzt und gestört durch „ganz verschiedene Gedankengänge.“ Man muß daher „das Essentielle vom Accidentiellen“ unterscheiden — dann bekommt man eine so harmlose, unschuldige, friedliche Theorie heraus, daß selbst der bornierteste konservative Spießbürger im deutschen Reiche kaum einen Anstoß daran nehmen kann, daß wahrscheinlich selbst der ebenfalls von Sombart (S. 16) neuentdeckte Reaktionär Leopold von Haller (vermutlich derselbe, der die „Restauration der Staatswissenschaft“ schrieb), sich mit dem neuen Marxismus hätte einverstanden erklären können.

Marx nennt zwar im kommunistischen Manifest das Proletariat die revolutionäre Klasse, die einzige wirklich revolutionäre Klasse, der Proletarier ist nach ihm eigentumslos, sein Verhältnis zu Weib und Kind hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis, die moderne industrielle Arbeit hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn ebensoviele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebensoviele bürgerliche Interessen verstecken. Religion, Moral, Philosophie, Politik und Recht sind nur Bewußtseinsformen, die auf der Klassenherrschaft und -Ausbeutung beruhen und sich mit dem gänzlichen Verschwinden des Klassengegensatzes vollständig auflösen werden. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird. Das Proletariat führt einen mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg innerhalb der bestehenden Gesellschaft, bis auf den Punkt, wo er in eine offene Revolution ausbricht und durch den gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie das Proletariat seine Herrschaft begründet. Der nächste Zweck der (marxistischen) Kommunisten ist: Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisherrschaft, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat. Der erste Schritt in der Arbeiterrevolution ist die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie (diese Identifizierung von Demokratie mit Herrschaft des Proletariats ist der politische Grundirrtum von Marx, wie von Lassalle, beruhend auf dem anderen Grundirrtum, daß das Proletariat „die ungeheure Mehrheit“ bilde). Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren. Dazu gehören zunächst despotische Eingriffe in das Eigentumsrecht und die bürgerlichen Produktionsverhältnisse. — Die Kommunisten unterstützen überall jede revolutionäre Bewegung und verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern! — Soweit das Manifest.

Noch im „Kapital“ (I., S. 777 der dritten Auflage) sagt Marx: „Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht“ und: „die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert . . . Die Verwandlung des auf eigener Arbeit der Individuen beruhenden zersplitterten Privateigentums in kapitalistisches ist natürlich ein Prozeß ungleich mehr langwierig, hart und schwierig, als die Verwandlung des thatsächlich bereits auf gesellschaftlichem Produktionsbetrieb beruhenden kapitalistischen Eigentums in gesellschaftliches. Dort handelte es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren, hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse.“ Und Friedrich Engels sagt in dem im Januar 1887 geschriebenen Vorwort zur zweiten Auflage seiner Schrift „Zur Wohnungsfrage“: „Die Hauptforderung von Marx: Besitzergreifung sämtlicher Produktionsmittel . . . . . durch das zur politischen Alleinherrschaft empargestiegene Proletariat, ist heute die Forderung der gesamten revolutionären Arbeiterklasse . . .“ und bemerkt ebenda, höchst charakteristisch für seinen und seines Freundes Marx „evolutionären“ (nach Sombart) Standpunkt: „In der sozialdemokratischen Partei selbst, bis in die Reichstagsfraktion hinein, findet ein gewisser kleinbürgerlicher Sozialismus seine Vertretung. Und zwar in der Weise, daß man zwar die Grundanschauungen des modernen Sozialismus und die Forderung der Verwandlung aller Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum als berechtigt anerkennt, aber ihre Verwirklichung nur in entfernter, praktisch unabsehbarer Zeit für möglich erklärt. Damit ist man dann für die Gegenwart auf bloßes soziales Flickenwerk angewiesen und kann je nach Umständen selbst mit den reaktionärsten Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Klasse sympathisieren.“ Hier findet also Engels den echten marxistischen Sozialismus nur dort, wo man an den nahe bevorstehenden „Klabderadatsch“ glaubt. Wer die Grundanschauungen und die Forderungen des echten Sozialismus acceptiert, aber an einen fernen Sieg denkt, der kann immer noch ein halber Reaktionär sein. Und wenn derselbe Engels kurz vor seinem Tode — er war in den letzten Zeiten seines Lebens etwas altersschwach und unselbständig geworden — in einer von Sombart (S. 83) citierten Schrift, die Sombart selbst „eine Art Beichte“ nennt, zugesteht, daß er sich im Jahre 1848 (!) geirrt, daß die Sozialisten selbst heute noch eine lange und schwere Arbeit vor sich haben und daß die Zeit der „Ueberrumpelungen“ vorüber sei ꝛc., so beichtet er da eben die Irrtümer seines ganzen Lebens, er verleugnet, dementiert, negiert die Anschauungen, die er mit Marx bisher in politischer, praktischer, taktischer Beziehung vertreten

*) bürgerlichen.

und legt damit nicht, wie Sombart sagt, ein bedingungsloses Bekenntnis zum Marxismus ab, zu dem er sich fürwahr von Jugend auf bedingungslos bekannte, sondern er erklärt zuguterletzt den völligen Bankerott des politischen Marxismus, der stets ein revolutionärer war, wenigstens nach außen hin, sozusagen in seinen offiziellen Verlautbarungen. Nimmt man das revolutionäre Element aus dem marxistischen Sozialismus heraus, so bleibt von seiner sozialen Theorie (von Marx als Nationalökonom reden wir hier nicht, der steht uns himmelhoch) für die sozialdemokratische Partei wirklich nichts mehr, wozu die Gründung einer besonderen politischen Partei nötig oder nützlich wäre. Denn daß sich auch unsere ökonomischen Verhältnisse nach und nach, Schritt für Schritt, fast unmerklich ändern und mit der Zeit — Gott weiß wann — eine Sozialwirtschaft auf Grundlage des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln sich entwickeln werde, das ist doch kein Satz, der eine besondere Partei wachrufen oder erhalten könnte.

Sombart kennt natürlich so gut wie andere alle die revolutionären Charakteristika des marxistischen Sozialismus, aber sie sind ihm bloße Accidentien. Diejenigen, die darin etwas Wichtiges, Wesentliches, dem Marxismus Eigentümliches sehen, bezichtigt er ein für allemal der „vulgären Auffassung", die er zugleich als die „herrschende" bezeichnet (S. 80). Was ist da zu machen? Die ganze sozialdemokratische Partei (mit Ausnahme der von Engels stigmatisierten kleinbürgerlich gesinnten Elemente) huldigte bisher dieser Auffassung, Marx und Engels waren, zum wenigsten meistens, in diesem Sinne vulgär; dürfen wir auch noch die bürgerlichen Schriftsteller dazurechnen, die den „revolutionären Sozialismus", zu welchem die Sozialdemokratie mit ihren geistigen Führern sich bekennt, als marxistisch anerkennen, so befinden wir uns wenigstens in sehr zahlreicher und — mindestens teilweise — doch auch einigermaßen kompetenter Gesellschaft, wenn wir uns ebenfalls zu dieser vulgären Auffassung bekennen. Die höhere, Sombartsche, besteht darin, daß Marx und Engels gerade da sich selbst untreu, keine rechten Marxisten waren, weder in der Theorie, noch in der Praxis (S. 81), wo sie revolutionär sprachen, daß sie in allen solchen Momenten, also z. B. gerade bei der Abfassung des heute noch allgemein von der Partei und von Sombart anerkannten sozialdemokratischen Glaubensbekenntnisses, des kommunistischen Manifestes, der eigentlichen Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus (soweit man darunter nicht einfach eine kritische Theorie des Kapitalismus versteht), mit von überschäumender revolutionärer Leidenschaft umschleiertem Blick (S. 81) den Lauf der Dinge, die soziale Entwickelung betrachteten, daß bei ihnen „alle Augenblicke wieder der alte revolutionäre Adam zum Vorschein kam und ihnen ein Schnippchen schlug. Seit dem Jahre 1845 haben sie nicht aufgehört, von Revolutionen, und zwar echten, bei denen es hoch herging, zu träumen; immer wieder haben sie ihren nahen Ausbruch verkündet." Aber das war lauter unrealistische Beurteilung der Lage, irrtümliche Auffassung der Machtverhältnisse, hervorgegangen aus Haß und Groll der Emigranten, denen „die Wut die Kehle zuschnürte", wobei dann „die realistische Seele zum Fenster hinaus" flog (S. 82).

Der eigentliche Inhalt des eigentlichen Marxismus ist nach Sombart, soweit es sich um praktische Dinge handelt (um „soziale Bewegungen"), dieser: Das Ziel der proletarischen Bewegung ist der demokratische Kollektivismus (S. 72), ein Ideal, für dessen Verwirklichung eine wissenschaftliche Begründung vielleicht unmöglich ist (S. 74).

Der Weg zur Erreichung dieses Ziels ist der Klassenkampf.

Wir haben aber heutzutage „zahlreiche soziale Klassen", z. B. Junker, Bourgeois, Kleinbürger, Proletarier u. s. w. (S. 74 f.).

Hier gestatte man uns wieder eine kleine Bemerkung. Im kommunistischen Manifest heißt es gleich am Eingang: Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist eine Geschichte von Klassenkämpfen. — Diesen Satz erklärt Sombart für „eine der größten Wahrheiten, die unser Jahrhundert erfüllen" (S. 1).

Das Manifest fährt fort: Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Geselle, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.

Ist das auch noch eine der größten Wahrheiten des Jahrhunderts oder schon in jenem Delirium des Hasses geschrieben, bei dem die realistischen Seelen der beiden Verfasser des Manifests zum Fenster hinaus flogen? Nach meiner Meinung sind beide Sätze, wenn man sie in der Allgemeinheit nimmt, in der sie gegeben sind, eine riesige Aufschneiderei, sofern man nicht jede Art von Eintreten für das eigene Interesse, also das Leben selbst, schon einen Kampf nennen will, eine Anwendung des Wortes Kampf, die Marx hier sicher nicht im Sinne hatte. Er schreibt da als Politiker, und was er schreibt, ist ein Parteimanifest, das die Arbeiter revoltiren soll, und darum macht er diesen die Geschichte so zurecht, wie sie sie für ihre praktischen Zwecke, als Revolutionäre, brauchen können.

Im Sinne hat er bei seiner Formulierung gewiß von der ganzen Geschichte nicht viel mehr als die französische (Bourgeois-) Revolution, welche den Feudalismus beseitigte, und auf die nun die Proletarier-Revolution folgen soll, die den Kapitalismus stürzt. Das ist die ganze große Extra-Wahrheit, die neue Wahrheit und Heilslehre, die in jenen Sätzen steckt. Denn daß das Leben ein Kampf ist in gewissem Sinne, daß die Interessen von Gruppen wie von Einzelnen sich gelegentlich oder immerfort unharmonisch bewegen und feindselig auseinanderstoßen können, das wußte man ungefähr schon längst.

Junker, Bourgeois, Kleinbürger sind ja auch heute im Kampf in Bezug auf gewisse Interessen — und auch die Arbeiter haben andererseits gemeinsame Interessen mit den übrigen Klassen, in Bezug auf welche kein Kampf, sondern Eintracht herrscht, z. B. bei der Abwehrung von Seuchen, Überschwemmungen, räuberischen Einbrüchen fremder, besonders barbarischer Nationen u. s. w. — und da sie nach Sombart Klassen sind, offenbar im Klassenkampf. Aber werden sie die ganze Gesellschaft revolutionär umgestalten oder alle miteinander zu Grunde gehen? (Schluß folgt.)

Ethische Litteraturfragen.

Erörtert von einem alten Bücherfreunde.

3.

Dem längstgeübten Unfug litterarischer Fälschungen erschuf die Neuzeit ein seltsames Gegenstück in dem bisher einzig dastehenden Bemühen, Shakespeare die Urheberschaft seiner Dichtungen abzusprechen und sie seinem Zeitgenossen Bacon zuzuweisen. Es könnte das als Ausgeburt des Wahnsinns angesehen werden, wenn die Erscheinung vereinzelt und vorübergehend aufgetreten und wie Schaum im Gewoge der Tagesmeinungen zerstoben wäre. Mit einer ungewöhnlichen Zähigkeit hat der Argwohn, Shakespeare könne nicht selbst seine Stücke geschrieben haben, sich nahezu ein halbes Jahrhundert gehalten. Aus einer flüchtigen Behauptung in einem Journalartikel zu einer völligen Theorie ausgewachsen, die nunmehr in dicken Bänden verfochten wird, hat sie das willige Gehör gefunden, dessen eine rechthaberische Gehässigkeit sicher sein kann, wenn sie im Namen der Gerechtigkeit und Wahrheit auftritt und den hierdurch bestochenen Gemütern den Vorteil eines über einen vermeintlichen Wahn erhabenen Besserwissens vorgaukelt. Hohl und willkürlich in ihrer ganzen Beweisführung, ist die leidige Bacon-Theorie namentlich dadurch so widerwärtig, weil sie an die unsittlichsten Gefühle bei ihren Gläublern appelliert. Es handelt sich nicht darum ein bisher bestehendes Unrecht zu ermitteln und ein verkanntes Verdienst zu seiner Geltung zu bringen, vielmehr soll ein wirkliches

Digitized by Google

Verdienst als erschwindelt und die betreffenden Leistungen selbst als geringwertige Nebenbeschäftigung nachgewiesen werden. Shakespeare um sein Recht, um seinen guten Namen bringen, die ihm gezollte Verehrung dreier Jahrhunderte als blöde Urteilslosigkeit hinstellen, die einer nüchternen Untersuchung nicht Stand hält, ist der Zweck jener Aggression*), an der sich Schriftsteller in Amerika und England und letztlich auch in Deutschland beteiligt haben. Wie bei demagogischen Hetzereien, gilt es einen frenetischen Abscheu gegen eine bisher hochgehaltene Größe zu entfesseln und sie mit boshafter Schadenfreude der ihr zuerkannten Bedeutung zu entkleiden: das allein tiegt dem abscheulichen Treiben zu Grunde.

Man hat gemeint, das Ganze sei des Aufhebens nicht wert gewesen, das man davon gemacht, indem es durch seinen Aberwitz und seine Widersprüche hinlänglich gerichtet sei und aus den ihm gewordenen Widerlegungen nur Nahrung gezogen habe. Die Bereitwilligkeit jedoch, womit die Bacon-Theorie ihrer Pikantheit wegen von den Tagesblättern verbreitet worden und die Verwirrung, die sie vielfach angerichtet, verboten schon deshalb jedes Schweigen, weil es gar leicht als ratloses Zustimmenmüssen zu den betreffenden Argumenten sich deuten ließe. Zudem hatte die Theorie einen gewissen Rückhalt an zwei Mißlichkeiten seitens der bisherigen Shakespeare-Litteratur. Sie war die unverkennbare Rückwirkung der maßlosen Vergötterung, die dem Dichter durch einen großen Teil seiner Verehrer geworden, war also gewissermaßen ein unwillkürlicher Ausgleich, dem wiederum der Mißstand zu gute kam, daß über das Leben des Dichters selbst gar wenig bekannt war und allen Mutmaßungen darüber freien Spielraum bot, die Annahme mithin, daß er die seinen Namen tragenden Werke verfaßt habe, keine größere Berechtigung zu haben schien als das Gegenteil.

An diesem Punkt hat die Beweisführung gegen die Bacon-Theorie einzusetzen, und das erkannt und mit durchschlagendem Erfolg ausgeführt zu haben, ist das nicht genug zu schätzende Verdienst von Georg Brandes, dessen im Laufe des vorigen Jahres zum Abschluß gebrachtes Werk „William Shakespeare“**) die Aufgabe hat, die Rechte des Dichters an seinen Werken gegen alle Angriffe zu sichern.

„Allzu lange“, erinnert Brandes, „hat man gesagt: wir wissen durchaus nichts von Shakespeare, oder: was wir von ihm wissen, kann auf einer Oktavseite stehen. Allzu oft hat man wiederholt: Shakespeare schwebt unpersönlich über seinem Werke. Sogar in unsern Tagen hat man seine Persönlichkeit im Werke ungreifbar genannt. Endlich hat man durch diese Behauptung es dahin gebracht, daß eine Bande unfähiger Dilettanten in Amerika und Europa den Mut bekam, William Shakespeare die Urheberschaft an seinem Lebenswerk vorzuenthalten, einem anderen die Ehre für sein Genie zuzuschreiben, ihn selbst und seinen unverletzbaren Namen mit wahnsinnigen Hohnreden, die durch alle Länder schallten, zu begeifern.“ Im Gegensatz zu dieser Auffassung von Shakespeares Unpersönlichkeit und aus Entrüstung über diesen Sturmlauf der Unwissenheit und des Dünkels gegen einen der größten Wohlthäter der Menschheit, hat Brandes seine Arbeit vorgenommen. Seinerseits war er der Ansicht: „wenn wir ungefähr vierzig gewichtige Schriften von einem Manne besitzen, so ist es ausschließlich unser eigener Fehler, wenn wir durchaus nichts von ihm wissen. Der Dichter hat seine Persönlichkeit in diese Schriften niedergelegt. Es kommt also nur darauf an, daß wir zu lesen verstehen, so finden wir auch ihn selbst darin.“

Shakespeare so zu lesen ist freilich nicht jedermanns Sache. Der Gedanke, seiner Persönlichkeit in den Werken auf die Spur zu kommen, tauchte in der deutschen Shakespeare-Forschung bereits um die Mitte der siebziger Jahre bei Karl Elze auf. Sein gehaltreiches, umfassendes Werk brachte jedoch nur das wichtigste Material zu einer solchen Darstellung, die sich unter seinen Händen zu keinem festumrissenen Bilde gestalten wollte. Das pulsierende Leben, das Elze darin gefühlt, wurde erst zu Anfang des gegenwärtigen Jahrzehntes durch Alois Brandl anschaulich: seine auf dieser Grundlage fußende Shakespeare-Biographie*) lieferte ein Porträt, dessen Züge das echte Lebensgepräge tragen. Noch packender, tiefer, gehaltvoller, vielseitiger ist das Gemälde, das wir Georg Brandes zu verdanken haben, welches uns nicht nur den Dichter selbst in warmblütiger Unmittelbarkeit, sondern auch das ganze Zeitalter vorführt, in welchem er seine großartige Thätigkeit entfaltet hat.

Ein echtes, ganzes Menschenleben entrollt Brandes vor unsern Blicken. Die Entwickelung der dichterischen Thätigkeit von bescheidenen Anfängen bis zur vollendeten Meisterschaft vollzieht sich in der Entfaltung eines Einzeldaseins, das Freud' und Leid, Hoffen und Entsagung, Erwartung und Enttäuschung in den Schriften ausgesprochen hat. Alles, was die emsige Forschung an Lebensdaten über den Dichter und seine Verhältnisse zu Tage gefördert, dient hier, mit liebevollem Verständnis belebt, als Schlüssel zu den in den Dichtungen niedergelegten Selbstbekenntnissen. Der bisherigen Annahme entgegen, daß der Dichter hinter seinen Werken verschwinde, redet aus dem Text, den er seinen Dramengestalten in den Mund legt, eine hervorragende Persönlichkeit, die darin ihr bestes Selbst gegeben, wie solches, durch eigene Schicksale oder durch Vorgänge in der miterlebten Wirklichkeit freudig oder schmerzlich erregt, einen reichen Erfahrungsschatz gesammelt, dem es das Gepräge einer bestimmten Individualität verliehen. Man empfängt hier durchgängig den Eindruck eines Wesens, das in seinem Dichterberuf aufging, darin sein Bestes gehabt und gegeben und mit dieser Göttergabe auch die Leistungen Anderer zu adeln vermochte. Bei aller Liebe und Bewunderung für den Dichter ist Brandes jedoch völlig frei von jener fanatischen Verehrung für ihn, wie sie langehin namentlich in der deutschen Shakespeare-Litteratur vorherrschte, die alles und jedes an ihm nur als unerreichbare Vorzüge gedeutet wissen wollte. Brandes übt eine besonnene Kritik an den Dichtungen, sowohl was Komposition und Charakterentwickelung betrifft, als auch manche dem damaligen Zeitgeschmack gehörende Absonderlichkeiten, die ein scharfes Urteil späterer Zeiten herausgefordert, dessen Berechtigung von ihm mit überzeugendem Verständnis dargethan und begründet wird. Dies gilt namentlich von den Ausstellungen, die Voltaire und die vorwiegende Geschmacksrichtung des achtzehnten Jahrhunderts gegen die überschwängliche Diktion in den Dramen aus Shakespeares jüngerer Periode zu machen hatten; ein wohlberechtigtes Zugeständnis, das unseres Wissens bisher auf seiten der Shakespeare-Verehrer noch niemals zum Ausdruck gelangte. Das hängt aber mit dem weitumfassenden Standpunkt zusammen, den Brandes bei der Beurteilung der Werke unseres Dichters einnimmt: erst durch ihn lernen wir deren Verhältnis zu anderen Größen der Weltlitteratur kennen, an denen die Bedeutung Shakespeares ihrem vollen Gehalt nach zu ermessen ist. Daß diesem eine Würdigung desselben gegenüber seinen nächsten Berufsgenossen in England zur Seite geht, versteht sich von selbst, zeichnet sich aber bei Brandes durch genaue Bekanntschaft mit den betreffenden Originalwerken aus, die nicht bei allen Verehrern Shakespeares anzutreffen ist. Das Werk steht eben nicht nur auf der Höhe der Shakespeare-Forschung, als deren reifste Frucht wir es zu erkennen haben, es ist ein Denkmal der Weltlitteratur, wie es nur eine so gottbegnadete Hand, wie die des dänischen Litteraturhistorikers, zu errichten berufen war.

Weil das eminente Werk von Brandes seitens der Kritik bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigt worden,

*) Wer über den Charakter und die Unhaltbarkeit der ganzen Bewegung eine gründliche Belehrung wünscht, dem empfehlen wir die beiden meisterhaften Schriften von Dr. J. Schipper: „Zur Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage“. Wien 1889, und „Der Bacon-Bacillus“. Wien und Leipzig 1896.

**) Verlag von Albert Langen, Paris und Leipzig 1895—96, 1001 S. gr 8°.

*) Führende Geister, Bd. 8. Berlin 1893. Hofmann u. Co.

hielten wir es für Pflicht, die Freunde der ethischen Kultur auf dasselbe hinzuweisen. Ganz abgesehen von der grandiosen Leistung selbst, die an echter Congenialität zu den erörterten Dichtungen alles Bisherige auf diesem Gebiete überragt, wirkt das Buch auch besonders anmutend durch sein rücksichtsvolles Verhalten zu den Vorgängern innerhalb dieser Forschung. In mancher Hinsicht glücklicher als diese in ihren Bemühungen um die rechte Deutung der ermittelten Thatsachen und deren Zusammenhang mit den Dichtungen, bleibt Brandes jederzeit der Förderung eingedenk, die er seinen Vorgängern verdankt. Diese nie versagende Gewissenhaftigkeit, die seine ganze kritische Thätigkeit auszeichnet, giebt seinem Buch den schönen sittlichen Ernst, der ein ganz entscheidendes Licht auf das hohle und unwürdige Treiben der zu Gunsten Bacons beliebten Shakespeare-Verkleinerung wirft. Wem es um wahrhafte Einsicht in dieser keineswegs gleichgiltigen Angelegenheit der menschlichen Kultur zu thun ist, wird durch Brandes aller Zweifel hierin überhaben. Zu einem genußvollen und dabei doch besonnenen Verständnis des großen Dichters bietet das Werk von Brandes zudem das zuverlässigste Geleite.

Ein ethischer Knaben- und Mädchen-Club in London.

Ein Brief aus London.

Bei Gelegenheit des Berichtes über eine ethische Sonntags-Schule in London wurde von der Möglichkeit eines ferneren Berichtes über einen ethischen Club gesprochen, dessen nunmehr achtjähriges Bestehen einer der ethischen Gesellschaften in London zu danken ist.

Es soll der Zweck folgender Zeilen sein, dem deutschen Leser ein Bild dieser mit liebevoller Umsicht organisierten und geleiteten Institution*) zu geben.

Das Material hierzu wurde mir durch die überaus gütige Auskunft der jungen Mitbegründerin und Protektorin des Clubs, Mrs. Gilliland-Husband und durch eigene Anschauung zu teil.

In einer der unglaublich düstern, engen, unheimlichen Hinterhofgassen, die sich dicht an ladenstrahlende Hauptstraßen Londons anschließen, hält meine Führerin nach einigem Suchen vor einer Thüre, an deren Pfosten die Worte stehen: „Club-Zimmer — Ethische Gesellschaft". Durch einen dunklen Gang, enge Treppen hinan, gelangen wir in eine fröhlich summende Gesellschaft von etwa 20 jungen Mädchen (Fabrik-Arbeiterinnen) und jungen Männern (meist Druckern oder Druckereigehülfen). Es ist sehr hell und sehr warm, doch sind die Mädchen alle im Straßenanzug; das ist nicht allein ihrem großen Wärmebedürfnis zuzuschreiben — sie haben keine Zeit gehabt, den Fabrikanzug darunter zu ändern, denn es ist kurz vor Weihnachten und sie haben bis spät abends gearbeitet — wer die Malstunde des Donnerstag Abend nicht versäumen will, muß sich auf diese Weise helfen.

Am Klavier befindet sich eine eifrige Gruppe, die für den nächsten geselligen Abend ihre musikalischen Leistungen prüft und vervollkommnet. Auch die junge Malerin, die den Versammelten bei ihren Aquarellkünsten hilft, nimmt an der öffentlichen Hauptprobe teil. Meine gütige Führerin ist mit einem der Komitee-Mitglieder in eine Diskussion über das Programm vertieft. Ich habe Zeit, mich bei den Malenden umzuschauen und zugleich mich zu erinnern, daß die holde Sangeskunst im Anfange in diesem Kreise gar widerspenstige Jünger fand. Es war schwer, den Knaben und Mädchen, die von der Straße hereinkamen, die ihnen so geläufigen, gänzlich sinnlosen, aller Melodie baren Liedchen abzugewöhnen. In den ersten Sonntag-Nachmittag-Unterhaltungen wurden einige von Dr. Coits damals in Korrekturbogen vorhandenen ethischen Gesängen mit flotten Melodieen und auch andere Lieder gesungen. Erstere Gesänge sind das einzige äußere Merkmal direkter Einwirkung in ethischem Sinne; es bietet sich im Clubleben mannigfache Gelegenheit, angewandte Ethik zu treiben. Von einer sogenannten Sonntagsschule, selbst für die jüngere Generation, ist bei dieser Institution gänzlich abgesehen worden. Es galt bei diesen musikalischen Veranstaltungen ebenfalls, die Singstimme von Nebengeräuschen zu befreien — in diesen Bestrebungen zeichnet sich übrigens auch die Gemeindeschule aus. Die „sweet voice" wird besonders bei den kleinen Mädchen mit großer Sorgfalt kultiviert.

Der anmutige Wechselgesang am Klavier war beendet, die kleinen Kopien nach Blumenvorlagen, von denen auch zahlreiche Proben an den Wänden hingen, waren bewundert worden; ein Fabrikmädchen mit überaus ernstem, schönem Gesichtsausdruck, die seit ihrer frühen Kindheit dem Club angehört hatte, führte uns in die beiden andern, zum Club gehörigen Zimmer — eines für die Mädchen mit behaglichem Feuer, Theegeschirr, Schreibzeug und guten Bildern, das andere für die jungen Männer mit Rauchzeug und einer Art Billard versehen. Das Zimmer für die jüngere Generation sah ich nicht, doch hörte ich mancherlei von der ereignisreichen Vergangenheit der als Kinder für den Club gewonnenen Anwesenden.

Die Fenster aller Zimmer waren übrigens mit dichtem Drahtgeflecht überzogen, auch dieses hat kaum vermocht, die im Zimmer Befindlichen vor den unschönen Dingen zu schützen, die aus der Hand abgeneigter Nachbarn dort hineinflogen. Dies als drastisches Beispiel der äußeren Hindernisse. Sie sind natürlich gering im Vergleich mit den inneren Krisen und Reibungen, denen nur durch selbstlosteste Hingabe, feinsten persönlichen Takt, unermüdliche Geduld abzuhelfen war und ist.

Daß es bei allem guten Willen auch ausgesprochener Begabung zum Verkehr mit der gewitzigten, nicht gerade lenkbaren Großstadt-Gassenjugend bedarf, beweist folgende Geschichte: Ein gelehrter junger Mann, frisch vom College, fand, die Sonntags-Knaben-Klasse sei der Boden für seine ersten philantropischen Versuche. Mit großem Eifer und noch größerer Gelehrsamkeit bereitete er die Lebensgeschichte Dick Whittingtons vor, des armen Knaben, der schließlich Ober-Bürgermeister von London ward.

Ob es ihm nun nicht glückte, den echten Erzählerton zu treffen, ob er die Knaben ausführlicher belehrte, als ihnen lieb war — genug, es gelang ihm nur eine Weile, ihren Freiheitsdrang zu fesseln, — plötzlich standen sie alle auf, wie ein Mann und riefen, vom selben Impuls getrieben: Shut up, sir wir möchten jetzt lieber eins singen!" Der so Angeredete ging hinaus und weinte bitterlich. Die nach dem Ausbruch der Empörung über sich selbst erstaunte Schar ward in Ungnaden entlassen. — Große dauernde Wirkung auf die Unternehmungslustigen übten stets Vorlesungen aus der Ilias und besonders aus der Odyssee. Die ursprüngliche Art der Zusammenkünfte, die Sonntags-Unterhaltungen mit Gesang und Erzählungen erweiterten sich zu allabendlichen Klassen in der Woche. Von einer Hinzuziehung der Mütter zu den Sonntagen mußte leider abgesehen werden, es stellte sich heraus, daß sie ihres Nachmittagsschlafes verlustig gingen, der für sie so sehr Sonntagsruhe bedeutet, wie für die Männer der Besuch des gastlichen Public-house. So blieb es denn bei den Kindern, deren Zahl und Anhänglichkeit von Jahr zu Jahr stieg. Die kleine Mädchenschar faßte zu ihrer Freundin aus der anderen Welt eine schwärmerische Zuneigung: war sie abwesend, so wurden ihre Briefe unter Freudenthränen verlesen, hatte sie ihren Abend mit ihnen zugebracht, so geleitete eine kleine Ehrenwache von zweien sie aus der verrufenen Stadtgegend in ihre eigene, lichtere Welt. Als später Knaben und Mädchen gemeinsam unterwiesen wurden, löste sich die Schwärmerei zu einer weniger ostentativen, aber gesünderen Verehrung — und — das Ehrengeleit ward verdoppelt — zwei Mädchen und zwei Knaben teilten fortan das Amt. An den geselligen Abenden, welche in bescheidenem Maßstabe alle 14 Tage die Werktage krönten, sollte auch getanzt werden. Die Mädchen konnten alle tanzen, die Knaben konnten es nicht und stellten sich so schwerfällig an, daß die Mädchen es vorzogen, unter einander zu tanzen, die Knaben aber auf Stühle angewiesen waren. Da kamen die Herren der Schöpfung an einem Verwaltungsabende um einen Paragraphen ein: die Mädchen müßten mit ihnen tanzen. Den Herren ward der Orakelspruch zu teil: „Bemüht Euch, keine Klötze mehr zu sein, so wirds schon ohne Paragraphen gehen." — Es ging bewundernswert, es ging fast zu gut — neuen Schwierigkeiten war zu begegnen. Einige der älteren Knaben hatten beschlossen, ein paar ihrer Clubgenossinnen auf einer Tagespartie nach dem militärischen Vorort Londons, Woolwich, mitzunehmen. Sie wollten den Tag bei ihren Bekannten in den Ställen zubringen. Nachdem es der ins Vertrauen gezogenen Protektorin gelungen war, die jungen Männer um der Mädchen willen zur Mitnahme einer älteren, ihnen bekannten Frau zu bereden — fiel die Wahl einstimmig auf sie. Sie hielt sich für diesen Vertrauensposten nicht geeignet — so wurde denn für diesmal beschlossen, lieber eine größere, gemeinsame Landpartie zu machen.

*) Die Gilde zum weißen Hirsch in Drury-Lane, augenblicklich aus 8 Clubs bestehend: 1. Club der jungen Männer, 16—25 J., 2 Club der jungen Mädchen vom selben Alter, Club der Knaben von 13—16 J. Sie zählt augenblicklich ungefähr 50 Mitglieder.

Auf dieser Landpartie nun ereignete sich der betrübende Fall, daß einer der jungen Männer zu viel trank. Mrs. Husband, damals Miß Gilliland, beschloß, diesen Fall als einen Prüfstein für das soziale Ehrgefühl des Clubs zu behandeln. Wie glücklich war sie, als dem jungen Uebelthäter auf Beschluß des Club-Komitees mitgeteilt wurde, wenn er nicht vor ihnen allen feierlich Abbitte thun und ein Gelöbnis der Besserung ablegen wolle, müsse er den Club verlassen. Er zog das letztere vor; der Club fühlte sich von einem unwürdigen Mitgliede befreit und Miß Gilliland von einer großen Besorgnis, man würde Vertuschung des Vorgefallenen einer Verpönung von Seinesgleichen vorziehen.

So ward ein Präcedenzfall nach dem andern erledigt, die Tage der Odyssee-Freuden und der Dick Whittington-Katastrophe haben einer festen Ordnung der Dinge Platz gemacht. Die Abende der Woche, von denen einer mindestens besucht werden muß, sind ungefähr folgenden Beschäftigungen gewidmet:

Montag: Weißzeug-Nähen; Laufspiele des Knabenclubs im Freien.

Dienstag: Chorgesang für alle.

Mittwoch: Schneidern; zugleich Unterhaltungs- und Verwaltungs-Abend des Knaben-Clubs.

Donnerstag: Matabend für alle Erwachsenen.

Freitag: Boxen! (nach häufigen vergeblichen Anträgen endlich gestattet, doch nach neuestem Bericht bereits wieder fallen gelassen).

Sonnabend: Einmal Tanz oder Musik, einmal Komitee-Sitzung zur Ordnung der laufenden Geschäfte.

Diese Komiteesitzungen sind besonders bemerkenswert, zumal sie in einer von andern ähnlichen Clubs etwas abweichenden Art gehandhabt werden. Unter dem Präsidium eines älteren, bewährten Clubgliedes, welches ebenso wie jedes neu hinzutretende Mitglied von der Gesamtheit zu wählen ist, werden sie allen Regeln der Kunst zufolge abgehalten. Mädchen und Knaben haben dabei gleichen Stimmwert. Jedem Inhaber eines Amtes steht ein Mädchen als Stellvertreterin mit gleichen Pflichten und Rechten zur Seite. Unter dem Titel „beratendes Mitglied" wohnt die Schützerin des Clubs oder ein stellvertretendes Mitglied der London Ethical Society gleichsam als unsichtbarer Leiter den Verhandlungen bei. Das Mitglied kann unter Umständen überstimmt werden, doch existiert zur Beilegung schwieriger Fragen ein kleines Extra-Komitee von Herren und Damen der ethischen Gesellschaft, das schließlich ausschlaggebend ist. Es hat bis jetzt noch kein Veto einlegen müssen. Diese Selbstverwaltungs-Methode scheint den Freunden des Drury-Lane-Club echter demokratisch, als wenn sie durch ein Komitee besorgt würde, das zu gleichen Teilen mit gleichem Stimmwert aus Mitgliedern der gebildeten Klasse und der unbemittelten, daher an Bildung zurückstehenden Klasse besteht. Gleichartige Elemente werden hier für ihre Aufgabe sorgfältig erzogen, das Eintreten für eigene Interessen, die Selbstorganisation und Selbständigkeit im Urteilen und Entschließen soll hier gepflegt und gebildet werden. Denn was ist dieser Jugendclub anderes als eine Vorbereitung in der Form sozialer Erziehung für einen höheren Verband, der über Lebensfragen der Arbeitenden entscheidet, in dem das Individuum nur durch soziale Tugend, durch einsichtsvolles Aufgeben seiner Selbstheit da, wo das Gemeinwohl ein Opfer verlangt, wirken und fördern kann. Die, welche nicht geeignet sind zu Organisatoren, Sprechern oder sonstigen öffentlichen Förderern der Sache, sollen aus diesem Club hervorgehen als künftige verständnisvoll sich unterordnende, stetige Mitglieder solcher Vereinigungen, welche Englands Arbeiterschaft bereits freier und glücklicher gemacht haben, als die anderer Länder. Daß eine Frau von großer, in Britannien und Irland nicht ungewöhnlicher rednerischer und organisatorischer Begabung in diesem Club auch den sozialen Eigenschaften der Frauen zu ihren Rechten und Pflichten verhilft, ist selbstverständlich. Sie lehrt zugleich die jungen Männer das Zusammenarbeiten mit dem anderen Elemente auf sozialem Gebiet und umgekehrt. Dieser Solidarität im schönsten Sinne wird die Krone aufgesetzt durch eine Erhöhung des Verkehrsniveaus der jungen Leute, die hauptsächlich durch Erfüllung der gemeinsamen Erholungszeiten mit musischem Inhalte angestrebt wird.

Für Unterweisung in den einzelnen Fächern haben sich sogenannte workers, Mitglieder und auch Nichtmitglieder der Gesellschaft zur Verfügung gestellt.

Jedes Clubmitglied zahlt wöchentlich 10 Pf. Obgleich die Miete der Clubzimmerchen eine sehr hohe ist, ist es doch gelungen — mit Hilfe eines Ferien-Fonds — 17 Mitgliedern zu einer kleinen Sommerfrische zu verhelfen.

Seit der Verheiratung von Miß Gilliland hat der Club eine Sekretärin, welche von der Gesellschaft 600 Mark im Jahr bekommt. Dieselbe ist natürlich in steter Verbindung mit Mrs. Husband und macht sich deren Erfahrungen und Ratschläge mit gutem Erfolg zu nutze.

Zum Schluß möchte ich einige Bemerkungen Mazzinis über „Belehrung und Erziehung" beifügen. Sie sind dem letzten Bericht der venezianischen sozial-ethischen Gesellschaft über ihre freie Schule für das Volk vorangestellt. Ich hoffe, obiger Bericht wird darthun, daß diese Worte auch hier am Platze sind:

„. . . Erziehung wendet sich an die moralischen, Belehrung an die intellektuellen Fähigkeiten. Erstere entwickelt im Menschen das Pflichtbewußtsein, die zweite befähigt ihn zur Pflichterfüllung. Ohne Belehrung wäre Erziehung unwirksam, ohne Erziehung wäre Belehrung wie ein Hebel ohne Arm . . . . Heutzutage ist die Belehrung in Europa, da ihr ein entsprechend hohes Maß an Erziehung fehlt, noch ein schweres Übel, das die Ungleichheit der Klassen innerhalb eines Volkes aufrecht erhält. . . . Der Unterschied zwischen denen, die Euch mehr oder weniger Belehrung bieten und denen, die Euch erziehen, ist gewichtiger, als Ihr glaubt.

. . . . Die an die Souveränität des Individuums glauben, legen das Hauptgewicht auf Belehrung, da in der That Belehrung den Fähigkeiten des Individuums, ohne Rücksicht auf gemeingiltige Normen zur Entwickelung verhilft.

Solche, die ihre Hoffnungen auf solidarisches Zusammenwirken der Menschen setzen, räumen der Erziehung den ersten Platz ein, weil diese an sich die Manifestation des sozialen Programmes ist.

M. v. Egidys „Versöhnung".

Die neueste Nummer der „Versöhnung" (Vertrieb Berlin S., Grimmstr. 31) bietet allen unseren engeren und weiteren Gesinnungsgenossen reiche Anregungen. M. v. Egidys Leitbetrachtung behandelt eingehend den Hamburger Streik als „ein Ereignis, das nicht isoliert herausgegriffen werden kann, als eine Episode in dem gewaltigen Kampf, der in der Kulturwelt entbrannt ist". Er will diesen Streik „unter dem Gesichtspunkt einer neuen, nach Anerkennung ringenden Gesamtanschauung" betrachtet sehen. Ueber die Haltung der Streikenden sagt der einstige Offizier Folgendes:

„Von einigen Rüpeleien, wie sie, nur in anderer Form, in jeder Volksschicht, in jedem Kreise, in jeder Gesellschaftsgruppe vorkommen, abgesehen, ist das Verhalten der Streikenden bisher musterhaft gewesen. In Deutschland haben wir noch keinen so gut organisierten, so trefflich verwalteten Streik gehabt. Wer Sinn für Disziplin, für Selbstzucht, für „guten Geist in der Truppe" hat, der muß seine helle Freude an der Haltung der Streikenden haben. Mehr noch: die Tugenden, die man auch im bisherigen Staatsdienst auszeichnete, regen sich hier im Dienst der neuen Ideale in großartiger Weise: Hingebung, Zusammenhalten, Begeisterung, Entsagung, Ordnungssinn, Besonnenheit. Angesichts solcher Erscheinungen brauchen wir um die Zukunft unseres Volkes nicht besorgt zu sein; so lange wir noch Volksmassen in dieser Weise kämpfen, sich halten und sich verhalten sehen, darf uns noch ein stolzes Kraftbewußtsein erfüllen. Wenn doch der vielgeschmähte starre Nacken dieser Ewerführer ansteckend auf die Haltung Anderer im Volke wirken wollte".

Seiner Kritik der staatssozialistischen Sozialpolitik stimmen wir voll und ganz zu. Sehr wertvoll sind in dieser Nummer auch die volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte, die Herr Dr. Mühlberger zur Beurteilung der sozialen Reformbewegung giebt. Wir haben es in diesem Blatt als ein Verhängnis bezeichnet, daß die sozialen Ideen in Deutschland unter dem Zeichen des Kampfes der Staatsgewalt gegen das Manchestertum erwacht sind, weil den Sozialgesinnten dadurch der Blick getrübt worden ist für die bleibende und fundamentale Bedeutung der liberalen Ideen auf wirtschaftspolitischem Gebiete. Der Fehler des Liberalismus liegt nur in seiner Dogmatik. Mit Recht hebt Mühlberger hervor, daß die wirtschaftliche Freiheit nicht das letzte, sondern das erste Wort der Reform sei. „Diese selbst kann nur aus einem bewußten Erfassen des Gegenseitigkeitsgedankens und seiner Verwirklichung durch entsprechende Einrichtungen hervorgehen." M. vermißt auch bei den fortgeschrittenen Christlich-Sozialen die klare Würdigung der liberalen Aufgaben in Deutschland. Er sagt:

„Von jener Freiheit, welche „die Mutter der Ordnung" ist, weil sie die lebendigen, im Volke schlummernden Kräfte auferweckt und zur Solidarität fortreißt, war in Erfurt kein Hauch zu verspüren. Pfarrer Naumann ist in seinen wirtschaftstheoretischen Grund-Anschauungen Marxist, das heißt: die soziale Reform ist für ihn ein gouvernementales Problem. Der Gedanke, daß jeder wahre sozialreformatorische Schritt von selbst die Sphäre der Regierung einengt, ist für ihn, wie für alle Marxisten, unfaßbar. Man braucht nur einige seiner Hauptforderungen hierauf anzusehen. Da ist die „hohe Erbschaftssteuer".

Von zwei Dingen Eines: Entweder man faßt nur die paar reichen Leute, die es giebt, falls dies überhaupt möglich ist, dann ist der Ertrag wie bei der Luxussteuer gleich Null, für die Gesamtheit also ohne Wert; oder man faßt alle Bürger, dann ist die hohe Erbschaftssteuer ein Angriff auf die Familie, wie er schroffer nicht gedacht werden kann. Es handelt sich nicht darum, dem kapitalistischen Eigentum seine Beute durch irgend eine fiskalische Maßregel zu entreißen, sondern darum, Zustände zu schaffen, in denen das kapitalistische Eigentum überhaupt keine Beutezüge mehr machen kann. Wenn die Arbeit das einzige konstituierende Element des individuellen Besitzes werden soll, so kann die aan ihr eingesetzte Konstitution unmöglich mit einer gouvernementalen Erpressung, d. h. mit Etwas, das nicht Arbeit ist, beginnen". —

Von den gleichen Gesichtspunkten aus werden auch die bekannten Vorgänge an der Berliner Produktenbörse beurteilt. Es heißt dort u. a.:

„Es ist nicht einzusehen, warum die Produktenbörse den Sündenbock für den ganzen Handel abgeben soll. Wer im Übrigen hofft, das Verbot des Terminhandels in Getreide und die Beaufsichtigung der Produktenbörse durch Vertreter der Landwirtschaft werde zur Beseitigung der Mißstände und zur Gesundung der Spekulation führen, wird sich bitter täuschen. Alle derartigen Maßregeln sind nur dazu angethan, die aufsaugende Gewalt des Großkapitals zu steigern und das wirtschaftliche Schicksal ganzer Volkskreise in eine immer kleinere Anzahl Hände zu legen. Gewiß sind die Zustände im modernen Getreidehandel, wie im ganzen Handel überhaupt, grauenhaft. Wer aber die Börse dafür verantwortlich macht und nicht begreift, daß sie nur der getreue Ausdruck des Chaos unserer Produktions- und Zirkulationsverhältnisse überhaupt ist, der gleicht jenem Bauer, der sein Barometer zertrümmerte, weil der Regen garnicht aufhören wollte. Ich habe schon im Juliheft nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die Gesundung des landwirtschaftlichen Produktenaustausches, und damit seiner Börse, nur auf dem Wege der Organisation, nicht aber der Repression möglich ist. Es gilt, die produktiven and konsumtiven Interessen durch Absatz- und Konsum-Genossenschaften zusammenzufassen. Mit der Regulierung ihrer wechselseitigen Beziehungen auf dem Boden der Gegenseitigkeit ließen sich sehr rasch dieibende Organisationen schaffen, welche der ungesunden Getreide-Spekulation den Boden abgraben und jeden Brauwucher bald unmöglich machen würden. Der Staat hat als Herr der Verkehrsmittel und in seiner Eigenschaft als bedeutender Konsument tausendfache Gelegenheit, diese Organisationen und ihren Ausbau zu fördern. Bei Allem aber, was die Lebensäußerungen der wirtschaftlichen Kräfte selber und ihre unabhängige Entfaltung betrifft, lasse er die Hände aus dem Spiel. Der natürlichen, freien Entwickelung gegenüber bleibt der Staat ewig ein ungeschickter Stümper."

Vermischtes.

Der Kampf gegen die Konsumvereine. Die Nr. 16 der „Soziale Praxis" bringt an leitender Stelle eine eingehende Kritik der gegenwärtigen Anti-Konsumvereins-Bewegung aus der Feder des Anwalts der deutschen Genossenschaften Herrn H. Crüger. Derselbe schildert zunächst die Bedeutung der Konsumvereine für die Emanzipation der Arbeiterklasse und beleuchtet dann die widerspruchsvolle Stellungnahme der Interessenten des Zwischenhandels mit folgenden Ausführungen:

„Während z. B. die Kleinhändler gesetzlichen Schutz gegen die Organisation der Konsumenten, der Konsumvereine, fordern, schließen sie sich selbst zu Einkaufs-Genossenschaften zusammen, ziehen sogar in Erwägung, die Produktion einzelner Waren selbst in die Hand zu nehmen. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß eine Anzahl Kleinhändler sich zum Großhandel und zur eigenen Produktion verbindet. So entsteht aus den Kreisen der Kleinhändler heraus den Grossisten und Fabrikanten nicht nur Konkurrenz, sondern eine Bewegung, die ihren Bestand jedenfalls nicht weniger gefährdet, wie die Konsumvereine den Bestand der Kleinhändler. Aus solchen Maßnahmen wird niemand den Händlern einen Vorwurf machen, zumal auch die Produzenten nicht selten mit Übergehung des Zwischenhändlers arbeiten; doch sie selbst sollten dann soviel Billigkeitsgefühl besitzen, nicht die Konsumenten eines Rechts berauben zu wollen, das sie für sich selbst in Anspruch nehmen. — Die Hausbesitzervereine sind geneigt, in den Kampf gegen die Konsumvereine einzutreten, da sie die Händler überflüssig machten und daher das Leerstehen der Läden verschuldeten (!) — gleichzeitig aber verbinden sich die Hausbesitzer, um Einrichtungen zu treffen, die geeignet sind, ihre Hausbesitzer-Ausgaben zu verringern, mögen auch daeüber die ihr Einkommen verlieren, welche bisher jene Geschäfte für sie besorgten. So sehen wir z. B. wie die Hausbesitzer Genossenschaften zur Müllabfuhr bilden, durch die das Geschäft der bisherigen Abfuhr-Unternehmer lahmgelegt wird.

Der Kampf gegen die Konsumvereine geht heute unter dem Zeichen des vieldeutigen Wortes „Mittelstands-Politik", das so nichtssagend wie möglich ist, das aber zu den Schlagworten gehört, unter denen man bequem Interessenpolitik treiben kann. Wer wollte denn überhaupt sagen, was „Mittelstand" ist, wo er anfängt, wo er aufhört. Jedenfalls erheben wohl 40 % der Mitglieder der deutschen Konsumvereine den Anspruch, zu dem Mittelstand gezählt zu werden, den jene Politiker schützen wollen. Gehören doch bei Zugrundelegung der statistischen Erhebungen des Allgemeinen Deutschen Genossenschaftsverbandes etwa 12 % der Mitglieder der Konsumvereine dem Handwerkerstande, 8 % den Beamten, 3 % den Kaufleuten an u. s. w. — ca. 46 % sind Arbeiter. In den einzelnen Konsumvereinen gestaltet sich die Zusammensetzung der Mitglieder natürlich verschieden. Jene Mittelstands-Politik, die sich auch gegen die Konsumvereine richtet, ist in Wirklichkeit nichts anderes als die Interessenpolitik kleiner Kreise, die auf Kosten der Interessen der Allgemeinheit einschließlich des Mittelstandes, rücksichtslos die eigenen Interessen verfolgen.

Die Konsumvereins-Frage ist eine Frage hervorragend sozialer Natur. Denn zu den Konsumenten gehört die ganze Bevölkerung, und die Beschaffung der notwendigen Lebens- und Wirtschaftsbedürfnisse ist vor allem eine Angelegenheit von der größten Bedeutung für die wenigstbegüterten Klassen. Nichts kann dies schärfer zum Ausdruck bringen, als jene zuerst im Königreich Sachsen ersonnene Erdrosselungssteuer. Das Reich gestattet die Konsumvereine; der einzelne Landesstaat will sie im Wege der Besteuerung unmöglich machen. Einen tiefen Eindruck machen naturgemäß derartige Maßnahmen auf die arbeitenden Klassen, die gezwungen werden sollen, in Ladengeschäften einzukaufen und auf Ersparnisse zu Gunsten der Ladeninhaber zu verzichten. Das ist in nackten Worten die Bedeutung der gegen die Konsumvereine geplanten Maßregel.

Die Anti-Konsumverein-Bewegung ist unter den heutigen Verhältnissen bei der starken Beteiligung der Arbeiter an den Konsumvereinen thatsächlich eine arbeiterfeindliche Bewegung, eine Bewegung, die gegen die wirtschaftlich schwächste Berufsklasse gerichtet ist, wenn dies auch nur wenigen derer, die jene Bewegung unterstützen, bisher zum Bewußtsein gekommen sein mag. Es ist eine Bewegung, die auf die Vergewaltigung der Konsumenten, auf die Vernichtung einer Organisation der Konsumenten gerichtet ist. Klar und deutlich tritt uns dieses Ziel entgegen, wenn wir hinzunehmen: die Bestrebungen auf Beseitigung des 50-Pfennig-Packetportos, die Bewegung gegen die Detailreisenden, gegen die Filialen, die Versandhäuser. Überall die gleiche Tendenz: Maßregeln, die Konsumenten zu zwingen, bei den Gewerbetreibenden am Ort die Waren einzukaufen! Freilich den Begüterten gegenüber vermögen solche Maßregeln nicht zu verfangen, sie bleiben stets in der glücklichen Lage einzukaufen, wo, wann und wie sie wollen — nur die wirtschaftlich Schwachen geraten in die Zwangslage. So ist denn überhaupt dieser Kampf gegen die Konsumvereine nicht gegen das Großkapital, sondern gegen das Kleinkapital gerichtet, der Kampf wird gegen die wirtschaftlich Kleinen geführt, die sich mit ihren kleinen Mitteln verbinden, um sich stärker zu machen. Ja, man könnte sagen, die wirtschaftlich schwächsten Bevölkerungsklassen sollen behindert werden, selbst ihre Lage zu verbessern.

Unter solchen Verhältnissen und Bestrebungen ist es vielleicht ganz angebracht, darauf hinzuweisen, daß die Regierungen und volkswirtschaftlichen Kreise heute eine Frage von großer Bedeutung fast in allen Ländern beschäftigt: die gesetzliche Ordnung der Ringbildung der Produzenten, der Schutz der Konsumenten gegenüber jener Ringbildung. Unseres Erachtens aber giebt es gegenüber der Organisation der Produzenten zum Ring keinen wirksameren Schutz als die Organisation der Kundschaft zum Konsumverein. Aber die Ringe frei gewähren lassen und die Konsumvereine erdrosseln, das heißt nichts anders, als den Produzenten gesetzliche Organisationsformen zur Verfügung stellen, den Konsumenten aber die Gegenwehr unmöglich machen.

Kunst und Sozialdemokratie.

Über die Zugehörigkeit des Dichters Karl Henckell zur sozialdemokratischen Partei ist kürzlich in der sozialdemokratischen Wochenschrift „Neue Zeit" eine Polemik entstanden, die von allgemeinerem kulturellem Interesse ist. Der Thatbestand ist folgender: Herr Henckell hatte in sein „Buch der Freiheit" ein — wie sich jetzt herausstellt fälschlich dem Dichter Herwegh zugeschriebenes — Gedicht aufgenommen. Diesen Irrtum hat er dann, in Beantwortung einer Anfrage des Herrn Zolling, (Herausgebers der „Gegenwart"), zugegeben und dabei ein sozialdemokratisches Liederbuch als „trübe Quelle" bezeichnet. Bei Gelegenheit dieser Diskussion behauptet Herr Zolling in der „Gegenwart", Herr Henckell habe sich von der Sozialdemokratie losgesagt. Hierauf sieht sich Herr Mehring veranlaßt, in der „Neuen Zeit" mit bissigen Worten Herrn Henckell zur Rechenschaft zu ziehen, weil er, statt sich vor dem sozialdemokratischen Publikum seines „Buches der Freiheit" zu rechtfertigen, „sofort ins gegnerische Lager desertiert, sich dort greinend als eine von den Arbeitern verführte Unschuld insinuiert." Herr Henckell sendet eine Zurückweisung dieses Angriffs an die „Neue Zeit", die anscheinend Herrn Kautsky sehr unbequem war, denn er beauftragt eine Mittelsperson, als Unterhändler zu Herrn Henckell zu gehen und um Milderung der Erklärung zu bitten. Der Betreffende macht Herrn H. darauf aufmerksam, daß ihm durch den Vorwurf der Desertion die „Kokarde vor der Oeffentlichkeit von der Mütze gerissen" sei und daß es gut sein würde, wenn er offiziell einen solchen Gesinnungswechsel dementierte. Herr H. schreibt hierauf an den erwähnten Herrn den unten fol-

genden Brief mit dem Bemerken, denselben restlos und ungekürzt in der „Neuen Zeit" zum Abdruck zu bringen. Statt dessen erscheint dort der Brief in einer solchen Weise zerrissen und gekürzt, daß er so ziemlich das Entgegengesetzte von dem sagt, was Herr H. aussprechen wollte. Wir bringen den ganzen Brief zum Abdruck, nachdem Herr H. uns persönlich die Vorgeschichte mitgeteilt hat. Die von uns gesperrt gedruckten Sätze sind in der „Neuen Zeit" fortgelassen; der Leser wird sofort sehen, daß gerade dies die Sätze sind, welche Henckells völlige Unabhängigkeit von der Parteikokarde klar legen sollten. Wenn es nicht so traurig wäre, so könnte man lachen über die ängstliche Beflissenheit, mit der hier alle die Sätze fortgelassen sind, die dem Leser einen weiteren Horizont öffnen könnten. Man erinnert sich unwillkürlich an katholische Seelsorge. Unverkennbar ist die Angst, die Arbeiter könnten an der freien Menschlichkeit doch mehr Geschmack finden, als an der neuen Art von Geisteskuechtschaft. Der Brief beginnt mit dem Hinweis auf Zollings Nachricht von dem „Abfall" Henckells:

Herrn K. in Zürich. Ich habe den vollkommen unmotivierten Relativsatz des Herrn Zolling aus dem einfachen Grunde eines besonderen Dementis nicht für wert erachtet, weil ich mir in diesem wie in so manchem anderen Falle sagte: Laß den Mann reden, was er verantworten mag, er kann dir nichts nehmen, und du kannst in jedem Augenblick durch die That beweisen, daß du an freiheitlicher Gesinnung nicht nur nichts verloren, sondern höchstens, was Selbstständigkeit und innere Sicherheit anbelangt, gewonnen hast. Ich habe mich bisher so ausschließlich in der mir adäquaten, der poetischen Form, mit mir und anderen auseinandergesetzt, daß ich keine Veranlassung sah, eine mich betreffende litterarische Notiz nun in diesem Fall auf einmal durch besondere Erklärung richtig zu stellen. Ich dachte es auch thatsächlich zuerst so gegenüber Mehring zu halten, bis das Gefühl der ganzen Unverschämtheit dieses Mannes mir doch die Feder in die Hand drückte, nicht ohne ein leises Gefühl jedoch: „Warnm schweigst du nicht, du kannst besser antworten!" Wenn man mir jetzt die Pistole auf die Brust setzen und mich fragen will: „bist dn Sozialdemokrat oder nicht?", so weiß ich wahrhaftig nicht was antworten. Ich war immer „sozialrevolutionär" nach meiner eigenen Façon, das wird kein Mensch abstreiten können, der sich die Mühe giebt, die einzigen Dokumente auch meiner politischen Überzeugung, meine Gedichte, daraufhin anzusehen, und ich werde es ja wahrscheinlich, so Gott will, wie die Väter sagten, bis ans Ende meiner Tage bleiben, es müßten denn mein Geist und mein Herz, deren Forderungen im tiefsten Widerspruch zur herrschenden Gesellschaftsordnung stehen, sich in ihren Grundsubstanzen verändern. Auf die sozialdemokratische Partei als solche habe ich aber weder als Dichter noch als sonstiger Mensch mich je ausdrücklich verpflichtet, man müßte denn meine Begrüßungslieder zu sozialistischen Kongressen (die aber jedenfalls auch für allerhand Nichtmarxisten und ehrliche Gegner der Ungerechtigkeit und Unfreiheit bestimmt waren und stets den idealen Kongreß vor Augen hatten), oder gelegentliche ganz freie Mitarbeit an der Parteipresse, mit der stets eine solche in bürgerlichen Blättern Hand in Hand ging, oder die Herausgabe des „Buches der Freiheit" auf Anregung und im Verlage des „Vorwärts" als eine solche ausdrückliche Parteizugehörigkeit charakterisieren. Dann ist's mir auch recht, den Teufel nochmal, ich war da immer mit meinem ganzen Herzen dabei, aber ich habe überhaupt kein Zeug zum Politiker, und dann habe ich von jeher die Menschen unabhängig von ihrem politischen Glaubensbekenntnis zu nehmen gesucht, habe Herzensgüte und Herzenshärte, Vortrefflichkeit und Miserabilität auf allen Parteiwindrichtungen gefunden, so daß mir die Kokarde noch nicht immer so ohne weiteres imponiert — es giebt so viele Füchse mit der Tandenkokarde — nnd die rote Fahne in der Hand ist mir noch kein untrügliches Zeichen der Freiheit, die ich meine, welche in der größtmöglichen Entwickelung edler, feinerer Menschlichkeit in mir und andern sowie in der erreichbaren Harmonie von Denken und Handeln besteht. Item: das „Lossagen von der sozialdemokratischen Partei" ist ein Nonsens in jeder Beziehung, gennu so närrisch, wie wenn mich Herr Otto von Leixner den „Hansdichter der Partei" nennt und vom zukünftig winkenden „Wege nach Damaskus" faselt, und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Schließlich liegt mir auch nichts darnn, wenn Mehring's giftiges Gesalbader von mir selbst ignoriert bleibt — ich fühle meine Selbstachtnng keineswegs darnnier leiden. Ich halte meine dichterische wie menschliche Ehre für erhaben über jede Parteizugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit, ich will mir mein innerstes soziales Fühlen lieber nicht mit der Kokarde oerstehen lassen, denn ich habe eine Art Schamgefühl der Seele gegenüber allem und jedem bloßen Kokardentum. Diese Treue zu mir selbst, die ohne Falsch nach rechts und links ist, läßt sich weder von einem Leichtfertigen noch von einem Sykophanten befudeln. Ich weiß nicht, wie ich mich noch klarer und präziser ausdrücken soll; ich kann nur den Stil meines Gewissens schreiben, und dieses Gewissen ist gut. An dichterischem Freiheitsgefühl hoffe ich zn wachsen, mein Lied gehört dem grenzenlosen „Lager" der Welt! Es kennt weder Abhängigkeit noch Abtrünnigkeit nach außen und hat seinen einzigen zuständigen Richter in der Wahrhaftigkeit meines Ich.

(Dazu folgende Karte:) Ich lese eben den an Sie gerichteten Brief noch einmal durch; ich habe nichts abzuziehen nnd hinzuzufügen. Es wäre mir recht, wenn er an Stelle jeder nnderen Erklärung, die nur Stückwerk sein würde, durch Ihre freundliche Vermittlung restlos in der „Neuen Zeit" zum Abdruck gelangte und zwar so bald als möglich. Ich will nichts zusammenklauben, und dieser Privatbrief zum Fenster hinaus sagt, was ich für den Augenblick zn sagen habe

Ein weiterer Kommentar zu dieser Illustration der Parteitaktik ist überflüssig. Wer die Schuld an der „Redaktion" des Briefes hat, ist hier gleichgültig. Es genügt die Thatsache, daß einem Manne wie Karl Henckell, der die Leiden und Hoffnungen des arbeitenden Volkes mit tiefstem Mitfühlen besungen und für seine Überzeugungen gelitten hat — in dieser Weise das Recht verkürzt wird, einem schmähsüchtigen Angreifer coram publico das zu antworten, was ihm am Herzen liegt. Der Leser fragt sich: Woher nehmen diese Meister der Redaktionskunst das moralische Pathos zu ihrer Beurteilung der politischen Depeschenfälscher? Woher nehmen diese kläglich gebundenen Seelen den Mut, für Gedankenfreiheit zu kämpfen? Was soll man von der moralischen Position einer Partei denken, deren Wortführer eine derartig feige Censur für nötig und selbstverständlich halten? Wann wird die Arbeiterbewegung mündig werden und ihre litterarischen Vertrauensmänner zur Achtung vor der Würde der von ihnen vertretenen Ideen zwingen?

Familien-Pensionat Schall.

Inhaberin: Frau Pastor Gudeikr.

Berlin SW., Großbeerenstraße 9 III.

Pensionspreis von 75—100 Mark monatlich. Aufnahme für Tage, Wochen und Monate. Junge Damen finden Familienanschluß.

Guter Mittagstisch für gebildete Herren u. Damen.

Vorzügliche Referenzen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Wissenschaftliche Erkenntnis

und

sittliche Freiheit.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen.

(Vierte Folge)

von

Wilhelm Foerster,

Geh. Regierungsrat Prof. an der Königl. Universität und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin.

290 Seiten. Preis 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von 1½—2 Bogen.

— Preis vierteljährlich 4 Mark. —

Probenummern gratis und franco.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh. in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Ältere mittellose Witwe, aus gebildeter Familie, sucht Stellung, entw. im Hotel zur Beaufsichtigung (Wäsche, Silber, Buchführung) oder als Gesellschafterin mit vorlesen (franz. und engl.) und Erzieherin. Anfr. an Fr. Neumann, Witwe, bei Frau Balß, Worms a. Rh., Hagenstraße 17.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Vom Baume der Erkenntnis.

Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur,

gesammelt nnd herausgegeben

von Dr. Paul von Hiltzycki,

Stadtschulinspektor in Berlin.

840 Seiten groß Oktav.

Geheftet 7,50 M.; in feinstem Liebhaberhalbfranz 10 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 12
Druck: G. Bernstein, Berlin SW 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2260.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 27. Februar 1897. | Nr. 9.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Streik-Terrorismus. Ein Nachwort von Ferdinand Tönnies. — Der erste Marxist. Von Jul. Platter. (Schluß) — Die Erziehung der Eltern. Von Hans Schmidkunz. — Kaiser und Arbeiter. Von Theodor Vetz. — Vermischtes. — Bücherbesprechung: Dr. A. Kalthoff, Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit (G. Runze).

Streik-Terrorismus.

Ein Nachwort von Ferdinand Tönnies.

Es ist wahr, daß manche Arbeiter zur Teilnahme an einem Streik durch die Furcht vor Mißbilligung ihrer Kollegen veranlaßt werden. Solche Furcht spielt in jedem sozialen Kreise eine sehr große Rolle. In der „Gesellschaft" ist von allen Arten der Mißbilligung vielleicht der Spott, das Verlachen, die am meisten gefürchtete Art. Manches junge Mädchen weist einen Bewerber ab, der als etwas „eigentümlich", als linkisch und als schlechter Tänzer bekannt ist, weil es fürchtet, sich mit einem solchen Bräutigam „lächerlich" zu machen. Durch das Verlachtwerden fühlt der Mensch sich im Gefühle seiner Würde verletzt. Nahe damit verwandt ist daher das Ertragen derjenigen Mißbilligung, durch die man sich im Gefühle seiner Ehre getroffen fühlt. Die Ehre ist, ebenso wie die Würde, ein komplizierter und schwieriger Begriff, den uns noch kein Ethiker zur Genüge analysiert hat; es gehört eine Verknüpfung psycha- und sozialagischer Einsichten dazu. Das Leid, das der Ehre widerfährt, schmerzt jedenfalls am tiefsten, wenn es als verdient aber, was dasselbe sagt, als gerecht empfunden und gedacht wird. Ja, eben dies ist ja, was als Gewissen verstanden wird, wenn der Mensch Billigung aber Mißbilligung gegen sich selber richtet, zumal, wenn er seine eigene „Ehre", d. h. das Gewicht der Geltung, die seine Eigenschaften und seine Handlungsweise im eigenen Urteile haben, durch sein Betragen vermehrt oder vermindert fühlt; und doppelt ist der Schmerz der Seele, wenn die Züchtigung, die von außen kammt, mit der Züchtigung des eigenen Gewissens zusammentrifft — auch abgesehen van den äußeren Folgen und van allem, was nicht unmittelbar die Ehre angeht. Dieses Zusammentreffen ist nun ein regelmäßiges Ereignis überall, wa Uebereinstimmung van Genassen über das, was gut und böse, recht und unrecht sei, vorhanden ist. Diese Übereinstimmung wird aber von denen, die außerhalb ihrer stehen, ebenso regelmäßig nicht verstanden. Was aber nicht verstanden wird, das wird am häufigsten geschalten und verlacht. Dies Schelten und Verlachen taird eben darum, weil es auf Nichtverstehen beruht, oft ungerecht, ja ganz eigentlich sinnlas sein. Denn sa verächtlich aber lächerlich auch die Erscheinungen hin und wieder sein mögen, in denen das Gefühl der Solidarität: der gemeinsamen und verbindenden Ehre auftritt; das Gefühl selber ist immer höchst achtungswert, weil es die natwendige Bedingung jeder gültigen d. h. verbindenden Moral ist, und, taa immer man näher zusieht, da wird man finden, daß das Gemeinsam-Menschliche wenigstens insaweit zur Geltung kammt, als in jedem sozialen Kreise ein wahlbewußter Unterschied gemacht taird zwischen den strengen und ernsten Ansarderungen, die an die Ehre des Einzelnen gerichtet werden, und den blaßen Äußerlichkeiten, den Regeln und Vorschriften, an die man selber nicht glaubt, die nur der Erhaltung eines Scheines, alsa einem geringwertigen, wenn nicht üblen Zwecke, ast aber auch selbst anerkannten bösen Zwecken dienen. Sa ist es sagar in einer Gesellschaft von Dieben: daß Verräterei gehaßt, verachtet, gezüchtigt wird, dies beruht auf einem allgemeinen und richtigen Urteil, wenn nicht auf der speciellen Erkenntnis, daß Untreue ebensawahl die elende Kameradschaft des Verbrechens, wie die edelste Genossenschaft verdirbt; die Mißbilligung hingegen, die ein bereuender und sich bekehrender Kamerad erfährt, ist doch immer vermischt mit dem Bewußtsein der Nichtswürdigkeit des eigenen Gewerbes.

— Vielen Kapitalisten und ihren Säldnern gilt nun das sich immer weiter ausbreitende Gefühl der Solidarität unter den madernen Lahnarbeitern für ebensa abscheulich und ihrer Habsucht und Herrschaft für viel gefährlicher, als die Kameraderie van Dieben und Gaunern, zumal wenn deren Thaten der eigenen Klasse näher stehen, wie es mit gewissen Betrügereien, die „Handel und Wandel nun einmal im Gefalge haben", der Fall ist. Die Arbeiterschaft ist der innere Feind; der Sieg, den das Kapital durch Aushungerung erringt, wird mit den Siegen, die die deutsche gegen die französische Natian, den angeblichen „Erbfeind", erfochten hat, in Parallele gestellt, — wer eine salche Roheit nicht für möglich hält, wird auf den im Anhange mitgeteilten Auszug aus dem „Hamburgischen Karrespondenten," dem speciellen Organ der „Gebildeten" in Hamburg-Altona, Schleswig-Halstein, Nard-Hannaver, hingewiesen.

Man wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß eine salche Roheit in den Spitzen der Gesellschaft ein Zeicheu der Fäulnis ist. Wenn man das Lebende und Lebensfähige fördern will, sa wird man die Salidarität der Arbeiter höher schätzen müssen, als die Salidarität derer, die sich der natwendigen sozialen Entwickelung aus Eigensucht widersetzen. Jene Salidarität aber ist es, die in der Verachtung des Streikbruchs, in der Zensur des eigenen Gewissens dagegen, in der Entwickelung des Arbeiter-Ehrgefühls zum Ausdrucke kammt. Das Wart „Terrorismus" ist ein schreckliches Wart. Daß neben sittlich erlaubten auch unedle Mittel zur Anwendung kommen, um vam Streikbruch abzuhalten, ist ein Mangel, den die dabei befalgte Politik mit aller menschlichen Politik leider gemein hat. Um gerecht zu urteilen, muß man aber sargfältig unterscheiden: welche Mittel sind die färmlich gewallten und geheißenen, sind die affiziell zur Anwendung gelangenden? welche werden van Einzelnen, mißbräuchlicher Weise, vielleicht sagar gegen ausdrückliches Verbot der leitenden Persanen, in der Leidenschaft des Augenblicks angewandt? Sa tadelnswert, ja strafbar diese sein mögen — sa wenig als die Strafe kann dafür der Tadel die Gesamtheit aber die leitenden Personen treffen.

Bei Streiks werden — sa geschah es auch in Hamburg — Wachpasten ausgestellt. Diese haben den Auftrag, solche

Personen, die sie als Streikbrecher oder auf dem Wege dazu erkennen, zu beobachten, wenn möglich anzusprechen und „aufzuklären“; denn jene Personen, die aus der Ferne kommen, sind oft über die Thatsache eines vorhandenen Streiks gänzlich unwissend, oft geflissentlich darüber getäuscht worden. Werbe-Agenten, eine nicht selten gemeinschädliche Menschensorte, haben ihnen vorgelogen, der Streik sei beendet u. s. w. Die Enthüllung der Wahrheit genügt sehr oft, die Personen zur Umkehr zu bewegen, zumal wenn ihnen das Reisegeld ersetzt wird. Ist das Terrarismus? Man nennt es Terrorismus, um es schlecht zu machen, wie man den, der die Wahrheit ehrt, einen „Verräter“ nennt, wenn man die Wahrheit nicht ertragen kann.

Gegen wirklichen Terrorismus, gegen alles, was an gewaltsame Einwirkungen auch nur erinnerte, sind auf Grund des Gesetzes die Gerichte mit einer Strenge vorgegangen, von der ich zu glauben sehr wünsche, daß sie durch rein sachliches Urteil bestimmt war. Die Polizeibehörde hat dem Geschrei der Unternehmerschaft insoweit nachgegeben, daß sie sogar die Beobachtung von Arbeitenden unter Strafe stellte; versteht sich, daß auch die Anknüpfung eines Gespräches verboten war. Sind solche Verbote nach Naturrecht erlaubt? Man hat in unserm Jahrhundert das Naturrecht, woran die Menschheit seit Jahrtausenden geglaubt hatte, geschmäht und vergessen. Das heutige Leben wird uns das Naturrecht wieder lehren. Vom Rechte, das mit uns geboren ist, wird wieder die Rede sein. Auch hierfür gehen die Anstöße von der Arbeiterklasse aus. Das Naturrecht ist die niedere Sittlichkeit. Seine Beobachtung ist das Minimum, das in jeder Gesellschaft gefordert werden muß. Nur vom Standpunkte des Naturrechtes aus — wie durch das Citat aus Puffendorf bekräftigt wurde — habe ich es für absurdes Unrecht erklärt, wenn der Arbeitgeberverband die Verhandlung ablehnte, die Vermittelung zurückwies — ‚unselig‘ nennt er in seiner Sieges-Kundgebung den „Vorschlag eines Schiedsgerichtes“! Den „Arbeitgebern“ muß eben Naturrecht eingepaukt werden — ein höheres sittliches Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit halte ich, auf der Basis des Privateigentums an den modernen Produktionsmitteln, für unmöglich. Sicherlich: auch von den Arbeitern muß gefordert werden, daß sie das Recht jedes Arbeiters, der Meinung seiner Genossen entgegen zu handeln, den Streik zu brechen, nicht in Frage stellen; sie müssen belehrt werden, daß sie, wie stark auch ihre Mißbilligung, wie lebhaft ihre Versuche, auf gütliche Art davon abzuhalten, sein dürfen, Urteil und Handlungen immer durch die Erwägung mildern sollten, daß es an und für sich kein Unrecht ist, was der Andere thut, ob er nun aus Eigensinn, aus Not, oder aus mangelhafter Erkenntnis handele.

Hamburgischer Korrespondent.
Mittagsblatt, 12. Februar 1897.

Der deutsch-französische Krieg und der Hafenarbeiter-Streik.

Eine harmlose Parallele.

1870/71.	1896/97
Frankreich erklärt mit größtem Leichtsinn unter ganz ungünstigen Verhältnissen Deutschland den Krieg.	Die Hafenarbeiter treten trotz des Abratens vernünftiger Genossen in den Streik.
Alle deutschen Stämme vereinigen sich zur Abwehr.	Der Arbeitgeber-Verband beschließt einhelligen Widerstand
Eugenie triumphiert: „Ma jolie petite guerre!“	Helma Steinbach redet täglich in 2—3 Versammlungen.
In allen Schlachten werden die Franzosen geschlagen.	In allen Arbeitszweigen findet sich Ersatz für die Feiernden.
Die Levée en masse wird dekretiert; es hilft aber nicht viel.	Der Generalstreik wird proklamiert; es nützt aber wenig.
Die Franzosen wollen Unterhandlungen beginnen auf der Basis: „Keinen Zollbreit unsers Landes, keinen Stein unserer Festungen!“	Die Arbeitnehmer möchten unterhandeln, wollen aber von sofortiger Wiederaufnahme der Arbeit, zu der der Senat rät, nichts wissen.
Thiers reist an allen Höfen herum: „Pour l'amour de Dieu, faites quelque chose pour nous!	Die sozialdemokratischen Führer bereisen ganz Deutschland und mahnen: „Laßt uns die Munition nicht ausgehen!“
England macht brillante Geschäfte mit Waffenlieferungen.	Tom Mann fühlt sich als bedeutende Persönlichkeit, beweist sich übrigens im Geldkollektieren schwach.
Victor Hugo beschwört die Preußen, sich jetzt mannhaft zurückzuziehen.	Herr van Egidy rät den Arbeitgebern doch jetzt aus ethischen Gründen gütigst nachzugeben
Gambetta veröffentlicht täglich neue Siegesdepeschen.	Im „Echo“ wird täglich erklärt, daß der Streik für die Arbeitnehmer sehr günstig stehe.
Also: Guerre à l'outrance!	Also: Kampf „bis aufs Messer!“
Als alles verloren ist, fühlt sich der gute alte Garibaldi veranlaßt, für die Franzosen Partei zu nehmen.	Professor Baumgarten und Genossen machen der Welt bemerkbar, daß sie auch noch da sind.
Paris wird genommen.	Das Geld ist alle.
Nachspiel:	Nachspiel:
Kommune und Petroleum: „Fuites flamber Finances!“	Krawall auf dem Schaarmarkt, aus den Fenstern des Bäckerganges fliegen die Aschenner.
„Der Frankfurter Frieden ist nur ein Waffenstillstand!“	„Wir sind nicht besiegt, nur eine Pause im Kampf tritt ein.“
Der Frieden dauert mehr als 25 Jahre.	— — — — — — — — — —

Der erste Marxist.

Von Prof. Dr. Jul. Platter in Zürich.

(Schluß.)

Man darf uns nicht einwenden, daß nach Marx heutzutage nur das Proletariat eine revolutionäre Klasse ist. Das stimmt absolut nicht mit jenen citierten Sätzen, die alte Klassen umfassen, wohl aber mit der gar nicht wissenschaftlichen Tendenz einer Schrift, welche die Proletarier aufwiegeln will. Eine revolutionäre Klasse! Welche Klasse ist denn nicht revolutionär, wenn jede beständig kämpft und aus dem Kampf in allen Fällen revolutionäre Umgestattung aber Untergang hervorgeht? Schon die Thatsache, daß sie kämpft, ist bei solchen Folgen revolutionär.

Aber es geht doch wahrhaftig nicht an, von einem bedeutenden Schriftsteller und Schriftstück zu sagen: Die erste Zeile ist von der realistischen Seele geschrieben, bei Abfassung von Zeile 2—8 war diese vor dem Fenster und die blinde Wut besorgte das Diktat, bei der 9. Zeile nahm wieder die besagte Seele die Feder in die Hand u. s. w. Wohl aber kann man sehr gut sagen: als Politiker und Agitator war Marx, wie die meisten (aber alle), ein Aufschneider, aber er war daneben ein großer und sehr gelehrter Nationalökonom. Das ist ebenso wenig ein Widerspruch oder auch nur ein schwieriger Gedanke, wie wenn jemand sagen würde: Lord Berulam war ein Genie und ein Lump, aber: A. ist ein großer Mathematiker, aber wenn er zu philosophieren anfängt, faselt er.

Damit aber fällt gerade das Praktische, das Wesentliche, was eine politische Partei, die sich auf seine politischen Dogmen gründet, wie die deutsche Sozialdemokratie, erzeugt aber vielmehr theoretisch, doktrinär zusammenhält, ins Wasser. Vor allem fällt aber der Klassenkampf, nämlich der spezifisch Marxistische, ins Wasser, er gehört samt der ihm wesentlich anhaftenden und charakteristischen jedesmaligen (man zähle einmal!) revolutionären Umgestaltung und dem gemeinsamen Untergang zu den blühendsten sozialpolitischen Phrasen, von denen uns nach Sombart gerade Marx befreit haben soll (S. 79). Man kann doch bei allen Göttern unter revolutionärer Umgestaltung durch Kampf nicht etwa jene fortlaufenden, kleinen, kaum merkbaren Veränderungen verstehen, die mit allem Seienden, also auch mit der menschlichen Gesellschaft, vor sich gehen! Oder ist vielleicht auch eine Stadt in revolutionärer Umgestaltung begriffen, in der zuweilen im Laufe von hundert Jahren ein Dutzend alte Häuser eingerissen und neugebaut aber gar nur umgebaut wird, während man an allen von Zeit zu Zeit einige Reparaturen und kleine Veränderungen vornimmt? Aber solche Revolutionen hatte doch gewiß Marx nicht im Sinn, sie erfordern wahrhaftig kein Manifest! — Natürlich ist diese Argumentation vulgär, da sie sich in den Geleisen der gewöhnlichen, hergebrachten, altbackenen Logik bewegt, welche auch das gemeine Volk, Vulgus, bei seinen Gedanken anwendet und der

schmalspurige*) Herr Karl Kautsky wird sie vermutlich wieder äußerst flach finden.

Nach dem Manifest ist der Klassenkampf allerdings etwas Schreckliches, nämlich der bevorstehende Kampf des Proletariats mit der Bourgeoisie, den Marx ganz allein im Sinne hat und um den es sich gegenwärtig auch ausschließlich handelt. Die herrschenden Klassen sollen ja nach ihm zittern vor dem bevorstehenden gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung, durch den allein die Ziele der Kommunisten erreicht werden können. Der Sombartsche Klassenkampf hingegen ist allerdings nichts Schreckliches, „im Gegenteil." Nicht etwa, weil er es mit den Proletariern halten will, die nach Marx dabei nur zu gewinnen haben; denn er ist ja ein Bourgeois geblieben. Aber er findet im Klassenkampf nur „ein Sichmessen, ein Gegeneinanderwollen der verschiedenen Interessen und Meinungen, eine Quelle vieler trefflicher Erscheinungen. Nur im Kampfe erschließen sich die schönsten Blüten menschlichen Daseins. Der Kampf allein ist es, der immer breitere Schichten des Volkes zum Menschtum emporhebt. Alles was an Kultur jetzt in die Massen dringt, bringt durch den Kampf in sie . . . . Der Kampf allein, der der Nationen (!) wie der Klassen, bildet Charaktere, weckt Begeisterung" (S. 121 f.). Man sieht, daß die sozialpolitische Phrase auch im neuen, reinen, echten Marxismus noch einen Platz findet, wo sie gedeiht.

Aber mein Gott! Wenn die, doch ununterbrochen fortlaufende, Geschichte der Gesellschaft nur eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, dann ist ja für Begeisterung u. s. w. von vornherein schon stets gesorgt und wir brauchen uns heute nicht speziell damit zu trösten. Und da hoffentlich die schönen Wirkungen das Klassenkampfes sich bei beiden kämpfenden Parteien gleichmäßig fühlbar machen, so werden sich vermutlich auch im Freiherrn von Stumm und seinen tapferen Genossen von der Million die „schönsten Blüten menschlichen Daseins erschließen." Ich glaube, Herr Professor Sombart denkt einerseits zuviel an „die ruhmvollen Tage" von 1870 und 1871 und an die deutschen Lieutenants, die in Deutschland vor allen als „Charaktere", als Ritter ohne Furcht und Tadel gelten, und andererseits ist sein Klassenkampf, obwohl er ihm den Kampf der Nationen direkt an die Seite stellt, allerdings nicht der Marxistische, aber eben darum auch nicht beunruhigend, selbst nicht für Geheimräte; besonders wenn die sozialdemokratischen Arbeiter ihm, dem einzigen Marxisten und nicht dem alten Manifest-Marx folgen und genau „gesetzlich" verfahren, nicht etwa wie das Vorbild der sozialdemokratischen Proletarier, der Tiers-Etat von anno dazumal; wenn sie „die Heiligkeit der Rechtsidee" unangetastet lassen (S. 122) und nicht wie Kaiser Wilhelm I. und andere Patentaten verfahren, welche die legitimsten Herrscher von Gottes Gnaden entthronten und sich ihrer Länder bemächtigten; wenn sie „auf dem Boden des bestehenden Rechts" bleiben**), und durchaus „anständige Mittel" anwenden (S. 123), sich „gesittet und zivilisiert" betragen (S. 124).

Man braucht sich auch über das Ziel der Sozialdemokratie „zunächst" nicht aufzuregen. Solange die ökonomischen Bedingungen nicht gegeben sind, „solange vor allem auch die Charaktereigenschaften der handelnden Personen sich nicht entsprechend umgestaltet haben, wird keine Macht der Erde, keine Partei, sie mag sich noch so revolutionär geberden, eine neue soziale Ordnung der Menschheit aufzuoktroyieren vermögen. Und wenn jene Bedingungen dereinst einmal erfüllt sind, nun — dann wollen wir (!) weiter sehen" (S. 121).

Der Schlußsatz mußte, wenn es noch eine Logik giebt, lauten: dann ist die neue, proletarische, kollektivistische Gesellschaftsordnung unvermeidlich, selbstverständlich, notwendig und die beste. Warum will Sombart dann „weiter sehen"? So könnte etwa ein gewisser Herr sagen, der im Sinn hätte, dann Soldaten und Kanonen anzuwenden, um den Kommunismus trotz seiner Reife zu vernichten. Oder es kann das einer sagen, der, wenigstens öffentlich, keine Zugeständnisse machen will, die ihn möglicherweise einmal kompromittieren könnten. Bei einem solchen wäre der Charakter durch den Kampf jedenfalls noch nicht zur schönsten Blüte erschlossen worden. Vielleicht giebt es noch einige Möglichkeiten, der Leser mag sich das selbst überlegen.

Also der Klassenkampf ist, wenn er gesetzlich und anständig geführt wird, eine ganz ehrbare und angenehme Sache und das proletarische Ziel ist unendlich fern und im Fall es nahe rückt, werden wir ja sehen, was sich thun läßt. Ob diese Auffassung richtig oder nicht richtig ist, darum handelt es sich hier nicht; aber daß sie Marxistisch oder sozialdemokratisch ist, soll uns niemand einreden, selbst ein so gelehrter Mann wie Sombart nicht.

Doch wir möchten bald zu Ende kommen und wollen nur noch einige Bemerkungen machen, um unsern eigenen Standpunkt zu präzisieren. Wir meinen, daß der politische Marxismus und mit ihm die bisherige praktische Grundidee der Sozialdemokratie in der That schon heute so ziemlich zu den überwundenen Standpunkten gehört, von Marx allem Anschein nach in seinen älteren Tagen überwunden*), von den sozialdemokratischen Führern und Schriftstellern bei vielen Gelegenheiten mindestens angezweifelt, halb und halb abgewiesen, aber noch nicht offiziell.

Das eigentliche Wesen der Marxistischen Lehre, soweit die Sozialdemokratie auf dieser beruht, ist von Sombart nirgends klar hervorgehoben, nicht einmal entschieden angedeutet. Marx sagt: man muß die politische Macht erobern und lediglich durch diese, also von oben herab, von Staatswegen, durch diktatorische Machtsprüche die neue Gesellschaftsordnung einführen. Damit ist's nun aber offenbar nichts. Das Proletariat hat gar keine Aussicht, durch seine eigenen Kräfte allein die politische Gewalt zu erobern und die demokratische Republik zu begründen. Dazu braucht es notwendig die Mithilfe weiterer Kreise und erlangt diese solange sicher nicht, als es sich nach Marxistischem Rezept als ein Todfeind aller anderen Klassen hinstellt. Die demokratische Republik als politisches Ziel scheint nach der ganzen Tendenz der modernen Entwickelung vollberechtigt — nicht im juristischen, sondern im historischen Sinn, der hier allein in Betracht kommen kann — und im Kampf um die blaße Freiheit und Selbstbestimmung sind für den, der die Sache ernst nimmt und nicht bloß Süßholz raspeln will, in der That auch ganz andere als bloß gesetzliche und gesittete Mittel anwendbar und gerechtfertigt, wenn sie wirklich zum Ziele führen, und sie sind auch, je nach den Umständen, wirksam, was die Beschützer der bestehenden Ordnung, die Potentaten, aus eigener Erfahrung am besten wissen. Hingegen zur sozialen oder besser gesagt ökonomischen Umgestaltung reicht nicht nur die politische Gewalt nicht aus, sondern hier läßt sich überhaupt mit Gewalt und plötzlich nichts oder fast nichts machen, jedenfalls kein Anfang, weil volldefähigte Menschen, ja eine volldefähigte Klasse dazu gehört. Diese Befähigung muß aber erworben werden und zwar nicht in politischer, sondern in ökonomischer Kraftübung, und in dem Maße, wie sie erworben wird und durch die Art, wie sie erworben ist, wird sie die ökonomische Welt sicher auch umgestalten.

Die politische Umgestaltung unfreier Staaten in demokratische Republiken setzt eine ökonomische keineswegs voraus, denn wir haben ja falsche Republiken und sie haben wenig Ähnlichkeit mit dem Sozialstaat. Allerdings würde vermutlich (wir möchten sagen hoffentlich) erst die ökonomische Umgestaltung die politische Demokratie zur vollen Wahrheit machen, ihr den Stempel der Vollendung geben, d. h. wahre Freiheit und Selbstregierung schaffen. Jene politische Um-

*) Man sagt mir, daß er in der „Neuen Zeit" irgend eine Schrift von mir, ich glaube den „Krieg gegen die Mütter" kretinspurig nannte und dies selbstverständlich, um mich zu ladeln. Ich will ihn dafür loben, indem ich ihm das entgegengesetzte Epitheton spende.

**) des deutschen Vereins-, Versammlungs-, Preßrechts, der preußischen Dienstbotenordnungen, der Straffälligkeit der indirekten Majestätsbeleidigungen, des Unfugparagraphen u. s. w. u. s. w.

*) Siehe „Ethische Kultur" 1896, Nr. 49 und 50, den Artikel „Marx gegen die Marxisten."

gestaltung mag auf dem Wege des Kampfes erfolgen, aber nicht des Klassenkampfs. Denn solange nur eine Klasse, das Proletariat, sie als Ziel aufstellt, erfolgt sie überhaupt nicht.

Die ökonomische Umgestaltung aber hat gar keinen Kampfcharakter, den man speziell betonen und als Schiboleth gebrauchen müßte, jedenfalls nicht in dem revolutionären Sinn, den Marx dem Worte Klassenkampf gegeben. Ein Gewerkverein ist gerade soviel oder sowenig eine revolutionäre Organisation als ein Trust, ein Ring, ein Kartell. Und ein Konsumverein, eine Produktivgenossenschaft sind es ebenso wenig, als sonst ein neues Laden- oder Fabrikgeschäft. Deswegen, weil es Arbeiter sind, die so etwas veranstalten, ist es doch in Bezug auf den Kampfcharakter nichts anderes, wenn schon in Bezug auf die Folgen. Denn hier handelt es sich um die Interessen irgend welcher Arbeiter, dort um die irgend welcher Kapitalisten. Gelingt es allmälig, den Teil des gesamten gesellschaftlichen Einkommens, der der Arbeit als Lohn oder überhaupt zufällt, zu vermehren und den Anteil des bloßen Besitzes zu vermindern, so schreitet die Gesellschaft einer neuen Wirtschaftsordnung entgegen; ist das arbeitslose Besitzeinkommen vollkommen beseitigt, so haben wir die neue Wirtschaftsordnung fertig und die übrige gesellschaftliche Ordnung wird sicher den Umgestaltungsprozeß zugleich mit der wirtschaftlichen durchmachen; das ewige Klassenkampfgeschrei ist jedenfalls überflüssig und keineswegs im Interesse des Proletariats.

An die politischen Saldadereien und Rodomontaden hat sich die bürgerliche Welt schon ziemlich gewöhnt und wird sich immer mehr daran gewöhnen und einsehen, daß man sich davor nicht zu fürchten brauche. Aber an dem Geschrei der Betroffenen über jeden Streik, an der Wut der Profitmacher und ihrer höheren und höchsten Helfershelfer über jeden neuen Konsumverein kann man sehen, daß hier das Lebenselement des Kapitalismus, die Rente, getroffen wird oder in Gefahr gerät.

Wir haben uns hier nur beschäftigt mit demjenigen Teil der Sombartschen Schrift, der dem Marxismus gewidmet und in seiner dargelegten, seltsamen Art auch originell ist, was man vom Uebrigen nicht sagen kann. Da wird bloß für den Unkundigen der Schein der Originalität hervorgerufen, dadurch daß der Verfasser immer wieder behauptet, alle Welt habe bisher gar keine oder eine ganz abjurde Idee von irgend einer Sache gehabt, und dann die allbekanntesten Dinge und gangbarsten Auffassungen mit der Phrase „denke ich", „behaupte ich", „ich sage so", „wenn ich mir die Geschichte etwas genauer betrachte, so gestaltet sich in der That das Bild, das ich von ihr empfange, wesentlich anders, als ich's Ihnen nach der herrschenden Auffassung gezeichnet habe" und dergl. mehr einleitet und aufputzt. Doch das ist Geschmackssache und ich glaube, es giebt viel Publikum, das den entsprechenden Geschmack besitzt.

Die Erziehung der Eltern.

Von Dr. Hans Schmidkunz in München.

In den vielfachen Erörterungen über die Frauenfragen und in dem radikalen Anstürmen gegen das Zwangsmäßige, das den bisherigen Verhältnissen der Ehe und der Familie vorgeworfen wird, ist ein Punkt zwar schon hervorgehoben, aber vielleicht nicht genügend beachtet worden. Wir können recht häufig die Beobachtung machen, daß Menschen des einen wie des andern Geschlechts, die in ihrer Jugend die erfreulichste Frische der Entwickelung gezeigt, von dem Augenblick ihrer Verehelichung an diese Entwickelung unterbrechen und auf dem nunmehr eingenommenen Standpunkt ihres Fühlens und Denkens in einer Weise stehn bleiben, die nach ihren Anfängen nicht zu erwarten war. Am meisten dürfte diese Erscheinung bei Männern auffallen, und die Vertreter der Freiheiten der Frau versäumen nicht, auch den niedrigen sozialen und geistigen Zustand der Frauen dafür verantwortlich zu machen. John Stuart Mill war es besonders, der diesen Punkt hervorgehoben und ihn u. a. dadurch erläutert hat, daß so viele Menschen nicht über die ersten Stufen der Weisheit hinausgelangen, nur weil sie bloß mit Solchen geistigen Umgang pflegen, denen sie selbst ihre Meinungen vorschreiben können. Und die geistige Genossenschaft, die zur Vervollkommnung verhilft, ist der Verkehr zwischen thätigen Geistern, nicht die Berührung zwischen einem thätigen und einem leidenden Geiste. Es giebt allerdings Fälle von Ehen, in denen der Mann sogar erst recht zur Entwickelung kommt und vielleicht die Frau mit ihm; das sind aber zugleich auch Fälle, in denen wie nicht bald irgendwo die Ausnahme die Regel bestätigt.

Als ein Hauptgrund jenes Steckenbleibens nach früherer Entwickelung werden manchem nicht die Ehegattin (oder gegenüber dem weiblichen Teil der Ehegatte) sondern vielmehr die Kinder erscheinen. Es mag uns ja ganz begreiflich vorkommen, daß jemand, so lange er nur für sich selbst zu sorgen hatte, auch wirklich für sich selbst sorgen und stetig fortschreiten konnte; sobald er aber für Andere zu sorgen hat, tritt er selber in den Hintergrund. Und gerade seine weitere Entwickelung scheint dadurch abgeschnitten: denn er soll für die Entwickelung Anderer aufkommen und zwar für eine Entwickelung, die er seinerseits längst hinter sich hat. Die Beschäftigung mit Unreifem scheint selber, wenn nicht unreif zu machen, so doch genau auf den Standpunkt einzustellen, der eigens für das Erziehen Anderer, nicht für selbständiges Wirken paßt. Ebenso sagt man ja auch, daß gute Fechter oder sonst tüchtige Beherrscher einer Fertigkeit in ihrem Können zurückgehen, sobald sie sich auf das Einpauken von Schülern, namentlich von Anfängern, verlegen.

Es ist schwer, das als Thatsache zu bestreiten, was hier behauptet wird. Und manchem Mann, der in der Mitte seiner geschäftlichen und Familiensorgen steht, würde die Aufforderung, doch weiter zu schreiten und an die frische Vorwärtsbewegung seiner eigenen Jugend anzuknüpfen, wohl nur die Antwort entlocken: „Auch das noch!" Dazu weiteres. Wir kennen von allen erdenklichen Seiten her den Gegensatz der Generationen, den Gegensatz von Alt und Jung. In Politik wie in Kunst, in sozialen Anschauungen wie in technischen Gewöhnungen stehen sich die um ein Menschenalter von einander entfernten Menschen meistens als Widersacher gegenüber; und zwar so sehr, daß die um mehr als Ein Menschenalter von einander entfernten sich hinwider um so näher stehen — gleichwie Großeltern und Enkel. Ja, ein hervorragender Geist unserer Zeit hat gemeint, wenn einmal sonst alle Gegensätze unseres Lebens, in Parteiungen u. s. w. ausgeglichen sind, dann werde zuletzt noch Ein Gegensatz als der ewig unausrottbare übrig bleiben: der Gegensatz zwischen Alten und Jungen.

Fragt sich allerdings, ob es auch wirklich so sein muß. Um so mehr, als ja für jeden auf der Hand liegt, daß die Natur zu der vollständigen Entfattung eines Erdenbewohners auch sein Weiterleben in Nachkommen verlangt. Daher auch solche volkstümliche Weisheiten wie die Worte des preußischen Generals Steinmetz: „Die Sorge um die Jugend befriedigt das Herz mehr als jede andere und gewährt den reichsten Lohn, den menschliches Thun überhaupt zu gewähren vermag! Vater sein, heißt erst Mensch sein!"*) Damit dürfte allerdings

*) Anmerkung von Prof. Wilhelm Foerster: Der ganze Inhalt des vorliegenden Aufsatzes schließt die Deutung aus, als ob mit obigen Aussprüchen ein Schatten auf solche — männliche oder weibliche — Menschenleben fallen solle, welche nicht dazu gelangen in Nachkommen fortzuleben. Mit Zustimmung des Verfassers glauben wir jedoch einige Worte hierüber ausdrücklich hinzufügen zu müssen; denn es ist für die Zukunft der Kultur von der allergrößten Bedeutung, daß wie es immer mehr vermieden, auch nur mit einem enthusiastischen Wort die Überschätzung des Sexual-Lebens zu nähren. Für das große Individuum „Menschheit" ist das Fortleben in Nachkommen natürlich eine Angelegenheit ersten Ranges. Für den einzelnen Menschen gilt dies um so weniger, je vollkommener die soziale Kultur sich entwickelt. Innerhalb einer solchen wird die Entwickelung der Nachkommenschaft gewiß aufs edelste geordnet sein; aber der Einzelne, der daran keinen Anteil nimmt, wird dafür unaussprechliche geistige und sittliche Freuden und Vollendungen der Menschennatur erfahren können, gegen welche das ganze Gebiet des Sexual-Lebens verblaßt. Und immer werden dann die Vielen, welche zu anderen Leistungen des Einzellebens größere Bestimmung durch Natur oder Schicksal empfangen, vollauf Ersatz für die Versagungen auf jenem Gebiete darin finden, daß auch sie in der Welt des Schönen und der Sympathie an den natürlichen Freuden, welche die Entwickelung der Nachkommenschaft bietet, den beglückendsten Anteil nehmen.

bald jemand sich einverstanden erklären, ohne darum auch schon zur praktischen Anwendung und Befolgung dieser Einsicht fortzuschreiten. Mancher läßt sich zur Not von Solchen, die ihm überlegen sind, und deren Ueberlegenheit ihm wie ihnen selbst bekannt ist, emporziehen und zum Wachstum bringen. Daß er sich aber auch von Kindern könnte emporziehen und zum Wachstum bringen lassen, das liegt ihm um so ferner, als ja Kinder ihm weder überlegen scheinen, noch auch, wenn sie's wären, sich darüber regelmäßig zum Bewußtsein kämen.

Überhaupt scheint es selbst für uns eine allzuweite Zumutung, Kindern eine solche Überlegenheit zuzuschreiben — außer man meint (was hier nicht der Fall ist) zufällige Einzelheiten. Trotzdem spricht man in halbem Ernst und halbem Scherz oft genug von einem Zurückgehen seit der Kindheit und zwar nicht nur in dem Sinn eines verlorenen goldenen Zeitalters, sondern auch in dem brauchbareren wirklicher Vorzüge des Kindes vor uns. Vor allem ist nicht schwer zu bemerken, daß die Kinder in der Hauptsache gesünder sind als wir Erwachsenen. Allerdings müssen wir dabei von denen absehn, die als lebensunfähig dem frühen Tod verfallen sind oder erst über eine anfängliche Schwäche hinausgehoben werden. Daß ferner ein noch nicht voll entwickelter Organismus weniger leisten und vertragen wird als ein ausgereifter, dürfte klar sein. Haben wir uns aber einmal über diese Einschränkungen verständigt, so können wir leicht einsehen, wie sehr die Gesundheit der Kinder im allgemeinen der unsrigen überlegen ist. Namentlich zeichnet sich der jugendliche Körper durch ein durchschnittlich richtigeres Funktionieren der einmal in Thätigkeit gesetzten Organe aus.

Eine solche Gesundheit kann nun auf andere in mehrfacher Weise günstig einwirken. Der Anblick und die Nähe, vielleicht auch die Berührung gesunder jugendlicher oder überhaupt gesunder Körper wirkt erfrischend, belebend; und manche Erzählungen über alte Leute, die mit der Jugend verkehren, wissen selbst von einem verjüngenden Einfluß der Jugend zu sprechen. Weiterhin aber ist im allgemeinen der Gesunde zugleich der, welcher Menschliches in richtigerer, normalerer Weise vertritt als der Nichtgesunde; er kann also auch aufklärend und belehrend wirken, wenngleich selbstverständlicher Weise nicht so, daß von ihm aus jede Einzelheit ohne weiteres auf jeden anderen zu übertragen wäre. Allein unter Beachtung dieser Einschränkungen giebt der Gesunde Zeugnis für das, was die normale Natur will. Um so mehr, wenn neben diesem Naturwillen noch nicht andere Mächte wirken, Einflüsse einer Kultur, deren Wert mindestens vielumstritten ist. In diesem Fall befinden sich durchschnittlich die Kinder. Sie zeugen z. B. von dem, was des Menschen natürlicher und von besondern Gewöhnungen unbeeinflußter Geschmack an Speisen ist; namentlich handelt es sich dabei um den Geschmack am Milden und am Süßen. Will man darauf noch zuverlässiger vertrauen, so läßt sich beobachten, wie ein Mensch unter dem Einfluß bestimmter Gewohnheiten, vornehmlich des Alkoholgenusses, immer mehr jeden Geschmack am Milden und Süßen einbüßt, hingegen unter dem Einfluß des Abgehens von einer solchen Gewohnheit, zumal bei der Entwöhnung von Alkohol, die Lust am Milden und Süßen ungesucht wieder gewinnt. — Dies also ist ein besonders ausgeprägtes Beispiel davon, wie Kinder belehrend einwirken und in diesem Sinn die ihnen zunächst Stehenden, die Eltern, in einer allerdings unabsichtlichen Weise erziehen können.

Ueberhaupt finden sich diese Beispiele besonders zahlreich und interessant auf dem Gebiet des hygienischen Lebens. Dem aufmerksamen Beobachter kindlicher Schicksale mag bereits häufig ein merkwürdiger Kampf aufgefallen sein, ein Kampf zwischen Eltern oder ihren Stellvertretern einerseits und Kindern andererseits. Da wird meistens von den Kindern verlangt, so große Mengen zu essen, als wir Erwachsenen ihnen für zuträglich halten; und unsere Besorgnisse, ein Kind könnte ungenügend ernährt bleiben, läßt uns kaum ein Maß für das finden, was wir dem Kind gebieterisch vorlegen. Dieses aber hat nach gewissen mäßigen Mengen des Genossenen „genug", weist weiteres zunächst mit einer gewissen Bestimmtheit zurück und läßt darin schlecht und recht das zu Wort kommen, was man kurzweg seine „Natur" nennen darf (wobei allerdings auch auf zerstreuende Einflüsse der Umgebung u. s. w. zu achten ist, welche die Aufmerksamkeit des Kindes vom Essen und von seinem Bedürfnis danach ablenken können). Anders wir. Nicht daß wir dabei von verläßlichen Einsichten, erworben durch ein sorgfältiges Studium der „Natur", ausgingen; hier genügen uns gewisse Ansichten, erworben vorwiegend durch bestimmte Gewohnheiten; auf dieser Grundlage verlangen wir vom Kind, es müsse weiteressen. Und nun beginnen jene unliebsamen Kämpfe, in denen allerdings mit der Zeit wir einigermaßen die Sieger bleiben, weil Angewöhnungen allmählich die Naturanlagen überwinden können. Daß man in letzter Zeit von hygienischer und ärztlicher Seite her über das durchschnittliche Zuviel unseres Essens belehrt wird, zugleich mit der bereits ausgesprochenen Erfahrung, daß mehr Kinder am Zuvielessen als am Zuwenigessen zu Grunde gehen: dies ist wieder ein Fall der Bestätigung kindlicher Naturäußerungen durch kunstmäßige Erfahrungen.

Ähnlich ist es mit der Hygiene der Wärme- und Gefühlsempfindungen. Hier kennen alle Beteiligten den Kampf der Mütter oder Wärterinnen mit dem neugebornen Kind um die Betteinhüllung. Das Kind wird möglichst warm, dick, dicht und licht- und luftlos eingedeckt, meistens noch mit hineingebundenen Armen. Folgt Widerstand des Kindes, namentlich durch Herausarbeiten der Arme; dann durch unliebenswürdige Äußerungen des Unbehagens, zuletzt durch Gesundheitsstörungen. Natürlich geht der Kampf lustig oder vielmehr traurig weiter, da auf der anderen Seite die Schuld an den Folgen nur in einem Mangel am Warmen, Dicken, Dichten, Licht- und Luftlosen gesucht wird. Auch hier die nachträgliche Bestätigung durch reifere hygienische Einsichten.

Am Kind können wir ferner schon ganz ungesucht die Bedeutung kennen lernen, welche sowohl für das Kind als für Erwachsene die elementaren Sinneseindrücke haben. Wir mit unserer Gewöhnung an Farbenarmut, unserem Mangel an Beobachtung und all unserem sonstigen Defizit im Gebrauch der Sinnesorgane sehen den entgegengesetzten Interessen der Kinder wie einer fremden Welt zu. Wenn hier Lücken vorkommen, wenn z. B. ein Kind schlecht hört oder farbenblind ist — beides häufiger als man glaubt — so bemerken wir es meistens nicht. Und während wir auf die Kinder nach so vielen Seiten erziehend einwirken, oft auch, wie oben gezeigt, in Punkten, die besser zu vermeiden wären, fällt uns hier am wenigsten ein, was wir zu thun haben. Trotzdem ist gerade diese Angelegenheit von besonderer, eben von „elementarer" Wichtigkeit. Kundige haben auch Hilfsmittel für ein prüfendes und erziehendes Eingreifen in diese Seite der kindlichen Entwicklung gefunden und hergeschafft; beispielsweise sind die Farbentafeln von Hugo Magnus nicht genug zu rühmen. Wenn wir uns dann daran machen, unsere Kinder in dieser Weise zu fördern, werden wir dadurch selbst gefördert; wir lernen neue Gebiete kennen, wir werden aufmerksam auf die Bedeutung, die solche „elementare" Dinge im Gesamtleben des Menschen haben, wir treten wieder der „Natur" näher, deren Verlassen zu unseren schlimmsten und eines erzieherischen Einflusses am meisten bedürftigen Seiten gehört.

Natürlich ist eine solche „Erziehung", sofern sie unmittelbar von den Kindern selbst ausgeht, meistens keine absichtliche, vielmehr zufällig; aber sie kann eine bewußte Selbsterziehung unsererseits im Gefolge haben. Wachsen dann die Kinder so weit heran, daß sie mit Absicht und Überlegung auf Andere einwirken können, so erwacht auch einerseits ihr bekannter schulmeisterlicher Drang, andererseits eine merkwürdige, wenigstens teilweise Geschicklichkeit des Unterrichtens. Sie wissen ja noch wenig und wissen vieles nicht, sie sind nur erst teilweise gebildet; aber sie sind nicht „halbgebildet" wie wir und wissen auch, daß sie dieses und jenes nicht wissen. Ihr thatsächliches Wissen und Können zeichnet sich sehr häufig durch eine wohlthuende Klarheit und Originalität aus und kann so auch befruchtend auf andere übergehen, wie der zu beobachten vermag, der sich etwa von einem Kind das

Spielen eines Instrumentes erklären läßt. Natürlich steht ein solcher Unterricht weit zurück hinter einem kunstmäßig gereiften; dem pfuschermäßig unreifen hingegen, wie er so oft von Erwachsenen ausgeht, dürfte er aber doch sehr überlegen sein.

Das Scherzwort, daß man nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein könne, erfährt eine merkwürdige Umkehrung dahin, daß man nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Kinder sein kann. Je besser diese, desto besser der Gewinn für unsere weitere Entwickelung durch sie. Je gesünder sie, desto weniger Störung unseres gemeinsamen Weiterlebens und desto mehr Aussicht, durch sie wieder der „Natur" näher geführt zu werden. Je früher sie da sind, oder je jünger wir ihnen gegenüber sind, desto besser für ihre Anlage und für ihr Weiterkommen, desto besser oder auch für unsere Erziehung durch sie; denn wir bedürfen dazu ebenfalls einer noch möglichst jugendlichen Bildungsfähigkeit. Von jener „Vorsicht in der Wahl der Kinder" kann alles weitere Leben der Eltern abhängen. Je mehr nun die Kinder „groß werden", desto mehr tritt der schon erwähnte tiefe Gegensatz zwischen Alt und Jung auf; in politischen und in Kunstfragen macht er sich wohl am fühlbarsten. Hier führt unser Thema dazu, daß die Alten die Pflicht haben, hinter ihrer Zeit nicht zurückzubleiben, daß sie an ihren Kindern, um eben dies zu vermeiden, die beste Stütze haben, daß hinwieder die Kinder die Pflicht oder geradezu die Verantwortung haben, den Eltern die Gewinne der neueren Generation mitzuteilen, und daß sie darin auch die beste Gelegenheit finden, für ihre eigene Zeit zu wirken. Allerdings gehört dazu ein so intimes Leben zwischen beiden, wie es nicht häufig ist, wie es aber gefördert werden kann gerade durch ein allseitiges Bemühn nach Erziehung der Eltern durch die Kinder. In der ganzen Sache handelt es sich also immer um zweierlei: um den Anteil der Kinder daran und um unseren Anteil. Dieser unsrige kann ganz passiv sein; auch wider Willen oder gar wider Wissen werden wir von den Kindern erzogen. Uns, als den Reiferen, ziemt allerdings die völlige Passivität hierin nicht. Vor allem müssen wir einsehen, welche erzieherischen Einflüsse thatsächlich auf uns wirken. Zu ihnen gehören noch manche, die wir gleichfalls nicht so bald merken; z. B. die verschiedentlichen Ohrfeigen im übertragenen Sinn, mit denen uns das Schicksal erzieht. Den Kindern gegenüber vertreten w i r das Schicksal; können also einigermaßen erkennen, welche Bewandtnis es mit seinen Wirkungen hat.

Der Schluß aber ist die Erkenntnis unserer Pflicht — oder sagen wir indifferenter: unserer Aussicht — aus den Kindern für unsere eigene Erziehung zu holen, was daraus zu holen ist. Wenn der Dichter Anzengruber sein „Viertes Gebot" in den Gedanken ausklingen läßt: „Ehre Vater und Mutter — aber sie müssen auch danach sein", so darf dieser Gedanke hier dahin verändert werden, daß es heißt: „Ehre Vater und Mutter — aber sie müssen auch danach werden."

Kaiser und Arbeiter.

Von Theodor Vrix in Berlin-Schöneberg.

Welcher weite Unterschied ist nicht zwischen dem kaiserlichen Palast und der bescheidenen Wohnung des Arbeiters. Ebenso groß pflegt auch der Unterschied zu sein zwischen der Denkweise und den Lebensgewohnheiten des Fürsten und denen des Arbeiters.

In der Neuzeit freilich ist mehrfach das Bemühen hervorgetreten, wenn auch nicht diese Kluft gänzlich zu überbrücken, was gewiß unmöglich ist, so doch ein besseres gegenseitiges Verständnis anzubahnen. Wie es allgemein bekannt ist, daß in den Klassenunterschieden eine Gefahr liegt, so ist auch bis zu den Thronen hinauf die Erkenntnis gedrungen, daß Sympathie für den Arbeiterstand und Verständnis für seine Bedürfnisse zu den fürstlichen Pflichten gehöre, daß solche Gesinnung des Fürsten sonderlich, wenn sie auch in gesetzgeberischer Initiative sich äußere, zur Ueberwindung des Klassenhasses geeignet sei.

Bei dieser Auffassung von der Aufgabe der Fürsten ist jedoch vielfach übersehen worden, welche Hindernisse dem entgegenstehen, daß solche Bestrebungen, auch wo der beste Wille vorhanden ist, thatsächlich die beabsichtigte versöhnende Wirkung ausüben. Wie schwer ist es nicht für den Fürsten, sich hineinzuversetzen in die Anschauungen einer ihm so fernstehenden Klasse und ihr Vertrauen zu gewinnen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo vielfach angenommen wurde, daß Deutschland dazu bestimmt sei, eine neue Aera einzuleiten, indem die von oben angeregten Reformen die Arbeiter durch ein Band der Anhänglichkeit an die Krone fesseln würden. Damals, als das Wort von dem „Arbeiterkaiser" fiel, wurde nicht nur von der loyalen Presse des Inlandes, sondern auch von angesehenen auswärtigen Blättern diese Anschauung vertreten. Man glaubte, daß das Vorgehen des Kaisers in der Arbeiterfrage ein bis dahin noch nicht dagewesenes persönliches Eintreten der Krone für den Arbeiterstand bedeute, das die wohlthätigsten Folgen haben und zur Ausgleichung der schärfsten neuzeitlichen Gegensätze beitragen werde.

Daß solche Ansichten aufkommen und sich so weit verbreiten konnten, ist ein neuer Beweis dafür, wie oberflächlich oft das Urteil der öffentlichen Meinung ist. Erfahrungsgemäß werden an einen Thronwechsel leicht die überschwenglichsten Hoffnungen geknüpft. Dabei werden dann meistens die Wirkungen des Eingreifens der einzelnen Persönlichkeit überschätzt. Dieser Irrtum ist in der Neuzeit um so weniger berechtigt, da bekanntlich der persönlichen Wirksamkeit der Fürsten viel engere Grenzen gesteckt sind, als früher, da auch das staatliche Getriebe der Neuzeit viel zu kompliziert ist, als daß die persönliche Einsicht eines Einzelnen es beherrschen und zweckmäßig leiten könnte.

Bei uns allerdings war man geneigt, von dem Wirken einer einzelnen in hervorragender Stellung befindlichen Persönlichkeit viel zu erwarten. Das öfter gehörte Wort, Kaiser Wilhelm II. werde sein eigener Kanzler sein, hatte darauf vorbereitet, daß von der Person des jungen Herrschers selbst eine starke und weitgehende Initiative ausgehen werde. Und als nun die Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser und Kanzler hervortraten, da mochte um so mehr angenommen werden, daß nun jenes Wort zur Wahrheit werden solle, daß der Einfluß der persönlichen Anschauungen des Kaisers in der Regierungspolitik nun viel mehr als bisher zur Geltung gelangen werde, und zugleich schien es, nach dem, was bekannt geworden war, wahrscheinlich, daß diese Politik sich zu der von dem Fürsten Bismarck bisher befolgten, wenigstens in gewissen Fragen, wozu man namentlich die Arbeiterfrage glaubte rechnen zu können, in einem Gegensatz bewegen werde.

Es kam noch etwas anderes hinzu. Im Auslande waren vielfach, mit Rücksicht auf die bekannte Vorliebe Kaiser Wilhelms für das Militär, in seine Thronbesteigung Befürchtungen für den Weltfrieden geknüpft worden. Es ist klar, daß diese Befürchtungen übertrieben und thöricht waren. Es kommt einer Beleidigung gegen einen neuzeitlichen Herrscher gleich, wenn man annimmt, daß er, in den Besitz der Herrschergewalt gelangt, alsbald, nur um seinem Thatendrang zu genügen, einen Anlaß zum Kriege suchen werde. Aber wie unzutreffend diese Vorstellungen waren, schon die bloße Thatsache, daß der Friede erhalten blieb und von deutscher Seite nicht gefährdet wurde, war geeignet, ganz andere und den bisherigen entgegengesetzte Vorstellungen von der Persönlichkeit und den Bestrebungen des jungen Herrschers zu erwecken. Und als es nun schien, daß Kaiser Wilhelm sich einer Friedensaufgabe im hervorragenden Sinne des Wortes widmen wolle, einer Aufgabe, die mit Recht für eine der wichtigsten der Gegenwart, die des Schweißes der Edlen wert sei, gehalten wird, da wirkte dieser Gegensatz mit der vollen Kraft der Ueberraschung, da war man um so mehr geneigt, gewisse Anzeichen in ihrer Bedeutung zu überschätzen, und man nahm nun wohl an, daß man sich entweder hinsichtlich der Persönlichkeit des jungen Fürsten vollständig geirrt habe, oder daß in ihm eine gänzliche Sinnesänderung vorgegangen sei.

Und wenn nun eben so oberflächlich über das Wesen der sozialistischen Bewegung geurteilt wurde, wenn angenommen wurde, einige Anzeichen eines ihnen gespendeten Wohlwollens, der Erlaß einiger ob noch so gutgemeinten Gesetze, würden auf die Arbeiter, auch auf die für die sozialistischen Ideen gewonnenen, eine „versöhnende" Wirkung ausüben, so trug dies um so mehr dazu bei, daß die Schwierigkeiten der bezeichneten Aufgabe weit unterschätzt wurden. Diejenigen Vertreter der Presse, die gewohnt sind, alles, was von oben her geschieht, einseitig zu loben, sie, die dem Volksleben doch viel näher stehen, als der Fürst, denen es nicht so schwer werden sollte, eine zutreffende Kenntnis von den Anschauungen der unteren Volksklassen zu erlangen, haben sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, indem sie, einer populären Strömung nachgebend und vielleicht auch in der Absicht, sich an hoher Stelle angenehm zu machen, geflissentlich Irrtümer nährten,

die nur von kurzer Dauer sein konnten und auf deren Verbreitung in der öffentlichen Meinung ein Rückschlag unvermeidlich folgen mußte.

Denn wenn man sorgfältig geachtet hatte auf alles, was von den Anschauungen des neuen Herrschers, vor seiner Thronbesteigung schon, in die Oeffentlichkeit gedrungen war, und wenn man dann auch die Stärke der sozialistischen Bewegung sich vergegenwärtigte, mußte man dann nicht der damals aufgestellten Theorie vom „sozialen Königtum" etwas mißtrauisch gegenüberstehen, mußte man sich nicht sagen, daß viel eher eine Verschärfung der Gegensätze möglich sei, wie sie nun eingetreten ist, als eine Aussöhnung, die doch nur erwartet werden konnte, wenn man von ganz unzutreffenden Voraussetzungen ausging? Freilich schien es eine Zeit lang wirklich, als ob sogar die Sozialdemokratie sich mit jener Theorie befreunden könnte, und gewiß könnte sie das, aber doch nur in dem Sinne, wie das Junkertum die Pflicht der Königstreue auffaßt, nämlich unter der Voraussetzung, daß die Monarchie sich zum Werkzeug ihrer Bestrebungen macht. Es kann kein Zweifel sein, daß die Monarchie hierzu nicht gewillt ist, am wenigsten ein Monarch, wie Kaiser Wilhelm II.

Auch der Fürst ist ein Kind seiner Zeit; er wird von ihren Geistesströmungen beeinflußt; dabei freilich wird er immer am leichtesten die Anschauungen derjenigen Kreise annehmen, denen er am nächsten steht. Kaiser Wilhelm ist der Altersgenosse eines Geschlechtes, das unter dem Eindruck der großen Ereignisse von 1866 und 1870—71 aufgewachsen ist, und bei seiner Stellung war es begreiflich, daß auf ihn diese Eindrücke mit besonderer Stärke wirken mußten. Es war auch begreiflich, daß er den Umschwung der Anschauungen, der sich in einem großen Teil des Volkes damals vollzog, namentlich so weit es die Stellung und Aufgabe der Monarchie im Staate betraf, als heilsam betrachtete, und daß er danach die Vorsätze für seine künftige Heerschauthätigkeit faßte. So finden wir denn bei dem Kaiser, nach allem, was davon bekannt geworden ist, Anschauungen von der Würde und Stellung der Monarchie im heutigen Staate, die selbst von den sogenannten reichstreuen Parteien nicht vollständig geteilt werden, die im Gegensatz stehen zu denen der in den letzten Jahrzehnten freilich sehr zurückgedrängten bürgerlichen Demokratie, sondern sich aber zu denen der Sozialdemokratie.

Es kann auch nicht zweifelhaft sein, daß der Kaiser, indem er den Arbeitern Entgegenkommen bewies, jene seine Anschauungen glaubte festhalten zu können und daß er alles, was er den Arbeitern zu gewähren gedachte, vereinbar hielt mit der Aufgabe der Monarchie, wie er sie auffaßte, vereinbar auch mit den von ihm der Wehrkraft gestellten Aufgaben, sowie mit seinen Sympathien für eine Gesellschaftsklasse, der er seiner Erziehung nach am nächsten steht. Der Kaiser mochte hoffen, daß das von ihm dem Arbeiterstande bezeigte Wohlwollen, welches er in gesetzgeberischen Maßregeln zu verwirklichen gedachte, dazu dienen werde, die sozialistische Opposition zu entwaffnen und das Ansehen der Monarchie auch in Arbeiterkreisen zu befestigen, die Zustimmung des Arbeiterstandes zu einer Politik zu gewinnen, wie sie der kaiserliche Herr nach seinen Absichten ins Werk zu setzen gedachte.

Wie ganz anders aber faßt die Sozialdemokratie das „suum cuique" auf. Ihr ist die Erfüllung der Forderungen des Arbeiterstandes, wie sie diese formuliert, die höchste und wichtigste Aufgabe des Staates, nicht eine Aufgabe, die nur so weit ausgeführt werden kann, als es mit anderen für wichtigen gehaltenen Aufgaben vereinbar ist. Die vollständige Erfüllung ihrer Forderungen wäre ja überhaupt ohne gänzliche Umgestaltung des Staates nicht möglich. Sie betrachtet das, was der heutige Staat ihr im besten Falle gewähren kann, nicht als eine Wohlthat, deren Umfang zu bestimmen sie der höchsten staatlichen Gewalt überlassen möchte, sondern als einen kleinen Teil nur dessen, was mit Recht ihr zukommt, als das Mindestmaaß des ihr gebührenden, eine kleine Abschlagszahlung. In ihren Zukunftsstaat gehört die Monarchie nicht hinein, und durch dies Zukunftsbild wird auch ihre Wertschätzung der Monarchie im heutigen Staat bestimmt. Sie sieht in der Monarchie, als der Spitze des Klassenstaates, den festesten Hort der von ihr gehaßten sozialen Ungleichheit. Sie würde vielleicht mit der Monarchie wohl einen vorläufigen Frieden machen und sie als eine Dekoration am heutigen Staate gelten lassen, wenn die Monarchie das für den Arbeiterstand leisten könnte und wollte, was denen vorschweben mochte, die das Schlagwort vom sozialen Königtum aufbrachten, wenn die Monarchie ihre Macht und ihr Ansehen dafür einsetzte, dem Arbeiterstande das höchste Maß dessen zu verschaffen, was der heutige Staat dem Arbeiter gewähren kann. Längst aber haben die Arbeiter sich daran gewöhnt, den Einfluß der Monarchie, dem noch immer eine sehr wesentliche Wirksamkeit auf unsere Gesetzgebung zugeschrieben wird, in einer andern Richtung thätig zu sehen. Die Gesetzgebung, wie sie sich schon unter dem neuen und mehr noch unter dem neuesten Kurs gestaltet hat, erscheint den Arbeitern als im Widerspruch zu ihren Interessen stehend. Die Sozialdemokratie hat die Heeresvorlage von 1893 aufs eifrigste bekämpft, und ihre Reihen sind durch den um diese Frage geführten Wahlkampf mächtig angewachsen. Die Sozialdemokratie hat auch die den Agrariern gewährten gesetzgeberischen Einräumungen, die mit jener Heeresverstärkung in einem gewissen Zusammenhang stehen, bekämpft. Diese ganze Gesetzgebung bedeutet eine schärfere Ausprägung der charakteristischen Züge des Klassen- und Militärstaates, und diese gesetzgeberische Richtung wird immer einen unversöhnlichen Gegner finden an der Sozialdemokratie, die geneigt ist, im Verhältnis dazu alles, was bisher vom Staat den Arbeitern gewährt wurde, als gering und unwesentlich anzusehen.

Die Sozialdemokratie aber ist um so eher geneigt, die Monarchie für diese Gesetzgebung verantwortlich zu machen, je höher damals die Erwartungen gespannt wurden von dem, was das persönliche Eingreifen des Monarchen für den Arbeiterstand bewirken könne. Der Kampf der Sozialdemokratie gegen den Klassenstaat hat noch entschiedener als früher das Gepräge eines Kampfes gegen die Monarchie angenommen. Ueber Aeußerungen des Monarchen pflegt sorgfältig berichtet zu werden. So wurde auch jüngst eine Aeßerung berichtet, die daraus schließen läßt, daß der Monarch jetzt über die Arbeiterfrage anders urteilt, als vor Jahren, daß er geneigt ist, von einem strengen Vorgehen in dem Kampf gegen die Arbeiterpartei mehr Wirkung zu erwarten, als von einem die Versöhnung bezweckenden Entgegenkommen. Wir haben hierin die Wirkung einer Enttäuschung zu sehen, die begreiflich ist, wenn man sich die Schärfe der oben dargelegten Gegensätze vergegenwärtigt und danach erwägt, wie wenig Aussicht auf Gelingen die damaligen Bemühungen, den Arbeiterstand zu gewinnen, hatten. Auf den Kaiser mußte die Haltung der Sozialdemokratie umso verletzender wirken, je mehr er es gewohnt ist, daß nicht nur in den ihm am nächsten stehenden Kreisen, sondern bis weit in die Reihen des Bürgertums hinein, allen Kundgebungen seines persönlichen Willens und seiner Anschauungen große Bedeutung beigelegt und seinen Wünschen ein weitgehendes Entgegenkommen bewiesen wird. Die Sozialdemokratie aber konnte ihrem ganzen Wesen nach ihre Grundsätze nicht um der kaiserlichen Initiative willen verleugnen.

Vermischtes.

Über obligatorische Einigungsämter bringt Herr Dr. Jastrow in Nr. 20 der „Sozialen Praxis" bei einer Besprechung der Lehren des Hamburger Hafenarbeiterstreiks folgende beachtenswerte Ausführung:

„Für die wissenschaftliche Richtung, welche seit Jahren für Schiedsgerichte und Einigungsämter eingetreten ist, sind die Hamburger Vorgänge von der allerfruchtbarsten Bedeutung geworden. Daß in Hamburg der eine Teil im stande war, sich den Verhandlungen zu entziehen und eine Abkürzung des Streiks unmöglich zu machen, hat auf weite Kreise aufklärend gewirkt; und zwar um so eindrucksvoller, da gerade um dieselbe Zeit ein in Bremen ausgebrochener Hafenstreik durch Vermittelung des Gewerbegerichts in seinen ersten Anfängen beigelegt wurde. Das Gelingen des Einigungswerkes in Bremen und die für ganz Deutschland verhängnisvollen Folgen des Hamburger Vorgehens haben Tausenden die Augen darüber geöffnet, daß man die Frage, ob in gewerblichen Streitigkeiten verhandelt werden soll oder nicht, unmöglich dem Belieben Einzelner überlassen kann, ohne dadurch die gesamte Volkswirtschaft auf das schwerste zu beschädigen. Dabei handelt es sich keineswegs notwendig um ein Schiedsgericht, das mit zwingendem Spruch dem Streik ein Ende macht. Auch von Schiedsgerichten ganz abgesehen, ist ein bloßes Einigungsamt mit der Befugnis, zwischen beiden Teilen einen Vergleichsvorschlag anzustellen, schon sehr wirksam. Es ist doch wirklich ein sonderbarer Zustand, daß ein Staat, der bei der geringfügigsten Streitigkeit um wenige Mark das Recht für sich in Anspruch nimmt, beide Teile vor sein Gericht zu laden, ein solches Recht nicht besitzen soll, wo Tausende von Personen gegen einander streiten und ungezählte Millionen an Kapitalien auf dem Spiele stehen. Und wenn jede Polizeibehörde bei uns sogar das Recht haben will, bei irgend welchen ihr geeignet erscheinenden Anlässen einen Bürger zum persönlichen Erscheinen vorzuladen, so wird doch gewiß dem Gewerbegericht, welches als Behörde zur Wahrung des sozialen Friedens eingesetzt ist, diese Befugnis auf die Dauer nicht versagt werden können. Hat man die beiden Parteien erst zur Aussprache bewogen, so lehrt die Erfahrung, daß dann der zweite Schritt die zur Verständigung in den meisten Fällen für einen geschickten und erfahrenen Vorsitzenden der leichtere ist. Der Zustand muß aufhören, daß eine ganz Deutschland in Mitleidenschaft ziehende Streitigkeit sich fast durch ein Vierteljahr hinziehen kann, bloß weil der eine Teil sich weigern, auch nur Rede und Antwort zu stehen."

Bücherbesprechung.

Dr. A. Kalthoff, Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit. Religiöse Reden, gehalten in der St. Martinikirche zu Bremen. Braunschweig, 1896. C. A. Schwetschke und Sohn.

Die Lektüre dieser „religiösen Reden" über den berühmten Autor der „Reden über die Religion" sollte niemand, der für die wichtigsten Fragen der Gegenwart ein Herz hat, sich entgehen lassen. Man hat Schleiermacher einen religiösen Genius genannt; mit demselben Recht könnte man ihn mit Heubaum (in der „Wahrheit", 1895) einen moralischen Genius nennen. Nicht in dem Sinne des kantischen Rigorismus mit seinem kategorischen Imperotio, wohl aber in dem umfassenderen Sinne einer sittlichen Persönlichkeit, in der sich praktische Gediegenheit und theoretische Urteilskraft, moemales Handeln und freies Denken in harmonischer Weise durchdrangen und gegenseitig belebten. Schleiermacher gehört zu den Klassikern unserer Litteratur: aber seine Persönlichkeit, weit entfernt, bloßer Typus eines vergangenen romantischen Virtuosentums zu sein, wie manche wähnen, trägt den Stempel einer geistigen Vorbildlichkeit, die uns als Spiegel unserer Zeit, als Schlüssel vieler gegenwärtigen Lebensfragen gelten darf. Ja, man möchte zumal nach der Lektüre der Kalthoffschen Reden behaupten: wir vermögen erst heute den Denker und Forscher wie den Theologen Schleiermacher ganz zu würdigen, nachdem die Wissenschaft über so vieles, was ehedem seinem Verständnis im Wege stand, zur Tagesordnung übergegangen ist und so manches, was er in seinem hellen divinatorisch ahnenden Geiste entwarf, bestätigt hat. Zählt doch der Bremenser Prediger, der hier mit Begeisterung in dem Leben und Wirken des herrlichen Mannes ein Vermächtnis an unsere Zeit verkündigt, zu den rückhaltlosesten und freimütigsten Verfechtern einer Geistesrichtung, welche zusehends auch innerhalb der kirchlichen Kreise an Spielraum gewinnt und angesichts deren die Versöhnung zwischen dem exakten Wissen der Gegenwart und den heiligen Idealen des Menschenherzens keine bloße Phrase mehr ist. Wie manche Männer und Frauen aus den gebildeten Kreisen wie aus dem Volke würden den Bestrebungen der Kirche wiedergewonnen werden, wenn sie wüßten, wie frei und kühn, und zugleich, wie taktvoll und versöhnlich auf der Kanzel heute geredet werden kann — über Offenbarung und Wunder, über Sünde und Erlösung, über Kirche und Priestertum. Und gerade derjenigen Seite des sittlichen Lebens, welche den größten Versuchungen ausgesetzt ist und die ernsteste Überwindung erfordert und deren Verleugnung uns vorzugsweise den Begriff des Unsittlichen wachzurufen pflegt, hat der Verfasser bei Besprechung der Beziehungen Schleiermachers zu Friedrich von Schlegel, Henriette Herz, Eleonore Grunow so eingehende, ernste, zartfühlende und doch freimütige Worte gewidmet, daß wir diese Partien zu dem Besten rechnen müssen, was über diesen wichtigen Gegenstand überhaupt gesagt worden ist.

Groß-Lichterfelde. Prof. D. G. Runze.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Bartelt.

Berlin SW., Hallesches Ufer.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., resch. von 20 M., Mitt. von 1 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von 1½—2 Bogen.

— Preis vierteljährlich 4 Mark. —

Probenummern gratis und franco.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,

gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autorisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**

16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partieen von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Das Leben der Seele

in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor Dr. M. Lazarus.

Dritte Auflage.

Dritter Band. 457 Seiten gr. 8°. – Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.
In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel
aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus

von

Dr. phil. Rudolph Penzig,

Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

248 S. groß Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Wissenschaftliche Erkenntnis

und

sittliche Freiheit.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen.

(Vierte Folge)

von

Wilhelm Foerster,

Geh. Regierungsrat, Prof. an der Königl. Universität und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin.

290 Seiten. Preis 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ethische Schriften.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,40 M.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Wahrhaftigkeit (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorit. Uebers. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungsrede, gehalten am 18. Oktober 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen v. W. Foerster. 4 M. geb. 5 M.

Grillenfreiheit und Gelassung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lage. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Vom Sinne der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur gesammelt und hrsg von Dr. Paul v. Gizycki. 7,50 M., in Halbfranzband 10 M.

Was trägt und treibt den Sultanen in Yildiz? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz. Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. 3. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. u. Aquarell v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

Der Kampf um Arbeit. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lebensansicht. Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Traum. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jobl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Gegenteil. I. Nietzsche-Narren. II. Wölfe in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Apriorische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschr. für sozialethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2230.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 6. März 1897. | Nr. 10.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Phantome des Glaubens. Von Ludwig Büchner. — François Coppée als sozialer Schriftsteller. Von Robert Seitschick. — Der Ölzweig. Von John Austin. Gewerkschaftsbewegung und Gewerkschaftskämpfe in Deutschland. Von Bruno Wille. — Vermischtes.

Phantome des Glaubens.

Von Prof. Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt.

Phantome oder Zwangsvorstellungen des religiösen Glaubens zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sind es, welche Prof. Svoboda in Stuttgart in einer soeben erschienenen zweibändigen Schrift*) an der Hand einer bewunderungswürdigen Belesenheit und mit echt philosophischer Vorurteilslosigkeit dem lesenden Publikum vorführt und dabei zeigt, welche geistigen und moralischen Verwüstungen die Glaubenshypnose in dem Leben und Denken der Einzelnen wie der Völker bereits angerichtet hat und immer noch anzurichten fortfährt. Nur wenn man, wie Svoboda, viele Religionen auf ihren Wert vergleichend geprüft hat, ist man nach ihm imstande, unbefangen darüber zu urteilen und einzusehen, daß religiös sein so viel heißt als unrichtig denken und ungesund empfinden.**) „Wollte jemand die Entwickelungsgeschichte menschlicher Thorheiten schreiben, so würden ihm die Religionen aller Völker und aller Zeiten hierzu den ausgiebigsten Quellenstoff liefern." „Es ist immer dieselbe menschliche Phantasie, dieselbe Unwissenheit, welche man als „Mutter Gottes" und der Götter ansprechen muß."

Wie schwer diese Unwissenheit zu besiegen ist, zeigen die heute noch üblichen päpstlichen Verfluchungen der Wissenschaft, welche bereits bei den babylonischen Priestern Mode waren. Weisheit und Erkenntnis, so meinten sie, müßten von dem Glauben an Götter ablenken. Weit logischer denken jene Naturvölker, welche nur den Teufel verehren, weil sie von dem milden Gott, der in seiner Größe und Erhobenheit an die Menschen gar nicht denke, nichts Böses befürchten zu müssen glauben. Was Gott ist, und worin sein Wesen besteht, wissen uns phantasiereiche Dogmatiker ganz genau zu sagen, während in Wirklichkeit doch nur er selber darüber Aufschluß geben könnte. Der Begriff „Gott" ist nur das Eingeständnis, daß die Wunder und Rätsel der uns umgebenden Natur nicht verstanden werden. Es ist bekannt, daß Götter als Phantasiekinder der Menschen diesen treu nachgebildet wurden. Der Mensch stand Göttern immer Modell; er wurde nicht nach deren Ebenbild geschaffen, sondern es geschah umgekehrt. Sehr gut persifliert der berühmte Philosoph Spinoza, ähnlich wie longe vor ihm der griechische Philosoph Xenophones, das Definieren Gottes, indem er meint, daß ein Dreieck, wenn es reden könnte, sicher von Gott behaupten würde, daß er im höchsten Grade dreieckig sei. Kühner noch als Spinoza war Kant, welcher den durch Vernunftbeweise umgebrachten Gott gewiß nicht wieder hätte aufleben lassen, indem er ihn für eine sittliche Notwendigkeit erklärte, wenn er nicht für seine Professur hätte fürchten müssen.

Wenn selbst heute noch von geistvollen Staatsmännern die Furcht Gottes als Tugend gepriesen wird, so ist dies nur ein Nachhall aus jener Zeit, in welcher sich die Hofhaltung und Grausamkeit orientalischer Despoten im Himmel wiederspiegelte. Wenn an hoher Stelle gesagt wurde: „Wir fürchten Gott und sonst niemanden", so zeigt die Geschichte des Glaubens, daß diese Furcht ganz überflüssig ist. — Was von der Furcht, gilt auch von der Hoffnung. „Ohne Not und ohne das Mißtrauen der Menschen in die eigene Thatkraft gäbe es keine Götter. Die Not ist ebenso eine Mutter Gottes, wie es die Phantasie ist." Menschliches Bedürfnis und göttliche Huld stehen in unmittelbarem Zusammenhang. Naturvölker pflegen nie an Gott zu denken, wenn es ihnen gut geht, und umgekehrt. Der Fetisch-Neger schlägt seinen Gott, der Götzendiener seinen Götzen, selbst europäische Völker schlagen ihren Heiligen, wenn er ihnen nicht zu Gefallen ist. Chinesische Bonzen sagen: „Ein Gott, der nicht nützen kann oder will, verdient auf jeden Fall Prügel." Sie schlagen nach ihren Göttern, aber in Wirklichkeit nach ihrem eigenen unrichtigen Denken. Wenn, wie oben bemerkt, einige Naturvölker an Gott keine Gebete richten, weil er zu erhaben und weltenfern sei, um sie anzuhören oder ihre kleinen Interessen zu beachten, so steckt darin mehr theologische Weisheit, als in jener grobsinnlichen Ansicht, welche Gott ganz im Erfüllen menschlicher Wünsche aufgehen läßt.

Uebrigens ist Svoboda imstande, viele echte Beispiele von alten und Naturvölkern beizubringen, welche sich sehr gut ohne den Glauben an Gott behalfen und noch behelfen, oder welche lediglich gewisse Naturerscheinungen, wie Sonne, Regen u. s. w. mit dem Begriff Gottes identifizierten. Grollende Zweifel an der Allmacht und Barmherzigkeit Gottes ziehen sich durch die ganze klassische Litteratur des Altertums bei Griechen, Römern, Indern, Persern u. s. w. Besonders deutlich drückt sich der Unmut gegen Götter und die Auflehnung gegen den Götterglauben in den Werken der Dramendichter Sophokles, Aeschylus, Euripides und Aristophanes aus. Übrigens ist es bekannt, daß sich die griechischen Götter genau so betrugen, wie die Menschen, und mit denselben Freuden und Leiden zu thun hatten. Den Stoff, mit welchem göttliche Ideale gesättigt werden, lieferte eben immer nur der Mensch. Der Jahve oder Jehovah der Juden ist ganz nach dem Muster orientalischer Despoten gebildet, und dies hat sich auf die nachfolgenden Religionen Christentum und Islam vererbt. „Giebt man auch zu, daß der Christengott in einigen Konturen anders umrissen erscheint, als Jahve, so haben Christen mit Hilfe ihres Gottes in der Weltgeschichte denselben Ansichten Ausdruck gegeben, wie die Juden unter dem Einfluß von Jahve." Auch taucht die Frage auf, in welcher Form der Christengott, dem doch Ewigkeit

*) Albert Svoboda: Gestalten des Glaubens, I. u. II. Band, Leipzig 1896 und 1897 (C. G. Naumann).

**) Hier kann ich dem hochgeschätzten Verfasser nicht beistimmen. Religiös sein heißt nach Goethe „das Unerforschliche ruhig verehren" eine Selbstbescheidung, die gegenüber den ewigen Grenzen des menschlichen Erkennens nur ein Zeichen geistiger Gesundheit ist. Der Herausgeber.

zugesprochen wird, vor Gründung des Christentums bestanden habe, ob als einer der vielen Götter fremder hochgebildeter Völker oder als einfacher Nachfolger Jahaes? Was den Islam-Gott betrifft, so hat er fortwährend das Schwert gegen die Ungläubigen in der Hand. Der Koran, dieses schlechte, geistlose Buch, welches nichtsdestoweniger Millionen von Menschen als geistiger Führer dient, schildert Allah in seiner Selbstgefälligkeit, Anmaßung, Blutgier, Mordlust und Furcht vor Konkurrenten. Mahomed selbst verübte bekanntlich die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen Anhänger von Konkurrenz-Religionen und ließ jede Unhöflichkeit gegen sich selbst mit dem Tode bestrafen. „Und dieser hartherzige Mensch hat eine Weltreligion gegründet und ließ Gott als den Allerbarmer anrufen!“

Übertroffen wurde er in seiner Verfolgungswut nur noch von dem Papsttum, welches um weltlicher Vorteile willen den Fanatismus der Koranwächter noch überbot. Wie wohlthuend hebt sich dagegen der Glaube der mehr als 100 000 Seelen starken Parsi-Gemeinde in Bombay ab, für welche der Glaube an Gott nicht mehr wert ist als der Glaube an einen Teufel, und deren Mitglieder ihr Leben mit Thaten werkthätiger Nächstenliebe ausfüllen, ohne daß sie für ihre Sittlichkeit eine religiöse Grundlage für nötig halten. Oder die Erinnerung an den großen Kalifen Al-Mamun, welcher die Wissenschaften höher achtete, als die Religion, und die Hervorragung im Wissen für die höchste aller Ehren erklärte!

Trotz ihrer gegenseitigen Verfolgungswut sind die Religionen doch alle unter einander wahlverwandt, so daß eigentlich keine einer andern etwas vorzuwerfen hat. So glaubt die blöde Menge in Afrika und Asien an die Zaubereien der Seelen Abgeschiedener, während in Europa und Amerika die zahlreiche Sekte der Spiritisten aus dem Jenseits Geister kommen läßt, welche auf läppische Fragen läppische Antworten geben. „Der Unterschied zwischen dem Geisterglauben der Schwarz- und der Weißhäute ist nicht groß; die Weichköpfe aller Volksstämme ergötzen sich an den vermeintlichen Zauberthaten der Seelen verstorbener Leute.“ — „Manche Glaubensthorheit besitzt eine schier unsterbliche Dauer; sie pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und wird sich so lange vererben, bis das Volk vom Glauben und vom Aberglauben befreit sein wird.“ — „Es ist sicher, daß sich in allen Religionen Fetische herumtummeln, welche alle dasselbe bedeuten: Selbsttäuschungen.“

Dabei ist der wirtschaftliche Nachteil des Götterglaubens ein enorm großer, indem den Menschen entzogen, was den Göttern und dem Gottglauben geopfert wird. „Ein jeder Religionswahn fordert eben die Hingabe großer wirtschaftlicher Werte; er ist wie die Unwissenheit überhaupt jene dämonische Macht, welche das Glück der Menschen boshaft verzehrt.“ — Welche riesigen Vermögen hat allein im alten Egypten der Totenkultus, welcher den Toten mehr Rechte einräumte, als den Lebenden, verschlungen! Oder man denke an den, wenigstens vom künstlerischen Standpunkte aus zu entschuldigenden religiösen Tempelbau! „Die vom Glauben umklammerten Völkerhirten gaben Riesenvermögen aus, um Götter prächtig wohnen zu lassen, während das arme Volk beim Bauen der Andachtspaläste kaum vor Hunger geschützt war.“

Im Grunde waren es aber nicht die Götter, welche prächtig wohnten und luxuriös lebten, sondern diejenigen, welche sich dem armen, unwissenden Volke als Mittelspersonen zwischen ihm und dem Himmel aufdrängten und dasselbe nicht bloß unter geistlicher, sondern auch unter weltlicher Zuchtrute hielten. Man behauptet zwar von den Zauberern und Priestern, und für viele derselben gewiß mit Recht, daß sie nicht absichtlich betrügen. „Dies zugegeben, sind sie gleichwohl die Besiegten ihrer eigenen Thorheit.“ Dabei haben sie aber nie oder höchst selten sich selbst vergessen und gefunden, daß das Bedienen der Götter ein ebenso einträgliches, wie angenehmes Geschäft ist.

Für die größte Tugend erklärten sie jederzeit die Freigebigkeit gegen ihren eignen Stand, während unfromme Leute, welche ihre Hand geschlossen hielten, als die größten Sünder erschienen, auf welche im Jenseits die härtesten Strafen harrten. Während das Volk hungerte und darbte, genossen die egyptischen Priester den üppigen Nutzen von Tempelgütern, welche ein Drittel der egyptischen Ländereien umfaßten.

Schon Euripides bezeichnete die damaligen Priester als „ehrsüchtiges Menschen-Unkraut“, und Svoboda citiert den Ausspruch eines chinesischen Schriftstellers gegen die dortigen Priester: „Ihr habt nur das Äußere des Menschen, im Innern seid ihr wilde, gefräßige Tiere.“

Leider ist die Dummheit und Gleichgültigkeit der Massen so groß, daß sie sich immer von neuem ausbeuten lassen. „So erkennen es die Zulus, daß sie von ihren Magiern wirtschaftlich ausgebeutet werden, und daß mit ihnen ihre Zustände eines Aufschwungs unfähig sind, und doch setzen die Regenmacher und Krankheitsbeschwörer ihr einträgliches Geschäft ungehindert fort.“

Und ist etwa bei den gebildeten Nationen Europas dieses Geschäft ein anderes, wenn es auch andere Formen annimmt? „Zauberer der Naturvölker“, sagt Svoboda, „besitzen viele gemeinsame Züge mit Priestern der sogenannten „aufgeklärten“ Religionen. Diese geben sich wie die Schamanen für Stellvertreter des Himmelsherrn aus; sie zaubern, beschwören und verfluchen; sie sorgen für das „ewige Seelenheil“, schildern das Jenseits als ein Institut für Belohnungen und Strafen, lassen sich für alle ihre Verrichtungen ausgiebig bezahlen und verlegen, soweit sie können, alle Wege zu vernünftigen Einsichten, weil durch diese ihre Subsistenz unterwühlt würde u. s. w.“ — „Die Minorität der Vernünftigen wurde immer ins Unrecht gesetzt, während die Mehrheit der Dummen immer den Sieg davontrug.“

Dabei waren die Vertreter der höchsten Weisheit niemals unter einander einig „und zankten und zausten sich wegen kleiner und abgeschmackter Fragen, bei deren Diskussion man sich schämen muß, Mensch zu sein“.

Christus hat bekanntlich gesagt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Aber seine priesterlichen Nachfolger haben dieses Wort in sein gerades Gegenteil verkehrt und nicht bloß die Herrschaft über die Gemüter, sondern auch über die Leiber ihrer Pflegebefohlenen beansprucht. Dies hätte zwar längst ein Ende nehmen müssen, wenn nicht die Denkfaulheit und der Einfluß vererbter Glaubensthorheiten bei den Menschen so überaus groß wären. „Immer wieder zeigt es sich, daß der Mensch die Naturanlage zum Vernünftigwerden zwar besitzt, daß er sie aber nur in dem langsamsten Tempo und nur in besonderen Fällen zur Entwickelung bringt. Sonst bestände der geistliche Einfluß längst nicht mehr, welcher selbst am Schlusse des 19. Jahrhunderts mit so großer Anmaßung die Geister beherrschen will. Und er beherrscht in der That, zumal in katholischen Ländern, jene Mehrheiten der Völker, welche mit Hilfe der Religion geistig verwahrlost sind u. s. w.“

„Ob man“, fragt Svoboda mit Recht am Schlusse eines Kapitels über die Bedeutung der Priester in der Geschichte menschlicher Thorheiten, „je die furchtbare Lehre der Religionsgeschichte beherzigen wird, daß Priesterschaften jeden Fortschritt gehemmt, die Gewissen beängstigt, das Denken von vernünftigen Zielen abgedrängt und die Wege zu jener Bildung immer verstellt haben, welche zur religionsfreien Sittlichkeit führt? Für Bildung und Sittlichkeit sind Götter und Priester überflüssig. Der Kulturstaat der Zukunft, wenn man diesen überhaupt erhoffen darf, wird vor allem die Anstalten für Züchtung von Priestern aufheben, damit endlich die Dämmerungen aufhören, in welchen die Gefoppten des Glaubens so lange herumirren. — — Gleichwohl können es die Priester aller Religionsfarben annehmen, daß sie noch manches Jahrhundert ein sicheres Brot genießen werden. Die Weisheit der Staatslenker und die Einsicht der Völker reifen langsam.“

Was speciell das Christentum betrifft, so schließt es sich durch seinen Zauberei-, Wunder- und Teufelsglauben

eng an die abergläubischen Vorstellungen seiner und der vorhergehenden Zeit an. Auch hat es bekanntlich im Laufe seiner weiteren Entwickelung eine große Menge heidnischer Elemente in sich aufgenommen. Was den Teufelsglauben betrifft, so ist derselbe freilich ein notwendiger Bestandteil christlicher Weltanschauung, und jeder gläubige Christ, der nicht an die Macht des Teufels ebenso fest glaubt, wie an die Macht Gottes, denkt nicht folgerichtig.

Auch ist es eine ganz unrichtige Vorstellung, daß das Christentum auf eigenen Füßen stehe oder eine Religion eigenen Charakters sei; vielmehr hängt es eng mit früheren Religionsvorstellungen zusammen, und man weiß oder nimt gewöhnlich nicht, wieviel Asiatisches in demselben steckt. Es hat namentlich große Ähnlichkeit mit dem Buddhismus, von dem es aber leider mehr das Schlechte als das Gute angenommen hat, und dessen Lehren nicht bloß klarer gedacht, sondern auch poetischer in der Form sind. Wenn man behauptet, daß das Christentum zuerst die allgemeine Menschen- oder Nächstenliebe gelehrt habe, so stehen dem die Worte des buddhistischen Somadeva (IV. 27) entgegen: „Sei liebevoll gegen alle Wesen.“ „Ich kenne die Liebe als Pflicht, allen Wesen Schutz zu verleihen“, während die neun Millionen Hexen, Ketzer und Zauberer, welche das Christentum verbrennen ließ, ein schlechtes Zeugnis für dessen Nächstenliebe ablegen. Dagegen zogen der Pessimismus der buddhistischen Religion, die Verachtung der Sinnlichkeit und übermäßige Verehrung der Geistigkeit feierlich in das Christentum ein, zum großen Schaden der nun folgenden Kultur-Entwickelung. Die christliche Paradieses-Sage ist eine direkte Anklage gegen das Diesseits und eine Verleitung zur Unzufriedenheit mit dem diesseitigen Leben, welches nach christlicher Anschauung nur ein Vorbereitungsstadium für das Jenseits bildet.

Auch die Christus-Mythe hat die größte Ähnlichkeit sowohl mit der Buddha-Mythe, wie mit der indischen Krischna-Mythe, wie bezüglich der ersteren Seydel (das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre) und bezüglich der letzteren Chr. Lassen (Indische Altertumskunde) überzeugend nachgewiesen haben.

Aber nicht bloß altindische, sondern auch altpersische und altägyptische Reminiscenzen spielen in das Christentum herein. Doch ist der Zoroastrische Glaube dem christlichen darin überlegen, daß er die Herrschaft der Teufel in der Hölle nicht ewig dauern und diese einem Reiche der Seligen weichen läßt, während sich der christliche Fanatismus mit viehischer Wollust an den ewigen Qualen der Verdammten weidet.

Wieviel dogmatische Ansichten aus der altägyptischen Religion in das Christentum übergeflossen sind, kann man besonders in dem ägyptischen „Totenbuch“ verfolgen. Von ihr hat auch das Christentum als Erbstück den Glauben an Hölle und Fegefeuer, sowie an die Gnadenmittel, welche von Priesterhänden gespendet werden, übernommen. Ebenso eignete sich dasselbe die Hauptgebote der ägyptischen Moral an, welche empfahl, Hungrige und Durstige zu erquicken, Nackte zu kleiden, jedem Unglücklichen Trost und Hilfe zu spenden. Überhaupt beweist die Geschichte des ägyptischen Schrifttums die auch sonst unbestreitbare Wahrheit, daß sich die Ethik ohne Religion entwickelt, und daß Sittengebote des Glaubens an Götter nicht bedürfen, um in Geltung zu treten. Denn schon 5400 Jahre früher besaß dieses Schrifttum, wie der im Jahre 1847 in Theben entdeckte Papyrus Prisse beweist, Sammlungen von Sittenregeln und Lehrwinken für das Gesamtverhalten der Menschen, in welchen gegen Unwissenheit und „Dickbäuchigkeit“ geeifert wird, und deren ethische Gebote sich nur auf menschliche Verhältnisse, nicht aber auf das Verhältnis zu Gott beziehen. „Nächstenliebe“, so heißt es, „ist höher zu achten, als Opferkuchen.“ Wissen und Vernunft werden als das Höchste empfohlen.

„Das Christentum“, so resumirt S. seine Forschungen über den Gegenstand, „ist eine Barockreligion, in welcher Rückstände und Niederschläge aus anderen Religionen zu finden sind.“

(Schluß folgt.)

François Coppée als sozialer Schriftsteller.*)

Von Robert Saitschick in Zürich.

I.

François Coppée war gemäß seinem ganzen Naturell immer gesellschaftlichen Fragen zugeneigt. In verschiedenen Gedichten und Erzählungen behandelte er das Leben der Armen und Verstoßenen der Gesellschaft. Durch seine kleineren epischen Dichtungen „Les Humbles“ hat er sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Dichter der französischen Litteratur erworben. Er war der erste in Frankreich, der es verstanden hat, in reiner poetischer Form das Leben der Armen zu schildern. Das Mitleid mit dem Elend bildet einen der wesentlichen Grundzüge in der dichterischen Anlage Coppées.

Sein Mitleid ist nicht das philosophische Mitleid pessimistischer Naturen, sondern das Mitgefühl mit der Wirklichkeit des Lebens. Es lebt in ihm ein wirkliches Gefühl der Liebe zum Menschen. Sein tiefes Interesse für das Elend der Armen ist ein rein menschliches Gefühl, das von keinen äußeren Rücksichten abhängt. Ihn interessiert nur der Mensch, nicht die Politik und das gemachte Leben. Er ist der ausgesprochene Gegner des Konventionellen. In allem äußeren und konventionellen sieht er die gewollte Lüge. Die Lüge aber ist für ihn die Hauptursache des gesellschaftlichen Elends. Wenn die Menschen aufrichtig wären und die Gebote, die ihrem Gedächtnisse von Jugend auf eingeprägt wurden, auch wirklich befolgen wollten, so würde die wichtigste Frage des gesellschaftlichen Lebens gelöst und beseitigt.

Der Widerspruch zwischen den moralischen Geboten und der Wirklichkeit des Lebens findet in Coppée einen trauernden und mitleidsvollen Beobachter und oft auch einen scharfen Gegner. Durch das tiefe Gefühl der Liebe zum Menschen geleitet, findet er immer beredte und richtige Worte, um das Thun und Treiben der Politiker zu geißeln.

Die eigennützige Politik und alles, was mit dem staatlichen Zwange und der offiziellen Gerechtigkeit des gerichtlichen Verfahrens zusammenhängt, sind ihm Uebel, in die er sich nicht hineinfinden kann. Er gehört zu den unbewußten Gegnern der heutigen Gesellschaft, die vielleicht die gefährlichsten Gegner sind, da sie aus ihren tiefen menschlichen Instinkten heraus sprechen und handeln. Sie haben kein System, dafür aber das brennende Bedürfnis, die Wahrheit offen und rücksichtlos zu sagen.

Man pflegt solchen Menschen Unkenntnis des Lebens und seiner Grundkräfte vorzuwerfen. Bei Coppée kann dieser Vorwurf nicht geltend gemacht werden. Coppée kennt das Leben und die Gegensätze der Wirklichkeit und weiß, daß das angestrebte Glück und Besserung des Menschen tiefer liegen, als Parteimenschen es anzunehmen gewohnt sind. Sein künstlerisches Temperament hat ihn vor jeder einseitigen und unreifen Auffassung der Lebenserscheinungen bewahrt. Er hat persönlich gelebt und beobachtet und die Grundkräfte der menschlichen Natur erkannt. Und trotzdem hält er den Menschen für besserungsfähig und das gesellschaftliche Leben für besserungsbedürftig. Nicht nur nicht alles ist gut in dieser besten Welt der Politik und des Handels, sondern Coppée ist geneigt, diese beste Welt für empörend schlecht zu erklären. Die künstlerische Natur, die sich am Schönen erbaut, ist empört, wenn ihr auf Schritt und Tritt Häßliches und Widriges begegnet. Was kann Coppée dafür, daß er ein Auge für die häßlichen und widrigen Erscheinungen hat, die er in den ärmsten Vierteln von Paris antrifft?

Er kennt die Seele der Armen und Verstoßenen der Gesellschaft, denn er ging niemals gleichgültig an ihnen vorüber.

Tout trait beaucoup mieux dans la société,
Si le pauvre causait souvent avec le riche —

das ist zwar eine danale Lösung eines der wichtigsten Probleme, aber es scheint doch die Frucht seiner reichen Erfahrung zu sein, die er in den ärmsten Vorstädten von Paris gesammelt

*) Le coupable, Paris, Lemerre, 1896.

hat. Und da er weiß, daß es in den wohlhabenden Ständen nur Wenige giebt, die sich zu den Armen herunterlassen, um sie zu kennen, so hat er auf sich den Beruf genommen, das Leben, die Kämpfe und Schicksale der armen Leute zu schildern. Es ist ein zweifacher Beruf, der Beruf eines Dichters, dem die Anregungen ungesucht zufließen, aber zugleich der Beruf eines Menschen, der neben dem Vermögen auch das Bedürfnis hat, im Leben dieser Armen poetische Anregungen zu finden.

Mit „Poèmes modernes“ und mit der epischen Dichtung „La grève des forgerons“ hat er die Reihe seiner das arbeitende Volk schildernden Gedichte begonnen, und zwanzig Jahre darauf schrieb er in derselben Form und in demselben Geiste die Dichtungen: „Le coup de tampon“ und „L'hommenfliehe“. Mit Ausnahme etwa seiner Dramen, deren Handlung er in die Vergangenheit zu verlegen gewohnt ist, abschon er auch hier öfters eine entsprechende Belehrung seinen Zeitgenossen geben will, wird er in den meisten seiner Dichtungen von der Gegenwart angeregt. Er besucht eine Schenke in einer entlegenen Pariser Vorstadt, er beobachtet einen halbverkommenen Arbeiter, er hört im Luxemburger Garten dem Liebesgespräche eines Soldaten mit einer Dienstmagd zu, er läßt sich mit dem ersten besten Straßenschlenderer in ein Gespräch ein, er begegnet einem alten mit Reklamen behängten Dienstmann und läßt ihn in einer Kneipe seinen Lebensgang erzählen. Es wird gewöhnlich Abend, wenn Coppée von solchen Spaziergängen nach Hause zurückkehrt; der Himmel und die Sterne, die er über sich in unwandelbarer Ruhe sieht, sprechen seiner empfindsamen Seele von den unerschütterlichen Gesetzen der Natur, während sein Herz voll Mitleid mit den Enterbten ist, von denen jeder unter dem zwecklosen Drucke seines Daseins zu leiden hat. So bilden sich die Eindrücke in Coppées Seele und er schreibt sie mit derselben Unmittelbarkeit nieder, wie sie in ihm entstanden waren.

Die Frage über den Ursprung des sozialen Elends, das er schon deshalb nicht verneinen kann, weil er es mit seinen eigenen Augen gesehen hat, mußte unwillkürlich in seiner Seele nach Antwort ringen. Denn Coppée gehört nicht zu den Naturalisten, die sich mit der beobachteten gesellschaftlichen und menschlichen Misère auseinandersetzen wie der Pathologe mit einer Krankheit, die er ihrerselbst willen beobachtet und studiert. Das harte und frostige Temperament der Naturalisten geht Coppée vollständig ab. Er ist human und feinfühlend. Die Thatsachen selber, die er im Leben beobachtet, würden ihn tief empören, wenn er nicht durch deren mitleidsvolle Schilderung eine moralische That zu begehen glaubte. Im Gegensatz zu Renan scheint er eine gute That unvergleichlich höher zu stellen als einen schönen Gedanken.

Obschon zu den Parnassiens gehörend, deren Bestreben hauptsächlich die vollendete Form und deren Auffassung der Kunst allzu erhaben war, um auch die Prosa der Wirklichkeit zu berücksichtigen, hatte doch Coppée das Verlangen, die Kunst dem Leben näher zu bringen. Wozu himmelstürmende Probleme, wie mein Freund und Lehrer Leconte de Lisle, aus aller Völker Seelenwinkeln herbeitragen, wenn die Pariser Wirklichkeit mir und meinem Geiste so nahe liegt? Ich wende mich von all den ewigen Fragen über die Schicksale der Welten ab, denn ich fühle in mir nicht die Kraft, die Tiefen des Denkens aufzusuchen; ich beschränke mich darauf, einen unbekannten Winkel menschlichen Lebens zu zeigen. Und er schrieb die kleinen, von so viel Mitleid und trauriger Anmut sprechenden Poëme: „Les Humbles“.

Coppée gehört zwar auf dem Gebiete der Erzählung nicht zu den scharfen und tiefen Beobachtern, die einen ganzen Lebenskreis umfassen und ihn mit plastischer Kraft schildern. Die künstlerisch-schöpferische Gestaltung in seinen größeren Erzählungen ist nicht elementar genug, um groß genannt zu werden. Aber in den gegebenen Grenzen seines Erzählertalentes ist Coppée aufrichtig und überzeugend.

In seinen Erzählungen hat er zuweilen das Bedürfnis, irgend ein gesellschaftliches Problem zu entwickeln und zu schildern. Man merkt dabei oft die Tendenz, die Coppée verfolgt.

Die Litteratur hat manche Werke aufzuweisen, die von einer gesellschaftlichen Tendenz ausgegangen waren und dennoch einen künstlerischen Wert haben. In den „Aufzeichnungen eines Jägers“ trat Turgenjew für die Bauerbefreiung ein. Dostojewskis „Memoiren aus dem Todtenhause“ verfolgten eine reformatorische Absicht und waren auch der Anlaß verschiedener Reformen im russischen Gefängniswesen. Die bedeutendsten epischen Erzählungen von Jeremias Gotthelf waren mit der Absicht geschrieben, auf gewisse Schäden im Berner Bauernleben hinzuweisen.

Aber ungeachtet aller Tendenz sind diese Werke Kunstwerke, denn die tiefen persönlichen Anschauungen finden hier einen lebenswahren Ausdruck und eine überzeugende Form. Gegen die gesellschaftliche Tendenz in einem Kunstwerk ließe sich somit nichts einwenden, wenn nur diese Tendenz in einer künstlerischen Persönlichkeit entstanden ist und lebenswahr geäußert wird. Die Tendenz muß nur eine Lebenstendenz werden, ein Mittelpunkt, um den sich tief beobachtete Thatsachen gruppieren.

II.

In Coppées sozialer Schilderung „Le coupable“ tritt die Tendenz allzu scharf hervor und schlägt mitunter melodramatische Töne an. Darin liegt der Hauptfehler dieser Erzählung. Trotz dieses großen Mangels wirkt die Schilderung durch die erschütternde Lebenswahrheit des zu grunde gelegten Problems. Dieses Problem ist das Verhältnis der öffentlichen Meinung und der auf diese sich stützenden Gesetze zur wahren Gerechtigkeit.

Die öffentliche Meinung ist die Hauptmacht des Lebens, vor der sich die Menschen wie vor einem Götzen beugen. Die öffentliche Meinung sagt, der Mensch müsse ebenso leben und handeln wie seine Mitmenschen. Die Mitmenschen bekleiden öffentliche Stellungen, heiraten Frauen, die ihnen Geld und Ämter ins Haus bringen. Sie sind selbstzufrieden und fürchten sich vor dem Laster wie vor dem Feuer. Sie verehren die Tugend, meistenteils die satte und auf Kosten des Lasters sich nährende Tugend, auf die sie selbstbewußt stolz sind. Die Mitmenschen haben Geld und Ehren, zu denen sie einander stillschweigend mit viel Würde verhelfen, gemäß dem bekannten Gebote, daß die eine Hand dazu da sei, um die andere zu waschen, ansonst die gütige Natur uns keine zwei Hände zur Verfügung gestellt hätte. Auch eine Seele besitzen die Mitmenschen, um deren Heil sie sehr besorgt sind und die sie aus Furcht vor dem Fegefeuer durch Gebete und Frömmigkeit erlösen möchten. Sie halten sich für tugendsam, verabscheuen das Laster und erflehen zugleich in den Kirchen Verzeihung ihrer Sünden. Sie müssen sich also auch bewußt sein, daß sie gleich allen anderen verabscheuungswürdigen Lasterhaften auch Sünden haben. Dabei führen sie aber die christliche Liebe im Munde und andere Tugenden, wie Nachsicht und Milde, die Jesus den Menschen empfohlen hatte. Von diesen Tugenden haben aber die Mitmenschen nur was sie im Munde führen.

Wenn es keine solche Tugenden gäbe, wäre es vielleicht sogar leichter zu leben, es würde vielleicht auch keine Hypokrisie geben, die so viele gescheidte Anlagen vom Menschen erfordert und, gut durchgeführt, ihm so hoch angerechnet wird. Unsere Reden würden vielleicht dann in keinem so schreienden Widerspruch mit unseren Handlungen stehen. Wir würden die Sachen beim rechten und gerechten Namen nennen, denn die Gerechtigkeit wäre dann ein anderer Begriff, einfacher und klarer. Wir würden das Laster für Tugend und Tugend für Laster halten. Ich kann mir so eine Welt sehr gut vorstellen. Der Starke, d. h. der brutal rücksichtslose, wäre der berechtigte Herrscher der Welt, denn das Recht wäre nicht Gerechtigkeit, sondern die rechte Macht. Wir wären dann vielleicht glücklicher, denn wir würden keine Kirchen und keine Tugenden, keine Frommen und keine Gattlasen haben, sondern der Gottlose und Mächtige wäre der vergötterte und angebetete Besitzer und Beherrscher des Lebens. Der Sklave würde wissen, daß er einen Herrn hat, dem er in Ergeben-

heit und Demut dienen muß, wie etwa der treue Hund seinem Eigentümer. Die Herrscher würden von Zeit zu Zeit untereinander Schlächtereien und Metzeleien anstiften zum Zeitvertreib und zur eigenen Belustigung, denn etwas muß ja der Mensch treiben, die Langeweile wird ja nicht umsonst mit einem nagenden Wurm verglichen.

Herren und Knechte, jeder in seinem Kreis, mit eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen, abgeschlossen von einander durch eine dicke Mauer der inneren und äußeren Eigenschaften, eine solche Welt wäre vielleicht gar nicht die schlimmste, vielmehr eine sehr gute, jedenfalls eine bessere und wahrere als die heutige. Ich kann mir denken, daß es Träumer giebt, die aus lauter Haß gegen die Heuchelei, gegen die Lüge und Halbheit, in einer so gearteten Welt wenigstens Ganzheit, Wahrheit und Aufrichtigkeit zu erblicken geneigt wären.

Warum wurden nun der Seele des Menschen solche Begriffe wie Gerechtigkeit, Liebe zum Mitmenschen, solche ungeheuere Lehren wie die des Evangeliums eingeprägt? Was hatte der Bergprediger mit den Bewohnern der Thäler und Sümpfe gemein? Was kümmerten ihn die Wölfe in Schafspelzen und die Schafe, die sich von den Wölfen fressen ließen, indem sie augenscheinlich an dem Gefressensein ein besonderes Genügen fanden?

Allein die Gerechtigkeit und das Ideal der besten Form menschlichen Zusammenlebens sind mit dem ganzen Entwickelungsgang der Menschheit eng verknüpft. Im Namen dieser Ideen wurden große und bedeutende Kämpfe der neuesten Geschichte ausgefochten, sie gähren in den Köpfen und Herzen der denkenden und fühlenden Menschen. Beseitigen lassen sie sich ebensowenig, wie die Menschen, in denen die Verwirklichung dieser Ideen zum unwiderstehlichen Gebot wird. Diese Ideen können auch keineswegs in der Erziehung vernachlässigt werden. Es bleibt also übrig, sie nach Kräften durchzusetzen und im Leben zu verwirklichen. Das kann aber geschehen, wenn die Menschen innerlich dazu reif werden, d. h. wenn die humane Vervollkommnung eine innere Notwendigkeit für sie werden wird. Daß die Menschen von diesen Ideen niemals *ganz* durchdrungen sein werden, mag wohl richtig sein. Aber für diejenigen, die schon jetzt vom höchsten Ideal erfüllt sind, ist dieser Umstand noch kein Grund, die Wahrheit und den tieferen Sinn des Lebens zu verleugnen. Ja, in ihrer ganzen Lebensauffassung liegt die Vorstellung vom Gegensatz der Wahrheit zur Lüge begründet, so daß sie sich selber untreu würden, wenn sie nicht immer und überall für die Wahrheit einträten.

Das Schlimmste aber ist nicht die einfache Lüge, sondern die Verwirrung der Vorstellungen von Wahrheit und Unwahrheit. Das größte Hindernis für die Verwirklichung der Wahrheit im Leben ist die Heuchelei und Halbheit. Unser Leben stützt sich auf die Gerechtigkeit, die vom Gerechten nur den Namen hat. Die Gesellschaft erzeugt ja selber die Menschen, gegen die sie die Gerechtigkeit ausspielt. Die Gesellschaft kann zwar, ihre eigenen Mängel und Sünden anerkennend, sagen, es gebe Verbrecher von Hause aus, von Hause der Natur aus, es gebe verbrecherisch und schädlich veranlagte Menschen, gegen die die Gesellschaft sich schützen muß und soll. Die Verantwortlichkeit liege nicht auf der Gesellschaft, sondern auf den geheimnisvollen Kräften, die das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche erzeugt haben. Darauf läßt sich jedoch antworten: zugegeben, daß es geborene, natürliche Verbrechercharaktere giebt, aber sind denn die verbrecherischen Neigungen nur in der Natur und nicht vielmehr auch in der Gesellschaft begründet? Es mag wohl eine gewisse Anzahl Verbrecher geben, die ihre verbrecherischen Anlagen mit auf die Welt gebracht haben, aber es giebt auch ohne Zweifel eine größere Anzahl Verbrechen, die von der Gesellschaft selber hervorgerufen und erzeugt werden.

Das wollte eben Coppée in seiner sozialen Schilderung „Le Coupable“ anschaulich zeigen, er wollte das Entstehen des Verbrechens in einem ehrlich und gut veranlagten Menschen darstellen. Der junge Chrétien Forgeat wurde zum Mörder, nicht weil er die Lust am Morden hatte, sondern weil er durch Verzweiflung an den Rand des Abgrundes gestoßen wurde. Uneheliches Kind, von Kindheit auf mißhandelt und geschlagen, die tyrannischen Launen eines eigensinnigen Stiefvaters ertragend, der übrigens nur dem Namen nach sein Stiefvater war, da er mit Chrétiens Mutter nur in illegitimer Ehe gelebt hatte — so verlebte Chrétien Forgeat die Jahre, deren Eindrücke sich unverwischlich dem Gedächtnisse einzuprägen pflegen. Als Knabe verläßt Chrétien seinen Stiefvater, da er nicht länger dessen Prügeleien ertragen konnte. Er schlendert von nun an in den Pariser Straßen herum und gesellt sich zu einem Knaben, der auch entlaufen ist und das Geschäft des Stehlens und des Schlenderns in fast bewundernswerter Weise betreibt. Sie bringen ihre Nächte unter offenem Himmel zu, bald am Bord eines gelandeten Schiffes, bald versteckt in einem entlegenen Winkel eines im Bau begriffenen Hauses. Entdeckt von der Polizei, die ein wachsames Auge auf solche junge Vagabunden hat, wird Chrétien auf dem Bureau des eigens für diese Art Verbrecher angestellten Polizeibeamten seinem Stiefvater übergeben, der sich weigert, den Knaben anzuerkennen und zu sich zu nehmen. So wird Chrétien der Kolonie der jungen Sträflinge zugewiesen, einer militärisch eingerichteten Anstalt, für deren Schilderung Coppée nicht genug düstere Farben finden kann. Hier verkommt man, hier wird in der jungen Seele der letzte Funken Ehrlichkeit ausgelöscht, hier herrscht eine unnatürliche und grausame Disziplin. Chrétien verlebt in der Anstalt seine besten Jahre, bis er großjährig wird. Dann entläßt man ihn mit dem Zeugnis eines jungen Verbrechers, der eine Strafanstalt durchgemacht hatte. Was soll er nun beginnen?

Coppée, der mit den geschilderten Verhältnissen genau vertraut zu sein scheint, stellt überzeugend dar, warum ein solcher Entlassener keine Arbeit finden kann, warum für solche Menschen wie Chrétien Forgeat nichts anderes übrig bleibt, als Mord oder Selbstmord. Nicht ihre Seele, sondern ihre verzweifelte Lage enthält die Beweggründe zu ihren verbrecherischen Thaten. Der Druck der überwältigenden Verhältnisse verdrängt in ihrer Seele das bewußte Leben, ohne es zu vernichten, und sie erwachen wieder zum Bewußtsein, nachdem die blutige That schon geschehen war. Der menschliche Geist, das ganze Seelenleben ist bei aller Selbständigkeit doch an die Funktionen des Körpers gebunden und dort, wo diese Funktionen gehemmt und gedrückt sind, verliert der Geist jede Bedeutung einer eingreifenden und regelnden Kontrolle. Coppée hat durch seine ganze Schilderung der Seelenzustände, durch die Chrétien Forgeat zum Verbrechen hindurchgegangen war, überzeugend gezeigt, daß nicht die seelische Anlage, sondern einzig und allein die drückenden Verhältnisse die unbewußt vollzogene verbrecherische That verschuldet haben. Die besondere Tendenz der Schilderung liegt aber darin, daß Coppée die Schuld der sozialen Verhältnisse in der Person des Staatsanwaltes Chrétien Lescuyer verkörpert hat, der gemäß den Forderungen des Gesetzes für seinen eigenen Sohn die Todesstrafe verlangen muß. Denn Chrétien Forgeat ist ein unehelicher Sohn des Staatsanwalts Lescuyer, der als Student ein armes von ihm später verlassenes Mädchen geliebt hatte.

In diesem Motiv liegt die melodramatische, aber doch nicht unwahrscheinliche Seite der Schilderung. Der Staatsanwalt Lescuyer hält nicht nur die von ihm stillschweigend verlangte Anklagerede nicht, sondern legt sogar eine sensationelle Beichte und giebt eine beredte Erklärung gegen die herrschende Gerechtigkeit ab. Ungeachtet aller bemerkbaren Absicht in der Motivierung der Handlung des Staatsanwalts ist der Charakter Lescuyer's treffend gezeichnet. Man hat das Gefühl, gerade ein Mensch wie Lescuyer, mit allen seinen schlechten und guten Eigenschaften, konnte nicht anders verfahren. So, wie sie Coppée gedacht hat, ist diese Gestalt keineswegs unwahrscheinlich, sondern lebenswahr.

Das ist der eigentliche Inhalt der sozialen Schilderung „Le coupable“. Die Aehnlichkeit der Fabel in Coppées

Schilderung mit der in Karl Emil Franzos' Erzählung „Der Präsident" ist rein äußerlich. Coppées Schilderung hat einen ganz anderen Inhalt. Auch ist der Charakter des Gerichtspräsidenten von Sendlingen in Franzos' „Der Präsident" wesentlich verschieden von dem des Staatsanwalts Chrétien Forgeat. Die Bedeutung von „Le coupable" liegt nicht in dem etwas lockeren Aufbau, sondern in der folgerichtig durchgeführten Idee, von welcher die ganze Erzählung getragen wird. Wenn die letzte Erzählung Coppées auch kein künstlerisch durchdachtes und fein ausgeführtes Werk ist, so ist sie jedenfalls eine gute und erlösende That.

Der Olivenkranz.

Aus John Ruskins „Crown of wild Olive", übersetzt von J. F.

Die Kürze des Lebens ist für einen vernünftigen Menschen kein triftiger Grund, seine ihm zugemessene Spanne Zeit zu vergeuden, und bei voraussichtlich morgigem Tode dürfte es nur einem Trunkenbolde einfallen, sich heute zu betrinken. Die Lehre, daß mit dem Grab Alles in ein Nichts versinkt, dürfte den Geistesarmen über seine Beschränktheit trösten, aber den geistig Begabten nur zu ernsterem Denken anregen. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß der menschliche Lebenswandel sich in jedem Falle reiner gestaltet durch die Ueberzeugung, jede Missethat könne in einem Nu verziehen, jedes verübte Unrecht in einem Nu gesühnt werden, und der reuevolle Stoßseufzer, der die Schuld der Vergangenheit tilgt, erhebe die Seele zu einer Sphäre des Glücks, worin sie alles Leid vergißt — eine solche Ueberzeugung veredelt den menschlichen Lebenswandel voraussichtlich nicht mehr, als die mehr drückende, wahrscheinlichere, von vielen Verständigen gehegte Befürchtung, daß „der Mensch, was er säet, ernten wird", oder daß andere es ernten werden, wenn er, die lebende Saat des Unheils, nicht mehr im Finstern wandelt, sondern darin erliegt. Aber solchen Menschen, welche aus Geistesschwäche, oder aus Seelenverbitterung, oder aus Aerger über den Lebenswandel derer, die von einer höheren Zuversicht beseelt sind, nur noch diesen peinlichen Glauben hegen können: an solche dürfte man mit größerem Erfolg einen Aufruf ergehen lassen. Könnte nicht ein Prediger in trostlosem, aber treuem Eifer — von einer niederen Gradstätte als Marshügel und zu seiner Seite die Höhle der Eumeniden — könnte er nicht, wie folgt, zu ihnen reden: Hört mich, ihr Sterblichen, die ihr bald auf ewig taub sein werdet. Jene zu eurer Rechten und Linken, die ein unvergängliches Jenseits erwarten, wo alle ihre Irrtümer beseitigt und alle ihre Fehler verziehen werden: sie, fürwahr, die beschmutzt und geschwärzt vom Kriegesrausch der Unsterblichkeit nur nötig haben, sich einen Augenblick in die Todesflut zu tauchen, um daraus mit neuem Gefieder, wie die Flügel der Taube, die wie Silber und Gold schimmern, hervorzugehen, — ihnen, fürwahr, mag es gestattet sein, ihre gezählten Augenblicke zu vergeuden, weil sie an unzählbare, zukünftige Stunden glauben; ihnen mag es in ihrer Schwäche gestattet sein, mit der Sünde, welche nur Früchte der Gerechtigkeit tragen kann, zu spielen, und aus dem Unrecht, das eines Tages vergessen werden wird, Gewinn zu ziehen. Für sie mag es kein Zeichen der Hartherzigkeit sein, wenn sie die Armen vernachlässigen, über welche, wie sie wissen, der Herr wacht, und wenn sie diejenigen zeitlich verkommen lassen, die nicht auf ewig zu Grunde gehen können. Aber für euch giebt es keine solche Hoffnung und deshalb keine solche Rechtfertigung. Dieses Los, welches ihr über die Unglücklichen verhängt, haltet ihr für ihr alleiniges Erbteil. Ihr könnt sie erdrücken wie Motten, und sie werden nie auferstehen, um euch einen Vorwurf zu machen; ihr Atem, der ausgeht aus Mangel an Nahrung, wird, wenn erloschen, nicht zurückgerufen, um ein Wort der Anklage gegen euch zu flüstern; sie und euch, wie ihr wähnt, wird man zusammen in den Staub betten; das Gewürme wird euch bedecken; sie werden nicht getröstet, ihr nicht gerächt werden; nur über eurem Grabe wird man die Frage murmeln: „Wer zahlt ihm für das, was er gethan hat?" Wird es deshalb im Herzen für euch leichter, einen Schmerz zuzufügen, für den es kein Heilmittel giebt? Wollt ihr eurem armen Bruder sein Alles, sein bißchen Leben, mutwillig nehmen, um ihm seine kurzen Stunden durch Qual zu verlängern? Wollt ihr dereitwilliger Unrecht thun, das nicht wieder gut gemacht werden kann und mit der Barmherzigkeit geizen, die man nur einmal spenden kann, und die, wenn versagt, versagt bleibt auf immer?

Ich halte euch für besser, auch die Selbstsüchtigsten unter euch, als daß ihr, wäret ihr klar über eure Handlungsweise, so handeln würdet. Und die Frage dermaßen kurz gefaßt, tritt, wie mich dünkt, nicht minder ernst an euch heran. Wäre euer Leben bloß ein Fieberanfall, der Wahnsinn einer Nacht, deren Thorheiten bei Tagesanbruch so gut wie vergessen sein würden: dann läge wenig daran, wie ihr die elenden Stunden verzettelt, welchem Zeitvertreib ihr gefröhnt, welche Wahngebilde ihr gedankenlos mit den getäuschten Blicken schlaflosen Irrsinns verfolgt habt. Ist die Erde weiter nichts als ein Krankenhaus? Sollen Heilung und Himmel später kommen? Dann, wenn es euch darum zu thun ist, spielt in den Zellen eines Krankenhauses! Flechtet aus seinem Stroh welche Kronen ihr wollt; sammelt dessen Staub als Schätze, und sterbt bei solchem Reichtume. Wiewohl sich eure sterbenden Hände an die schwarzen Stäubchen in der Luft festklammerten: dennoch dürfte es gut um euch stehen.

Wenn aber dies Leben kein Traum und die Welt kein Krankenhaus, sondern euer ererbter Palast ist; wenn Friede, Freude, Macht, die erreichbar sind, jetzt müßten errungen und alle Siegeslorbeeren hienieden oder nie müßten erworben werden: wollt ihr euch dennoch während eurer ganzen Lebensspanne umsonst im Feuer abmühen? Wenn ihr jetzt noch keine Ruhe habt, könnt ihr sie nicht nach einer Weile finden? Ist das Gras auf Erden grün nur als eure Leichendecke, nicht auch als euer Ruhebett? Und könnt ihr niemals euch darauf, sondern nur darunter legen? Der Heide in seiner kummervollsten Stunde dachte anders. Er wußte, daß das Leben Kampf bringt, aber er erwartete sich von ihm auch die Krone allen Kampfes: keine stolze! kein juwelenreiches Diadem über die Höhe unverdienten Thrones vom Himmel herab flammend: nur wenige Blätter der wilden Olive, die Schläfe während weniger Jahre des Friedens zu kühlen. Er wähnte, die Krone müßte golden sein; doch war Jupiter arm; der Olivenkranz war das höchste Gut, das der Gott geben konnte. Eine bessere als diese anzustreben, galt ihm als eine Lästerung. Nicht im Krieg, nicht im Reichtum, nicht durch Gewalt vermochte er das Glück zu finden: nur im liebevollen Frieden, fruchtbar und frei. Der Kranz sollte von der wilden Olive sein: vom Baum, der ungepflegt wächst, der die Felsen weder mit sorgiger Blüte, noch schimmernd grünem Laubwerk, sondern nur mit zartem Blütenschnee und unscheinbarer Frucht schmückt, nächst dem grauen Blatt und dem dornigen Aste. Ihr seht, kein Aufsetzen eines Diadems ohne scharfen Zierrat! Aber eine Krone, wie diese, könnt ihr hienieden erringen: das Bild „des in Ehren ergrauten Hauptes und der süßen Ruh". Offenheit, Wohlwollen, unerschütterliches Zutrauen, den Dankesblick der Liebe, das Bild gegenseitigen Friedens und eine hilfreiche Hand: dies Alles, und der blaue Himmelsdom über euch, und die lieblichen Quellen und Blumen um euch und das Unenträtselbare, das Dasein zahlloser Wesen um euch — das mag dennoch eurer Reichtum werden, ein sorgenfrei göttlicher Reichtum; förderlich für das jetzige Leben und vielleicht auch nicht ohne Verheißung dessen, was kommen soll.

Gewerkschaftsbewegung und Gewerkschaftskämpfe in Deutschland.

Von Bruno Pörsch in Berlin.

Nach der letzten von der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands veröffentlichten Statistik sind im deutschen Reiche 53 Gewerkschaftsverbände mit 259 175 Mitgliedern vorhanden. Diese Angaben beziehen sich auf das Jahr 1895. Gegen-

wärtig dürfte die Mitgliederzahl etwas größer sein, da infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges, sich viele Arbeiter ihren Gewerkschaftsverbänden angeschlossen haben, denen sie bisher fern standen. Außerdem sind im deutschen Reiche noch eine ganze Reihe von lokalen Gewerkschaftsorganisationen aufzuweisen, so daß man die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter Deutschlands auf 350 000 schätzen kann. In dieser Zahl sind die Mitglieder der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nicht mit einbegriffen, da die Gewerkvereine ihrem ganzen Charakter nach nur Unterstützungsvereine sind. — Betrachtet man nun näher die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in ihrem Verhältnis zu der Zahl der Beschäftigten, so wird man durchweg finden, daß in den meisten Berufen sich nur eine ganz minimale Anzahl ihren Gewerkschafts-Verbänden angeschlossen hat. 2 bis 10 pCt. sind durchschnittlich nur organisiert. — In der Wirklichkeit ist es jedoch in dieser Beziehung noch viel schlimmer bestellt, denn der Mitgliederbestand ist keineswegs stabil, sondern die meisten Mitglieder kommen und gehen; sie gehören nur wenige Wochen und Monate der Organisation an und nur ein ganz geringer Bruchteil bleibt derselben längere Zeit treu. Einige Beweise dafür, die sich allerdings auf die Jahre 1893 und 1894 beziehen — doch gegenwärtig ist es ebenso — liefern uns folgende Zahlen. Der Verband der Schneider hat in einem Jahre 12 000 Mitglieder aufgenommen, am Ende des Jahres betrug der Mitgliederbestand jedoch nur 9000 gegen 7000 am Anfange des betreffenden Jahres, so daß in diesem Jahre rund 10 000 Mitglieder abfielen. Der Holzarbeiterverband hatte in einem einzigen Quartal 6518 Mitglieder aufgenommen, die Mitgliederzahl war am Ende des Quartals nur um 2237 gestiegen, so daß in diesem einen Quartal bei 24 000 Mitgliedern 4481 Mitglieder dem Verbande Valet sagten. — Diese Zahlen beweisen die Richtigkeit unserer Behauptung; selbst den so schwachen Organisationen fehlt jede Stabilität. — Aus diesen Gründen haben die deutschen Gewerkschaftsverbände bisher auch so gut wie gar keinen Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen ausüben und ihre gestellte Aufgaben nicht erfüllen können. — Jahre hindurch war von gewerkschaftlichen Aktionen zur Verbesserung der Lebenslage der arbeitenden Klasse in Deutschland nur äußerst wenig zu hören; erst als sich in den Jahren 1894, 1895 und 1896 die Geschäftslage bedeutend besserte, wurden von den meisten bestehenden Organisationen Versuche zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen unternommen. Da nun die Unternehmer sehr gut wußten, wie es in der Wirklichkeit mit den Gewerkschaftsorganisationen bestellt war, gaben sie in den meisten Fällen nicht nach, und jene große Anzahl gewerkschaftlicher Kämpfe brach aus, die namentlich in dem verflossenen Jahre, zeitweise das ganze öffentliche Leben beherrschten. Fragen wir nun nach den Resultaten dieser Kämpfe, so werden wir das schon vorher Gesagte bestätigt finden. Ein großer Teil verlief gänzlich zu Ungunsten der Arbeiter, so z. B. die größeren Ausstände der Hutmacher, Lithographen und Musikinstrumenten-Arbeiter in Berlin. Andere wieder endeten mit Zugeständnissen, die keineswegs den ungeheuren Opfern entsprachen, welche für sie ausgegeben und gebracht wurden, wie z. B. der Kottbuser Textilarbeiter-Ausstand; und nur eine kleine Anzahl schloß mit einem Siege für die Arbeiter ab. Aber auch diese gemeldeten Siege sind oft sehr problematischer Natur. Wenn es z. B. in der Arbeiterpresse heißt, daß dieser und jener Ausstand zu Gunsten der Arbeiter beendet sei, indem alle Forderungen bewilligt, jedoch noch eine größere Anzahl Streikender zu unterstützen seien, indem sie nicht wieder in die Betriebe hineingekommen sind, so sieht ein solcher Sieg einer Niederlage viel ähnlicher, als einem wirklichen Siege. Andererseits sind aber den Arbeitern vieler Berufe schon längst wieder die erzielten Errungenschaften entrissen worden, wie z. B. den Berliner Buchbindern; und auch in den Branchen, wo die gemachten Zugeständnisse gegenwärtig noch eingehalten sind, wird, sobald die Konjunktur sich verschlechtert, von diesen auch bald keine Rede mehr sein können. Deshalb schrieb die „Versöhnung“ nicht mit Unrecht, daß die deutschen Arbeiter sich in ihren Lohnkämpfen im Kreise herumdrehen. — Viele Kämpfe wurden nur deshalb unternommen, wie z. B. in der Berliner Tabakindustrie, um Lohnbedingungen zurück zu erobern, wie sie bereits in den siebziger und achtziger Jahren vorhanden waren. — Woher alle diese Erscheinungen? — Sie wurzeln meines Erachtens nach in folgenden Umständen: in der Unterschätzung des gewerkschaftlichen Kampfes und andererseits in dem ungenügenden Unterstützungs- und Beamtenwesen der deutschen Gewerkschaftsorganisationen. — Gehe ich auf diese Punkte näher ein. — Immer noch giebt es in der deutschen Arbeiterbewegung viele Leute, die von dem wirtschaftlichen Kampfe nichts halten; sie erbticken in den Gewerkschaftsorganisationen höchstens nur Vorbildungsschulen für die sozialdemokratische Bewegung und glauben nicht, daß diese — die gewerkschaftlichen Vereine — irgend etwas zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterklasse beitragen können, sondern sehen nur in dem politischen Kampfe die allein selig machende Form. — Zwar wird es öfters abgeleugnet, daß solche Leute vorhanden sind, doch lassen sich hierfür Beweise in Hülle und Fülle erbringen. Ich erinnere nur an Richard Calwer, dem früheren Redakteur des Braunschweiger „Volksfreundes“, der stets von Kleinkrämerei redet, sobald er auf die gewerk- und genossenschaftliche Bewegung zu sprechen kommt. — Da diese Ansichten namentlich von den Arbeitern vertreten werden, welche geistig höher stehen, als durchschnittlich die Masse, so spielen sie eine nicht zu unterschätzende Rolle mit. Doch sind dieselben gänzlich falsch. Daß die Gewerkschaftsbewegung bisher in Deutschland so gut wie nichts erreicht hat, liegt nicht in der Natur des gewerkschaftlichen Kampfes selber, sondern in den fehlerhaften Organisationen der deutschen Arbeiterklasse. In England hat der wirtschaftliche Kampf viel zur Verbesserung der Lebenslage des dortigen Proletariats beigetragen. Nun sagt man so oft: Dieses sei den englischen Arbeitern nur deshalb möglich gewesen, weil ihre gewerkschaftlichen Organisationen nie so verfolgt worden seien, wie bei uns. Ein Blick in die Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung — die allerdings den meisten deutschen Arbeitern vollkommen unbekannt ist — lehrt uns das gerade Gegenteil. Ebenso hinfällig ist die Ansicht, die oft in der sozialdemokratischen Litteratur und Tagespresse vertreten wird, daß nur deshalb die englische Gewerkschaftsbewegung jenes werden konnte, was sie heute ist, weil damals, als sie entstand, England in äußerst günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen sich befand. Damals haben ebenso gewaltige Krisen geherrscht, wie in der gegenwärtigen kapitalistischen Welt. — Die Ursachen der starken wirtschaftlichen Organisationen der englischen Arbeiterklasse sind auf ganz anderen Gebieten zu suchen, auf die ich später noch zurückkommen werde. — Starke wirtschaftliche Organisation der Arbeiterklasse bedeutet aber auch politische Macht, welches wiederum schlagend an der Hand der englischen Arbeiterbewegung nachgewiesen werden kann. Nie eher wird daher auch die deutsche Arbeiterklasse auf dem politischen Gebiete wirklich Fortschritte aufzuweisen haben, bevor sie nicht stark wirtschaftlich organisiert ist. Dann aber haben auch politische Fortschritte, Arbeiterschutzgesetze u. s. w. für den Arbeiter gar keinen Nutzen, so lange nicht starke gewerkschaftliche Organisationen vorhanden sind. Nicht nur die deutschen Bäckermeister pfeifen auf die Arbeiterschutzgesetze, sondern das ganze deutsche Unternehmertum. Die ganze deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung steht durchgängig nur auf dem Papier; tagtäglich wird sie in tausenden von Fällen übertreten. Warum? Weil zum großen Teil die Bestimmungen derselben den Arbeitern gänzlich unbekannt sind, weil andererseits sie auf Verlangen des Unternehmers dieselben übertreten müssen, falls sie nicht hungern wollen. In vielen Fällen erhalten die Arbeiter nur unter der ausdrücklichen Bedingung Beschäftigung, daß die gesetzlichen Bestimmungen nicht eingehalten werden. — Alles dieses ist nur durch die ungenügende gewerkschaftliche Organisation erklärlich. Sind die Arbeiter stark organisiert, so können sie die Unternehmer zur Anerkennung der gesetzlichen Bestimmungen zwingen, welches für die Arbeiterklasse einen Fortschritt bedeutet, der wieder weitere Fortschritte zur Folge haben muß. — Diese stufenweise Fortschritte werden aber von vielen in der deutschen Arbeiterbewegung garnicht gewünscht, sondern man will mit einem Schlage aus der heutigen Gesellschaftsordnung ein Paradies machen. — Ein Beweis für diese Behauptung: Vor einigen Wochen sagte zu mir eine ziemlich bekannte Person der Berliner Arbeiterbewegung, als ich dieser die Fortschritte der englischen Arbeiterklasse durch den wirtschaftlichen Kampf vor Augen führte: „Haben Sie denn noch nie von dem Elend im Ostende Londons gehört?“ Damit wollte sie sagen, daß diese Fortschritte viel zu gering wären. Durch die Stumm und Konsorten in ihrem Haß gegen die heutige Gesellschaftsordnung blind gemacht, sehen Viele nicht die Unmöglichkeit ein, mit einem Schlage alles Elend beseitigen zu können. Auch ich wäre dafür, doch dieses widerspricht den Gesetzen der Entwickelung. Das, was Jahrhunderte erzeugt haben, können nicht Minuten beseitigen. — Komme ich nun zu der eigentlichen Beantwortung der Frage, weshalb die deutsche Gewerkschaftsbewegung keine Fortschritte macht und sich im Kreise herumdreht. — Spielen auch die vorher angeführten Dinge eine bedeutende Rolle bei dieser Frage mit, so giebt es doch auch Tausende, die eine ganz andere Auffassung von dem Wesen des gewerkschaftlichen und politischen Kampfes besitzen. Trotzdem sie von der großen Bedeutung des wirtschaftlichen Kampfes überzeugt sind, trotzdem haben wir die erwähnten Erscheinungen zu verzeichnen.

Digitized by Google

Die deutschen Gewerkschaftsorganisationen unterscheiden sich von den englischen vor allem in einem Punkte. Der größte Teil der englischen Gewerkschaftsverbände hat das Versicherungswesen möglichst weit ausgebaut, namentlich die Unterstützung der Arbeitslosen eingeführt, welches bei den meisten deutschen Gewerkschaftsorganisationen nicht der Fall ist. Dieses ist einer der Kardinalpunkte, woran die gewerkschaftlichen Organisationen der deutschen Arbeiter kranken. Ganz abgesehen von dem humanitären Charakter der Unterstützungseinrichtungen, sind dieselben in taktischer Beziehung von der gewaltigsten Bedeutung, vor allen die Arbeitslosen-Unterstützung. Durch die Einführung der Arbeitslosen-Versicherung und anderen Unterstützungen in die Organisationen treten folgende Umstände ein. 1. Die Verbände wachsen bedeutend an Mitgliedern und Stabilität. 2. Sie häufen größere Kapitalien an. 3. Sie sind imstande auch bei schlechtem Geschäftsgange einen Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen auszuüben und die erzielten Errungenschaften festzuhalten. Die Richtigkeit dieser Behauptungen werden durch folgende Thatsachen bewiesen: Auch in Deutschland haben wir gewerkschaftliche Organisationen mit ausgedehntem Versicherungswesen; und diese umfassen einen viel größeren Theil ihrer Berufsgenossen, als die Verbände ohne Unterstützungseinrichtungen. So sind z. B. 50 % der Buchdrucker, 74 % der Glacéhandschuhmacher und 56 % der Bildhauer organisiert. Die Organisationen dieser genannten Berufe zahlen Arbeitslosenunterstützung u. s. w. Führen wir uns dagegen die Verbände ohne Unterstützungswesen vor Augen, so werden wir das am Anfange dieses Aufsatzes Gesagte bestätigt finden: nur ein ganz geringer Prozentsatz der Berufsangehörigen gehört ihnen an.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Über Gewerkschaft und Parteipolitik äußert sich der Hamburger Gewerkschaftler v. Elm in einem Artikel über die Lehren des Hamburger Streiks (Sozial. Monatsh.) in folgender Weise:

„Der Kampf um die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter darf nicht mit direkter Parteipolitik verquickt werden. Das ist meine persönliche Anschauung, für welche ich seit jeher eingetreten bin, und ich hoffe, daß dieser Kampf allseitig die Erkenntnis gefördert hat, von welch großem moralischen Wert es ist, wenn auch aus anderen Kreisen der Bevölkerung den Arbeitern Freunde erstehen, welche den Mut haben, offen dem Kapitalistenhochmut entgegenzutreten. Der sogenannte Professoren-Aufruf war eine That, welche, wenn sie auch für den Hamburger Streik reichlich spät geschah, in der Geschichte der wirtschaftlichen Kämpfe in Deutschland bleibenden Wert haben wird. Das ohnmächtige Wutgeheul der Presse des Großkapitals über diesen Aufruf beweist uns, daß der Hieb gesessen hatte. Es war die Besiegelung des Faktums vor aller Welt, daß moralisch die Arbeiter gesiegt hatten. Der moralische Sieg der Arbeiter aber bietet uns die Gewähr, daß dieser große, mit beispielloser Energie, Ruhe und Besonnenheit von Anfang bis zu Ende in größter Einmütigkeit geführte Kampf nicht umsonst gekämpft ist."

Vortrags-Cyklus

zum Besten der gemeinnützigen Bestrebungen der

Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik,

bestehend in vier Vorträgen:

Die Astronomie in Geschichte und Gegenwart

von

Professor Dr. Wilhelm Foerster,
Direktor der Königlichen Sternwarte

am

Freitag, den 5., 12., 19. und 26. März,
Abends 6 Uhr

in dem

Saal des Wilhelms-Gymnasiums,
Belleoue-Straße 15.

Das Honorar für sämmtliche vier Vorträge beträgt 5 Mark, für den einzelnen Vortrag 2 Mark.

Abonnements- und Eintritts-Karten sind auf briefliche Meldung bei dem Vortragenden (SW., Ecke-Platz 3a) oder in den Buchhandlungen von F. Dümmler (E. Stein), Charlottenstr. 29, Mittler, Neue Wilhelmstr. 2, Nicolai, Dorotheenstraße 75 und Potsdamerstraße 123b, Schneider, Leipzigerstraße 129, Speyer & Peters, Unter den Linden 43, sowie beim Kastellan, Bellevuestraße 15, oder an der Abendkasse zu haben.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

In unserm Verlage erschien soeben:

Das Sittengesetz.

Untersuchungen über die

allgemeinen Grundlagen der Freiheit und der Sittlichkeit.

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

Herr Prof. Dr. F. Jodl urteilt über das Werk:

„Wir haben es mit einem achtungswerten Denker von selbständigen Ueberzeugungen und ernstem Willen zu thun".

„Ref. möchte nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass sich in dem Buche eine ganze Reihe von wertvollen Einzeluntersuchungen befinden, welche die reichen Kenntnisse des Verf. und eine glückliche Gabe, Abstraktes durch Anknüpfung an Besonderes zu veranschaulichen, im besten Lichte zeigen, und ohne weiteres, sowohl für die Ethik als namentlich für die Psychologie dankbarst acceptiert werden können".

Früher erschien:

Noumena.

Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus".

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Preis 4 Mark.

Ethische Schriften.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2.60 M.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autoris. Uebers. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen v. W. Foerster. 4 M. geb. 5 M.

Geistesfreiheit und Gesittung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Aufgabe eines neuen sozialen Geistes. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lage. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgabe in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur gesammelt und hrsg von Dr. Paul v Gizycki 7,50 M., in Halbfranzband 10 M

Was trägt und leitet den Soldaten im Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. 3. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. u. Aquarell. v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Faltrat in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M, geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr Fr. Lütgenau. 30 Pf

Der Kampf um Arbeit. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lehrmonatsschr. Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Träume. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Gefolge. 1. Nietzsche-Narren. II. Wölfe in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Musikers. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Gelehrten. Von Dr. Berthold Weiß 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschr. für sozialethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 8 M

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Herausgegeben von **Dr. Fr. W. Foerster.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 13. März 1897. | Nr. 11.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Orientpolitik. — Phantome des Glaubens. Von Ludwig Büchner. (Schluß) — Gerechtigkeit in Sachen der Religion und Kirche. Von Wilhelm Foerster. — Ernste Antworten auf Kinderfragen. Von Klara Thierbach. — Gewerkschaftsbewegung und Gewerkschaftskämpfe in Deutschland. Von Bruno Wörlich. (Schluß) — Streiflichter. Zur Reichstagsdebatte über den Achtstundentag.

Orientpolitik.

Warum gelingt es Europa nicht, die orientalischen Verhältnisse zu ordnen? Weil die blaße Diplomatie und die Panzerfregatten ohne moralische Macht keinen Eindruck auf die Hadernden machen können. Die Demonstration der Großmächte vor Kreta war ja nicht die Demonstration einer überlegenen Kultur, sondern auch nur ein Schauspiel der Halbcivilisation. In ihrer Planlosigkeit, ihrer ruckweisen Gewaltthätigkeit, ihrem ganzen Spiel von gegenseitigem Mißtrauen und kleinlichsten Interessen hat diese Aktion den Nationen der Balkanhalbinsel und des Orients nur ein Abbild ihrer eigenen Zerfahrenheit, nicht aber ein Vorbild gereifterer Lebensordnung vor Augen gehalten. Wie kann Griechenland Respekt vor dem Einschreiten der Mächte haben, wenn es sehen muß, daß die ganze Flottenparade im Mittelmeer nicht dazu da ist, Ordnung und Recht zu schaffen, sondern nur ja alles beim Alten zu halten, weil die Völker des Westens sich vor dem Zusammenprall ihrer eigenen Interessen fürchten? Wie kann die öffentliche Meinung Europas die Haltung der Türkei gegenüber den armenischen Aufrührern mildernd beeinflussen, wenn hier mächtige Monarchen den Wunsch aussprechen, eine große Volksbewegung bis auf den letzten Stumpf auszuraiten"?

Erwachsene Menschen beginnen oft erst dann mit ihrer Selbsterziehung, wenn sie an der Entartung ihrer Kinder schmerzlich fühlen, daß weder Rutenstreiche noch donnernde Scheltworte, sondern nur das Beispiel der Selbstbeherrschung und Liebe den werdenden Menschen beeinflussen kann. Das Gleiche gilt für die Erzieheraufgabe des civilisierten Europas gegenüber den Balkanstaaten und dem Orient. Wenn die westlichen Völker nicht um ihrer selbst willen zur Verständigung kommen und ihrer kulturellen Zusammengehörigkeit endlich Ausdruck geben wollen in vertrauensvollen und großmütigen Formen des gegenseitigen Verkehrs — dann müssen sie es um der unerwachsenen Völker willen thun, von denen sie rings umgeben sind und deren ungebändigtes Treiben eine beständige Gefahr für die friedliche Kulturarbeit bildet. Es ist ganz unmöglich, diese Völkergruppen durch die Machtmittel einer Diplomatie bändigen zu wollen, die selbst nur auf einem momentanen Kompromiß rücksichtsloser Eigenlüste und nicht auf dem endlichen Durchbruche völkerverbindender Gedanken ruht — und es ist ebenso unmöglich, eine internationale Aktion zu zwangsweiser Neuordnung und gemeinsamer Verwaltung jener Staatengruppen durchzuführen, solange innerhalb der westlichen Nationen das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch zu schwach ist, um irgend welche nennenswerten Ansätze gemeinsamer Verwaltungseinrichtungen hervorzutreiben. Für den Realpolitiker im alten Stile liegt die Sache natürlich viel einfacher. In Nr. 52 der Naumannschen „Zeit" findet sich ein Artikel „Nationale Orientpolitik", in welchem für Vergrößerung der Kriegsflotte Propaganda gemacht wird, damit wir bei der bevorstehenden Aufteilung der Türkei „auch ein Wörtchen mitsprechen" können. Wie es bei dieser allgemeinen Rauferei um die Türkei zugehen wird, und wie dann die neuen „Kaloniſten" auf dem geraubten Boden das europäische Militärelend im Kleinen wiederholen werden, sodaß die neue orientalische Frage noch tausendmal verwickelter wird als die alte — darüber geben diese schneidigen Kanonenpolitiker natürlich keine Auskunft.

Die orientalische Frage ist im letzten Grunde keine technisch-politische, sondern eine ethische Frage. Für den denkenden Menschen giebt es keine größere Utopie als den Glauben jener „praktischen" Politiker, daß Panzerflatten, diplomatische Intriguen und das Hazardspiel der Interessenpolitik auf die Dauer fähig seien, den immer verwickelteren Lebensbeziehungen der Völker zur Grundlage zu dienen. Aus diesen realen Beziehungen der völkerverbindenden Arbeit wird eine ethische Kulturpolitik immer unabweisbarer emporwachsen — gemäß jenem prophetischen Worte Friedrich Nietzsches: „Dank der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitätswahnsinn zwischen die Völker Europas gelegt hat und noch legt, dank ebenfalls den Politikern des kurzen Blicks und der raschen Hand, die heute mit seiner Hilfe obenauf sind und gar nicht ahnen, wie sehr die auseinanderlösende Politik, welche sie treiben, notwendig nur Zwischenaktspolitik sein kann — dank alledem und manchem heute ganz Unaussprechbaren werden jetzt die unzweideutigsten Anzeichen übersehen oder willkürlich und lügenhaft umgedeutet, in denen sich ausspricht, daß Europa Eins werden will." F.

Phantome des Glaubens.

Von Prof. Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt.

(Schluß.)

Was die Entstehung des Christentums anlangt, so wäre wohl diese Entstehung ohne die grenzenlose Ausartung der römischen Vielgötterei, welche der gequälten Volksseele nicht mehr genügte, kaum möglich gewesen. Dazu kamen sein kommunistischer Charakter, welcher den Armen und Bedrückten der Gesellschaft Erlösung versprach, und die damals allgemein verbreitete Sage von dem bevorstehenden Weltuntergang, welcher die Weltflucht in ein besseres Jenseits als sehr annehmbar erscheinen ließ. Endlich der von S. unerwähnt gebliebene Einfluß des Neuplatonismus, welcher damals die gebildete Welt beherrschte und viele Verwandtschaft mit christlichen Vorstellungen hatte!

Wenn unter der Herrschaft des Christentums die Welt Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, so geschah dies nicht durch, sondern trotz des Christentums. Solange die Religion durch fünfzehn Jahrhunderte unbestritten am Ruder war, wurde weder in Kunst noch in Wissenschaft Erhebliches geleistet; es war zumeist eine lange öde Todesstarre des Geistes, in welcher sich die Menschen um der lächerlichsten Wortstreitigkeiten willen gegenseitig verfluchten und mordeten. Erst mit der Reformation und dem Wiedererwachen des Studiums der Antike stellte sich eine freiere Gedankenbewegung ein, welcher übrigens von den Wächtern der christlichen Religion immer neue Hemmnisse in den Weg gelegt wurden. Dem Vorurteil, daß das Christentum die beste aller Religionen sei, verdanken wir die gründliche Vertilgung der hochgesteigerten Kultur im alten Mexiko und Peru durch die allerchristlichsten Spanier, denen es ein religiöses Verdienst dünkte, ganze Volksstämme durch Massenmorde zu vernichten, und welche in ihrem eignen Lande durch Priesterherrschaft heruntergebracht worden sind. Außer Spanien denke man an die geistige Verwilderung jener breiten Bevölkerungsschichten, deren Gedankenbesitz nur von der Religion beeinflußt wird, wie in Italien, Bayern, Frankreich, Rußland u. s. w. „Es heißt die Geschichte verhöhnen, wenn irgend einer Religion der Einfluß auf „die höchste Entwickelung der Menschheit" zugesprochen wird."

Am wichtigsten und durchschlagendsten sind wohl S.'s Nachweise über die gänzliche Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der Religion, welche letztere wenig oder nichts für die Pflichtenlehre, um so mehr dagegen für Äußerlichkeiten und Gebräuche gethan hat, mit denen man sich den Göttern oder Gott angenehm zu machen glaubte. Man denke an die greulichen, bei fast allen Völkern und zu allen Zeiten üblichen, jedem menschlichen Gefühl hohnsprechenden Menschenopfer, in denen sich zum Teil eine Herzensroheit offenbart, welche zeigt, daß durch den Götterglauben die Sitten nicht gemildert, sondern verwildert wurden. „Tiere", sagt S. „können, weil sie religionslos sind, nie in so tiefe Abgründe der Thorheit und Grausamkeit sinken, wie der gottergebene Mensch." Man denke an die rituelle, jeder Unsittlichkeit förderliche Nacktheit der Frauen in vorchristlicher Zeit, welche sich noch tief bis in das Mittelalter hinein erhielt und selbst heute noch teilweise in Afrika, Indien, Rußland u. s. w. besteht, aber an den von den Priestern als religiöse Institution eingeführten und im Altertum weitverbreiteten, aber auch heute noch in Indien bestehenden Tempeldienst der Geschlechtslust, während das Gegenteil dieser Verirrung sich in wahnsinnigen Selbstpeinigungen und Selbstkasteiungen oder in gewaltsamer Ertötung der Sinnlichkeit erschöpft. „War es nicht," frogt S., „ein sittlicher Frevel ohne Gleichen, wenn bei den alten Römern eine Vestalin deshalb, weil sie liebte, lebendig eingemauert wurde, während ihr Freund zu Tode gegeißelt wurde?"

Man denke endlich an jene vielfachen lächerlichen und sinnlosen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, in welchen so oft das wahre Wesen der Religion gefunden wurde und zum Teil noch gefunden wird, und welche mit der Sittlichkeit auch nicht das Geringste gemein haben. Wollte ein indischer Brahma tadellos bleiben, so durfte er gewisse Personen nicht ansehen, mit dem Kopf nicht nach Westen schlafen, nicht auf Haaren oder Asche stehen, nicht mit gewissen Personen speisen u. s. w. Die indischen Bitschu mußten den Anblick der Frauen meiden, niedrige Arbeiten verrichten, Haare, Bart und Augenbrauen ausreißen, ihren Unterhalt erbetteln, durften kein Schlangenfleisch essen, nichts denken und nichts thun u. s. w. Die Gebote der Sikhs-Bibel, deren Gläubige ihr Leben mit Raub und Mord erfüllen, beziehen sich auf Kleiderordnung, Zähneputzen u. dgl. Mit der Sittlichkeit hatten diese Thorheiten, wie gesagt, ebensowenig zu thun, wie die Ritualformen der Römer oder die Speisegebote der Juden oder die Gesichtsverhüllung der Orientalen u. s. w. Noch weniger war und ist dies selbstverständlich der Fall bei jener indischen Mörderbande der Thugs, welche den heimlichen Mord zu religiösen Zwecken ausübten. Sobald die Religion oder die Erfüllung religiöser Vorschriften in nähere Beziehung zu Pflichtgeboten gebracht werden, büßen diese letzteren sofort ihre Reinheit ein. Im Übrigen sind Religionen ebenso Menschenwerk, wie ethische Satzungen, welche sich erst allmählich aus gesellschaftlichen Interessen und Bedürfnissen entwickelt haben. Von Naturvölkern wurde anfänglich nur das Nützliche oder Schädliche für gut oder schlecht gehalten, und es mußten viele Stationen der Erfahrung und Gedankenarbeit zurückgelegt werden, ehe ethische Einsichten trotz religiöser Hemmnisse ihr Ziel erreichten. Wo aber das Hauptgewicht auf den Gottesbegriff gelegt wurde, kam die Sittlichkeit immer schlecht weg. Dieser Begriff ist, wie bereits bemerkt, nur das Eingeständnis, daß die Wunder und Rätsel der uns umgebenden Natur nicht verstanden werden, und der Ausdruck der Verlegenheit, welche den Menschen beim Welterklären erfaßt. Schon Fichte hat mit Recht darauf hingewiesen, daß nur eine verdorbene Gesellschaft in der Religion die Antriebe zum sittlichen Handeln finden könne. Kannten doch Gott und Götter keine andere Vorschriften dieses Handelns geben, als solche, welche der Mensch selbst gedacht und gemacht hatte!

„Bekannt ist das Schlagwort lückenhaft erzogener Unterrichtsminister von der Notwendigkeit des „Religions-Sittlichen." Würden diese Diener hohler Worte die Geschichte der Religionen besser kennen, so wären sie überzeugt, daß sich Religion und Sittlichkeit wechselseitig ausschließen, und daß deshalb die Verquickung beider unzulässig ist." Haben doch schon König Asoka, der Constantin des Buddhismus, sowie die chinesischen Religionsstifter Confucius und Laotse mit dürren Worten darauf hingewiesen, daß wahre Sittlichkeit nur ohne Götter und Religion gedeihen könne. Die Annäherung an Gott bezeichnete Confucius als eine Gefahr, von der man sich fern halten solle, weil er das Unerforschliche sei, und wies dafür auf die Herzen aller Menschen hin, in welchen das „sittliche Gesetz" zu finden sei, während Laotse's Ethik ebenfalls ihre Grundsätze nur in den Beziehungen des Menschen zum Menschen suchte und fand.

Was S.'s allgemeine Weltanschauung angeht, so steht der freidenkende und tiefgelehrte Verfasser fest auf dem Boden der modernen monistischen Naturphilosophie und erklärt sich sowohl gegen philosophischen Dualismus, wie gegen Pantheismus. Er erklärt das Zerschlagen des Menschen oder menschlichen Wesens in zwei ungleiche Hälften nach Leib und Seele für einen jahrtausende alten Irrtum, welcher nur seines hohen Alters wegen von den Menschen als heilige Wahrheit hingenommen wird. Es bedarf nur wenig Nachdenken, um einzusehen, daß das Versenken eines persönlichen oder unpersönlichen göttlichen Geistes in den Leib der Welt eine unzulässige Analogie menschlicher Verhältnisse ist. Die menschliche Seele aber ist nichts für sich Bestehendes, sondern nur eine Personifikation menschlichen Denkens, Wollens und Empfindens in derselben Weise, wie die Götter der alten oder Naturvölker Personifikationen der Naturkräfte sind. Aber fast allen Gottesvorstellungen des Altertums voran ging die Vorstellung eines Chaos oder einer Urmaterie, aus der bereits Homer und Hesiod die Götter geboren werden lassen — eine Vorstellung, welche im Altertum viel allgemeiner und verbreiteter war, als man gewöhnlich weiß oder annimmt, und welche mit dem philosophischen Materialismus oder Monismus der Gegenwart ganz nahe verwandt ist. „Man ist gewohnt," sagt sehr treffend S., „den Materialismus zu beschimpfen, weil man naturwissenschaftlich unvollständig unterrichtet ist und nicht weiß, daß die reinsten Ideale dem menschlichen Gehirn entspringen, dessen Stofflichkeit doch nicht bezweifelt werden kann. Unsere Vorelternwaren nun Materialisten und konnten sich unstoffliche Seelen gar nicht vorstellen." — „Die indischen Philosophen sprachen auch von der beseelten Materie als der Quelle des Lebens." Die Skandinavier haben eine Sage, zufolge welcher Gott nicht das Erste ist, sondern der feuchte, im Riesen Ymir Person gewordene Urstoff am Anfang der Weltentwickelung steht. Slavischen Volksstämmen dünkte es, wie vielen andern

Völkern, widersinnig, die körperliche Welt aus Nichts entstehen zu lassen. Sie nahmen deshalb ein Urmeer oder Urgemenge der Stoffe an und ließen Gleiches aus Gleichem, Ähnliches aus Ähnlichem werden. Andere Mythen über den Urbeginn der Dinge lassen die Welt aus einem Ei hervorgehen, wobei sie sich ebenfalls auf den Standpunkt des Materialismus stellen. Jedenfalls ist diese Ei-Hypothese, welcher man auch bei Javanesen und Neuseeländern begegnet, vernünftiger, als die Annahme, daß die Welt aus dem Nichts durch ein Wunder in das Leben trat. In ähnlicher oder verwandter Weise sah Giordano Bruno im Weltstoff die Mutter aller Formen und erklärte die Welt für ein großes Lebewesen. Die ägyptischen Tempelweisen erblickten ebenfalls im feuchten Weltstoff die Keime aller Dinge. Am Nil und am Indus wurde für solche Ansichten niemand hingerichtet, während G. Bruno für diese philosophische Harmlosigkeit verbrannt wurde. „Die arabische Sekte der Dahriten leugnete das Bestehen eines Geisterreichs und eines Schöpfers, weil der Stoff aller Weltkörper ewig sei und nur einen Wechsel der Formen gestalte.“ Also ganz wie die heutige Wissenschaft!

Die bei unseren heutigen Materialismus-Bekämpfern so beliebt gewordene Leugnung der Wirklichkeit der Materie ist nicht neu, sondern uralten indischen (vedischen) Ursprungs. So wird in einem Vedalied der Urgeist Brahma für das allein Bestehende, die Körperwelt dagegen für eine bloße Täuschung erklärt. „Es giebt sich,“ sagt S., „in dieser ungereimten Behauptung, bei welcher die dogmatische Spitzfindigkeit auf dem Gipfel des Aberwitzes steht, so recht der Standpunkt des Glaubens kund, der Irrtümer für wirklich und das Gegenständliche für eine Illusion erklärt.“

Über Weltentstehen und Vergehen haben wunderbarer Weise die nordamerikanischen Indianer eine Ansicht, welche ganz mit den Resultaten moderner Naturforschung zusammenstimmt. Nach ihnen gab es viele Welten, von denen mehrere bereits untergegangen sind, während andere in der Zukunft neu entstehen. Übrigens lassen sich ähnliche Vorstellungen in den Kosmogonien vieler älterer und neuerer Völker nachweisen, am deutlichsten in der Mutter-Philosophie des Buddhismus oder der sog. Sankhya-Philosophie.

„Sollte“, so fragt S. am Schlusse seiner vortrefflichen Ausführungen, „sollte man wirklich religiöse Täuschungen als ewig unantastbare Herzensgüter behandeln? Sollte den Zwangsvorstellungen des Glaubens nicht der Zwang geschichtlicher Thatsachen und nüchterner Erwägungen der Vernunft entgegengesetzt werden?“ — „Möge auch der Glanz der Poesie, ein Kranz hochgestimmter Eigenschaften auf Gestalten des Glaubens liegen, es ist immer dieselbe menschliche Phantasie, dieselbe Unwissenheit, welche man als „Mutter Gottes“ und der Götter ansprechen muß.“ — „Leget in den Räumen der „Gotteshäuser“ Schulen, Museen, Büchereien, Schutzstätten für Arme, Kranke und Arbeitsunfähige an! Richtet in alten Kirchen Säle für Lehrvorträge zur Erbauung des Volkes, für Musik- und Dramen-Aufführungen, sowie für Kunstausstellungen ein. Bauet Schulen erster, mittlerer und hoher Ordnung für beide Geschlechter und führet darin einen Unterricht ein, der das Weltwirkliche unbefangen betrachtet und die Rückstände des mittelalterlichen Lehrsystems beseitigt. — Bauet Paläste für Kopfarbeiter, welche an der Entwickelung der Wissenschaft arbeiten, die Bildung verallgemeinern und an der Milderung der Sitten, wie an der Herbeiführung eines religionslosen Kulturstaates thätig sind, u. s. w.“

Zu diesen Forderungen des geistvollen Verfassers der „Gestalten des Glaubens“ kann jeder frei und vorurteilslos Denkende gewiß nur Amen oder „Möge es so geschehen“ sagen.

Gerechtigkeit in Sachen der Religion und Kirche.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

Die Herren Büchner und Svoboda werden von vielen unserer Leser lebhaften Dank ernten für die Energie, mit welcher sie dem Hochmut und den Einbildungen religiösen und priesterlichen Unwesens entgegentreten. Hinsichtlich des Buches von Svoboda insbesondere werden Viele schon nach den Auszügen, die Herr Büchner daraus giebt, den Eindruck haben, daß dasselbe ein sehr lehrreiches und ernstes Werk ist, welches nähere Kenntnisnahme verdient. Indessen wird doch wohl der Wunsch entstanden sein, daß in diesen Blättern bei diesem Anlaß auch die Gerechtigkeitsliebe zu Worte komme, durch welche sich die ethische Bewegung als eine umfassendere Bewegung der Geister, als eine „*friedenbringende*,“ über jegliche Art des Radikalismus und über die bloße Verwerfung mächtiger Lebenserscheinungen erhebt. Schon in der Anmerkung des Herausgebers zu dem ersten Abschnitt des Aufsatzes von Herrn Büchner (siehe vorige Nr.) ist dieser Pflicht eines Organes der ethischen Bewegung durch einen ernsten Einspruch ein vorläufiger Ausdruck gegeben worden. In nachfolgenden Darlegungen will ich versuchen, in demselben Sinne noch einige weitere Erläuterungen der Stellung zu geben, welche die Gesellschaften für ethische Kultur, nach meiner Auffassung, zu den in dem Aufsatze des Herrn Prof. Büchner behandelten Fragen und der Art ihrer Behandlung einnehmen.

Es erscheint zunächst erforderlich, immer und immer wieder, sowohl nach der Seite der eifrigen Anhängerschaft religiösen Glaubens, als nach der Seite der ebenso eifrigen Verneinung und Herabsetzung jeglichen religiösen Glaubens, hervorzuheben, daß die ethische Bewegung *keine Freidenker-Bewegung* in dem Sinne ist, daß sie religiöse Vorstellungen und religiöse Bedürfnisse an sich bekämpft und etwa durchweg Wissenschaft oder Analogieen mit sogenanntem streng-wissenschaftlichem Denken an die Stelle von sogenannten Glaubensvorstellungen gesetzt wissen will. Ethische Kultur will und soll eine solche individuelle und soziale Kultur sein, welche auf dem festen Grunde der gemeinsamsten, einleuchtendsten, objektiv erweisbarsten Menschen-Erfahrung ruht und durch diesen mächtigen, unablässig erneuten Consensus des Denkens und Erfahrens aller gefunden Menschenmaluren sowie durch die *Bestätigung* desselben in dem vom Menschen unabhängigen Fortgange der Welterscheinungen gegen jede Erschütterung durch leidenschaftlichen oder launischen individuellen Einspruch gesichert ist.

Ethische Kultur hält in diesem Sinne die *Grundlagen* der gemeinsamen Gesittung völlig rein von allen *denjenigen* Vorstellungen, Anschauungen und Idealgestaltungen, welche, wie die religiösen, wesentlich individueller Art sind und ihrer Natur nach oder wenigstens nach dem derzeitigen Stande menschlichen Erkennens *keine* objektive allgemeingültige Bewährung durch umfassendere *gemeinsame* Erfahrung aufzuweisen vermögen.

Diese Sicherheit, diese Unabhängigkeit ihrer *Grundlagen* vom lediglich Individuellen ermöglicht aber einer solchen Kultur andererseits die höchste Duldsamkeit, die feinste Gerechtigkeit, die liebevollste Würdigung gegenüber allen Gestaltungen des individuellen Lebens, zumal gegenüber solchen Gestaltungen individuellen Denkens und Schaffens, welche auf eine Fortbildung und weitere Vervollkommnung ihrer Grundlagen in kritischem Sinne gerichtet sind; denn eine solche Kultur wird niemals Angst vor Umsturz haben.

Auf die Erhaltung der Uebereinstimmung hinsichtlich der unerläßlichsten Gemeinsamkeit und Stetigkeit ihrer Grundlagen will eine solche Kultur nur durch die stetige Pflege gesunder Denkprozesse in der Jugend-Erziehung, sowie in unablässiger, gegenseitiger Verständigung und Förderung hinwirken. Und nur auf solche Weise will sie auch verhüten, daß die uralte Neigung des Menschen, die Wirklichkeit seiner Sinneswelt mit Gebilden seiner individuellsten Vorstellungswelt ebensowohl abergläubisch zu trüben und zu verwirren, als künstlerisch zu schmücken, dieses zur Zeit noch *überwiegend* unheilvolle Verfahren fortsetze, oder nach allmählich erfolgter Reinigung der Kultur-Grundlagen von jenen Verwirrungen späterhin in neuen Formen wieder beginne. —

Die ethische Bewegung ist aber von dem tiefen Bewußtsein erfüllt, daß jene Idealbildungen des Vorstellungslebens, oder, wie man auch sagt, der menschlichen *Innenwelt*, zu den höchsten Leistungen der Energie und Eigenart des Menschenwesens gehören. Auch die *wissenschaftliche* Erkenntnis der *Außenwelt* kommt nur zu stande auf Grund von Idealbildungen des Vorstellungslebens (Hypothesen, sogenannten Naturgesetzen, begeisterten Harmonisierungen, zuversichtlichen Ueberzeugungen, ganz ähnlich denen des religiösen Glaubens), aber allerdings durch eine Verbindung dieser Produkte des individuellen Innenlebens mit den immer sorgfältiger und vollständiger in das Innenleben aufgenommenen „*erfahrungsmäßigen*“ Vorgängen der Außenwelt. Die unablässige *Vergleichung* der letzteren Vorgänge in der Vergangenheit und Gegenwart mit der Nachgestaltung derselben in der Innen-

weil, und die Uebereinstimmung dieser letzteren mit dem wirklichen Verlauf der Dinge bis zur Sicherheit des Vorauswissens oder bis zu der Meisterschaft der Hervorrufung des Gedachten und Gewollten aus dem Schoße der Natur selber, ist aber das alleinige Siegel der gemeinsamen objektiven Wahrheit für das Menschengeschlecht, neben welcher die relative oder innere Wahrheit nur als ein begleitendes, häufig genug abirrendes und sich nur im Ganzen und Großen an der gemeinsamen Wahrheit ausgleichendes Phänomen individueller Entwickelung einhergeht.

Die bisherige Entwickelung der Erkenntnis der Erscheinungen und Gesetze des sittlichen Lebens der Menschheit ist auch auf diesem, im höchsten Sinne philosophischen Wege zu stande gekommen: durch Verbindung und Vergleichung von idealen Forderungen der Seele mit sittlichen Erfahrungen im individuellen und sozialen Außenleben.

In Zeiten, in denen man erst geringe Erfolge im Verständnisse der Verkettungen der Welt-Vorgänge aufzuweisen vermochte, hat man schon früh aus sittlichen Erfahrungen und Forderungen sich eine ideale Weltordnung im Vorstellungsleben aufgebaut, welche jedenfalls die hohe Wohlthat darbot, die gewaltige, scheinbar fühllose Natur mit menschenähnlich wirkenden Kräften und Wesen zu erfüllen und dieselbe dadurch zu einem Schauplatz ähnlicher gegenseitiger Einwirkungen zu machen, wie sie in dem sozialen Leben der Menschen zur Erscheinung kamen, und wie sie denselben trotz aller Uebel und Unvollkommenheiten seinen sympathischen Reiz geben.

Die Herren Büchner und Svoboda haben diese Entstehung der Gottheiten und der Beziehungen der Menschen zu ihnen aufs neue energisch und einleuchtend dargestellt, und man kann ihnen nur beistimmen, wenn sie es mit lebhaftem Unmute schildern, wie nun diese Schöpfungen des menschlichen Vorstellungslebens in Gestalt ihrer irdischen Vertreter häufig zu Hemmungen höherer sittlicher und intellektueller Entwickelung der Menschen wurden in ähnlicher Weise, wie die irdischen Herrscher, welche die Menschen sich zu gegenseitigem Schutz und Frommen gaben, häufig genug das Recht und die Kultur niedertraten.

Indessen scheint es mir viel zu weit zu gehen, wenn man nun leidenschaftlicher Weise den ganzen Denkprozeß, der zu solchen Gestaltungen des kosmisch-ethischen Vorstellungslebens, mit anderen Worten des religiösen Lebens, führte, als einen mit Stumpf und Stiel auszurottenden ansieht.

Wie schon in der Bemerkung des Herausgebers in der vorigen Nummer ausgesprochen ist, hat der gesetzmäßige wissenschaftliche Erkenntnisprozeß der Menschheit nicht bloß seine zeitweiligen, sondern nach allem unsern Ermessen seine dauernden und unüberwindlichen Grenzen. Diese bestehen darin, daß zwar den idealen und schöpferischen Verbindungen der Gedanken-Elemente unseres Innenlebens keine deutlichen Schranken sich entgegenstellen, daß aber unserer Wahrnehmung und Erfahrung in den Tiefen der Außenwelt nach Raum und Zeit Schranken gezogen sind, die zwar im Verlaufe der weiteren Entwickelung unseres Erkennens noch ansehnlich zurückweichen werden, die es aber niemals gestatten werden, daß der Mensch behaupten darf, in Wahrnehmung und Verständnis das Ganze der Welterscheinung bis in alle Fernen der Zeit und des Raumes zu umfassen.

Demjenigen, was darüber hinaus unerforscht bleibt, steht der Mensch mit ruhigem Gemüte gegenüber, wenn er aus den Beseligungen wahrhaftigen, echt wissenschaftlichen Erkennens innerhalb der Schranken genauer und vollständiger Wahrnehmung und Erfahrung die ideale Zuversicht entnimmt, daß die Menschheit durch diese herrliche, wenn auch begrenzte Erkenntnisarbeit, deren erreichbaren Höhen sie sich nur durch hohe soziale Kultur im Guten und Schönen nähern kann, ihre Bestimmung erfüllt.

Es ist nun in der That ein trauriger und leidenschaftliche Kritik entschuldigender Anblick menschlicher Verworrenheit, zu sehen, wie dieses freimütige und gewissenhafte Eingeständnis der Begrenztheit unseres wissenschaftlichen Erkennens — das nur in dem „Ignorabimus“ von Emil Du Bois-Reymond einen gegen augenblickliche Schwierigkeiten und Bedenken viel zu nachgiebigen Ausdruck gefunden hatte — wie, sage ich, dieses Eingeständnis von religiös-kirchlicher Seite auch neuerdings noch eigensüchtig ausgebeutet wird. Man wagt es noch immer, die ernste Denkarbeit der Menschheit, deren Geschöpf unsere ganze Kultur ist, als etwas völlig Subalternes, so als etwas Spielerisches und bestenfalls materiell Nützliches zu behandeln und diesem angeblichen „chaotischen Wirrsal“ von Meinungen und Hypothesen, schädlichen Irrtümern und brauchbaren Halbwahrheiten die sogenannte „ewige Wahrheit“ der religiösen Weltanschauung entgegenzuhalten.

Es giebt zwar jetzt schon auf den Höhen des katholischen Kirchenregimentes und in einer hochgebildeten Elite der protestantischen Geistlichkeit gewisse Stellen, an denen man einsieht, daß „Vernunft und Wissenschaft“ die leitende Macht der Menschenwelt geworden ist.

Auch dort sieht man aber noch nicht überall klar ein, daß diese Macht keine, so zu sagen, bloß technische Energie ist, die man eigentlich nur wieder in den Dienst der „höheren idealen Mächte“ der Menschheit zu nehmen hätte, statt sie aussichtslos zu befehden und zu erbittern. Die echte Wissenschaft und Philosophie gewährt zwar nach wie vor den freiesten Spielraum für weitgreifende Idealbildungen, besonders mit den Mitteln und in den Formen des Schönen. Alle diese Schöpfungen unseres Intellekts sind ja auch der wissenschaftlichen Arbeit selber unentbehrlich. Auch für das erfahrungsmäßig festgestellte Seelenbedürfnis vieler Menschen, vielleicht der großen Mehrheit, welches an den Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens oder überhaupt für das Ganze der Weltanschauung nach einer sympathischen Stimmung und nach großen kosmischen Idealgestalten als Trägern dieser Stimmung verlangt, hat die Wissenschaft volle Würdigung. Sie ist nur der Meinung, daß die Leidenschaftlichkeit und Allgemeinheit jenes Bedürfnisses abnehmen wird, je weiter und tiefer die Freude am gesetzmäßigen Erkennen und am gesetzmäßigen und schönen Bauen, Bilden und Schaffen in die Menschheit eindringt, und je reicher an Glück und Frieden sich die soziale Kultur dabei entwickelt.

Aber man darf nicht glauben, daß die Wissenschaft und die soziale Kultur bei aller dieser weitherzigen Freiheit darauf verzichten werde, künftig in dem Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen als die sicherste Grundlage aller Gerechtigkeit und Liebe, aller Freiheit und Wohlfahrt in allererster Stelle die besonnenen, reinen, maßvollen Denk- und Erfahrungs-Prozesse in Erziehung und Leben zu kultivieren, aus denen die zunehmende Macht des Menschengeistes über das uns umgebende Erscheinungsleben hervorgegangen ist und zunehmende Macht über uns selber im Sinne eines harmonischen Gemeinschaftslebens hervorgehen wird.

Die von den Urzeiten der Menschheit her uns noch allzu sehr umfangenden kosmisch-ethischen Phantasiegebilde mit ihrem leidenschaftlichen Pathos der Liebe und des Hasses und mit ihren vielfachen Anklängen an grausamen, menschenfeindlichen Aberglauben und primitivste Angstvorstellungen — jene Mächte der Vergangenheit sind gewiß nicht dazu berufen, eine reinere und reifere sittliche Kultur der Menschheit herbeizuführen.

Diese Aufgabe liegt den Geistesmächten ob, die in dem schlichten Dienst der stetigen Erkenntniß- und Gestaltungs-Arbeit emporgekommen sind. Diese werden an der Hand des tiefsten und reinsten Denkens und Empfindens der Vergangenheit, auch der vielen Lichtgestalten der kirchlich-religiösen Vergangenheit, die doch auch Geist von unserem Geist, Blut von unserem Blut ist, den Menschen Frieden und ruhige Gerechtigkeit zugleich mit den hohen Freuden des Denkens und Gestaltens bringen.

Wer aber Gerechtigkeit bringen und pflegen will, darf auch in keinem Stadium dieses Entwickelungsprozesses selber die Gerechtigkeit verleugnen. Eine solche Verleugnung findet statt, wenn man durch gehäufte Zusammenfassung der vielen Greuel, welche dem religiösen Aberglauben der Vergangenheit und dem religiösen Wahn der ältesten Zeiten zur Last zu legen sind, gar zu dunkle Schatten auf die gegenwärtigen Vertreter und Leiter kirchlich-religiöser Gemeinschaften fallen läßt. Auch Religion und Kirche haben doch ihren Anteil an den Wohlthaten der sittlichen und geistigen Entwickelung der Menschheit empfangen. Sie haben zweifellos an vielen Stellen durch den allgemeinen Fortschritt genaueren und gewissenhafteren Denkens Läuterungen und Veredelungen der Einrichtungen und der leitenden Personen erfahren. Nach mehr — von ihren Einrichtungen und ihren Vertretern sind auch vielfach, als Gegenwirkungen gegen viele Uebel, große geistige und sittliche Wohlthaten für die Gesamtheit ausgegangen, die glücklicherweise zu Gunsten sittlicher Kultur mehr gewirkt haben, als zum Schaden der letzteren durch die ungeheueren kirchlichen Gewissenlosigkeiten, wie z. B. den Ablaßkram, geschehen ist. Diese letzteren sind doch meistens von der Gesundheit der Menschennatur schließlich unwirksam gemacht worden.

Ueberall in der Entwickelung der Menschenwelt sehen wir, wie in den Einrichtungen und unter den Personen reiner und höher entwickelte Elemente sich mit niedrigeren und brutaleren Elementen mischen.

Wir sehen dies aber auch auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Staatsverwaltung, der Erwerbsthätigkeiten, ja sogar des Unterrichtes und der Wissenschaft. Im Vordergrunde zeigen sich uns dabei meistens die üblen Eindrücke. Nicht nur haben die unreiferen, gewaltthätigeren und selbstsüchtigeren Elemente die größere Neigung und Geschicklichkeit zu dominiren, sondern die edleren

Elemente haben auch nach dazu die Neigung, die Fehler und Fehlgriffe der anderen aus sozialer Feinheit und Treue, unter Beruachtäßigung der doch nach höher stehenden allgemeinen Menschenpflicht der Wahrhaftigkeit, zu beschönigen und auch dadurch die gesunde Entwickelung hemmen zu lassen.

Diese besondere soziale Gefahr wird aber durch nichts mehr gesteigert als dadurch, daß man die Unvollkommenheiten und Uebelstände, welche den Einrichtungen und den in ihnen tairksamen Lehren und Menschen anhaften, mit übertriebener Schärfe in den Vordergrund stellt und das in ihnen relativ Berechtigte außer acht läßt.

Ebenso unweise würde es sein, wenn man von wissenschaftlicher Seite in denselben Fehler verfallen wollte, den man den religiösen Institutionen und der religiösen Geistesverfassung mit Recht vorwirft, nämlich in die Verwischung der Grenzen zwischen den Schöpfungen des Idealbildens im tiefinnersten Seelenleben und den Aufgaben und Leistungen gesetzmäßigen Denkens und Gestaltens in der Wirklichkeit der Dinge.

Auf eine solche, dem sittlichen und kaerekten Denken gefährliche Vermischung läuft es aber hinaus, wenn wissenschaftliche Denker, zur Abwehr der Einbrüche von religiösen Ideal-Gebilden und Träumen in das Gebiet klarer und salider Erkenntnis-Arbeit, nun sich selber auf das Gebiet kosmologischer Träumereien begeben, um so zu sagen die „Universalität“ und Uebertegenheit der Wissenschaft auch da zu zeigen, wo sie doch garnicht hingehört, weil ihr dort der feste Boden ihres Wirkens, nämlich die Möglichkeit eines geordneten Erfahrungsprozesses fehlt. Dort könnten nur die Gebilde des Schönen und der Sympathie, im erhabensten Sinn, mit Fug und Recht an die Seite und an die Stelle der uralten Typen religiösen Gestaltens treten.

Es kann doch nur das wissenschaftliche Denken diskreditieren, wenn etwa ein Biologe und Kosmologe die Miene annimmt, als ob der wunderliche Gedanke, die Erschaffung der Welt aus einem Ei vor sich gehen zu lassen, der Wissenschaft nöher stehe, als das kühne und erhabene Bild einer Schöpfung aus dem Nichts durch die Kraft und Herrlichkeit eines gewaltigen, menschenähnlichen Willens.

Im Gegentheil: die elementaren Denkfehler, die bei jenen Pfuschereien naturwissenschaftlicher Einbildung begangen werden, sind der Erkenntnis-Arbeit viel schädlicher, als die menschenähnlichen Gestaltungen, mit denen die religiöse Einbildungskraft die öden Weiten und Ewigkeiten erfüllt oder verhüllt. Es wird auch sicher ohne solche Konkurenz-Versuche gelingen, die Gefahren zu verhüten aber wenigstens allmählich zu vermindern, die das Hineintragen dieser letzteren Gebilde in das Gebiet strengen und reinen gesetzmäßigen Denkens, Ordnens und Gestaltens mit sich bringt.

Hierzu wird es aber wesentlich hilfreich sein, wenn auch die Theologie, wie es in der bisherigen Entwickelung bereits vorbildlich eingeleitet ist, sich mit den Ergebnissen reiferen philosophischen Denkens mehr und mehr durchdringt, wenn sie insbesondere den Begriff der sittlichen Freiheit des Willens, wie er sich jetzt der ethischen, psychologischen und physiologischen Erforschung des Menschenwesens deutlicher vor die Augen stellt, auch in ihre Lehren von den „höchsten und letzten Dingen“ immer bewußter und verständnisvoller aufnimmt.

So lange auch das wissenschaftliche Denken noch nicht zu einer befriedigenden Deutung der menschlichen Willensentscheidungen und ihrer anscheinenden Selbständigkeit und Willkür gelungen konnte und diese Freiheit und Willkür als etwas schlechthin gegebenes, nicht weiter der Erklärung bedürftiges erachtete, taar es ebensowohl kosmalogisch, als theologisch ein Gedanke van berechtigter Konsequenz und Tiefe der Anatagie, zur Erklärung alles Rätselhaften in den Naturerscheinungen Kraft- und Lebensäußerungen von Trägern menschenähnlicher Willens-Energie und Willkür anzunehmen und schließlich als den Herrscher und Lenker der ganzen graßen Welt ein Ebenbild höchster Eigenschaften und souveräuster Entscheidungen menschlichen Wollens hinzustellen.

Die Eingriffe in das Natur- und das Menschenleben, welche man dann dieser allerhöchsten Willkür andichtete, haben es erschwert, aber doch nicht verhindert, daß die Zuversicht des Menschen auf einen stetigen, gesetzmäßigen Zusammenuhung alles Geschehens in der Welt, einschließlich des Menschenlebens, sich in immer größeren Gedankenbauten entwickelte, mit denen man die Weltvorgänge nachbildete und alsdann voraussagte aber wieder hervorrief. — Nachdem nun die Natur in unzähligen, immer eindrucksvalleren Fällen „gehalten hat, was der Geist versprach,“ ist jene Zuversicht allmählich zu einer großen sittlichen und geistigen Weltmacht, zu der sichersten Grundlage der individuellen und sozialen Kultur der Menschenwelt geworden. Und auch die menschliche Willensfreiheit ordnet sich nun bescheiden in diesen großen gesetzlichen Zusammenhang der Dinge ein, ohne daß sie dabei ihre eigenartige Hoheit und Würde innerhalb der Naturvorgänge, denen auch sie angehört, aufzugeben braucht. Denn gerade die besondere, durch Ansammlung gesetzlich geordneter Energie im Individuum verfeinerte und stabiler gewordene Art der Abhängigkeit unseres Wollens von der allgemeinen Naturgesetzlichkeit ist die edlere Eigenart des Menschen, das Wesen der sittlichen Freiheit.

Die gewöhnliche eingebildete Willkür oder sogenannte absalute Willensfreiheit hingegen ist nichts anderes als armselige unbewußte Abhängigkeit von den elementarsten Naturwirkungen.

Hinter dieser höheren Entwickelung des Menschenbildes in unserer Erkenntnis darf aber das Bild der Gottheit in der Theologie nicht zurückbleiben. So lange Willkür und zumal heroische Willkür mitten in der Natur noch als das Zeichen menschlicher Eigenart und Größe galt, konnte man auch der Gottheit noch willkürliche Eingriffe in die Natur gestatten. Es ist wahr, daß die feinere Entwickelung der Religian und besonders der Theologie diese allerhöchste Willkür bereits wesentlich eingeschränkt und zugleich geadelt hatte dadurch, daß sie zugleich alle Ideate ethischen Denkens in ihr verkörperte. Immerhin enthielt aber die persönliche Allmacht noch eine Versuchung zu niederer Willkür, und diese Versuchung wurde auch van den Priesterschaften und den Gläubigen zur Erniedrigung des Bildes der Gottheit und zur Trübung der sittlichen Stetigkeit des Menschenlebens gehörig ausgenützt.

Es ist sicher zu hoffen, daß die Nöte und Gefahren, welche der Gottesglaube für die Menschenwelt in dieser Hinsicht mit sich bringt, durch die auch fernerhin fortschreitende Anpassung des theologischen Gottesbegriffes an die vollkommener werdenden Begriffe vam Menschen und von der Wettardnung immer mehr schwinden werden, und daß dann in den ewigen Fernen der Zeit und des Raumes nur noch ein Idealbild frommen ethischen Denkens leben wird, das nicht mehr durch die Zumutung taunischer Eingriffe in das irdische Geschehen, nach Despaten-Art, erniedrigt wird, und zu dem sich dann alle Menschenseelen in ihren tiefinnersten Nöten „betend, wenn auch nicht bittend,“ erheben können.

Ich habe kaum noch nötig hinzuzufügen, daß ich die Bemerkungen des Herrn Büchner über Kant's Konzessionen an äußere Lebensverhältnisse, ferner über das, was nu die Stelle des jetzigen kirchlichen Wesens etwa zu setzen wäre, lebhaft bekämpfen würde, wenn es nicht ratsam erschiene, diese schon etwas lang geratene Entgegnung abzubrechen.

Schon David Strauß hatte in dem Buche „Der alte und der neue Glauben“ in letzterem Punkte ähnliche Mißverständnisse des Wesens des religiösen Bedürfnisses geäußert. Am ungeschicktesten und verständnislosesten aber hat sich die moderne Naturwissenschaft zu dem psychischen Wesen des Unsterblichkeitsglaubens, dieser Hauptstütze kirchlicher Macht, gestellt. Sie hat dessen sittliche Gefahren gröblich übertrieben und bei alledem nur die Folge gezeitigt, daß viel niedrigere und durch ihr halluzinatarisches Eindringen in das wirkliche Leben viel unheilvollere Formen des Phantasie-Gestaltens (Spiritismus u. s. w.) auf diesem Gebiete sich in der Menschheit verbreitet haben.

Ernste Antworten auf Kinderfragen.*)

Der Eindruck, den Penzigs Buch schon beim flüchtigen Durchblättern macht und der sich beim aufmerksamen Lesen nur verstärkt, ist der absoluter Einheitlichkeit; nicht einer theoretischen, dogmatischen Einheitlichkeit, die nicht sehr weit von Einseitigkeit entfernt ist, sondern der Einheitlichkeit, die ein konsequenter, wahrhaftiger Charakter in allem ausprägt, was er thut, schreibt und ist. Alles, was das Menschenherz durchbebt und erhebt, ist harmonisch ausgestaltet und mit des Verfassers subjektiver Weltanschauung zu unlöslichem Ganzen verwoben. Mir legte dies Buch wieder recht deutlich den Gedanken nahe, daß wer zu einer festen eigenen Überzeugung getangt, sie einheitlich auszubilden nur vermag, indem er dem Fühlen und Denken anders gearteter Menschen gegenüber die Augen öffnet, nicht furchtsam verschließt und — daß niemand bereitwilliger jeder eigenen Überzeugung das Recht der Existenz zugesteht, als wer klar und fest eine eigene Überzeugung vertritt und lebt. Das liebevalle Verständnis, das Penzig jedem Anders-

*) Dr. phil. Rudolph Penzig, Dozent an d. Humboldt-Akademie in Berlin, ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus. Berlin 1897, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 2,80 Mk., geb. 3.60 Mk.

denkenden, vom Materialisten bis zum „Religiösen“ (ich würde sagen: Orthodoxen) entgegenbringt, die Art, in der er uns (ohne theoretisch darüber zu sprechen) verdeutlicht, wie die völlige und echte Hingabe an die höchsten Aufgaben der Menschen mit den verschiedensten Weltanschauungen verbunden sein kann, wie Gewissenhaftigkeit nicht von unserem Wähnen über den Ursprung des Gewissens abhängt, wie auch der „Nichtreligiöse“ die „Selbstbesinnung auf das Göttliche in ihm“ so notwendig braucht wie der Religiöse, und dergl. mehr, sprechen in ihrer Schlichtheit so überzeugend, wie viele theoretische Abhandlungen es nicht vermöchten.

Dabei ist alles so praktisch und einfach, aus dem wirklichen Leben und für das wirkliche Leben. Überall merkt man den geschulten Pädagogen und liebevollen Vater, den klaren Denker und warmfühlenden Menschen. —

Der ganze Erziehungsstoff, alles was an Gedanken, Willensbestrebungen und Gefühlen den jungen Menschenseelen nahe tritt und nahe gebracht werden soll, reiht sich ungesucht an die Fragen des Kindes, wodurch das Buch auch für den Leser, der ein wissenschaftlich pädagogisches Buch nicht gerne in die Hand nimmt, anziehend und abwechselungsreich wird. Lebensvoll sind alle Fragen behandelt; mich interessierten besonders die über das Mein und Dein, über die Stellung des Kindes zu den Dienstboten, über Anzeigerecht und Anzeigepflicht in der Schule und das Schlußkapitel: Das Kind und die Gottheit.*)

Natürlich wird nicht jedem Leser, der Ausdruck für das, was der Verfasser sagen will so treffend vorkommen wie mir, spricht doch jeder seine eigene Sprache und nennt das Streben „sich einem Höheren, Reineren, Unbekannten aus Taukbarkeit freiwillig hinzugeben“, was Goethe „Frommsein“ heißt, mit einem eigenen Namen. Aber wenn eine so verschiedengeartete Sprache auch das Verstehen erschwert, unmöglich macht sie es doch nicht. Was thut's zuletzt, wenn unserm Ausdruck für das allen Menschen Gemeinsame ein materialistischer oder theologischer Klang anhaftet. Mit gutem Willen empfinden wir dies Gemeinsame doch trotz trennender Worte. Freilich nicht jeder, der etwas von diesem Gemeinsamen empfindet und begreift, vermag es in Schrift oder Wort darzustellen. Wenn es aber einer vermag, so ist er ein echter Lehrer nicht nur seiner Kinder und Schüler. Klara Thierbach.

Gewerkschaftsbewegung und Gewerkschaftskämpfe in Deutschland.

Von Benno Pörsch in Berlin.

(Schluß.)

Die Masse der Arbeiter verlangt von den Organisationen direkte materielle Vorteile; bieten ihnen diese solche nicht, so werden sie nicht Mitglieder derselben, oder aber kehren denselben bald wieder den Rücken. Aus den Verbänden ohne Unterstützungswesen können die Mitglieder zu jeder Stunde austreten, oder sich ausschließen lassen, weil sie mit ihren Beiträgen im Rückstande sind, oder die Beschlüsse der Organisation nicht hoch hnlten, ohne dadurch den geringsten greifbaren Schaden zu haben. Daher fehlt diesen Organisationen jede Stabilität, daher gleichen sie Taubenschlägen. In den Organisationen mit einem ausgedehnten Unterstützungswesen liegt dieses gänzlich anders. Hier zahlen die Mitglieder regelmäßig ihre Beiträge, treten nicht aus, weil solches mit materiellem Schaden verbunden ist. Sie hnben durch die Zahlung von höheren Beiträgen nach einer bestimmten Karrenz zeit Rechte auf die verschiedensten Unterstützungen erworben. Zahten sie ihre Beiträge nicht, so gehen alle diese erworbenen Rechte zum Teufel. Darum besitzen diese Organisationen auch Festigkeit, nur wenig Mitglieder scheiden freiwillig aus oder lassen sich wegen Rückständigkeit der Beiträge oder Vergehen gegen die Organisaton ausschließen. Verstärkte Organisationen mit festem Charakter können aber naturgemäß einen viel größeren Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen ausüben, als schwache, denen jede Festigkeit fehlt. — Ferner: Bauen die Organisationen das Versicherungswesen aus, so müssen sie höhere Beiträge von ihren Mitgliedern erheben, und dieses bedeutet die Ansammlung eines größeren Kassenbestnndes Namentlich in dieser Beziehung ist es mit den deutschen Gewerkschafts-Verbänden, welche kein größeres Versicherungswesen besitzen, äußerst miserabel bestellt. Sie besitzen so gut wir gar kein Vermögen; brechen Streiks aus, so können die Streikenden nicht zur Genüge unterstützt werden, sie fallen daher ab und die Streikenden unterliegen. Eine sehr große Anzahl Ausstände verläuft einzig und allein aus diesem Grunde in Deutschland zu Ungunsten der Arbeiter. Anders in England. Durch das ausgebaute Unterstützungswesen haben die englischen Gewerkschaftsorganisationen große Kassenbestände angesammelt. Schon die Größe derselben zwingt dort oft die Unternehmer die Forderungen der Arbeiter zu bewilligen, weil sie an eine Aushungerung der eventuell Streikenden nicht denken können. Bei uns wissen die Unternehmer sehr gut, daß die Streikenden nach wenigen Tagen in der Regel wieder kommen müssen, da ihnen die Gelder ausgegangen sind. Wie ungeheuer der Gegensatz in diesen Beziehungen zwischen den englischen und deutschen Gewerkschaftsorganisationen ist, das beweisen folgende Zahlen: Eine einzige englische Gewerkschaftsorganisation und zwar die der Vereinigten Maschinenbauer hat jährlich eine doppelt so große Einnahme, eine doppelt so große Ausgabe und einen zweieinhalbmal so großen Kassenbestand, als die gesamten deutschen Gewerkschaftsorganisationen zusammen. Die genannte englische Organisation hatte im Jahre 1893 eine Einnahme von 5 400 000 M., eine Ausgabe von 5 750 000 M., und einen Kassenbestand von 4 000 000 M. Die gesnmten deutschen Gewerkschafts-Verbände hatten 1895 — in den vorherigen Jahren ist es noch schlechter mit ihnen bestellt — eine Einnahme von 2 745 617 M., eine Ausgabe von 2 140 985 M. und einen Kassenbestand von 1 640 437 M. Dnbei darf nicht vergessen werden, daß die Hälfte der Einnahmen, der Ausgaben und des Kassenbestandes der deutschen Gewerkschaftsorganisationen aufs Konto der deutschen Buchdruckervereinigung zu setzen ist, welche bekanntlich nach englischem Muster geleitet wird. Führt man sich diesen ungeheueren Gegensatz vor Augen, so muß man wohl begreifen, warum die englische Gewerkschaftsbewegung sich nicht im Kreise herumdreht, wie die deutsche. Dann aber bedingt die Arbeitslosenunterstützung einen dnuernden Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse. Der Arbeitslose, der Unterstützung erhält, ist vor dem Hunger geschützt, daher wird ee in der Regel nicht zu schlechten Arbeitsbedingungen nnfangen; er darf dieses bei Strafe des Ausschlusses aus der Organisation nicht, sondern er wartet bis sich eine günstige Stelle für ihn findet, wo zu jenen Bedingungen gearbeitet wird, die von seiner Organisation aufgestellt sind. Der Arbeitslose, der keine Unterstützung erhält, nimmt jede Arbeit an, die ihm geboten wird: er erbietet sich oft billiger zu arbeiten, als sein Arbeitsbruder, nicht deshalb, weil irgend welche unmoratische Motive ihn dazu treiben, sondern nur der Hungee und die Nol. So ist also die Arbeitslosen-Unterstützung im stande, jenem freien Spiel der Kräfte Einhalt zu thun, das sich infolge dee Not und des Elendes entwickelt nnd den Arbeitslohn ꝛc. auf einer bestimmten Höhe zu erhalten. Genau so verhält es sich bei den durch Lohnbewegungen erzielten Errungenschaften. Der Unternehmer ist in der Regel bemüht, sobald die Konjunktur sich verschlechtert, jene Zugeständnisse den Arbeitern wieder zu entreißen, die er ihnen zur Zeit der günstigen Geschäftslage machen mußte. Erhalten die in Frage kommenden Arbeiter Arbeitslosen-Unterstützung, so werden sie sich dieses nicht gefallen lassen und Sieger bleiben, so daß der Unternehmer in Zukunft derartige Versuche garnicht mehr macht. Erhält dagegen in solchen Fällen der Arbeiter keine Arbeitslosen-Unterstützung, so fügt er sich dem Willen des Unternehmers, weil er sonst entlassen wird und dann dem Hunger preisgegeben ist.

Daher auch die Erscheinung, daß Organisationen, welche Ar-

*) Und doch möchte ich die Besprechung über das Buch nicht beschließen ohne über einen praktischen Punkt mit dem Verfasser zu rechten; man könnte es natürlich auch über einige andere Punkte, so übee die, wie mir scheinen will, erstaunlichen Konsequenzen, die er aus Kant und M. Stirner zieht, über seine „praktische Begründung“ der Moral, die wir auch nur eines der vielen Motive fürs Handeln zu enthalten scheint, auch darüber, daß er die freien religiösen Gemeinden schlechtweg „Sekten“ schilt, — wie Königsberger erklären z. B. gerade: wir wollen keine neue Religionspartei bilden, sondern in den bestehenden Religionen durch Reinigung derselben von allem Sektenwesen für ihre Union wirken —; was ich hier abee noch ernstlich erwägen möchte ist, daß Penzig sich — und doch wohl auch andere — für verpflichtet hält, die eigenen Kinder in die Volksschule zu schicken. Ich glaube, es kann niemand mehr als ich überzeugt sein, daß die Einheitsschule die einzig würdige und gerechte Form des Volksunterrichts ist; aber ist die Volksschule die Einheitsschule? Sie ist doch gerade alles das, was die Einheitsschule nicht sein soll, nicht die „beste“, sondern vielfach eine sehr schlechte Schule. Und wird sie dadurch um ein Haar breit besser, weil die eigenen Kinder auch unter ihren Mängeln leiden? Kann ich gegen diese Mängel nur wirksam streiten helfen, wenn ich für mich und die meinen kämpfe? Dann muß ich auch in der dumpfsten und ungesundesten Kellerwohnung wohnen und meine Kinder dort aufwachsen lassen, bis endlich — endlich die Forderung menschenwürdiger Wohnungen für alle Volksgenossen erfüllt sein wird! Ich bin sehe für Prinzvientreue, aber ich kann das Prinzip nicht einsehen, das hier nötigte. Die Forderung heißt: Für alle Volksgenossen eine gute Schule, eine gleiche Schule! Warum soll mich diese Forderung nötigen, meine Kinder in eine schlechte, eine ausnehmend schlechte Schule zu schicken, was viele Eltern leider müssen.

beitslosen-Unterstützung zahlen, sich betreffs der Lohn- und Arbeitsbedingungen auf aufsteigender Skala durchweg bewegen. Nun sind gegenwärtig noch die Mehrheit der in Deutschland gewerkschaftlich organisierten Arbeiter gegen die Ausbauung des Unterstützungswesens und so auch gegen die Arbeitslosen-Unterstützung. Doch kann man jetzt über diese Dinge schon sprechen, während man vor mehreren Jahren als Verräter, Harmonie-Dusler und Utopist betrachtet wurde, sobald man dieses that. Gegen die Ausbauung des Unterstützungswesens werden viel Einwände gemacht. Die Organisationen seien dann keine Kampfesvereine mehr, lautet einer der hauptsächlichsten Einwände, welche man in jedem Gewerkschaftsblatt und in jeder Versammlung hören kann, sobald dieses Thema erörtert wird. Was diese Leute unter Kaampf verstehen, ist mir unbegreiflich. Wenn man Jahre hindurch unter dem größten Aufwand aller Lungenkräfte den Kapitalismus anklagt, aber dabei nicht einen Schritt vorwärts kommt, so ist das sicherlich kein Kampf, der irgend welchen Nutzen für die Arbeiterklasse hat, sondern gänzlich unnütze Arbeit. Die englischen Gewerkschaftsorganisationen mit ihrem ausgedehnten Unterstützungswesen dagegen sind wahre Kampfesorganisationen, denn sie haben viel zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse beigetragen und die englische Arbeiterklasse in moralischer und politischer Beziehung auf eine höhere Stufe der Kultur gehoben. Die deutschen „Kampfesorganisationen" dagegen haben in dieser Beziehung nur sehr wenig geleistet. Ebenso hinfällig ist der Einwand, daß die Arbeiter die erhöhten Beiträge nicht zahlen könnten.

Von was leben die Arbeiter, wenn sie arbeitslos sind? Sie machen Schulden, versetzen und verkaufen ihre Mobilien und sonstige Hausgerätschaften. Die Schulden müssen bezahlt, die versetzten Stücke wieder ausgelöst werden, oder man kauft auf Abzahlung zu bedeutend erhöhten Preisen neue Gegenstände. Dann zu dem Beamtenwesen der deutschen Gewerkschaftsverbände. Dieselben haben meines Erachtens noch zu wenig und ungenügend besoldete Beamten. Die großen englischen Gewerkschaftsverbände besitzen neben den Beamten der Centralleitung noch solche für die einzelnen Landesteile. Dieses gereicht nur zum Vorteil der Organisation, denn je mehr unabhängige Leute vorhanden sind, je mehr können sie sich mit den einzelnen Fragen der Gewerkschaftspolitik beschäftigen; sie werden ferner Erfahrungen sammeln, die sie auch praktisch verwerten können. In Deutschland läßt man die Lohnbewegungen und Streiks meistens von den Beteiligten selber leiten; in England dagegen von den Beamten der Organisation. Die Beamten werden allen Dingen viel objektiver gegenüber stehen und mehr Erfahrungen in allen Beziehungen besitzen, als die Beteiligten selber. Daher bei uns auch die vielen Streiks, die schon vor ihrer Geburt den Keim des Todes in sich tragen. Viele Dinge bleiben ferner infolge des ungenügenden Beamtentums gänzlich unerledigt, die erledigt werden müßten.

Die Leiter der deutschen Gewerkschaftsorganisationen, welche ihre volle Arbeitskraft der Vereinigung widmen, erhalten jährliche Gehälter von 1200 bis 1800 M.; die Gehälter der Beamten der englischen Organisationen sind viel höher, deshalb verfügen sie auch unbedingt über viel bessere und tüchtigere Kräfte, als die deutschen. Die Ortsbeamten unserer Organisationen bekommen durchweg für ihre Thätigkeit keine Entschädigung, während die englischen solche erhalten. Oft haben die Ortsbeamten in einer Woche 3 bis 4 Sitzungen. Nimmt man an, daß sie zu jeder Sitzung nur 50 Pf. für Fahr- und Zehrgelder gebrauchen, so macht das in einem Jahre 70 bis 80 M., die sie aus ihrer eigenen Tasche zahlen müssen, wozu dann noch die Mankos, welche mit den Sammlungen ꝛc. naturgemäß verbunden sind, und Maßregelungen kommen, so daß solche Personen Opfer zu bringen haben, die sie auf die Dauer unmöglich bringen können. Darum ziehen sie sich bald von den Arbeiten für die Organisation zurück und alle Erfahrungen, welche sie im Laufe der Zeit gesammelt haben, gehen für die Bewegung verloren. Neue Kräfte treten an die Spitze, welche keine Praxis hinter sich haben, sie müssen sich solche erst aneignen und dann tritt wieder bald das vorher Geschilderte ein. Viele tüchtige Kräfte habe ich während meiner Thätigkeit in der Arbeiterbewegung aus den angeführten Gründen scheiden sehen, nur weil sie durch die Opfer, welche sie bringen mußten, am Rande ihres Ruins standen. Die englischen Arbeiter verfahren, wie bereits bemerkt, auch in dieser Beziehung viel schlauer; sie zahlen dem Ortsbeamten für die Sitzungen ½ bis 1 Schilling und gewähren den Sekretären ein kleines Gehalt, wodurch sie sich einen Stamm tüchtiger Beamten sichern.

Diese geschilderten Umstände sind meiner Meinung nach die Ursachen, welche den Fortschritt der deutschen Gewerkschaftsbewegung gehindert und zur Unmöglichkeit gemacht haben; sie sind die Umstände, welche die erwähnten Erscheinungen, daß die Organisationen äußerst schwach sind, naturnotwendig bedingen.

Vom historischen Gesichtspunkte aus sind diese Thatsachen begreiflich. Auch die englischen Arbeiter haben in ihrer Jugend dieselben Fehler gemacht und erst eine Kette von ununterbrochenen Niederlagen hat ihnen jene Wege gewiesen, auf denen sie sich heute befinden. Erst als nach einer gewaltigen Niederlage im Jahre 1852 der Amalgamierte Verein der Maschinenbauer mit seinem ausgedehnten Unterstützungswesen immer mehr ausgebaut wurde und die meisten anderen Gewerkschaftsorganisationen die leitenden Grundsätze desselben zu den ihrigen machten, da erst wurden die Trade Unions das, was sie heute sind. In Deutschland scheint die Gewerkschaftsbewegung denselben Weg zu gehen; auch hier muß erst Niederlage auf Niederlage den Arbeitern die Augen öffnen und auf den richtigen Weg weisen. Erfreulicher Weise vermehren sich die Anzeichen, daß auch bei uns bald andere Wege eingeschlagen werden. So hat z. B. vor wenigen Tagen der Hauptvorstand des deutschen Metallarbeiter-Verbandes zu der nächsten Generalversammlung den Antrag gestellt, die Arbeitslosen-Unterstützung einzuführen. Die Metallarbeiter-Organisation war bisher die heftigste Gegnerin jedes Unterstützungswesens; diskutierte man doch auf der letzten Generalversammlung dieser Vereinigung die Frage, ob nicht auch noch die geringe Reiseunterstützung abzuschaffen sei, um eine reine „Kampfesorganisation" zu haben. Zwar werden vorläufig die Anhänger des ausgebauten Unterstützungswesens wohl noch unterliegen, doch die nackte Wirklichkeit wird den einsichtigeren Elementen immer mehr die Augen öffnen und den von ihnen vertretenen Ideen zum Siege verhelfen. Dann erst wird die deutsche Gewerkschaftsbewegung das werden, was sie sein soll; die Organisationen werden sich dann stärken, Stabilität erhalten und zu einem Staat im Staate werden, der langsamer, aber fortschreitend auch das deutsche Proletariat auf eine höhere Stufe der Kultur hebt.

Streiflichter.

Zur Reichstagsdebatte über den Achtstundentag. Die Reichstagsdebatte über den Achtstundentag hat wieder die alte Streitfrage in die öffentliche Diskussion gerückt, ob die Verkürzung der Arbeitszeit einen Vorteil oder eine Gefahr für die nationale Produktion mit sich bringe. Bedeutet die gewonnene freie Zeit für den Arbeiter wirklich eine Erhöhung der ganzen Lebenshaltung und damit eine Steigerung der Leistungsfähigkeit oder bedeutet sie nur einen breiteren Spielraum für das Wirtshausleben und damit Schwächung der Arbeitskraft? Die politischen Vertreter der deutschen Unternehmerklasse haben die letztere Auffassung verteidigt, und wer Gelegenheit hatte, unsere Arbeitgeberkreise in dieser Frage zu hören, der wird wissen, daß sie gegenüber dem reichen Erfahrungsmaterial betreffend die industriellen Vorteile eingeschränkter Arbeitszeit ihre gegenteilige Ansicht ebenfalls mit einer Fülle persönlicher Beobachtungen zu belegen wissen. Da steht nun also Erfahrung gegen Erfahrung.

Der Zwiespalt ist nur durch Gesichtspunkte der geschichtlichen Entwicklung zu entscheiden. Im 17. Jahrhundert verlangten englische nationalökonomische Schriftsteller dezeichnenderweise eine gesetzliche Minimalarbeitszeit von 14 Stunden, weil jede kürzere Arbeitszeit bei der Faulheit der Arbeiter die nationale Produktion herabmindere; für die unentwickelten technischen Verhältnisse jener Zeit war diese sozialpolitische Theorie durchaus zutreffend; in dem Maße aber, als die Einzelwirtschaft in die Weltwirtschaft einbezogen und durch die Konkurrenz zur Verbilligung der Produktionskosten durch Verfeinerung der Technik gezwungen wird — treten höhere Anforderungen an die Sorgfalt des die Maschine beaufsichtigenden Arbeiters heran und erheben ihn aus dem bloßen Heerdenleben zum Individuum empor; In der hochentwickelten industriellen Gesellschaft ist auch der Arbeiter moderner Mensch geworden, d. h. er ist herausgetreten aus der durch bloße Gewohnheit bestimmten Lebenshaltung und verwendet Ueberschüsse an Lohn und Zeit zur Befriedigung der höheren Bedürfnisse, welche die moderne Kulturentwicklung in ihm geweckt hat. Der italienische Arbeiter hört mit der Arbeit auf, sobald er genug erworben hat, um das nackte Leben fristen zu können; der Stummische Arbeiter wird seine Ueberschüsse wahrscheinlich im Wirtshaus anlegen, weil in ihm die geistigen und sozialen Bedürfnisse durch die Bevormundung systematisch erstickt sind; der englische Arbeiter dagegen hat von allen Arbeitern der Welt die meisten Bedürfnisse — er benutzt daher eine kürzere Arbeitszeit zu intensiverer Erwerbsarbeit und bringt seine freie Zeit in Volksbibliotheken und Fortbildungsschulen und im Familienkreise zu. Es ist dagegen richtig, daß eine plötzliche Verkürzung der Arbeitszeit demora-

lisierend wirkt in solchen Arbeiterschichten, die von der psychischen Veränderung des modernen Arbeiters noch nicht ergriffen sind; Fabrikanten, die ihre Arbeitskräfte aus der Landbevölkerung zusammenraffen, werden in der ersten Generation die Erfahrung machen, daß der Ansporn zu intensiver Arbeit und zu ideeller Ausnutzung der Freizeit noch äußerst gering ist unter diesen Menschen, die eben erst aus dem Rahmen herkömmlicher Lebenshaltung herausgerissen sind und noch keinen Trieb haben, mehr zu schaffen und tiefere Bildung zu suchen, als dieser traditionellen Existenz entspricht.

Die Umwandlung der durch traditionelle Lebenshaltung begrenzten Arbeitsleistung in die intensive Thätigkeit des weiterstrebenden modernen Arbeiters geht Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Fortschritt. Als die englische Industrie durch die internationale Konkurrenz zur Vervollkommnung ihrer Technik gezwungen wurde, als immer komplizziertere Maschinen in den Produktionsprozeß eingefügt wurden, da entstand zur Bedienung dieser kostbaren Maschinen auch das Bedürfnis nach einem neuen Arbeitertypus — nämlich nach jenem Arbeiter, der nicht mehr als ein bloßes seelenloses Rad in der mechanischen Arbeitsteilung schafft, sondern der durch den Triumph der Technik herausgehoben ist aus dem Räderwerk und die Gesamtleistung der Maschinen beaufsichtigt: Ein höher entwickeltes Wesen mit geistigen Bedürfnissen — denn seine Arbeitsleistung verlangt mehr als Muskelarbeit, sie verlangt ein Hineinversetzen in den geistigen Gehalt der Maschine, eine intensive Anspannung der Aufmerksamkeit. Der englische Nationalökonom Marshall sagt hierüber:

„Je feiner die Leistungen der Maschinen werden, desto größeres Verständnis und desto mehr Sorgfalt wird von seiten derer erfordert, die sie beaufsichtigen. Man denke beispielsweise an jene schöne Maschine, welche auf der einen Seite sich mit Stahldraht speist und auf der andern seine Schrauben in ausgezeichnetee Vollendung von sich giebt. Sie ersetzt eine große Zahl von Arbeitern, welche einen hohen Grad gelernter Handfertigkeit erreicht hatten, aber die eine sitzende Lebensweise führten, ihre Augen mit dem Mikroskop überanstrengten und bei ihrer Arbeit wenig Raum füe irgend welche Fähigkeit fanden, außer bloßer Herrschaft über ihre Finger. Aber die Maschine ist kompliziert und kostbar und die Person, welche sie beaufsichtigt, muß Verstand und ein lebhaftes Gefühl der Verantwortlichkeit haben, welches ein gutes Stück von Charakterbildung ausmacht, und das, obwohl häufiger als früher, doch selten genug ist, um hohe Bezahlung zu verlangen."

Aber nicht nur „hohe Bezahlung", sondern vor allem Verkürzung der Arbeitszeit verlangt der Fortschritt der großindustriellen Technik. Da die eben geschilderte geistige Bedienung der Maschine an engere Grenzen der Leistungsfähigkeit als die gewöhnliche mechanische Arbeit gebunden ist und da derjenige Arbeiter den Maschinen den größten Ertrag abgewinnt, der sie im Zustand der geistigen Frische und Arbeitsfreudigkeit beaufsichtigt, so dient der Unternehmer seinen eigensten Interessen, wenn er seinen Leuten Spielraum zur Erholung und Entwicklung ihres geistigen Lebens gewährt. „Wenn der Gewerbefleiß feiert", so sagte Macaulay in seiner berühmten Rede für das Zehnstundengesetz „während der Pflug in der Furche steht, während die Börse schweigt, während sich kein Rauch von der Fabrik erhebt, geht ein Prozeß vor sich, welcher für den Reichtum der Völker genau ebenso wichtig ist, wie irgend ein Prozeß, der sich an geschäftigeren Tagen vollzieht. Der Mensch, die Maschine aller Maschinen, die Maschine, im Vergleich zu der alle Erfindungen der Watt und Arkwright wertlos sind, bringt sich in Ordnung und gewinnt eine Spannkraft, sodaß er am Montag zu seinen Arbeiten mit hellerem Verstande, mit lebhafterem Geiste, mit erhöhter Körperthätigkeit zurückkehrt."

Indem übrigens in kürzerer Zeit ebensoviel oder mehr produziert wird, als früher in längerer, werden eine Reihe stehender Kosten beschnitten. „Es ist billiger, die Arbeitskraft in 9 als in 11 Stunden zu erschöpfen", sagt ein einsichtiger Unternehmer.

Es wäre ermüdend, an dieser Stelle alle die zahlreichen Zeugnisse englischer und amerikanischer Fabrikanten für die produktive Bedeutung des Achtstundentages anzuführen. Wir wollten diese Erscheinung hier nur volkswirtschaftlich begreiflich machen durch den Hinweis auf die Anforderungen, welche eine hochentwickelte Maschinentechnik an die Intensität und geistige Beweglichkeit des sie bedienenden Menschen stellt. Der englische Baumwollspinner, der die kürzeste Arbeitszeit und die höchste Lebenshaltung von allen Arbeitern der Welt hat, kann fast doppelt so viel Spindeln beaufsichtigen als z. B. der Stuttgarter Arbeiter; infolgedessen produziert der englische Arbeiter, trotz der 8—9 stündigen Arbeitszeit, mehr als der festländische, der an einem unentwickelteren Maschinensystem 11—12 Stunden festgehalten wird: Kürzere Arbeitszeit und höhere Lebenshaltung der arbeitenden Klassen ist daher stets der Beweis für den industriellen Fortschritt eines Landes, und wenn die deutschen Unternehmer erklären, daß weder sie noch ihre Arbeiter für die betreffenden sozialen Reformen reif seien, so stellen sie damit nur der Entwickelung der vaterländischen Industrie ein Armutszeugnis aus.

Aus diesen Betrachtungen ergeben sich folgende Gesichtspunkte für die Sozialreform. Die fortschreitende Verkürzung der Arbeitszeit muß wegen ihrer engen Beziehung zum technischen Fortschritt und zu der psychischen Entwickelung der in Frage kommenden Arbeitergruppe durchaus der Vereinbarung zwischen Arbeiterorganisation und Unternehmerschaft in den einzelnen Gewerben überlassen werden. Die gesetzliche Regelung sollte nur als letzte ausgleichende Festlegung der privaten gewerblichen Vereinbarungen erfolgen und höchstens dort vorbereitend eingreifen, wo infolge übermäßiger Arbeitszeiten (Bäckerei, Handelsgewerbe) eine Arbeiterorganisation überhaupt nicht auskommen kann. Hier handelt es sich also nicht darum, die Selbsthilfe durch Staatshilfe zu ersetzen, sondern die erste Hilfe zur Selbsthilfe zu geben. Die Achtstundenanträge der Sozialdemokratie im Reichstage haben unseres Erachtens nicht den geringsten Wert, weil sie einesteils durch ihr Hinwegsetzen über die natürlichen Bedenken gegen alle ruckweisen Entwickelungen die moralische Position der Gegner stärken, andererseits die unaufgeklärte Arbeiterschaft zu dem Glauben verführen, als sei die gewerkschaftliche Organisation überflüssig, da ihre Sache ja im Reichstag geführt werde: „Trachtet am ersten nach der Majorität im Reichstage, so wird Euch Solches Alles zufallen!"

Der jeweilige Stand der gewerkschaftlichen Bewegung in einem Gewerbe kann für den einzelnen Unternehmer ein Zeichen dafür sein, ob er es mit einer Arbeiterschaft zu thun hat, die eine Erhöhung der Löhne und eine Verkürzung der Arbeitszeit nur zum Alkoholismus und Faullenzen benutzt, oder ob ihm moderne Individuen gegenüberstehen, die ihre Befreiung von der Maschine zu geistiger Befreiung und zur Erhöhung ihrer Lebenshaltung — mithin auch zur Steigerung ihrer Arbeitsfähigkeit verwerten. Und der weitblickende Unternehmer wird alles thun, um den Ausbau der Organisation unter seinen Arbeitern zu fördern, weil nur der geistig geweckte Arbeiter die gewaltigen geistigen Kräfte beherrschen und fruchtbar machen kann, die in den Gebilden der modernen Technik wirksam sind.

F.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien:

Kohler, Prof. Dr. jr., Zur Urgeschichte der Ehe.

Totemismus, Gruppenehe, Mutterrecht. 8. 1897. geh. M. 6.—

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Der Moralunterricht der Kinder.

Von Felix Adler.

Autorisierte Übersetzung herausgegeben von Georg vom Ende.

176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Hempel'schen Klassiker-Ausgaben Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Bartels.

Berlin SW., Hallesches. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Familien-Pensionat Schall.

Inhaberin: Frau Pastor Endolfs.

Berlin SW., Großbeerenstraße 9 III.

Pensionspreis von 75—100 Mark monatlich. Aufnahme für Tage, Wochen und Monate. Junge Damen finden Familienanschluß.

Guter Mittagstisch für gebildete Herren u. Damen.

Vorzügliche Referenzen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 20. März 1897. | Nr. 12.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Die neue deutsche Kriegspartei. — Geschlechter-Erziehung. Von Wolfgang Kirchbach. — Bourgeois und Proletarier. Von einem wirklichen Proletarier. — Arbeitsteilung. Von John Austin. — Die Frauenbewegung in Deutschland. — Briefkasten.

Die neue deutsche Kriegspartei.

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Es ist von großem psychologischem Interesse, die ersten Nummern der Naumannschen „Hilfe“ mit der jetzigen national-sozialen „Zeit“ zu vergleichen. Damals stand der soziale Gedanke durchaus im Vordergrund der Begeisterung. Heute hat man den Eindruck, als sei die soziale Frage für die ehemaligen „Christlich-Sozialen“ nur die strategische und organisatorische Nebenfrage einer rücksichtslosen nationalen Eroberungspolitik. Man ist sozial, weil eine geeinigte Nation stärker nach außen ist als ein Volk im Klassenkampf — im übrigen aber ist die ganze „Zeit“ erfüllt von deutschen Weltmachtsträumen und deutscher Flottenpolitik. Ein Ausländer, der jetzt die Versammlungsberichte der national-sozialen Presse liest, muß unfehlbar den Eindruck bekommen, als habe sich die christlich-soziale Bewegung in eine Indianerhorde verwandelt, die weissern von allen Kulturidealen nur darauf sinnt, wie sie mit List und Gewalt möglichst fette Weideplätze in ihren Besitz bringen könne. Vor allem angesichts der Orientwirren ist ein kriegerischer Taumel bei den National-Sozialen ausgebrochen, den man mit der Begeisterung der Kreuzzüge vergleichen könnte, wenn der ideale Gehalt jener großen Bewegung nicht so unvergleichlich größer gewesen wäre, als derjenige dieser neuesten nationalen Messer- und Gabelpolitiker. Das Ziel der Sehnsucht, die Eroberung von Syrien, wird neuerdings am deutlichsten von den „Grenzboten“ bezeichnet: „Wenn die deutsche Fahne wieder auf Akkon weht, dann werden wir Deutschland auf dem Wege zu der ihm gebührenden Weltmachtstellung sehen.“ In Berlin haben die National-Sozialen kürzlich in einigen öffentlichen Versammlungen zur Besprechung der orientalischen Frage ihre kriegerische Wirtschaftspolitik entwickelt. Ein Weltkrieg sei garnicht verwerflich, meinte Herr Max Lorenz, wenn Deutschland daraus Vorteil ziehen könne; besser ein Krieg als daß die Nation im Frieden versaule. Herr Bousset feierte den Nazarener als Bringer des Krieges. Eine gewisse „kriegerische“ Stimmung Christi könne durch die Bibel belegt werden. Der Redner führte eine Reihe von Bibelstellen an, welche Christus keineswegs allein als Friedensmann, sondern auch als kampfesmutigen Streiter erscheinen lassen. Pfarrer Naumann endlich betonte in immer neuen Wendungen, daß die Ausdehnung des deutschen Welthandels die Verstärkung der Kriegsflotte fordere; nur mit Hilfe der deutschen Wehrmacht können wir uns neue Absatzmärkte schaffen. Wir müssen daher Hand in Hand mit Rußland gehen, um Englands Weltmacht zu brechen.

Zunächst möchten wir an die Herren National-Sozialen folgende Frage richten: Wenn wirklich das deutsche Welthandelsinteresse eine Politik des Militarismus und der unabsehbaren Flottenvergrößerung verlangt — woher kommt es dann, daß der gesamte deutsche Handel in seiner Presse und in seiner politischen Vertretung gegen den Militarismus, gegen eine deutsche Weltmachtspolitik und für die moderne Friedensbewegung eintritt? So schreibt z. B. die Frankfurter Ztg.:

„Deutschland ist seiner ganzen Lage nach eine Landmacht. Sein Küstenschutz erfordert nach dem eigenen Zugeständnis des Marinesekretärs nicht einmal die jetzige Stärke der Marine; für seinen überseeischen Handel aber sind bereits eine ganze Anzahl von Kreuzern bewilligt. Das, was neu darüber hinaus gefordert wird, geht darauf hinaus, Machtpolitik zu treiben und auf Prestige zu wirtschaften, wie es Fürst Bismarck richtig bezeichnet hat, und wenn man, wie das vorauszusehen ist, dann diese Weltmachtstellung dazu benutzt, um sich in alle möglichen auswärtigen Streitigkeiten einzumischen, so ist das gerade für den deutschen Handel ein weit größerer Schaden, als ihm daraus Vorteil erwachsen kann, und es verleitet zu einer Abenteurerpolitik, die eine stete Gefahr für den Frieden ist. In einem Artikel der „Grenzboten“, der für die Weltmachtstellung Deutschlands eintritt, wird jetzt schon allen Ernstes die Frage einer Besitzergreifung von Syrien ventiliert. Dies eine Beispiel giebt einen Vorgeschmack davon, auf welche Klippen man mit diesem Weltmachtstreben steuert.“

Es ist unglaublich, mit welcher naiven Sicherheit die National-Sozialen für eine kriegerische „Welthandelspolitik“ Propaganda machen, ohne sich dabei um die Ansichten der zunächst in Frage kommenden Interessenten zu kümmern. Es ist doch Sitte, selbst bei der kleinsten Zoll- oder Schutzgesetzgebung sich zunächst durch eine Enquete über die Wünsche derjenigen Kreise zu informieren, für die man in Aktion treten will — die National-Sozialen dagegen agitieren blindlings mit wahrhaft fanatischem Eifer für den deutschen Exporthandel, sie verlangen Millionen, sie verwirren die Köpfe mit einer Abenteurerpolitik, die uns vor der gebildeten Welt geradezu lächerlich macht — während der deutsche Exporthandel nichts wünscht, als daß Gott ihn vor seinen Freunden schützen möge und alles aufbietet, an Stelle der brutalen Gewalt die Politik der Verträge und der Schiedsgerichte in die internationalen Beziehungen einzuführen. Ist es doch kein Zufall, daß die modernen Friedensideen in Deutschland gerade von denjenigen Wirtschaftsgruppen begrüßt und verteidigt werden, die an dem weltwirtschaftlichen Güterausgleich unmittelbar beteiligt sind. Man weiß dort nur zu gut, daß die Eroberung und Sicherung neuer Absatzmärkte nicht durch Waffengewalt, sondern durch höhere Anspannung der wirtschaftlichen und technischen Leistungen vollzogen wird und daß der Unternehmungsgeist und die kommerzielle Organisation auf dem Gebiet des Welthandels um so sicherer sich entfaltet, je geordneter und berechenbarer die internationalen Beziehungen werden, je weniger also rechtlose Eroberungsgier und rücksichtsloses Machtstreben das verwickelte Fadennetz der weltwirtschaftlichen Wechselbeziehungen zu zerreißen droht. Bei Gelegenheit der Niederlage der englischen Politik in Transvaal schrieb ein englischer Schriftsteller:

Laßt uns die Thatsache erwägen, daß unser wunderbares Wachstum an Macht und Reichtum in der Vergangenheit nicht nur dem Mute und dem Selbstvertrauen, sondern auch der Achtung vor dem Recht und der Vertragstreue zuzuschreiben ist. Der starke Arm ist nicht die einzige Bedingung des Erfolges auf dieser Welt, im Gegenteil, was er aufdringt, kann furchtbare Strafe nach sich ziehen, wenn er nicht durch den Sinn der Pflicht und durch ein erleuchtetes Gewissen gestählt ist.

Die Entwickelung der Handelsverträge, auf deren Ausbau die Zukunft des deutschen Handels wahrlich mehr beruht als auf dem Lotteriespiel einer nationalen Fribustierpolitik — sie ist undenkbar ohne die wachsende Beruhigung der elementaren nationalen Leidenschaften. Die Verständigung über Zollfragen und Ausfuhrprämien, die angesichts der neuesten Ereignisse auf dem Gebiet der Zuckerprämien und angesichts der amerikanischen Zollpolitik täglich dringender zur Lebensfrage jedes gesicherten Exportes wird — auch sie ist unmöglich, solange der Wettbewerb der Nationen als eine brutale Rauferei um die größte Schüssel aufgefaßt wird.

Der deutsche Welthandel und die deutsche Industrie würden übrigens durch eine militärische Weltmachtpolitik nicht nur nicht

gefördert, sondern geradezu vernichtet. England kann eine große Flotte unterhalten, weil es infolge seiner Inselloge die Landesverteidigung seiner Marine zuweisen kann und für das Landheer nur minimale Ausgaben hat. Müßte Deutschland mit seinem viel geringeren Nationalreichtum neben den erdrückenden Ausgaben für das Landheer noch das Geld für eine Kriegsflotte aufbringen, die England die Spitze bieten könnte, so würde die Folge davon sein, daß die Kulturausgaben für Wissenschaft und Volksbildung noch mehr beschnitten werden müßten — womit der Ruin der deutschen Wirtschaftsentwickelung beschlossen wäre. Denn wir können mit den älteren Industrienationen nur dadurch konkurrieren, daß wir unsere wirtschaftliche Arbeit mit unserer großen wissenschaftlichen Kultur durchdringen. England hat auf Grund günstiger klimatischer und sozialer Vorbedingungen mit seiner Baumwollenindustrie den Weltmarkt erobert; Ein Drittel der gesamten englischen Bevölkerung lebt von dieser Industrie; Deutschland könnte seine wirtschaftliche Zukunft auf die chemische und elektrische Industrie bauen — wenn es nicht durch die wachsende militärische Belastung seine leitende wissenschaftliche Position, die Grundlage einer solchen industriellen Zukunft, verliert.

Der Militarismus zu Wasser und zu Lande hemmt die Entwickelung der deutschen Arbeit aber nicht nur durch seine finanziellen Ansprüche, sondern vor allem durch seine sozialen und moralischen Konsequenzen. Abgesehen davon, daß die Eroberungspolitik in ihren verrohenden Rückwirkungen auf das innere Leben der Nation alles seinere wirtschaftliche Ineinandergreifen unmöglich machen und Gründungsschwindel und zügellose Selbstsucht an Stelle stetigen und geordneten Zusammenwirkens setzen würde — der Geist der militärischen Autorität und Schneidigkeit hält auch die Emanzipation der Arbeiterklasse zurück, weil er dem Streben nach Mündigkeit und Freiheit noch stärker entgegentritt, als dies der bloße wirtschaftliche Druck des Kapitals vermag. Und doch hängt die „Eroberung" fremder Absatzmärkte nicht zum mindesten von jener Verfeinerung der menschlichen Maschine ab, wie sie durch die Erhebung der Arbeiterschaft aus dem Herdenleben eingeleitet wird! Englands Industrie ist zum Teil dadurch groß geworden: daß unter der Sonne der politischen Freiheit ein edleres Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer reifte, als dies im Reiche des Reserveoffiziertums möglich ist. Die Nationalsozialen sind unter dem Einfluß ihres Flottentaumels weiter als je von der Beachtung dieser Gesichtspunkte entfernt. Das zeigt folgende ungeheuerliche Auslassung eines geistigen Hintermannes der ganzen Bewegung, des Prof. Delbrück, in seinen „preußischen Jahrbüchern":

> Die auswärtige Politik verlangt schlechterdings, koste es, was es wolle, koste es, was es wolle nicht nur an Geld, sondern auch an Freiheiten und Verfassungsparagraphen, die Beschaffung einer großen deutschen Seemacht. Alle inneren Fragen, alle ohne Ausnahme, müssen hiergegen zurücktreten; mag der angerichtete Schaden noch so groß sein, es läßt sich in späteren Generationen alles wieder nachholen, aber die Zukunft des deutschen Volkes selbst hängt davon ab, daß bald, daß sofort der Ausbau unserer Seemacht in Angriff genommen wird. Wie ist eine Reichstagsmajorität dafür zu beschaffen?

Diese Worte sind ein wahres Monument der Korruption des politischen und moralischen Denkens durch den Nationalwahnsinn. Demselben Delbrück, der noch vor kurzer Zeit tapfer gegen die „Umstürzler des Reichstagswahlrechtes" kämpfte, sind heute Volksfreiheiten und Verfassungsparagraphen um einige Panzer und Kreuzer feil. Man sieht deutlich, wie die politische Moral unter der Hypnose des nationalen Machtkitzels zu Grunde geht: Das Spielen mit der Vergewaltigung nach außen stumpft auch die Skrupel gegen Gewaltpolitik im Innern ab. So geht es mit allen, die dem Götzen der Gewalt dienen; wenn die Weltmachtpolitiker am Ende ihrer Eroberungen stehen und den „angerichteten Schaden" wieder gut machen wollen, so werden sie zu ihrem Erstaunen fühlen, daß ihnen die soziale Frage völlig gleichgiltig geworden ist, da sie ja ihr Rechtsgefühl und ihr Gewissen für Torpedos verkauft haben.

Wenn es in Deutschland irgend eine Partei giebt, gegen welche wir Ethiker aus ethischen Gründen Front zu machen haben, so sind es die national-sozialen Militärchristen. Eine Partei, deren skrupelloses Kriegsgeschrei alles übertrifft was jemals die Kartellparteien geleistet haben, eine Partei, deren Presse ohne den leisesten Widerspruch aus dem Leserkreise eine Reihe von Leitartikeln bringt, die zum Eroberungskrieg gegen Rußland hetzen, eine Partei, zu deren geistigen Beratern Männer gehören, die mit den Volksfreiheiten spielen, wenn das nationale Machtinteresse in Frage kommt, — eine solche Partei steht nicht mehr auf dem Boden der Gesittung und treibt groben Mißbrauch mit dem Namen „sozial".

F.

Geschlechter-Erziehung.

Von Wolfgang Kirchbach.

Herodot, der völkerkundige und kritische Geschichtsschreiber der Griechen erzählt uns von einem merkwürdigen skythischen Frauenvolke, das gänzlich unabhängig und getrennt von Männern lebte. Diese Amazonen wirtschafteten für sich allein; jagten, ritten, führten Kriege und zogen ihre weiblichen Kinder auf. Denn alljährlich einmal zur holden Frühlingszeit suchten sie die Nähe benachbarter männlicher Stämme, lagerten und ließen sich von den jungen Männern den Hof machen. Daß sie dabei sehr ernsthafte Absichten hatten, beweist der Umstand, daß sie nach Beendigung der Flitterzeit ihre Rosse bestiegen und als geschlossener Weiberstaat wieder von dannen ritten. Sie ritten aber nicht davon, ohne nach einer entsprechenden Wartezeit sämtlich der Welt ein Kind zu schenken. Die Mädchen unter diesen Neugeburten zogen sie selbst auf; die Knaben aber wurden sobald als möglich den benachbarten Männerstämmen zugestellt, mit denen man solche alljährliche regelmäßige Begegnungen liebte.

Verschiedene Anzeichen weisen darauf hin, daß diese kräftigen und selbständigen Damen eine slavische Rasse gewesen sein mögen. Da behauptet wird, die Männer hätten eine ganz andere Sprache gesprochen und man habe sich infolgedessen auf andere Weise verständigt, so sind Letztere möglicherweise germanische Jünglinge gewesen. Vielleicht sind aus den Mischlingen Weuden oder andere von den Übergangsstämmen geworden, die wir noch heute zwischen germanischem und slavischem Blute beobachten.

Da wir indessen persönlich nicht zugegen waren und folglich nicht eidlich verbürgen können, ob die Geschichte überhaupt wahr ist, so lassen wir die Rassenkonjektur dahingestellt. Wir beschränken uns auf den Glauben, daß es in der That solche weibliche Kohorten gegeben hat und nicht etwa nur Sage und Märchen vorliegt. Herodot ist ein viel zu vorsichtiger Geschichtsschreiber, daß er so ohne weiteres Sage und Geschichte verwechselte. Außerordentlich vieles weist darauf hin, daß eine solche Abtrennung weiblicher Elemente in verschiedenen Kulturperioden und Erdteilen wiederholt stattgefunden hat.

Wenn man in unseren Tagen einen Ball besucht, so wird man nicht zweifeln, daß große Gefahr besteht, wenigstens in Deutschland, es könnte wieder einmal dahin kommen. Auf der einen Seite des Ballsaales ein großer Heerhaufen von Frauen, auf der anderen ein kleines Häuflein Männer. Allgemeine Verlegenheit, denn die Frauen und Mädchen bleiben unter sich, schielen wohl hinüber ins andere Lager, aber im anderen Lager ist man sichtlich bekommen. Man fürchtet sich vor den Frauen; die ältesten Assessoren sind im Grunde schüchterne Leute. Nur zum Tanze paart man sich. Das dauert ein paar Minuten und nach der Tanzpaarung ingern die Heeresmassen wieder verschüchtert gegenüber. Es ist, als fürchteten sämtliche Adamssöhne, durch einen unbefangenen Verkehr mit den Frauen und Mädchen, den Paradiesesapfel anbeißen zu müssen.

Auf der weiblichen Seite ist es auch wieder nicht besser bestellt. Da nimmt man bis zu einem gewissen Alter wenigstens an, die Wortarmut, die Gedankenarmut und die trennende Zusammenrottung der Männer sei nur stiller Liebeskummer. Später merkt man, daß etwas Anderes dahinter stecken muß und da man es nicht ganz genau weiß, was das ist, so nennt man es auch die — Frauenfrage.

Nun giebt es aber einige Männer, die unbefangen und natürlich genug sind, lebendige und andauernde Gespräche mit Frauen zu suchen. Andauernd muß ein Gespräch ja denn doch für einen deutschen Mann oder eine deutsche Frau sein, wenn es einen einigermaßen denkenden Menschen interessieren soll. Redensarten sind langweilig. Aber man beobachte da einmal unsere gescheitesten und liebenswürdigsten Frauen. Man soll nur einmal mit Einer zehn- bis fünfzehn Minuten konversieren! Wie sie unsicher wird, wie sie rechts und links schielt, ob es nicht etwa ihrem Rufe schaden könne! Einerlei, ob der Mann verheiratet ist oder nicht, ob sie es selbst ist oder nicht! Im Gegenteil: im verheirateten Falle wird die Gefahr eher größer! Und wenn man auch mit Frautein Doktor oder Frau Doktor so und so über die Paralogismen der reinen Vernunft und das berüchtigte Kapitel vom Schematismus der Verstandesbegriffe spräche, manches Fräulein thut nach einer Weile doch so, als sei man mindestens nahe daran gewesen, ihr zwischen den Zeilen der Kantischen Philosophie eine Liebeserklärung zu machen. Man redet hier gar nicht von den eitlen Frauen, die gern den Dunst um sich verbreiten, daß die Männer ihrem Geist oder ihrer Schönheit zu Füßen liegen. Mit diesen darf man sich ja wohl auch einmal etwas länger unterhalten. Aber gewitzigte Männer

bekommen dann sehr schnell weg, wozu sie herhalten müssen. Und da nicht Jeder liebt als Reklameschild zu dienen, so zieht er sich zurück.

Genug, unser Gesellschaftsleben mit seinen Sitten und Unsitten, mit seinen Schiefheiten und Ängstlichkeiten ist nachgerade auf einen Zustand gekommen, der allen harmlosen, natürlichen Verkehr der Geschlechter unterbindet. Die jüngste Entwickelung der Frauenfrage und der Frauenbestrebungen in England und Deutschland hat dieses Verhältnis verschlimmert, statt, wie die vernünftigen Frauen anstreben, es zu mildern. Sämtliche Handlungslehrlinge sind stille Gegner ihrer Mitarbeiterinnen im Geschäft. Die Ehrfurcht vor der weiblichen Geschlechtswürde ist seit dem Augenblicke gefallen, wo Frau und Mädchen in den Erwerbswettkampf eintreten mußten. Die Unverschämtheit, mit welcher die arbeitende Weiblichkeit im Handel von den männlichen Mitarbeitern offen und im Stillen herabgewürdigt wird, die stillschweigende Geschlechtsdegradation, welche an Derjenigen geübt wird, die im unmittelbaren Arbeitsverkehr mit dem Manne steht, ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Man sieht in der Mitarbeiterin nur noch ein Objekt für die Geschlechtswünsche; man ist dabei aber keineswegs leidenschaftlich, man beweist nicht etwa die Manneskraft und Mannesmacht des großen Wunsches und Triebes der Natur, der entweder zum Heiraten oder doch zu Verhältnissen führt, in denen die Ehrlichkeit der Leidenschaft waltet. Man ist nur lüstern und roh. Man ist cynisch und feige zugleich; man geht von der Voraussetzung aus, die Tugend, die sich wehrt, sei gar eine Scheintugend. Die Lebensweise vieler Mädchen und Frauen, welche ja denn doch nicht verborgen bleibt, und die oft vielfach auf die schlechte Entlohnung der Arbeit zurückführt, giebt sehr bald den jungen Bürgersöhnen im Handel jenen Skepticismus ein, der eben versucht, was er kann und nimmt, was er kriegt. Keiner von allen würde die Courage haben einer Dame der Welt das anzumuten, was er der Kollegin gegenüber sich erlaubt. Ja, wenn er eine Prostituierte auf der Gasse anspricht, so spielt er sich selbst eine Komödie vor, verbrämt den Verkehr mit möglichster Entfaltung von Anständigkeit, sucht, je nach seinen Geisteskräften, dem Verkehr einen gewissen Reiz der Legitimität, der Achtung vor Frauenwürde zu geben. Er spielt den „Gott und die Bajadere", hebt verlorene Kinder mit feurigen Armen gen Himmel empor, soweit er irgend nach seinem Horizont es vermag. In diesem Sinne sind die Prostituierten noch heute, wie einst in Griechenland, garnicht etwa übel daran. Wäre nicht sein einigen Jahrhunderten eine gewisse sanitäre Frage damit verknüpft, so könnte man — wie sich bei uns toller Weise die Dinge entwickelt haben — die Prostitution als eine Schule zarter Achtung vor Frauenwürde ansehen in Gegensatz zu der Mißachtung der Frau, welche sich in unserem Erwerbs- und Arbeitsleben eingeschlichen hat. Und so hat die „Frauenfrage" — infolge dieser unsinnigen Balanzierung der gesellschaftlichen und sexual-ethischen Wertgefühle — diesen wahllosen Charakter angenommen, der — so vortreffliches im Einzelnen geleistet wird — weder rechts noch links weiß, sich immermehr in die Feindschaft gegen die einfachsten Grundlagen des Lebens hineinredet und gerade die tüchtige, die geistvolle, die edle Frauenwelt mehr und mehr isoliert.

Wenn eine Anzahl von Prostituierten — nicht gerade nur der obersten Klasse — ihre Memoiren schreiben könnten und dürften, so würden in diesen Erinnerungen die rohen und perversen, die eigentlich gemeinen Männer in einer sehr starken Minderheit erscheinen. Im ganzen würden diese Damen sehr viel zu erzählen haben von der Sittsamkeit, der Zartfühligkeit, ja, der Schamhaftigkeit der männlichen Natur, welche sich einen Verkehr zu veredeln trachtet, den sie in seiner ganzen Reinheit eben nicht hat, haben kann oder haben will, weil sie zu feige, wirtschaftlich zu schwächlich ist, um einen normalen Ehestand zu begründen. Und eben diese jungen und mittleren Männergenerationen, die mit dem käuflichen Mädchen so unsinnsvoll zu verkehren wissen und oft eine gewisse Hochachtung vor dem Reif von Frauenwürde zollen, der auch in diesen Mädchen lebt, diese selben Männer sind den unbescholtenen Frauen gegenüber eigentlich fortwährend in geistiger und sonstiger Verlegenheit, fliehen das Gespräch mit Frauen, sondern sich ab und gehen ihre eigenen geistigen Wege mehr und mehr allein, ohne geistige Anregung bei tüchtigen Weibern zu suchen.

Nicht immer war es so. Vor fünfzig, ja, vor dreißig Jahren herrschte noch ein anderer Gesellschaftston zwischen Frauen und Männern. Da schrieben Freunde und Freundinnen sich noch lange Briefe. Philosophen, Dichter und Gelehrte lasen Frauen ihre neusten Werke vor und zogen sie zu Rate. Man sah die Frau weit mehr als die geistig Ebenbürtige an, als die „Muse", mit der man auch einmal ernsthaft die Fragen des Lebens, der Sitte, der Kunst, des Staates durchsprach. Heutzulage wird zwar sehr viel für Frauenemanzipation gekämpft, aber jener geistige Verkehr der Geschlechter miteinander hat sehr gelitten. Früher geschah mancher Ehebruch, manche Ehelösung allerdings unter dem Einflusse geistiger Annäherungen genialer Männer und Frauen — denn wer kann wider die Leidenschaft, besonders wenn solche Leidenschaft mit edlen geistigen Elementen versetzt ist. Das war die Kehrseite! Wenn schon unter männlichen Freunden eine geistige „Verheiratung" infolge des gemeinsamen Gedankenaustausches eintritt, wieviel mehr muß so etwas entstehen, wo weiblicher und männlicher Geist Freundschaft schließen. Leicht mischt sich dann auch in der Jugend und im kraftvollen Alter Amor ein und hat wohl manchen Konflikt hervorgebracht. Im Alter ist's ja friedlicher. — Heutzutage dagegen! Wohl erfüllt unsere Frauenwelt in anerkennenswerter Weise unsere Vortragssäle, wohl sind nachgerade alle Schaffenden, Denkenden mehr oder minder darauf angewiesen von Frauen gehört zu werden! Aber wie selten ist ein vertrauter persönlicher Gedankenaustausch geworden. Wie sehr hat der Verkehr der Einzelnen seine Naivität eingebüßt, wie sehr ist das Geschlechtsbewußtsein künstlich aufgestachelt, wie unbrüderlich und unschwesterlich empfinden beide Teile. Ja, auf beiden Seiten ist es ja Mode geworden diejenigen zu belächeln, die noch ein Weib als Schwester ansehen können. Frauen sind so falsch erzogen, daß sie gar nicht daran glauben, daß man auch einmal fünf Minuten lang vergessen kann, die Eva sei etwas Anderes als der Adam. Und die Männer!

Der Denker Jesus von Nazareth hat uns ein sehr eigentümliches und von Vielen mißverstandenes Wort über die Beziehung der Geschlechter hinterlassen. Er sagt, es gäbe Manche, die von Natur als Eunuchen (εὐνοῦχοι) geboren seien, Andere, die man künstlich zu solchen gemacht habe, und wiederum solche, die sich um die innere Herrschaft des Alls in ihnen als Eunuchen hielten. Wer es fassen könne, der solle es fassen.

Man hat mit Paulus diesen tiefen Anspruch auf Askese, auf Liebes-Entsagung, auf Weibes-Entsagung beim Mann, auf Mannes-Entsagung beim Weibe gedeutet. Nonnentum und Mönchswesen sind aus diesem Mißverständnis entstanden und vieles Schlimmere noch.

Jesus aber meinte etwas Anderes. Er sprach in einem Bilde, und das Eunuchentum ist nicht das Bild für solche völlige Askese. Denn wie geschmacklos wäre dieses Bild! Es ist vielmehr ein hyperbolischer Ausdruck für den Seelenzustand beider Geschlechter wechselseitig, der das Geschlecht vergessen kann. Denn ein Kind ließ Jesus sich bringen und sagte auch in diesem Zusammenhange: „Werdet wie die Kinder!" Und Kinder sind volle Geschlechtswesen der Anlage nach, sie werden einst die Welt auch fortpflanzen helfen.

Aber es giebt einen kindlichen Seelenzustand, der bei vollem Bewußtsein des Geschlechtsunterschiedes — denn äußerst scharf ist gerade im Kinde das Bewußtsein des Unterschiedes, den es so oft noch in aller Naivität am Brüderlein und Schwesterlein beobachtet — sich doch gerade über diesen Unterschied in einer schönen Freiheit der Seele hinwegsetzt und — unbefangen mit dem anderen Menschenwesen lebt.

Die schwere Befangenheit, die künstliche Geschlechtsbefangenheit in welche eine einseitige Litteratur in den letzten zwanzig Jahren die europäischen Frauen und Männer hineingehetzt hat, sie trägt außerordentlich viel Schuld an dem, was sich unterdessen im besonderen Sinne „Frauenfrage" nennt. Und soll die Frauenbewegung zum Heile werden, so muß hier vor Allem heilend eingegriffen werden durch Erziehung. — Das Heilmittel ist ein sehr einfaches. Es giebt mitten in der Geschlechtssucht, welche die Gebildeten ergriffen hat, doch eine Anzahl Männer und Frauen, die das Glück hatten in ihrer Kindheit schon das Heilmittel kennen zu lernen, das jene holde Seligkeit des Geschlechterverkehrs hervorbringt, die weit süßer ist in ihrer unbewußten Geistes-Ergänzung, als die ewige Lauer des künstlich geweckten Geschlechts zwischen Mann und Weib.

Dieses Heilmittel ist nichts Anderes, als die gemeinsame Erziehung, die Nicht Trennung der Geschlechter in den Schulen. Und zwar so lange als möglich gemeinsames Lernen, gemeinsamer Unterricht, gemeinsames Studium. Mit dem Kindergarten muß es beginnen und im Jungfrauenalter, wo allmählich eine Trennung für gewisse Dinge geboten scheint, sollten doch Gesang, Mathematik, Spiele, Sport und viele andere Unterrichts- und Lehrgegenstände gemeinsam erlernt werden.

Praktisch wäre dies freilich nur durchzuführen durch eine vollständige Umformung des Volksunterrichts und des bürgerlichen Unterrichts. Die Klassen dürfen selbstverständlich nicht zu

groß sein; mehr als dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, dürften nicht beisammen sein. Fünfzehn Pärchen oder Paare aber ist gerade die rechte Zahl, um die natürliche Selbstüberwachung der Jugend, die hierbei entsteht, auch an sich zu überwachen.

Was hier vorgetragen wird, ist nicht eine Theorie, sondern praktische Erfahrung. Es ist nicht so lange her, daß in Deutschland Schulen gestattet waren nach den Ideen Fröbels, in welchen die gemeinsame Erziehung der Geschlechter Grundlage war. Vom Kindergarten an bis in das Alter der Geschlechtsreife hat man hier die Jugend eng beisammen behalten; im Anfang war aller Unterricht gemeinsam, im wachsenden Alter Trennung für gewisse Fächer, dagegen in den Freipausen Spiel, Unterhaltung jeglicher Art gemeinsam, auch Zeichnenunterricht und Gesang, sowie Zweige der Naturkunde. Es lebt in Deutschland aus dieser Zeit eine ganze Anzahl von Männern und Frauen, welche die tiefe Wohlthat dieser geschwisterlichen Erziehung nicht nur im Hause, sondern auch in der Schule erfahren haben. Es ist öfters vorgekommen, daß Männer, die sich im späteren Leben begegneten und sich an die glücklichen Jahre erinnerten, da sie noch im „Flügelkleide in die Mädchenschule" gingen, sich auch sehr überraschende Geständnisse machten, welche die Forderung Björnstjerne Björnsons zu keiner Lüge machten. Verschiedene von diesen Männern haben sich in aller Vertraulichkeit gestanden, daß sie gerade so unberührt wie ihre Bräute in die Ehe getreten sind, wie man es im Studententone nennt: als „Jungfern". Unser Leben ist so entartet, daß nicht etwa Männer, sondern sehr viele übernährte Frauen hierüber die Achseln zucken werden. Wehe dem Manne, der da merken läßt, seine junge Frau sei die Erste und Einzige, die er berührt hat! Am Ende ist das gar kein richtiger Mann! Am Ende hat er gar nicht die Vollkraft der Natur! Auch hat man ja so viel gehört von der herben Notwendigkeit, welche die jungen Männer zwingt, schon vor der Ehe vielen Frauen ihren Tribut zu schenken! Freilich ist eine solche Notwendigkeit da, freilich kann sie sehr herb werden, wenn falsche Voraussetzungen vom Leben und von der Ehe die naturgemäße Eheschließung im jungen Alter hindern. Freilich ist sie herb, wenn der junge Mann die unbefangene Gesellschaft des weiblichen Geschlechts meidet, ängstlich, er könnte sich verlieben, er könnte Feuer fangen, geheiratet werden und seine Carriere verderben, die er gerade durch tüsterne oder eitle oder einflußlustige Frauen zu machen hofft. Das Alles ist aber weder männlich noch gesund noch normal, das ist eine männliche Prostitution, die um äußerer Interessen willen sich ledig erhält, um der Winkelliebe im Boudoir zu leben. Und diese Mannesprostitution ist nicht um ein Deut höher zu achten, als diejenige der Damen mit den großen Federhüten, den geschminkten Augenbrauen und der zweifelhaften Gesundheit.

Auf alle Fälle soll hier — um besorgte Gemüter zu beruhigen — die Erfahrung mitgeteilt werden, daß junge Männer, die Björnsons Forderung erfüllen, ob sie gleich nur für Eine leben — vorausgesetzt, daß diese Eine ein richtiges, gesundes Weib ist, das nicht etwa väterliche oder mütterliche oder eigene Mädchensünden büßt — zumeist noch mit siebenzig Jahren Abrahams Manneskraft haben und sich meistens im Gange ihres Lebens über den unendlichen Naturfegen wundern, den sie ihrer Jünglingskeuschheit verdanken. Und sie wissen, daß ihre Frauen weit später altern, als diejenigen Frauen, die von halbverbrauchten Männern beglückt werden. Björnsons Forderung ist also in der That nur eine solche der wahren Kraft, es ist nicht die scheinheilige, künstliche Askese; es ist nur der Haushalt der unbescholtenen Natur. Rassen- und Klimaunterschiede werden zwar die richtigen Termine eines solchen Haushaltes verschieden gestalten, aber das Grundgesetz ist das Gleiche.

Es ist nun gewiß interessant, wenn wir die unverfälschte Erfahrung mitteilen, daß gerade solche Männer, die ununterbrochen als Knaben und Jünglinge im geistigen Verkehr mit Mädchen und Jungfrauen gestanden haben, sich auch in Deutschland das achtungswerte Geständnis machen können, das die Björnson'sche Forderung ganz von selbst erfüllt. Trotz aller Sittenlosigkeit, die in gewissen Londoner Kreisen von Adels herrscht, die in Amerika auch die Co-Education in schlechten Ruf bringt, weil selbe konfus gehandhabt wird, trotz der pedantischen und geklünstelten wilden Wirtschaft, die man in gewissen skandinavischen Kreisen beobachtet, können zahlreiche englische, nordische Männer mit Vergnügen dasselbe gestehen, was auch manche deutsche Männer noch von sich sagen können. Nausen aber ist Jahre lang von Weib und Heim fern gewesen und es scheint nicht, daß er an der Entbehrung des Weibes für so lange Zeit zu Grunde gegangen sei.

Will man solche schöne Gesundheit den Männern erhalten, so ziehe man sie vom zarten Alter an gemeinsam mit der „Männin" auf — die freilich erst recht keinen Schnurrbart trägt und nicht etwa das Zwitterwesen „Mann-Weib" ist, das in England entsteht infolge zu starker Inzucht. Denn dort werden zahlreiche Wesen, die mehr und mehr die körperlichen Eigenschaften des Weiblichen verlieren ohne natürlich männliche zu erlangen. Die schmalköpfige Rasse dort, deren Mütter zufolge eines anatomischen Gesetzes an sich schon äußerst schmale Becken haben — während die breitköpfigen Schotten-Mütter auch das nötige breite Kreuz besitzen — vermischt sich zu wenig. Allmählich wird diese Schmalheit des Organismus derart, daß sie beinahe bis zum sexus neutrum, zum „Sächlichen" einschwindet. In London sind diese Bildungen erschreckend häufig; die scheinbare Ueberproduktion an Frauen beruht auf anatomischen Thatsachen, welche vielfach nur noch das kleinere Geschöpfchen mit den geringern Ansprüchen an Raum und mit einer nur halbweiblichen Körperbildung zur Welt gelangen lassen. Ohne allen Scherz mischt sich hier in die Frauenbewegung die Frage ein nach der Unterbringung degenerativer Elemente, die sehr oft weibliche Restformen auch in der sonstigen Natur tragen. —

In Deutschland ist die Gefahr solcher sächlichen Erscheinungen weit hinausgerückt. Die Rasse ist seit 1870 nur in einem vollen körperlichen Emporblühen infolge der Mischungen aus Norden und Süden. Das Geschlechtliche ist in der Hauptsache mit aller wünschenswerten, starken äußeren Gegensätzlichkeit ausgebildet.

Leider aber auch der geistige und sittliche Gegensatz und mit ihm so vieles Ungesunde.

Auch der Schreiber dieser Zeilen ist einst „im Flügelkleide in die Mädchenschule" gegangen und wenn wir die Wohlthaten der gemeinsamen Geschlechts-Erziehung rühmen, so geschieht es aus voller Erfahrung. Auf Erfahrung beruhen in einem solchen Falle aber auch die unköstlichen Beobachtungen, die man vom zartesten Alter an gemacht hat über die völlig andere Anlage des weiblichen Geistes. Nicht etwa, daß dieser Geist ein minderer sei, als der natürliche männliche. Aber er ist anders, völlig anders, dieser Geist der Mädchen, als der Knabengeist. Heil für die Frauenbewegung, für Frauenerziehung hoffen wir erst, wenn sehr viele Männer von neuem — gleich der kleinen Fröbelschen Generation aus den fünfziger Jahren — diese Schule durchgemacht haben werden, um die falschen Vorurteile zu besiegen, die gegen die Frau herrschen. Sehr viele Frauen aber müssen vom zartesten Mädchenalter an erst wieder gemeinsam mit männlichen Wesen aufwachsen in gemeinsamer Bildung, um erst selbst zu begreifen, worin sie dem männlichen Wesen nicht gleichartig und infolgedessen auch nicht gewachsen sind.

Habt ihr jemals zum Beispiel zusammen mit Mädchen Rechen-Unterricht gehabt? Wir saßen in den unteren Klassen je zwei und zwei zusammen; immer ein Knabe und ein Mädchen. Später saß man sich gegenüber. Zu jedem Jungen gehörte ein Mädel. Wißt ihr noch, wie diese Mädchen fast stets an den Fingern rechneten? Mit welcher Behendigkeit sie unter dem Tische — denn Fingerrechnen war eigentlich verboten — ihre Fingerchen und die Fingersummen zusammenbrachten? Das ging bei Mancher mit katzenartiger Geschwindigkeit; sie waren mit dem Exempel fast immer eher fertig, als die Knaben. Was thaten aber die gescheiten Jungen? Wenn sie sahen, daß die Mädel eher fertig werden wollten, was der Ehrgeiz nicht zulassen wollte — so wurde im letzten Augenblicke mit einer verzweifelten Geistesanstrengung — geraten. Und nun heraus damit! Und siehe da! Dieses erratene Ergebnis, wie aus der Pistole geschossen, war richtig. Wir hatten Jungen unter uns, die absichtlich drüben immer die Mädchen darauf los rechnen ließen und bis zum letzten Augenblick warteten, wo die Mädchen in der Hoffnung die Ehre des frühern Fertigwerdens zu genießen, ihr Ergebnis ansagen wollten. Schnapp! Im letzten Augenblicke sagten die bösen Buben etwas, das sie ohne Fingerkünste, lediglich durch die Thätigkeit des Erratens erzeugten und es war richtig. Sogar bis zu Mädchenthränen haben wir es kommen sehen, wenn aller saure Fingerfleiß zuletzt doch von den gescheiten Knaben überholt wurde. Gruß waren die Mädchen im Gedächtnishersagen fertiger Resultate, die man gelernt hatte, aber schwach im Konstruieren des Ungelernten. Denn was war denn jenes Raten? Wenn die Mädchen „raten" wollten, so fielen sie meistens dumm herein; es war falsch. Die Knaben aber nannten „Raten" eine andere Thätigkeit des Geistes, die mir oft im letzten Augenblick erst vollzogen; eine induktive, abstraktere Art der Schlußfolgerung, welche manche Zwischenglieder des Denkens überspringt. Eine abgekürzte Methode zu denken, die Fähigkeit, auch ehe man noch Algebra und mathematische Axiome kennen gelernt hat, unbewußt Formeln zu bilden. Die Mädchen verstanden sich auf diese unbewußten Künste meist gar

Digitized by Google

nicht, hier herrscht Gedächtnis und Bewußtsein gerade im frühesten Alter schon.

Ähnlich wae es beim Sprachunterricht. Wie tapfer lernten die Mädchen Vokobeln, wos waren sie meist für lebendige Wortlexika! Und wie bequem waren selbst die gescheiten, ehrgeizigen Jungen hierin. Auch hiee eieten wir weit mehr, ols die Mödchen. Aber unser Rolen war schon im deutschen, im englischen und fronzösischen Unterricht nichts Anderes, ols eine viel lebhaftere Thotigkeit der Schtußfolgerung. Wie etymologisierten, wo die Mödchen durchs Gedöchtnis lernten. Wenige Andeutungen über Wortstämme und den Bedeutungswechsel genügten den geweckteren Knoben schon, auf Sinn und Zusammenhang ein Wort zu wissen, ohne erst im „Vokabuloire" nachzuschlagen, und zwar zumeist es richtig zu finden. Das gemeinsäme Lernverhöttnis gestaltete sich so, doß die Mädchen in der Hauptsoche unser Taschenwöterbuch waren. Die Geammotik, die Syntax wae das männliche Element. Gatt es eine wirklich schwere Sntzkonstruktion aufzuschließen, so komen eben unsere kleinen, jungen Freundinnen zu uns, denn Subjektbegriff und Prädikalbegriff rosch zu unterscheiden, dorin waren wir ihnen „über". Diese Eindrücke sind unouslöschlich, diese Psychologie kann auch nicht künstlich verändert werden, am wenigsten durch den Verkehe der Frouen mit Männern. Im Gegenteil, wo dieser herrscht, wie wir es ja erlebten, ergiebt sich ohne weiteees eine Art von geistiger Arbeitsteilung und es ist gor nicht dnran zu denken, doß durch johrhundertlange Erziehung und Vererbung aufs weibtiche Gehirn etwa diese Grundzüge des geistigen Verfahreus der Geschlechter sich zu einer Gleichheit ändern würden.

Es ist nur eine schöne Redensarl, das Denken des weibtichen Wesens sei induktiv, sei unbewußt. Wie, die wir in der Mädchenschute waren, von Mädchen erzogen wurden und unsererseits wieder die Mädchen erzogen — denn wie sehr erziehen sich schon die geschtechtsverschiedenen Kinder, die Schwestern und Brüderchen in einem guten Fomitenhause — wir kennen unsere Freundinnen van einee anderen Seite. Dee männliche Geist ist der Abstrakte und zugleich Unbewußte, der Intuitive, dem's wohl auch im „Troume" wird. Der weibliche Geist aber ist der Konkrete, der eben deshalb durch Gedächtnis und schorfes Bewußtsein wirkt und auf diesem Wege in dee Hauptjoche sich olles erringt. Er ist verloren, er verfällt in Phrase und Nichtigkeit, wenn er nicht Sprasse für Sprosse an der Leiter des Denkens und Anschauens hinaufsteigt. Der Knabengeist abee schon nimmt viee Sprossen auf einmal und dies Verhältnis erkennen die Kinder schan unter sich an, so wie sie eben faktisch dazu kommen, gemeinsam zu lerneu.

In dee That, es bildele sich eine vollständige Arbeitsteilung der jugendlichen Geister. Ein Mädchen von sieben Johren ist ja an sich geschtechtlich ättee ols ein Knobe oan sieben Jaheen. Nicht nue deshalb waren die uns gleichatterigen Mädchen uns in mancher Hinsicht überlegen. Ihr Fleiß war größer, ihr Gedächtnis besser, und besanders gescheite Mädchen verblüfften gewiß auch Lehrer und Lehrerinnen durch plötzliche überroschende Schlüsse. Aber dann eegte sich der Wetteifer im männlichen Gegenüber, wie machten die gescheitesten Mädchen zu unseren Arbeitsbienen, wir beuteten ihr gutes Gedächtms einfach aus, sie mußten „präparieren", wir aber übeesetzten und unsere Schtüsse waren kühner, rascher, richtigee. (Schluß folgt.)

Bourgeois und Proletarier.

Von einem wirklichen Proletarier.

In neuerer Zeit wied viet von einee Milderung der Klassengegensätze gesprochen und behauptet, daß die, in den Verhältnissen begründete, Zerklüftung des Volkes nicht so grauenvoll erscheinen und jede Kulturarbeit verhindeen könnte, wenn diese Zerklüftung nicht künstlich verschärft würde durch Patitik und Klassenhoß, und wenn die Streitenden nur einsehen wollten, daß nue dann, wenn immer Friede herrscht, das Werk der Kuttur nach jedee Richtung hin gedeihen kann. Die Vertretee dieser Ansicht haben alle Aussicht in absehbarer Zeit das Zentrum, das Herz des Volkes zu bilden.

Auf beiden Seilen dieser Vertreter, der inneren und äußeeen Friedenspolitik stehen nun die Feinde jedes Friedens und beehren die Friedensfreunde mit ihrem Hasse. Dee Vollblutbourgeois haßt den Vermittler ebenso, wie der Mann, der „Recht und Wahrheit achtet"; wäheend ober zwischen den feindlichen Brüdern manchmal ein schelmisches Lächeln ousgetauscht, einige Höflichkeitssalute gewechsett werden, wie es im Kriege die streitenden Führer und Offiziere waht zuweilen thun, ist der Groll gegen den Vermittler echt, woschecht und äußert sich im mildesten Falle in Form des Spottes, der Verachtung. Beide feindliche Brüder sind einer des andeen würdig. Beide kömpfen mit den gleichen Waffen, die aus der Werkstott des Satans kommen, nur doß die Waffen verschiedenfarbig lackiert sind. Teufelsspart aber ist jeder Parteikampf, denn „bei allen Teufetsfesten wirkt der Parteihaß doch am besten" und: nur im Kriege konn man ovonieren und Oeden verdienen, denkt moncher hüben und drüben und zerrt an dem kranken Volkskörper herum, dee bei allem Streite nur immer elender wird.

Da es nnn in bürgerlichen Kreisen schon eine hübsche Anzahl von Leuten giebt, welche ihren Klossengenossen den Text lesen, so ist es nur in der Ordnung, wenn wirkliche Proletarier in ihrem Keeise dos Gleiche thun, aber, wie die Lehre sagt, vor ihrer eignen Thür kehren. Dodurch wird den Berufssteeitern noch Aussicht moncher Leute am besten entgegen gewirkt.

Während es nun auf der rechten Seite des Kriegslagers heißt: Diese Ethiker sind schlimmer ols die Anarchisten und man vieteicht am liebsten ein „Gesetz gegen die gemeingeföhlichen Bestrebungen dee Ethiker" erlossen möchte, heißt es auf der linken:

„Laßt Euch nichts verraten! Die Ethiker sind Ideologen; kratzt Ihr sie, so habt Ihr den Baurgeais. Erst, wenn die Hommel van den Böcken, die Praletarier von den Bourgeois geschieden sind, erst donn kann die Zeit kommen, wo Ihr Eneen Fuß auf den Nacken Eueer Ausbeutee setzt, denn Moex sogt, u. s. w."

Ein noseweiser Vollblutproletorier fragt nun naiv: „Was ist denn eigentlich ein wirkliche Proletarier? Lossolle war reich, Marx und Engels sicher nicht arm, denn der Letztere konnte der Partei und einigen Führern viet vermachen; auch leben eeiche Führer in der Partei. Sind diese auch Protetorier, haben diese auch proletarisches Gefühl, praletarisches Denken und was jonst nach zum Protetarier gehört, außer der Armut?

„Der Mensch scheint dem Zweifel verfollen;" fagt ein Klossenbewußter, „wir müssen ihn beobachten, er ist vielleicht gar, — doch wir wollen nicht verdächtigen; aber: Augen offen!" Nun betehrl der Redner die andern, die noch nicht dem Zweifel verfollen sind, mit storker Stimme, damit die Stimme des Zweiflers nicht mehr aufkommen kann:

„Allerdings kommen einige Ideologen aus bürgerlichen Kreisen zu uns, wenn sie eingesehen haben, daß ouf ihrer Seite, d. h. mit ihren Bestrebungen nichts zu machen ist, doß nur auf dem Boden des kammunistischen Manifestes, wetches zur Befreiung des Proletnriats geschrieben wurde durch Morx u. s. w. das Glück der Menschheit zu begründen ist.

Aber nur, wenn sie einen guten Lehrmeister gefunden, oder eine Lehrzeit bei uns duechgemacht haben, (Gathaer Protokoll) dringt das proletarische Bewußtsein bis in ihr Inneres und mocht sie fähig zum Fuhrer, im Klassenkompfe des Proletariats. Sie sind doun geborne Führer, durch ihre bürgertiche Bildung, vereint mil dem in ihnen erwochten proletorischen Empfinden, eignen sie sich besonders als Abgeordnete u. s. w."

„Salonproletarier!" ruft jetzt der erboste Zweifler dazwischen, während der andre Atem hoten mußte. „Hört nicht auf ihn!" schallt es da und dart: „Entweder ist er Spitzel oder Anarchist;" „vielleicht selbst ein Baurgeais" setzt ein anderer hinzu. Das Wort Anarchist macht dem Reinsten einen Fleck in den Augen der Gläubigen, selbst wenn er und die Gläubigen den Sinn des Wortes kaum kennen, odee der Gestempette von der Anorchie ous Überzeugung nichts wissen will. Das Wart klebt fest, wie zur Zeit Bismarcks der „Reichsfeind" jedem als Merkmal aufgeklebt wurde, der nicht ja wollte, wie die Getreuen. Der Zweifler muß schweigen, und der Rednee fährt foet:

„Der Bourgeois kann nie so fühlen, wie der Proletarier, ausgenommen allerdings die, welche ganz zu uns kommen, Schutter an Schutter, Brust an Brust mit ihren proletarischen Genassen kämpfen. So ist es auch mit den Baurgeoisfrauen und der gonzen bürgerlichen Frauenbewegung. In der Öffentlichkeit reden sie schön; im Herzen aber verachten sie das Peoletariat."

Hier haben Sie einen der vieten treffenden Beweise, welche die Presse des In- und Auslandes beständig in reicher Auswaht bietet. Er befindet sich im Unterhaltungsblatte des Barwärts Nr. 41. Dort heißt es wie folgt:

Eine „feine" Dame in Chikoga hat an ein dortiges Blatt einen Brief gerichtet, der so dezeichnend für die Denk- und Gefühlsweise der Leute von Bildung und Besitz ist, daß wir eine Stelle desselben hierher setzen wollen. Die „Dame" schreibt:

„. . . . Meines Erachtens würde es überhaupt zweckmößig sein, wenn dem orbeitenden Volke die Benützung der Straßenbahnwagen ganz verboten würde! Nach vollendeter Tagesarbeit oder dem Herumtreiben in Kneipen, könnte es demselben gar nichts schaden, wenn es gezwungen würde, den Weg nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Dos wäre nicht allein der Gesundheit sehr zuträglich, sondern auch dem

Geldbeutel, denn die Ersparnis von 10 Cents täglich käme im Jahre einer Summe gleich, die einen mehrwöchigen Wochenlohn ausmacht. Der ganze Trubel mit unserem „gemeinen Manne" ist, daß er zu viel Lohn bekommt. Das macht diese Menschen mit der Zeit anmaßend, frech, begierig nach Luxus und nährt in ihnen den Hang nach besseren Lebensbedingungen, was nur den bevorzugten Klassen von Rechtswegen zukommt. Dies kann und darf nicht sein, und unsere Gesetzgebung sollte auf der einen Seite dahin angehalten werden, Vorschriften zu erlassen, welche die dienende und arbeitende Klasse in die ihr gebührenden Schranken zurückweist, während die Arbeitgeber und sonstige Geschäftsleute auf der anderen Seite das ihrige thun sollten um die hohen Arbeitslöhne so viel, als nur irgend möglich, herabzusetzen. Dies würde wesentlich dazu beitragen, die niedrigen Volksklassen von ihrer Sucht nach Ausschweifungen und Extravaganzen zu kurieren. Wir würden dann nicht nötig haben, zu warten, bis ein solcher Flegel es für gut findet, aufzustehen und uns einen Sitz zu überlassen. Er müßte seine Untergeordnetheit fühlen und es als selbstverständlich finden, den über ihm Stehenden die schuldige Rücksichtnahme und Ehrerbietung zuzuerkennen. Das wäre jedenfalls nur in der Ordnung."

Gegen diese Logik kann der Zweifler nicht mehr aufkommen, sie ist zu sonderbar; er entfernt sich, da er als Bock verstoßen wurde und nimmt ein paar Leute mit, welche seine Zweifelsucht bereits angesteckt hat; diesen setzt er Folgendes auseinander:

Vorgedruckter Brief, der eine wahrhaft erschreckende Rückständigkeit verrät und unbedingt das Produkt krankhaft übertriebener Eigenliebe ist, wenn man ihn nicht für Sensationshascherei eines plötzlich zum Journalisten erhobenen Tertianers halten kann, ist eine so untergeordnete Kundgebung, daß man unwillkürlich den Kopf schüttelt darüber, daß er als Waffe im Klassenkampf gebraucht wird. Ein Klassenkampf, der mit solchen Waffen geführt wird, schlägt um ins lächerliche, wird zur Possenreißerei.

Aber noch schlimmer ist der Faustschlag, der der Logik versetzt wird. Eine Vertreterin von Bildung und Besitz soll jene sagenhafte „Dame" sein? — Daß es Leute von solcher „Bildung" massenhaft in den besitzenden Kreisen giebt, ist glaublich, wenn auch unbewiesen, weil noch kein allgemeines Examen vorgenommen ist, aber daß diese „Bildung", die man beim Schneider und beim Tanzlehrer kauft, für Bildung schlechthin ausgegeben wird, das ist, man nehme den Ausdruck nicht übel, geistige Falschmünzerei, geeignet das Volk mißtrauisch zu machen gegen wahre Bildung, d. h. Erziehung, Gesittung, und berechnet darauf, ihm die sogenannte „proletarische" Bildung — riesige Begriffsverwirrung — als allein vollwertige Münze anzugreifen.

Aber über den Begriff und den loyalen Gebrauch des Wortes Bildung soll hier nicht gestritten werden; was hier am meisten interessiert, ist die unberechtigte Verallgemeinerung. Täglich und allerorten protestiert die Sozialdemokratie, und mit vollem Rechte, dagegen, daß sie für die Äußerungen eines Einzelnen verantwortlich gemacht wird, und hier holt die offizielle Klassenkampfsozialdemokratie aus dem dunkelsten, vom Volke unkontrollierbaren Winkel ein fragwürdiges Stück Papier heraus, zeigt es den Armen und sagt: „So sind sie, die Vertreter von Bildung und Besitz." Das ist ungerecht und verspricht Böses, wenn nicht innerhalb des Volkes selbst hiergegen reagiert wird.

Glücklicherweise lassen sich massenhaft Kundgebungen anführen, gerade aus den Kreisen, die Bildung und neben der Bildung teilweise auch Besitz vertreten, welche viel eher Anspruch auf Verallgemeinerung hatten, und das strikte Gegenteil dessen sagen, was jene arme, sagenhafte Kranke oder der gedachte Tertianer gesagt haben soll. Und wenn der Notizenschreiber diese hoffnungserweckenden Kundgebungen nicht kennt, oder kennen will, weil sie von „bürgerlichen" Frauen kamen, so giebt es doch auch in den Kreisen der Sozialdemokratie Frauen, die Bildung und Besitz vertreten und in Wort und Schrift Äußerungen gethan haben, welche jeder wahrhaft gebildete, anständige Mensch mit Freuden acceptiert. Warum wird von diesem Gesichtspunkte aus nicht verallgemeinert? Vielleicht weil es „proletarische" Bildung ist? Nein! Es giebt keine „proletarische" Bildung, wie es auch keine Klassenkampfsozialdemokratie giebt; die Begriffe heben sich gegenseitig auf, wenn sie nicht von vornherein schon unsinnig sind.

Nachdem nun die tendenziöse, mißbräuchliche Verwendung jenes ominösen Papierstückchens gebührend gekennzeichnet wurde, dürfte die Frage noch einige Betrachtung verdienen: Ist denn die Überhebung, die Menschenverächterei, die ja, weit die Entwickelung noch rückständig ist, bei den Besitzenden sehr häufig anzutreffen ist, ist sie eine besondere Eigentümlichkeit dieser Klasse?

Wer im Leben steht, mit offenen Augen durch das Leben wandert und überhaupt Menschenkenntnis besitzt und sie beständig sammelt, der weiß, daß die Ueberhebung und die in ihr liegende Verachtung anderer überall und auch in den tiefsten Schichten des Volkes zu finden ist. Und die in jenem Briefe niedergelegte, wahrhaft kindische Überhebung, jene blöden Gedanken kann man täglich in mannigfachen Variationen auch beim Proletariat antreffen. Diese geistige und sittliche Rückständigkeit zeitigt sogar recht humoristische Früchte: Jeder, der beim Militär gewesen ist, kennt die Überhebung der älteren Jahrgänge über die jüngeren und gar erst die Rekruten. Der Bauhandwerker, sofern er nicht ein überzeugter Sozialdemokrat ist, sondern nur zahlender und wählender Genosse, oder gar indifferent, behandelt den ihm beigegebenen „Arbeitsmann" oftmals mit brutaler Überhebung. Viele Handwerker überheben sich über andere Handwerker, ohne die wir weniger leben können als ohne die Leistungen jener Dummstotzen. Dies alles sind aber keine Bourgeois, sondern leibhaftige Proletarier, Männer in der Blouse, also keine von denen, die Bildung und Besitz vertreten. Und wenn eine Proletarierin als Verkäuferin die schlichte Frau im Umschlagetuche mit vornehmer Herablassung und obligater Langsamkeit bedient, während sie vor der eleganten Dame scharwenzelt, unbekümmert darum ob die Eleganz echt ist oder nicht, so ist das auch nur Überhebung. Und wer weiß, ob jene „Dame", welche den Brief geschrieben haben soll, nicht zufällig eine Proletarierin ist.

Also keine Klassenmoral, die giebt es ebensowenig, wie es Klassenbildung, proletarisches Denken, proletarisches Fühlen, proletarische Kunst giebt, und wie die Allotria alle heißen, die nur der Geschäftspolitik dienen. Und so kann auch der Klassenkampf nur denen etwas gelten, die Geschäftspolitik treiben oder die Situation nicht überschauen. Und alle in der mangelnden Entwickelung begründeten allgemein menschlichen Untugenden können nur auf idealem Gebiete bekämpft werden, wozu allerdings auch ausgleichende politische und wirtschaftliche Gerechtigkeit erforderlich ist.

Arbeitsteilung.

Von John Ruskin, übersetzt von Jacob Feis.

Man hat in jüngster Zeit den großen civilisatorischen Plan der Arbeitsteilung eingehend studiert und ungemein vervollkommnet, nur giebt man der Sache einen falschen Namen. Richtig gesprochen ist es nicht die Arbeit, welche man teilt, sondern die Menschen: man zerstückelt sie in winzige Lebens-Fragmente und Bruchteile, so daß das bißchen Geisteskraft, das einem Menschen verbleibt, nicht mehr hinreicht, um eine Nadel oder einen Nagel zu machen, sondern darin aufgeht, eine Nadelspitze oder einen Nadelknopf fertig zu bringen. Es mag wünschenswert sein, viele Nadeln in einem Tage zu machen, aber könnten wir sehen, mit welchem Krystallsand ihre Spitzen zugeschliffen sind — mit dem Sand menschlicher Seelen, den man gewaltig vergrößern muß, um ihn für das zu halten, was er ist, — so dächte man auch über gewisse Verluste dabei nach. Und der große Jammer, der sich aus allen unseren Fabrikstädten erhebt, deutlicher als der Qualm ihrer Hochöfen, kommt ganz und gar daher, daß wir dort alles, nur keine Menschen bilden; wir bleichen Baumwolle, härten Stahl, raffinieren Zucker, formen Töpferwaren, aber einen einzigen lebenden Geist aufzuhellen, ihn zu kräftigen, ihn zu läutern, ihn zu bilden — dies kommt bei der Bewachung unseres Vorteils nicht in Betracht.

Und nun, Leser, schaue dich um in deinem englischen Zimmer, worauf du oftmals so stolz warst, weil die Arbeit darin so gut und haltbar und die Verzierungen exakt sind. Prüfe nochmals alle jene akkuraten Simse und Polituren und die noch angebrachten Arbeiten aus gezeitigtem Holz und gehärtetem Stahl. Leider sind, wenn richtig gelesen, diese Trefflichkeiten Zeichen einer Sklaverei in unserem England, tausendmal härter und entwürdigender, als die des gegeißelten Afrikaners und griechischen Heloten. Menschen können geschlagen, gefesselt, gefoltert, wie Vieh ins Joch gespannt, wie Sommerfliegen vertilgt werden und dennoch gewissermaßen, im besten Sinn des Wortes, frei bleiben. Aber die Seele in ihnen ersticken, die saftgenährten Zweige ihrer Geisteskraft abhacken, wurmige, kahle Stämme aus ihnen machen, Fleisch und Blut, Gottes Ebenbild, als ledernen Treibriemen ins Joch eines Maschinentums spannen — dies fürwahr, heißt Herr über Sklaven sein. Selbst wenn in England ein Wort eines feudalen Lords ein Menschenleben aufwöge

und das Blut des bedrängten Landmannes in den Furchen seiner Felder flösse, könnte mehr Freiheit in diesem Lande bestehen, als es besitzt, so lange man den Lebenshauch seiner Massen wie ein Heizmittel benutzt, um den Fabrikrauch zu nähren, und täglich ihre Kraft gebraucht, um sie an die Feinheit eines Stoffes zu vergeuden, oder an der Unfehlbarkeit einer Linie auszurecken . . . Man denke nicht, daß ich unüberlegt oder übertrieben spreche. Es ist thatsächlich diese Erniedrigung des Handwerkers zur Maschine, die mehr als irgend ein anderes Uebel der Zeit die große Masse überall zu einem vergeblichen Kampf für eine Freiheit antreibt, über deren Natur sie sich selber nicht klar ist. Ihre allgemeine Wut gegen Reichtum und Adel wird ihnen nicht von der Qual des Hungers oder vom Stachel verletzten Stolzes abgerungen. Diese vermögen viel und haben zu allen Zeiten viel vermocht, aber die Grundlagen der Gesellschaft waren niemals so erschüttert wie heutzutage. Nicht, daß Menschen schlecht genährt wären, sondern allzu Viele haben keine Freude an der Arbeit, durch welche sie ihr Brot verdienen und schauen deshalb zum Reichtum auf als zu dem alleinigen Mittel für Genuß. Nicht, daß Menschen unter der Geringschätzung der oberen Stände schmachteten, sondern ihr eigener Stand ist ihnen zuwider; denn sie empfinden, daß die Arbeit, zu der sie verdammt sind, wahrhaft erniedrigt und sie zu weniger als Menschen macht. Niemals hegten die oberen Stände mehr Teilnahme oder mehr barmherzigen Sinn für die niederen Klassen, als heutigen Tages, und dennoch waren sie niemals von ihnen so gehaßt: denn ehedem war die Trennung zwischen Edel und Arm nur eine vom Gesetz errichtete Schranke; jetzt aber besteht ein wahrhaftiger Unterschied zwischen den Ständen, eine Kluft im Bereiche der Menschheit zwischen Hoch und Niedrig, und auf dem Boden ist die Luft eine verpestete . . . Fühlen wir ihre Seelen, ohne daß man es ihnen dankt, absterben; gewahren, wie ihr ganzes Wesen in einen Abgrund sinkt, den man nicht dafür hält; einem Haufen Mechanismus zugezählt, seinen Rädern zugerechnet und seinen Hammerschlägen zugewogen worden: dies will die Natur nicht, dies heißt Gott nicht gut, dies kann die Menschheit nicht lange mehr ertragen.

Die Frauenbewegung in Deutschland.

(Aus dem holländischen „Sozial Weekblad" von Helene Mercier.)

Auf dem Internationalen Frauenkongreß in Berlin (vom 20.—27. Sept. o. J.) hat sich eine merkwürdige Erscheinung ereignet. Der Klassenkampf hat sich dort vermischt mit dem Kampf der Geschlechter. Die Arbeiterinnenbewegung hat sich der sogenannten Frauenbewegung als feindliche Macht gegenübergestellt. Durch einige ihrer besten Wortführerinnen hat die Proletarierfrau — wie sie selbst sich nennt — erklärt, daß das Unrecht, worunter die Frau als solche leidet, nicht ein genügend starkes Band bildet, um sie mit der Frau aus dem Bürgertum zu verbinden; daß der Kampf, den sie, die Arbeiterfrau, kämpft, sich nicht richtet gegen den Mann, sondern neben und mit demselben gegen den Arbeitgeber, den Kapitalisten, aber vielmehr gegen die ganze kapitalistische Gesellschaft, die das Proletariat als ihre Sklaven betrachtet; — daß das Ziel, das sie vor Augen hat, nicht ist die freie Konkurrenz zwischen Mann und Weib auf ökonomischem Gebiete, sondern die politische Oberherrschaft des Proletariats, die zur sozialistischen Gesellschaft führen soll. Ihr in diesem Kampfe nicht zu helfen, und statt dessen nur das unbeschränkte Bestimmungsrecht über das eigene Vermögen zu erstreben, oder das Recht, die bis jetzt nur den Männern eröffneten Stellungen zu bekleiden; mit andern Worten, die soziale Frage zu Gunsten der Frauenfrage zu ignorieren, das ist der Vorwurf, den die Berliner Proletarierfrau ihren bessergestellten Schwestern mit leidenschaftlicher Bitterkeit vor die Füße wirft.

Was hat nun die Angeklagte hierauf zu erwidern?

Will sie aufrichtig sein, so muß sie gestehen, daß die soziale Frage sie wenig oder garnicht interessiert; daß in ihrem Kreise es blutwenig Frauen giebt, die den sozialen Kampf mit Herz und Seele verfolgen, viel weniger mitmachen; die mit Wort und That das ihrige thun, um dem vierten Stande zu helfen, sich das Joch des Kapitalismus von den Schultern zu werfen. Mehr noch: sie wird anerkennen müssen, daß die große Wichtigkeit, die dem Klassenkampfe beigelegt wird, sie vielmehr ärgert als befriedigt, weil dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt wird von dem Kampf der beiden Geschlechter, den sie als die Hauptbewegung ihrer Zeit betrachtet: daß sie, durchdrungen von der eigenen geistigen Not und Gebundenheit, von der großen Ungerechtigkeit und Erniedrigung die durch Gesetze und Sitten der Frau als solcher auferlegt sind, gefühllos weiterlebt unter Klassenverhältnissen, die gewiß nicht weniger unwürdig erscheinen als die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, besonders wenn man bedenkt, auf welcher Bildungsstufe wir stehen; — daß sie blind und taub ist für das Elend und das Unrecht, worunter die Masse des Volkes leidet, infolge der sogenannten freien Konkurrenz und der Ungleichheit der Lebensbedingungen; — ja, daß sie scheinbar vollständig übersieht, daß die Befreiung der Frau auch die hunderttausende von Frauen aus der Volksklasse in sich schließt, und sie sich also über deren Lebensumstände und Bedürfnisse zu orientieren habe; daß sie deren Verhältnissen und Zuständen näher treten solle, die zwar in mancher Hinsicht verschieden sind von den ihrigen, aber sicher nicht weniger unhaltbar. — Hat sie aber die Richtigkeit dieses einen Vorwurfes anerkannt, so wird sie zweifellos mit aller Macht protestieren gegen die Behauptung der deutschen Arbeiterfrau, daß der Kampf der Frau mit dem Manne und neben demselben gegen die kapitalistische Produktionsweise, mit andern Worten, daß die Befreiung des Proletariats durch den Sozialismus den Kampf für die geschlechtliche Befreiung der Frau überflüssig mache. Einer solchen Behauptung gegenüber wird sie den Vorwurf erheben von Mangel an Einsicht und freiem Blick. Sie wird es bestreiten, daß „die kapitalistische Produktionsweise die moderne Frauenfrage und die moderne Frauenbewegung hervorgebracht habe." Den Ursprung dieser Bewegung habe man zu suchen, tief in der Vergangenheit, in den verschiedenen Momenten, die von jeher das Verhältnis zwischen Mann und Frau beeinflußt haben. Sie läßt sich erklären, nicht ausschließlich durch den ökonomischen, sondern vor allem durch den moralischen Entwickelungsgang der Menschheit. Denn, wenn auch nicht unbeeinflußt durch jenen, in ihrem innersten Wesen ist die moderne Frauenbewegung nichts anderes, als das sich Auflehnen der menschlichen, sich im Weibe entwickelnden Individualität, gegen den veralteten, niedrig-menschlichen Standpunkt, den der Mann noch stets ihr gegenüber behauptet. Sie ist nichts anderes als das sich Klarwerden der Frau, daß sie durch den Mann auf eine sie erniedrigende Weise betrachtet, beurteilt, behandelt wird, und daß sie sich, um jeden Preis, gegen diese Erniedrigung aufzulehnen habe.

Stellt sie es etwa dadurch in Abrede, daß auch sie bei ihrem Streben großen Nutzen ziehen würde aus der ökonomischen Unabhängigkeit, die der Sozialismus jeder Frau, ledig oder verheiratet, Mutter oder kinderlos, in Aussicht stellt? Leugnet sie nun dadurch den Anteil, den der Kapitalismus hat an dem Fluche der Prostitution, an der Schande der Geldheirat, an dem Elend des Hungerlohnes? Nein, ebensowenig wie sie leugnet die kräftige Hilfe, die ihr immermehr von einer stets wachsenden Zahl gleichgesinnter Männer geboten wird. Sie äußert nur ihre feste Ueberzeugung, daß zur Freimachung der Frau mehr gehört, als nur eine ökonomische Revolution; daß dann eine Revolution stattfinden muß im menschlichen Gemüte, vor allen Dingen im männlichen Gemüte, eine Revolution, die nur hervorgebracht werden kann durch sittliche Einwirkungen moralischer Mittel, durch ein neues, von der Erziehung in jedes Menschenherz geschriebene Sittengesetz. Sie wird die Proletarierfrau ihrerseits fragen: glaubst du, daß jeder Sozialdemokrat, mit und neben dem du kämpfst gegen den Kapitalismus, sich jedes Gefühles der Herrschaft, der Majorität, euch gegenüber entledigt hat? daß er euch gegenüber jedwedes Eigentumsrecht, jedwede Leibeigenschaft verabscheut? Darfst du behaupten, daß in der Arbeiterwelt nur der Kapitalist, der Arbeitgeber der Tyrann ist, der die Frauen seine Übermacht empfinden läßt, und daß in eurer Welt der Entbehrungen nur materielle Unabhängigkeit alles Unrecht, alles Leid heilen wird, worunter ihr seufzet? Darfst du es leugnen, daß nur dann, im Sozialistenstaat, den ihr ersehnt, der geschlechtliche Verkehr die Frau mehr respektieren, einen höher menschlichen Charakter tragen wird, wenn schon unter den jetzt bestehenden Verhältnissen an der Bildung dieses Charakters gearbeitet sein wird?

Übrigens, wie auch die Antwort laute, wie auch die deutsche Proletarierfrau sich stelle gegenüber der Frage der Notwendigkeit der Vorbereitung eines würdigeren Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, es läßt sich nicht leugnen, daß diese Vorbereitung schon jetzt im Gange ist. Infolge der Revolution in der Welt der Gedanken, infolge der neuen Ideen, die aus dieser geistigen Revolution entstanden, hat sich allmählich ein neues Weiblichkeits-

Digitized by Google

Ideal gebildet. Dieses Ideal ist der Ausgangspunkt der wahren, befreienden Kraft. Nach diesem Ideal versucht sie sich auszubilden; diesem Ideal öffnet sich auch schon hie und da das Herz des Mannes. Dieses Ideal stellt der Ehe neue Anforderungen, und zeigt den Menschen neue Bilder ehelichen Glückes. Dieses Ideal erweckt die im Weibe schlummernden Kräfte, treibt sie, wahr und allseitig Mensch zu sein. Durch dieses Ideal treten sich Männer und Frauen in jeder Lebensstellung nahe, beeinflussen sich geistig auf segensreiche Art, werden stets mehr zu einem vielseitigen Zusammenwirken geführt.

Darum sei es keiner Frau verwehrt, schon inmitten der Einschränkungen unserer noch so unvollkommenen sozialen Verhältnisse, mit ganzer Hingabe sich diesem Ideale hinzugeben, nur darin ihre Bestimmung zu erblicken. Nur verlange man nun ihr, daß sie bedachtsam die Mittel wähle, daß sie sich den viel umfassenden Blick aneigne, um den innigen Zusammenhang zu verstehen zwischen der Arbeiterfrage und der Frauenfrage. Sie darf sich nicht auf den Standpunkt des Klasseninteresses stellen, nicht nur ihre persönliche Angelegenheit als Endzweck betrachten, sondern soll durch das feinste Gefühl für Recht und Menschenwürde geleitet, stets die allgemeinste Emporhebung des Menschenwesens ins Auge fassen.

Briefkasten.

Wir erhalten von Prof. Ferd. Tönnies eine Zuschrift, aus der wir hier folgendes wiedergeben:

Im Interesse der von Ihnen geleiteten Wochenschrift und im Interesse der Gerechtigkeit möchte ich ein Wort zu dem Artikel „Kunst und Sozialdemokratie", m. a. W. zur Sache des Herrn Karl Henckell sagen. Ich glaube, daß Sie sich durch Ihr gutes Herz und durch die Neigung, bei den Führern der sozialdemokratischen Partei despotische Gelüste zu entdecken, irreführen ließen. . . . . Erwuchs für Herrn X die Verpflichtung, den bitt. Brief in seinem ganzen Umfange, mit all seinen Ichs, mit all seiner empörten Poetenwürde, abdrucken zu lassen? Ich leugne es ganz und gar. Wenn ich in der „G. K." angegriffen werde, Ihnen dann (im vorliegenden Falle war es garnicht mal der Redakteur selber) einen langen Brief schreibe und hinterher: „es wäre mir recht, wenn . ." — dann sollten Sie die Pflicht haben, das Wort für Wort zu drucken; und ich könnte nicht zufrieden sein, wenn Sie mit Wärme selber meine Verteidigung führten und uns meinen Brief bei mitteilten, was Sie zur Mitteilung für geeignet hielten? — Herr X hat mit Wärme die Verteidigung Herrn Henckells — deren es übrigens nach Herrn Henckells hochtönendem Bekenntnisse garnicht bedurfte; wenigstens hätte es genügt wenn er sagte: „ich bin aus dem sozialdemokratischen Lager nicht desertiert, denn ich bin nie darin gewesen" — ich sage, Herr X hat mit Wärme die Verteidigung geführt und dabei einige Stellen aus dem an ihn gerichteten Privatbriefe Herrn Henckells mitgeteilt, wobei er noch (N. Z. S. 607) an einer Stelle die Lücke durch 4 Punkte andeutete. Ich finde es ganz und gar unbegründet, wenn Sie die Berechtigung darin erkennen wollen, alle die Sätze fortzulassen, die dem Leser einen „weiteren Horizont" öffnen konnten. Ich finde die Auslassungen Herrn Henckells, die Sie nunmehr in gesperrter Schrift abdrucken, recht weitläufig und nun der Neigung zeugend, seinem „Falle" eine Wichtigkeit zu geben, die er für niemanden haben kann. Wenn der Herr, der immer „sozialrevolutionär nach seiner eigenen Façon" war, das Bedürfnis fühlte, zu erklären (wen aus der eigenen Façon die selbst folgt), daß ihm die Kokarde nicht immer so ohne weiteres imponiert, daß die rote Fahne in der Hand noch kein untrügliches Zeichen der Freiheit, die er meine, sei, so denke ich, daß Herr X den Dichter einen Gefallen that, indem er diese pomphaften Erklärungen der Öffentlichkeit nicht preisgab. Wenn durch solche — Reden der Horizont eines Arbeiters erweitert werden soll, so fürchte ich, daß das sozialrevolutionäre Pathos in jeder Façon, außerordentlich viel mehr Schaden unter den Arbeitern stiftet, als ihnen solche Horizonterweiterung nützen kann. Um an der heutigen Politik einen ersprießlichen Anteil zu nehmen, dazu gehört mehr nüchternes und strenges Denken, auf Grund einer redlichen und warmen Gesinnung, als ein grenzenloser Freiheitsdurst und eine erhitzte Phantasie, die zu unklaren Entrüstungen und bunten Illusionen verführt . . . .

Soweit Herr Professor Tönnies.

Wir überlassen dem Leser, selbst zu urteilen, ob die von der „Neuen Zeit" geübte Zensur korrekt war. Unseres Erachtens ist jede Redaktion verpflichtet, einem persönlich geschmähten Mitarbeiter Gelegenheit zur vollen Aussprache zu geben. Wenn Herrn Henckell Fahnenflucht vorgeworfen war, so durfte ihm das Recht nicht verkürzt werden, seine Positum ausführlich zu begründen. Der Brief an Herrn X war übrigens nicht an einen beliebigen Vermittler, sondern an den Benannten Kautsky gerichtet.

Der Herausgeber.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Das Leben der Seele

in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor **Dr. M. Lazarus.**

Dritte Auflage.

Dritter Band. 457 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.
In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel
aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus

von

Dr. phil. Rudolph Penzig,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

248 S. gr. 8° Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

In unserm Verlage erschien soeben:

Das Sittengesetz.

Untersuchungen über die

allgemeinen Grundlagen der Freiheit und der Sittlichkeit.

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

Herr Prof. Dr. F. Jodl urteilt über das Werk:

„Wir haben es mit einem achtungswerten Denker von selbständigen Ueberzeugungen und ernstem Willen zu thun".

„Ref. möchte nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass sich in dem Buche eine ganze Reihe von wertvollen Einzeluntersuchungen befinden, welche die reichen Kenntnisse des Verf. und eine glückliche Gabe, Abstraktes durch Anknüpfung an Besonderes zu veranschaulichen, im besten Lichte zeigen, und ohne weiteres, sowohl für die Ethik als namentlich für die Psychologie dankbarst acceptiert werden können".

Früher erschien:

Noumena.

Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus".

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Preis 4 Mark.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die **„Ethische Kultur"** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2289) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 27. März 1897. | Nr. 13.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Einige Gedanken zum Schweizer Eisenbahner-Streik. Von J. Platter. — Geschlechter-Erziehung. Von Wolfgang Kirchbach. (Schluß.) — John Gabriel Borkmann. Von Emil Reich. — Die Ethische Gesellschaft zu Venedig. Von Arthur Pfungst — Vermischtes. — Sprechsaal: Die Erziehung der Eltern.

Einige Gedanken zum Schweizer Eisenbahner-Streik.

Von Prof. Dr. Jul. Platter in Zürich.

Ende Februar 1896 gab es bekanntlich eine große Bewegung unter den schweizerischen Eisenbahnangestellten, die mit ihrem vollständigen Siege endigte. Verschiedene Bahngesellschaften gaben freiwillig nach, die übrigen ließen sich mit dem Zentralkomitee des Verbands der Angestellten auf Veranlassung und unter dem Vorsitz des Chefs des schweizerischen Eisenbahndepartements auf Verhandlungen ein, die sehr rasch zum Ziele führten. Nur die Nordostbahn hielt sich fern und der Streik ihres Personals stand unmittelbar vor der Thüre, als die Bundesbehörde durch die Drohung, sie werde sofort selbst den Betrieb übernehmen, die Starrkapfigkeit des in dieser Gesellschaft allmächtigen Finanzmannes brach und den Angestellten dieselben Zusicherungen verschaffte, die ihre Kameraden von den anderen Gesellschaften erhalten hatten. Aber während diese anderen ihre Versprechungen mit voller Loyalität einhielten, leugnete und verdrehte die Verwaltung der Nordostbahn verschiedentlich das Recht ihrer Angestellten, und einige höchste Beamte riefen durch allerlei Chicanen, unmativiert strenge Bußen u. dgl. nach und nach eine wahrhaft sittliche Entrüstung unter dem Personal hervor, die insbesondere dadurch gesteigert wurde, daß die betreffenden Herren bei den unpassendsten Gelegenheiten den Leuten ihre Teilnahme an der vorjährigen Bewegung vorwarfen und ihnen affen sagten, daß man sie deshalb jetzt auf allerlei Weise chicaniere. Den Gipfelpunkt erreichte die Rechtsverletzung, als vor einigen Wochen die Nordostbahn den voriges Jahr in Bern festgesetzten Vertragstext zu Ungunsten des Personals so abänderte, daß sie es nun in der Hand hatte, mißliebige Angestellte ohne weiteres zu entlassen. Dr. Sourbeck, Nationalrat und Generalsekretär des Verbands schweizerischer Transportangestellter (V. S. T. A.), wollte deshalb mit der Direktion verhandeln; sie ging darauf nicht ein, weil sie vollkommen im Rechte sei. Darauf formulierte eine Delegiertenversammlung in Zürich zusammen mit dem Zentralkomitee des Verbandes die Forderungen der Angestellten in einer Zuschrift vom 2. März an den Verwaltungsrat der N. O. B. aufs Neue und forderte denselben auf, sich bis vormittags 10 Uhr am 10. März bestimmt zu erklären, ob er zu Unterhandlungen mit dem Zentralkomitee vor dem Chef des Eisenbahndepartements geneigt sei.

Der Verwaltungsrat wich aus, indem er eine Kommission von unbeteiligten, arbeiterfreundlichen Männern zur Untersuchung der Beschwerden der Angestellten ernannte, welche jedoch noch am 11. März ohne alle Akten und ohne irgend eine Befugnis war, zu Gunsten der Arbeiter irgend etwas vorzunehmen oder zu entscheiden. Daß sich diese nach den gemachten Erfahrungen und nachdem sie ein Jahr lang geduldig auf ihr Recht gewartet hatten, auf eine solche rein dilatarische, zu Nichts verpflichtende Maßregel nicht einlassen konnten, ist selbstverständlich. Sie verlangten kategorisch eine klare bestimmte Antwort auf den angegebenen Termin, widrigenfalls der Ausstand losbrechen müsse. Das teilte Dr. Sourbeck dem Bundesrat Zemp loyal mit und versprach, dos Departement über alles Weitere zu orientiren, damit es seine Anordnungen treffen könnte. Statt einer Antwort kam der Hinweis auf die Untersuchungs-Kommission, und sa wurde denn genau um Mitternacht vom 11. auf den 12. März mit absoluter Einhelligkeit von ca. 5000 Angestellten die Arbeit auf allen Linien der Nordostbahn eingestellt.

Um die Mittagszeit des 13. März war der Streik beendet, um ein Uhr unterschrieben die beiden Parteien den Ausgleich, um 6 Uhr wurde alle Arbeit wieder aufgenommen. Schon am 12ten gegen Abend waren zwei Bundesräte mit etlichen Beamten nach Zürich gekommen, um zu schlichten, und verhandelten an diesem Abend und am folgenden Morgen mit den beiden Parteien. Die N. O. B. gab alle in der an sie gerichteten Zuschrift der Angestellten vom 2. März enthaltenen Forderungen zu und wünschte Herrn Bundesrat Zemp als Schiedsrichter. Die Angestellten acceptierten ihn ohne weiteres, und er fällte noch am 13ten gleich in Zürich seinen Spruch. Auf eine erst am Morgen des 13ten gestellte Forderung (Entfernung zweier Direktoren und eines Betriebschefs) wollte er sich von Anfang an nicht einlassen, und so standen die Vertreter des Personals davon ab. Schon am 12ten nachmittags stellte das Zentralkomitee des V. S. T. A. der Direktion etliche Leute zur Verfügung, um gewisse Güter, die einem raschen Verderben ausgesetzt sind, auszuladen. Und am selben Tage geschah noch etwas Anderes von dieser Art. Die Züge der „Vereinigten Schweizerbahnen" fahren mit eigenem Personal von Zürich aus, konnten also auch in den Streiktagen expediert werden, wenn es nicht an — Weichenstellern fehlte. Diese aber gehören zur N. O. B. und streikten also. Die Bahnverwaltung verhandelte mitten im Streik mit dem Streikkomitee und dieses ordnete eine kleine Mannschaft von Weichenstellern ab, welche es nun möglich machten, daß am 12ten und 13ten die Züge der Vereinigten Schweizer Bahnen fahrplanmäßig in Zürich ein- und auslaufen konnten.

Was das Bild des städtischen Lebens an diesen zwei Tagen betrifft, so sah man nirgends auch nur die geringste Spur von Aufregung. Im Hauptbahnhof waren alle Thüren und Thore affen, wie gewöhnlich, sehr viel neugieriges Publikum trieb sich in den Gängen und Wartesälen, auf dem Perron und den Geleisen herum, in vollkommen ruhiger, nur im ganzen etwas heiterer Stimmung, alle Welt war mit den Streikenden einverstanden, und nur gegen gewisse herrschende Persönlichkeiten der N. O. B. fiel hie und da ein keineswegs nach Sympathie klingendes Wort, und zwar aus dem Munde reicher wie armer, vornehmer wie geringer Leute aller mög-

lichen Berufsarten und immer in ziemlich ruhigem, kühlen Tone. Von den Angestellten der N. O. B. selbst war im Bahnhof wie auf dem großen Platz vor demselben, wo sich den ganzen Tag ebenfalls viel Publikum aufhielt, kaum einer zu sehen, und wenn man ihnen sonstwo, einzeln oder in kleinen Gruppen, begegnete, so sah man ernste, stille, bedachtsame Leute, von deren Mienen keine Spur von Uebermut, Trotz oder Triumph abzulesen war.

Der Streik war ein Muster- und Meisterstück in seiner Art und ein glänzendes soziales Schauspiel, das die kleine Schweiz dem großen Europa gegeben. Das — demokratische — Rechtsbewußtsein allein trat sofort in Aktivität, vom — aristokratischen — Machtbewußtsein war, selbst auf Seite der millionenstarken Spitze des Verwaltungsrats der N. O. B., bald gar keine Spur mehr. Die Frage, was „standesgemäß" sei, was die persönliche Ehre, richtig gesagt der persönliche Dünkel erfordere, eine Frage, die in — manchen Ländern, sogar in Angelegenheiten der auswärtigen Politik, immer als die Hauptsache in den Vordergrund tritt und naturgemäß jedem Vorgehen im Privat- und Staatsleben den Charakter der Schnoddrigkeit aufdrückt, kam hier garnicht aufs Tapet. Die N. O. B., d. h. einige ihrer leitenden Männer, hatte ganz entschieden Unrecht, und das wußten nicht nur ihre Arbeiter, sondern auch das ganze Volk, die sämtlichen Behörden und jene leitenden Männer selbst mit indegriffen. Und Jedermann wußte auch aus einem allgemeinen, im schweizerischen Volks- und Staatswesen liegenden Gefühl oder Instinkt heraus, daß das Recht alsbald und ganz notwendig siegen werde und müsse. Wer aber bestimmt zu wissen glaubt, daß ihm sein Recht geschehen werde, der wird ruhig, ernst und bedachtsam bleiben und sich, je näher die Entscheidung kammt, desto weniger erhitzen. Und wer weiß, daß er Unrecht hat und daß alle Welt ihm Unrecht giebt und kein Mensch mit ihm sympathisiert, der wird sich ohne langes Sträuben dem Richterspruch fügen und, man möchte sagen mit innerem Drange, einem unmöglichen Zustand ein Ende bereiten sehen. Darum sagen die Arbeiterführer in ihren höchst würdigen Proklamationen und Ansprachen an das Publikum und an die eigenen Leute immer wieder: Die Arbeit soll nur so lange ruhen, bis ein höherer mächtigerer Schiedsrichter in die Lücke tritt und erklärt, daß er jetzt Ordnung machen wolle. Darum ruft die N. O. B. selbst diesen Schiedsrichter an und überläßt ihm unbedingt die Entscheidung. Und dieser Schiedsrichter ist Dr. Zemp, nicht als Vertreter der „zerschmetternden" Gewalt des Bundes, sondern als ein ehrlicher, unbeteiligter, vertrauenswürdiger Mann und Repräsentant des allgemeinen Wohls und Rechtsbewußtseins, dessen Spruch jeder, der siegende wie der unterliegende Teil und das ganze Volk mit ihnen, im vorhinein erät.

Vollkommene Einheit der Arbeiter, vollkommene Berechtigung ihrer Forderungen, vollkommene Übereinstimmung der öffentlichen Meinung, vollkommene Freiheit der Bewegung, das sind die Elemente der glücklichen Lösung. Man stelle sich nur vor, die Regierung hätte, wie das in einigen größeren und kleineren Staaten der Welt unzweifelhaft geschehen wäre, den Bahnhof durch Militär oder Polizei absperren lassen, so hätte die ganze Geschichte schon einen unheimlichen, aufregenden, kriegerischen Charakter angenommen, einige zornmütige oder krawallsüchtige Leute wären mit der öffentlichen Gewalt in Konflikt geraten, andere ruhigere hätten sich dann auch eingemischt und die Sache der Nordostbahnangestellten wäre trotz all ihrer Gerechtigkeit in ein schlimmes Licht geraten. Eine Reihe Kriminalprozesse wären noch als angenehme Beilage erfolgt.

Oder der Bundesrat hätte — nicht einmal Klasseninteresse, aber das „Standesgemäße", die eigene obrigkeitliche Amtsehre vertreten und von diesem Standpunkt aus die Parteien angelassen und zum „Parieren" gegenüber seiner eigenen hohen Person aufgefordert, so war sofort ein unlösbarer Konflikt geschaffen.

Statt dessen verkehrte er mit beiden Teilen auf dem Fuße der Gleichheit, suchte den Übelthäter zum Rechten zu führen und fällte dann, nachdem eigentlich schon alles in Ordnung war, seinen Spruch als willkommener Schiedsrichter. Wo ist die Weisheit, die Tugend, das Recht, die Kultur, bei den Herren, die immer kommandieren und zwingen und unterkriegen wollen, oder bei diesen schlichten, einfachen Männern, die da sagen: Wir sind allesamt Kinder eines und desselben Vaters, vertragt euch also wie Brüder, und wer Unrecht hat, der gebe nach?

Natürlich muß es nicht immer so glücken, aber daß es einmal so geglückt ist, ist schon Ehre genug und ein Beweis gesunder, wahrhaft menschlicher Zustände. Macht es nach, auch nur ein Mal, wenn ihr konnt, und wir werden uns freuen.

Eines wäre noch zu erwägen.

Wenn, wie heutzutage so viele sozialistische und sonstige Doktrinäre wollen, die Eisenbahnen verstaatlicht wären, würde dann der Streik auch einen so rühmlichen, hochethischen Ausgang genommen haben? Daß dann zum Streik gar keine Veranlassung hätte vorliegen können, sall mir Niemand sagen, die Zustände von allerlei Staatsarbeitern in allerlei Ländern sind ein voller Gegenbeweis. Bundesrat Zemp trat als Unparteiischer auf. Wäre er oder irgend einer seiner Nachfolger auch dann unparteiisch gewesen, wenn der Streik gegen die Verfügungen eines seiner unterstehenden Beamten oder gar gegen seine eigenen Verfügungen losgebrochen wäre? Und an welche Instanz hätten sich die Angestellten dann wenden können, vielleicht an den Gesamt-Bundesrat gegen einen seiner Kollegen? Ein Bureaukrat stützt den anderen, das ist ein Naturgesetz, das selbst in der Schweiz nicht ganz ungültig ist. Die Polizei hat immer Recht, sagt ein altes Sprüchwort; selbst wenn ihr Chef ein Sozialdemokrat ist, fügen wir hier in Zürich hinzu.

Allerdings existiert, in Parenthese sei es gesagt, kein Widerspruch zwischen Sozialdemokratie und Immer-Recht-Haben. Schwärmen doch diese Herren am meisten für Disziplin, bis zur reinsten Ketzerrichterei!

Staatliche Eisenbahnbehörden sind Obrigkeit, und Ungehorsam gegen sie ist ein Aufruhr! Man denke sich Streik gleich Aufruhr! Eine schöne Aussicht, die höchstens deutschen, autoritären, gehorsamsten und machtbewußtseinsvollen Staatssozialisten genügend scheint.

Heute können sich die Arbeiter eventuell in freien Ländern an den Staat wenden, an wen sollen sie sich aber dann wenden? Auch an den Staat gegen den Staat? Ich hoffe, daß ein freies Volk, wie die Schweizer, die Staatsbahnen ebenso verwerfen wird, wie jüngst (mit einer Mehrheit von 60 000 Stimmen) die Staatsbank. Der Staat mag die Bahnen tüchtig regeln und in Zaum halten, bis sie freie Genossenschaften geworden sind, aber nicht betreiben.

Solche Verstaatlichungs-Träume sollen denjenigen überlassen werden, die da meinen, sie brauchen nur eine ideale Definition vom Staat zu geben, dann sei ihr Staat auch schon ein Ideal.

Was ist denn der Staat? Ich kenne den Staat nicht, sondern nur Staaten, und die sind wahrhaftig nicht ideal, am wenigsten in den Verstaatlichungsländern. Die Fragen: was soll der Staat? was kann der Staat? was darf der Staat? haben hiernach wenig praktischen Sinn. Wenn die Inhaber der Staatsgewalt in Allem und Jedem nur den Willen der Mehrheit des Volkes ausführen würden, dann könnte man ein ganz erhebliches Gebiet der Bedürfnisbefriedigung dem Staate überlassen. Je weniger, desto weniger.

Es ist mit der Staatsgewalt wie mit der öffentlichen Meinung. Man spricht in zwei Ländern von der öffentlichen Meinung; im einen versteht man darunter das allenthalben ganz klar und deutlich hervortretende Volksurteil, im anderen den frechen Humbug einer gouvernemental-kapitalistisch korrupten Journalistenbande. Doch ich will den Gedanken hier nicht weiter ausführen, es wird sich hoffentlich noch Gelegenheit dazu bieten. Ich will nur vorläufig betonen, daß mit den

sogenannten „prinzipiellen“ Entscheidungen über Fragen der reinen Zweckmäßigkeit nichts als Unsinn produziert wird. Ob ein Staat die Eisenbahnen haben soll oder nicht, das hängt ganz von seiner wirklichen, speziellen Qualität ab. Könnten wir einmal sagen: der Staat als Besitzer der Eisenbahnen ist nichts als eine freie Genossenschaft, der Jeder angehört, der mit den Eisenbahnen, sei es als Produzent, sei es als Konsument ihrer Leistungen etwas zu thun hat, und die absolut keinen politischen Charakter hat, dann wird die Staatseisenbahn sehr gut sein. Bis dahin seien alle, die es mit der Gerechtigkeit und Freiheit halten, hübsch vorsichtig mit dieser, wie mit allen anderen Verstaatlichungen und Verstadtlichungen.

Geschlechter-Erziehung.

Von Wolfgang Kirchbach.

(Schluß)

Aus diesen — und anderen Beobachtungen soll nun keineswegs gefolgert werden, die Frau gehöre in die „Küche“. Kann doch bekanntlich gerade in der Küche sich auch die beste Köchin nicht mit einem männlichen Küchenchef messen an Uebersicht der chemischen Möglichkeiten eines verfeinerten Geschmacks. Im Gegenteil, wir folgern aus unseren Erfahrungen, daß immer zwei und zwei zusammengehören in allen Thätigkeiten des menschlichen Lebens wie des Geistes. In meiner Erinnerung ist unauslöschlich ein Bild aus der frühesten Kinderzeit eingeprägt, das von meinem vierten bis zehnten Lebensjahre reicht. In der betreffenden Fröbelschen Lehranstalt war es Brauch, da man über einen großen Garten verfügte, daß je ein Knabe und ein Mädchen, seine engere Klassenkameradin, zusammen ein Blumenbeet zur Bestellung erhielten. Bald brachte das Mädchen ein Stiefmütterchen oder Resedasamen, bald pflanzte der Knabe einen Kirschkern oder ein kleines Tannenbäumchen. Auch einen „Dattelkern“ legten wir zusammen in die Erde und wunderten uns sehr, daß daraus doch keine Dattelpalme werden wollte, trotzdem wir zusammen das Gedichtchen gelernt hatten von dem Knaben, der für „sein Leben gern“ Datteln aß und sich einen Dattelkern einlegte! Die Blumen, die ich damals mit meiner kleinen Freundin gepflanzt habe, sie blühen durch mein ganzes Leben fort, sie sind nicht nur die freundlichste, rührendste Kindheitserinnerung an sich, sondern der brüderliche Verkehr mit dem Weiblichen, die gemeinsame kindliche Gärtnerei, die gemeinsame Freude am Blühen und Gedeihen, das abwechselnde Begießen, die gegenseitige Hilfeleistung dabei haben Etwas im Gemütsleben hinterlassen, das man nicht anders, als eine Fähigkeit zur Seligkeit auf Erden nennen kann.

Denn das, was die Menschen „Seligkeit“ nennen, das kommt am Schönsten zu stande, wenn verschiedenartiges Geschlecht leise seine Einwirkungen aufeinander im Geistesleben hinterläßt in der Stillung des metamorphischen Gegensatzes, in den die Natur nicht nur die Leiber, sondern auch die Geister gestellt hat. Es ist wohl schön, wenn Männer — meinetwegen auch nur Gärtner — sich zusammen an einer prachtvollen Centifolie erfreuen, die man gezüchtet hat. Aber tiefer ist der Gemütsreiz schon im zartesten Kindesalter, wenn Männliches und Weibliches zusammen sich eines solchen Werkes der Natur und der Schönheit erfreuen. Denn es vollzieht sich gewissermaßen der Ausgleich einer elektrischen Spannung. Welcher Theater- und Konzertbesucher kennt das nicht auch? Wenn oft wildfremde Frauen und Männer nebeneinander sitzen und sich von einem Kunstwerk gemeinsam erfreuen und rühren lassen — veredelt dies nicht im selben Augenblicke das Geschlechtsgefühl, den Geschlechtsgegensatz? Ist auch hier nicht geradezu eine geistige Erlösung auf Sekunden, Minuten, ja Stunden, indem auf einmal der geschwisterliche Mitgenuß eintritt?

Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter ist die zarteste Schule des sittlichen und sinnlichen Lebens. Die tiefe Mißbildung, in die wir geraten sind, die pädagogische Mißbildung erkennt man gerade daran, daß jene Erziehungsweise — wer weiß, aus welchen Gründen der Reaktion und der Verrohung — fallen gelassen worden ist. Das Bürgertum hat eine so strenge Scheidung der Geschlechtserziehung durchgeführt aus der Empfindung eigener Verderbnis, daß es schon das Kind sozusagen zum Hurer und Ehebrecher stempelt, um es sorgfältig vor allen sittlichen Verirrungen zu hüten. Und nur durch diese jetzige klösterliche Erziehung, diese unvernünftige Nonnen- und Mönchs-Erziehung des Staates ist diese Geschlechtssucht, Geschlechtsroheit und Geschlechtsverkennung entstanden, die jetzt die Männer und Weiber aufeinander hetzt, sie zum bloßen Bedürfnis verbindet, um sie dann in gegenseitiger Mißachtung auseinander zu treiben.

In Wirklichkeit aber ist das gemeinsame Lernen, der ununterbrochene Verkehr der Geschlechter gerade in der Jugend für beide Geschlechter die Schule der sichersten Keuschheit und der Bewahrung der Naturgesetze des Lebens. Wie die Bazillenimpfung sozusagen eine Art von Immunität gegen Bazillenseuchen schafft, so entsteht aus dem ununterbrochenen Mädchen- und Knabenverkehr eine Art von Immunität gegen das sinnlich Perverse. So lange Jahre wir mit Mädchen zusammen waren, niemals ist etwas vorgekommen, was verfrühte Natur oder verdorbene Natur verraten hätte.

Unvergeßlich ist es, wie entsetzt eine ganze Anzahl von reisenden Knaben waren, als sie wegbekamen, zu welchen Zwecken und in welchem Sinne die heranwachsenden Knaben einer anderen Schule, die nur Knabenschule war, unseren heranreifenden Kameradinnen folgten. Noch unvergeßlicher der Ekel, als man von gewissen Knabenlastern Kunde und Beobachtung faßte, die dort herrschten.

Wütende Keilereien waren die nächste Folge. Wir hatten nun auch noch die ritterliche Mission, unseren Kameradinnen einen unangefochtenen Heimweg zu sichern und die frühzeitigen Babylonier und Bel Söhne nach Kräften zu verblänen. Hatten uns doch in den früheren Kinderjahren unsere kleinen Freundinnen nach allen Richtungen benutzt, jetzt war es an uns, durch die Beschutzerkraft unserer Fäuste uns dankbar zu erweisen.

Zweifellos waren zwischen Einzelnen von uns und unseren Mitschülerinnen herzliche und tiefe Neigungen entstanden. Diese kindlichen Freundschaftsneigungen stellten sich schon im allerfrühesten Alter zwischen Vierjährigen und Fünfjährigen ein; im Alter der erwachenden Reifebildung vertieften sich wohl auch solche Freundschaften, aber ihre Aeußerungen hatten all jene Sprödigkeit der Natur, die sich selbst schützt vor Allem, was unzeitig ist. Die tiefe Verständigkeit, welche das heranreifende Mädchen im Punkte der natürlichen Selbstbewachung gerade im ungetrennten Verkehr mit der jüngeren und gleichalterigen männlichen Welt entfaltet, diese unbewußte Weisheit der Natur, machte Alles unmöglich, was den Freundschaften der Mitschüler auch nur die leiseste vorzeitige Aufreizung hätte beimischen können. Es war alles rein geistig, rein ethisch sozusagen. Und darin liegt ja eben die Bewachung des männlichen Geschlechts, die Unmöglichkeit unreiner Empfindungen.

Geliebt haben wir einzelne Mitschülerinnen derart, verehrt geradezu, wie man im späten Alter etwa für eine große Künstlerin schwärmt, von der man nebenbei weiß, daß sie auch ein anständiges Weib ist. Eigentlich aber waren es Massenfreundschaften. Ich besinne mich auf zwei schöne Schwestern, die ebenso sehr wegen ihrer sittsamen Anmut wie wegen ihrer Gescheitheit Alle entzückten. Die ganze Klasse schwärmte für sie, huldigte ihnen gemeinsam. Wenn wir Alle zusammen das Kreuzersche Lied sangen, wurde der Satz „Es ist das Köstlichste die Liebe“ mit tiefster Inbrunst gesungen. Sämtliche Sänger erröteten, die Mädchen erröteten mit, und eben dieses Rot spülte Alles weg, was nicht gewesen wäre, als geschähe dies Alles im Himmel. Als die Schwestern die Schule verließen, fühlten wir uns Alle wie vereinsamt. Auch die Mädchen halten übrigens solche Massenlieben für Einzelne von den Knaben. Das Bezeichnende aber ist gewesen, daß es nicht den Charakter frühzeitiger Liebelei hatte, wie es heutzutage zwischen Gymnasiasten und Halbbackfischen geschieht unter Vorwegnahme des Flirts späterer Jahre. Das kannten wir garnicht. Sondern wir liebten einander wie Jesuskinder; nicht Eros, sondern Agape war da im Herzen. Sie hatte allen Zauber des Eros ohne seine Pein.

Viel kindlich mütterliches, viel kindlich väterliches war diesen Liebesgefühlen bei beiden Geschlechtern beigemischt. In zarten Alter haben wir uns — als Vier-, Fünfjährige — viel geküßt, sowie die Reife begann, hörte das ganz auf, ohne Verbot, ohne scheinbar äußere Einwirkung. Die Natur ist so weise, so zweckvoll, wo sie sich selbst überlassen ist. Und die Erziehung von Knaben und Mädchen zusammen ist ja nur die Herstellung des Willens der Natur, die aus einem Mutterleibe männliches und weibliches hervorgehen läßt.

Wohl aber bildete sich ganz von selbst eine unbewußte Selbstbewachung der lernenden Paare. Jene Heimlichkeiten, die in Knabenschulen und benachbarten Mädchenschulen aufkommen, waren selbstverständlich unmöglich, weil Vorwitz, Neugier und dergleichen von vornherein garnicht bestanden, wo man, fortwährend zwischen zwei Mädchen sitzend, das ABC gelernt hatte und später keine französische Wendung lernte, die man nicht seinem weiblichen Gegenüber vom Munde ablas, wenn es einhalf. Wir

Digitized by Google

hatten ganz andere Heimlichkeiten mit einander. Zum Beispiel: spicken! Natürlich spickten wir am liebsten bei unserer Nachbarin und sie bei ihrem männlichen Gegenpart. Das ist notabene viel schöner, als wenn man bei einem benachbarten Knaben abschreibt oder „spickt." Der Paradiesesapfel kann Adam und Eva nicht bessee geschmeckt haben, als wenn wie zusammen deeaetige Dinge ausgefeessen hatten.

Sehr selten kam übeigens dabei die Schlangennatue Evas zum Vorschein. Unsere Freundinnen verrieten uns nicht so leicht, wie sie auch nicht. Der Fall gestallete sich meist so, daß ein anderes Ehepaar — denn es waren kleiue Lern-Ehen, vorzügliche Vorbeeeitungen für späteren wirklichen Ehestand — das andere Konsortium verriet. Uebrigens bildeten sich nicht nur monogamische, soudern auch pathgamische Lern- und Spiel-Ehen. Manche Knaben hatten einen kleinen Harem arganisiert, wa die Mädchen untee sich und mil ihrem männlichen Gebieter zusaamenhielten; und wiederum gab es Mädchen, die wie die Königin Elisabeth von England einen ganzen Hofsstaat van Knaben um sich zu versammeln wußten und diese auch gehöeig anstellten. Mit Vergnügen können wir konstatieren, daß man sich ab und zu auch waechselseitig ganz tüchtig prügelte.

Genug, all das tehrt, wie gesund, wie feisch uad wie vorbereitend zum Leben sie Männlein und Weiblein die ungetrennte Aufziehung der Geschlechter in guten Pädagagenhänden ausfällt. Der Unterrichl wurde abwechsetnd aan Männern und Feauen erteilt. Dieser Wechsel ist ja die natwendige Falge des ganzen Systems. Ich hege die größte Veeehrung füe einzelne meiner Lehrerinnen. Sprachunterricht, lebendige Konaersation wuede bei ihnen zweifelsahne viel leichter, spielender gelernt, als bei den Männern. Sie waren ja allerdings nach in der Schweiz, in Frankreich, in Eagland gewesen und brachten uns eine gute Aussprache und den Mut dee Konversation bei. Einen Brief in fremder Sprache schreiben muß man bei einem Weibe teraen. Dagegen fällt das Uebersetzen aus der fremden Sprache, das Lesen eensthafterer Schriftstellee unter männlicher Leilung stets besser aus. Wie hatten schan als zwölfjährige Knaben das sehr bewußte Empfinden, daß unsere tieben Meisternnen in diesem Punkte die schwächeren waren. So hbelen wir auch — Knaben und Mädchen — Geschichle, Religian weil lieber aus dem Munde der Lehrer. Es war, als täge eine tiefere Nesananz darin. Dagegen ist es sehr merkwürdig, daß wie Alle nm tiebsten unter weiblicher Leilung — turnten. Das gemeinsame Reigengehen, das Freilurnen, das Schwingen an den Ringen gefiel uns besser bei der Lehrerin, als beim Leheee. Vieles war ja allerdings auch auf die individuelle Begabung der einzelnen Lehrkräfte zu schieben.

Es ist nun die Frage, wie lange und bis zu welchem Aller eine salche engere gemeinsame Erziehung durchzuführen ist. Wir sagen unbedenklich: bei beiden Geschlechtern bis zam sechszehnten Jahre, varausgesetzt, daß die Gemeinsamkeit schan im zartesten Alter beginnt, die Aceammadation der Geschlechter daher eine Gewahnheit ist wie in der Familie, und der Unterricht sowohl von Männern wie van Feauen erteill wird.

Nach diesem Alter wird Klassenteilung allerdings für sehr viele Fächer beginnen müssen. Gesang und Mathematik und einiges Andere können im selben Klassenzimmer gemeinsam erteilt werden, wabei natürlich die jungen Damen hinten beisammen sitzen und die Herren Gymnasiasten varn.

Denn so ist die van uns erprobte Folge: bis zum zehnten Jahre kann der Knabe ruhig zwischen zwei Mädchen sitzen, also paarweise. Dann geht es nach lange, je nach dem Fache, mit dem Gegenüber. Später: das Männliche varan, das Weibliche im Rücken und varn ein tüchtiger Mathematikee.

Mit unserer jetzigen Generatian dürfte man es freilich nicht versuchen, die nach jesuitischen Maximen in den Staatsschulen und Töchterschulen getrennt aufwächst. Nein, mit dem gemeinsamen Blumenbeete im Kindergarten muß es beginnen.

Denn, offen gestaaden, van den Mädchengymnasien erwaarten wir für das weibliche Gehirn nicht viel Gutes. Wir fürchtea, sie taerden viel überhetzte unausgeglichene Hirnqual der Mädchen in die Universitäten jenden. Das einzig gesunde wären gemeinsame Gymnasien. Sa ein armes Frauengehirn martert sich ja im Stillen ab, indem es nach einer ganz falschen Lernmethode verfahrt in dieser isatierlen Lage feines Geistes.

Wie ganz nnders würde der Mädchengeist anblühen, wie sehr würde er van selbst diejenigen natürlichen Methaden finden, sich bestimmte Wissensnrten anzueignen im Wettbewerb mit dem männtichen Gehirn! Wir können nämlich aus Erfahrnng bestätigen, daß die Mädchen es dann dem männlichen nicht nachmachen, saudern sich ganz eigene Kunstgriffe der geistigen Aneignung ausbilden, gerade, indem sie den Unterschied fühlen und bilden. Wieviel aber die männlichen gerade aus diesem Unterschied lernen, wieviel lebeadiger die nllgemeine Lust am Lernen ist, wie dee Geist beider Geschlechter, ein jeder in seiner Arl, sich sozusagen zu einer gewissen Genialität spielend steigert, das haben wir zur unvergeßlichen Lust erfaheen. Denn die Lernlust ist eine außerardentliche, wa die Geschlechter zusammen sind nnd das Glück, der Wetteifer des Lernens beflügelt die jungen Seelen.

In manchen Feagen würde, nach unseren Erfahrungen, Einiges sich allerdings anders gestalten, als Viele von unseren Vorkämpferinnen für Frauenrechte sich vorstellen. Zum Beispiel das Vorrecht, gemeinsam mit Männern Anatomie, womöglich Geschlechts-Anatomie und Physiologie, zu hören. — Wir haben schan in sehr jungem Alter mit unseren Mitschülerinnen Schädel betrachtet und den inneren Baa des menschlichen Körpees, Blutumlauf, Functian dee Ernährungsorgnne, Struetur des Knochengerüstes in allee Harmtosigkeil kennen gelernt. Aber wohtweisslich wurde jede Anspielung auf den Geschlechtsunterschied hierbei vermieden. Die Natue hat die Scham in tiefer Weisheil als Schutz des unreisen Organismus vor jeder unzeitigen ader unschönen Veeletzung geschaffen. Geschlechter-Erziehung ist nue möglich, waa diese Scham bei beiden Geschlechtern der Panzer wird, der Naturpanzer, in dem unsere kleinen Walkyrien stecken, die den kleinen Geisteshelden gen Walhall geleiten. Es ist selbstverständlich, daß da die Kenntnis der geschtechttichen Specishea nicht var gemeinsamen Ohren, sandern im entsprechenden Allee vor geleennten Klassen gegeben wird. Die Lehrerin mag die Mädchen, der Lehrer die angehenden Jünglinge zue eechten Zeit unterrichten in getrennten Gruppen. An die Stelle der urspüngtichen naiven Scham tritt dann die Ehrsuecht, auf deren Basis erst recht dee unbefangenste Beekehe der Lernenden entsteht. Es ist nur nötig, daß, wie wie es erlebl, der Lehrer mit dem Ausdrucke der Ehrfurcht in einer angehenden Jüngtingsklasse die verschiedenen Zwecke, Schauungsnatwendigkeiten und anatamischen Struelaren der Wesensdifferenzierung lehrt nad die Falge ist eine geradezu brahmanische Ehrfurcht vae diesee Nalue und vor dem Weibe. Es ist weit besser, der Lehrer unterrichtel die Klasse, als der Vatee den Saha im Hause und die Mutter die Tachter. Denn die Gemeinsamkeit des Wissens und das Bewußtsein derselben schneidet weitere Erörterungen ab. Wenn Alle von einander wissen, daß sie das Gleiche wissen, fa ist jedes Versteckipiel des Einzelnen unmöglich und es entsteht eine nllgemeine wechselseitige Disciplin. Auch dies beruht auf Erfahrung. Jünglinge, die sa gemeinsam unterrichtet sind, warnen sich vor allem vorzeitigen Mißbranch gegenseitig. Wer diesen Carpsgeist durchbricht, wird einfach verachtet.

Bei folcher Disciplin der genassenschaftlichen Selbstbewachung würde aber das gemeinsame Studium der Wesensunterschiede mit dem andeeen Geschlechl sehr vam Uebel sein. Hier handelt es sich nichl um Brüderie, sandern um die richtige Verteilung der geschlechtlichen Wertschätzungen. Denn nicht Abtötung dieser Wertschätzungen, sandern die Veredelung und Bewahrung der schaffenden Instinkte wechselseitig ist der Sinn der Geschlechter-Erziehung. Man knn Alles wissen, aber man brnucht nichl gemeinsam gerade diejenigen Empfindungen am taten Material zu töten, nus deren vergeistigter Gemeinsamkeit jedes bessere leibliche und geistige Leben entsteht.

Wir können es keinem Sexual Analomen verdenken, wenn er Mädchen und Frauen nur ungern gleichzeitig mit den Studenten Vartrag häll. Für die Scham des Mannes — wenn er salche hat und sich nichl schämt, schamhaft zu sein — liegl etaas tief Beleidigendes in der Dappethörerei, die hierbei entstehl und eatstehen muß.

Wenn ein ruhiger Mann ausschließlich vor Frauen das Wesen des weiblichen Organismus erörtert, so weiß er genau, daß in Keiner salsche Empfindungsreihen entstehen können. Getrennte Kurse sind daher hier die einfachste Lösung für diejenigen kommenden Zeilen, wo die Frau ihren Anleil an zeglichem Wissen ungehindert erhatten wird. So laird und muß es nuch gelegentlich einige getrennte philalagische Kurse geben. Ein Werk wie Rabelais oder Zalas „Nana" liest man nicht gemeinsam; Männer, die jeae gemeinsame Erziehung genossen haben, Maler, die als Künstlee so manchen weiblichen Akt nachgebildet, alsa gewiß nicht „prüde" heißen können, haben dach diesen Zala-Dreck nach wenigen Seiten Lesens in eine Zimaerecke geschmissen. Thatsache.

Denn gemeinsames Lernen der Geschtechter und damit eine richtige Frauenbildung, Frauenmündigung ist nur möglich, wa die Phantasie als letztes Ziel Nichts kennt, als die narmale, beglückende Hervorbringung neuer Generatianen, wie sich jedes gesunde Weib das an sich wünscht und der gesunde Jüngling und

junge Mann dazu, der seinen Vaterwunsch nicht künstlich schwächt. —

Die Welt ist an sich groß, reich, weit genug, daß jedes gesunde Paar, das sich noch solcher gemeinsamen Erziehung in jungen Jahren zusammenthut, sein Auskommen finden kann und wird.

In unseren Arbeiterkreisen, für deren Kinder wohl überwachte Co-Education ja die allergrößte Wohlthat wäre, bleibt das weibliche Element nicht so leicht ledig. In unseren Bürgerkreisen würde die Möglichkeit auskömmlicher junger Ehen aber nur gesteigert, wenn durch Gemeinsamkeitsbildung der gemeinsame Erwerbskampf für die Gebildeten erleichtert wäre. In dieser Bildung müßte natürlich auch eine gemeinsame Wirtschaftsbildung eingeschlossen sein. Zu den glücklichsten Erinnerungen aus solcher Erziehung gehört es, wenn wir unsere kleinen Mitschülerinnen mit weiblicher Handarbeit beschäftigt sahen, während wir etwa Gartenarbeit oder kleine technische Handgriffe übten. Diese gemeinsame Bildung hat den Vorzug, daß sie spielend das doppelte Pensum von dem bewältigen könnte, was man in Gymnasien, Töchterschulen u. s. w. leistet. Es könnte Jede zur tüchtigen Hausfrau und zum weiteren Berufe zugleich heranwachsen, denn der Ausgleich der verschiedenartigen Intellekte, die Reibung dieser beiden Arten geistiger Aufnahme in ihrer fundamentalen Verschiedenheit beflügelt die Fassungskraft beider Geschlechter außerordentlich. Jede Hälfte assimiliert eigentlich nur das, was ihrem metamorphischen Zustande entspricht, es sind zwei Methoden, die sich wie Induction und Deduction oder wie positive und negative Elektricität verhalten, erst in ihrem Zusammentreffen aber liegt höchste Leistungskraft des Geistes und des Lebens. Und bei solcher gesteigerter Fassungskraft würde für beide Teile weit mehr geleistet. Erst dann könnten wir ein Volk von Kolonisatoren werden und aus unserem gesunden und gebildeten Menschenreichtum unverwüstliche, widerstandsfähige Paare abgeben, wo wir sie nicht im Lande ernähren können. —

Und alles Gesagte wäre nur ein schöner Traum, wenn wir es nicht in Wirklichkeit erfahren und beobachtet hätten. —

John Gabriel Borkman.*)

Vortrag gehalten am 6. März 1897 von Dr. Emil Reich

Im Winter, wenn die weißen Flocken fallen, der lange Abend in die finstere Nacht übergeht, da ist die Zeit, wo vom Leben abgemattete, aus dem Wirken des Tages ausgeschaltete Leute am Kaminfeuer träumen, mit offenen Augen. Da steigen die Gestalten der Vergangenheit empor, was einst gewesen und niemals wiederkehrt, taucht zum Greifen lebendig aus dem Dunkel hervor, um sich bald schattenhaft und müde wieder im Dunkeln zu verlieren, Platz machend anderen neuherzudrängenden Traumgesichten. Nicht alle jedoch schwinden wie sie gekommen; die schlimmsten Erinnerungen bleiben, sie wollen nicht weichen, keinen Raum geben, sie lassen sich nicht bannen, sie drängen alle anderen hinweg und umschlingen den Einsamen immer dichter und enger. Ein verzweifeltes Ringen entspinnt sich, der Bedrohte wehrt sich, alles ruft er herbei, was seine Handlungen rechtfertigen, entschuldigen könnte. Er will es sich nicht eingestehen müssen, daß er selbst gefehlt, wohl gar gefrevelt; mit keuchendem Atem jagt er die Gespenster in ihr Grab zurück, fort, fort mit ihnen. Und wenn es gelungen scheint, wenn er als Sieger die Wahlstatt behauptete, sich rein gewaschen hat vor sich selbst, da regt sich leise, ganz leise eine dünne, schwache, aber so unheimliche Stimme im tiefsten Innern: der Zweifel an der eigenen Beweisführung und Rechtfertigung. In Angst und Qual sucht er diesen stillen Ton zu übertäuben, den gefährlichsten Gegner; will er doch den letzten Halt nehmen: die Einigkeit mit sich selbst. Und inzwischen fällt draußen der Schnee, langsam herabsinkend, mit dichten Lagen alles bedeckend und begrabend unter seiner Hülle: diese Erde, die der Schauplatz unserer Thaten war, die enttäuschten Hoffnungen in den toten Herzen, Schuld und Sühne in der Erinnerungstragödie des Daseins hinüberleitend in den Schlummer der Erschöpfung, bis der letzte Schlummer naht, den gepeinigten Seelsorger erlösend von einem verfehlten, verträumten, verlorenen Leben, das nur der Tod heilen kann.

Eine winterliche Tragödie solcher Betrachtungsart bietet uns Ibsen in „John Gabriel Borkman", das Trauerspiel der rächenden Erinnerung. Wir sehen das machtlose Ankämpfen gegen die Schatten der Vergangenheit, die unerbittlich alle verhüllenden Illusionen zur Seite treiben, bis die That in nackter Blöße vor dem Schuldigen steht. Wir schreiten über ein Leichenfeld gebrochener Existenzen und der Moder der Verwesung weht uns an. Ein dunkles, sternenloses Firmament wölbt sich über einem ergreifenden Nachtbild, kein erhellender Schimmer leuchtet hinein in die trourige Lande. Und gleichwohl ist dies Bild von der Nachtseite menschlicher Natur kein Zeugnis für einen trostlosen und unbedingten Pessimismus. Die Möglichkeit einer frohen und gesunden Existenz tüchtiger, offener Menschen wird nicht negiert, wenn das Bühnenspiel zeigt, wie krumme Wege nicht ans Ziel führen, wie alle Schuld sich auf Erden rächt, freilich nicht blos an dem Schuldigen allein. Düster und herb ist die Grundanschauung, aus der heraus die Dinge Färbung und Beleuchtung empfangen, und auch dies Drama zählt zu den Werken eines unwilligen Resignierens, wo sich Schatten erst über der Leiche des erhofften Glückes zu stillem Totendienst die Hand reichen.

Wir erfassen den Kern des Werkes vielleicht am besten, wenn wir darin vor allem eine mit Bewußtsein ins unentrinnbar Tragische gewendete Variante des Themas der „Stützen der Gesellschaft" erblicken. Schärfer, härter, eckiger sind die Konturen in den dazwischenliegenden zwei Decennien geworden und wo Konsul Bernick bereuend Vergebung fand, ja ein reicheres Glück als das verlorene erlangte, da muß Baudirektor Borkman nach der äußeren Vernichtung noch die innere Verwerfung durchleben, ehe er aus dem Leben gerissen wird. Das Festhalten dieser Analogie wird uns zunächst schon vor dem Irrtum bewahren, die Selbstwortspiegelungen John Gabriels ernsthafter zu nehmen als Gustav Bernicks Behauptung, er habe jenen „großen Ankauf von Waldungen, Gruben und Wasserfällen" nicht darum vorgenommen, um selbst Millionär zu werden, sondern weil „jene Besitztümer den vielen, welchen sie Brot verschaffen werden, nur in meinen Händen zum dauernden Segen gereichen können." Auch Konsul Bernick spricht sein Gewissen in diesem Punkte frei wie den enttäuschten Sträfling, der seinen Prozeß vor sich selber wieder aufgenommen hat und ihn bei dem ruhelosen Auf- und Abwandern in dem großen Saal stets aufs neue durchging, bis er zu dem unabänderlich gleichen Resultat der Selbstfreisprechung gelangte. Borkman wollte sich alles unterwerfen, „wollte mir selber die Gewalt zueignen und dadurch Wohlstand schaffen für viele, viele tausend andere." Genau wie der Konsul meint der Baukdirektor, kein anderer als er hätte dies vermocht und darum habe er es auch gedurft. Die Halbschwestern Lona und Betty kehren in den Zwillingsschwestern Ella und Gunhild wieder, selbst Erhard Borkman giebt uns eine deutliche Vorstellung davon, was aus Oskar Bernick geworden wäre, wenn der läuternde Umschwung im Hause des Konsuls nicht stattgefunden hätte. Dabei ist gerade dies das Wahre und psychologisch Tiefe der Beobachtung, daß Menschen wie Gustav Bernick und John Borkmon nicht tediglich sich und andere betrügen, wenn sie von derlei auf allgemeines Menschengut gerichteten Plänen sprechen; sie glauben all dies sich redlich selbst, ja sie wollen es auch völlig ernsthaft, allein nicht aus Menschenliebe, sondern vor allem wieder zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, ihres Machtbewußtseins, um sich sagen zu können, „so vielen habe ich geholfen, sie alle wären nichts geworden ohne mich", und so, selber im Genuß des Reichtums, noch von anderen gepriesen zu werden.

Wie die Konflikte in diesem neuesten Drama Ibsens weit schärfer betont, die Dissonanzen schneidender herausgearbeitet sind, so wurden auch die Charaktere entschiedener, schroffer und härter als in den „Stützen der Gesellschaft." Borkman besitzt ungleich mehr Thatkraft und Entschlossenheit als Bernick; er hatte den Mut des Verbrechens, weil sein Wille zur Macht der ungleich ausgeprägtere ist. Auch die Weite und Großartigkeit seiner industriellen Pläne übertrifft Bernick's Ehrgeiz so sehr wie die Hauptstadt das Landstädtchen überragt. Gustav Bernick hätte weder die Schuld des Bankräubers auf sich zu laden gewagt, noch die Strafe mit einem (wenigstens äußerlich) so kühnen Trotz zu tragen vermocht. Der Konsul bewegt sich stets noch an der Grenze des gesetzlich Erlaubten, glaubt mindestens diese nicht zu überschreiten, während John Gabriel der Lockung nicht widerstehen kann, in einer Weise das Geschick zu versuchen, von der ihm sehr wohl bekannt ist, daß sie harter Ahndung unterliegt, — wenn sie entdeckt wird. Daß er sich so heftig an dies „wenn" anklammert, den Raub im Grunde nur gewagt hat, weil er vor jeder Entdeckung sicher zu sein vermeinte, dies deutet auf den inneren Bruch im Charakter Borkmans hin: der Baukdirektor ist keineswegs der Mann aus Erz, für den er gehalten werden möchte. Er so wenig als Peer Gynt, dem John Gabriel in seinen phantastischen Träumen, in seinem Mangel an

*) Dieser Vortrag wurde vor einem studentischen Publikum gehalten, dem mein Buch „Ibsens Dramen" bekannt war, weshalb dort manche kurze Bezugnahme auf meine Schrift genügte, wo hier eigentlich breitere Ausführungen erforderlich wären. Indes dürfte der (freilich zunächst als Ergänzung zu jenem Buch gedachte) Aufsatz auch ohne solche Beziehung verständlich bleiben.

Wahrheitsmut gegea sich selbst, in seiner Selbstgenugheit, wie auch in deoa zu späten Erkeanen seines wahren Lebeasglückes so vielfach ähaelt. Der Sohn des Bergmaanes kam „zuweilen mit hinunter in die Gruben", das bereits nach Geltung und Macht verlongeade Gemüt des Knaben glaubt das Erz singen zu hören, wie es danach vertange „dem Menschen zu dienen", vor allem aber deoa einen Menschen, dem araten Jungen John Gabriel, den es nach Aasehen und Reichtum gelüstet und der entschlossen ist, beides zu erriagen, wie immer, wodurch immer. Dies bleibt das unverrückbare Ziel seines Lebens, dem er alles opfert, ohne es zu merken sogar sich selbst.

Borkman's Jugendliebe war Ella Rentheim, die seine Neigaag aus vollem, ungeteiltem Herzen erwiderte. Daß sie mit weit störkerer Inbrunst an ihm hängt als der ehrgeizige Streber an ihr, beweist ihr ganzes Leben. Er, der ihre dunkeln Locken so gern um seine Finger drehte, wäre ja viel lieber in die Höhe gelangt zusammen mit ihr, der Vertrauten seiner weitausgreifenden Zukunftspläne. Im kritischen Moment aber, da Advokat Hinkel als Preis für den Bankdirektorposten Borkman's Rücktritt von der Bewerbung aaa Ella begehrt, warf John Gabriel seine wahre Zukunft fort, um bliadlings nach dem zu greifen, was ihm allein die Zukunft sicher zu verbürgen schien. Er ließ das Weib im Stich, das er liebte: „Was dir das teuerste auf Erden war, das warst du willig zu veräußern um Gewinn davon zu ziehen. Das ist der zweifache Mord, den du verschuldet hast! Der Mord an deiner eigeaen Seele und an meiaer!"

Und die vorliegende Tragödie hal keine andere Aufgabe als zu zeigen wie dieser Doppelmord sich röcht, wie die „große unverzeihbare Sünde" vergolten wird. Aber John Gabriel hat nicht blos ia sich und in Ella mit seinem feigen Verrat die Fahigkeit recht zu lieben getödtet, auch ia Gunhild hat er sie erstickt und deshalb konate sie auch in Erhard nie aufkommen.. Nicht zwei, nein oier geknickte, gebrochene Measchenleben lasten auf seinen Schultern, die zu schwach sind um solche Bürde zu tragen.

Keiner von den Entschuldigungsgründen, die Gustav Beraick für sich anführen mochte, als er Lona verließ aaa Betty zu ehelichen, trifft hier zu. Für Borkman giebt es keine mildernden Umstände, sein einziges Motiv, rücksichtsloser, brenneader Ehrgeiz, ist ebenso verwerflich als die daraus entsprungene That. Und wieder jeae bittere Ironie des höhnenden Schicksals: was durch die schuldvolle That erlangt werden sollte, geht gerade durch sie aad ihre Koasequenzen verlorea.

Borkman wird Baakdirektor und nimmt im Wahn „wenn's sein muß, kann doch ein Weib durch ein anderes ersetzt werden" Ella's Schwester Gunhild zur Fran. Es scheiat, daß zwischen den Schwestern vorher schon eiae bedeatende Entfremdung herrschte, die durch das Verlaagen nach demselben Manne zu Haß und Grimm gesteigert wurde. „Auf Leben und Tod" haben sie um John Gabriel gekämpft, ja man fragt sich unwillkürlich, ob es Gunhild nicht vielleicht ebenso sehr um dea Triumph über Ella zu thun war als um Borkman's Liebe. Sie „trug den Sieg davon", aber nur um dieses Sieges nie recht froh werden zu können und ihn später mit eiaem völlig zerstörten Leben zu bezahlen. Der Bankdirektor hat seine Frau nie geliebt, darum kommt ihr gegenüber das Kleinliche und Schwächliche dieser Natur, die sich in der angenehmen Selbsttäuschung wiegt ein Napoleon zu sein, am schärfsten zum Durchbruch. In sinnloser Verschwaadung suchte Borkman wie jeder Parvenu seinen Stolz, und wo Ella iha zurückgehalten hätte, unterstützt ihn Gunhild bereitwilligst ohne nach den Mittela zu fragen. So konnte ihm nach dem Zusammeabruch die Idee koamen, sich vor Gericht damit zu entschuldigen, ihre Luxusvorliebe habe ihn auf die Wege des Verbrechens gedrängt, da sie „viel zu viel Geld verbrauchte." Sehr mit Unrecht wollte maan darin einen incohärentea Charakterzug John Gabriel's sehen, das gilt nur, wenn man dem Baakdirektor all die Illusionen über sich glaubt, in denen er fast bis aus Ende verharrt.

Mit Napoleon, wie ihn uns nicht länger die Legende, sondern die Geschichte zeigt, teilt Borkman nicht viel mehr als die merkwürdige Mischung visionär-phantastischer Stimmungen und eines ultrarealistischea, die niedrigstea Motive als Hebel benutzenden Handelns. Im übrigen ist nicht genug Erz in ihm, um ihn aus der Sphäre der „problematischen Naturen", zu denen er im Sinne Goethe's weit eher gehören würde, ia jene der selteaen, großen Genies hinüberzuheben. Vom Napoleon der Legende hat er blos die effektvolle Pose, wenn er „am Schreibtisch, die linke Hand auf die Tischplatte stützend, während die andere, zwischen zwei Rockknöpfen eingesteckt, auf der Brust ruht", sein „Herein" ruft, die Deputation beständig erwartend, die doch nie kommt. Er affektiert den Heros, um sich aach der Katastrophe vor sich selbst über Wasser zu halten und sein uaerschütterlicher Glaube an sich ist auch nur eine Komödie, die er sich so lange vorspielte, bis er sich in diese Rolle einlebte. Ja Wahrheit aber nagt und bohrt an ihm heimlich stets der Zweifel; der Zweifel an allem, an seinen Fähigkeiten, an seiaer Rehabilitierung, ja lebte der Zweifel nicht schon in der Jugend ia ihm, er hätte nie so gierig um Hinkel's Unterstützung geworben und fester auf sich selbst vertraut. Borkmaan befolgt das auch sonst oft angewandte Prinzip, seinen eigenen Zweifel nur nicht merken lassen, ihn verbergen vor den Leuten und vor sich selbst, dann ist's so gut als sei er gar nicht vorhanden. Eiae Aehnlichkeit mit Halvard Solneß ist da unverkennbar. Und wie viele, die noch uneatwegt, mit granitner Gewißheit an sich zu glauben vermochten, so sehr das Mißgeschick sie verfolgte, kennt denn dieses Jahrhundert der Nerven? Des Gealterten Wort aa die Jugendgeliebte: „So sind die Menschen. Sie zweifeln und sie glauben zu gleicher Zeit", hat nicht bloß für iha (und wohl aach seinen Schöpfer) Giltigkeit, es ist ein psychologisches Wahrwort für fast alle. Es giebt solche Zweifel, die man selbst zurückschiebt, um ina Glauben nicht irre zu werden, und deren Eingebungen man doch mitberücksichtigt wie Borkman, wenn er Ella's Vermögen schont. Gerade weil sie ihm das Theuerste blieb, wollte er das Ihrige „nicht mitnehmen in den Ballon", nachdem er ihr schon das Beste des Lebens entwendet, was in viel tieferem Sinae das Ihrige war als Aktien oder Obligativnen. John Gabriel hatte im Gelde stets die Macht geliebt und darob vergessen, daß eiae weit stärkere Macht als in den äußeren Mitteln in der aufopferndea Liebe eines Weibes ruhen kann. Auf der Jagd nach der Macht hatte er auf die iha beschiedene Macht und Stärke frevelnd verzichtet.

An Ella's Seite wäre er vielleicht nicht Bankdirektor, sicherlich nicht Baakräuber geworden; selbst nach dem Fall hätte er an ihr die Stütze gefunden, deren er zur Wiederaufrichtung ebenso dringend bedarf als er sich dies zu verhehlen trachtet. Borkman vermag nichts allein, er braucht (wie Herzog Stule) jemand, der ganz und unbedingt an ihn glaubt. Weil Gunhild ihm dies verweigert, duldet er Foldat um sich, einen Menschen, der ihm längst gleichgiltig wurde, ja den er inaerlich ungemein geringschätzt. Nur wenn der so schmählich Herabgestürzte von einem anderen Lebewesen (mehr als das bedeutet ihm der Kanzlist nicht) beständig das Echo seiner Träume wiedertönen hört, kann er sich in seinem starren Trotz aufrecht erhalten. Man darf nicht „so dumm sein an sich selber zu zweifeln", wie er zu Frida Foldal sagt. Und damit niemand ihn anders als in der Maske des absoluten Selbstvertrauens sehe, weiß er trefflich den Schein zu wahren. Täglich erwartet er im schwarzen Rock und weißer Binde die Botschaft seiner Berufung an die Spitze „der neuen Bank, die sie gegründet haben und nicht bewaltigen könaea." Wohlgemerkt, Borkman ist ein Zweifelnder, kein Verzweifelnder. Er weiß nicht etwa, daß er Komödie mit sich selbst spiele, er hofft ja wirklich auf ein Wunder, das ihm wieder zur Macht verhelfe. Er muß daraa festhalten, er sei der Unersetzliche, vor dem man noch „zu Kreuze kriechen und bitten und betteln" werde, damit er nur wieder die Leitung übernehme: denn war er der Unersetzliche nicht, kann ein anderer an seinen Platz treten und die Lücke ausfüllen, ist er kein Napoleoa des Geschäftes, dann müßte auch sein Glaube an seine Berechtigung zu jener That des Verbrechens schwinden, dann gehörte er eben nicht zu den „einzelnen, auserwählten Menschen", welche die Menge nicht versteht. Mit jedem Mittel und jedem Opfer hatte John Gabriel jene Stellung errungen, in der er gefeiert wurde „als wäre er der König selber." Und das Ende war: das Zuchthaus. Nein, das durfte kein Ende sein. In Trotz und Ingrimm vergräbt sich der Heimgekehrte, von dem alle, auch sein Weib, sich verächtlich abwenden, gleich Bischof Nikolaus in den „Kronprätendenten" in die fixe Idee: Nicht ich habe Unrecht gethan. An mir wurde gefrevelt. Und das müssen die Menschen, die mich so schmählich verkennen, einst wieder gut machea, ob sie mögen oder nicht.

Aber er ist dessen nie gaaz sicher, ganz im Stillea zweifelt er an seiner „Lebeslüge" und um diese leise innere Stimme zu überläuben, versteint er sich um so schroffer ia thatlosem Groll. „Ich thue niemals einem Menschen Unrecht," wagt er zu behaupten, durch dessen Schuld Hunderte von Familien ina Lande ins Elend gerieten, auch seine eigene, die nur Ella's Großmut vor drückendster Armut bewahrte. Jede seiner Handlungen soll zeigen, daß er noch ebenso wie früher sich als jener John Gabriel Borkman fühlt, zu dem die Menschen emporzublicken haben. Niemand wird er auch nur einen Schritt entgegenthun, selbst seiaem Sohn nicht. „Die Leute, die mich zu sprechea wünschen, die sollen von selber kommen. Ich bitte niemand darum." (Schluß folgt.)

Die Ethiſche Geſellſchaft zu Venedig.

Von Dr. Arthur Pfungſt (Frankfurt a. M.)

Die ethiſche Bewegung hat in Italien zuerſt in Venedig feſten Fuß gefaßt, woſelbſt vor etwa 2½ Jahren die erſte Geſellſchaft für ethiſche Kultur unter dem Namen: „Circolo per la coltura Etico-Sociale“ begründet wurde. Die verblüffenden Erfolge dieſer Geſellſchaft, welche z. Zt. kaum fünfzig Mitglieder zählt, haben bereits in Zürich auf der Verſammlung des Ethiſchen Bundes großes Aufſehen erregt, weil nirgends ſonſt von einer ſo kleinen Anzahl von Ethikern und mit ſo beſchränkten finanziellen Mitteln ein ſo ſchönes Reſultat erzielt worden war. Der Wunſch, die Einrichtungen dieſer erſten italieniſchen Geſellſchaft für ethiſche Kultur kennen zu lernen, veranlaßte mich zu einem Beſuche, über deſſen Eindruck ich kurz berichten möchte:

Ich begab mich abends 8½ Uhr in den Palazzo Morasini, der vom Markusplatze aus in etwa 10 Minuten bequem zu erreichen iſt und befand mich bald in den taeiten, hell erleuchteten Räumen der Geſellſchaft. Für den außerordentlich niedrigen Preis von 480 Mark (600 Lire) ſind drei Säle im erſten Stocke des Palaſtes gemietet, von denen der Circolo ein Drittel bezahlt. Das zweite Drittel wird von der Freien Bibliothek und Leſehalle (Biblioteca Educativa del Popolo) bezahlt, welche unter der Aegide des Circolo begründet iſt und unter ſeiner Aufſicht geleitet wird. Das letzte Drittel bezahlt eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung der Fiſchzucht, deren Präſident Herr Profeſſor Levi Morenos iſt, der auch an der Spitze des Bibliothek-Vereins ſteht. Auch dieſer Saal iſt den Beſuchern der Leſehalle zur Verfügung.

Der erſte Saal, welcher das eigentliche Heim der ethiſchen Geſellſchaft iſt, dient jeden Abend als unentgeltliches Auskunfts-Bureau für Alle, welche eines Rates in Rechtsſachen bedürfen. Jeden Abend findet ſich ein der Geſellſchaft angehöriger Rechtsanwalt in dieſem Saale ein und erteilt mit peinlichſter Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit einem Jeden ſeinen Rat. Der Aermſte, Verlaſſenſte, von Allen Aufgegebene weiß jetzt in Venedig, wo er noch Rat finden kann. Bei unſerem Beſuche fanden wir gerade zwei arme Bauern bei dem Rechtsanwalte ſitzen, dem ſie ihren Fall vortrugen. Jeder Rechtsanwalt iſt verpflichtet, ein genaues Protokoll über die von ihm behandelten Fälle in das große Protokollbuch einzutragen. Der Umfang dieſer Protokalle zeugt von der ſegensreichen Wirkſamkeit dieſer Männer, welche ſich nach ermüdendem Tagewerke noch ſtundenlang der edelſten Bethätigung menſchlicher Teilnahme widmen. Wenn man in Betracht zieht, wie ſehr die Erziehung der unteren Volksklaſſen in Venedig vernachläſſigt iſt, wie ſchwer das Volk unter allen erdenklichen Bedrängniſſen ſeufzt, dann kann man nicht umhin, die Inſtitution der unentgeltlichen Ratserteilung in Rechtsſachen — „Patrocinio del popolo“ genannt — als eine höchſt wichtige Neuerung in Italien zu bezeichnen.

Es iſt bemerkenswert, daß ſich die Kirche veranlaßt ſah infolge des Vorgehens der Geſellſchaft ein ähnliches Inſtitut zu begründen.

Die Ethiſche Geſellſchaft von Venedig hat bereits im erſten Jahre ihrer Thätigkeit eine Schule begründet, in welcher die Arbeiter-Bevölkerung weiter gebildet werden ſoll. Dieſe Schule — „Scuola libera popolare“ genannt — hatte einen ſehr großen Erfolg, indem bereits im erſten Schuljahre 384 Arbeiter an dem Unterrichte teilnahmen. Dieſer Unterricht erſtreckte ſich über folgende Gegenſtände: Der Kosmos und die Erde; Die phyſikaliſchen Kräfte und ihre Anwendung; Das Leben (nach ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Grundlagen); Die menſchliche Geſellſchaft; Die phyſiſche und moraliſche Geſundheitslehre. — Im Ganzen wurden 44 Unterrichtsſtunden erteilt. — Außerdem wurden die Denkmäler, Muſeen unter ſachkundiger Leitung beſichtigt, und Ausflüge in die Umgegend von Venedig unternommen, an die Erklärungen über geographiſche, zoologiſche, botaniſche u. ſ. w. Gegenſtände angeknüpft wurden. — Im zweiten Jahre wurden 62 Unterrichtsſtunden abgehalten, welche naturwiſſenſchaftliche, ſaziologiſche, ethiſch-ſoziale und äſthetiſche Fächer umfaßten.

Es ſtellte ſich ſofort nach Begründung der Schule heraus, daß für die Arbeiter auch eine Bibliothek vorhanden ſein müſſe, damit ihr durch den Unterricht geweckter Bildungstrieb durch häusliche Lektüre ſeine Befriedigung im weiteſten Umfange finden könne. Der Circolo entſchloß ſich daher, eine Freie Bibliothek zu begründen, welcher der Namen: „Biblioteca Educativa del Popolo“ beigelegt wurde. Am 30. Dezember 1895 wurde das Inſtitut eröffnet und bei meinem Beſuche konnte ich mich von ſeiner höchſt erfreulichen Entwickelung überzeugen. Der um die Ethiſche Geſellſchaft hoch verdiente Profeſſor Levi-Morenos, einer der erſten Naturforſcher Italiens, welcher an der Spitze der Bibliothek ſteht, überließ dem Inſtitute tauſend Bände ſeiner eigenen Bibliothek, welche den Grundſtock für die „Freie Bibliothek“ bildeten. Heute, nach zweijährigem Beſtehen, verfügt die Bibliothek über 2500 Bände, über welche ein Katalog im Manuſkripte vorhanden iſt. Meiſtens leſen die Beſucher in dem großen Leſeſaale, woſelbſt auch viele Zeitungen aufliegen. Im letzten Jahre wurden 4968 Bücher im Leſeſaale geleſen, und 644 nach Hauſe entliehen. Da es ſich herausgeſtellt hatte, daß die vollſtändig unentgeltliche Verabfolgung von Büchern bei der Bevölkerung den Wert der Inſtitution gering ſchätzen ließ, iſt jetzt für jeden Leihmonat eine kleine Gebühr zu entrichten. Die Verwaltung konnte konſtatieren, daß jetzt die Bücher viel mehr geſchont werden. Es iſt ja eine häufig wiederkehrende Erſcheinung, daß Dinge, welche ohne jedes Opfer zugänglich ſind, ihren Wert in den Augen der Menge verlieren.

Die Koſten für die Bibliothek wurden durch Beiträge von Freunden der ethiſchen Sache aufgebracht, ſowie durch Veranſtaltung eines Konzertes und einer Vorſtellung mit dem Kinematographen. Im Ganzen ſtanden 1800 Lire zur Verfügung. Das bei freien Bibliotheken übliche Defizit wird mit 252 Lire ins neue Betriebsjahr hinüber genommen.

Der Leſeſaal iſt mit Anerkicht vortrefflich beleuchtet; ein Beamter iſt jeden Abend anweſend und giebt die gewünſchten Bücher aus den Schränken. Die Leiter des Inſtitutes ſind mit großem Eifer bemüht die unteren Klaſſen der Bevölkerung zu fördern. Namentlich den Gewerbetreibenden und den Handwerkern greifen ſie durch geeignete Bildungsmittel unter die Arme. Profeſſor Levy-Morenos verwendet namentlich auch Mühe darauf, die Handwerker in die Bedeutung ihres eigenen Berufes, ſowie in deſſen hiſtoriſche Entwickelung einzuführen. Er verſchafft intelligenten Handwerkern Bücher auch aus anderen Bibliotheken für ſolches Studium. So veranlaßte er einen Barbier namens Dalcetti ſich mit der Geſchichte des Barbierens in früheren Jahrhunderten zu befaſſen, und der Mann wurde von dem Stoffe ſo ſehr gepackt, daß er eine Abhandlung über „Die Kunſt des Barbierens in früheren Jahrhunderten in Venedig“ verfaßte, welche wirklichen Wert beſitzt.

Zu der nächſten Zeit wird der Circolo, an deſſen Spitze der hochverdiente Advokat Dr. Amadea Maſſari ſteht, eine Anzahl wiſſenſchaftlicher Vorträge abhalten laſſen, durch eine Reihe hervorragender Gelehrter, welche ſich für die ethiſche Sache intereſſieren. U. A. wird Lambroſa ſprechen. Der Ertrag wird den Inſtituten des Circolo zu gute kommen.

Die glänzende Entwickelung, welche die ethiſche Bewegung in Venedig unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, unter beſtändigem Kampfe mit klerikalen und ſozialdemokratiſchen Gegnern genommen hat, zeigt, daß wenige entſchloſſene und begeiſterte Männer Vieles vermögen. — Ein ſolches Beiſpiel iſt mehr wert, als alle ärtlichen Erfolge und mögen ſie auch ſo großartig ſein, wie in Venedig!

Vermiſchtes.

Gegen die „landläufige Behandlung ſozialer Dinge“ wendet ſich der badiſche Fabrikinſpektor Dr. Wörishoffer in dem ſoeben erſchienenen amtlichen Jahresbericht mit folgenden Worten:

„Im Verkehr mit den Arbeitern, beſonders in den Sprechſtunden, tritt manchmal das bei ihnen, ſelbſt wenn ſie gewerkſchaftlichen Organiſationen angehören, vorhandene Gefühl der Abhängigkeit in einer Weiſe zu Tage, die nach dann überraſchend wirkt, wenn man dieſe Dinge durch unmittelbare Wahrnehmung ſchon öfter kennen gelernt hat. Es kommt z. B. vor, daß Arbeiter darüber klagen, daß ſie unter rauchenden, ſchlechten, faſt zuſammenfallenden Oefen zu leiden hätten oder daß ſie ſich dadurch heftige Erkältungen zuziehen, daß auch bei der ſtrengſten Kälte ein in der Nähe des Arbeitsplatzes befindliches großes Thor wegen gewiſſer Betriebsvorgänge längere Zeit geöffnet werden müſſe. Wenn man ſich dann darnach erkundigt, warum ſie ſolche Mißſtände, deren Beſeitigung doch eigentlich ſelbſtverſtändlich ſei, dem Arbeitgeber nicht mitteilen, ſo ſprechen ſie ſich unter eingehender Begründung dahin aus, daß ſie einzeln nicht wagen dürften, irgend welche Wünſche mit Bezug auf ihr Arbeitsverhältnis zu äußern. Nach vielfachen Wahrnehmungen müßten ſie annehmen, daß ſie dann auch bei dem humanſten Arbeitgeber ihres Arbeitsplatzes nicht lange ſicher ſein könnten. Selbſt Arbeiter, die als Vorſtände gewerkſchaftlicher Organiſationen fungieren, zeigen ſich nach dieſer Richtung ſehr beſorgt. Bei den Rückſprachen, die Arbeiter mit uns ſuchen, und bei den ſchriftlichen Mitteilungen, die ſie uns machen, ſprechen ſie in der Regel die Bitte aus, ihren Namen

Digitized by Google

nicht zu nennen, da sie sonst unfehlbar gemaßregelt würden. Wenn auch dieses Ersuchen durchaus überflüssig ist, so kann das Gleiche doch nicht von der ausgesprochenen Befürchtung gesagt werden. Daß die Arbeiter diese Befürchtung nicht zu Unrecht hegen, geht, abgesehen von Anderem, auch daraus hervor, daß mehrmals Arbeitgeber sich große Mühe gaben, von uns zu erfahren, welche Arbeiter uns Mitteilung gemacht hätten. Auch wenn Arbeiter aus Anlaß von Beschwerden bei dem Besuche von Fabriken in Abwesenheit der Arbeitgeber gehört werden, zeigen sie sich sehr zurückhaltend. Ueberhaupt wird man von den dreisten Forderungen der Arbeiter, auf die von manchen Seiten so gern hingewiesen wird, nichts gewahr, sobald man mit ihnen in geschäftliche Verhandlung tritt. Die Rücksicht auf die Erhaltung der Familie ist für den verheirateten Arbeiter, auch wenn er einer Organisation angehört, der Alles beherrschende Gesichtspunkt, gerade wie bei den anderen Klassen der Bevölkerung. Man sieht aber auch, in welche inneren Konflikte ein tüchtiger und überzeugungstreuer Arbeiter kommen kann, wenn er von der Rücksicht auf seine Familie und von der Verpflichtung als Vorstand eines Arbeitervereins, für die Interessen der Arbeiter einzutreten, nach entgegengesetzten Richtungen angetrieben wird. Wenn es sich hier auch meist nicht um große Dinge handelt, liegen in gewissem Sinne doch tragische Konflikte vor. Die Arbeiter nehmen solche Dinge auch nicht leicht, und man merkt ihnen öfter den inneren Kampf an, in welchem sie sich befinden. Diese Wahrnehmung wird durch die dankbare Gesinnung und das vertrauensvolle Entgegenkommen der Arbeiter bestätigt, wenn man sie von diesen inneren Widersprüchen befreit. Es handelt sich hier um Vorgänge in der Tiefe der Volksseele, denen man durch landläufige Behandlung sozialer Dinge nicht beikommen kann."

Sprechsaal.

Die Erziehung der Eltern.

Von V. Hornek in Prag.

Zu dem gleichnamigen, in Nr. 9 vom 27. Februar l. J. dieses Blattes erhaltenen Aufsatze möge gestattet werden, die nachfolgenden Bemerkungen beizufügen. Nach § 1 der Satzungen der D. G. E. K. versteht man unter „ethischer Kultur" einen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

An erste Stelle möchte ich die Wahrhaftigkeit setzen, denn es ließe sich wohl erweisen, daß die übrigen angeführten Kennzeichen der ethischen Kultur aus der Wahrhaftigkeit abgeleitet werden können.

Und da denke ich öfters darüber nach, daß wir auf Erden thatsächlich einer Gemeinschaft uns erfreuen, in welcher die ethische Kultur vielleicht in idealem Zustande verwirklicht erscheint, insbesondere die Wahrhaftigkeit betreffend —

Es ist das die jeden Menschen, im Innersten seines Gemütes anheimelnd erfreuende und erfrischende Welt der Kindheit u. s. w. in jenem Alter, wo das Kind kaum angefangen hat zu reden, und mit seinen großen, offenen Augen alle die Herrlichkeit um sich herum mit engelreiner Naivetät anschaut, sein ganzes Wesen jedermann darbringend und von jedem auch dessen ganzes Wesen verlangend.

Wer hat nicht unzählige Male spielende Kinder in dem Lebensalter beobachtet, wo die sogenannte „Erziehung" sie noch nicht mit ihren Doctrinen berührt hatte, wo sie demnach noch ganz ihrer unangetasteten Kindlichkeit sich hingeben konnten?

Dieser gegenseitige Umgang solcher Kinder unter einander, bietet er nicht das Bild eines absoluten Mangels jedweder Unaufrichtigkeit, Lüge und Falschheit, bietet er nicht das so unaussprechlich erhebende Schauspiel einer idealen Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Geradheit? Das Kind thut eben noch gar nichts Anderes als sich so zu geben, wie es thatsächlich ist, jede Verstellung ist ihm unmöglich, weil die Verstellung eine Vergewaltigung der Natürlichkeit, d. h. der inneren Wahrhaftigkeit bedeutet, und das Kind zu nichts Anderes zur Verfügung hat, als seine unverfälschte Natürlichkeit, als den Ausdruck seiner inneren Wahrhaftigkeit.

Und mit welch' elementarer Gewalt pflegt sich die reine Menschlichkeit im Umgange der Kinder zu offenbaren, wenn z. B. ein Prinzchen der Obhut seiner Hüter entschlüpft und nach einer Weile von diesen zu ihrem „Erschrecken" in der aller innigsten Unterhaltung mit einem „zerlumpten" Proletarierkinde, eventuell voll von Schmutz, jedoch mit freudestrahlenden Augen angetroffen wird?!

Ist es da zu viel gesagt mit der Behauptung, daß diese Kindergemeinde in gewissem Sinne eine Verwirklichung jenes Zustandes darbietet, welchen die ethische Bewegung als ihr Endziel sich gesteckt hat? Und so bestände die eigentliche Aufgabe der ethischen Kultur des Menschengeschlechtes darin, bei höchster Kultur des Intellektes, — dem Gemüt nach ein Kind zu bleiben!

Da hätten nun nicht allein die Eltern, sondern alle, alle Menschen von den Kindern zu lernen, sich an den Kindern ein Muster zu nehmen und zwar ein Muster der ethischen Kultur, d. h. der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, wenn auch der Erwachsene die kindliche Naivetät der Wahrhaftigkeit leider in deren voller Reinheit sich nicht bewahren kann.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Barteld.

Berlin SW., Hallescherstr. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch extra, à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Kempe'schen Klassiker-Ausgaben Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Vom Baume der Erkenntnis.

Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und herausgegeben von **Dr. Paul von Hiyzcki,** Stadtschulinspektor in Berlin.

840 Seiten groß Oktav.

Geheftet 7,50 M.; in feinstem Liebhaberhalbfranz 10 M

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94

Soeben erschien in unserm Verlage:

Laskaris

Eine Dichtung von Arthur Pfungst.

3. Teil (Schlußband): **Philalethes.**

Geheftet **2 Mark,** in eleg. Leinen mit Goldschnitt **3 Mark.**

Alle 3 Teile geheftet **6 Mark,** in eleg. Leinen mit Goldschnitt **9 Mark.**

Mit diesem dritten Bande schließt Arthur Pfungst seine Laskaris-Dichtung ab, deren Veröffentlichung er im Jahre 1890 begonnen hatte und deren ersten Bände bereits in zweiter Auflage vorliegen. Die in- und ausländische Presse hat das Werk nahezu einstimmig als eine der hervorragendsten poetischen Erscheinungen unserer Epoche begrüßt und es als eine „Odyssee der Erkenntnis" bezeichnet.

Das Werk eignet sich ganz besonders zu einem vornehmen und gediegenen Geschenke.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die **„Ethische Kultur"** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2289) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 3. April 1897. | Nr. 14.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Individualismus und Sozialismus. Von Dr. Paul Carus. — Eine Frauenstimme über Frauenstimmrecht. I. Von P. Berthold. II. Entgegnung. Von Marie Stritt. — John Gabriel Borkman. Von Emil Reich. (Schluß.) — Die Rechte unterworfener Völkerschaften. Von Theodor Vetz. — Bücherbesprechungen: E. von Braunmühl, Das achtklassige Mädchengymnasium. (G. Adelchum.) — Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse (W. Foerster).

Individualismus und Sozialismus.

Antwort auf Herrn Professor Dr. Staudinger.

Von Dr. Paul Carus in La Salle (Illinois, Nordamerika).

Herrn Professor Staudingers Arbeiten, seine Bücher sowohl wie seine mannigfachen Artikel habe ich stets mit größtem Interesse verfolgt, weil dieselben nicht nur einen ungewöhnlichen Ernst, sondern auch gesundes Urteil und eine weite Belesenheit belunden. Es hat mich sehr gefreut, aus einer seiner neueren Arbeiten „Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Ozeans“, worin er freundlichst meiner Publikationen erwähnt, zu ersehen, daß ich mit ihm in allen Prinzipien-Fragen übereinstimme, insbesondere in der Hauptsache, daß die Ethik auf dem Grunde einer wissenschaftlich begründeten Ethik aufgebaut werden muß. Die Stifter und die bekanntesten Sprecher der Ethischen Kultur in Amerika sind leider anderer Ansicht und haben sogar gegen eine wissenschaftliche Begründung der Ethik gelegentlich in schroffer Weise Stellung genommen. Sollte Herr Professor Staudinger die Ansicht der Führer der Ethischen Bewegung in Deutschland vertreten, so wäre das ein erfreuliches Zeichen für die Lebensfähigkeit der Bewegung drüben.

Trotz dieser Übereinstimmung mit Dr. Staudinger in der Prinzipien-Frage über Begründung der Ethik scheinen doch unsere Ansichten auseinander zu gehen, sobald die soziale Frage berührt wird. Herr Professor Staudinger sagt über meine Ethik, daß ich den sozialistischen Standpunkt der Lehre Kants noch nicht entwickelt habe und mich gegen meine eigene Konsequenz noch ablehnend verhalte. Es kommt ganz darauf an, was diese Konsequenz sein soll. Wahrscheinlich eine Art Sozialismus. Wenigstens polemisiert Herr Staudinger gegen eine Gesellschaftslehre auf individualistischer Grundlage.

Hierauf möchte ich erwidern, daß ich auch mich gegen eine Gesellschaftslehre auf individualistischer Grundlage sträube, denn die Gesellschaft ist mehr als das Individuum. Die Gesellschaft ist auch nicht die Gesamtzahl der Individuen, sondern ein superindividueller Organismus, wie ich in meiner Schrift On the Nature of the State nachzuweisen gesucht habe. Die Form, in der die Mitglieder einer Gesellschaft zu einander stehen, der Organismus der Gesellschaft, ist von wesentlicher Bedeutung und bedingt die Eigenart des betreffenden Gemeinwesens. Der gesellschaftliche Gesammtwille ist nicht der Wille Aller oder auch nur der Majorität, ebensowenig wie der Wille des Einzelnen die Summe der Bestrebungsrichtungen aller Zellen seines Leibes ist.

Während ich durchaus kein Individualist bin, kann ich mich aber auch durchaus nicht als einen Sozialisten bezeichnen; und zwar gerade deshalb, weil das Ziel aller gesellschaftlichen Entwickelung darauf hindrängt, dem Individuum immer mehr Spielraum für seine Aktion zu gewähren. Je freier ein Volk, desto besser kann es alle Kräfte entfalten. Individuelle Freiheit ist die Bedingung des Fortschrittes und die freie Konkurrenz ist das beste Mittel, das Gute auszulesen und das unbrauchbare zu verwerfen (? Der Herausgeber). Der Grund des bisherigen Wohlstandes der Vereinigten Staaten Nord-Nordamerikas liegt vornehmlich in der Freiheit, die es jedem ermöglicht, auf seine eigene Weise seine Kräfte zu bethätigen. Leider aber sieht die Gegenwart nicht mehr so golden aus, wie man zu hoffen wagte. Der Grund des Rückganges ist in den hohen Schutzzöllen zu suchen, sowie in den verschiedenen „Kombinationen“, die zur Unterdrückung und systematischen Ausbeutung anderer geschlossen werden. Die Schutzzölle begünstigen gewisse Klassen der Bevölkerung auf Kosten anderer; und die Kombinationen schaffen Monopole. Die Kombinationen von Kapitalisten werden Trusts, von Arbeitern Unions genannt, beide können verderblich wirken, doch scheint es mir, daß die Unionen mehr Unheil angestiftet haben als die Trusts. Alle Kombinationen dieser Art sind eine unethische Anwendung des sozialistischen Prinzips.

Herr Dr. Staudinger spricht über den Individualismus Amerikas und nimmt offenbar an, daß derselbe sehr stark ist. Mir scheint das umgekehrte der Fall zu sein. Der Sozialismus hat sich hier als ein lockendes Ideal der Volksphantasie gezeigt. Bellamys Looking Backwards ist trotz der litterarischen und sozial-politischen Schwächen des Buches in vielen hundert Auflagen verkauft worden, und die Streiks der Eisenbahnbediensteten sind wohl nur eine Frucht sozialistischer Ideen. Doch gerade die Ausschreitungen, denen man hier (im Gegensatz zu den Prinzipien, nach welchen drüben, insbesondere in Deutschland, regiert wird) so weit wie möglich freien Lauf läßt, haben die Begeisterung für sozialistische Ideale ziemlich stark abgekühlt.

Ich kann mich weder für die Individualisten noch für die Sozialisten begeistern; beide Parteien begehen denselben Fehler. Sie halten die gesellschaftbildenden Faktoren für Prinzipien; sie halten ein Naturgesetz, das von selbst wirkt, für ein Ideal, das verwirklicht werden soll. Sozialismus und Individualismus sind, wie Gravitation und Centrifugalkraft, zwei entgegengesetzte Faktoren, die sich gegenseitig ergänzen. Es sind nicht moralische Prinzipien, von denen nur entweder das eine oder das andere richtig sein kann. Eine unsoziale Vereinigung von Individuen ist eine Horde; eine anti-individualistische Ordnung ist ein Polizeistaat, dessen letzte Konsequenz im Zuchthaus verwirklicht ist. Eine wirkliche Gesellschaft resultiert in dem Parallelogramm der Kräfte von beiden Faktoren, Sozialismus und Individualismus.

Jeder soziale Fortschritt hat stets zu größerer individueller Freiheit geführt und gleichzeitig die Individuen mehr vergesellschaftlicht d. h., ihre Beziehungen untereinander besser geregelt und definitiver gestaltet.

Digitized by Google

Wer unter den Gesellschaftsverdesserern den sozialen Foktor für die Hauptsache hält, wird gewöhnlich Sozialist; vielleich auch Kommunist; wer dagegen die Freiheit für die einzige Bedingung des Fortschrittes hält, Individuolist oder Anarchist. Ich sehe mich nicht gemüßigt, mich irgend einer dieser Richtungen onzuschließen; die Bestredungen beider sind gerechtfertigt, doch könuen sie nur dann zum Heil gereichen, wenn sie sich gegenseitig ergänzen

Dies ist in dündiger Kürze meine Stellung in der soziolen Frage. Ich din unter den Individuatisten ein Sozialist, unter den Sozialisten ein Individualist; unter den Konservotiven progressiv und radikal, unter den Radikalen konservativ. Die Menschheit entwickelt sich nach ewigen Gesetzen und wir müssen vorwärts gehen, ob wir wollen oder nicht. Jeder Weg seitwärts und rückwärts führt ins Verderben. Wir müssen aber bedenken, daß die Erkenntnis unserer seldst und der Gesellschaftsordnuug, sowie der Naturgesetze, die sie bedingen, ein wichtiger Faktor in der Weitereutwickelung der Völker ist. Wir können hemmen, wo wir fördern sollten; und wir könuen drängen, wo es unsere Pflicht wöre zurückzuholten. Außerdem dürfen wir nicht die Wichtigkeit der ökonomischen Verhättnisse übersehen. Eine falsche Besteuerungsmethode kann ganze Industrien vernichten, sie kann einem Stande gestatten parasitenmäßig von den Früchten der Arbeit anderer zu leben. Ein zweideutiges Währungsgesetz kann den Kredit einer Nation erschüttern und dadurch ihren Wohlstond vernichten. Alle ökonomischen Fragen sind Probleme einer Verteilung von Pflichten und Rechten, von Verantwortlichkeiten und Lasten, von Vorteilen und Nachteilen nach dem Prinzip der Gerechtigkeit, oder kurz gesogt, sie müssen vom ethischen Stondpunkte aus deurteilt und entschieden werden.

Eine Frauenstimme über Frauenstimmrecht.

Von P. Berthold.

In jeder Bewegung liegt etwas ungemein Reizvolles. Das Überwindea eines Widerstandes und die dazu nötige Kraftentwickelung dringt ein Lustgefühl, erhöhtes Selbstdewußtsein hervor, das viele Menschen davor bewahrt, in dumpfe Trägheit zu verfallen. Zielbewußte, nützliche Bewegung, atso Arbeit, ist darum, wenn sie die Kräfte des Arbeiters nicht übersteigt, etwas sehr Beglückendes. Wenn eine Bewegung in Sport ausartet, d. h. bloß der Eitelkeit und verwandten Motioen dient, wird sie wertlos.

Was von körpertlicher Bewegung und Kraftleistung gilt, gilt auch von geistiger Bewegung. Etwas durchdenken, Etwas begreifen, Hindernisse, auf die man trifft, bewältigen, gehört zu den höchsten Genüssen des menschtlichen Lebens, und solche geistige Arbeit kann inmitten eines sonst traurigen, freudlosen Daseins zu einer unerschöpflichen Quelle von Glück werden.

Aber auch eine Bewegung auf geistigem Gebiete kann ein fortreißendes Tempo annehmen, das die vernünftigen, wohlbegründeten Anfänge in sportartige Übertreibung ausarten läßt, und damit der guten Sache schadet.

Auf einem solchen Punkt ist im Moment die Frauenbewegung in Deutschland angekommen, erkenntlich an den einzelnen Rufen nach Frauenstimmrecht, die sich vernehmen lassen.

Die Veranlassung zur Frauendewegung überhaupt gab die Not. Frauen darbten; der Selbsterhaltungstried führte sie zur Arbeit, und da man uns das Recht auf jede Arbeit, die wir leisten können, nicht frei zugesteht, so müssen wir es uns erkämpfen. So entstand die Bewegung, an der nach und nach alle Frauen teilnehmen werden: hemmend oder fördernd je nach Verständnis, Interesse oder Bedürfnis.

Die Frauen, deren geistiges Leben bisher als ziemlich seichtes Rieselwässerchen dahin geflossen ist, empfinden das Beglückende einer geistigen Bewegung und des Kampfes für ihr gutes Recht mit ungeahntem Entzücken. Das Erwachen zum Bewußtsein unser selbst, die Proben unserer Kraft und unseres Könuens machen uns so kampfesfroh, daß viele Frauen in ihrer Begeisterung für die gerechte Sache schon über das Ziel hinous schießen, indem sie das Frauenstimmrecht verlangen.

Den nächsten Anstoß hierzu gab das neue, deutsche Bürgerliche Gesetzbuch.

Weibliche und männliche Juristen stimmeu darin überein, daß die bezüglichen Paragraphen des neuen Gesetzes dem Recht der Frau in Ehe und Familie zu wenig Rechnung tragen. Dos ist von Jenen, die das Recht im Staate zu vertreten und durch Gesetze zu ordnen haben, ungerecht. Die vieltousendstimmige Petition der deutschen Frauen hätte im Reichstage Gehör finden müssen, denn wir verlangten nur die Möglichkeit, doß jeder einzelnen Frau im einzelnen Fall, wenn sie sich auf den vorgeschriebenen Rechtsweg begiebt, ihr Recht werde. Die Petition hotte keinen Erfolg; aber aus dieser an uns Frauen verübten Ungerechtigkeit das Frauenstimmrecht ableiten zu wollen, ist bei dem heutigen Durchschnittsmaß von Frauendildung doch ein verfrühter Gedanke, den einzelne Vertreterinnen der Frauendewegung nur zu lebhaft akklamieren.

Um in einer beratenden und gesetzgebenden Körperschaft erfolgreich stimmderechtigt teilnehmen zu können, dozu gehört ein weiter Blick, von Erfahrung unterstützte tiefe Bildung, und Routine im öffentlichen Leben und Verkehr — und darüber werden im heutigen Deutschland wohl nur sehr wenige Frauen ausreichend verfügen. Denn außer den wenigen Poragraphen über Ehe- und Familienrecht, in denen die Frau naturgemäß und als zunächst deteiligt urteilsfähiger ist als der Mann, sind doch dos Jahr hindurch noch viele andere Dinge Gegenstand der Beratung und Abstimmung im Reichstag, in denen wir Frauen mit unserem heutigen Wissen nicht mitsprechen können.

Aber nicht nur für die höchsten Ansprüche eines weiblichen Abgeordneten im Parlament sind wir nicht gerüstet, auch für Wähler sind wir noch nicht reif genug.

Wer die Tragweite gewisser politischer Vorgänge nicht kennt, wer nicht weiß was finanzielle, verkehrstechnische, industrielle, wissenschaftliche Fragen und Unternehmungen für Bedeutung gewinnen können — wer die Telegramme einer Zeitung ohne Leitartikel nicht versteht — soll nicht den Anspruch machen, stimmberechtigt und wahlfähig zu sein. Ich möchte den Einwurf der enragierten Frauenstimmrechtlerinnen, daß auch eine große Anzahl von Männern ohne Verstand und Verständnis von ihrem Stimmrecht Gebrauch machea, nicht gelten lassen. Nicht nur weil der Mann das Stimmrecht hat, soll die Frau es zu erlangen suchen und eigensinnig die Gleichheit zwischen Mann und Frau durchsetzen wollen. Das politische ist ein Gebiet, auf dem die deutsche Frau vorläufig noch nicht im stande wäre, ihr Recht nützlich zu gebrauchen. Daraus ist uns kein Vorwurf zu machea, denn die Politik ist ein großes, kompliziertes Interessengebiet, dem wir bisher absichtlich fern gehalten wurden und in das auch höchst gebildete uud begadte Männer sich einarbeiten müssen, um etwas zu leisten.

Wir Frauen sollten deshalb heute noch gar keine Befriedigung darin findea, nur stimmen und wählen zu können wie jene Unfähigen und Ungebildeten unter den Männern, die ohne Überzeugung und ohne eigene Initiative an die Wahlurne treten. Wir wollen uns auch im Wahlkampfe nur mit den Besten des Volkes messen — aber das können wir heute uoch nicht.

Darum soll in der Begeisterung für unsere Rechte keine Übertreibung eintreten, keine Überschätzung unserer Leistungen platzgreifen. Wir müssen unseren Weg langsam gehen. Erst wenn wir geistig den gleichen Entwickelungsgang darchgemacht haben werden wie der Mann, sollen wir ansangen auf uasere politischen Rechte Anspruch zu erheben.

Wenn heute schon das Frauenstimmrecht in Deutschland eingeführt würde, so würde das wahrscheinlich gar keine Veränderung im Wahlbilde heroorrufen, denn die Frauen würden in ihrer politischen Urteilslosigkeit und Unselbständigkeit nur im Sinne der Männer des Kreises, dem die Einzelae an-

gehört, wählen. Es würden also nur mehr Stimmen abgegeben werden, ohne daß man mehr oder andere Meinungen zu hören bekäme. Ein solches übereiltes Vorgehen wäre aber für die gesamte Frauenwelt von großem Schaden.

Im verfrühten Besitz des höchsten bürgerlichen Gutes, dessen sie sich in Zukunft würdig zu zeigen hat, würde sie es gar leicht versäumen, jenen einzigen Bildungsgang einzuschlagen, der die Frau zu der berechtigten Gleichheit mit dem Manne führt.

Entgegnung.

Von Marie Stritt in Dresden.

Die Scheingründe, die gegen das Frauenstimmrecht nicht bloß von ehrlichen Gegnern, sondern auch von vorsichtigen Freunden der Frauenbefreiung (von ersteren konsequenter-, von letzteren inkonsequenterweise) geltend gemacht werden, sind stets die gleichen, längst bekannten, bis zum Überdruß wiederholten, es können also vorläufig auch die gegen diese Scheingründe, zu Gunsten des Frauenstimmrechts vorgebrachten Argumente nur auf längst Bekanntes, bis zum Überdruß Wiederholtes hinauslaufen. Aber „der Irrtum wiederholt sich ja oft in der That, daß man das Wahre immer wieder in Warten wiederholen muß" zumal, wenn sich eine so günstige Gelegenheit dazu bietet, wie in den obigen Ausführungen.

P. Berthold nennt die Forderung des Frauenstimmrechtes, die auch bei uns in Deutschland — und zwar nicht erst in letzter Zeit und nicht bloß infolge der ungünstigen Resultate der Agitation gegen das neue Familienrecht — von einzelnen zielbewußten Frauen und Männern erhoben wird, eine „sportartige Übertreibung". Dieser Ausdruck ist, selbst von ihrem Standpunkt, nicht glücklich gewählt. Die Notwendigkeit des Stimmrechtes muß sich als selbstverständliche, einzig richtige und logische Konsequenz unserer Bestrebungen allen denen von selbst aufdrängen, die sich ernsthaft und gründlich mit der Frauenfrage, mit Wesen und Bedeutung, Ausgangspunkt und Ziel der Bewegung beschäftigen. Daß P. Berthold wohl den Ausgangspunkt — die materielle Notlage des weiblichen Geschlechtes — aber schwerlich das Ziel — die Befreiung der Frauenpersönlichkeit von allen ihre Entwickelung hemmenden wirtschaftlichen, sozialen und geistig-sittlichen Fesseln und Gedanken — kennt, daß sie offenbar nur ein ganz eng und niedrig gestecktes Ziel gelten läßt, das beweist die bei dieser Gelegenheit auch von ihr angewandte bekannte und beliebte Redensart „von über das Ziel hinausschießen."

P. Berthold kennt aber auch die Geschichte der Frauenbewegung nicht, sonst müßte sie wissen, daß in England, Nordamerika, Skandinavien u. s. w., überall, wo die Frauen zielbewußt, energisch — und erfolgreich für die Befreiung ihres Geschlechtes, und also auch für uns deutsche Frauen vorbildlich gewirkt haben, auf die Forderung des aktiven und passiven Wahlrechtes von Anfang an das Hauptgewicht gelegt wurde, diese Forderung sozusagen die Basis aller übrigen Forderungen bildete, in der richtigen Erkenntnis, daß die Gewährung des Stimmrechtes zugleich die Gewährung aller anderen berechtigten Forderungen der Frauen in sich schließt, während ohne ihre vollen Bürgerrechte die Frauen sich im besten Falle mit „milden Gaben", mit kärglichen Abschlagszahlungen auf ihr gutes Menschenrecht begnügen müssen.

Und die Bestrebungen dieser ernsten, zielbewußten Frauen, der edlen, vorurteilslosen Männer, die ihnen in den ungewohnten Kämpfen die Wege wiesen und zur Seite standen, nennt P. Berthold „sportartige Übertreibungen", will sie auf „Eitelkeit und verwandte Motive" zurückführen. Eine so gehässig-feindselige Auffassung würde bei einem ausgesprochenen Gegner begreiflich sein — obgleich auch der enragierteste Gegner der Frauenbefreiung mit Recht Anstand nehmen würde, die unsterblichen Verdienste eines John Stuart Mill für — Eitelkeitssport zu erklären. Von einer Frau, die Sympathie für die Bestrebungen ihres Geschlechtes zur Schau trägt, ist dieser Ausdruck einfach unverzeihlich.

Die Forderung des Stimmrechtes bedeutet übrigens noch lange nicht dessen Gewährung — diese Erwägung dürfte selbst die ängstlichsten Gemüter beruhigen. Der Umstand aber, daß der Kampf um dieses Recht überall der langwierigste und hartnäckigste ist, daß er nur erst in wenigen Fällen zum Siege geführt hat, spricht sicher nicht gegen, sondern für diese Forderung, denn er ist der beste Beweis, daß die Gegner derselben ihre eminente Tragweite ebenso gut kennen, wie die Frauen selbst — er spricht ferner dafür, daß es im Hinblick darauf auch für die deutsche Frauenbewegung die höchste Zeit ist, diese Forderung in ihr Programm aufzunehmen und den unausbleiblichen Kampf, der sich auch im Lande der Dichter und Denker nicht rascher vollziehen wird, wie anderswo, wenigstens zu eröffnen.

Nicht sowohl mangelnde Einsicht, als vielmehr eine übertriebene, stellenweise recht unvorsichtige — Vorsicht hat so manche Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung bisher zurückgehalten, sich offen zu den letzten, natürlich auch von ihnen längst gezogenen Konsequenzen derselben zu bekennen — wie mir scheinen will, nicht eben zum Vorteil der Bewegung, die dadurch lange Zeit nicht recht ernst genommen wurde und — unverdienterweise — in den Ruf eines „seichten Rieselwässerchens" gekommen ist. Mit Recht aber konnten kluge, einsichtige und ehrliche Freunde unserer Sache den Vorwurf der Halbheit und Inkonsequenz gegen uns erheben — die Einsicht und Ehrlichkeit derer, die unsere diesbezügliche „weise Mäßigung" priesen, ist höchst zweifelhaft —, während bei der großen, urteilslosen Menge nur zu häufig ganz verworrene und verwässerte Begriffe über die Frauenbestrebungen entstehen mußten.

Selbstverständlich zieht auch P. Berthold die soziale und politische Unreife, die sie auf das geringe Durchschnittsmaß der Frauenbildung zurückführt, als Hauptargument gegen das passive und aktive Wahlrecht an. Dies ist ebenfalls weder neu noch originell. — Neu und originell — und unerhört ist dagegen die Forderung, die sie gegen den leicht auszusehenden Einwand: daß ja das männliche Geschlecht diese „Reife" ebenfalls noch nicht durchgängig besitze — aufstellt: „Wir wollen uns auch im Wahlkampf nur mit den Besten des Volkes messen!" Nein, geehrte Frau, das wollen wir nicht! Dies wäre ebenso ungerecht gegen unser eigenes Geschlecht, wie thöricht anmaßend gegen das männliche. Das wäre die verhängnisvollste „Übertreibung", und eine geradezu unglaubliche „Überschätzung unserer Leistungen" und Fähigkeiten. Mit den Besten werden sich immer nur — die Besten messen können. Übrigens handelt es sich in dieser Frage um ganz andere Dinge als um ein von falschem Ehrgeiz diktiertes „Sichmessenwollen". — Wie, wir lachen über die Faseleien engherzig-beschränkter Weisheitserpächter, die uns das Recht akademischer Bildungsfreiheit nicht zugestehen wollen, weil „Frauen bisher nur in seltenen Ausnahmsfällen (einige sagen sogar: nie) das Höchste in der Wissenschaft (die man ihnen geflissentlich vorenthielt!) erreichen konnten," — und wir selber sollten einen solchen ganz unmöglichen Maßstab an unser Geschlecht anlegen? Wann glaubt wohl Fr. Berthold, daß der Durchschnitt der armen Evastöchter diesen erhabenen Standpunkt erreichen, also nach ihrer Ansicht zur „Reife" gelangen können, und auf welche Weise?

Mir fällt hier ein originelles Geschichtchen ein, welches mir kürzlich in einer größeren mittelbeutschen Industriestadt erzählt wurde: Der Vorstand eines gemeinnützigen Frauenvereins hatte im Interesse der materiell, intellektuell und sittlich sehr tief stehenden, zumeist aus Fabrikproletariat bestehenden Bevölkerung die Errichtung von Kinderhorten beschlossen, und suchte zur Beschaffung der nötigen Mittel in den sogenannten besseren Kreisen für diese Idee Propaganda zu machen. Doch blieben die Bemühungen ziemlich erfolglos, da man den wackeren Frauen von verschiedenen Seiten entgegenhielt: man sei in B. für derlei neue Einrichtungen noch nicht reif. Sehr treffend bemerkte hierzu eine der so schnöde Abgewiesenen: „Wie, sind etwa die armen Proletarierkinder noch nicht vernachlässigt, noch nicht verwahrlost genug? Müssen

sie noch immer mehr verwahrlosen, ehe sie für Kinderhorte reif werden?"

So möchte man auch unwillkürlich fragen: „Wie, geht es den Frauen, besonders der ungeheueren Masse des Arbeiterinnenproletariats noch nicht schlecht genug? Müssen sie noch weiter in materieller und geistiger Hörigkeit, in unwürdiger Geschlechtssklaverei verkümmern, noch weiter um ihre natürlichsten Menschenrechte verkürzt werden, ehe man sie für das Recht der Selbstbestimmung reif erklärt?"

Wie die Frauen in ihrer gegenwärtigen sozialen und gesetzlichen Abhängigkeit zu dem „gleichen geistigen Entwickelungs- und Bildungsgang wie der Mann" gelangen sollen, den sie für die unerläßliche Grundbedingung der politischen Reife unseres Geschlechtes, des Verständnisses „der Telegramme ohne Leitartikel", „aller finanziellen, verkehrstechnischen, industriellen, wissenschaftlichen Fragen und Unternehmungen" erklärt, zu diesem Bildungsgang, der uns ja eben kraft der ausschließlichen Machtvollkommenheit des Mannes in Staat und Gemeinde verwehrt wird — das sagt Frau Berthold nicht. Sie spricht sich auch darüber nicht aus, welchen „Mann" und welchen „geistigen Entwickelungsgang" sie hierbei eigentlich im Auge hat. Doch dürfen wir wohl annehmen, daß sie den sog. höheren, den akademischen Bildungsgang meint, denn bekanntlich besteht zwischen dem Bildungsgang des einfachen Arbeiters und dem der Arbeiterin — in beiden Fällen die Bezirksschule — kaum ein nennenswerter Unterschied, während der Unterschied zwischen Bezirksschule und Universität, ebenso wie zwischen höherer Töchterschul- und Universitätsbildung ein ganz enormer ist.

So wünschenswert es nun aber auch sein mag, daß dieser Unterschied sich mehr und mehr ausgleichen, die tiefe Kluft sich wenigstens in Bezug auf die begabten Männer und Frauen überbrücken möge, daß vor allen Dingen dem weiblichen Geschlechte die Pforten der Hochschulen geöffnet, und die Ausübung aller wissenschaftlichen Berufe bedingungslos freigegeben werde, so ist wohl kaum daran zu denken, daß sich dies jemals in vollem Umfang verwirklichen wird, ehe nicht die Frauen selber ein Wörtchen in der Sache mitzureden haben. Außerdem aber — und dies scheint mir der Kernpunkt der ganzen Frage — ist es überhaupt ein schwerer und verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß durch die akademische Bildung etwa schon die soziale und politische Reife erworben werden könne. Man wäre angesichts so mancher Parlamentsverhandlungen, die ja glücklicherweise auch wir Frauen verstehen können — sogar ohne Leitartikel-Kommentar! — beinahe versucht, das Gegenteil anzunehmen, nämlich, daß die erstere die letztere unter Umständen beeinträchtigt. Die sozial, politisch und parlamentarisch bestgeschulte, also die reifste Partei ist heute ohne Frage — mag man nun ihren Standpunkt ganz bedingt oder gar nicht teilen — die Arbeiterpartei. Sehr richtig sagte daher der Herausgeber dieses Blattes in seinem Artikel „Universitätsausdehnung in Berlin": „Zur Bildung des politischen und sozialen Urteils gehören doch nicht Physik und Chemie und Geologie, sondern in erster Linie der Einblick in die kulturellen Voraussetzungen und Tendenzen der Gegenwart", und an anderer Stelle: „Unseres Erachtens hätten heute die Arbeiter ein viel tieferes Recht, eine soziale Hochschule für Professoren zu gründen, um diesen hochachtbaren, aber durch soziale und politische Klassenvorurteile dichtverschleierten Gelehrten einen Einblick in die wirklichen Seelenzustände und Lebensverhältnisse des modernen Arbeiters zu geben, damit das Stimmrecht und die politische Bethätigung der Universitätsprofessoren ‚nicht zu ganz schwankenden und unberechenbaren Zuständen führen soll'."

Wie aber haben sich die Arbeiter ihre soziale und politische Reife für das aktive und passive Wahlrecht erworben? Einzig und allein durch das Wahlrecht. Es giebt auch für uns Frauen keinen anderen Weg. Je eher wir ihn betreten, desto eher werden wir auch die Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten überwinden, die sich im Gefolge jeder neuen Einrichtung, jeden Fortschritts anfangs einzustellen pflegen, die natürlich auch bei einer so fundamentalen Umgestaltung des sozialen Lebens, wie sie das wirklich allgemeine Wahlrecht mit sich bringen muß, unausbleiblich sind.

Die Bedenken unserer vorsichtigen Freunde in dieser Hinsicht scheinen mir jedoch übertrieben. So glaube ich, entgegen der Ansicht P. Bertholds, daß es heute schon im deutschen Reich eine beträchtliche Anzahl Frauen giebt, die auch über andere Dinge, als „die wenigen Paragraphen des Ehe- und Familienrechtes" nicht nur „mitsprechen", sondern — wie beispielsweise in wirtschaftlichen und in sittlichen, vor allem aber in allen die Angelegenheiten und Bedürfnisse ihres eigenen Geschlechtes betreffenden Fragen — sogar ein sachgemäßeres und kompetenteres Urteil besitzen, als der Durchschnitt unserer Abgeordneten. Zugegeben, daß in reinpolitischer Beziehung durch das Stimmrecht der Frauen vorläufig keine große „Veränderung im Wahlbilde" eintreten, daß die Mehrheit der deutschen Staatsbürgerinnen „im Sinne der Männer ihres Kreises" stimmen würde. Das wäre aber eben auch nur ein unvermeidliches Durchgangsstadium: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" — die Frauen würden sich im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit aus ihrer anerzogenen Unselbständigkeit und Urteilslosigkeit sehr bald zu selbständigem Denken und Urteil erheben. Andere Veränderungen, sozialer und ethischer Natur, würden sich aber wohl sofort bemerkbar machen, eine Veränderung vor allem von ganz außerordentlicher, symptomatischer Bedeutung: Zugleich mit der ersten Frau, die als ernste Mitarbeiterin ernster Männer in die Hallen des Parlamentes einzöge, würden die frivolen Scherze, die würdelose „obligate Heiterkeit", die sich bis jetzt immer einzustellen pflegten, wenn über Wohl und Wehe der Mütter der Nation entschieden wurde, aus diesen Hallen verschwinden, und dem Ernst, der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit Platz machen, welche die wichtigsten Lebensfragen der größeren Hälfte des Volkes erfordern. Und so würden denn durch das Wahlrecht der Frauen nicht allein diese selbst, sondern auch die Männer immer reifer für das Wahlrecht werden.

John Gabriel Borkman.

Vortrag gehalten am 6. März 1897 von Dr. Emil Reich.

(Schluß.)

Erhard kommt jedoch nicht. Seine Mutter, die seine Vorsehung und sein Wille ist, hat es ja einzurichten gewußt, daß Vater und Sohn sich möglichst fremd wurden. Es ist wohl hauptsächlich die Nachwirkung erster Kindheitseindrücke und der bei Tante Ella verbrachten Knabenzeit, wenn Erhard gegen seinen Vater wenigstens eine gewisse achtungsvolle Rücksicht, ob auch ohne jede Spur von Zuneigung, beobachtet. Gunhild hätte den Sohn blaß gelehrt den kranken Wolf zu hassen sowie sie den Mann ingrimmig haßt, der sie um den Glanz des Daseins betrogen, ihr Leben verpfuscht hat. Ihre Abneigung, so erbarmungslos sie ist, wäre berechtigt, hätte Borkman ihr ohne jedes Hinzuthun ihrerseits mit der Liebe zu einer andern im Herzen die Hand zum Ehebunde gereicht. Allein diese Frau, die sich dem Gatten immerhin halb aufgedrängt, um ihn mit Ella gekämpft, hat das Recht verwirkt über Johan Gabriel den Stab zu brechen. Ihr Verhalten zeigt nur zu deutlich, daß sie nicht deshalb ihm angehören wollte, weil sie nur in ihm und mit ihm leben konnte, sondern die Ehre seine Frau zu sein und den Reichtum wähnte. Ihr rücksichtsloser Egoismus äußert sich mit ebenso naiver Unbedenklichkeit über die Ansprüche der fremden Menschen, die einen nichts angehen, wie die Nora des ersten Aktes. Nicht daß Borkman betrog, daß er sich dabei erwischen ließ, und so seine Frau um Rang und Ansehen brachte: ist in ihren Augen sein schwerstes Verbrechen. Sie glaubt ihn herabzusetzen, wenn sie ihn nicht mit seinem Namen, sondern höhnisch stets als den Bankdirektor bezeichnet; unbewußt giebt sie gerade damit zu, daß er für sie in erster Linie der Bankdirektor war, nicht der Mann. Und doch hat sie ihn in ihrer Art geliebt, allein ihre Art ist es eben auch in den Nächststehenden vor allem Werkzeuge ihrer gesellschaftlichen Geltung zu erblicken. Erhard soll „alles wieder gut machen, was sein Vater gegen mich verbrochen hat"; „das Haus, die Familie, den Namen" wieder aufzurichten wird ihm früh und spät als seine Aufgabe im Leben

eingeschärft. All dies soll jedoch nicht geschehen, damit das geschädigte Land dem Vater vergeben lerne, um des Sohnes willen, nein, damit niemand „mehr den Schatten sieht, den sein Vater über mich geworfen hat“ erst nach einer kurzen Pause fügt sie (heimlich sich vor Ella schämend) hinzu „und über meinen Sohn“. Erhard ist ihr Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, dieser ihr Zweck aber ist ein kleinlicher, eigensüchtiger. Wie Borkman in die fixe Idee seiner Wiederberufung, so hat seine ihm als Egoistin ähnliche Gattin sich in diese „Mission“ ihres Sohnes hineingeträumt, um nicht rein zu verzweifeln. Ihrem Glauben war kein Zweifel beigemengt, um so härter trifft sie die bitterste Enttäuschung. Charakteristisch äußert sich ihr Schmerz über die unerwartete Klarlegung der Sinnesart Erhard's in dem Ausruf: „Und diese erdrückende Schande soll ich also auch noch tragen.“ Selbst wenn sie den Sohn verloren sieht: sie kann nicht anders als zunächst die Rückwirkung auf ihre Person in Betracht ziehen. Diese Rolle scheint einer unsympathischen Lächerlichkeit ausgesetzt und doch enthält sie die dankbarsten Scenen, so vor allem die beiden dramatisch ergreifendsten Abschlüsse des Stückes, wo schon im ersten Akt bei der bloßen Möglichkeit des neuen Verlustes der zur Verzweiflung gebrachte Stolz sich am Boden krümmt und im dritten Akt, wenn das Gefürchtete geschehen, ihr Versuch in bitterer Verachtung das Geschehene abzuweisen in den Jammerruf umschlägt: „Erhard, geh nicht fort!“

Auch Gunhild gehört trotz alledem zu Borkman's Opfern, sie, wie ihr Sohn. Denn wie sollte das Kind aus diesem innerlich von Anbeginn zerrütteten Ehebund zweier Menschen, deren jedem das eigene Ich stets allen anderen Erwägungen übergeordnet schien, überhaupt anders werden können als wesentlich egoistisch? Eine sympathischere Schattierung erhielt Erhards Charakter nur in der verhältnismäßig kurzen bei Tante Ella verlebten Zeit. Ella Rentheim ist die einzige, die zunächst an ihn, nicht an sich dachte; all ihr ertötetes Muttergefühl wandte sich mit voller Stärke dem Sohne John Gabriels zu, den sie durch Adoption fest an sich knüpfen möchte. Es ist keine besonders überraschende Wendung für den Hörer, daß Erhard, ein etwas flacher, lebenslustiger, junger Mensch, die Existenz zwischen den beiden sich unversöhnlich hassenden Eltern in dem einsamen düsteren Hause unerträglich findet. Nie ist er selbst gefragt worden, was er einst sein möchte, als apodiktische Behauptung trat stets die Forderung an ihn heran, so groß und berühmt zu werden, daß niemand ihm gleichkomme. Verblendet wie die meisten Mütter hat Frau Borkman nicht daran gezweifelt, daß ihr Erhard, ihr Einziger, alles leisten könne; um so lebhafter fühlt er innerlich (wenn er sich auch hütet dies zu seiner Beschämung zu gestehen), daß er garnicht im stande sei den hochliegenden Erwartungen seiner Mutter zu genügen. Weil ihm die nötigen, außerordentlichen Fähigkeiten mangeln, darum fehlt ihm auch die Lust sich an eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe heranzuwagen. Das Goethe'sche Hamlet-Problem kehrt hier in einer schier karrikierten Fassung wieder: Frau Gunhild legt ihrem Sohn beständig eine That auf die Seele, der er nicht gewachsen ist. Schließlich weiß er keinen anderen Ausweg sich der ihm aufgedrungenen Märtyrer-Rolle zu entziehen als schlankweg durchzugehen. Und dazu findet er den richtigen Reisekameraden in Frau Wilton.

Durch das unaufhörliche in ihn Hineinreden von seiner Mission, zu der er doch weder Anlage noch Beruf in sich weiß, ist Erhard wie hypnotisiert, willensschwach geworden, immer nur ängstlich nach dem Schreckbild hinstarrend, das Gunhild seine glorreiche Zukunft nennt. Da tritt ihm in Frau Wilton das gerade Gegenspiel all des trockenen, schweren Ernstes, in dem er sich wie eingesargt fühlte, entgegen. Sie übernimmt zweifellos die Führung und er wird ihr gelehriger Adept. An irgend welche geheimnisvolle Fernwirkung ist dabei ernsthaft keinen Augenblick zu denken. Gewöhnt nie seinen eigenen Willen zu haben, gerät Erhard, weil er so lange unter dem Einfluß seiner Mutter stand, nun um so leichter in den Bann der schönen Fanny. Es kann der raffinirten Kolette keineswegs schwer gefallen sein sich seiner gänzlich zu bemächtigen. Sie brauchte nicht lange zu locken: die Frucht war ohnedies dazu reif ihr in den Schoß zu fallen. Der absolute Umschlag ins Gegenteil muß Erhard reizen. Weil man sein Leben stets bestimmten, vorgezeichneten Zielen weihen wollte, widmet er es nun in kindischer Leichtfertigkeit der Lust, die ihm an Frau Wiltons Seite winkt. Technisch ist die Art wie die längst für diesen Abend festgesetzte Flucht vor sich geht, nicht sehr klar motiviert. Warum muß der Schlitten statt bei der Wohnung der Frau Wilton gerade bei der Villa Hinkel halten? Das ist höchstens für den Autor nötig, wenn das Dienstmädchen Erhard finden soll, der ja angeblich bei Hinkel einem (nicht stattfindenden) Feste beiwohnt. Rücksichtslos wie just schwache Charaktere, die sich in einem Entschluß bestärken wollen, zu sein pflegen, weist Erhard in dieser Scene jede Verpflichtung von sich: er will nicht arbeiten, er will nur „leben“, genießen, was ihm so bereitwillig angetragen wird. Was bei ihm Unübertegtheit eines „dummen Jungen“, ist bei Frau Wilton bewußter Egoismus. Frau Fanny, die „üppige Dame in den Dreißig“, blieb auch nicht von Vorurteilen frei, Erhard gegenüber genügt es ihr dreißig zu zählen. Daß der 23jährige nicht allzulange bei ihr ausharren werde, ist ihr von Anbeginn klar, und mit frivolster Gutmütigkeit glaubt sie ihre Neigung für ihn dadurch am besten zu beweisen, daß sie gleich die kleine Frida als Reserve mitnimmt. Nun kann es so wohlausgerüstet mit lustigem Schellengeläut auf die Fahrt gehen.

Der Schlitten dieser sonderbar zusammengewürfelten Reisegesellschaft — die überreife Dame, der charakterschwache Student und das ahnungslose Kind — saust hart an einem späten Wanderer vorbei, der vom Anprall in den Schnee geworfen und am Bein beschädigt wird. Wilhelm Foldal ist trotzdem glücklich als er hört, seine Tochter habe in dem Wagen gesessen, sie komme hinaus „in die große, weite Welt, von der mir einstmals so herrlich träumte.“ Daß er (im übertragenen Sinne) als ein Ueberfahrener auf der Landstraße des Lebens liegen bleibt, er will es geduldig auf sich nehmen, findet doch sein Kind Gelegenheit ihr Talent auszubilden, etwas zu werden. Der alte Foldal in seiner stillen Herzensgüte ist die rührendste, sympathischste Figur des Dramas. Er zählt zu den eigenartigen Charakterschöpfungen Ibsens, obschon immerhin die Anregung für manche Züge Foldals dem Vorstadtmusiker Hanns Wering in Schnitzlers „Liebelei“ zu danken sein könnte. Foldal ist ebenso reich an Fähigkeit selbstlos zu lieben als Borkman daran arm ist. Fast der nämliche Unterschied besteht zwischen ihnen wie zwischen der hilfsbereiten Tante Julle und der herzenskalten Tochter des Generals Gabler. Foldal und Borkman haben nichts auf der Welt gemeinsam als daß sie Gescheiterte sind, im übrigen bildet der demütig-bescheidene, begütigende, weiche, vor jedem Widerspruch zusammenknickende Schreiber das gerade Gegenteil des selbstbewußt-anmaßenden, aufsahrenden, harten, mit der Welt in Fehde liegenden Direktors. Zwei so vollkommene Gegensätze können sich nicht etwa ergänzen, zwischen ihnen ist starke Freundschaft von vornherein ausgeschlossen. Eine alte Schulkameradschaft mag das erste Band zwischen den beiden geknüpft haben, deren Wege dann so weit auseinanderglugen; erst nach dem vernichtenden Sturz fand John Gabriel diesen einzigen Getreuen. Wilhelm war nie der Mann, für den er sich in der Stille hielt, aber ein warmer, teilnehmender Sinn versöhnt uns mit seiner poetischen und menschlichen Schwäche. Als einer der Geschädigten beim Fallissement der Bank um sein Weniges gebracht, trägt er dies dem Jugendfreunde doch nicht nach. Er sucht ihn auf, um den Einsamen ein wenig zu zerstreuen, hört geduldig dessen Träumereien von neuer Macht und Größe — bemerkenswert übrigens, daß Borkman die Musik, die Kunst der Träumer, am meisten liebt — als bescheidenes Entgelt dafür wird ihm ab und zu ein anerkennendes Wort für seine poetischen Bestrebungen, und das genügt ihm völlig. Beide haben ihre Dichtung nie verwirklicht sehen können: Foldals Tragödie kam nicht zur Aufführung und Borkmans Projekte scheiterten im Augenblick, wo sie Realität gewinnen sollten. Beide besitzen nicht den Mut der hüllenlosen Wahrheit ins Gesicht zu blicken, so trösten sie sich gegenseitig, suchen sich unbewußt in ihren Träumen zu bestärken und so die thatsächliche Misere ihres Daseins zu vergessen. Wenn dieser fromme Trug zusammenbricht, bleibt Foldal psychologisch im Recht mit seiner Replik: „So lange als du an mich glaubtest, so lange glaubte ich an dich.“ Er ist aber sehr im Unrecht mit der Ansicht „im Grunde genommen“ sei dies das Wesen aller Freundschaft. Was jene beiden zusammenführte, war das Bedürfnis im Grunde genommen schwacher Charaktere, aneinander wenigstens einen Rückhalt auf der Welt zu besitzen, da niemand sonst mehr an sie glauben wollte. Dieser ganz exceptionelle Einzelfall ist jedoch keineswegs für Freundschaft überhaupt typisch. Selbst wenn Ibsen dies annehmen sollte, der seit Jahrzehnten zum mindesten keinen Intimen mehr zählt, wenn er je einen besaß, und schon vor langer Zeit einmal meinte, Freunde seien ein kostspieliger Luxus, den er sich nicht gestatten könne; bewiesen hätte er es mit dieser Scene nicht. Die Art von Freundschaft, welche Cicero dahin definiert, sie sei „die durch Wohlwollen und Zuneigung geförderte Uebereinstimmung über alle göttlichen und menschlichen Dinge“, bestand eben zwischen den enttäuschten Strafgefangenen und dem Kanzleischreiber nicht, vielmehr vollzieht sich, was schon Aristoteles wußte: „Die bloß ihres Nutzens wegen Freunde sind, hören zugleich mit dem Vorteil auf es zu sein, denn sie liebten nicht einer den anderen, sondern jeder seinen Vorteil.“ Sobald Borkman und

Digitized by Google

Foldal ihren ideellen Nutzen, ihre Rechnung beim gegenseitigen Verkehr nicht mehr finden, heben sie ihn auf. Freilich schmerzlos ist der Schnitt nicht, denn eins fesselt sie noch, was den stärksten Kitt so manches in seinen ursprünglichen Absichten längst hinfällig gewordenen Verhältnisses bildet: die Gewohnheit. Sie läßt selbst John Gabriel eine Bewegung gegen die Thüre hin machen, die sich hinter Wilhelm schloß, sie treibt den gutmütigeren Foldal nochmals zu Borkman hinaus, um ihm von der Wendung in Fridas Geschick Nachricht zu geben.

Ihr Bruch wird für beide von größerer Bedeutung, als ihre angebliche Freundschaft es jemals war, denn er bereitete einer anderen Gewohnheit ein jähes Ende, in die sie sich all die Jahre hindurch einander bestärkend eingesponnen: der Gewohnheit der süßen Selbsttäuschung. Beide wissen, daß fast niemand auf Erden an sie glaubt, beide spüren gelegentlich „den grausigen Zweifel“ im eigenen Innern; die Enthüllung, daß auch der Freund diesen Zweifel teilt, verändert nachwirkend ihr ganzes Denken. Für Foldal genügt diese stärkste Enttäuschung, um seiner „Lebenslüge“ zu entsagen, denn er hat nie recht auf sich selbst vertraut, deshalb kam er ja „um mich auf dich zu stützen, der den Glauben hatte.“ Borkman ist aus härterem Metall geschmiedet, allein auch für ihn ist der empfangene Anstoß immerhin stark genug, daß er mit schon erschütterter Kraft des Trotzes dem wiederauferstandenen Geist seiner besseren Vergangenheit begegnet, der gleich darauf unerwartet in Ella vor ihn tritt. „O diese Weiber, das Leben verderben und verdrehen sie uns! Sie verpfuschen unser ganzes Schicksal, unseren ganzen Siegeslauf.“ Zu diesem Ausruf mögen viele berechtigt sein, Borkman ist es nicht. Ihm hatte das Geschick jenes „wahrhafte Weib“ zugeführt, nach dem Julian Apostata sich sehnte, wie der gescheiterte Foldal, der überzeugt bleibt, es finde sich dennoch, obschon jene, die er kannte, „nichts taugen.“ Dies Gefühl gewinnt in John Gabriel allmählich die Oberhand, da er Ella nach so vielen, vielen Jahren wiedersieht. Als er sich von ihr, der schon gewonnenen Genossin für die Lebensreise schied, schlug er ins Verderben leitende Irrwege ein.

Freilich bleibt es ein Rätsel, wie er einen Hinkel für seinen unbedingt verläßlichen Freund halten, ihm die gefährlichsten Geheimnisse anvertrauen konnte, nachdem der Advokat in einer ähnlich entscheidenden Situation sich in einer Weise benommen, die lebhaft an einen jener Strauchritter gemahnt, deren Wahlspruch lautet: La bourse ou ta vie. Ein Mann, der fähig war auf solche Weise einen begünstigten Nebenbuhler zum Rücktritt zu veranlassen (nach Borkman's Anschauung zu zwingen), dem ist alles zuzutrauen. Der Bankdirektor bewies da eine ungemein geringe Menschenkenntnis. Diese unwahrscheinliche Supposition einmal zugegeben, ist es allerdings ein richtiger, poetischer Gedanke, daß gerade der Verrat an Ella, durch den Borkman Bankdirektor wurde, später die Ursache des Mißlingens seiner ehrgeizigen Pläne wird, daß Hinkel, der sich um den Kaufpreis geprellt glaubt, aus Zorn darüber den betragenen Betrüger von den erkletterten Stufen der Leiter wieder hinabschleudert — ins Gefängnis. Jedoch es muß offen zugestanden werden, so wie der Name Hinkel auftaucht, pochen wir an irgend eine taube Stelle des sonst so vortrefflich gemachten Schauspieles. Hier bleibt zu viel unklar, um nicht zu sagen unwahrscheinlich. Die langen Dialoge des Stückes begründen hingegen keinen technischen Mangel; sie sind so lebhaft und spannend geführt, daß ein Gefühl der Ermüdung nicht aufkommen kann. Charakterzeichnung wie Aufbau der Scene sind überhaupt so vortrefflich, daß man kaum glauben würde, dieser Dramatiker stehe schon im 69. Jahr. Die analytische Methode wird mit gewohnter Meisterschaft gehandhabt und zeigt sich, wie in früheren Werken, mit der Natur des Stoffes zwingend verknüpft. Das Wiedersehen lange Getrennter, die sich nun naturgemäß über vielerlei auszusprechen haben, dient auch hier dem Zweck, den Zuschauer über die Vorgeschichte zu informieren. Dies Wiedersehen wird dabei für Borkman und Ella ein Wiederfinden.

In dem Gespräch mit Ella erfährt Borkman, was er in seiner Gier nach Macht und Glanz vergessen und verleugnet, daß es kein höheres Glück giebt, als ein Herz ganz und ungeteilt zu besitzen und kein Ersatz geboten werden kann für solchen Verlust. Ella konnte nicht bei Hinkel Entschädigung für ihn suchen, wie er sie bei Gunhild — nicht gefunden. Ja, die Leere, die er an der Seite seiner ungeliebten Frau empfand, mag sehr dazu beigetragen haben, ihn nun noch unersättlicher nach Reichtum und Einfluß werden zu lassen. Bei ihm ward der Liebeshunger zum Machthunger und Ellas ungestilltes Liebesverlangen vergiftete ihre Tage und stellt sie an den Rand eines allzufrühen Grabes. John Gabriel hat das Liebesleben in sich morden müssen, um es in ihr töten zu können; und so wurden sie beide elend durch „die große, unverzeihbare Sünde.“ Nach und nach kommt jetzt über den Gestürzten die Erkenntnis, daß sie in der That nicht anderswo ihr Glück finden konnte und daß er es nie anderswo als bei ihr hätte suchen sollen. Wie Konsul Bernick klagt er, daß er „niemals Verständnis gefunden habe bei einer einzigen Menschenseele“, klagt gerade darum so, weil er jetzt erst sieht, daß er es bei Ella gefunden hätte und dadurch bewahrt geblieben wäre vor vietem. Auch in den Traum hatte er sich eingesponnen, er trage an nichts die Schuld, anderen sei er zu keiner Buße verpflichtet, sie müßten ihm Genugthuung geben. Wie Foldal seinen Traum der Rückberufung, hat Ella nun seinen Traum der Schuldlosigkeit zerstört, die Erlebnisse mit Frau und Kind thun bloß das Letzte hinzu. Jetzt weiß er's, daß er „von unten wieder anfangen“ müßte, um sich selber aufzuhelfen, durch ehrlichere Arbeit an dem erhofften Ziel, jetzt aber um des Zieles, nicht um seinetwillen. „Nur durch seine Gegenwart und seine Zukunft kann der Mensch seine Vergangenheit suchen.“ Jedoch zu spät kam ihm dies erlösende Wort, wie er zu spät seinem Sohne sich zu nähern sucht. Da geht er in Verzweiflung hinaus in die Winternacht, „ein toter Mann.“ Acht Jahre hat er sich's nicht abringen können aus seinem öden Saal, wo er in Hoffnungen und Träumen lebte, ins Freie hinauszutreten. Die gefallene Größe scheute den Spott. Bei sich allein mußte er sein, um jene Hirngespinnste, die ihn trösteten, für Wahrheit zu halten. In dieser Nacht aber, wo die Täuschungen schwanden, treibt es ihn hinaus, fort von dem Hause, das ihn zu erdrücken droht. Nur Ella harrt bei ihm aus, sie folgt ihm als er, wie von Furien gepeitscht, sich durch winterlichen Wald und hohen Schnee hinaufarbeitet zu dem Lieblingsplatz ihrer jungen Tage. Noch einmal träumt er in grimmiger Trauer von seinem stolzen Lebenswerk, das er nicht vollbringen konnte; jetzt noch sehnt er die Macht so stark herbei, daß die gereizte Begleiterin ihn, im Tiefsten beleidigt, auch an die Schuld mahnt, durch die er allen Anspruch verwirkte, den Mord an ihrer und an seiner Seele. Da greift es ihm ans Herz wie eine Eishand und leblos sinkt John Gabriel Borkman auf dieselbe Bank, wo er einstmals so oft mit Ella in jungem Liebesglück gesessen. Die Fichte über dem Ruheplatz ward indessen ein alter, abgestorbener Baum, unter ihr liegt nun ein alter Mann, der lange schon dem Leben der Lebendigen abstarb. „So ist's am besten“, zu enden ist das Beste geworden für den Verlorenen, das fühlt Ella und darum holt sie keine Hilfe. Dieser Tod bringt Erlösung von einem in Qual getragenen Dasein. Die Herzenskälte, sie „hatte ihn schon längst getötet“ „und uns zwei in Schatten verwandelt“, Gunhild und Ella dürfen es aussprechen, beide schon dem Grabe zueilend zwei Zwillingsschwestern, zwei Zwillingsopfer des Mannes, „den wir beide geliebt haben.“

Keine Stellungnahme zu den Streitfragen der Zeit, keine geheimnisvolle Mystik drängt sich in Ibsens letztem Drama uns auf. Menschen schildert es, treu und wahr, wie sie mit uns leben, wie wir selbst sind. Und dem der fragt, was uns das Leben dieser Menschen kümmere, sei mit Grillparzers Versen entgegnet:

„Ein Menschenleben, ach es ist so wenig,
Ein Menschenschicksal aber ist so viel.“

Was unsere Teilnahme erzwingt, hat im Drama für uns Wert und Interesse. Das trübe Wintermärchen vom Manne, dem auf der vergeblichen Suche nach fremden Schätzen das Herz erstorrte, so daß er den Schatz aufgab, der längst sein war, und damit sich selbst aufgab: es wird an Menschenherzen greifen und vielleicht manch' eines vor dem Erstarren retten. In schlichter Einfachheit bietet sich uns doch eine für alle Zeiten giltige Erkenntnis, zugleich eine just für diese Zeit, die auf allen Gebieten so stolz ist auf überlegene Kühle des Kopfes und harte Kälte des Herzens, wichtige Lehre an, wenn dargethan wird: die Kälte tötet, sie mordet das Beste in uns. „Klein Eyolf“ verkündete mit feurigen Zungen die demütige Nächstenliebe als letzten Schluß der Weisheit. Was dort positiv gezeigt war, wird hier negativ begründet. Der Mangel an Liebe wurde Borkmans Verderben. John Gabriel konnte nicht innig genug lieben, „das war das Rätsel an ihm.“ Die That der Liebe ist nie vergeblich, sie kann sich freuen wie Foldal, daß sich sein winziges „bißchen Dichtergabe in Frida in Musik umgesetzt“ habe und er nun „doch nicht umsonst Dichter gewesen.“ Die in Demut geleistete kleine Gabe Foldals geht nicht verloren, wo Borkmans größere Fähigkeit nutzlos versickerte. Mehr zu sein als ein Ring in der Kette der Geschlechter ist dem Menschen nicht vergönnt; wer trotzig ein Ganzes für sich sein möchte wie Borkman, alles besitzen, alles genießen, alles bezwingen, der Herr der Welt, verschließt sein Herz der Welt und geht daran elend zu Grunde. Der stolzen Ich-Sucht der Zeit wird ein Spiegel vorgehalten, in dem sie ihre Züge, den Abdruck ihrer Gestalt wieder erkennen dürfte. Der starre, selbstische

Individualismus erfährt hier eine doppelt schwere Verurteilung durch den Vorkämpfer der Individualität. Das Liebesleben töten in einem Menschen sei die größte der Sünden? Jawohl, wenn dies Leben der Liebe in seiner Fülle die Nächsten nicht bloß, auch die Fernsten, die Menschheit umfaßt. Als Mahnung zu selbstloser Liebe, die das Größte auf Erden, verstehen wir „John Gabriel Borkman."

Die Rechte unterworfener Völkerschaften.

Von Theodor Brix in Berlin-Schöneberg.

Unsere Chauvinisten haben sich erholt. Sie schienen nach den Gerichtsverhandlungen wegen der Unruhen von Opalenitza eine Zeitlang doch etwas betroffen zu sein. Aber jetzt sind die Lehren dieses Vorfalls vergessen, und es wird in der alten Weise wieder für ein „schneidiges" Verfahren eingetreten. Sogar Herrn v. Carnap sucht man weiß zu waschen. Zu diesem Stimmungswechsel trägt auch die Haltung der Regierung viel bei. Wir wissen ja, wie es um die Ueberzeugungstreue der „staatserhaltenden" Parteien bestellt ist, wenn die Regierung andere Ansichten bekundet, als sie bisher vertreten haben. Wenn die Regierung eine schärfere Tonart gegen die Polen anschlägt, so schwinden bei jenen Parteien alle Bedenken, die an den Fall Carnap anknüpften. Man redet sich jetzt ein, daß es eine staatliche Notwendigkeit sei, die Polen hart zu behandeln, da sie durch milde Behandlung nur übermütig und herausfordernd würden, wie denn bisher schon durch zu milde Behandlung gefehlt worden sei. Die Neigung, die Caprivische Regierung zum Sündenbock für alle Uebel zu machen, kommt hinzu. So ist man dann glücklich wieder bei der alten Taktik angelangt, jedes Verschulden auf deutscher Seite in Abrede zu stellen, jede Härte damit zu rechtfertigen, daß die Polen es nicht besser verdient haben, da ihre revolutionären Gelüste sie einer milden Behandlung unwürdig machen, daß sie im nationalen Streit die Angreifer seien, gegen die man sich wehren müsse.

Das ist die rechte Art, den nationalen Hochmut und die nationale Verblendung zu bestärken. Da können diese bei unserem Volke heute stark entwickelten Eigenschaften sich in den Tugendmantel des Patriotismus hüllen. Wollte man die Lehren der Geschichte ein wenig beachten, so würde man wahrscheinlich finden, daß die Unterdrückung einer anderen Nationalität stets mit ähnlichen Redensarten gerechtfertigt wurde, daß aber trotz dieser wohlklingenden Phrasen die Unterdrückung eine für die herrschende Nationalität höchst ungünstige Wirkung hatte, indem dadurch das Nationalgefühl der unterworfenen Bevölkerung aufs äußerste angestachelt wurde.

Die Eigentümlichkeit des Chauvinismus aber ist, daß er mit zweierlei Maß mißt. Dem Deutschen soll wohl anstehen, was allen anderen Völkern schwer verübelt wird. Unsere Chauvinisten sind sehr empfindlich und wissen es scharf zu rügen, wenn irgendwo im Auslande unseren Volksgenossen Unrecht widerfährt. Sie sind manchmal mehr um die Wahrung des Deutschtums im Auslande besorgt, als diese unsern ausländischen Volksgenossen selbst. Aber sie wollen nicht den im deutschen Reich wohnenden Angehörigen anderer Nationalitäten dieselben Rechte zugestehen. Jede Regung eines dem Deutschen entgegengesetzten Nationalgefühls in diesen Völkerschaften scheint ihnen ein schweres Verbrechen gegen die Sicherheit des deutschen Reichs zu sein. Und weil sie dies Nationalgefühl als etwas Böses und Staatsgefährliches betrachten, das man auszurotten suchen müsse, weil sie so geringschätzig und verächtlich über dies Gefühl urteilen, sind sie auch geneigt, seine Widerstandskraft zu unterschätzen und den dagegen ergriffenen Gewaltmaßregeln Wirksamkeit zuzutrauen. Aber gerade dies Gleichstellen der nationalen Bestrebungen mit verbrecherischen Handlungen ist so kränkend für die Angehörigen der anderen Nationalität, ob sie Polen, Dänen oder Franzosen heißen. Macht man auf sie etwa einen Eindruck durch die Entrüstung, die man über ihr Treiben bekundet? Nicht im geringsten, eben so wenig, wie es auf die Sozialdemokraten einen Eindruck macht, wenn die Presse der bürgerlichen Parteien sich über ihre antimonarchischen Demonstrationen oder ihre Verhöhnung staatlicher Einrichtungen und nationaler Kundgebungen entrüstet. Die Chauvinisten bestärken durch solches Gebahren lediglich sich selbst und ihre Gesinnungsgenossen in dem Irrtum, daß Gewaltmittel berechtigt seien.

Worin besteht denn die „Schuld" der Polen? Die Polen sind von einer neuzeitlichen Zeitströmung mit ergriffen. In ihnen ist, wie auch in anderen Völkern, in der Neuzeit das Nationalgefühl lebhafter erwacht. Zugleich haben Bildung und Wohlstand unter ihnen zugenommen, und dies hat dazu beigetragen, ihr Selbstbewußtsein zu erhöhen. Wir finden überall die Erscheinung, daß auf den Gebrauch der Muttersprache als Bildungssprache höherer Wert gelegt wird, können wir uns denn darüber wundern, daß auch in den Polen dies Verlangen sich regt, daß sie die Verdrängung der Muttersprache aus der Schule als ein Unrecht empfinden, daß auch die „Wasserpolen" sich als Polen fühlen lernen und den Gebrauch des Hochpolnischen dem des Deutschen vorziehen? Eben dies gesteigerte Selbstbewußtsein und Nationalgefühl läßt jede Gewaltmaßregel um so bedenklicher erscheinen, weil das darin liegende Unrecht um so schärfer empfunden wird. Unsere Chauvinisten aber glauben in diesen Erscheinungen die dringende Mahnung zu sehen, die Unbotmäßigkeit gewaltsam niederzukämpfen. Ihnen erscheint es als das selbstverständliche Recht des herrschenden Volkes, die eigene Sprache als Schulsprache überall einzuführen, und sie glauben es namentlich den Wasserpolen vorschreiben zu können, welcher Nationalität sie sich zurechnen sollen.

Der Streit, der um die Zulässigkeit der polnischen Sprache in den Vereinen geführt wird, ist sehr bezeichnend für die Auffassung, die von gewissen Parteien vertreten wird und die teilweise auch die Regierung sich angeeignet zu haben scheint. Vor einiger Zeit tauchte in der Presse die Nachricht auf, es werde eine Umgestaltung des Vereinsrechts in der Weise erstrebt, daß künftig in den Vereinen nur der Gebrauch der deutschen Sprache zulässig sein solle. Einige Blätter sprachen ihre Zustimmung zu solchem Vorgehen aus. Freilich sind es doch nur die Eifrigsten unter unseren Reaktionären und Chauvinisten, die geradezu solche Mittel der Unterdrückung zu empfehlen wagen. Die Haltung anderer Anhänger der staatserhaltenden Parteien in dieser Frage ist schwankend und unsicher. Sie können sich das Bedenkliche einer so weit getriebenen Gewaltpolitik nicht verhehlen. Es ist auch mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dies leicht im Auslande Vergeltungsmaßregeln gegen unsere Volksgenossen hervorrufen könne. Denn genau wie die Schutzzollbestrebungen wirkt auch die Neigung zur Unterdrückung fremder Nationalitäten ansteckend. Dennoch scheinen jene Politiker zu meinen, das Anwachsen der polnischen Bewegung rechtfertige es, daß man eventuell eine Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte in Aussicht nehme. Wie die patriotische Phrase, daß man zur Unterstützung der Regierung im Kampf gegen aufrührerische Bestrebungen gewillt sei, zu verstehen ist, wird nicht ganz klar. Ebenso unbestimmt ist auch die Haltung der Regierung in dieser Frage. Der Minister des Innern versicherte neulich im Abgeordnetenhause, es komme der Regierung nicht in den Sinn, die Rechte der Polen anzutasten. Gleichzeitig aber nahm er doch ein Verfahren der Behörden in Schutz, das zu dieser Versicherung im Widerspruch steht. Er glaubte es rechtfertigen zu können, daß in gewissen Fällen die Versammlungen aufgelöst worden waren, weil der überwachende Beamte des Polnischen nicht hinreichend mächtig gewesen sei. Die hierbei befolgte Praxis scheint die zu sein, daß aufgelöst wird, wenn man befürchtet, daß die Versammlungen der nationalen Agitation dienen, und die Behauptung, daß kein des Polnischen kundiger Beamter da sei, dient dann vielleicht mitunter nur als Vorwand. Die Polen haben das Recht, sich der Muttersprache in den Vereinen zu bedienen, und doch kann ihnen in der Praxis dies Recht beliebig verkümmert werden. Jeder, der die Verhältnisse in Gegenden mit gemischtsprachiger Bevölkerung kennt, weiß, wie erbitternd und aufreizend es wirkt, wenn es so der Willkür der unteren Behörden überlassen ist, die Gesetze in einem für die unterworfene Bevölkerung nachteiligen Sinne auszulegen und ihre Rechte dadurch zu beeinträchtigen. Diese Behörden bekunden ja meistens so gern ihren Eifer in der Verfolgung einer der Regierung mißliebigen Agitation; sie sind dann geneigt, in taktloser und kleinlicher Weise überall einzuschreiten, wo sie eine Gefahr herausgespürt zu haben meinen.

Wenn aber solches Verfahren neuerdings im Osten beobachtet worden ist, wie kann man denn behaupten, daß von deutscher Seite nichts geschehen sei, was den Polen Anlaß zu Beschwerden geben könne? Das Bemühen, den Gebrauch der Muttersprache in den Vereinen zu hindern, ist gewiß die für die herrschende Nationalität gefährlichste Form des Sprachenkampfs. Beim Schulunterricht läßt doch wenigstens das Bedürfnis nach Sprachkenntnissen sich vorschützen, wie verkehrt und ungerecht es auch sein mag, hierbei die Wünsche der Eltern unberücksichtigt zu lassen. Aber erwachsenen mündigen Staatsbürgern vorschreiben zu wollen, welcher Sprache sie sich bei ihren Versammlungen bedienen sollen, das ist ein so plumper und unverständiger Eingriff in die staatsbürgerlichen Rechte, daß die Strafe für diese nationale Verblendung schwerlich ausbleiben kann. Es ist schwer zu begreifen, wie verständige Männer glauben können, durch solche Mittel der nationalen Sache dienen und revolutionäre Neigungen unter-

Digitized by Google

drücken zu können. Heute, wo das Verlangen nach Teilnahme am politischen Leben im Volke immer allgemeiner und lebhafter wird, kann man eine nationale Bewegung nicht dadurch hemmen, daß man das Vereinsleben gewaltsam zu unterdrücken sucht. Durch solche Ungerechtigkeit wird man das Nationalgefühl in bewußten Gegensatz zur Staatsgewalt bringen auch dort, wo dieser Gegensatz bisher nicht vorhanden war oder doch nicht so scharf hervortrat.

Bücherbesprechung.

Das achtklassige Mädchengymnasium. Vortrag von C. v. Braunmühl. München, H. Hugendubel.

Verfasserin, seit Langem eine Vorkämpferin für systematische Erziehung des weiblichen Geschlechts, tritt in der genannten Schrift für Gründung eines achtklassigen Mädchengymnasiums ein, welches eine solche Erziehung am meisten gewährleiste. Unsere moderne Frauenbildung hat nach der Verfasserin zweierlei Ziele: sie ist eine Kultur- und eine Erwerbsfrage. Die letztere tritt bei den Gymnasialstudien noch zurück. Diese haben in erster Linie den Zweck, dem späteren Berufsvertreter eine Gesamtbildung in Verbindung mit sittlichem Ernst und philosophischer Anschauung zu vermitteln, während die Einzelausbildung hauptsächlich den Fachschulen überlassen bleibt, an deren Stelle bei den Abiturientinnen des Gymnasiums die Universität zu treten hätte. Die genannte Allgemeinbildung erwartet Verfasserin gerade vom humanistischen Gymnasium und zwar speziell vom achtklassigen, dessen Lehrplan, wie folgt, angegeben wird: in den ersten vier Klassen, d. h. den Jahren, in welche die Volksschulpflicht der Mädchen fällt, werden die Fächer der Volksschule gelehrt, aber in rascherem Tempo und mit Hinzufügung von Latein und später Französisch. Beim naturwissenschaftlichen Unterricht soll das Hauptgewicht auf die Verbindung mit dem Leben gelegt; durch Geschichte und Geographie ein übersichtliches Bild der Entwickelung und des gegenwärtigen Kulturstandes der Völker gegeben werden. Bis zum Absolutorium bleibt der Lehrstoff zusammenhängend; wird aber in zwei Abschnitte gegliedert, sodaß schon nach vier Jahren vom einem Teil der Schülerinnen ein Abschluß gemacht werden kann. Durch diese Einteilung in zwei Abschnitte bleibt die Entscheidung für einen Spezialberuf dem Mädchen bis zu reiferen Jahren gewahrt. Andererseits wird durch ein achtklassiges Gymnasium mit einheitlichem Lehrplan das Ideal einer systematischen Mädchenerziehung besser erreicht als durch ein vierklassiges. Vor allem kann der Unterricht ohne Überhastung und Zersplitterung gegeben werden, wodurch eine ruhige Fortentwickelung des jugendlichen Geistes ermöglicht und eine Überanstrengung des jugendlichen Körpers vermieden wird. Die Mädchen aus der Schule nicht nur geistig reif, sondern auch körperlich kräftig zu entlassen, wird nach der Verfasserin eine der Hauptaufgaben der neuen Anstalt sein. — Die Schrift, welche zunächst bestimmt ist, die Aufmerksamkeit auf das demnächst in München zu eröffnende Mädchengymnasium zu richten, dürfte weitere Kreise interessieren und sei Freunden und Gegnern der Frauenbewegung gleicherweise empfohlen.

G. Thudichum.

Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur. Bern, Verlag von Steiger & Cie.

Erschienen sind von dieser inhaltreichen und preiswerten Sammlung (das Heft 15 Cts.) bisher: 1. Ethische Prinzipienlehre von Harald Höffding. 2. Die ersten Moralunterweisungen der Kinder von Rudolf Penzig. 3. Über Erziehung von M. a. Egidy. 4. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert von Werner Sombart. Wir möchten unsere Leser ganz besonders auf dies letzte Heft aufmerksam machen, weil sie darin nicht nur eine knapp gefaßte Darlegung der marxistischen Lehre vom Klassenkampf, sondern gleichzeitig die Diskussion über die Sombartschen Vorträge und damit fast alle die Einwände finden, die sich gegen den Marxismus erheben lassen. Da die Diskussion in dem ganzen Hefte 30 Seiten füllt, so konnten die Gegner Sombarts ausführlich zu Wort kommen. Folgende Redner traten auf: Professor Höffding kritisierte den Marxismus vom Standpunkte der ethischen Wissenschaft; Dr. Jastrow wandte sich in längerer geschichtlicher Betrachtung gegen die Lehre, daß herrschende Klassen niemals freiwillig ihre Privilegien aufgeben. Der bekannte Proudhon-Kenner Dr. Mühlberger hob die Bedeutung der wirtschaftlichen Organisation gegenüber dem bloßen politischen Kampfe hervor; der Baumwollfabrikant Bertheau aus Zürich vertrat die Stellung des Unternehmers in maßvoller und beachtenswerter Weise; Dr. Pfungst widerlegte die einseitige Klassenkampftheorie durch den Hinweis auf die ethischen Entwickelungen im Buddhismus; Professor Foerster wandte sich vom erkenntnistheoretischen Standpunkte gegen die Dogmatik im Marxismus; zum Schlusse beleuchtete Herr Gustav Mayer die Widersprüche, in die der Vortragende in seinen Darlegungen über das Verhältnis von Evolution und Revolution gefallen sei. Wir werden auf die höchst interessante Publikation noch zurückkommen.

F. W. Foerster.

Familien-Pensionat Schaff.

Inhaberin: Frau Pastor Gadnke.

Berlin SW., Großbeerenstraße 9 III.

Pensionspreis von 75—100 Mark monatlich. Aufnahme für Tage, Wochen und Monate. Junge Damen finden Familienanschluß.

Guter Mittagstisch für gebildete Herren u. Damen.

Vorzügliche Referenzen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

In unserm Verlage erschien soeben:

Das Sittengesetz.

Untersuchungen über die

allgemeinen Grundlagen der Freiheit und der Sittlichkeit.

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

Herr Prof. Dr. F. Jodl urteilt über das Werk:

„Wir haben es mit einem achtungswerten Denker von selbständigen Überzeugungen und ernstem Willen zu thun".

„Ref. möchte nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß sich in dem Buche eine ganze Reihe von wertvollen Einzeluntersuchungen befinden, welche die reichen Kenntnisse des Verf. und eine glückliche Gabe, Abstraktes durch Anknüpfung an Besonderes zu veranschaulichen, im besten Lichte zeigen, und ohne weiteres, sowohl für die Ethik als namentlich für die Psychologie dankbarst acceptiert werden können".

Früher erschien:

Noumena.

Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus".

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Preis 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im **Verlagsmagazin (J. Schabelitz) Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johanna Elberskirchen.

Die Prostitution des Mannes.

Preis 60 Pfennig.

„Die Frommen werden sich entrüsten, wie eine Frau über verschiedene Dinge schreibt, die mehr, minder als Monopole der Männer angesehen werden, und die Gottlosen, weil die tapfere Verfasserin Wahrheit sagt . . . auch wünsche, dass das energische Schriftchen recht viel Verbreitung fände u. s. w."

Stauf von der March in der „Gesellschaft".

„Die vorliegende Broschüre verdient die weiteste Verbreitung. . . . Es ist ein Notschrei einer Frauenseele, die für den sittlichen Verfall unserer Frauen und Mädchen nicht diese, sondern die Männer selbst verantwortlich macht. Es ist ein scharfer und schwerer Vorwurf, den die Verfasserin erhebt . . . ein tiefer Kern der Wahrheit liegt in den Ausführungen u. s. w." Litterarischer Merkur.

„Ein ergreifender Aufschrei beleidigter Frauenwürde, gegenüber einer Einrichtung, die das Weib erniedrigt und den Mann, der sie geschaffen, gleicherweise erniedrigen sollte u. s. w."

Professor F. Vetter in der „Schweizerischen Rundschau".

Von derselben Verfasserin erschien soeben:

Socialdemokratie und sexuelle Anarchie.

Beginnende Selbstzersetzung der Sozialdemokratie!

An der Hand eines Aufsehen erregenden Falles in der schweizerischen socialdemokratischen Partei erlässt die Verfasserin in der vorliegenden Broschüre einen scharfen Warnungsruf an die socialdemokratische Partei. Es ist ein flammender Protest dagegen, dass von Socialdemokraten verübte sexuelle Vergehen am Weibe, speciell wenn es sich um socialdemokratische Führer (wie im vorliegenden Falle) handelt, von der Partei toleriert und quasi sanktionieren werden. Verfasserin weist darauf hin, dass eine derartige Toleranz sich nicht allein gegen die socialdemokratische Proklamation von der Gleichstellung der Geschlechter, sondern auch gegen ihr ehernes Lebensprinzip „Kampf gegen Ausbeutung" und gegen die Socialdemokratie selbst richtet.

Die Allgemeine Schweizer Zeitung schreibt u. a.: „Die ganze schweizerische socialdemokratische Partei wird doch genötigt sein, sich früher oder später mit Frau Johanna Elberskirchen auseinanderzusetzen".

Debit für Buchhandel, Verlagsmagazin (J. Schabelitz) Zürich.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,90 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 10. April 1897. | Nr. 15.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Konfirmation. — Das Ende einer Sage. Von Mouket. — Der künstlerische Mensch. Von Robert Saitschick. — Über den Geschmack. Von John Ruskin. — Zwei Franzosen über den Chauvinismus. — Vermischtes. — Bücherbesprechung: Johanna Elberskirchen, Sozialdemokratie und sexuelle Anarchie (Ferd. Vetter). — Aus der ethischen Bewegung in Italien.

Konfirmation.

„Schreitet, schreitet ins Leben zurück!
Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus!
Denn der Ernst, der heilige, macht allein
das Leben zur Ewigkeit!"

Die feierliche Aufnahme der heranreifenden Jugend in die Gemeinschaft der Erwachsenen ist einer der anziehendsten Gebräuche des kirchlichen Lebens. Wer sich frei gemacht hat von der konfessionellen Glaubenssymbolik, der möge ernsthaft darauf bedacht sein, einen edlen Ersatz für ihre ehrwürdigen Ordnungen zu finden und sich und den Seinen die bedeutungsvolleren Abschnitte des Daseins durch rein menschliche Weihegedanken zu verklären und zur Quelle der inneren Wiedergeburt zu machen. Denn unser Erdenweg wird öde und dämmerhaft, wenn wir nur einatmen und ausatmen, ohne jemals in andächtiger Einkehr unser ganzes Wollen in das Licht umfassender Lebensgedanken emporzuheben.

Eine weltliche Jugendweihe aber wäre ein tiefes Bedürfnis nicht nur für die frei denkenden Kreise unseres Volkes, sondern ebenso sehr für die kirchlich Gesinnten. Denn die rein kirchliche Einweihung hat schwere Bedenken gegen sich. Einmal bedeutet die heutige Konfirmation ja in Wahrheit keineswegs die Aufnahme der Jugend in die ganze menschliche Gemeinschaft, sondern nur in eine bestimmte konfessionelle Sondergruppe. Diese Beschränktheit läßt die junge Seele garnicht zur vollen Bedeutung der ganzen Feier vordringen. Die große natürliche Einheit alles menschlichen Lebens kann das Herz nicht ergreifen, solange verkündet wird, daß ohne den Glauben an Jesus Christus der Kampf Aller gegen Alle das Natürliche und Menschliche ist. Die ganze Tiefe und Wirklichkeit irdischer Zusammengehörigkeit kann nicht erleuchtet werden von Männern, die da leugnen, daß es ein reinmenschliches Sittengesetz gebe, das unabhängig von bestimmten religiösen Bekenntnissen den Menschen zum Menschen gesellt. Und gerade aus dieser Haltung des Kirchentums gegenüber einer „weltlichen" Jugenderziehung ergeben sich weitere ernste Bedenken gegen die ausschließliche Herrschaft der kirchlichen Konfirmation. Oder ist es wirklich eine gewissenhafte Seelsorge, wenn man in einer geistig stark bewegten Zeit, in der alle Autoritäten Rede stehen müssen vor dem freien sozialen Denken wie einst im achtzehnten Jahrhundert vor der naturwissenschaftlichen Aufklärung — wenn man in einer solchen Zeit Alles auf eine Karte setzt und die moralischen Ideale allein auf religiöse und historische Autorität stellt?

Die kirchliche Konfirmation hat aber auch mit einer fast unüberwindlichen pädagogischen Schwierigkeit zu kämpfen: Die christliche Lebenslehre ist zu stark durch Jenseitigkeit und Askese verdüstert, um erfolgreich an die Stimmung der Jugend anknüpfen zu können. Das Christentum entstand als Gegenwirkung gegen eine übersättigte Civilisation; und es trägt daher selbst zuviel Uebersreizung in sich, um freudig kreidendes Leben befruchten zu können. Es ist ein Born der Weisheit für gereifte und vom Schicksal gepräfte Naturen, aber kein zuverlässiger Wegweiser für werdende Menschen. Jünglinge und Mädchen finden darum zu wenig eingehende Seelsorge für ihren Lebensdurst, um den Eindrücken des Konfirmationsjahres einen nachhaltigen Einfluß auf ihre innere Entwickelung gewähren zu können. Die christliche Weltanschauung, die in dem Hunger nach Freude und Schönheit ein Hemmnis heiligen Lebens sieht, statt alle Triebkräfte unseres Innern zum Bau des Reiches Gottes auf Erden zu verwerten — sie trägt sogar die Hauptschuld daran, daß zahlreichen jungen Seelen jede ernste und in höherem Sinne moralische Lebensauffassung in unvereinbarem Gegensatz zu frohem Lebensgenusse zu stehen scheint. Und doch ruht alle wirkliche Erziehung und Charakterfestigung auf der Kunst, die verschiedenen Bedürfnisse der Menschennatur in ein Verhältnis der gegenseitigen Ergänzung und Befruchtung zu setzen, statt sie in Zwiespalt zu bringen und damit auch das Leben zu spalten in eine Epoche seelenlosen Genusses und eine Epoche herzloser Moral!

Die soziale Weihe der Heranwachsenden sollte in tiefste Beziehung zu ihrem ungebrochenen Lebensdrange gesetzt werden. Nicht als ein düsterer Opferdienst soll ihnen das Aufgehen der Selbstsucht in die Ordnung des gemeinsamen Daseins erscheinen, sondern als die eigentliche Erfüllung ihrer jugendlichen Wesenssehnsucht. Zeigen wir der Jugend, daß es nichts als langsames Sterben ist, was ihr so oft als rauschender Lebensgenuß vorschwebt — eine innere Verödung im eintönigen Kreislauf der eigenen Begehrlichkeiten. Erschüttern wir sie durch das Bild des sozialen Elends, öffnen wir ihr den Blick für die tausend Fäden, die ihre Lebensfülle verbinden mit der Mühsal und der Schande der dunkleren Welt. Scheuen wir uns nicht, in ihren schönheitsdurstigen Seelen die lange Reihe zerlumpter Männer, hungernder Kinder, verlorener Mädchen und überarbeiteter Frauen auferstehen zu lassen — denn diese Gestalten werden die Jugend nicht beflecken und verdüstern, sondern Licht und Schönheit bringen — denn das mächtig erregte Mitgefühl wird in den Herzen erhabene Ideale getrockneter Thränen, erhellter Kindermienen und erlöster Weideswürde entzünden und diese Sehnsucht nach kommender Menschenschönheit wird ihnen helfen im Kampf gegen Alles, was in ihrem eigenen Sein noch verwandt ist mit Roheit, Ausdeutung und zügellosem Genießen.

Leben heißt Teilnahme — tief Aufatmen in dem gewaltigen Odem menschlichen Leidens und menschlicher Seligkeit. Der stürmenden Selbstsucht verdüstern sich alle Herrlichkeiten dieser Welt; nur dem hingebenden Mitgefühl enthüllen sich die Geheimnisse der Kreatur, belebt sich die unbeseelte Natur. Es giebt eine tiefgefaßte Darstellung der Versuchung Christi von dem Frankfurter Maler Hans Thoma: Der Teufel weist vom Gipfel des Berges in die Ebene, wo sich über goldenen Kuppeln das Meer ausbreitet, blau und nebelweit, besäet mit weißen Segeln: „Dies Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest." Aber der Konflikt zwischen dem Dämon der erbarmungslosen Begierde und dem Friedensbild der schimmernden Landschaft läßt uns ergreifend fühlen: Die Schönheit der Welt ist nichts, was der Satan vergeben, könnte, sie lebt und leuchtet nur der durch Liebe geläuterten Menschenseele. Das Gleiche gilt von der Kunst. Die Muse redet nicht zu den Kalten und Gleichgiltigen — sie dient den Lebendigen und nicht den Abgestorbenen: Je inniger Deine Seele mit fremdem Dasein zusammenzuschmelzen vermag, desto überwältigender beglücken Dich die Gaben des Genius; denn der Künstler ist der Priester des ahnungsreichsten Mitgefühls. „Aber so Du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist Du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde." Das heißt: Wo immer das Leid des Anderen die Stimme der Eigensucht in Dir übertönt und ungestüme Wünsche zu Grabe läutet, da feiere die Auferstehung

Digitized by Google

volleren Lebens, da wirst Du Stimmen hören, die früher „jenseits Deiner Hörbarkeiten“ waren, tiefere Farben werden Dir glühen und es mag Dir scheinen, als habe sich diese Welt in einen Zaubergarten verwandelt, wo selbst das Unbeseelte lebt und redet und wo Du selbst mitlebst und mitfühlst in allen Dingen und jede Blume, jede Wolke, jedes Angesicht Dir ein Tempel des ewigen Geheimnisses dünkt.

Die Konfirmation ist vollendet und die innere Welt für die Seligkeit der Gemeinschaft gewonnen, wo immer der Drang nach Lebenserweiterung durch das Mitgefühl allmächtig in einer jungen Seele geworden ist. Der Mensch ist dann gefeit gegen alle Schicksalsschläge. „Wen Gott lieb hat, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen,“ das heißt: wer ergriffen ist vom Geiste der Liebe, für den giebt es kein Unglück mehr. Denn alles Leiden und alle innere Not ist ihm nur die Morgenröte eines neuen Sonnentages im Reiche der Sympathie. „Traurig, wenn all unser Kämpfen und Ringen am Ende keine anderen Folgen hätte — so sagt George Elliot — als daß wir nur unser altes Selbst wiedergewännen und zurückkehren könnten zu der alten blinden Liebe, dem alten übermütigen Tadel, den alten leichtfertigen Gedanken über menschliches Leiden, dem alten frivolen Geschwätz über geknickte Menschenleben und der alten dürftigen Vorstellung von jener unbekannten Macht, zu der wir in unserer Verlassenheit so manchen furchtbaren Notschrei emporgeschickt haben. Seien wir lieber dankbar, daß unser Kummer wie eine unzerstörbare Macht in uns forttedt, nur seine Gestalt wechselt, wie es das Gesetz der Natur und des Geistes ist, und von Schmerz in Mitgefühl übergeht — Mitgefühl, dieses kurze, dürftige Wort, welches all unser bestes Verstehen und unsere beste Liebe in sich begreift.“ F.

Das Ende einer Sage.

Von A. Moutet (Professeur d'École Normale) Laon.

Die Wissenschaft, die heilige Göttin, die mit hell leuchtender Fackel immer kühner den Nebel der Unwissenheit, des Aberglaubens und — der interessierten Irrtümer durchdringt, hat eben den Gegnern der Frauenemanzipation einen harten Stoß versetzt und einer Sage, die so alt als das Menschengeschlecht selbst war, plötzlich und endlich ein Ende gemacht. In der Männerwelt war es zum Sprichwort geworden, die Frau sei von Natur aus nicht so intelligent wie der Mann; und in Folge dieser bequemen, von den Männern aus leicht begreiflichen Gründen unbestritten angenommenen Behauptung zogen die Weiberfeinde, die sich oft in gutem Glauben Freunde der Frau nennen, gegen die Frauenbewegung ins Feld. Unterstand sich ein Unbefangener, die betreffende Behauptung bezweifeln zu wollen, dann kamen ironisch lächelnd die Gegner mit einer Wage, wogen Weibergehirne und Männergehirne vor dem Unverschämten ab, und weil die letzteren immer schwerer sind als die ersteren, wurde triumphierend geschlossen: „Lieber Freund, sei nur vernünftig. Du siehst, die Frau ist ein minderbefähigtes Geschöpf; und nun geh' in Frieden!“ Der arme Zweifler zog sich beschämt zurück und so blieb der Mann der unantastbare Gott der Schöpfung!

Unsere Zeiten aber sind den Göttern grade nicht hold; die Götter leben nicht so glücklich und ungestört wie in den guten, alten Zeiten, auch nicht in Frankreich, obgleich ein Sprichwort es lange behauptet hat; und da es immer Stockzweifler gab, so wurden trotz alledem manche stille Beobachtungen angestellt, manches Gehirn des starken und des schwachen Geschlechts mit einander verglichen. Es gab immer Leute, die dieses Übergewicht des Männergehirns als ausschlaggebenden Beweis einer höheren Intelligenz nicht anerkannten. Und so ist neulich in Moskau ein junger Gelehrter aufgetreten, Prof. Darkchevitch, der diesmal unwiderlegtich festgestellt hat, daß die Frau von Natur aus ein ebenso intelligentes und befähigtes Wesen ist als der Mann. Das Problem ist endlich gelöst. Es lohnt sich also, auf diese „Entdeckung“ des russischen Gelehrten einzugehen.

* * *

Das Gehirn des Mannes wiegt durchschnittlich 130 bis 135 Gramm mehr als das der Frau. Also, meinten manche Gelehrten, unter ihnen der berühmte Bischoff, und natürlich auch die Laien: der Mann ist intelligenter als das Weib! Wie er dann diese angeblich höhere Intelligenz dem schwachen Geschlecht gegenüber anwendete, brauche ich nicht zu betonen. — Wie hat nun der Moskauer Professor diese den Frauen verhängnisvolle Behauptung endlich widerlegt?

Ist dieses Mehrgewicht des Gehirns ein Zeichen einer höheren Begabung, dachte er, so muß das Gehirn des Mannes schwerer sein als dasjenige der übrigen Tiere. Also, frisch verglichen! Wohl wiegt es mehr als das des Pferdes und des Ochsen, auch des Schafes; aber aus dem einfachsten Vergleich ergiebt sich sofort, daß das Gehirn des Walfisches und des Elefanten schwerer ist als das des Menschen; und daß diese Tierchen intelligenter sein sollen als der König der Schöpfung, wird sich doch kein Mensch gefallen lassen, es sei denn, daß wir das liebenswürdige Verfahren des Walfisches dem Urahnen Jonas gegenüber als das Zeichen einer besonders edlen Befähigung ansehen wollen. — Die Zahlen sind aber da:

Gewicht des Gehirns des Mannes . . .	1360	Gramm
„ „ „ „ Walfisches . .	2800	„
„ „ „ „ Elefanten . .	4600	„

Folglich: wenn aus dem Mehrgewicht des Elefantengehirnes gegenüber dem Gehirn des Menschen nicht geschlossen werden kann, der Elefant sei intelligenter als der Mann, so kann und darf auch nicht aus dem Mehrgewicht des Männergehirnes gegenüber dem Gehirn der Frau geschlossen werden, der Mann sei intelligenter als die Frau.

Sollte dieser Schluß nicht stichhaltig scheinen, so sei ein zweiter Beweis angeführt. Das Gehirn mancher großen Männer, das also recht schwer sein sollte, ist im Gegenteil nicht so schwer als dasjenige der Durchschnittsmenschen. Dr. Zernoff führt das Beispiel des Generals Skobeleff an: Die Talente, die Bildung und die außerordentliche Energie dieses Feldherrn sind bekannt, doch wog sein Gehirn weniger als das von 40 seiner Soldaten, deren Gehirne er wog. Das Gehirn des berühmten Chemikers Liebig erreichte nicht einmal das Durchschnittsgewicht von 1360 Gramm! Die Intelligenz hat also mit schweren Gehirnen keinen unbedingten Zusammenhang.

Gemach, sagen dazu die Weiberfeinde. Das Gehirn ist nicht bloß das Organ der psychischen Thätigkeit; von ihm hängt auch die Thätigkeit des Rumpfes, der Gliedmaßen, u. s. w. (somatische Thätigkeit) ab. Je mehr diese entwickelt ist, um so größer ist das Gewicht des Gehirnes: und so ist es naturgemäß der Fall bei dem Walfisch und dem Elefanten, deren Körper viel größer und viel stärker ist als derjenige des Menschen. Und weil dazu das Gewicht des Gehirns des Menschen im Verhältnis zu dessen Körper größer ist als bei den genannten Tieren, so wird auf diese Weise im Gegenteil die Ueberlegenheit der menschlichen Intelligenz bewiesen.

Irrtum, erwidert Prof. Darkchevitch, auch Irrtum! Denn wie kommt es, daß dieses relative Gewicht des Gehirnes bei dem Menschen ($^1/_{40}$) kleiner ist als bei dem schwarzen Höhlenaffen ($^1/_{20}$) und sogar bei — dem Spatz ($^1/_{25}$)! Und sollte der Beweisgrund maßgebend sein, so wäre dann die Frau intelligenter als der Mann, weil dieses relative Gewicht bei ihr eben größer ist als bei ihrem Herrn (nach Bischoff selbst).

Dadurch werden aber die Gegner nicht zum Stillschweigen gebracht. Allerdings, antworten sie; aber eins bleibt unbestreitbar: das Gehirn des Weibes hat nicht so viele Windungen als das des Mannes. Sie ist also weniger intelligent.

Dieser Beweis ist scheinbar zutreffend. Bei den Fischen, den Reptilien und den Vögeln ist das Gehirn flach; die Windungen kommen erst bei den Säugetieren vor; bei dem Menschen sind sie am meisten entwickelt, bei dem Mann sind sie noch zahlreicher als bei der Frau.

Tragen also die Gegner den Sieg davon?

Durchaus nicht, antwortet der hartnäckige Russe. Denn wie kommt es, daß das Gehirn des Bibers, dieses intelligenten Tieres, ganz flach ist, während dasjenige des Hammels, der noch nicht als besonders begabtes Geschöpf citiert wird, im Gegenteil außerordentlich viele Windungen hat? Und wie kommt es auch, daß das Gehirn des Elefanten wieder gewundener ist als das unserige? Dann weiter. Die Windungen des Gehirns bei großen Männern sind recht oft nicht so zahlreich als bei Durchschnittsmenschen: So, zum Beispiel, wie das bei Skobeleff. Bischoff hat übrigens festgestellt, daß die Intelligenz und die Begabung gar nicht von der Zahl der Windungen abhängen.

Einige Gelehrte erblicken auch einen Zusammenhang zwischen der Intelligenz und der Entwickelung der lobes frontaux (Stirnlappen). Auf diesem Gebiet sind aber die Forscher nicht weit gegangen: und sollte je eine größere Entwickelung dieser Vorderteile des Gehirnes wirklich eine höhere Intelligenz zur Folge haben, dann wäre es zu Gunsten der Frau, weil sie bei ihr eben entwickelter sind als bei dem Mann.

Und so werden alle angeblich ausschlaggebenden Beweise, die gegen die Gleichbefähigung der Frau ausgespielt werden, von dem russischen Gelehrten einer nach dem andern energisch wider-

legt. Aus dem Gewicht selbst sowohl als aus dem relativen Gewicht und aus den Windungen des Gehirnes des Mannes im Vergleich mit dem der Frau, darf man also nicht schließen, was geschlossen wird, nämlich eine geistige Ueberlegenheit des Mannes. Nimmt maa außerdem als Maßstab der geistigen Entwickelnag, wie Prof. Darkchevitch selbst es thut, dos relative Gewicht des Gehirnes im Verhältnis zu dem Rückenmark, so kommen bei beiden Geschlechtern dieselben Zahlen heraus (49,4 und 49,3). Wir sind also wissenschaftlich nicht berechtigt, eine geistige Überlegenheit des Mannes anzunehmen; wir sind vielmehr berechtigt, die ursprüngliche Gleichbefähigung des Mannes und der Frau als unbestreitbar anzuerkennen.

* * *

Der Sage ist nun ein Ende gemacht, und bis ein anderer Gelehrter Beweise des Gegenteiles bringt, dürfen wir und müssen wir diese Gleichbefähigung beider Geschlechter annehmen. Sollten die Betrachtungen des russischen Professors doch nicht aasschlaggebend und endgiltig erscheinen, sollte noch ein Zweifler auftreten, so muß er wenigstens eingestehen, doß die Gründe und angeblichen Beweise, laut denen die Herabsetzung der Frau als naturgerecht betrochtet wurde, und die den hartnäckigen Krieg gegen die Frauenbewegung zur Folge hatten, nach den Arbeiten des Prof. Darkchevitch nichts taugen. Weiberfeinde, sucht nun andere Argamente! Die Wissenschaft, diese Waffe, die ihr allein besitzen wolltet, kehrt sich heate gegen euch.

Es wird nun behauplet, es sei eine Thatsache, daß die Frouen durchschailtlich doch nicht so begabt seien als die Mönner. Der Mann denke ja viel tiefer und logischer, und dos solle maßgebend sein. Aber diejenigen, welche daraus auf die unbedingte angeborene Überlegenheit des Monnes zu schließen pflegen, machen, aoraussetzt allerdings, daß sie aufrichtig sind und nicht durch diesen Beweis ihren Egoismus verdecken wollen, einen großen Denkfehler; sie sind selbst die besten Beispiele der Geistesoberflächlichkeit. Seit Jahrhunderten — darf aian nicht sagen: seit es Menschen giebt? — ist die Frau von dem Mann als ein minderwertiges Geschöpf betrochtet und dementiprechend behandelt worden. Der Mann hatte von Natur die physische Überlegenheit; er maßte sich die geistige an, weil er eben der stärkste war und seinen Willen durchsetzen kannte, und so dauerte es bis heutzutage von jeher fort, weil der Mann Gesetze schuf nach seinen Anschauungen und seinem Egoismus. Er bildete sich immer mehr, er verfeinerte seinen Geist, er erntete die Früchte der vorwärtsdringenden Kultur, aber im Grunde er allein, weil er allein sich mit geistigen Arbeiten befaßte. Das ist jedem bekannt. Während dessen war die Frau das Geschöpf, das in die Küche gehört, welchem nur die Arbeiten im Hause, diese Arbeiten, die den Geist nicht bloß nicht entwickeln, wohl aber meistenteils abstumpfen, wie etwas Selbstverständliches anheimfielen. Den Schutz, den ihr der physisch überlegene Gatte in den Zeiten sicherte, wo die rohe physische Kraft und dos Faustrecht walteten, mußte die Frau teuer genag bezahlen! Küche, Kinder und Kirche, dos war das Los des Weibes, und das sollte heutzatoge weiter so bleiben! Zu etwas anderem waren die Frauen gesetzlich als unfähig gebrandmarkt. Sie blieben alsa im Frauengemach; der Gatte — der Herr — ging in die Welt. Hat nicht ein großer Dichter gesagt, der Mana müsse hinous?

Und so blieb die Frau, was sie schließlich uoch heute geblieben ist, auch in den Ländern, wa sie angeschwärmt waird und wa sie ongeblich eine große Rolle spielt, das oberste Haustier — meinetwegen ein Haustierchen —, dem gegenüber der Herr geruhen kann, in seinem eigenen Benehmen aber in der Gesetzgebung heroblassend zu werden. Dem Manne stet alles zu, die Wissenschaft, die Litteratur, die Politik, das Geschäft, das höhere geistige Leben; sein Gesichtskreis erweiterte sich immer mehr, seinen Geist bildete er aus. Die Frau aber schmachtete weit vau dieser höheren Welt, wo der Mann lebte, und in die er mitunter großmütig geruhte, sein Weib mitzunehmen. Sie kachte, flickte, stickte, schmückte ihr Heim, brannte Holz und gebor Kinder. Nur van Zeit zu Zeit drang zu ihren Ohren ein Echa des äußeren Lebens, wo der Mann schaltete und woltete. Und weil die Sklaverei den Menschen schließlich sa weit herabsetzt, daß er sie endlich liebt, so gewöhnten sich die Frauen geduldig an ihren Zustand, erklärten ihn sagar für ihren einzigen, natürlichen Beruf, und stellten den Mann auf das Postament, aon dem sie ihn jetzt herabstürzen wallen. Diejenigen aber, welche dagegen Pratest erhaben, wurden bald unterdrückt: Getaalt geht ja vor Recht . . .

Darf man sich nun wundern, wenn die Männer nnch diesem jahrhundertelangen Verfohren im großen und ganzen weiter gegaagen sind, und tiefer nnd logischer denken können als die Frauen, denen die Bildung immer fehlte, denen diese Bildung des Geistes nur mitunter und als Almosen der Herren zu teil wurde? Darf man sich wundern, wenn die Frauen durchschnittlich oberflächlicher sind als die Männer. Der Mann allein entwickelte seinen Geist; der Frau war die Wissenschaft nur eine verbotene Frucht, an der sie wohl naschen durfte, deren schmackhaften Saft aber der Mann sich vorbehielt. Darch sein geschäftliches, politisches, geistiges Leben wurde der Maan immer mehr ein Mensch des Denkens; die Frau blieb indessen die Hausfrau — eia Mensch des Gemüts. Dürfen aber die Männer auf die erreichte Überlegenheit des Geistes und des Denkens stotz sein, so darf die Frau olso darauf stolz sein, daß ihre Finger infalge dieser Haus- und Handarbeiten, mit denen sie sich von jeher beschäftigt, flinker und geschickter sind als die Männer! Ich muß mich wundern, daß die Kluft zwischen Mann und Frau, nach langen Jahrhunderten ungerechter Behandlung des Weibes und systematischer Unterdrückung ihres Geistes und ihrer Persönlichkeit, nicht breiter ist, und daß die Frauen trotz dieser abstumpfenden Unterdrückung und dieser Vergangenheit den Männern doch noch häufig genug überlegen sind; Weiberfeinde, ich bin sogar versucht, daraus zu schließen, die Frau sei im Gegeuteil von Natur aus intelligenter als der Mann, und sie waöre wohl aiel gebildeter als er selbst, hätte auch ihre Intelligenz nur zur Geltung kommen können. Jedenfolls ist es an der Zeit, diese Kluft, die beide Geschlechter treunt, zu überbrücken, und Geist und Gemüt zu vereinigen in einem gemeinsamen Vorwärtsschreiten nach besseren, gerechten Zuständen.

Soll das Weib, klagen die Gegner der Frouenbewegung, auch ein Denkmensch werden, und alles, was ihr Reiz, ihre Grazie — ihr Dust ist, einfach verlieren! — Diese Angst ist einmal unberechtigt: Die Frau, die diesen Reiz und diesen Duft besitzt, wird ihn nicht verlieren, sondern vielmehr vermehren und verfeinern durch eine geistige, ihren Föhigkeiten entsprecheude Bildung, durch die ersehnte Emanzipotiou. — So oft ich diese interessierte Klage ertönen höre, maß ich an ein Kind denken, dos voll Entzücken zu einer Blume eilt, ihre Schönheit und ihren Duft bewandert und genießt — und die Blume dann knickt, um sie an dem Knopfloch zu tragen.

Diejenigen, die auf den Reiz — auf den Duft — der Frau pochen, sind ebea häufig genug die ersten, die die Frau herabsetzen und unterdrücken, um diesen Duft allein und egoistisch zu genießen. Wiederum interessierter Eigennutz in dieser Schwärmerei, wiederum oerschleierter Egoismus. Sie rühmen diese Grazie, diese Gemütsfeinheit der Frau um so bereitwilliger, als sie selbst die geistige, endgiltige Überlegenheit haben oder zu haben glauben, und weiter behalten wollen. Diesen seien die Forschungen des Herrn Praf. Darkchevitch dringend empfohlen.

Seht nun einmal, wie es in einem Salon zugeht. Die Herren sind überaus liebenswürdig und zuvorkommend; sie stürzen, um den Damen die Thüren zu öffnen, ein Toschentuch aufzuheben, eine Blume zu reichen. Sie sind stets im Verbeugungmachen begriffen, vergessen schließlich, doß sie ein Rückgrat haben, ja daß ihr Körper einen stampfen Winkel bildet, der den harmlosen Beobachter unwillkürlich an die Darwinsche Lehre erinnert. — Keiner vergißt jo das „gnädig", dieses Wörtchen, dos aufs klarste entscheidet und feststellt, ob ein Mann gebildet ist oder nicht. (Meine Leser erloaben wohl einem Ausländer, sich an diesem Wort nebenbei zu rächen . . .). Wahrlich, nette Herren! Allerdings, aber indeat die feinen Männer „herumreverenzen" und anbeten, denken sie aielleicht: „Ja, meine Dame, ich schwärme Sie an, aber ich vergesse doch nicht, doß ich Ihr Herr bin, und meine Zuvorkommenheit ist im Grunde der Schutz und die Schanung, die ein stärkeres Wesen einem schwächeren schuldig ist . . ." Diese Liebenswürdigkeit ist alsa oft nicht die aufrichtige Ehrfurcht und Achtung, die die Seele eines wirklich feinen Mnunes ergreifen, wenn er var einer Frau, d. h. var einer edleren, feineren Natur als die eigne ist, steht, und ich muß mich wundern, daß die Frnuen diese Zuvorkommenheit gewisser „feiner Herren", diese Komödie, nicht demütigend und ihrer selbst unwürdig finden. — Ein feiner Herr! flüstern sie einander zu, wenn einer den Salon verläßt. Allerdings, ein feiner Herr, gnädiges Fräulein: sie scheinen aber zu vergessen, daß dieser feine, entgegenkammende Monn morgen aielleicht der erste fein wird, der behauplet, die Frau sei ja ein minderwertiges Geschöpf und gehöre in die Küche. Er wird vielleicht der erste sein, sie unterdrücken zu wollen und gegen die Frauenbewegung ins Feld zu ziehen, nls ob er sich dnnn rächen wollte, daß er sie heute anschwärmte. Die Männer sind der Frau gegenüber, auch wenu sie dieselbe anbeteten, immer so hart gewesen, daß man berechtigt ist zu sagen, der Mann wollte sich immer deswegen rächen, daß er einst van einem Weib

Digitized by Google

den verhängnisvollen Apfel nahm! . . . Die Zuvorkommenheit eines Mannes, gnädiges Fräulein, er mag sich dessen bewußt sein oder nicht, ist oft, auch in den Ländern, wo die Frauen am meisten angeschwärmt werden und die Männer am ritterlichsten sind, die Zuvorkommenheit eines Herrn. „Schlagt nie eine Frau, auch nicht mit einer Blume!“ sagt ein schönes Sprichwort der Araber. Wie die Frauen eben bei diesem Volk doch behandelt werden, ist jedem bekannt. Dort ist das Weib wirklich das erste Haustier; die Milde des Mannes ist dort nur die Leutseligkeit und die Herablassung eines Herrn. Wir sind allerdings in unseren Kulturländern weiter als die Mohamedaner; wir müßten aber noch weiter sein, um den Namen „Kultur-Völker“ wirklich zu verdienen.

Ein Glück, daß die armseligen Frauen, die Unterdrückten, sich immer mit ihrer Intelligenz und ihrer Schlauheit zu helfen wußten und oft ihre Revanche nahmen. Sie hatten nicht die Macht: ihnen blieben aber die Schlauheit, die List und — die Hinterlist; das sind Waffen, deren Schärfe der Mann oft genug kennen gelernt hat. Er klagt so oft über Hinterlist und Raffiniertheit der Frauen, die so tückisch wie das Wasser sein sollen: hat er nicht ein wenig Schuld daran, da er den Frauen nur diese Mittel übrig ließ, wenn sie doch ihren Willen durchsetzen und womöglich herrschen wollen? Der Herr soll auch Rechenschaft geben über die Schwächen und die Laster, zu denen er seine Sklaven drängt.

* * *

Vorüber ist endlich die Zeit, wo der Mann, weil die Wissenschaft noch nicht entschieden hatte, eine geistige Übertegenheit beanspruchen konnte. Die Argumente der Weiberfeinde sind ihres Scheinwertes verlustig geworden, nachdem der russische Gelehrte bewiesen hat, daß sie wissenschaftlich nichts taugen, und der Mann sich eine widerrechtliche Macht angeeignet hat. Wohl wissen wir, daß die Sache der Frauen damit noch nicht von heute auf morgen siegen wird; aber jetzt heißt es, die Frauen zum endgiltigen Kampf anfeuern, da sie jetzt die Wissenschaft an der Spitze haben.

Nicht hauptsächlich, weil der Prof. Darkchevitch die Behauptungen der Weiberfeinde widerlegt hat, indem er die Gründe dieser Behauptungen zunichte machte, dürfen wir uns freuen, sondern weil durch die Bekanntmachung seiner Forschungen, wenn sie einmal verbreitet sind, das Bewußtsein mancher zögernder Frauen, vor allem aber solcher Frauen, die sich in ihren Zustand hineingeduldet oder gar sich in ihm gefallen, erweckt und die Führerinnen des Sturmes kräftig aufgemuntert werden. Es gilt nicht bloß, die Gegner zu widerlegen, sondern vielmehr, obgleich es manchem als eine wunderliche Behauptung erscheinen mag, die Frauen selbst zu gewinnen und sie aus ihrer Geduld, ihrer Gleichgiltigkeit herauszuschrecken. Manche unterwerfen sich zu bereitwillig, weil sie dem Mann Glauben schenken, wenn er sagt, die Frau sei ein minderwertiges Wesen. Das Bewußtsein ihrer Rechte — ihre Pflicht also — wird wohl durch diese Forschungen des Prof. Darkchevitch wach werden. Dann wird die Sache allmählich zu stande kommen.

Bis aber das Horn des Sieges fröhlich erschallt, möge jeder, derjenige, der unterdrückt, und derjenige, der unterdrückt wird, dieser schönen Worte eines unserer größten Dichter, Lamartine, stets eingedenk sein:

L'esclave et le tyran ont tous un compte à rendre:
L'un du sceptre, l'autre des fers.

Der Sklave sowohl als der Tyrann haben Rechenschaft zu geben: Der Tyrann von dem Scepter, der Sklave von seinen Ketten!

Der künstlerische Mensch.

Von Robert Saltschick.

Das Leben ist und bleibt auf den letzten Stufen der Erkenntnis ein unerreichbares Geheimnis. Auf dem Wege des Wissens und des logischen Denkens können wir diesem Geheimnisse nicht beikommen. Das Leben bleibt ein Geheimnis, dessen Sinn nur in der Tiefe erkannt werden kann, wie die Sterne am hellen Tage, die man nur aus der Tiefe leuchten sieht. Ein Schoßkind der Tiefe kann der Sinn des Lebens nur in der Tiefe wahrgenommen und empfunden werden.

Die Tiefe bildet die Grundlage und Bedingung des künstlerischen Menschen. Der künstlerische Mensch sieht und erkennt das, was den politischen Menschen immer verschlossen bleibt. Er erkennt den tieferen Sinn des Lebens, während die anderen sich nur auf der Oberfläche des Lebens behaupten. Worin besteht aber der Sinn des Lebens, wenn nicht darin, das Leben als allumfassende Einheit, als lösendes Symbol zu empfinden und aufrichtig zu leben? Der Sinn des Lebens besteht in der Erkenntnis des letztens Verlangens der menschlichen Natur. In dem Widerspruch dieses Verlangens mit der Wirklichkeit liegt der Ausgangspunkt der tieferen Anschauung des künstlerischen Menschen. Der künstlerische Mensch will das Leben als Einheit und nicht als Allerlei der Oberfläche leben, er will die eigentlichen Beziehungen des Menschen zur Natur erfassen, nicht zur Natur des Studiums, der Einzelheiten, der Neugierde, der erfahrungsmäßigen Thatsachen, sondern zur Natur der Lösung. Denn daß der Mensch dafür da sei, um erlöst zu werden, um seine eigene, innere Befreiung zu vollbringen, das erkennt der Mensch der Thatsachen, des analytischen Wissens nicht, das sieht und erkennt nur der künstlerische Mensch. Der künstlerische Mensch ist der erlösungsbedürftige Mensch. Er kann andere erlösen, wenn er sich selbst erlöst hat. Er sieht das natürliche Jenseits der Dinge ohne das Diesseits zu verneinen.

Der künstlerische Mensch lebt nicht nach den Gesetzen der Masse, deren Wirken und Leidenschaften ihm fremd sind. Denn was sind diese Gesetze der Masse anderes als die Gesetze der Vergänglichkeit? Liegt aber nicht darin ein tiefer Widerspruch, wenn man den Sinn des Gesetzes mit der Vergänglichkeit in Zusammenhang bringt? Gesetz ist, was ewig ist. Die Masse aber kennt nicht das Ewige und Unvergängliche, denn ihr Thun und Wünschen haftet am Vergänglichen und geht im Vergänglichen unter. — Der künstlerische Mensch wird sich mit der Masse abfinden müssen, aber leben und handeln wie die Masse wird ihm immer zuwider sein. Er wird sich mit der Masse so abfinden, wie der Künstler mit dem zu verarbeitenden Stoff, den er gemäß seinem persönlichen Fühlen und Verlangen gestaltet.

Wenn das menschliche Leben überhaupt einen Sinn haben soll, so kann dieser nur in der Erlösung des Nützlichkeitsmenschen, des politischen Menschen liegen. In dem Kampfe des Nützlichkeitsprinzips mit dem künstlerischen Prinzip besteht die ganze Geschichte der Menschheit. Die Tiefe kämpft gegen die Oberfläche, das Organisch-Einheitliche gegen das Starre. Die Befreiung der Gesellschaft kann nur von der Befreiung des einzelnen Menschen ausgehen. Wer, wie der politische Mensch, annimmt, mit der Aenderung der Gesellschaftsform müsse sich auch der Mensch notwendig ändern, d. h. glücklicher, freier werden, der hat die eigentliche Natur des Menschen und den Sinn des Lebens nicht erfaßt. Denn das Denken des politischen Menschen ist ein formales, er vermag zu dem Kern der Dinge nicht vorzudringen, er hat den Sinn der Erlösung nicht begriffen. Er geht der Lösung von Lebensfragen nach, die auch ohne seine Beihilfe gelöst werden müßten. Alles, was er mit seinem Denken und Handeln berührt, wird nur Form sein. Der Stoff bleibt derselbe, denn der Stoff läßt sich ohne schöpferische Kraft nicht ändern. Die schöpferische Kraft aber ist die Kraft, die in den Tiefen der Individualität schlummert.

Wer tiefer in den Sinn der Geschichte eindringt, wird gewahr, daß die Menschheit in ihrem Geschichtsleben nach Erlösung von den Banden ihrer vergänglichen Natur strebt. Da aber die Menschheit in der Mehrzahl ihrer Einzelglieder zu dieser Erlösung noch nicht fähig ist, so folgt jeder geschichtlichen Flut eine niedere Ebbe, in welcher die Menschheit schon längst untergegangen wäre, wenn nicht aus ihrem Schoße erlösungsfähige Persönlichkeiten, künstlerische Menschen hervorgegangen wären.

Der Staat ist dem künstlerischen Menschen die notwendige Verkörperung der Unfähigkeit der Massen zur Erlösung. Die Massen sehen nicht ein, daß ihre Bewegungen, ihre zeitweilige träge Unzufriedenheit in der Natur des Staates, d. h. ihrer eigenen Natur liegen. Alle Massenkämpfe sind

Kämpfe gegen den Staat, wobei die Massen selbstverständlich nicht wissen, daß sie gegen sich selbst, gegen ihre eigene Natur streiten. Die Masse ruft auf die Oberfläche des geschichtlichen Lebens den politischen Menschen herauf, der wie eine Welle sich einen Augenblick über die Spiegelfläche hinwälzt und gleich darauf verschlungen wird. Als Frucht des Vergänglichen kann der politische Mensch nur vergängliches hervorbringen. Hier liegt eben der Unterschied zwischen dem politischen und künstlerischen Menschen, zwischen dem erlösungsbedürftigen und dem zur Erlösung unfähigen. Der politische Mensch begründet die Mode und den Staat, der künstlerische Mensch verkündet den tieferen Sinn des Lebens. Der eine ist der bewußte oder unbewußte Egoist, der seinen Willen auf eine Partei und auf eine vergängliche Richtung stützt, der andere ist der aus sich heraustretende, von tiefer Sympathie mit der ganzen Schöpfung getragene Mensch. Er ist der ganze, ungeteilt erkennende und fühlende, allem Konventionellen abholde Mensch. Er kennt keine Eitelkeit, keinen Ehrgeiz und keine Willkür, er will sich und niemand anderen beherrschen. Die Fragen „warum“ und „wozu“ haben für ihn keine tiefere Bedeutung, denn er hat die Welt und sich erkannt, weil er bis zum Mittelpunkte seines eigenen Lebens durchgedrungen ist. Er fühlt das, was den anderen nur mechanischer Stoff des Denkens ist, er schafft dort, wo andere raisonnieren.

Die meisten Menschen erblicken den Zweck des Lebens in äußeren Erscheinungen. Sie berufen sich mitunter auf den tieferen Sinn des Lebens, die einen auf Gott und religiöse Gefühle, die anderen auf Denken und Kunst, ohne jedoch den eigentlichen Sinn des Lebens zu erfassen. Die Tragikomödie des Lebens besteht eben darin, daß in den Tempel des Heiligsten Menschen eindringen, denen weder die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung, noch der Glaube an das Heilige eigen sind. Das geschieht in der Religion ebensogut wie in der Kunst.

Die Selbstbefreiung ist ein schöpferischer Akt, d. h. auch ein künstlerischer. Der künstlerische Mensch dringt bis zur geahnten Einheit aller Lebenserscheinungen auf dem Wege der schöpferischen Erkenntnis, d. h. durch Selbsterlösung, denn die Erlösung ist ja nichts anderes als die schöpferische Kraft der tieferen Persönlichkeit. Wer sich selbst befreit und den Kern dee lebendigen Dinge ahnend erfaßt, der begeht eine schöpferische That. Er wirkt in seiner eigenen Welt wie die Natur in ihren Welten.

Wer das Leben nicht in den Tiefen gelebt und gedacht, wer nicht den Schmerz und die Lust, den Sinn des Lebens mit der tiefsten Aufrichtigkeit der inneren Notwendigkeit und Selbstvergessenheit gelebt hat, der wird Alles andere, Verstandesmensch, Virtuos, Genußmensch, nur nicht künstlerischer Mensch. Der künstlerische Mensch ist schon durch seine Lebensanschauung Künstler, vielleicht auch mehr als Künstler. Denn Kunst ist Persönlichkeit, und Persönlichkeit ist das unwiderstehliche Bedürfnis nach Entäußerung, ohne Rücksicht auf Menschen, Publikum, Ruhm und Eitelkeit. Um die Natur und den Menschen zu verstehen und zu lieben, müssen wir das entsprechende Organ zurückgewinnen, das Organ der großen Naivetät, den Urquell aller Unmittelbarkeit und alles Lebens. Dann wird der Mensch — Künstler, ob er sich auf irgend einem Gebiete der Kunst behauptet oder nicht. Wird er kein Künstler im formalen und technischen Sinne, so wird er selbst Kunstwerk. Der sich erlösende Mensch ist Kunstwerk und Künstler zugleich, tiefe Erkenntnis und tief Erkennender.

Über den Geschmack.

Aus John Ruskins „Crown of wild Olive“, übersetzt von J. F.

„Man sollte weder die Frage stellen, noch zu beantworten suchen, weshalb uns gewisse Dinge und nicht andere Vergnügen bereiten; ebenso wenig wie die: weshalb wir Zucker mögen und nicht Wermut. Vollkommener Geschmack ist die Fähigkeit, das größtmöglichste Vergnügen aus dem Kern der Dinge zu schöpfen, zu dem sich unsere sittlich geläuterte, vollkommene Natur hingezogen fühlt. Wer geringes Vergnügen an solchen Dingen empfindet, dem fehlt Geschmack; wer hingegen an anderen als diesen Vergnügen empfindet, der hat falschen oder schlechten Geschmack.“

Keine von mir aufgestellte Behauptung hat man heftiger und häufiger bestritten, als die obige, daß guter Geschmack eine durchaus sittliche Eigenschaft sei. „Nein, sagen viele meiner Gegner, Geschmack ist eine Sache, Sittlichkeit eine andere.“ . .

Man gestatte mir deshalb, diesen meinen alten Lehrsatz nochmals zu bekräftigen. Geschmack ist nicht nur ein Teil der Sittlichkeit und ein Hinweis auf sie: er ist die gesamte Sittlichkeit. Die erste, letzte und eingehendste Frage, die man an jemanden stellen kann, ist die: „Was hast du am Liebsten?“ — Sage mir, was dir am Besten gefällt, und ich will dir sagen, was du bist. Man gehe auf die Straße und frage den ersten Besten, ob Mann, oder Weib, an was sie Gefallen haben, und wenn diese sich offen aussprechen, so kennen wir sie an Leib und Seele. „Du zerlumpter Freund mit dem unsicheren Gang, was hast du gerne? — Eine Pfeife und ein Glas Branntwein.“ Ich kenne dich. „Du, gutes Frauchen, mit dem schnellen Schritt und dem zierlichen Häubchen, was hast du am Liebsten?“ „Ein gutgescheuertes Haus, einen rein gedeckten Tisch, einen Platz gegenüber meinem Mann und mein Kind an der Brust.“ „Gut, ich kenne dich.“ „Du, liebes Mädchen, mit dem goldenen Haar und den sanften Augen, was hast du am Liebsten?“ „Meinen Kanarienvogel und einen Spaziergang im Walde, wo ich Blumen pflücke.“ „Du, kleiner, mit schmutzigen Händen und niederer Stirne, was hast du gerne?“ „Steine auf die Sperlinge werfen und um Pfennige spielen.“ Gut, wir kennen sie Alle. Was mehr brauchen wir auszufragen?

„Nein“, dürfte man vielleicht einwenden, „es ist besser zu erfahren, was die Leute und Kinder thun, als was sie gerne haben. Wenn sie das Rechte thun, so kommt es nicht darauf an, ob sie das Unrecht lieb haben, und thun sie das Unrechte, so kommt es nicht darauf an, ob sie das Rechte lieb haben. Die Hauptsache ist die That und es ist einerlei, ob der Mann gerne trinkt, so lange er nicht trinkt; noch daß die Kleine ihren Vogel gerne hat, wenn sie ihre Aufgaben nicht lernt; noch daß der Junge Steine auf die Sperlinge wirft, wenn er die Sonntagsschule besucht.“ „Ja, auf kurze, zeitweilige Dauer ist es wahr. Wenn Menschen entschlossen sind, das Rechte zu thun, so thun sie es nach und nach gerne. Doch erst dann, wenn sie am Rechten Gefallen finden, stehen sie auf einer wahrhaft sittlichen Stufe, und so lange sie dies noch nicht thun, sind sie im Schlimmen. Der Mensch ist nicht körperlich gesund, der immer an die Flasche im Schranke denkt, wiewohl er dem Durst kräftig widersteht; derjenige aber ist es, der sich morgens am Wasser und abends am Weine gründlich labt, an beiden mit Maß und Ziel, zur rechten Zeit. Der einzige Zweck einer guten Erziehung besteht darin, daß sie die Menschen dahin bringt, daß sie nicht nur das Rechte thun, sondern auch Genuß darin finden, es zu thun: daß sie nicht bloß fleißig seien, sondern den Fleiß lieben; daß sie nicht nur gelehrt seien, sondern die Gelehrsamkeit lieben; daß sie nicht nur rein seien, sondern die Reinheit lieben; daß sie nicht nur gerecht seien, sondern nach Gerechtigkeit dürsten.

Nun dürfte man mir entgegnen: Ist die Vorliebe für äußere Zierraten — für Gemälde, Statuen, Möbel oder Architektur eine sittliche Eigenschaft? Ja, ganz gewiß, wenn die Vorliebe dafür eine richtig geleitete ist. Der Geschmack für die ersten besten Bildee, Gemälde oder Statuen ist keine sittliche Eigenschaft, doch der Geschmack für gute ist eine. Doch haben wir das Wort: „gut“, zu definieren. Ich verstehe unter „gut“ nicht geschickt, gelehrt oder schwer in der Ausführung. Nimmt man ein Bild von Teniers: Trunkenbolde, die sich beim Würfelspiel balgen: es ist ein ganz gutes

Kunstwerk, so geschickt ausgeführt, daß Nichts in seiner Art jemals geschaffen worden ist, was es überträfe; aber es ist auch ein durchaus gemeines und verwerfliches Bild. Es drückt ein Wohlbehagen an der längeren Anschauung an einer scheußlichen Sache aus, und die Freude daran ist eine ungebührliche und unsittliche. Es ist im weitesten Sinne „schlechter Geschmack“: ein Teufelsgeschmack. Andererseits ein Bild von Tizian, eine griechische Statue oder eine griechische Münze oder eine Landschaft von Turner bekunden eine Freude, die sich unablässig der Anschauung einer guten und vollkommenen Sache hingiebt. Dies ist eine durchaus sittliche Eigenschaft: es ist der Geschmack der Engel. Jedes Wohlgefallen an der schönen Kunst, und alle Vorliebe dazu geht hinaus auf die schlichte Liebe zu dem, was geliebt zu werden verdient, und dies nennen wir Lieblichkeit, während wir die Eigenschaft, welche Haß und Abscheu erregt, mit dem Worte „Häßlichkeit“ bezeichnen; und es ist keine gleichgültige, der freien Wahl anheimgestellte Sache, ob wir dies oder jenes lieben, sondern es ist gerade der innerste Lebenskern unseres Daseins. Was wir gerne haben, leitet uns zu dem, was wir sind, und kennzeichnet unser innerstes Wesen; und Geschmack lehren, führt uns unausweichlich auf die Bildung des Charakters . . .

Jedes Laster, jede Schwachheit, von der ein Volk heimgesucht wird, ist auf alle Zukunft lesbar aus seiner falschen Kunst oder Kunstlosigkeit; jede Tugend, die ein Volk besitzt, ob klein oder groß, spiegelt sich deutlich in der Kunst ab, welche dieses Volk je nach Umständen ausübt. So z. B. die große englische Tugend, des ausdauernden und beharrlichen Mutes. Wir haben gegenwärtig nur eine Kunst von Belang: Eisenarbeit. Wir verstehen Eisengießen und -schmieden durch und durch. Wer wollte leugnen, daß in diesen Lavamassen, zu deren Schmelzung wir Vulkankegel bauen, und die wir an den dazu geschaffenen Höllenschlünden schmieden, wer wollte leugnen, daß auf jenen Eisenplatten unser Mut und unsere Ausdauer nicht nur mit eiserner Feder, sondern auf eisernem Pergament auf ewig eingeschrieben stünde? Und nehmen wir die gewaltigen englischen Laster, das Laster Europas, das Laster aller Welt, das Laster aller anderen Welten, welche in Himmelssphären rollen und leuchten und den Dunstkreis der Hölle mit sich führen; ich meine: das Laster der Eifersucht, welches die Konkurrenz in den Handel, die Hinterlist in die Ratskammern, die Unehre in die Kriege der Völker bringt; jenes Laster, welches für uns und unsere Nachbarvölker die alltäglichen Beschäftigungen nicht länger ermöglicht, als mit dem Panzerhemd um die Brust und das Schwert lose in der Scheide; so daß schließlich die große Menge der zwei gewaltigen Völker, welche die sogenannte Zivilisation der Erde anführen, das für den Einzelnen und das Gesamte verwirklicht haben, was man nur von den rohen Raubrittern der Cheviot Hügel sagen konnte:

„Sie zerlegten ihr Mahl
Mit Handschuhen aus Stahl
Und tranken den Wein durch das Helmvisier.“

Glaubt man, es stünde diese Volksschmach, diese Herzensniederträchtigkeit nicht mit so deutlichen Zügen auf jeder Nietung der Eisenpanzer eingeschrieben, als die Stärke der Hände, welche sie schmiedeten?

Zwei Franzosen über den Chauvinismus.

In dem Heft 8 der „Sammlung pädagogischer Vorträge“, herausgegeben von W. Meyer-Markau, wird ein höchst fesselnder Vortrag veröffentlicht, den Herr Alfred Maulet (Professeur d'Ecole Normale in Laon) in einer öffentlichen Versammlung des Berliner Lehrervereins gehalten hat. Nachdem Herr Maulet die allmähliche Zurückdrängung des Chauvinismus in den französischen Moralbüchern geschildert hat, schließt er mit folgenden Worten:

Ja, wir eilen besseren Tagen entgegen; und ich kann Sie versichern, daß die Mehrheit der französischen Lehrer dieses besänftigende Streben der neuen Schulbücher für Moralunterricht nach Kräften unterstützt und fördert. Das Wort Frieden ist jetzt auf allen Lippen, und auch, was besser ist, in allen Herzen; und aus den verschiedenen Auszügen der Moralbücher, die ich im Laufe dieses Vortrags vorgeführt, haben Sie wenigstens gesehen, daß der französische Moralunterricht den Vorwurf, er sei chauvinistisch und nähre in der Seele der Kinder eine heiße Hoffnung auf einen blutigen Revanchekrieg, nicht mehr verdient. Den Gedanken an die Revanche haben wir zwar nicht aufgegeben; aber sie müssen mich nicht falsch verstehen: durch friedliche Mittel wollen wir die Revanche, in einem blühenden, stehts vorwärts schreitenden Zustand unseres Landes; in der Entfaltung all seiner Kräfte; in der Entwicklung seiner Kultur; im Fortschritt seiner politischen, sozial-wirtschaftlichen Verhältnisse, kurz und gut in allen Verhältnissen, daß damit unser Land frei und reich aufblühe, nachdem ihm blutige Wunden geheilt sind. Und ist die Revanche nicht schon weit vorgeschritten, wenn das besiegte Volk das siegreiche nach kurzer Frist zur Anerkennung, ja zur Bewunderung zwingt? Dazu bedarf es aber des Friedens. Dieses Werk des friedlichen Sieges kann nur im Schatten des Oelbaums vollendet werden: Krieg dem Kriege! — Und vor allem: Lassen wir uns nicht irreführen durch van Chauvinisten ausgebeutete Klatschereien, und van Zeitungen, die die Massen erschrecken und im Bestreben nach befriedigenderen Zuständen lähmen, in dem sie beim geringsten Vorfall in die chauvinistische Trompete stoßen. Utopie! sagen manche, die aus dem berühmten, einen zur Verzweiflung bringenden „Es ist immer so gewesen“ ein unbedingtes: „Es wird immer so bleiben“ u. s. w. zu schließen pflegen. Und es giebt nach Menschen, sehr viele sogar, die sagen, der Krieg sei ein notwendiges Uebel. Es giebt auch viele Menschen, die versichern, der Krieg habe dazu eine sittliche Wirkung, sei es auch nur als — Aderlaß; und tritt dann jemand mutvoll auf, der nach Frieden strebt, so schütteln sie den Kopf philosophisch, indem sie mit dem Zeigefinger geheimnisvoll auf die Stirn weisen. Nun gut, ich will bei diesen Verrückten stehen, und wir Verrückte wollen die Geistesgesunden kurieren, ob sie wollen oder nicht, wie die Kinder, die bekanntlich schreien, wenn sie gewaschen werden. Sehr geehrte Damen und Herren! ich will mich nicht in weiteren Betrachtungen über Krieg und Frieden auslassen; mein Thema war das nicht, und ich will Ihre Aufmerksamkeit, die ich schon genug in Anspruch genommen habe, nicht weiter mißbrauchen. Ich wollte nur zum Schluß sagen, daß der französische Moralunterricht, der viel angefeindete, die Bahn des Friedens eingeschlagen hat; daß er den Kindern nicht van Haß und Krieg spricht, sondern van Brüderlichkeit, Duldung und Liebe, und daß er in ihrer Seele ein höheres Ideal nährt als eine blutige, nicht entscheidende Revanche. Und das heißt durchaus nicht seine Pflichten und seine Rechte, auch nicht seine Forderungen aufgeben; das heißt nur, ein schöneres Ziel ins Auge fassen. Ich wollte nicht versäumen, das meinen Berliner Amtsgenossen mitzuteilen. Sorgen auch Sie dafür, geehrte Anwesende, daß dieselben Anschauungen, die unser Moralunterricht zu entwickeln versucht, und van denen die Wohlfahrt der Kulturländer abhängt, in Ihren Schulen zur Geltung kommen, in der die endlich ersehnte Menschheit sich recht verstehen, und sich die Hände über die Grenzen reichen wird zur Brüderlichkeit und zur gemeinsamen Wohlfahrt. Es ist keine Utopie; Utopie ist nur, zu glauben, das sei van heute auf morgen zu verwirklichen. Warum aber nicht schon heute, schon jetzt daraus hinarbeiten? — Lassen wir uns freuen über bessere, kommende Tage; dann wird nicht blaß ein neues Zeitalter für die Menschen anfangen: es wird anfangen — eine neue Menschheit!“

Zum Beweise, daß Herr Maulet mit seinen Ansichten über Chauvinismus nicht allein steht, wird in der gleichen Sammlung folgende Betrachtung des Herrn Ch. Gide — Professor an der Universität Montpellier — über „Patriotismus in der Schule“ zum Ausdruck gebracht:

„ — Sie kommen eben aus der Schule, Herr Lehrer. Was haben Sie heute Ihren Kindern gesagt? — Ich habe mit Ihnen vom Vaterland gesprochen. — Ein schöner Gegenstand. Sie haben ihnen wohl gesagt, daß es nötig ist, ihm treu zu dienen? — Ich habe ihnen gesagt, daß Frankreich die große Nation ist und daß folglich . . . — Erlauben Sie, eine große Nation, sicher! Aber warum nennen Sie Frankreich die große Nation? Es ist gewiß nicht das größte Land nach der Ausdehnung seines Gebiets, da es erst an vierter Stelle in Europa und erst an fünfzehnter oder sechzehnter kommt, wenn man alle Staaten der Welt in Betracht zieht. Es ist auch nicht die größte Nation nach der Zahl seiner Bürger, auch nicht nach seinem Reichtum, denn sein Nationalvermögen wird auf 220 Milliarden geschätzt, während dasjenige von England etwa 250 Milliarden und das der Vereinigten Staaten 330 Milliarden betragen wird. Es nimmt auch in der Bildung keineswegs die erste Stelle ein, denn das Verhältnis der ausgehabenen Analphabeten ist bei Frankreich zwanzigmal stärker

als in der Schweiz oder in Deutschland. . . . Es ist allerdings noch die Königin in der Kunst, im Theater, in der Mode, sogar in der Küche, was auch nicht zu verachten ist. — Mag sein, aber die Zivilisation und der Fortschritt sind das Werk großer Männer und kein andres Land hat so viel Genies hervorgebracht wie das unsrige. — Sind Sie dessen sicher? Frankreich hat eine Menge bewundernswerter Geister, welche das Licht, die Kraft, das Salz der Erde gewesen sind, aber nicht so viele schöpferische Geister. Wer hat entdeckt, daß die Erde sich bewegt? Ein Italiener Wer hat Amerika entdeckt? Ein Genuese. Wer hat die Buchdruckerkunst erfunden? Ein Deutscher. Welche Künstler werden als die größten gefeiert? Die Italiener Raphael und Michel Angelo und Wagner, ein Deutscher. Welches ist der größte dramatische Dichter? Shakespeare. Welches ist der größte Gelehrte gewesen? Newton ohne Zweifel. — Ja, wir vergessen die andern nicht. Aber wenn wir den Patriotismus bei unsern Kindern entwickeln sollen, so müssen wir ihre Aufmerksamkeit auf die Ruhmesthaten des Vaterlandes und auf seine Triumphe lenken. . . . — Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein. So entwickelt man das Gefühl des Nationalstolzes, nicht das des Patriotismus. Wenn man sein Vaterland lieben soll, so muß dasselbe nicht notwendig groß und berühmt sein: Lieben Sie Ihr Dorf weniger als Paris, weil es weniger Platz einnimmt und weil es weniger Lärm in der Welt macht? — Sie geben aber doch wohl zu, daß man die Kinder lehren muß, ihr Land mehr als das fremde zu lieben? — Das einzige, was man den Kindern in Sachen des Patriotismus beibringen muß, ist das, daß sie ihr Land mehr als sich selbst lieben sollen; denn das zu lernen sind sie leider so wenig geneigt, als wir Alten, es in die Praxis umzusetzen. Aber was das betrifft, daß man sie lehren soll, ihr Land mehr als das fremde zu lieben, so finde ich diese Mühe überflüssig; denn jeder Mensch ist dazu schon von Natur geneigt, und es ist unnötig, uns auf die Seite zu drängen, zu der wir schon ohnedies hinneigen. . . . In der Sprache unserer Zeit könnte man das Wort Christi von der Feindesliebe auch so wiedergeben: „Es ist euch gesagt worden: du sollst deine Mitbürger lieben und den Fremden hassen; ich aber sage euch: liebet den Fremden." — So verlangen Sie also, daß wir unsern Kindern predigen, sie sollen nicht bloß Russen, sondern auch Deutsche, Engländer, Italiener lieben? — Ich wünsche einfach, — nicht daß man irgend eine Predigt hatte, aber daß man ihnen zeige, wie jedes Volk in der Geschichte seinen Tag und seine Stunde gehabt hat, wie diese Zivilisation, deren Früchte wir genießen, das gemeinsame Ergebnis eines Zusammenwirkens ist, an dem alle Völker, wenigstens alle diejenigen Europas und des Mittelmeers, teilgenommen haben, und daß keins darunter ist, das nicht berechtigt wäre, Achtung und Dankbarkeit für die geleisteten Dienste von seiten der anderen in Anspruch zu nehmen. Wenn Frankreich die Revolution gemacht hat, so hat Italien die Renaissance, Deutschland die Reformation gemacht, Spanien hat uns die neue Welt gegeben und England hat die moderne Industrie geschaffen.

Wenn der Geschichtsunterricht in allen Schulen der Welt nur zwei Generationen lang in dieser einzig richtigen Weise gegeben würde, so wäre dies das Ende des Kriegs und zwar für immer. — Meinetwegen, dann sollen aber die anderen anfangen. — Ja, so geht's in der Welt: jeder wartet, daß die andern anfangen, und auf diese Weise geschieht nichts."

Vermischtes.

Vom Schweizer Nordostbahnstreik. Zu welcher Würde und Ordnung sich die Arbeiterbewegung unter dem Walten der politischen Freiheit erhebt, das geht ganz besonders deutlich aus dem Manifest hervor, in welchem die Angestellten der Nordostbahn den Streik erklärten. Es heißt darin u. a.:

„Eure tiefverletzte Manneswürde hat Euch dazu (zum Streik) angetrieben. Nun muß aber dieser Schritt mit aller militärischen Pünktlichkeit und Manneszucht durchgeführt werden. Nicht die leiseste Ausschreitung darf vorkommen Noch wenigste legend eine Schädigung des Bahnmaterials. Wachet streng darüber, daß auch nicht von anderer verdächtiger Seite solche Schädigung verübt werde. Ihr seid mit Recht erbittert über erlittene Unbill, oder laßt Euch nicht zu irgend welcher Gewaltthat aufreizen. Machet die Kollegen, die den Dienst weiter versehen wollen, ruhig darauf aufmerksam, daß jeder Zug, der nach der festgesetzten Zeit abgeht, schweren Unfällen ausgesetzt ist. In den Städten sollen die Kollegen nicht in Scharen auf den Straßen oder an den Bahnhöfen stehen, sondern sich in geeigneten Lokalen in der Nähe versammeln. . . . Es ist durchaus nötig, daß die Mannschaft beisammenbleibt, um auf ein gegebenes Zeichen den Dienst sofort wieder aufzunehmen und mit allen Arbeitskräften in größter Ordnung weiterzuführen Große Anforderungen werden an Eure Disziplin gestellt, größere als beim gewöhnlichen Dienst. Wir sind überzeugt, daß ihr Euch freiwillig diese Disziplin auflegt und darüber wacht, daß der reine Schild unserer Ehre nicht befleckt werde. Hoch die Solidarität des gesamten Personals! Es lebe unser schweizerisches Vaterland!"

Bücherbesprechung.

Johanna Elberskirchen, Sozialdemokratie und sexuelle Anarchie. Beginnende Selbstzersetzung der Sozialdemokratie? Selbstverlag der Verfasserin und Verlagsmagazin, Zürich (Schabelitz), 1897. 30 Seiten.

Die vorliegende kleine Schrift, die die Schweizer und namentlich die Berner Arbeiterschaft sehr nahe angeht, sollte nicht totgeschwiegen werden, wie es, bei unsern heutigen Sittenzuständen, Büchern dieser Art häufig ergeht. Sie ist der durch die neuesten Vorgänge in Bern hervorgerufene mutige Protest einer edel denkenden sozialdemokratischen Frau gegen die moralische Verlotterung, die in geschlechtlichen Dingen bei Bourgeois und Sozialdemokraten herrscht, aber bei den letzteren weit verwerflicher ist, weil sie dem Grundprinzip der Sozialdemokratie, „Treibe keine Ausbeutung," schnurgerade zuwiderläuft. Die „sexuelle Anarchie", der „sexuelle Kapitalismus" ist zwar von der Sozialdemokratie durch Proklamation der Gleichstellung des Geschlechtes theoretisch überwunden; aber praktisch unterscheidet sich unsere Partei „in Sachen des Weibes nicht nennenswert von der verpönten Bourgeoisie." Gleichgiltig stehen viele Sozialdemokraten „der sexuellen Knechtung und Ausbeutung, den sexuellen Vergehen am Weibe" gegenüber und speechen angesichts der gerechten Entrüstung, die sich hin und wieder dagegen erhebt, von „überflüssiger, lächerlicher Sentimentalität"; und dieselben Herren, die der Bourgeoisie ein ganzes Raketenfeuerwerk sittlicher Entrüstung ins Gesicht schleudern, sobald es sich um den ökonomischen Kapitalismus handelt, gehen über den sexuellen Kapitalismus ruhig zur Tagesordnung über: bei diesem wollen sie — mitmachen! Diesen „autokratischen Sozialdemokraten" ist die Sozialdemokratie nur Mittel zum Zweck, nur Mittel zur Macht, nur Mittel zur Befriedigung ihrer Herrschsucht und ihrer Eitelkeit. Arbeiterführer, „sozialdemokratische Autokraten" haben öffentlich „das Recht auf monogamische Notzucht" proklamiert mit der Begründung: Dem Mann darf der freie Liebesgenuß nicht entzogen und der bürgerlichen Moralheuchelei keine Konzession gemacht werden". Und dieser Art von Menschenbeglückung steht die Partei als solche teils ignorant, teils unterstützend gegenüber, und die kleine Fraktion der Gegner dieser Menschenbeglückung wird durch Versammlungen und Schiedsgerichte gemaßregelt! Der „prinzipientreue Sozialdemokrat" kämpft gegen „unfreie Liebe", die ihre Opfer gesellschaftlich ächtet oder ihnen die Misere der illegitimen Mutterschaft, die Misere der ökonomischen Mehrbelastung durch das illegitime Kind" u. s. w. zuschiebt, worin jene autokratischen Sozialdemokraten heute der Bourgoisie als „trourige Epigonen" getreulich nachfolgen; er kämpft für die „freie Liebe", d. h. für „Gleichwertigkeit der geschlechtlichen Persönlichkeit des Weibes mit der männlichen", für das Recht der Weiber wie der Männer auf die individuelle Auslese für den natürlichen, gesunden Sexualakt", für Abschaffung der Prostitution, der Notzucht, der zügellosen Geschlechtsbefriedigung; er sieht in der Duldung und Verteidigung dieser Mißbräuche die beginnende Selbstzersetzung der Sozialdemokratie."

Am Schluß ihrer Schrift erzählt die Verfasserin, ohne Namen zu nennen, die ganze lehrreiche Geschichte des „Berner Konflikts", worin die schweizerische Sozialdemokratie mit dem Spruche ihres Schiedsgerichtes „die alte priapische Gesellschaftsordnung, die sexuelle Anarchie acceptiert", „wo allem Volk ihr ehernes Prinzip: Kampf gegen Ausbeutung! zerbrochen" und „die beginnende Selbstzersetzung festgenagelt" hat.*) „Das Ende vom Liede: Das Schiedsgericht . . . verfügt endgiltig: Die sozialdemokratische Vereinigung „Vorwärts" (der prinzipientreuen Genossen und Gegner der sexuellen Ausbeutung) ist aufzulösen, ihr Organ „der Sozialdemokrat" geht ein — Genosse N. N. verbleibt in seiner Vertrauensstellung." Wir können der Verfasserin noch die Fortsetzung des „Liedes"**) mitteilen: „Genosse N. N. wird von seinen Anhängern in den Stadtrat und in den Großen Rat gewählt, und weder dort noch hier erklärt ein einziges Mitglied, das sei eine Schande und wenigstens, er wolle nicht neben dem

*) Wir benutzen gern die gegebene Gelegenheit, hier die Äußerung des „sozialdemokratischen Medizinars", die unsere Verfasserin nach der von uns gegebenen Darstellung des Falles wiederholt, richtig zu stellen. Nach der Versicherung der Betroffenen hat dieser bei der Verteidigung des Vorgefallenen nicht den „geschlechtlichen Verkehr mit „Mädchen" als eine Naturnotwendigkeit hingestellt, sondern nur überhaupt den geschlechtlichen Verkehr des Mannes mit dem Weibe". Wir glaubten diese Berichtigung dem Redner, der als Nichtdeutscher leicht mißverstanden werden könnte und dessen sonstige Verdienste um die Arbeitersache wir willig anerkennen, schuldig zu sein, wenn wir auch seinen Standpunkt in der Frage nicht teilen. F. V.

**) Ein Schlußlied . . . laß sie's nur immer sagen,
Denn es wird bald verklingen.
Dauert nicht so lang in den Landen
Als das „Christ ist erstanden!"
Das dauert schon 1800 Jahr
Und ein paar drüber, das ist wohl wahr . . . !

Goethe.

wiederholt für Sittlichkeitsvergehen bestraften und der Notzucht angeklagten A. K. im Stadtrat aber Großen Rat sitzen." Wir wollen der Genossin auch sagen, woher das kommt: Die Heeren Kollegen — Genossen und Nichtgenossen — haben selber „Dreck am Stecken" aber sie halten den zügellosen geschlechtlichen Verkehr für etwas, was sich nun einmal nicht ändern läßt, wenigstens für etwas, wovon man nicht spricht und was niemandem etwas angeht. Und Genossen und Nichtgenossen schauen einander zwar sehr scharf auf die Finger als Feinde und als Verteidiger der ökonomischen Ausbeutung und Kapitalistenwirtschaft; aber in Bezug auf die sexuelle Ausbeutung und Kapitalistenwillkür sind sie ein Herz und eine Seele; sie suchen ihren Vorteil auf die billigste Weise! Mag denn doch aus dem ausgebeuteten Teil werden was da will! Und das wird nicht anders werden, bis sich der Sozialismus endlich wieder auf sich selbst besinnt und darauf, daß er eigentlich von Hause aus eine Lehre des Erbarmens und der Gerechtigkeit war und daß er nur durchdringen kann, wenn er gänzlich wahr ist und rein von all dem Schmutz, den der kapitalistische Staat, in ungleichwertigen Schichten nach Maßgabe des Geldbesitzes aufgebaut, beständig in die untern und untersten dieser Schichten fließen läßt, während die obern ihm als gähe es keinen Schmutz und keine unbefriedigten materiellen Bedürfnisse. Gleiche Lasten, gleiche Rechte, — gleicher Anteil an der Arbeit wie am Genuß, und zu diesem Behuf Bildung der Arbeiter zum Genuß des Schönen statt immer nur zur Erlangung der Mittel des materiellen Genusses; das ist die Erlösung der Menschheit aus der sexuellen wie überhaupt aus der kapitalistischen Anarchie.

Wir hätten gewünscht, daß die Verfasserin sich auch über die Art, wie sie sich die bessern geschlechtlichen Zustände, die „freie Liebe" der Zukunft denkt, etwas ausgesprochen hätte. Denn daß auch diese, schon der Nachkommenschaft wegen, einer gewissen Garantie ihrer Dauer und ihrer Rechte nicht entbehren kann, ist ihr wohl kaum entgangen. Aber es ist schwierig, darüber zu sprechen, besonders für eine Frau; ist es doch auch uns begegnet, daß uns in dem Wieder-Abdruck einer bezüglichen Arbeit durch die deutsche Zeitschrift „Ethische Kultur" gerade die positiven Vorschläge für die Zukunft (Gestaltung einer vor Zeugen zu schließenden „Gewissensehe" mit beiderseitigen ernsten Verpflichtungen, aus der eine Ehe fürs Leben in den meisten Fällen hervorgehen werde) unterschlagen worden sind! — Aber daß Frau Elberskirchen für die Rechte der wohrhaften, freien Liebe gegenüber der unfreien, das Weib knechtenden käuflichen oder erzwungenen „Liebe" so ernst und beredt eintritt und den Männern, vor allem den Sozialdemokraten, als wahrhaft frei und sozial denkende Frau einmal tüchtig ins Gewissen redet, das soll ihr auch von Mannern, und soll ihr auch von der Schweiz und von Bern aus herzlich gedankt sein.

Bern. Prof. Ferd. Vetter.

Aus der ethischen Bewegung in Italien.

Die Gesellschaft für ethisch-soziale Kultur in Venedig hat bekanntlich (vgl den Bericht in Nr 13 d. Bl.) mit großem Erfolge eine „Freie Schule für das Volk" errichtet. In dem Bericht über diese Schule finden sich eine Reihe schöner und treffender Bemerkungen über die sozial-ethischen Grundlagen der Volksbildungsarbeit. Wir geben sie im Folgenden wieder:

„Erziehung und Belehrung haben die Mitglieder des Circolo befähigt, sich zu dem höheren Zwecke ethischer Kultur zu vereinen; sie wenden sich nun in erster Linie zu denen, welchen diese Vorbedingungen fehlen, den Unbemittelten und daher Ungebildeten. Aus Unwissenheit wird mehr gesündigt als aus Schlechtigkeit. Solange das Wissen Privilegium der bemittelten Klassen ist, solange sind diese mitschuldig an dem Unheil, das aus Mangel an diesem allen Menschen zukömmlichen Schatze entsteht."

Unentgeltliches Verabreichen von Nahrung aus dem unerschöpflichen Brunnen des Wissens, ist also eine Wohlthat, die der Menschenwürde des Beschenkten nicht zu nahe tritt.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er will auch genießen; physische Genüsse sind teuer und vergänglich. Nicht jeder kann sie sich gewähren, und wenn auch die Produkte der Erde so verteilt würden, daß alle sich einen gewissen Luxus gestatten könnten, ja würde mit der Neuheit auch der Genuß daran schwinden und die Anforderungen würden gesteigert werden. Auch verlangt das Streben nach physischem Behagen immer größere Anstrengungen des Individuums zur Erlangung persönlichen Besitzes, der diese Güter erkauft. Die intellektuellen, die sittlichen Genüsse der Menschheit, jedoch beweisen ihre Unerschöpflichkeit darin, daß sie umso ergiebiger werden, je mehr Seelen ihrer teilhaftig werden, und durch sie dem Vergänglichen enthoben, geläutert und dem Wohle der Menschheit dienstbar gemacht werden —

Auch gewährt dies Schöpfen aus dem Unerschöpflichen eine Art Kompensation für die, welche sich mit materiellen Mängeln abfinden müssen. Sich bilden heißt, sich geistige Genüsse gleichwie und nach mehr als materielle Genüsse gewähren; denn das seelisch Genußreiche ist das, was in höchstem Maße die Seele befähigt, das wahrhaft Gute in der feinsten, durchdachtesten Bereicherung ihrer selbst zu finden.

Nun ist es eine traurige Wahrheit, daß bei einem gewissen Grad physischer Vernachlässigung der Mensch ein Genügen am bloßen Vegetieren findet.*) Daß solchen „Enterbten" erst über den toten Punkt ins „Menschenwürdige" hinüber geholfen werden muß, ist die daraus resultierende zweite Wahrheit. Doch liegt diese Hilfsleistung auf anderem Gebiete als dem Intellektuellen. Es sind verzweifelt wenige schließlich unter den Unbemittelten, die an diesen, ach immer noch kärglichen Brocken vom Wissen der Welt teilnehmen können. Wieviele Dinge sind es, die den bessergestellten Armen abhalten von der neuen Anstrengung, die ihm zugemutet wird auf den obendlichen Schuldänken. Es heißt, sich physisch und moralisch emporraffen aus der Umgebung, es heißt, dem Wirtshaus entsagen, es heißt aber auch verzichten auf ein trauliches Abendstündchen bei Weib und Kind, ein behagliches Sichgehenlassen nach des Tages Last und Hitze. —

Solche Willensstarke, Glückliche sollen sich als vom Schicksal Bevorzugte ansehen gegenüber der Masse. Und wer heutzutage ein Vorrecht mit gutem Gewissen genießen will, der muß bestrebt sein, es auf Seinesgleichen auszudehnen.

Wer von den Arbeitern also das Vorrecht genießt, seinen Geist bilden zu können, muß durch solidarisches Wirken in der Propaganda und durch die That andern Arbeitern helfen, damit auch sie, — ökonomisch und sittlich — in die Lage kommen, der Seele und dem Geist Nahrung zu gewähren. Das Recht der menschenwürdigen Existenz eines andern zu verfechten, ist die Pflicht eines jeden Bessergestellten, (und es giebt immer solche, denen es schlechter geht, als uns selber!) und menschenwürdig werden wir erst durch harmonische Ausbildung von Körper und Geist, nur in solchem Zustand werden alle das Leben in der höchsten, wahrsten Bedeutung des Wortes „genießen." — H.

*) Sollte dasselbe nicht auch bei einem gewissen Grade von physischer Überkultur stattfinden? Tröstlicher Gedanke für die, welche um ihre Existenz ringen von Tag zu Tag!

Berichtigung.

Seite 107, Spalte 1, Zeile 29 von oben muß es „Schranken" statt „Gedanken" heißen, und Seite 108, Spalte 1, Zeile 50 von oben fehlt nach dem Worte „ganz" ein Komma.

Seite 110, Spalte 2, Zeile 16 von oben muß es statt „seine Vergangenheit suchen" richtig heißen: „seine Vergangenheit sühnen".

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Barleid.

Berlin SW., Hallesche Str. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., woch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch ohne à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis

nebst einer populärer Geschenkwerke

und der

Hempel'schen Klassiker-Ausgaben

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,

gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autorisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**

16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partieen von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Aprilprogramm.

Freitag, den 9. April, 8½ Uhr abends, Ziegelstraße 10/11 (pädagogische Gruppe), Landgerichtsrat Dr. Fellisch: „Die sittliche Behütung der schulentlassenen Jugend." Diskussion.

Montag, den 12. April, 8 Uhr abends im Kurgarten (Verein der Wasserfreunde) Kommandantenstr. 79, Eing. Hof rechts: Geselliger Abend.

Donnerstag, den 29. April, 8½ Uhr abends, Ziegelstraße 10/11 (Monatsversammlung) im großen Saal:

„Christentum und Ethik."

Referent: Dr. M. Penzig, über den gleichnamigen Vortrag des Herrn Opponenten. Opponent: Professor D. Bornemann (Magdeburg).

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verantwortlicher Redakteur: I. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2290.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltige Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 17. April 1897. | Nr. 16.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Christentum und ethische Kultur. — Wirkt der Luxus wohltätig? Von Theodor Brix. — Gebietende Liebe. Von J. H. Rösny. — Gute und schlechte Wirkungen der Romanlektüre. Von W. L. Shelton. — Streiflichter. Zur materialistischen Geschichtsauffassung. — Vermischtes.

Christentum und ethische Kultur

Nirgends ist die ethische Bewegung bisher stärker mißverstanden und leidenschaftlicher bekämpft worden, als im kirchlichen Lager. Um so erfreulicher ist es, daß nun auch von dieser Seite einmal der Anfang zu einer ernsthafteren und gerechteren Beurteilung gemacht worden ist: Ein bekannter Theologe, der geistliche Inspektor und Professor D. W. Barnemann in Magdeburg, hat kürzlich einen Vortrag über „Christentum und ethische Kultur" erscheinen lassen, den er im Berliner Zweigverein des evangelischen Bundes gehalten hat, und der neben einer Reihe von Irrtümern und theologischen Befangenheiten so viel wertvolle Zugeständnisse und so viel Verständnis für das Wirken der ethischen Vereinigungen enthält, wie wir es bisher in keiner theologischen Darlegung gefunden haben — besonders nicht bei den Vertretern des sogenannten freien Christentums. Es ist eine Freude sich mit einem solchen Gegner auseinanderzusetzen. Betrachten wir seine Haupteinwände gegen unsere Bestrebungen.

Am stärksten tritt wohl die theologische Befangenheit dort zu Tage, wo der Verfasser nachzuweisen sucht, daß unser Programm vom Standpunkte wissenschaftlicher Ethik aus unhaltbar sei. Er weist zunächst ganz mit Recht darauf hin, daß die allgemeinen ethischen Ideen in der Wirklichkeit des Lebens sofort ihre Allgemeinheit verlieren und uns vor die Frage stellen, welcher Sinn, Inhalt und Wert mit jedem dieser Begriffe zu verbinden sei. Dann heißt es weiter:

„Ein allgemein menschliches Sittlichkeitsideal, das allen ohne weiteres einleuchten müßte, giebt es nicht, sondern die sittlichen Anschauungen der Menschen sind je nach Völkern, Religionen, Konfessionen, Zeiten und Verhältnissen verschieden gewesen. Man muß sich entscheiden. Auf dem Gebiet der Sprachen hat das Volapük keinen durchschlagenden Erfolg gehabt; das ethische Volapük der ethischen Kultur wird kein besseres Ergebnis haben. Zu den Errungenschaften gerade der modernen Wissenschaft gehört die Geschichte der Ethik und die Erkenntnis, daß es sich zwischen den Religionen und Konfessionen nicht bloß um Dogmen und Unterscheidungslehren, sondern um verschiedenartige sittliche Weltanschauungen und um eine verschiedene Lebenspraxis handelt. Das kann man leicht an der Beurteilung der Ehre, der Wahrhaftigkeit, der Arbeit, der Erholung, der Askese, der Ehe, des bürgerlichen Lebens, der Stellung der Frau, des Pessimismus, des Staats, des Naturrechts und an vielen anderen Problemen nachweisen. Die ethische Gesellschaft wird selbst nicht wünschen, daß wir diese Errungenschaft moderner Wissenschaft aufgeben und verleugnen. Über das allgemeine Sittlichkeitsideal kann man viele schöne Worte machen. Aber alle Bücher, Lehren, Vorträge und Diskussionen werden es nicht ganz deutlich und sicher machen und noch weniger zum Einheitsbande aller Menschen. Uns stellt sich das Sittlichkeitsideal nicht in allgemeinen Ideen, sondern in einer konkreten geschichtlichen Gestalt einheitlich, anschaulich, klar umrissen, kraftvoll und praktisch vor: in der Person unsers Heilandes. Wer ihm in Treue nachfolgt, wird ihn auch bald seinen Herrn und Heiland nennen. Seine Person, sein allumfassendes Reich und sein heil'ger Geist, das sind die Säulen ethischer Kultur in christlichem Sinne. Wozu sollten wir uns in die Novembernebel einer andern ethischen Kultur begeben? —"

Was ist hierauf zu antworten?

Es ist gewiß unbestreitbar, daß die moralischen Anschauungen je nach Völkern, Zeiten und Verhältnissen verschieden gewesen sind. Im Laufe der Entwickelung des sittlichen Bewußtseins werden die entgegengesetzten Eigenschaften der menschlichen Natur für sittlich wertvoll erklärt. In gewissen Gesellschaftszuständen gilt Grausamkeit als Vorzug und Mitgefühl als gemeingefährlich, in anderen wiederum wird Feindesliebe als höchste soziale Leistung gepriesen. Das sittliche Ideal wechselt mit den Lebensbedürfnissen der sozialen Gemeinschaft. Aber gänzlich irrig ist es, aus diesen geschichtlichen Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß der menschlichen Kultur kein feststehendes Ziel ihrer ethischen Bildung vorleuchte. Gerade der deutliche Zusammenhang des moralischen Lebens mit der sozialen Entwickelung, der uns den Wechsel der sittlichen Vorstellungen begreiflich macht, er öffnet uns auch das Auge für die tiefere Tendenz, die immer deutlicher in dem Werdeprozeß des ethischen Bewußtseins hervortritt. Diese Tendenz geht dahin, den gegenseitigen Vernichtungskampf innerhalb der Menschheit immer mehr einzuschränken zu Gunsten des gemeinsamen Kampfes um Herrschaft über die Natur. Die Menschheit kann nur dann die Elemente in ihren Dienst zwingen, und unabhängig von den zufälligen Gaben der Natur werden, wenn sie ihren Kampf ums Dasein auffaßt als ein Ringen um die höchste Verfeinerung und Kraftsteigerung ihres Zusammenwirkens. Die Kulturgeschichte ist die Geschichte der immer heller werdenden Einsicht in dieses Entwickelungsgesetz menschlicher Solidarität. Je intensiver sich die wirtschaftliche Arbeit unter dem Drucke der Bevölkerungszunahme gestaltet, je reicher das System der gegenseitigen Abhängigkeit wird, um so energischer werden die zerstörenden Kräfte der Menschennatur zurückgedrängt — zuerst innerhalb des Stammes, dann für immer größere Gemeinschaftsgruppen —, um die menschenverbindenden Eigenschaften in den Vordergrund der sittlichen Wertschätzung treten zu lassen. Die Forderung der Feindesliebe und die Lehre von der brüderlichen Verwandtschaft aller Menschen erhebt sich als Ergebnis dieser sozialen Entwickelung lange vor Christus in den verschiedenen Kulturzentren der alten Welt. „Verzeihung ist besser als Rache, denn diese ist Sache einer wilden, jene einer sanften Natur," so sagt ein attischer Spruch — und die stoische Philosophie spricht in dem Kaiser Marcus Aurelius folgendes Bekenntnis aus: „Es ist ein Vorzug des Menschen, auch diejenigen zu lieben, welche ihn beleidigen, weil sie aus Unwissenheit und wider ihren Willen fehlen." Griechische Seefahrer kehren zurück und finden, „daß man erst bei Reisen in ferne Länder so recht merke, wie verwandt eigentlich alle Menschen miteinander sind". Und Cicero sagt: „Den Menschen bloß auf die Pflichten gegen seine Volksgemeinschaft beschränken und ihn von den Pflichten gegen die Mitglieder anderer Völker entbinden, heißt die allgemeine Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes zerstören."

Die gleichen sozialen Lebenserfahrungen, welche die antike Welt unabhängig von der Christuserscheinung alle Forderungen des Evangeliums aussprechen ließen, sie mußten nach den Verwüstungen der Völkerwanderung auch von den ger-

Digitized by Google

manischen und romanischen Völkern durchlebt werden, ehe diese zu innerer Anerkennung der gleichen ethischen Ideale reisten.

Der jeweiligen Entwicketungsstufe der natürlichen Moral entsprachen die Auslegungen, die man in den verschiedenen Jahrhunderten der christlichen Lehre gab — ein Beweis dafür, daß die Erscheinung Christi keineswegs als führendes Ideal der neueren Kulturentwickelung vorangeleuchtet hat, sondern daß vielmehr die menschliche Interpretation des Christentums erst ein Produkt der in der großen Schule gesellschaftlichen Lebens und Leidens gereiften Moral ist. Das unverkennbare Entwickelungsgesetz dieser natürlichen Moral ist oben bereits angedeutet worden. Die wachsende Vertiefung und Ausbreitung des Mitgefühls, die Umwandlung von Herdenmenschen in selbstverantwortliche Persönlichkeiten, die Befreiung der Seele von der Knechtung durch augenblickliche Reizungen, die immer vollere Herrschaft der Idee menschlicher Zusammengehörigkeit über die Willensmächte des Einzelnen — alle diese Entwickelungen können gegenüber allem oberflächlichen Gerede von der Relativität der Moral mit dem vollsten Recht der wissenschaftlichen Ethik als die maßgebenden Tendenzen der moralischen Kultur bezeichnet werden. Das Bild der Vollendung des Menschenwesens in dieser Richtung ist der unverrückbare Gesichtspunkt, von dem aus wir die moralische Entscheidung in allen konkreten Lebensverhältnissen finden können.

Es ist schwer zu verstehen, daß nicht nur Theologen, sondern auch unbefangen denkende Männer uns mehrfach auf die Veränderlichkeit der sittlichen Begriffe hingewiesen und gefragt haben: Was ist überhaupt Ethik? Giebt es denn eine allgemein verbindende Moral? Schuld daran ist der Mangel an einer tieferen allgemeinen Bildung auf dem Gebiet der Geschichte des sittlichen Bewußtseins in seiner Beziehung zu den übrigen kulturellen Faktoren. Bei oberflächlicher Betrachtung dieser Geschichte bleibt im Gedächtnisse nur der Eindruck der großen Mannigfaltigkeit sittlicher Wertbestimmungen; wer auch nur ein wenig in die Tiefe geht, dem drängt sich die Gewißheit auf, daß für uns „die Ethik“ — als allgemeines Programm — die Kunst sein muß, im Individuum diejenigen Gefühlsweisen und Willensenergien zu entwickeln, welche die höchste Gewähr für stetige und intensive Kraftentfaltung der menschlichen Arbeitsgemeinschaft bieten. Der Einzelne nimmt das Lebensgesetz der Gemeinschaft in seinen Willen auf, weil er selbst ein Glied der überindividuellen Lebenseinheit ist, deren Gesamtkraft er alles verdankt, was in seinem innern und äußern Leben dem bloß animalischen Daseinsprozeß enthoben und unter eine reichere Ordnung von Wirkungen gestellt ist.

Von diesen Gesichtspunkten aus stellen wir die ganze Politik unter ethische Gesichtspunkte und erkennen keine besondere Moral im Erwerbsleben an, weil für uns die Pflege der sozialen und sympathischen Eigenschaften der Menschennatur die Grundbedingung für jeden wirklichen gesellschaftlichen Fortschritt ist, und daher jede Abstumpfung jener Gefühle zu Gunsten augenblicklicher sozialer Kraftwirkungen nur zur Entartung des ganzen Sozialbewußtseins führen kann.

Diese Überlegungen sind keine „Novembernebel“, sondern sie sind das einzige Licht in der Verwirrung menschlicher Sophismen und Leidenschaften. Denn kann Herr Bornemann im Ernst behaupten, daß sich in der Erscheinung Christi das Sittlichkeitsideal „in konkreter geschichtlicher Gestalt, einheitlich, anschaulich, klar umrissen, kraftvoll und praktisch“ darstelle? Wäre das der Fall und könnte diese Gestalt uns eine unzweideutige Antwort auf alle konkreten Lebensfragen geben, wie könnte es dann kommen, daß seit 18 Jahrhunderten fast alle denkbaren Verwirrungen mit dem christlichen Namen gedeckt worden sind? In einer großen Volksversammlung der National-Sozialen in Berlin stritten kürzlich anläßlich der Orientwirren mehrere christliche Geistliche und Laien stundenlang über die Frage, ob das Evangelium eine klare Antwort auf die ethischen Probleme der internationalen Politik gebe. Die einen nannten Christus den Bringer des ewigen Friedens und belegten das mit Bibelsprüchen, die andern, unter ihnen natürlich der Marinepfarrer Naumann, wollten den ewigen Frieden ins Jenseits verlegen und behaupteten, gestützt auf Citate aus den Evangelien, daß auch der Nazarener für die irdischen Verwickelungen nicht den Frieden, sondern das Schwert gebracht habe. So geht es nun schon fast zweitausend Jahre, jeder legt seine eigene Moral in die Evangelien hinein und holt sich dann aus dem vieldeutigen Buche die religiöse Sanktion dafür. Die Menschheit aber ist dieses Spiels nun endlich müde und sehnt sich nach tieferer Begründung ihrer Lebensgesetze. Schuld an jener Vieldeutigkeit ist gerade das, was Herr Bornemann uns vorwirft, nämlich die Allgemeinheit der christlichen Lehre. Wie sind die Gedanken der Bergpredigt in die konkreten Verhältnisse des Lebens zu übertragen? Sind sie überhaupt zu übertragen? Hier sind tausend Antworten möglich und zwar nicht nur wegen der Widersprüche und Vieldeutigkeiten des Evangeliums, sondern vor allem wegen der engen Verbindung des sittlichen und des religiösen Elements im Christentum. Ist das Reich Gottes mit seinem Ausgleich aller Gegensätze eine jenseitige Verheißung oder eine Forderung an die Lebenden? Hierauf giebt es keinen bestimmten Bescheid und darum ist die Gestalt Christi kein untrüglicher Wegweiser für die Lebenden. Wenn heute zahlreiche Christen ihrer Heilslehre in Politik und Wirtschaftsordnung nur sehr beschränkte Geltung einräumen und behaupten, daß die realen Verhältnisse des Lebens sich nicht nach den Gesichtspunkten der Bergpredigt ordnen lassen — so können sie sich stets auf die zahlreichen Jenseitsbeziehungen der christlichen Lehre berufen — wie ja z. B. die christlichen Verteidiger des sozialen Privilegiums stets behauptet haben, daß Christus zwar für die Unterdrückten gekommen sei, doch nur um sie durch das Jenseits mit der Wirklichkeit auszusöhnen, nicht aber, um sie gegen das Bestehende zu organisieren. Der modern denkende Theologe, der hier einer anderen Auffassung Geltung verschaffen möchte, er kann sich unmöglich darauf beschränken, Bibelsprüche gegen Bibelsprüche ins Feld zu führen, sondern er muß an eine höhere Autorität appellieren, und das ist eben — die rein menschliche Moral, die wissenschaftliche Ethik — der psychische Ausdruck und die intellektuelle Verarbeitung der sozialen Kulturbedürfnisse der Gegenwart. Nur von hier aus kann im Evangelium Bleibendes und geschichtlich Bedingtes, Gesundes und Überreiztes geschieden und der moralische Feingehalt der Jesuserscheinung für die weitere Kulturentwickelung fruchtbar gemacht werden. Denn auch wir denken garnicht daran, die Gestalt Christi aus der ethischen Pädagogik zu entfernen. Herr Bornemann irrt sich, wenn er die Gegensätze so formuliert, als stände auf der einen Seite die trockene Moral, auf der anderen die lebendige geschichtliche Persönlichkeit. Der Gegensatz ist vielmehr folgender: Die Kirche will „Einen bereichern unter allen“ und durch den unmittelbaren Eindruck seiner Erscheinung autoritativ die Seelen gewinnen; sie verzichtet auf eine einheitliche und präzise Auslegung der Stellung Christi zu den großen Gesittungsfragen der Gegenwart. Wir wollen die erzieherischen Kräfte des Christentums nicht ausscheiden, sondern wir suchen nur nach festen Gesichtspunkten für ihre Verwertung in der Gegenwart. Wir wollen Mündigkeit und keinen Autoritätsdienst und deshalb wollen wir die Jugend nicht anleiten, das Gute zu lieben, weil Jesus Christus der Heiland ist, sondern Christus zu lieben, weil sein Wirken in ihrem sittlichen Urteil und sittlichen Gefühl begeisterte Zustimmung weckt. Die Kirche sagt: Die Erziehung durch Christus; wir sagen: die Erziehung für Christus. Denn es gehört bereits eine große Reife des sittlichen Urteils dazu, um aus dem sagenumwobenen Bilde des Nazareners den rechten Gewinn für das eigene Werden zu heben. Wir wollen ferner den Moralunterricht nicht der konkreten Gestalten berauben, sondern ihn vielmehr damit bereichern, d. h. wir wollen, daß das Herz der Jugend ergriffen werde von dem Leben und den Lehren auch der anderen Erlöser der Menschheit. Denn wir sind der Ansicht, daß ein Mensch niemals alle Seiten des moralischen Lebens gleichmäßig in sich zur Blüte bringen kann, weil kein Einzelner alle Beziehungen durchleben und alle Menschenlose erdulden und mit dem Lichte seines Leidens erleuchten kann. (Schluß folgt.) F.

Wirkt der Luxus wohlthätig?

Von Theodor Brix in Berlin-Schöneberg.

In New York fand neulich ein großartiger Kostüm Ball, von einem reichen Privatmann gegeben, statt. Die amerikanische Presse beschäftigte sich mit der Angelegenheit. Ein Prediger hatte sich über die Verwerflichkeit des Luxus geäußert, der zu der Notlage Vieler in so grellem Gegensatz stehe. Dagegen wurde von anderer Seite bemerkt, die Sache sei nicht so schlimm; der Luxus habe doch auch eine wohlthätige Wirkung, weil durch solche Veranstaltungen vielen Arbeitskräften Beschäftigung und Verdienst verschafft werde. Sogar von Arbeiterkreisen, so hieß es, werde diese Anschauung vertreten.

Derselbe Trost pflegt uns gegeben zu werden, wenn wir uns über das Anwachsen der Militärlasten beschweren. Da heißt es dann auch wohl, es sei doch gut, daß so Viele dadurch Beschäftigung erhalten. Wenn diese Anschauung richtig wäre, so würde es konsequent sein, von dem Staat zu verlangen, daß er möglichst viele Arbeiten vornehmen lasse, ohne Rücksicht auf ihre Nützlichkeit, nur zum Zweck der Beschäftigung von Arbeitskräften. Das wäre eine Art Verwirklichung des „Rechts auf Arbeit." Es würde sich dann schließlich nur fragen, woher die Mittel zum Bezahlen aller dieser Arbeiten kommen sollen. In Wahrheit ist nur die volkswirtschaftlich fruchtbare, die wertschaffende Arbeit ein Gewinn, und damit wir uns den Luxus erlauben können, viele Arbeiten machen zu lassen, die nichts einbringen, muß die nützliche Arbeit erst Werte schaffen, die auf jene andere Art wieder verloren gehen. Die in volkswirtschaftlicher Hinsicht nutzlose Arbeit zehrt an der Volkskraft. Nur weil die Zahl derjenigen Arbeitskräfte, die sich mit nutzbringender Arbeit beschäftigen, die Zahl derjenigen weit überwiegt, die jene andere Arbeit verrichten, merken wir es nicht so deutlich, welche Verschwendung vom volkswirtschaftlichen Standpunkt betrachtet in dem zur Verrichtung dieser Arbeit nötigen Kraftaufwande liegt.

Ist es denn wohl anders mit dem Luxus? Wenn in einem Volke durch nutzbringende Arbeit ungeheure Werte geschaffen worden sind, so kann immerhin ein gewisser Luxus getrieben werden, ohne daß seine abzehrende Wirkung bemerkt wird. Dennoch ist diese Wirkung vorhanden, und wiederum würde eine Probe auf den Wert der zur Beschaffung des Luxus aufgewandten Arbeit, die darin bestände, daß nur solche Arbeit verrichtet würde, jämmerlich ausfallen. Wenn die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit durch Herstellung von Luxusgegenständen als eine Wohlthat empfunden wird, so deutet das auf einen abnormen Zustand großer Arbeitslosigkeit hin. Es wäre aber ein trauriger Nothelf, die Schwankungen des Arbeitsmarktes dadurch auszugleichen, daß man zum Luxus anzuspornen und dadurch Arbeitsgelegenheit zu verschaffen suchte.

Es soll zugegeben werden, daß der Begriff des Luxus relativ ist. Heute wird Manches zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gerechnet, was, an der Lebensweise der Vorfahren gemessen, Luxus genannt werden könnte. Die Erhöhung der Lebensbedürfnisse, die wir zum Teil auch bei der arbeitenden Klasse finden, ist nicht schlechthin verwerflich, und daß mit der Wohlhabenheit der Völker ihr Verbrauch steigt, ist von volkswirtschaftlichem Wert.

Wenn es aber sein mag, daß die Grenze schwer zu bestimmen ist, wo der verständigem Lebensgenuß dienende erhöhte Verbrauch sich von dem Luxus im eigentlichen Sinne des Wortes scheidet, so werden wir es uns doch nie bestreiten lassen, daß es einen Luxus giebt, der verwerflich ist, und daß gerade in unserer Zeit viel Neigung vorhanden ist, solchem Luxus zu fröhnen. Dieser Luxus ist nicht allein verwerflich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus, sondern auch vom ethischen und sozialen. Er ist verwerflich, weil die Liebe zu Pracht und Aufwand von einer kleinlichen Gesinnung zeugt, die auf äußeren Schein großen Wert legt. Wirkliche geistige Bedeutung wird nicht leicht mit der Eitelkeit, die am äußeren Prunk Gefallen findet, verbunden sein. In sozialer Hinsicht ist der Luxus verwerflich, weil ihn nur immer eine kleine Zahl sich erlauben kann und dadurch die sozialen Gegensätze um so auffälliger werden, der Neid der Armen erregt wird.

Die Neigung, starken und auffälligen Luxus zu treiben, wird auch nicht leicht mit ernster und strenger Arbeitsamkeit verbunden sein. Gefallen am Luxus ist viel öfter bei dem zu finden, der in Wohlleben aufgewachsen ist und von Jugend auf sich an den Gedanken gewöhnt hat, der Besitzer eines großen Vermögens zu sein und sorgenfrei leben zu können, als bei dem, der durch angestrengte Arbeit sich eine Existenz errungen oder ein Vermögen erworben hat. Darum findet man so oft, daß der Sohn vergeudet, was des Vaters Fleiß geschaffen hat.

Wie wohlthuend wirkt es nicht, innere Gediegenheit verbunden zu finden mit der Schlichtheit, die auf äußeres wenig Wert legt und der äußerer Prunk zuwider ist; wie abstoßend wirkt auf den unverdorbenen Sinn der alberne Hochmut, der mit äußerem Schein prunkt. Selbst wenn wir, von der Ansicht ausgehend, daß die Güterungleichheit zu den unvermeidlichen Unvollkommenheiten des Daseins gehöre, dem Reichen gestatten wollen, sich ein höheres Maß von Genüssen zu verschaffen, so wird doch immer unser Urteil anders lauten über den Reichen, der mit feinem, edlem Geschmack sein Haus und seine Wohnung schmückt, als über den, der Aufwand macht, nur „damit es nach etwas aussehe." Gerade diese letztere Art, Luxus zu treiben, hat aber in der Neuzeit Fortschritte gemacht; gegen sie wird in gewissen Kreisen große Duldsamkeit geübt, mit ihr empfindet man Sympathie, weil man meint, es müsse so sein, es gehöre mit dazu. Nicht um echtem, geläutertem Schönheitssinn zu genügen, werden Geldausgaben gemacht, sondern weil man sich einredet, daß Reichtum oder Rang und hohe Stellung ein äußeres Auftreten, das sich durch Aufwand auszeichnet, zur Pflicht mache. Jede Förderung dieser Neigungen steht in grellem Gegensatz zu der in der Neuzeit gebräuchlichen Betonung der sozialen Pflichten. Aber es ist nicht das alleinige Uebel solcher Vorstellungen und Neigungen, daß sie den Unbemittelten berechtigten Anlaß geben, auf den Gegensatz zwischen Wort und That hinzuweisen. Ein weiteres Übel ist der Zwang des „Mitmachenmüssens," die ansteckende Kraft, welche die Entfaltung von Pracht und Aufwand auch auf solche übt, die nur schwer die dazu erforderlichen Mittel auftreiben können und sich um der äußeren Repräsentation willen oft anderweitig schwere Opfer und Entbehrungen auferlegen müssen. Wieviel Elend entsteht nicht durch diesen Wetteifer, durch die sich tief in bürgerliche Kreise hinab erstreckende Nachahmungssucht. Die ganze vielbeklagte „Not des Mittelstandes," des Bürger- und Bauernstandes, ist doch zum großen Teil verschuldet durch die Neigung, über die Mittel hinaus zu leben. Und wo diese Neigung vorhanden ist, pflegt sie auch gerechtfertigt zu werden mit dem Vorwand, daß es nicht anders sein könne, daß man auf diese Lebensweise ein Recht habe. Namentlich bei dem jüngeren Geschlecht trifft man oft diese Vorstellung. Darum thut es um so mehr not, die soziale Pflicht des Vorbildes zu predigen; es thut not, den Sinn für äußere Schlichtheit und Einfachheit zu pflegen, als eine Gesinnung, die dem Volke Kraft und Tüchtigkeit verleiht.

Wer hiervon überzeugt ist, wird sich verletzt fühlen durch Manches, was andere bewundern. Was für das Privatleben gilt, das gilt in gewissem Sinne auch für das öffentliche. Das jüngere Geschlecht von heute ist der Erbe eines Geschlechts, das sich mühsam und durch allerlei Gefahren emporgearbeitet hat. Wir haben im Verhältnis zu früher eine viel größere Macht erlangt, und wir sind geneigt, die Bedeutung dieser Macht zu überschätzen. Daß die alte Sparsamkeit der Finanzwirtschaft verlassen worden ist und Schulden auf Schulden gehäuft worden, bereitet unseren Patrioten keine Sorge, denn sie reden sich ein, daß alle Ausgaben zu nützlichen Zwecken gemacht werden und für ein mächtiges Reich unvermeidlich sind. Sie hoffen vielleicht auch, daß irgendwie und irgendwo eine Gebietserweiterung für das deutsche Reich zu erlangen sein wird, die für diese Opfer entschädigt, ob nicht in materieller Hinsicht, so doch dadurch, daß sie den Ehrgeiz befriedigt und das Murren verstummen macht. Die Anhänger solcher Ansichten sind auch geneigt, eine glänzende Repräsentation und den dazu erforderlichen Aufwand als die Pflicht eines mächtigen Reiches, als zur Aufrechterhaltung seines Ansehens nötig, zu betrachten. Es muß immer nobel hergehen, und es wird als ein spießbürgerlicher Standpunkt betrachtet, wenn hinsichtlich der offiziellen Repräsentationen oder bei der Feier patriotischer Feste Sparsamkeitsrücksichten geltend gemacht werden.

Ich behaupte natürlich nicht, daß nur das jüngere Geschlecht in Deutschland so denkt und urteilt, während alle Aelteren den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Wohl aber glaube ich, daß das jüngere Geschlecht durch alle Eindrücke, die es aufgenommen hat, für solche Anschauungen gewissermaßen prädisponiert ist, daß eine allgemeine Zeitrichtung und bei uns insbesondere die Geschichte der letzten Jahrzehnte dazu beigetragen hat, diese Anschauungen zu fördern. Es ist aber klar, daß diese Anschauungen und die daraus hervorgehende Praxis die sozialen Gegensätze verschärfen muß. Denn der Trost, daß der Arbeiter durch bessere Arbeitsgelegenheit seinen Anteil an dem Luxus erhalte, ist doch gar zu mager. Auch der Arbeiterstand ist zum Teil von der allgemeinen Zeitrichtung mit angesteckt, hat die alten sparsamen Gewohnheiten, zu denen er freilich gezwungen war, verlassen und sich einen gewissen Luxus angewöhnt, d. h. er verwendet die durch das Steigen des Arbeitslohnes ihm reichlicher zugeflossenen Mittel lieber auf Erhöhung der Genüsse in der Gegenwart, als auf

Digitized by Google

Fürsorge für die Zukunft. Aber je mehr solche Neigungen auch bei dem Arbeiterstande erwacht sind, desto schmerzlicher empfindet er es, daß seine Mittel vollständig ungenügend sind, ihm auch nur annähernd die Lebensweise der Wohlhabenden zu ermöglichen. Und je deutlicher er es merkt, daß die Möglichkeit, eine üppige Lebensweise zu führen und eine angesehene Lebensstellung durch äußeren Schein kenntlich zu machen, als ein Genuß betrachtet wird — obgleich dies kein wahrer, edler Genuß ist — desto mehr wird sein Neid erregt.

Ich kehre zum Anfang zurück. Das Amerikanertum pflegt auf Aeußerlichkeiten großen Wert zu legen. Sünden und Thorheiten des Reichtums sind auch dort trotz der demokratischen Verfassung und Gesellschaftsordnung jenes Staatswesens stark entwickelt, und man behandelt sie mit einer Duldsamkeit, die durch die dortige wirtschaftliche und soziale Entwickelung sich jedenfalls besser erklären und rechtfertigen läßt, als wenn wir ähnlich urteilen und verfahren. Das Amerikanertum ist in seinen Anschauungen hierüber naiver, sozusagen, als wir es nach unseren bisherigen Erfahrungen sein können. Man hat sich bisher damit beruhigt, daß in Amerika die Erwerbsverhältnisse günstiger seien, als in der alten Welt, daher den Armen das Emporkommen möglich sei. Dies ist jedoch jetzt kaum noch zutreffend, und dementsprechend erscheinen auch die Ausschreitungen der Besitzenden viel weniger harmlos. Sind doch in dem letzten Wahlkampf sozialistische Bestrebungen deutlich genug hervorgetreten; es scheint aber nicht, daß die Besitzenden diese Warnung beachten. Wir aber, denen die „Lösung der sozialen Frage“ so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, sollten uns doch nicht durch irgend welche Phrasen darüber täuschen lassen, daß der Luxus den Klassenhaß bestärkt. Wir sollten auch bedenken, daß die Vorliebe für Pracht und äußeren Schein leicht eine äußerliche Wertschätzung erzeugt, die mit wahrem Schönheitssinn nichts gemein hat und die im Gegensatz steht zu der Gründlichkeit und Geistestiefe, die wir als deutsche Eigentümlichkeiten anerkannt beanspruchen zu können, zu einer Gesinnung, die vor allem innere Gediegenheit am Menschen schätzt und das Prunken mit äußerem Schein verachtet.

Gebietende Liebe.

Impérieuse Bonté von J. H. Rosny.

„Gebietende Liebe“ ist eine, ich weiß es, unvollkommene Übersetzung des Titels eines merkwürdigen, im Laufe des vergangenen Jahres in Frankreich erschienenen Buches. Es ist ein sozialer Roman, den ich hier nicht besprechen will, um in großen Zügen dessen Inhalt wiederzugeben, sondern um den Leser bekannt zu machen mit den Gedanken, auf denen er beruht, mit dem Geiste, wovon er erfüllt ist. Ich möchte ihn das Ermutigende der Thatsache empfinden lassen, daß in dem Frankreich von heute sich ein Mann gefunden hat, auf den anwendbar ist, was vor einigen Jahren ein Franzose gesprochen hat: daß in einzelnen Kraftnaturen die Liebe zum Guten, das Pflichtgefühl, das Bedürfnis sich dem Gemeinwohle zu widmen zur wahren Leidenschaft werden kann; die, sowie alle weniger edlen Leidenschaften, alles beherrschend, tyrannisch werden kann, die durch Entsagung angefacht und durch Opferfreudigkeit genährt, befriedigt wird. Naturen — wie Rosny selber sagt — welche die Fatalität des Guten empfinden, sowie andere die Fatalität des Schlechten.

Wie äußert sich diese Leidenschaft bei dem Autor von „Impérieuse Bonté“? Allererst in einem Bekenntnis, das er in die Form eines Protestes gegen die Moral kleidet, die aus den slavischen Ländern zu uns gekommen ist; eine Moral, die das Gute identifiziert mit Demut, Folgsamkeit, alles duldender Toleranz, Geistesarmut, Selbstverkleinerung, Selbstverleugnung, Selbstvernichtung. In seiner Vorrede stellt Rosny dieser für uns, wie er sagt, durchaus nicht passenden Moral die Lehre gegenüber, daß das Gute eine Macht ist, in dessen Dienst sich die höchste Intelligenz, die heißeste Ambition, das hochherzigste Selbstvertrauen, der nabengsamste Wille, die unermüdlichste Energie stellen können; eine Macht, welche diese höchsten, menschlichen Eigenschaften braucht, nicht weniger als die zarteste Sanftmut, die feinste Empfindung, um die Menschheit empor zu heben zu einem Ideal der Güte, ebenso weit entfernt von dem, was der Alltagsmensch sich darunter denkt, wie die Civilisation der Europäer von derjenigen der Hottentotten; eine Macht, die großen Seelen ermöglicht, groß zu sein, ihrer Beanlagung gemäß; die ihre Geistesflügel nicht beschneidet, ihr Kraftbewußtsein nicht vermindert, sondern sie zwingt, ihre Kraft zu erproben, sie zwingt zur herrschenden, zur gebietenden Liebe.

In Jacques Foogeraye, der Hauptperson des Buches, sehen wir den Repräsentanten dieser Tugendidee; Rosny hat ihn wenigstens als solchen zeichnen wollen. Jacques ist Armenpfleger, im Auftrage eines sehr reichen Mannes, also dessen Werkzeug, sein Geld in Werke der Barmherzigkeit umzusetzen. Aber er ist ein selbstbewußtes, selbstwollendes Werkzeug, denn er sah die Träume seiner Jugend verwirklicht, als er diese Arbeit auf sich nahm. Abgeordneter zu sein vom Reichtum an die Armut, das war der Wirkungskreis, den er, als unbemittelter, gebildeter Mann, sich in seinen Jugendphantasien erträumt hatte. Er gehört zu denjenigen, denen die Erfüllung ihres innerlichen Berufes alles ist im Leben, und daher tritt er an seine Aufgabe heran, mit der Ruhe einer vollen Befriedigung, mit dem stillen Ernst einer heiligen Freude. „Sein Ehrgeiz“, schreibt Rosny, als er die Stimmung seines Helden beschreibt, am Vorabend des Tages, an dem er zum erstenmal sein düsteres Arbeitsfeld betreten wird — „sein Ehrgeiz strebte in den Himmel empor.“ Er war sich von nun an bewußt — er möge etwas großes erreichen oder nicht — daß er nie mehr den Schmerz eines verfehlten Lebens empfinden würde, daß er nie wieder das Gefühl der Verlassenheit kennen würde derjenigen, die mit ihrem innersten Wesen in Konflikt geraten, unter dem Drucke eines ihnen nicht zusagenden Arbeitskreises. So wirft er sich in den Abgrund menschlichen Elends, wie andere junge Männer sich dem Sinnenrausch in die Arme werfen. Bald existiert für ihn nichts außer der Welt der Armen. Von einer Hintergasse in die andere, treppauf, treppab eilt er zu den Schreibern der Bettelbriefe, die sein Auftraggeber ohne Unterlaß empfängt. Und von diesen geht es zu denen, die nicht laut klagen, oder deren Bitten um Hilfe übertönt werden durch das Treiben der Menschen, wie der Hilferuf des Ertrinkenden durch das Toben des Sturmes. Dort wo man Hunger leidet, wo die Sorgen nagen, wo man zu unterliegen droht im Kampfe ums Dasein, erscheint er wie der „Novemberschnee im verlassenen Neste, wie das Gras auf den Gräbern, wie das Moos auf dem verwitterten Stein, wie die Jutisonne in den alten Mauerritzen.“ Und von den Einzelnen geht es zu den Gruppen der Untergehenden oder Untergegangenen: in die Krankenhäuser und Armenasyle, in alle die Schlupfwinkel des Fluches der menschlichen Gesellschaft, des Pauperismus. Und nach der Praxis kommt die Theorie: nachdem er die Wunde verbunden, erfährt er, wie andere dasselbe thun, oder glauben, daß es gemacht werden soll; er läßt sich die verschiedenen Systeme der Philantropie erklären, um durch Vergleichen und Nachdenken aus dem Gehörten für sich den Schluß zu ziehen, welchen Einfluß sie ausüben könne auf die Auflösung des schier unlösbaren Rätsels des Jammers in unserer menschlichen Gesellschaft. Dieses alles bildet recht eigentlich den Rahmen, womit Rosny seine mit Meisterschaft gezeichneten Skizzen aus dem Reiche der Armut umgiebt. Er bringt uns Typen, bei denen wir sofort fühlen, daß sie nach dem Leben gezeichnet sind, Leidensmomente aus dem Leben der Unglücklichen, mit soviel inniger Wärme und doch ohne jede Übertreibung wiedergegeben, daß sie uns rühren, bis ins innerste Herz. Der feinfühlende Mann, den wir so gerne begleiten auf seinen traurigen Gängen, den wir mit wahrer Humanität sein Liebeswerk verrichten sehen, wird uns immer sympathischer. Und dennoch, warum mußte ich, als ich das Buch aus der Hand legte, mir eine gewisse Enttäuschung eingestehen, ein Unbefriedigtsein mit diesem Liebeswerke? Meine Antwort lautet: weil es eben ein Drang nach blasser Wohlthätigkeit war, weil Rosny seinen Helden zum Philantropen gemacht hat!

Helene Mercier.

Gute und schlechte Wirkungen der Romanlektüre.

Von W. L. Sheldon (St. Louis).

Ich glaube an den Roman. Er ist ein unschätzbares Heilmittel gegen Gemütsdruck! Er hält uns in Berührung mit dem Leben, er hilft uns Stimmung und Atmosphäre wechseln. Wer schauernde Wunden heilen, oder sich über Niedergeschlagenheit und Kümmernis erheben will, der muß etwas ergreifen, was ihn auf andere Gedanken bringt.

Dies gilt jedoch nicht für jede Form des Romans, denn es giebt eine gewisse Art, die uns ganz außer Fühlung mit der Welt bringt und alles andere mehr ist, als ein Mittel gegen die Stimmung, die uns beherrscht. Will man sich von einem bestimmten Gemütszustand befreien, so greife man nach einem Buch, das von etwas ganz anderem handelt. Auf gar keinen Fall nehme man ein Buch, das gerade die uns eigene Gemütsart

analysirt und welches uns dazu verleitet, über dieselben zu philosophieeen. Um ein inneres Erlebnis philosophisch zu behandeln, muß man dem Philosophieren über dasselbe aus dem Wege gehen. Denn das beste Mittel, die Melancholie zu steigern, besteht darin, daß man ihee Anatomie studiert. Um über sie Herr zu werden, maß man aufhöeen über sich selbst nachzudenken und sich statt dessen veeliesen in das, was im Leben dee Andeeen geschieht. Das ist schon oft gesagt worden, abee es kann garnicht oft genug gesagt werden, denn es ist eine Wahrheit, die schwer zu lernen ist.

Unser wirkliches Inteeesse an einer Geschichte besteht in ihrem überwiegenden Gehalt an Wahrheitstreue. In uns allen lebt ein schönee Zug kindlichen Gemütes mit jener glücklichen Verwirrung zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Wirklichkeit und Schein, zwischen Wahrem und Phantastischem. Wenn wir eine Geschichte lesen, wissen wir recht wohl, daß gerade solche Menschen nie gelebt haben. Fragt mnn uns, ob wir denn wirklich glauben, was wir lesen, so werden wie lächeln. Dennoch können wir der Stimmung, die das Buch in uns erweckt, nicht Eiahalt thun, und wir lesen weiter. Wie oft verursacht uns eine Geschichte das heftigste Herzweh; wie möchten das Buch weglegen, indem wie uns sagen: „Warum Thränen! Es ist jn nur eine Geschichte!“ Trotzdem lesen wir sie zu Ende. Dann feeilich haben wie das Bedüefnis, uns wieder gänzlich frei von ihe zu machen. Denn war es gleich nur eine erfundene Geschichte, so war es doch unsäglich traurige, schmerzoolle, schreckliche Waheheit. Oft ergreifen uns solche Erzählungen mehe als die sogenannten Geschichten aus dem Leben, und es wäee uns lieber, wenn sie niemals geschrieben worden wären.

Aus unserer Befürworlung des Romans soll aber Niemand den Schluß ziehen, daß wie irgend welche Sympathie haben füe die gefräßigen Romanleser. Solche Menschen stehen gar nicht mehe im Zusammenhange mit der Außenwelt, sie leben vielmehe in einer Art von Traumland. Ja, sie leben solange in einer Scheinwelt, bis alle werkthätige Teilnahme in ihnen abgestumpft ist; sie können thatsächlich weinen über eine Geschichte, ohne das leiseste Mitleid zu fühlen für die Schmerzen, die vor ihren Augen erduldet weeden. Wo diesee Zustand eintritt, da wied das Romanlesen zum Laster. Die phantastische Darstellung all der Versuchungen und Verwirrungen, denen die menschliche Natur unterworfen ist, kann den Leser dahin beingen, daß er diesen Versuchungen und Verwirrungen gegenübee im Augenblick der Gefahr weniger widerstandsfähig ist, als er in unbefangenem Zustnnde gewesen wäee. Zuneigung, Mitleid, Hilfsbereitschaft, Zärtlichkeit, gerechtee Unwille — dies Alles sind urwüchsige Zeugen unserer Natur. Es sind bewegende Kräfte, welche entweder die Thatkrasl wecken odee ihre Befriedigung darin finden, vom Spiel der Kunst erregt zu werden. Uebertriebene Hingebung an die Gebilde der Kunst veedrängt leicht die Kraft des Handelns, indem sie den Willen eher schwächt, als anfeuert. Man kann schwelgen im Mitgefühl für einen erdichteten Charakter und gerade dadurch die Mitleidskräfte für die lebendigen Charaktere, mit denen man zu thun hat, verbrauchen.

Trotz alledem halte ich an meinem Glauben an den Wert des Romanlesens fest. Es hängt nue davon ab, daß wir es maßooll betreiben. Ohne Frage giebt es heutzutage eine Spezies von Litteeatur, welche ebenso stark auf dns menschliche Gemül einwirkt, wie der starke Gebrauch oou alkoholischen und narkotischen Reizmitteln. Beide befriedigen zweifellos dieselbe Begierde. Scheint es doch, daß ein Teil dee menschlichen Natur eine instinktioe Neigung zum Halbdelirium hnt. Dns Verlangen nach diesem Delirium steigeri sich nach jeder Befriedigung. Man nennt solche Berauschungsmittel „Stärkungsmittel“ — aber die Hälfte davon sind dieekte Gifte: fast alle aber wirken bei stnekem Gebrauch vergiftend durch die übermäßige Abhängigkeit, in die wir durch sie geraten! Wer duechs Romanlesen in dieses Deliriumsstadium versetzt wird, füe den wird es zum Uebel.

Manche Naturen können so abhängig von solchen Reizungen werden, daß sie ohne dieselben gae nicht mehr leben können. Die Gefahe geistiger und seelischer Entartung liegt aber dann sehr nahe.

In uns wirken die guten und die schlechten Neigungen von Generationen vor uns. Fast in Allen oon uns lebt eine starke Voeliebe füe das Abnorme. Eine große Anzahl von Menschen liebt es, über Veebrechen zu lesen, um, wie es scheint, die häßliche Seite der menschlichen Natur zu beobachlen odee zu studieren. In dem Angriff, den Nordau gegen einen gewissen Charakterzug in der Gegenwoart gemacht hal, steckt viel Wahrheit. Nach ihm sollen wie diese „entarteten Tendenzen“ beseitigen, obgleich es eine ganze Anzahl oon Schriftstellern giebl, die auf diese instinktioe Vorliebe füe das Abnorme spekulieren. Was sie uns geben, könnte man „pathologische Studien“ nennen. Wie lesen sie, obgleich sie uns hatb krank machen. Wenn es „medizinische Schulen füe die Seele“ gäbe, so wüeden diese Studien dahin gehöeen. In der Litteeatur gebührt ihnen kein Platz.

Ich las einmal zu gleicher Zeit „The Damnation of Theron Ware“ und „Adam Bede“ von Geoege Eliol. Wie ähnlich diese Geschichten sind und doch wie verschieden. Beide erfüllen uns mit Heezeleid, beide bringen uns Theänen ins Auge. Beide haben eine bezaubernde Gewalt. Es ist Wahrheit, unendlich viel Wahrheit in diesen Schilderungen. Es sind Darstellungen dee menschlichen Natue; doch sind die Töne, die darin eeklingen, durchaus nicht dieselben. Die ersteee machte mich halb krank, nnd doch anßte ich sie zu Ende lesen. Es wae mir gerade so, als ob ich bei einem Mnnne, der sich zu Tode btutet, Wache halten müßte; ich sah das Blut davonrinnen — aber es wae nicht ein steebender Körpee, es war eine sterbende Seele. Uns in eine Klinik oder in ein Sektionszimmer zu führen, das ist aber doch gewiß nicht Sache dee Kunst. Geschichten oon dieser Aet zeigen uns, wie eine Seele in Stücke gehen kann unlee den gleichen Auflösungserscheinungen wie ein Körpee.

Vergleichen wir daanit „Adam Bede“. Hier haben wie ein großes Geisteskunstwerk. Es machl uns nicht krank und erregt uns keinen Schauder. Es ist der Kampf eines natürlichen Mannes, dee Kampf der Gesundheit, was uns hier voe die Seele gebracht wied. Es ist die oolle menschliche Natue und nicht eine abnoeme oder eine Verzerrung, die wie in den Werken oon George Eliol geschildeel sehen. Wo uns eine Sünde, ein Verbeechen entgegentritt, da sehen wir auch den Deang, ihrer Herr zu werden und daeübee hinauszuwachsen. Nach dee Lektüre eines solchen Buches fühlen wir uns wie neu geboeen. In uns eewacht das Bewußtsein, daß es trotz dem Heer von Übeln in dieser Welt doch nicht verloeene Zeit ist, den Kaapf dagegen aufzunehmen, durchdrungen oon dem Glauben, daß die Menschheit es endgiltig besiegen wird.

Viele unserer leitenden Schriftstellee glauben, der Vorral an Romanstoff sei nahezu erschöpft. Band auf Band aber inchen sie nach einem neuen Thema, einer neaen Situation. Sie haben nicht den Mut, die großen bleibenden Züge dee menschlichen Natur, wie solche Shakespeare das Material lieferten, nochmals zu behnndeln, daher schauen sie nach dem Außerordentlichen, dem Abnormen aus. Sie wissen, daß solche Stoffe unerschöpflich sind, denn auf eine gesunde menschliche Durchschnittsnatur kommen wohl zehntausend mehr oder minder abnoeme, entartete.

Doch zeigt dieses Suchen nach neuen Darstellungsobjekten einen auffallenden Mangel an Originalität. Die alten Meister in dee Kunst waren niemals in Verlegenheit um einen neuen Stoff. Sie wollten gar nichts anderes als immee und immee wiedee denselben Gegenstand bearbeiten. Die großen Malee der Renaissance behandellen zu unendlichen Malen das gleiche Thema. Sie malten immer und immer wieder von neuem das Christkind und die Madonna. Klagen wir etwa über Monotonie in den Werken dieser Meister? Haben wir etwas in der Belletristik unseeer Tage, was ihnen verglichen weeden kann?

Auflösung ist kein gesundee Vorwurf für die Kunst, sei es nun Auflösung des Körpees odee der Seele. Dies gehört in die Wissenschaft, entweder in die Medizin, einschließlich der Physiologie — oder sonst in die Wissenschasl der Psychiatrie. Die normale gesunde menschliche Natur bietet dem wahren Genie und dee wirklichen Originalität stets Stoff genug zu künstlerischer Nachbildung.

Die Kunst soll den Sinn des Lebens aus den Ereignissen hervortreten lassen, odee ihn in sie hineintegen. Die Thatsachen mögen der Wirklichkeit entsprechen, und doch kann die Interpretation sie in ein schiefes Licht rücken. Alles hängt davon ab, wie die Ereignisse in dem Gemälde dargestellt sind, welchen Platz sie darauf einnehmen, odee wie der Künstlee Licht und Schatten verteill. In meinen Betrachtungen übee Zola wird ersichtlich werden, was ich meine. Ich hnbe nur wenige oon seinen Schriften gelesen und habe weder Geschmnck noch Lust nach weiterem; deshalb mag mein Urteil über ihn auch mangelhaft sein. Es stößt mich aufs stärkste ab, daß er die freventliche Gewohnheit hat, eine Geuppe von Thatsachen auszuwählen, ein düsteres Licht auf sie zu werfen und die andere Seite dee menschlichen Natue im Schatten zu lassen, ohne Abwechslung und mit solchee Manier, daß man oor einem Gesamtbilde zu stehen glaubt. Er bringt uns dazu, die menschtiche Nalur zu verachlen nnd zu verabscheuen. Ein Schriftsteller, der sich nur mit solchen pathotogischen einseittgen Studien abgiebt, wird nach und nach selbst infiziert oon dem, was er beobachtet nnd bietet schließtich selbst eine geeignete Peesönlichkeit für eine solche „Studie.“ Ein Mensch kann so lange die

materialistische, die tierische und gemeine Seite der Menschennatur analysieren und seine ganze Betrachtung auf sie lenken, bis seine eigene Seele und seine Augen gemein werden.

Wenn wir ein Objekt mit der Absicht betrachten es zu beschreiben, so wird ein großer Teil von dem was wir beschreiben gar nicht auf dem Bilde sein, das unser leibliches Auge sieht — eine Thatsache, von der die neue Psychologie viel Wesens macht, die aber schon in den frühesten Tagen bekannt war. Das Gebilde, welches wir vor uns sehen, stammt zum Teil aus unserer Seele, aufgebaut allerdings unter dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck, dennoch aber auch aufgebaut aus den Wahrnehmungen der Vergangenheit. Kein menschliches Wesen kann ganz genau sehen, was sein leibliches Auge sieht. Das liegt nicht in einer Unvollkommenheit unseres Sehvermögens, sondern beruht auf allgemeinen Bedingungen unserer Natur. Wir könnten gar nicht leben, ohne daß der Geist sich unablässig bethätigt und uns hilft jene äußeren Wahrnehmungen zu rekonstruieren. Diese Eigentümlichkeit der menschlichen Natur ist es, welche uns die unwahren Vorstellungen einer Anzahl wohlbekannter Novellisten erklärt, die ihrer Meinung nach nur das Geschaute wiedergeben. Sie wissen, ohne es zu wissen und zu wollen, ihre Schilderungen aus dem Stoff ihres eigenen Innenlebens gestalten. Ist etwas Abnormes in ihnen, so wird es sich wiederspiegeln in den Bildern, die sie vom Leben geben. Was sie gerne sehen möchten, das wird ausschlaggebend sein in der Färbung von all und jedem, das sie sehen und das sie Andern beschreiben. Es scheint mir, daß der Unterschied zwischen den Novellisten von heute und einem Dramatiker wie Shakespeare aus dem 16. Jahrhundert darin besteht, daß Shakespeare bei der seelischen Rekonstruktion seiner Wahrnehmung nur breite, harmonische, gesunde volle Bilder sah, während die modernen Novellisten zum größten Teil einseitige, abnorme, ungesunde Wahrnehmungen haben.

Es ist die Breite des Blickes, die mangelt, jene Breite, welche den Menschen fähig macht die menschliche Natur von allen Seiten in der richtigen Perspektive zu sehen, sodaß uns selbst ein einseitiges Gemälde unserer Natur nie ohne das richtige Verhältnis zu dem Gesamtbilde gegeben wird. Kommen wir auf Zola zurück. Die Thatsachen, in seinen Erzählungen sind zutreffend, aber ihre Darstellung ist entstellend. Das rekonstruierte Bild ist unwahr. Der litterarische Künstler von heute wird selbst betrogen aber ist teilweise farbenblind, das ist der Grund. Die weitverbreitete Schule unter den modernen Novellisten, die ihre Schilderungen in der oben beschriebenen Weise entwirft, wendet sich dabei an die gleichen Instinkte, die dorch die endlosen Beschreibungen der Verbrechen mit all ihren Nebenumständen in den Zeitungen gleichfalls befriedigt werden. Wir mögen es „Kunst" nennen, weil es zur Zeit nicht viel Besseres giebt. Aber nach und nach wird viel davon in den Papierkorb wandern oder beiseite gelegt werden. Ein Schriftsteller wird den andern verdrängen, eine Novellistenschule die andere überleben, denn die Gelegenheit zur Originalität in dieser Richtung ist unendlich. Sobald Zola stirbt, werden seine Werke vergessen werden, weil neue Zolas vorwärts stürmen werden, um seinen Platz einzunehmen und uns auf eine neue Art, die Verzerrungen und Entartungen der menschlichen Natur vor Augen zu stellen. Während hingegen ein Werk echter Kunst niemals ein anderes aussticht. Sie werden beide neben einander weiter leben.

Vieles von dem sogenannten Realismus, womit wir heutzutage überschwemmt sind, ist eher eine Art von verkehrtem Idealismus. Man übermittelt uns wahre Thatsachen oder Erfahrungen, zeigt sie aber nicht in ihren wahren Beziehungen zu anderen Thatsachen oder Erfahrungen und entfernt uns so eher vom „Wirklichen". Es macht mir den Eindruck, als ob manche von den sogenannten Idealisten viel mehr Realistik in ihrer Darstellungsweise besitzen — als ob sie uns ein viel echteres, reineres Bild der thatsächlichen Wirklichkeit geben als die „Realisten" selbst. Eine Kunst, die nicht befeelt ist, ermüdet und langweilt uns.

Die stete Sympathie des Schriftstellers mit den Charakteren, die er beschreibt, das ist die richtige Art von Idealismus, die uns aus einer Geschichte entgegenleuchten soll. Nicht daß er das Böse bestraft und das Gute betohnt, oder daß er uns dazu bringt, alle seine Charaktere zu lieben, sondern daß er uns seinerseits einen gewissen Hauch von liebevoller Teilnahme fühlen läßt, selbst dort, wo er uns Verachtung abnötigt für die Menschen, die er uns zeichnet. Unsere Achtung vor der Würde der menschlichen Natur bleibt die gleiche, ob wir durch Humor, durch Elend aber durch Leidenschaft ergriffen werden. Deshalb ziehe ich z. B. Howells dem Zola vor. Der eine liebt die menschliche Natur, ungeachtet ihrer Schwächen und Exzentricitäten, während der andre nur eine ungerechte Verachtung für sie zu haben scheint. Beide sind Realisten, aber wie verschieden sind sie! Was für eine mutige, tiefe, warme Sympathie äußert sich in den Schriften von Howells! Er erweckt Mitleid in uns mit den Fehlern seiner Charaktere, niemals aber läßt er uns unsere gemeinsame Natur verachten. Da ist Wirklichkeit, gesehen und hochgebildet mit gesunden und normalen Augen und die Thatsache gewürdigt, daß alles Natürliche beseelt ist.

Nun giebt es aber auch noch eine andere Art von idealistischem Realismus, die ebenso eindrucksvoll ist — doch müssen wir sehr auf unserer Hut sein, um nicht davon irre geführt zu werden. Ich denke dabei an ein Werk wie „Les Miserables" von Victor Hugo. Man sollte diese Art romantischen Idealismus nennen. Solche Typen, wie „Jean Valjean" oder „Javert" giebt es nicht. Das sind Schöpfungen, die aus der Phantasie des Dichters stammen — keine Schöpfungen, die wir mit den Charakteren eines Thackeray oder Hawthorne vergleichen werden, sondern Schöpfungen, in denen die uns bewegenden Kräfte in einer Zusammensetzung gegeben werden, wie dies im wirklichen Leben nie vorkommt. Die Kombinationen sind unmöglich in Wirklichkeit. Solche Menschen können nie gelebt haben. Dennoch ist jedes Leitmotiv in seiner Wirksamkeit durchaus naturwahr dargestellt. So ist z. B. die treibende Kraft des Gewissens, so wie es uns in dem Charakter des Jean Valjean gezeigt wird, etwas der menschlichen Natur vollständig eigentümliches — ist größte Wirklichkeit und höchste Wahrheit. Die beiden Vertreter des Pflichtgefühls, wie sie in den Charakteren des Valjean und Javert einander gegenübergestellt sind, das sind Typen, wie wir sie täglich um uns herum sehen. Es sind thatsächlich zwei unsterbliche Typen, und deshalb sind „Les Miserables" in meinen Augen ein großes Kunstwerk. Es ist ein treues Bild der Kräfte, die in der menschlichen Seele arbeiten. Höchstens wohl zu sehr mit Romantik überzogen. Wenn ein Schriftsteller, der nicht geradezu ein Genie ist, diesen Weg geht, so wird er sich völlig verirren — bis wir ein so tächerliches Bild vor uns haben, wie es der „Graf von Monte Christo" von Dumas verkörpert.

Ich habe bis jetzt vom Romanlesen in erster Linie als von einem Mittel der Zerstreuung und der geistigen Erholung gesprochen: es ist ein Lesen, bei dem wir uns gewissermaßen dem Genusse eines Schauspiels hingeben. Es ist ganz berechtigt und natürlich, das Lesen auch unter diesem Gesichtspunkt zu betreiben. Vielleicht ist es gerade die Novelle von heutzutage mit ihren seltsamen Charakterschilderungen, die das Publikum mehr und mehr dazu bringt, nur aus Bedürfnis nach Zerstreuung zu lesen.

Und doch, Kunst ist Kunst, und wenn es echte Kunst ist, so wird die Seele mehr für sich aus ihr herausziehen, als aus einem bloßen Zeitvertreib. Eine Komödie kann ebenso tief sein wie eine Tragödie. Wenn ich an solche Meister der Litteratur denke, dann stehen stets meine Gedanken unter Shakespeares Einfluß. Wehe demjenigen, der sich seiner Begeisterung für George Eliots Schriften schämt. Wir werden für unsere innere Entwickelung, für Geistes- und Herzensbildung, für die Bereicherung unserer ganzen intellektuellen Natur von „Maggie Tulliver" oder „Felix Holt" ebensoviel Nutzen haben, als von Dante oder Plato, von Emerson aber Darwin, von Pascal oder Goethe. Deshalb breche ich eine Lanze für diese edlere Art von Litteratur, weil sie nicht nur ein höchst wirksames Mittel zur Erholung und Zerstreuung darbietet, sondern weil sie vor allem einen der wichtigsten erzieherischen Faktoren bildet auf dem Gebiete der höchsten Kultur.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Zur materialistischen Geschichtsauffassung. Wer der heutigen materialistischen Geschichtsauffassung vorwirft, daß sie die Bedeutung der ethischen Triebkräfte in der geschichtlichen Entwickelung zu sehr unterschätze, der wird von den Wortführern des Marxismus sofort des gröbsten Mißverständnisses bezichtigt, da ja Marx die Wirksamkeit psychischer Mächte keineswegs geleugnet, sondern nur ihre Bedingtheit von den jeweiligen Produktionsverhältnissen betont habe. Nun ist es ja gewiß nicht zu bestreiten, daß die Geschichtsauffassung des Marx durchaus Raum läßt für die Bethätigung der ethischen Faktoren und keineswegs den Hunger als das allein treibende Moment der Weltgeschichte hinstellt. Aber der Umstand, daß jene Geschichtsonschauung heute als geistige Waffe im Klassenkampf benutzt und agitatorisch verwerthet wird, ist doch von sehr verhängnisvoller Bedeutung für ihre wissenschaftliche Vertiefung gewesen. In wie öder und oberflächlicher Weise sie oft in der periodischen Litteratur des Sozialismus verwertet wird, das zeigt wieder einmal ein Leitartikel der „Neuen Zeit" (Nr. 24) in welchem u. a. über die neuere Volkshochschulbewegung in Deutschland Folgendes gesagt wird:

Digitized by Google

„Die moderne Bourgeoisie braucht — unbeschadet der nach Kinderblut lüsternen Fabrikanten, denen freilich jeder Unterricht verhaßt ist — einen Stab intelligenter Arbeiter, den ihr die Volksschule nicht liefert, und sie hat ein praktisches Interesse daran, den Arbeitern ein gewisses Maß reellen Wissens zuzuführen, namentlich auf naturwissenschaftlichem und industriell-technischem Gebiete. Kann sie mit dieser Zufuhr wirklicher Geistesnahrung eine Ablötung des proletarischen Klassenbewußtseins verbinden, so schlägt sie zwei Fliegen mit einer Klappe. Und ebenso wie ehemals die Arbeiterbildungsvereine, so sollen jetzt die volkstümlichen Hochschulkurse zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Sie sollen die Arbeiter der Sozialdemokratie abspenstig machen und dabei einen erklecklichen Profit für die Bourgeoisie abwerfen. Die liberalen Blätter, welche die Hochschulkurse befürworten, sind in auch ganz offenherzig, indem sie den einen und den anderen Zweck als ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen", hervorheben." –

Gewiß haben die hier aufgedeckten Motive in der Hochschulbewegung mitgewirkt — und es ist so nur erfreulich, daß auch die egoistischen Motive durch direkte wirtschaftliche Interessen schließlich in den Dienst des Guten gezwungen werden — aber daß die „Neue Zeit" in der ganzen Bewegung nur Klassenpolitik sieht und sich blind dagegen stellt, daß die ganze Erscheinung ein unverkennbares Symptom für den Durchbruch sozialen Pflichtgefühls auf unseren Universitäten ist — das zeigt eben, daß Klassengeist und Geschichtsfälschung hier genau so lebendig ist wie im Lager der „Bourgeoisie". Die materialistische Geschichtsauffassung dient hier schließlich nur dazu, der Arbeiterschaft die edleren und hoffnungsvolleren Erscheinungen in der anderen Klasse zu unterschlagen und ihr zur Stärkung ihres Klassenbewußtseins ein Greuelbild von den Gegnern zu malen.

In letzter Zeit haben eine Reihe von ernst zu nehmenden Lesern das Abonnement auf die E. K. gekündigt, weil in dem Blatte zu viel an der Sozialdemokratie genörgelt werde. Diese Nervosität gegen jede Kritik an der großen sozialen Kampfpartei ist durchaus verwandt mit der Empfindlichkeit der heutigen Machthaber gegenüber der Kritik an herrschenden Institutionen und Personen. Es ist die Benommenheit all derjenigen, die nicht ganz aus freier und vertrauender Seele rein für Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in erster Linie für die kommende aber bestehende Machtstellung eines bloßen Volksteiles kämpfen und sich selbst einreden, daß eben der Triumph dieser ihrer Gruppe die Vorbedingung ethischer Kultur sei. Und doch ist es sonnenklar, daß jeder wirkliche Fortschritt nur von denen erreicht werden kann, welchen das Recht des „Andern" genau so heilig ist wie das eigene, und daß der unscheinbarste Sieg der Selbstüberwindung und Selbstkritik auf diesem Gebiete für die Lösung der sozialen Frage, d. h. für die Verfeinerung menschlicher Gegenseitigkeit, ungleich wichtiger ist, als eine Reihe glänzender Erfolge im Reiche des Parteikampfes d. h. auf demjenigen Gebiete, auf welchem die menschliche Gesittung seit Beginn der Weltgeschichte nichts als Niederlagen erlitten hat. Daß in Deutschland so viele ernsthafte Männer mit ihren tieferen Gerechtigkeitsbedürfnissen Kompromisse schließen, sobald es sich um die kulturelle Beurteilung des politischen Kampfes handelt — das zeigt nur, welche Wunden der Heros von Blut und Eisen dem deutschen Idealismus geschlagen hat.

Es ist so auch der Fluch des blindes Kampfes um die Macht, daß aus seinem auflösenden Wirken keine schöpferischen Kräfte geboren werden. Sehr treffend bemerkt in diesem Sinne Dr. Mühlberger in der neuesten Nummer der Versöhnung:

„Politik heißt: Kampf um die politische Macht; soziale Organisation heißt: Streben nach wirtschaftlicher Verständigung. Beide Thätigkeiten sind schlechthin unvereinbar. Die Erstere rührt alle niedrigen Leidenschaften im Menschen auf; die Letztere appelliert nur an das Gute in uns, an den Intellekt und an die auf der klaren Erkenntnis greifbarer Interessen ruhende Gerechtigkeit. Der Typus jener ist der berufsmäßige Agitator, der von den Redekünsten des Kluds lebt; der Typus dieser ist der ruhige, ernste Genossenschafter, dem der Glaube an die Solidarität der menschlichen Interessen die Kräfte stählt. Drittens endlich liegt auf der Hand, daß ohne soziale Organisationen ein nachhaltiger politischer Einfluß unmöglich ist. Der Vergleich zwischen England und Deutschland liegt nahe genug. Dort sehen wir einen hochentwickelten Arbeiterstand, der schon heute ohne jede „Partei" und fast ohne parlamentarische Vertretung einen mitbestimmenden Einfluß auf die Politik des Inselreiches ausübt, weil er in seinen machtvollen genossenschaftlichen und gewerkvereinlichen Organisationen auf dem Boden der Wirklichkeit festen Fuß gefaßt hat und große Wirtschaftsgebiete beherrscht. Hier lebt eine von politischen und sozialen Illusionen berauschte Arbeitermasse, die sich des edelsten Teils ihrer selbst, der Solidarität ihrer wirtschaftlichen Interessen, entäußert, trotz zahlreicher parlamentarischer Vertreter ohne jeden politischen Einfluß ist, ja, morgen überhaupt politisch zu existieren aufhört, wenn es heute ihren Gegnern gefällt, den Kampf einzustellen."

Es ist bezeichnend, daß die gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiter — gerade infolge ihrer näheren Berührung mit den Problemen der wirtschaftlichen Entwickelung — überall mit zunehmender Ausdehnung und Erfahrung die Tendenz zeigt, die alte Kriegsmarot aufzugeben und an Stelle des rohen Kampfes um die Macht ein Beispiel für seinere Würdigung der Situation des Gegners zu geben. Die älteste und mächtigste deutsche Gewerkschaft, der Verband der Buchdrucker, ist wegen solcher Tendenzen vor einiger Zeit von den politischen Klassenkämpfern aufs heftigste angegriffen worden; der Sekretär der Londoner Setzer schrieb schon im Jahre 1835 — in einer Zeit, als in der Arbeiterschaft mit der wachsenden Einsicht in die industriellen Verhältnisse eine Reaktion eintrat gegen die rücksichtslose Angriffspolitik der owenitischen Strohfeuerbewegung — folgende Mahnworte an seine Leute:

„Der Irrtum und das Verderben aller Trades Unions ist bisher der gewesen, daß sie die Laster, die sie zu verurteilen vorgeben, selber nachgemacht haben." Sie haben ihre Unternehmer als „gierige Ausbeuter" bezeichnet, so lange sie selbst unelnig und machtlos waren; aber sobald sie einig und machtig geworden, wurden sie ihrerseits zu Tyrannen und versuchten unvernünftigerweise mehr zu erzwingen, als die Art ihrer Beschäftigung erheischt oder ihre Arbeitgeber zu gewähren im stande waren. Deshalb waren ihre Niederlagen unvermeidbar. Laßt die Londoner Setzer den Arbeitern Englands ein hoffnungsvolleres und besseres Beispiel geben, und indem wir die Zuflucht zu unreinen Mitteln und brutaler Gewalt von uns weisen, laßt uns, wenn wir mit unsern Gegnern streiten, nur die unwiderstehlichen Waffen der Wahrheit und Vernunft gebrauchen."

In ähnlichem Sinne sprach sich im Jahre 1866 George Newton, der Sekretär des Glasgower Gewerkschaftskomités, aus:

„Eine große Menge von Streiks und vielleicht auch Lockouts sind die Folge gewesen der hartnäckigen Weigerung auf seiten beider Teile, der Frage ehrlich und unparteiisch ins Gesicht zu schauen. . . . Prüfen wir uns und sehen wir zu, ob nicht auf unserer Seite irgend eine schlimme Gewohnheit vorhanden ist, die zu diesem unbefriedigenden Zustand der Dinge beiträgt, und wenn wir finden, daß wir nicht ohne Schuld sind, so sollten wir vor Allem unser eigenes Haus in Ordnung bringen. . . . Alsdann laßt uns die gegenüberliegende Seite des Schlachtfeldes untersuchen und zusehen, wie es mit den Leuten dort steht, und wenn wir finden, daß sie dort nicht das gethan haben, was sie behufs Vermeidung dieser großen Übel hatten thun sollen, so laßt uns ihnen ohne Bemäntelung und in schlichten Worten zeigen, wo sie nach unserer Ansicht gefehlt haben, und indem wir die öffentliche Meinung auf heilsame Weise gegen die Tyrannei — wie Einige es nennen, aber vielleicht wäre ein milderes Wort besser —, gegen die unverständige Praxis immer mehr einnehmen, wird dies viel dazu beitragen, dieselbe für die Zukunft zu beseitigen."

Man sieht hier, wie aus der Mitte der eigentlichen Arbeiterbewegung und aus der Berührung mit den realen wirtschaftlichen Thatsachen der Ruf nach Versöhnlichkeit und konsequenter Gerechtigkeit erschallt und eine Erweiterung des bloßen Klassenbewußtseins zum Gefühl einer umfassenderen sittlichen Einheit verlangt. Die soziale Ursache dieser Erscheinung ist die gleiche, welche in den oberen Klassen die ethische Bewegung erzeugte: Es dringt die Einsicht durch, daß die Lebensentfaltung des Einzelnen tiefere Wurzeln hat, als die Interessen einer bloßen Klasse, daß sie durch tausend Fasern verknüpft ist, mit dem sittlichen und materiellen Wachstum aller Theile des Gesamtlebens; der Protest gegen den Egoismus der eigenen Klasse ist also weder idealistische Schwärmerei noch berechnende Klassenpolitik, sondern einfach der Ausdruck der Thatsache, daß der Klassengeist nicht die realen Zusammenhänge erschöpfend widerspiegelt, in welchen der einzelne Mensch steht. Die ethischen Ideen, die über die Klassenschranken hinaus drängen, sind also die psychische Wirkung der wachsenden Vervielfältigung und Verfeinerung der wirtschaftlichen Wechselbeziehungen und sie sind ihrerseits bestimmt, die moralischen Bedingungen für die neuen sozialen Organisationen zu erfüllen, die zur Bemeisterung der gewaltig entfesselten Produktivkräfte nothwendig werden.

Die Geschichtsphilosophie der heutigen deutschen Sozialdemokratie kann diesen Thatsachen nicht gerecht werden, erstens weil die deutschen Arbeiterorganisationen noch im Anfange der Entwickelung stehen und daher die reinpolitische Auffassung noch nicht durchgreifend korrigieren können, zweitens weil sie blind sein muß gegen den Fortschritt des ethischen Bewußtseins in der anderen Klasse, solange die schroffste Betonung der Gegensätze noch als Erfordernis der politischen Taktik betrachtet wird.

Die tiefere Auslegung der marxistischen Geschichtsauffassung fordert gerade das Gegenteil einer solchen Taktik: Sie fordert Ueberwindung der Klassenherrschaft durch eine Kampfesweise, die durch die Macht des Beispiels in den Angehörigen aller Klassen das Bewußtsein der sozialen Lebenseinheit lebendig zu machen sucht.

F.

Digitized by Google

Vermischtes.

Zur sozialen Kindererziehung. Das in Amsterdam erscheinende „Volksblad“ brachte unlängst die erwähnenswerte Mitteilung, daß man dort auf einigen Schulen, angeregt durch das Beispiel der gesamten Schulen Brüssels, den Versuch gemacht habe, die Schulkinder zum Sammeln einiger an und für sich wertloser Gegenstände aufzufordern, womit in Brüssel sehr günstige Resultate erzielt wurden. — Am Anfang des Schuljahres 1895 wurden die Schüler aller dortigen Schulen durch die Lehrer aufgefordert zum Sammeln von leeren Blechdosen, Flaschenkapseln, Matertuben, Staniolpapier, alten Metallstückchen u. dergl. Auf diese Weise wurde vom 1. Januar bis 1. Oktober (also in 9 Monaten) gesammelt:

Staniolpapier	875 kg
leere Farbentuben	100 „
Flaschenkapseln	2 007 „
Blechdosen und Metallstücke	555 „
zusammen	3 537 kg

Durch den Verkauf dieser sonst weggeworfenen Gegenstände wurden 500 Kinder mit Kleidern versehen, 90 kranke Kinder zur Erholung während der Sommerferien aufs Land geschickt und noch ein kleiner Rest zur anderweitigen Verwendung übrig behalten. Und dieses wurde erreicht, ohne daß es den Schülern auch nur 1 Pf. gekostet; sie haben nur auf, was sonst gedankenlos weggeworfen wird. — Eins soll man aber dabei bedenken: nur die Menge thut es; der Einzelne vermag nichts, nur wenn alle zusammenwirken, kann etwas erreicht werden. Vielleicht meint man, dieses und ähnliches seien nur Palliative; aber ist es nicht besser, selbst durch solche Mittel, die Not zu lindern, als müßig zuzusehen? Auch sind es keine Almosen, die man reicht, man macht nur produktiv, was sonst verkommen würde, und verwendet den Betrag auf rationelle Art.

Also gebrochen mit dem Schlendrian, es „den Andern zu überlassen“; lasset uns Alle, Eltern und Erzieher, solange die soziale Gesetzgebung nicht alles Elend zu heben im stande sein wird, das unsrige beitragen zur Linderung soviele Not.

Aus dem holl. „Sozial Weelblad.“

Zur sozialen Erziehung der Erwachsenen. Die Nr. 26 der Sozialen Praxis berichtet folgendes über die „New-Yorker Konsumenten-Liga zum Schutze der Arbeiter und Angestellten. The Consumers' League of New York City, deren Bemühungen und Enquêten hauptsächlich zum Erlaß des neuen „Mercantile Inspection Act“ und seiner Verschärfung der Gewerbe-Inspektion mit Anstellung von 11 weiblichen und 4 männlichen Gewerbeinspektoren unter einem Oberinspektor geführt haben (vgl. Sp. 155), besteht jetzt 7 Jahre und bemüht sich, durch Leitung des Konsums die Bediensteten und Arbeiter in ihren Bestrebungen um Verbesserung ihrer Lage zu unterstützen. Als Richtschnur für ihre Mitglieder hat sie eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt. Pflicht der Konsumenten sei es, sich darüber zu unterrichten, unter welchen Bedingungen die Gegenstände, die sie kaufen, hergestellt werden, und darauf zu dringen, daß diese Bedingungen mindestens anständig und mit einer respektablen Existenz der Arbeiter vereinbar sind. Diese Pflicht liege den Konsumenten besonders hinsichtlich der Erzeugnisse der Frauenarbeit ob, da es keine Grenze gebe, unter die nicht die Frauenlöhne gedrückt werden könnten, es sei denn, daß sie von Arbeiter- oder Konsumenten-Vereinigungen auf Existenzhöhe erhalten würden. Das Ziel hofft man durch Aufklärung der öffentlichen Meinung, Empfehlung bestimmter Firmen, Kontrollmarken auf den Erzeugnissen rc. zu erreichen. Eine solche Liga wäre auch für die Sozialgesinnten bei uns eine höchst fruchtbare Aufgabe. Sie würde nicht nur die praktische Sozialpolitik unterstützen, sondern vor allem von tiefer Wirkung auf die soziale Bildung ihrer Mitglieder sein, indem sie dieselben drängt, sich um die Herstellungsbedingungen ihrer Genußmittel zu bekümmern. Es gilt heute als eine Forderung der allgemeinen Bildung, daß man einmal etwas vom Darwinismus verstehe und Bescheid wisse über die Reihe der Zellen und tierischen Lebewesen, auf denen unser organisches Dasein aufgebaut ist — es gilt aber leider noch nicht als notwendiger Bestandteil wirklicher Bildung, daß man Einblick genommen habe in die Lebensformen und Seelenzustände der menschlichen Wesen, auf deren noch so freudloser Arbeit sich alle Herrlichkeiten unser Kultur erheben.

Was könnten unsere Hausfrauen leisten, wenn sie sich zu solchen Konsumentenverbänden zusammenschlössen und in Verbindung mit den Arbeiterinnenvereinen träten! Was sie da zu hören und zu sehen bekommen, das betrifft ja durchaus nicht nur „die Andern“, sondern sie selbst, ihr eigenstes Seelenheil, das bedroht ist durch gedankenloses Fernbleiben von dem Leiden derer, die für sie arbeiten. F.

Wer leiht unbem Schriftst M 500 zum Druck f. humor.-sozial Romans, von erstem Verlagshaus angenommen, gegen Verpfändung des Kontraktes. Offert. A. B. 77, Exp. d. Ztg.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Kempe'schen Klassiker-Ausgaben Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,

gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autorisierte Übersetzung von Jeannette Schwerin.

16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partieen von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Entrückt in die Zukunft.

Sozialpolitischer Roman

von

Theodor Hertzka.

284 Seiten gr. 8. Preis 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Das Leben der Seele

in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor Dr. M. Lazarus.

Dritte Auflage.

In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel

aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus

von

Dr. phil. Rudolph Penzig,

Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

248 S. groß Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

In unserm Verlage erschien soeben.

Das Sittengesetz.

Untersuchungen über die

allgemeinen Grundlagen der Freiheit und der Sittlichkeit.

Von Dr. Franz Staudinger.

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

Herr Prof. Dr. F. Jodl urteilt über das Werk:

„Wir haben es mit einem achtungswerten Denker von selbständigen Ueberzeugungen und ernstem Willen zu thun“.

„Ref. möchte nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass sich in dem Buche eine ganze Reihe von wertvollen Einzeluntersuchungen befinden, welche die reichen Kenntnisse des Verf. und eine glückliche Gabe, Abstraktes durch Anknüpfung an Besonderes zu veranschaulichen, im besten Lichte zeigen, und ohne weiteres, sowohl für die Ethik als namentlich für die Psychologie dankbarst acceptiert werden können“.

Früher erschien:

Noumena.

Die „transcendentalen“ Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus“.

Von Dr. Franz Staudinger.

Preis 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2220.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 24. April 1897. | Nr. 17.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: National und sozial. Von F. Staudinger. — Christentum und ethische Kultur. (Fortsetzung.) — Ein Wort über den Zweikampf. Von Peter Rosegger. — Gute und schlechte Wirkungen der Romanlektüre. Von W. L. Sheldon. (Schluß.) — Vermischtes. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Breslau. Abteilung Berlin. —

National und sozial.

Von Prof. Dr. F. Staudinger in Worms.

Professor Sombart beginnt seine Züricher Reden über den Sozialismus und die soziale Bewegung im 19. Jahrhundert mit einer Erörterung über die beiden Begriffe „national" und „sozial". Er meint, Marx habe nicht die ganze Wahrheit ausgesprochen, wenn er die Geschichte der menschlichen Gesellschaft als eine Geschichte von Klassenkämpfen kennzeichne; die Geschichte drehe sich vielmehr um zwei Pole, den nationalen und den sozialen. Die Gesellschaft schließe sich zu Gemeinschaften zusammen, die einander bekämpfen, während gleichzeitig innerhalb dieser Gemeinschaften die einzelnen Mitglieder, nach höherem strebend, sich gegenseitig befehden. Die Geschichte sei also einerseits ein Kampf um den Futteranteil, andererseits um den Futterplatz. „Alle Gegensätze lassen sich schließlich auf die Alternative zurückführen: national und sozial."

Eines geistreichen Mannes Wort blendet leicht; und läßt oft kaum den Versuch aufkommen, es kritisch auf seine Stichhaltigkeit zu untersuchen. Und Professor Sombart ist zweifellos ein geistreicher Mann. Sein Wort hat auch Anklang gefunden; es ist z. B. sofort von einigen Nationalsozialen begierig aufgegriffen worden.

Aber trotzdem müssen wir sagen: Dies Wort ist doch nur eine blendende Antithese, die vor der Kritik nicht Stich hält. Wenn Sombart meint, Marx habe nicht die ganze Wahrheit gesagt, indem er die Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen auffaßt, so paßt sein Gegensatz doch jedenfalls nicht als Korrektur dieses angeblichen Fehlers. Schon rein äußerlich betrachtet, erscheint der Gegensatz zwischen dem Kampf um den Futteranteil und den Futterplatz sehr gewagt. Ich wenigstens stutzte, als ich ihn las und wußte nicht, wie ich ihn deuten sollte. Und noch immer ist mir unklar, ob denn nun eigentlich der Kampf um den Futterplatz der nationalen und der Kampf um den Futteranteil der sozialen Seite des Gegensatzes entspringt, oder ob die Sache umgekehrt liegt. Kämpften die Hunnen zur Zeit Heinrichs I. um den Futteranteil oder den Futterplatz? War der Investiturstreit der deutschen Kaiser mehr ein Kampf um den Futteranteil oder den Futterplatz? oder die Kämpfe der Fürsten gegen die Kaiser? Oder die Streitigkeiten zweier Bauern um ein Endchen Acker? — Wo hört der Futterplatz auf, und wo fängt der Futteranteil an?

Aber „national" oder „sozial" könnte trotz dieses etwas mißratenen Bildes richtig sein. Denn es steht doch in der That außer Zweifel, daß einerseits die Menschheit sich zu Gemeinschaften zusammenschließt, die gegeneinander kämpfen, während innerhalb derselben die um den besten Futterplatz oder Futteranteil konkurrierenden Mitglieder einander befehden. Das ist so sonnenklar, daß ein Wort dawider als kleinliche Mäkelei erscheinen möchte. Gewiß, das ist sonnenklar! Aber leider paßt der Gegensatz national — sozial ebensowenig darauf, als wenn ich die großen miteinander kämpfenden Strömungen der Meere oder der Winde und die kleinen, vielleicht von deren Anprall an einer Felswand verursachten einzelnen Wirbel in Gegensatz zu einander bringen wollte.

Wenn ich mich nicht sehr täusche, so liegt die Sache folgendermaßen: Soziale Bedürfnisse sind es, die die Menschen schon in die ersten rohen Gemeinschaften zusammenbinden; soziale Bedürfnisse bedingen deren Kämpfe mit anderen Gemeinschaften, sowie etwaige Friedensschlüsse und Bündnisse unter denselben; und soziale Bedingungen sind es, die einem Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft ermöglichen oder unmöglich machen sein Streben nach Vorrang ökonomisch geltend zu machen. Chlodwig konnte nach Soissons dem freien Franken noch nicht einen ökonomischen Vorzug abtrotzen; ein Jahr später konnte er bereits Rache an dem nehmen, der ihm damals den Krug geweigert hatte.

Diese sozialen Bedingungen bestimmen aber nicht etwa bloß einen Gegensatz zwischen dem Einzelnen und einer Gesamtgemeinschaft; so glatt scheidet sich der Gegensatz nicht ab. Der Einzelne ist nicht bloß Glied einer einzigen Gemeinschaft, sondern einer größeren oder geringeren Anzahl von solchen, die sich teils hierarchisch untergeordnet sind (Gens, Phyle, Stamm in der alten Zeit), teils diese Gemeinschaften kreuzen, (Frauen und Männer mit ihren besonderen Funktionen in der Urzeit, später z. B. die verschiedenen Beschäftigungen: Landbauer, Kaufmann, Handwerker). Auf welcher dieser Gliederungen jeweils der Schwerpunkt liegt, welche derselben die übrigen überragt und beherrscht, das ist stets ökonomisch bestimmt. Die innere ökonomische Gliederung bestimmt auch die äußere Abgrenzung der Gemeinschaft; sie bestimmt diejenige äußere Gemeinschaft, in der die inneren Gliederungen ihren Schwerpunkt finden. In der Zeit Karls des Großen gliederte sich bereits das Volk in eine waffenführende, herrschende und eine ackerbauende, dienende Klasse; aber noch war das Übergewicht der ersteren nicht so gefestigt, daß nicht eine starke Centralgewalt beide hätte beherrschen können. Der Schwerpunkt lag darum in der Kaisermacht, und diese bestimmte die Grenzen derjenigen Gemeinschaft, die alle besonderen Gemeinschaften überragte. Als das Übergewicht der landbesitzenden Herrscherklasse, der Feudalbarone entschieden war, verblaßte die Gesamtgemeinschaft, ja sie verfiel. Den unteren Gemeinschaften fiel die maßgebende Rolle zu. Als dann die Kirche das Abendland in den Kreuzzügen zusammenband, war sie eine zeitlang die Herrin und bestimmende Kraft der Gemeinschaft über aller Nationalität; später wieder bilden Städte, Ritter, Territorien, die Grundgemeinschaften, denen gegenüber das zusammenhaltende Band der Kirche wie des Kaisertums zurücktritt. Handel, Verkehr, Industrie liefern dann

später die heutigen nationalen Gemeinschaften; diese erwachsen notwendig aus den herrschenden gesellschaftlichen Schichten; und wo es deren Bedürfnisse verlangen, treten bereits (in den massenhaften internationalen Vereindarungen) internationale Gemeinschaften vielfach an Stelle isoliert nationaler Gemeinschaft, obwohl die Nation heute die maßgebende Einheit bleibt. Die verschiedene wirtschaftliche Schichtung läßt also ganz verschiedene Gemeinschaftsformen als herrschende in den Vordergrund treten; das soziale Element bedingt das nationale. Die Nation ist eine der Formen, in der sich bestimmte soziale Kräfte *verkörpern*, aber nicht ein Gegenpol des sozialen Elements. Und zwar ist heute die Nation diejenige Form, in der sich die Bedürfnisse verschiedener sozioler Schichten am wuchtigsten darstellen. Ihr gegenüber treten heute noch die verschiedenen internationalen Verbände, die noch durch allzu isolierte Fäden zusammengehalten werden, zurück, und ihr gegenüber bleiben heute auch alle besonderen Gemeinschaftsformen innerhalb der Nation von untergeordneter Bedeutung.

Darum aber steht heute sowenig wie jemals der *Einzelne* als soziales Element der Nation gegenüber. Die individuellen Konkurrenzkämpfe verschwinden gegenüber den Konkurrenzkämpfen ganzer Schichten oder erlangen doch nur in diesen letzteren Bedeutung. Und darum ruht die Bedeutung des Einzelnen wesentlich auf der Bedeutung der Schicht, der er angehört.

Der *Gegensatz* natianal-sozial existiert also *prinzipiell* nicht. Soweit er dem obenhinschauenden Blicke *praktisch* zu existieren scheint, ist es der Gegensatz solcher Volksschichten, deren soziale Interessen durch die heute maßgebenden *Formen* notionolen Lebens gewahrt sind, und solcher, die darin nicht genügend ihre Lebensinteressen vertreten finden.

Freilich *ein* naturwüchsiges Element kommt als spezifisch notionales Bindeglied herein: die Sprache. Die Tendenz, freilich auch nur die Tendenz, einerseits die Sprachgemeinschaft zur nationalen Gemeinschaft zu gestalten, andererseits die gegebenen nationalen Gemeinschaften zu Sprochgemeinschaften zu machen, besteht. Aber doch wird selbst diese Tendenz wieder durch ökonomisch-politische Foktoren derort beeinflußt, daß sie an einer Stelle ganz unmerklich erscheint, an anderer Stelle zum einschneidendsten Gegensatze werden kann. Warum merkt man in der Schweiz oder z. T. in Amerika keinen wesentlichen sprochlich-notionolen Gegensatz, während dieser in Polen, in Böhmen und on mauch anderen Orten so schneidend zu Tage tritt? Die Antwort auf diese Frage ist von selber gegeben; und sie zeigt, daß wir wirklich der Sprachverschiedenheit *allein* nicht die Bedeutung beimessen dürfen, die ihr gewöhnlich zugeschrieben wird. Die ausschlaggebenden Foktoren sind auch hier die sozialpolitischen.

Wollen wir also die Stellung verschiedener Volkskreise zur „nationalen" Frage begreifen, so dürfen wir diese in keinem Falle in der unklar enthusiostischen Weise betrachten, in der sie gerade von den gebildeten Vaterlandsfreunden so leicht gefaßt wird. Bei diesen ist „national" häufig nicht ein Wort für einen bestimmten Begriff, sondern für ein Gefühl, ein Hochgefühl, wie es Geibels Barbarossalied oder Schenkendorfs „Frühlingsgruß an dos Vaterland" entzündet. Und dies Hochgefühl möchten wir keineswegs schelten; es ist so begreiflich, vor allem bei solchen, die Deutschland noch die orme Rolle des Aschenbrödels unter den Nationen haben spielen sehen. Ihnen, denen die sozioleu Grundlagen auch der werdenden nationalen Einheit verborgen woren, die das geeinte Deutschland als reines Produkt einer Herrscherpersönlichkeit anzusehen gewohnt sind, sei es nicht allzuhoch angerechnet, wenn sie vergessen, welche tiefere wirtschaftliche Ursachen weit ousschlaggebender waren, wie sehr sich diese seitdem verändert haben, welch neue Ziele darum auftauchen, und wie dos Erreichte also dem Blicke desjenigen entschwindet, der bedenkt, „was zu thun noch übrig bleibt." Unserer Jüngeren nationales Empfinden heftet sich aber vielfach nicht mehr an die alten äußerlichen Ideale *allein*; es will sich auf bestimmteren, konkreteren Idealforderungen aufbauen, weiter sich ausdehnen, tiefer sich gründen, als sich das Ideal unserer eigenen Jugend und unserer Väter gründete.

Unsere Väter sahen unsere Nation nur im Gegensotz zu den Übrigen; sie hatten die Stimmung des unterdrückten, nebenhingestoßenen Familienglieds, das ob seiner Zurücksetzung stille knirscht, und gleichberechtigtes Familienglied werden will. Heute brauchen wir darum nicht mehr zu sorgen; die Gleichberechtigung hoben wir erworben; nun gilt es nicht nur, sie klug zu erhalten, sondern die alte Bitterkeit zu vergessen, die sich so leicht in Brutalität verkehrt, wenn der einst Gedrückte nun Sieger geworden ist.

Unsere Väter hatten ferner nur eine engere wirtschoftliche Gemeinschoft gekannt. Selbst die notionale Wirtschoftsgemeinschaft war noch in den Anfängen der Entwickelung. Heute steht Deutschlaud im Mittelpunkte des Weltverkehrs donk seiner zentrolen Lage bei den heutigen Verkehrsverhältnissen. Deutschlands Interessen fordern also gebieterisch und in immer steigendem Maße Erleichterung der internationalen Beziehungen. Es konn nur stark sein nach außen, wenn es wirtschaftlich im Vordertreffen steht.

Im Vordertreffen kann es hier aber nur douernd stehen, wenn es negotiv wie positiv sich den heutigen soziolen Bedingungen anbequemt. Regieren, überwinden muß es vor allem die Gewolten und Bewußtseinsformen, die der ökonomisch überwundnen Vergangenheit ongehören. Es muß *äußerlich* wie *innerlich* alle die Reste feudoler und bureaukratisch-polizeilicher Engherzigkeit obstreifen, die ihm noch aus der alten partikuloristischen Zeit allzustark anhängen. Noch immer ist es unsere „nationale" Eigenart, bei jeder kleinen Unregelmäßigkeit gleich nach Polizei und Strafrichter, bezw. nach einem Ukas zu rufen, wie ein unverständiger Vater gleich nach dem Stecken greift und jede freie Bewegung seines Kindes, weil sie vielleicht einmal zu Mißbrouch führen könnte, mit einem Stachelzaun verhütet. Thörichtes Unternehmen das, schon bei einem Vater; obwohl dieser, auch wenn er selber geistig unmündig ist, doch mündiger zu sein pflegt, als seine Kinder. Aber wenn es da schon thöricht ist, wie soll man denn dos Gebahren von Gesetzgebern à la Stumm nennen, welche, obwohl selber nicht mündiger als ihre Volksgenossen, diese dennoch so behandeln möchten, wie eben nur ein unverständiger Vater die Kinder behondelt.

Nicht daß ich da Laxheit predigen möchte! Im Gegenteil, ich halte viel von Strenge. Aber es fragt sich, worin man strenge ist und wie die Strenge sich äußert. Die Strenge, welche dos Kind nicht zur Freiheit fördert, sondern darauf abzielt, es sein lebenlang im Gehorsam gegen den Vater zu erhalten, ist sittlich verwerflich. Und diejenige Gesetzgebung, welche alle Regung freieren Denkens unterdrücken möchte, damit ja die Autorität des hergebrachten Systems erhalten bleibt, ist nicht minder verdommenswert. Für die Erziehungstendenzen der Herren von Stumm und Konsorten, die entweder trotzige Empörung oder Sklavensinn erzeugen müssen, ist dorum kein verurteilender Ausdruck hart genug. Diese Leute sind, sei es aus Übereifer, sei es ous polizeigeistiger Kurzsichtigkeit, sei es, wie zu fürchten steht, ous krossem Erwerbs- und Herrschaftsegoismus die allerschlimmsten Feinde des nationalen Bewußtseins, weil sie eben „national" nur im Sinne ihrer Kurzsichtigkeit oder ihrer Herrschaftsinteressen auszulegen fähig sind.

Ferner wird nur diejenige Nation ihre Stellung behaupten, die auch positiv „sozial" ist; die Nation, welche die Kräfte ouch der heute noch regungslosen und stumpfen Volksschichten zu wecken und diese zur Freiheit zu erziehen versteht; die Nation, welche die moteriellen Bedingungen, nicht des Wohlstandes Einzelner, sondern des allgemeinen Wohlstandes, und domit die Bedingungen allgemeiner Kultur kräftig zu förderu und zu gewährleisten vermag. Nicht daß ich glaubte, „der Staat" könne dos olles „machen"; ob er nun heutiger Staat ist oder demokratischer Staat wäre: er konn das zuverlässig nicht; der Gedanke, daß mon nach der Eroberung der politischen Macht durch eine allgemeine Expropriation die sozialistische Gesellschoft zu schaffen vermöge, ist so unlogisch wie

nur möglich und widerspricht der marxistischen Geschichtsphilosophie selbst. Aber etwas anderes kann und soll und muß bald der Staat thun: diejenigen Organisationen, über die er gebietet, nicht im fiskalischen Interesse aber zum Vorteil einzelner Bevölkerungsklassen benutzen, sondern wirklich dem Gesamtinteresse dienstbar machen; diejenigen Organisationen, welche auf solidarisches Zusammenwirken der Menschen hinarbeiten, (Gewerkschaften, Genossenschaften ꝛc.) unterstützen, nicht hemmen; die Mittel, der Volkserziehung mehren, alles thun, was Befreiung der Geister bewirkt. Das Uebrige, was not thut, kommt dann — wenn auch der Ungeduld zu langsam — doch mit der Zeit: die Befreiung vom Kapital. Sie wird kommen nur auf dem Wege, auf dem die englischen und z. T. auch die schweizer Genossenschaften eine langsam aber sicher steigende ökonomische Macht werden, durch Organisierung des Konsums, Erwerb von Gemeinbesitz und endlich deren ongegliederte Produktion. Wenn diese Bestrebungen einmal Kraft und Ausdehnung gewonnen haben, dann werden sie auch ihrerseits die Politik wieder beeinflussen. Vor der Hand gilt es nur, solcher Entwickelung Bahn zu schaffen. Das ist heute der Kern „nationaler" Politik; und wenn solche nationale Politik vielleicht heute zugleich weit mehr auf Förderung denn auf Einschränkung internationaler Beziehungen hinarbeitet, so ist sie darum nicht weniger, sondern mehr „national". Heute richtet auf geschäftlichem Gebiete der geriebenene Großindustrielle seine Bemühungen nicht mehr darauf, den unliebsamen Konkurrenten, den er nicht beseitigen kann, mit Gefahr seiner Existenz zu überbieten, sondern er sucht, mit ihm ein Kartell zu schließen. Was im schmutzigen Konkurrenzkampf heute schmutzige Gewinnsucht gebietet, das gebieten im Völkerleben Klugheit wie sittliche Erwägung zugleich. An Stelle des Konkurrenzkampfes nach Raubritterort tritt die Tendenz eines anderen Konkurrenzkampfes, eines gemeinsamen Kampfes gegen Selbstsucht und Engherzigkeit auf dem Boden der Solidarität der Menschen und Völker.

Und in dem Maße als diese Tendenz siegreich vordringt, verblaßt der Gedanke des Kampfes um Futterplatz und Futteranteil, wie heute in einem Kompagniegeschäft, wo jeder weiß, daß er umsomehr Futteranteil erwirbt, je mehr er im gemeinsamen Interesse leistet.

Eine Politik darum, die nach außen „national" sein will in einem Sinne, der auf überwundenen oder zu überwindenden Kulturgrundlagen ruht, nach innen aber „sozial" im Sinne der werdenden Zeit, mit der Tendenz der Solidarität; die also nach *außen* dieselben sozialen Mächte stützt und mächtiger machen hilft, die sie im *Innern* bekämpft: die spannt ein Pferd vor, ein Pferd hinter den Wagen. Dieser Tendenz hat Herr Sombart mit seinem so absolut hingestellten Gegensatz national-sozial, so fürchten wir, unfreiwillig einige Dienste geleistet. Wir sind, wenn wir dagegenreden, vielleicht nur Prediger in der Wüste. Unausgesprochen aber darf es darum doch nicht bleiben, daß man national doch etwas gründlicher und in engerer Beziehung mit sozial fassen kann und fassen sollte, wie es von Sambart geschieht.

Christentum und ethische Kultur

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der schwächste Punkt in der ganzen Position, welche die heutige Kirche gegenüber der ethischen Bewegung einnimmt, liegt wohl in den höchst oberflächlichen und oft geradezu verblendeten Behauptungen, mit denen man das Christentum als letzte Weisheit in allen sittlichen Dingen und als eine außerhalb der geschichtlichen Kontinuität stehende ethische Ausnahms-Erscheinung hinzustellen sucht. Leider stellt auch Herr Bornemann in dieser Beziehung einige Sätze auf, welche zeigen, wie sehr auch bei ihm die theologische Gebundenheit des Denkens den Blick für die unwiderleglichsten historischen Thatsachen getrübt hat. Er legt einige Mittel dor zur Wiedergewinnung der Gebildeten für dos christliche Bekenntnis und sagt dabei u. a.:

„Weiter aber sollte viel mehr betont werden, doß eine ganze Reihe von Dingen, die der moderne Mensch so gern als allgemeinmenschliche Wahrheiten oder gar als Früchte des modernen Bewußtseins ansieht, z. B. der Wert der Arbeit, das Recht der persönlichen Überzeugung, die Achtung vor dem Charakter der andern, die Ehre der unbedingten Pflichterfüllung, keineswegs allgemein menschliche aber moderne Wahrheiten sind, sondern Früchte allein des evangelischen Christentums und der Reformation."

Wir fragen: Giebt es wahl irgend eine Wahrheit, die mehr den Charakter einer allgemein menschlichen Kulturerfahrung trägt, als die Anerkennung des Wertes der Arbeit? Brauchte Christus in die Welt zu kommen, um die Menschen zu lehren, doß nur durch planvolle und stetige Anspannung von Muskelkrost und Geistesmühe die Kräfte der Natur in den Dienst der Gesittung zu zwingen seien? Wurde nicht schon im alten Rom Cincinnatus verherrlicht, der als siegreicher Feldherr zum Pfluge zurückkehrte und wiederum bei der Feldorbeit betroffen wurde, ols ihn der römische Senat zu neuen Kämpfen rufen ließ? Der stoischen Philosophie gebührt zuerst das Verdienst, die Arbeit von der Schmach, als ob sie eines freien Mannes unwürdig sei, befreit zu haben. Nicht als eigene Ansicht, sondern als längst feststehende Erkenntnis spricht Epiktet es aus, daß keine Arbeit, sei sie auch nach so gering, den Menschen erniedrige (III 26,7). Denen, die ängstlich sorgen um ihr Fortkommen, hält er zur Beschämung das Beispiet der entlaufenen Sklaven und der Armen vor Augen, die sich ohne Beihilfe anderer lediglich auf ihre eigene Kraft vertrauend durchs Leben bringen (I 9,8) und labt den Kleanthes, der durch horte Arbeit sich die Möglichkeit des Studiums errang. Keine nicht an sich unmoralische Art der Beschäftigung dünkt ihm des Weisen unwürdig. Beim Graben und Pflügen konn man fromme Gedanken hegen (I 16) und auch das Handelsgewerbe ist so ehrenwert wie die höchste politische Thätigkeit (IV 10, 11). Do der Mensch von Natur ein geschäftiges, thätiges Wesen ist, so ist das Verlangen nach einem berufslosen Mußeleben ebenso unberechtigt, wie das ehrgeizige Trachten nach Ämtern und Würden (IV 4,2).

Soweit die Stoa. Die tiefere Würdigung der Arbeit und ihrer Träger ist erst ein Ergebnis der modernen Wirtschaftsentwickelung mit ihren technischen Triumphen, ihren ergreifenden Siegen über die Elemente. Das Bekenntnis „Arbeit schändet nicht" ist der Wahlspruch der allermodernsten amerikanischen Kultur mit ihrer hochgesteigerten Lebensintensität! Was konnte gegenüber diesen Riesenleistungen menschlicher Arbeit, diesem atemlosen Ineinandergreifen von tausend Händen ein Evongelium der Armen inmitten der patriarchalischen Arbeitsverhältnisse Kanaans vom Wert der menschlichen Arbeit sagen? Aus dem Getriebe der großen modernen Handelshäfen ertönt das Preislied der menschlichen Arbeit heute wahrlich lauter, als aus den Worten der Bergpredigt: „Sehet die Vögel des Himmels, sie säen nicht und ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch. . . . . Betrachtet die Lilien des Feldes wie sie wochsen, sie arbeiten und nähen nicht . . . darum sallet ihr nicht für den morgenden Tag sorgen, denn der morgende Tag wird für das Seinige sargen."

Im Laufe der Geschichte ist das neue Testament ebenso oft zu Gunsten des beschaulichen Müßiggangs wie zu Gunsten des Wertes der Arbeit ausgelegt worden. Die Einen stützen sich dabei auf diejenigen Bibelstellen, welche die Nichtigkeit alles irdischen Mühens und die Notwendigkeit der inneren Sammlung für das künftige Leben betonen — die Andern gründen ihre Auffassung auf diejenigen Aeußerungen, die mehr dem Diesseits zugewandt sind. Diese Vieldeutigkeit ist eben das Verhängnis jeder Sittenlehre, die mit der Religion verbunden ist — olso mit einem Seelengebiete, das völlig andere Bedürfnisse der Menschennatur befriedigt, als es die Gedanken über die vernünftige Ordnung des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu thun haben.

Nun zur zweiten Behauptung des Prof. Bornemann. Ist es wohr, daß das Recht der persönlichen Ueberzeugung eine Frucht „allein des evangelischen Christentums und der

Reformation“ ist? Was kann Herr Barnemann hier meinen? Unmöglich kann er behaupten, daß mit der Reformation das Recht der persönlichen Ueberzeugung für die Kultur gewonnen sei. Der schlagendste Beweis dagegen ist die verhüllte und unverhüllte Ketzerrichterei, die heute unter dem Zeichen des Apostolikums mehr als je in der evangelischen Kirche blüht. Soweit das Recht der eigenen Ueberzeugung in Glaubenssachen überhaupt verwirklicht ist, haben wir darin vor allem eine Frucht der Aufklärung des achtzehnten Jahrhundert und unserer großen Dichter zu sehen. Das beste Zeugnis dafür ist die Thatsache, daß die Gewissensfreiheit heute in den katholisch gebliebenen Ländern mindestens so hoch entwickelt ist, wie im Bereiche der Reformation. Der Ausschluß des Religionsunterrichtes aus der Schule, diese Erlösung zahlreicher Lehrergewissen, dieser Triumph der Gewissensfreiheit über das Glaubensreglement, er wurde vollzogen im katholischen Frankreich — während im evangelischen Deutschland die geistliche Kontrolle über die Schule fortwährend im Steigen begriffen ist. Und was nun schließlich das persönliche Auftreten Luthers betrifft, so war er doch bekanntlich trotz seiner großen Verdienste um die sittliche Reinigung der Kirche ein gewaltiger Zelot und Fanatiker, der keinen Respekt vor der persönlichen Ueberzeugung der Anderen hatte, sobald sie die von ihm gesteckten Schranken der religiösen Selbständigkeit überschritten. Man denke an sein Auftreten gegen Zwinglis Lehre. Für das Recht der persönlichen Ueberzeugung aber kämpften und litten vor ihm und mit ihm zahlreiche edle und tapfere Männer des Glaubens, der Philosophie und der Naturwissenschaft. Vergessen wir doch überhaupt nicht, daß die Reformation nur die unausbleibliche Reaktion war gegen eine Glaubenstyrannei, die Alles bisher Dagewesene übertraf und *längst gewonnene* Errungenschaften der Toleranz wieder vernichtet hat. Im alten Rom herrschte die weitgehendste Duldung Andersgläubiger; erst die menschenfeindliche Ausschließlichkeit und Ueberhebung der Christen hat dann den allgemeinen Haß erzeugt, der schließlich zu den Christenverfolgungen führte. Das Christentum lehrt zwar den unendlichen Wert jeder einzelnen Seele — aber seine zahlreichen leidenschaftlich verdammenden und drohenden Aeußerungen gegen Zweifler und Andersgläubige zeigen noch keine Konsequenz in der Achtung vor dem Recht des Individuums auf eine eigene Weltanschauung. Fast die ganze Geschichte der Gewissensfreiheit ist ein Kampf *gegen* das Christentum. Luther erschien innerhalb der Kirche erst, als draußen der Humanismus längst die Seelen befreit hatte und schon weit in die kirchlichen Kreise eingedrungen war. Weit entfernt, den religiösen Individualismus zu verkünden, ersetzte er nur die Autorität der Kirchenväter und Päpste durch diejenige der evangelischen Urkunden. Das war der Drang zu den Quellen, der damals durch die ganze Kultur ging. Eine gewaltige Epoche, aber noch keineswegs die Geburtsstunde der modernen Persönlichkeit. Diese erstand ganz außerhalb der Welt der Tradition.

Das Recht der persönlichen Ueberzeugung ist ein allgemein menschliches und nicht allein evangelisches Ziel. Es taucht empor aus dem menschlichen Zusammenleben als Ergebnis der wachsenden individualistischen Bewegung, die im Laufe des Mittelalters den Einzelnen aus der Gebundenheit der Marktgenossenschaft, des Geschlechtes, der Zunft, der Sitte heraushebt und zum selbstverantwortlichen Wesen macht. Der erste moderne Mensch in diesem Sinne ist der Kaufmann. Inmitten einer durch zahllose traditionelle soziale Vorschriften geregelten Wirtschaftswelt war er ganz auf sich selbst gestellt. Er war der Träger aller Oppasition gegen das Herkommen und er entfaltete wiederum dort am vollkommensten seinen Typus, wo die geistige Emanzipation seine Lebensbedingungen gefördert hatte. Der große Pitt empfahl Gewissensfreiheit als Handelspolitik, weil „die Ketzerei den Handel befördere“ d. h. er erkannte den tiefen kulturellen Zusammenhang zwischen der Entfesselung des persönlichen Lebens auf geistigem und religiösem Gebiete mit den wirtschaftlichen Forderungen, welche die neue Zeit an die freie Initiative der menschlichen Arbeit stellte. Charakteristisch dafür ist es auch, daß der Gedanke der Toleranz zuerst an den großen Handelsplätzen Italiens und Hollands auftaucht; die Fabel von den drei Ringen stammt bekanntlich vom Hofe Friedrichs des Zweiten in Sizilien, aus der Berührung mit der sarazenischen Welt. Hier erkannte man, daß Menschenwert unabhängig vom Glauben sei — eine Einsicht, die unseres Erachtens die eigentliche Quelle für jeden Fortschritt in der Freiheit der Weltanschauung ist. Denn so lange man auch nur ein Minimum von Religion als unentbehrlich für die moralische Zuverlässigkeit betrachtet, solange wird man eben dieses Minimum mit allen Mitteln der staatlichen und kirchlichen Disciplin zu schützen suchen.

Als dritte Gabe des Christentums preist Herr Bornemann „die Achtung vor dem Charakter der andern.“ Ja, vielleicht innerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen. Aber auch gegenüber den Zweiflern und Ungläubigen? Oder ist es nicht vielmehr eine unbestreitbare Thatsache, daß der Christ durch seine ganze Anschauung von der religiösen und evangelischen Grundlage aller moralischen Verantwortlichkeit dazu gedrängt wird, den Charakter der Andern nur insoweit wirklich zu achten, als er sich auf die gleichen innern Voraussetzungen gründet. In wie zahllosen Fällen ist in diesem Sinne gerade durch diese christliche Anschauung das natürliche Vertrauen des Menschen auf den Menschen irre gemacht und vergiftet worden. Wie oft wurden und werden auch heute noch redlich erkämpfte Ueberzeugungen mit moralischer Verdächtigung verfolgt! Das ist eine Frucht des Christentums, d. h. der engen Verkappelung sittlicher Ideen mit religiösen Vorstellungen! Die wirkliche Achtung vor der Seele des Andern zeigt sich gerade da, wo der Andere wirklich ein „Anderer“ ist und eigene Wege geht. Solange er glaubt und denkt wie ich, gilt meine Achtung vor ihm meist nur meiner eigenen Person. Bildung heißt: Fremde Art ertragen können. Achtung vor dem Charakter des Andern heißt: „Mag sein Verhältnis zu Gott sein, wie es will — ich habe Vertrauen zu seinem Verhältnis zur Menschheit.“ Diese Achtung zu pflegen ist das Ziel der ethischen Bewegung in ihrem Kampfe gegen die christliche Überhebung.

Im übrigen hat es auch schon vor Christi Auftreten Achtung vor dem Charakter des Andern gegeben. Eine Kultur, in welcher ein Homer, Sophokles und Euripides gedichtet, ein Phidias Götter gebildet, ein Sokrates und Plato gelehrt und ein Markus Aurelius auf dem Thron gesessen — eine solche Kultur wäre nicht denkbar ohne Entwickelung tieferer Herzensbildung. Ist es doch bezeichnend, daß einer der Hauptbegriffe der griechischen Ethik in dem Worte *αἰδώς* niedergelegt ist, das gleichbedeutend ist mit rücksichtsvoller Scheu und das Streben bezeichnet, den Lebenskreis der Mitmenschen für unverletzlich zu halten und sich zur Schonung fremder Empfindungen stets in die Seele des Andern hineinzuversetzen. So gilt es denn auch als Forderung edler Gesinnung, daß man dem Charakter des Andern Vertrauen entgegendringe und ihn nicht ohne Not mit Mißtrauen behandele. Die in Theophrasts Charakteren sehr genau durchgeführte Schilderung des Mißtrauischen, der für alle Lebensbeziehungen die ängstlichsten Vorsichtsmaßregeln trifft, läßt deutlich erkennen, wie sehr ein solches Verhalten dem griechischen Sinne zuwider war. Im Philoktetes des Sophokles ist ein bezeichnender Zug, daß Philoktet von Neoptolemos zur Bekräftigung des Versprechens, ihn in seiner Hilflosigkeit nicht zu verlassen, keinen Eid, sondern nur einen Handschlag fordert. Das Hineindenken in die Charakterentwickelung des Andern tritt besonders in der sozialen Ethik hervor: Das Evangelium kennt nur die Sozialpolitik des Almosengebens — in der griechischen Ethik aber war schon das deutliche Bewußtsein wirksam, daß man seine Mitmenschen durch Wohlthätigkeit sittlich erniedrige und ihnen daher lieber Arbeitsgelegenheit schaffen müsse. Man kennt bereits den Begriff der fahrlässigen Wohlthätigkeit. „Menschenfreund bist du mit nichten, an der Schenksucht leidest du,“ — so ruft die Komödie einem Manne zu, dem beim Geben die feineren Rücksichten auf das ethische Gedeihen des Andern fehlen, und ein Sprichwort

brandmarkte das unterschiedslose Geben als ein Herabwürdigen der Huldgöttinen zu Buhlerinnen. In der plutarchischen Sammlung denkwürdiger spartanischer Worte lesen wir, wie einem Bettelnden entgegnet wird: Der Erste, der ihm ein Almosen gespendet habe, habe ihn faul gemacht und trage die Schuld an seiner Erniedrigung. Ist das nicht „Achtung vor dem Charakter des Andern"?

Nun noch ein kurzes Wort zur „Ehre der unbedingten Pflichterfüllung". Wie Herr Bornemann dazu kommt, das ethische Bewußtsein auf diesem Gebiet als alleinige Frucht des Christentums in Anspruch zu nehmen — das ist mir einfach unverständlich. Ich finde im ganzen neuen Testamente keine einzige Stelle, die an das heranreichte, was in dieser Beziehung die stoischen Philosophen gesagt haben. Die unbedingte Pflichterfüllung ist eine ganz besondere Erscheinung altrömischer Kraft — wer erinnert sich nicht an alle die Heldengestalten der römischen Geschichte, die „getreu bis in den Tod" blieben? Was ist denn der ganze spätere Stoizismus anderes als die Moralphilosophie dieser altrömischen Willenskräfte? Wurde nicht damals die Lehre der unbedingten Pflichterfüllung geradezu Religion und Lebenshalt aller ernstgerichteten Naturen inmitten der allgemeinen Zersetzung? Der stoische Kaiser sagte: „Ich thue meine Pflicht — alles übrige kümmert mich nicht; denn dies ist entweder unbeseelt oder vernunftlos oder verirrt und des Weges nicht kundig." (Schluß folgt.) F.

Ein Wort über den Zweikampf.

Von Peter Rosegger.

Wenn es sich um Kriege oder Duelle handelt, da verliert man seinen Humor. Die Roheit verdient auch keinen. Aller Aberglauben aller alten Weiber aller Zeiten zusammen ist nicht so unsinnig und verderblich, als der hirnverbrannte Aberglaube, daß unter gebildeten Völkern die Kriege nicht bloß unausrottbar, sondern daß sie auch nötig wären, ist nicht so unsinnig, als das maßlos dumme Vorurteil, daß man durch ein Duell seine Ehre retten müsse und könne. Das muß eine saubere Ehre sein, die nur aufrecht erhalten werden kann durch eine Thorheit, die von allen Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit einmütig verurteilt wird und die sich auf nichts anderes stützen kann, als auf ein zweifelhaftes Herkommen einzelner Raufbolde und Renommisten aus den Flegeljahren der Menschheit. Ich erkenne vorwegs eine Ehre nicht an, die sich auf Schießen, Stechen und Schlagen stützt, ich verachte sie. Ich verachte recht aufrichtig jene Gesellschaftskreise, die auf eine solche Ehre etwas halten, oder die sie gar ihre Standesehre nennen. Wie sagte jener deutsche Edelmann: „Das Duell hat nur den Zweck, die Erörterung über die Schuldfrage zu verhindern. Also nicht die wahren, sondern die dunklen Ehrenmänner haben ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Duellpraxis." Den Kerl müßte man ja eigentlich fordern! Das müßte man, wenn man ausgelacht werden wollte. Das Ausgelachtwerden ist jedoch unter Umständen unangenehmer als das Abgeführtwerden und gewissermaßen ehrenrühriger als das getaufene Ignorieren einer bübischen Anrempelung. Wenn aber die Herren Kampfhähne wüßten, wie unbarmherzig sie ausgelacht werden, allerdings von Leuten, die für sie Luft sind, aber denen sie das Brot aus der Hand essen! Ich lasse keine Ausschließlichkeit gelten, mir ist der Edelmann wie der Bauer, der Priester wie der Lehrer, der Student wie der Gewerbsmann, der Soldat wie der Arbeiter, jeder ist mir ein Mensch, der mich etwas angeht, weil er durch seine Tugenden meine Gattung erhöhen oder durch Abscheutichkeiten sie schänden kann. Die Sondergelüste einzelner Stände mögen unter Brüdern den Heller gelten, gangbare Münzen für die Welt sind sie nicht. Und was Thorheit ist, das wird bei keinem Stande Weisheit, und was Niedertracht ist, das macht keine Standesehre zu einer Tugend.

Es ist ja toll genug, daß man sich in der Gegenwart noch abgeben muß mit Zuständen, von denen jedermann jeden Tag behelligt werden kann, die sowohl von der Religion als von dem Gesetz verboten sind, und die doch in empörender Frechheit überhandnehmen und öffentliche Achtung beanspruchen. Da steigt einem denn schon manchmal der kohe Zorn auf und der Unmut darüber, in einer solchen Welt leben zu müssen.

Beleidigt mich wer so tief, daß ich nicht stark genug sein kann, ihm zu verzeihen, so muß ich ihn denn züchtigen oder mich rächen; daß ich mich aber im Duelle der Gefahr aussetze, von dem frevelhaften Beleidiger obendrein auch noch blutig geschlagen oder totgeschossen zu werden, so dumm bin ich nicht. Die Herren, die das thun, thun es wohl kaum aus Demut oder Selbstbescheidung, das wäre noch ein Gedanke. Sie thun es aus Renommisterei oder aus was weiß ich, wenn einer zum andern sagt: Weil du mir eine Ohrfeige versetzt hast, so räume ich dir das Recht ein, mir das Ohr abzuhauen oder in der Wange ein Loch zu schlagen, falls du in der Säbelfuchtlerei geschickter bist als ich. Hast du mir ein paar tüchtige Schrammen versetzt, dann will ich auch zufrieden sein, daß du mich geohrfeigt hast. — Ist das nicht allertiebst männlich?

Viele, wenn sie mensurieren, haben natürlich einen ideakeren Grund, sie thun es um mutig zu werden, oder sie thun es aus nationalem Geiste, aus Liebe zum deutschen Volke. Das deutsche Volk sagt freilich: Bitte, bitte, ein solches Opfer verlange ich gar nicht, daß Ihr aus nationalen Gründen eine Selbstverstümmelung an der gesunden Vernunft vornehmt. Ihr dürft ja nicht etwa glauben, daß der Zweikampf germanischen Ursprungs ist, wenn die Teutonen sich auch manchmal gehauen haben mögen. Das Turnier ist nicht deutsch, und das Duell im heutigen Geiste stammt aus den welschen Landen, aus Frankreich, Italien und Hispanien. Der sogenannte „Ehrenkodex", der Katechismus des heutigen Duells, stammt aus — Paris. Ein Mitglied des Pariser Jockeyklubs hat ihn ausgeheckt. — Wünscht Ihr Euch genauer darüber zu unterrichten, so kauft Euch das Buch „Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart von Dr. Georg von Below (Kassel, M. Brunnemann, 1896)." Das deutsche Volk als solches haßt das Duell, verachtet es. Wenn die Offiziere sich schlagen, so ist's, weil sie müssen, von der Pickelhaube aus gezwungen. Wenn sie sich unter gewissen Umständen nicht schlagen, so werden sie verabschiedet, wenn sie sich schlagen, so bekommen sie — Festung! Das letztere ist in Wirklichkeit nicht ernst gemeint, das ist nur eine Sache, die man dem Volke vormacht, da man durch gänzliche Straflosigkeit des Duells doch allzudeutlich gegen das deutsche Gewissen zu verstoßen fürchtet. Außer den Offizieren und solchen, die dem Offiziersstand noch beiläufig angehören, schlagen sich in Deutschland auch noch die Studenten, aber wie viele im Verhältnis? Höchstens 15 Prozent der ganzen Studentenschaft!

Den „Schlagenden" angehören mögen ihrer allerdings mehr, aber thatsächtich schlagen dürften sich nach Belows Angaben kaum fünfzehn von Hundert. Anlaß dazu gäbe es bei jungen Leuten wahrlich jeden Tag, aber es liegt eben nicht in der deutschen Natur, aus jeder Kleinigkeit eine Staatsaffaire, und aus jeder Staatsaffaire — einen Feldzug zu machen. Wer das Gros der deutschen Studenten kennt, der thut ihnen Unrecht, wenn er glaubt, sie hätten sonst nichts im und am Kopf, als lauter Mensuren. Die Mensur ist übrigens kein Unglück, solange sie nicht die jungen Glutherzen mit Verrohung, Haß und Rachgier verbittert, so daß aus der Mensur das Duell entspringt.

Bei den Offizieren ist's, wie schon angedeutet, nicht anders. Auch sie wären in den meisten Fällen geneigt, ihre Ehrenhändel vernünftig auszutragen, wenn nicht eine künstliche Pression auf sie geübt würde, wenn nicht geradezu ihre Stellung davon abhinge, ob sie sich schlagen oder nicht. Sie schlagen sich also zumeist aus viel prosaischeren Gründen, als denen der Ehre und denken sich heimtich dasselbe, was jener Oberstlieutenant offen gesagt hat: „Recht betrachtet ist's ein horrender Unsinn!" Dafür ist der Mann ins Privatleben zurückgeschickt worden.

Daß die Soldaten sich immer noch schlagen müssen, kommt durchaus nicht aus modernem Ehrbegriff, sondern

stammt aus der Geschichte des Soldatenstandes, aus der Zeit, da dieser im Lande noch eine unabhängige Macht für sich war und von Fürsten und Herren nur gedungen werden konnte. Damals hatten sich die Soldaten keinem Landesgesetze untergeordnet, hatten ihre eigenen Händel selbst auszutragen, standrechtlich sozusagen. Das Duell ist ein Überbleibsel davon, mit dem das Volk nie einverstanden war und ist. Eines schönen Tages wird sich dessen auch der maßgebende Mann bewußt werden und mit einem Federstriche das Offiziersduell aus der Welt schaffen. Ja, so fest steht es in Deutschland, daß es mit einem Federstriche zu nichte gemacht werden kann.

Das Duell ist ein Faustschlag ins Gesicht der Logik, des Gesetzes, der Religion. Wenn ein Jude Offizier werden will, so tritt er in Deutschland zum Christentum über, und als Christ soll er nun gerade das thun, was das Christentum auf das Allerstrengste verbietet — er soll dem Zweikampfe huldigen. Wollte man auf alle Widersprüche eingehen, es hätte kein Ende. Es hülfe auch nichts. Der Anhänger des Duells hat sich so vollkommen des Selbstdenkens und der persönlichen Freiheit begeben, daß er sich herdenmäßig treiben und leiten läßt von welschen Schlagwörtern.

System ist aber doch in der Sache, daß der Offizier sich für seine persönliche „Ehre", oder für die Ehre der Armee schlagen muß. Er ist ja nur für den Krieg vorhanden. Und der Krieg selbst ist sehr oft nichts anders, als ein Völkerduell um irgend eine „Ehre". — Wie wiederum das deutsche Volk, das arbeitende, erhaltende, über den Krieg denkt, darüber würde eine Volksabstimmung auch den Zeitungsschreibern, die in ihren sicheren Stuben so kampflustig sind, ein heilsames Licht aufstecken.

Gute und schlechte Wirkungen der Romanlektüre.

Von W. L. Sheldon (St. Louis).

(Schluß.)

Um den Unterschied zwischen einer sogenannten unterhaltenden Geschichte und dem Werke eines Genius möglichst anschaulich zu machen, möchte ich behaupten, daß das Genie Charakter erschafft, der gewöhnliche Schriftsteller aber nur spannende Situationen oder einen packenden Dialog erfinden kann. Um meine Ansicht zu illustrieren möchte ich z. B. an einen der größten, an Thackeray, erinnern. Nicht die Titel seiner Romane werden uns bei Nennung seines Namens einfallen, auch nicht gewisse eigenartige Situationen. Die Titel haben wir vielleicht lange vergessen! Wohl aber sind es die Namen der von ihm geschilderten Persönlichkeiten, die in unserem Gedächtnis auferstehen werden. „Becky Sharp," „Major Pendennis", „Amelia", „Col Newcomb" und noch viele andere.

Sie erscheinen vor uns wie lebendige Männer und Frauen, mit denen wir ganz intim bekannt waren, oder deren Charakter der strengsten Prüfung zu unterziehen wir Gelegenheit hatten. Was diese Menschen in den Geschichten sagten oder thaten, das werden wir wohl vergessen. Aber die Menschen selbst, wie sie waren — die werden einen unverwischbaren Eindruck in uns hinterlassen. Solche Namen werden in der Litteratur ebenso unsterblich sein, wie der eines Napoleon Bonaparte in der Geschichte.

Im Gegensatz zu diesem großen Meister der Charakterdarstellung stehen diejenigen Schriftsteller, die uns mit einer leichteren Art von Dichtungen versorgen, mit jenem Genre, das entzückend in seiner Art und voll unterhaltender Situationen unsere Stimmungen beruhigt und so recht geeignet ist unser Gemüt zu erfrischen. Man erinnere sich z. B. an die Verfasserin von „Marcella." Daran wird recht klar ersichtlich werden, was ich meine. Mrs. Humphrey Ward schafft keine Charaktere; wohl aber schildert sie uns packende Situationen, interessante Bilder von den Kämpfen, die in der Industrie oder in der religiösen Welt vor sich gehen. „Robert Elsmere" zeigt weniger psychologische Konsequenz in seinen menschlichen Eigenschaften, als in den Tendenzen, die er als Träger einer neuen Epoche religiösen Lebens verkörpert. Sehen wir von dem religiösen Ausblick ab, so wird wenig oder nichts übrig bleiben. Entfernen wir die Bilder des sozialen und industriellen Kampfes in England, und was bietet uns „Marcella" noch?

Die großen Meister, die uns Charaktere geben, sind dahin. Keiner von ihnen lebt mehr, aber was sie uns als Erbschaft hinterlassen haben, ist von unsterblichem Wert.

So oft wir auch die Werke dieser großen Novellisten lesen — wir werden stets die gleiche Erfahrung machen. Wir werden die gleiche Glücksempfindung haben, die den Gelehrten beseligt, wenn es ihm gelingt, die Geheimnisse der Natur zu entschleiern — die gleiche Entzückung, die sein ganzes Wesen mit neuem Leben durchdringt, wenn seine Erkenntnis ihn befähigt, der Wirklichkeit eine tiefere Deutung zu geben. Denn was wir im gewöhnlichen Leben sehen, das ist nicht die ganze echte Wirklichkeit; wir sind viel zu befangen in Subjektivität, um die Ereignisse, die uns begegnen, in ihrem ganzen Zusammenhange zu überblicken. Wir können keinen einzigen Freund so durch und durch kennen, wie wir die Charaktere von Dickens und Hawthorne kennen. Es ist etwas höchst Feierliches um diesen Einblick, den wir in die menschliche Natur bekommen. Wenn uns in einem Romane die Bilder in normaler Perspektive gegeben werden, so haben wir den ganzen menschlichen Charakter vor uns, nicht nur einen kleinen Teil! Aus diesem Grunde möchte ich die Werke von George Eliot manchmal sogar noch etwas höher stellen, als diejenigen von Shakespeare. Oft scheint sie in ihren Darstellungen der menschlichen Natur geradezu das göttliche Mysterium vor uns zu enthüllen. Auf jedem Gebiete der Litteratur, hauptsächlich aber auf dem der Erzählung bleibt es ein Charakteristikum des Genies, daß es unsern Vorurteilen keine Nahrung giebt, vielmehr uns menschlicher und mitfühlender macht. Wie selten stößt man bei Shakespeare auf Vorurteile! Und diese Vorurteilslosigkeit ist auch allen den genannten großen Novellisten eigen. Der schlechte Schriftsteller, der seinen Blick so ausschließlich auf die Scene, die er beschreiben will, richtet, so daß er sie in keinem Zusammenhang mit der übrigen Welt sieht, ist voller Vorurteile und nährt sie zu gleicher Zeit auch in uns. Aber wer könnte z. B. aus den Schriften von Hawthorne oder Eliot einen Schluß ziehen auf das religiöse Bekenntnis, das sie hatten, ebensowenig als man aus Shakespeare's Dramen sehen kann, welche Religion er hatte.

Schade ist es nur, daß wir die meisten Romane in früher Jugend lesen, ehe wir noch irgend eine innere Reife haben. Und regelmäßig ist unsere Aufmerksamkeit dann mehr, als auf irgend etwas anderes, auf die Entwickelung der Liebesgeschichte oder der Liebesangelegenheiten gerichtet. Wir sehen das Buch nicht als ein vollkommenes Kunstwerk an. Wir lesen es und legen es beiseite, um ein anderes zu lesen und so immer weiter, bis Alles, was wir so oberflächlich lesen, in einen einzigen großen unbestimmten Eindruck ineinander fließt. Ich glaube, daß das Novellenlesen unsere höhere Kultur fördernder beeinflußen könnte, wenn der Vorrat auf diesem Gebiete der Litteratur auch so begrenzt wäre, wie auf dem Gebiete der Poesie. Es ist bekannt, daß man ein Gedicht wieder und wieder lesen muß, um seinen wahren Wert zu bestimmen. Genau dasselbe trifft auch auf die besten Novellen zu.

Es würde sich köstlich lohnen, einige dieser klassischen Werke alle paar Jahre wieder zu lesen. Jedesmal bekämen sie eine neue und tiefere Bedeutung für uns. Mir erzählte einst Jemand, wie er sich vor Lachen geschüttelt habe, als er in seiner Jugend den Don Quixote gelesen; beim Wiederlesen nach Jahren habe er die Thränen nicht zurückhalten können. Als er ihn das erste Mal las, hatte er nur den Eindruck einer humorvollen Erzählung. Als er es zum zweitenmale las, da erblickte er darin ein tiefergreifendes Spiegelbild der menschlichen Schwachheit, die heute ebensogut noch existiert, wie zur Zeit von Cervantes.

Wie viele z. B. haben „Vanity Fair" in jungen Jahren gelesen und waren hauptsächlich entzückt von dem Witz darin; sie sahen diese Erzählung nur an als die Geschichte eines geschickten Parvenus. Dann haben sie es vielleicht fünfzehn oder zwanzig Jahre später wieder gelesen und als etwas ganz anderes ist ihnen diese Geschichte erschienen. Mit schneidendem Schmerze fühlt man, daß Thackeray uns die Welt zeigt, wie sie wirklich ist und daß diese Welt eine Welt voll Illusionen ist, wo wir Irrlichtern nachgehen und Schatten zu erfassen suchen, während wir das, was wirklichen Wert hat, uns entwischen lassen. „Vanity Fair" ist der Don Quixote des 19. Jahrhunderts, das Bild einer Welt voll Illusionen, wo die Menschen glauben ein Glück erraten zu können, das sie nicht gefaet haben, wo sie nie dazu erwachen, ihren Rechenfehler einzusehen, bei dem Mißlingen ihrer falschen Berechnungen aber stets bereit sind, Alles auf der Welt „nichtig" zu nennen. Wenn wir nur Zeit genug hätten, Werke wie den „Don Quixote" oder „Vanity Fair" immer wieder und wieder zu lesen, wie die Griechen ihren Homer lasen! Wir opfern die klassische Lektüre der unbedeutenden Tageslitteratur und fügen uns damit selbst den größten Schaden zu durch die Vernachlässigung unserer inneren Kultur.

Die großen Kunstwerke jeder Art — ob in der Bildhauerei, der Musik, der Moleren oder in der Roatanlitteralur — können nur dann ihren wahren und vollen Einfluß auf uns ausüben, wenn wir sie mehrmals, in verschiebenen Stimmangen unb in verschiedenen Epochen unseres Lebens auf unser Gemüt wirken lassen. Die Kunst hat heulzutage nicht ihren vollen erhebenben und erziehlichen Einfluß auf uns, weil wir nicht im stonde sind, unsere Aafmerksamkeit long genuq auf ein großes Kunstwerk zu konzentrieren, so baß es ein festes und douerndes Besitztum von uns werden kom. Wir versuchen zwanzig verschiedene Seiten unseres Wesens auszubilben, versäumen es aber. über dieser Anstreugung, auch nur eine einzige gründlich zu vervollkommnen. Schritt zu halten mit der Togeslitteratur heißt einfach, die Fahne der wahren Litterokur herunterziehen. Unsere Bildung ist nach und noch so in die Breite gegangen, daß sie schon gar keine wirkliche Bildung mehr ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich auch behoupleu, daß die Vermehrung der Leihbidliotheken ebenso viel Schlimmes wie Gutes stiftet, indem sie eben diese verflochende Methode der Bildung befördert. Die Menschen haben sich das Bücherkousen obgewöhnt; und doch hoben wir nur dann etwas Bleibendes von einem Buch, wenn es unser Eigentum ist, wenn wir es uns auf den Tisch oder den Kaminsims legen können, um es in jedem geeigneten Augenblick zur Hand zu habea. Eine kleine eigene Bibliothek, Buch für Buch angeschofft ous Ersporuissen, die wir gemocht, anstott das Gelb für schnell vergängliche Vergnügungen auszageben, sie hat viel mehr Wert für uns als die Erlaubnis, eine Bibliothek von hunderttausend Bänden zu benützen, wooon kein einziges Buch uns gehört. Es ist höchst eigentümlich, boß wir soviel für unsere Häuser, soviel für Gemälde, für unseren Tisch, für Vergnügungen ausgeben, die im Augenblick des Genießens ihren Wert verlieren und so gar wenig für einen Bücherschatz, der unserem Geiste Nahrung und unserem Herzen Frieden giebt.

Jedes Buch, das wert ist, zweimal gelesen zu werden, sallte man kousen, wenn seine Anschoffung uns auch ein Opfer aafertegt. Und jedes Buch, dos ein richtiges Kunstwerk ist, verdient zweimal oder noch öfter gelesen zu werben; nur dann wird uns sein ganzer Gehalt zum Bewußtsein kommen.

Vermischtes.

Wir entnehmen der Noumannschen „Zeit" folgendes:

Nachwort zum Hamburger Streik. In der eben ausgegebenen Nr. 13 der „Housa" (deutsche nautische Zeitschrift) tesen wir folgendes:

„Die Geschäftsabschlüsse der Dompfschiffs-Gesellschasten für 1896 bieten ein erfreulicheres Bild, als seit laugem. In Bezug auf die Höhe der Dividende steht die Kosmos-Linie obenon mit 11 pCt. und zwar bei Abschreibungen von über eiaer Million vom Buchwert der Schiffe. Die Homburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft verteilt 10 pCt. (Abschreibung 2 Mill. M.), die Hamburg-Amerika-Linie 8 pCt., die Deutsch-Australische Dampfschiffsgesellschaft 5 pCt.

Unmittelbor hinter diesem interessanten Geschäftsgeständnis heißt es donn weiter:

„Die Hamburg Südamerikanische Dampfschiffsohrts-Gesellschaft schreibt in ihrem Jahresbericht über die Einwirkung des Streiks auf ihren Geschäftsgang: Schwere Opfer hat uns der vom 20. November bis zum 6. Februar dauernde Ausstand der hiesigen Hafenarbeiter gekastet. Wir vermögen nicht zu erkennen, wie uns vernünftiger Weise mehr zugemutet werden kann, als den Arbeitern möglichst regelmäßige Beschäftigung bei im Vergleich zu anderen Löhnen hohem Verdienst zu bieten. Von ernstlichen Mißständen in den Arbeitsbedingungen ist uns nichts bekannt; sollten sich solche aus den jetzt schwebenden Unterfuchungen dennoch ergeben, so werden wir zu unserem Teil gern zu ihrer Abstellung die Hand bieten. Unter odwallenden Umständen aber und gegenüber dem diktatorischen Auftreten der Arbeiterführer, welche Handel und Verkehr lahm zu legen suchten, um den Rhedern einen Teil der vermeintlichen, aus dem leider zu schnell, verrauchten Frachtenaufschwung erzielten hohen Gewinne abzutrotzen, hielten wir die uns selbst auferlegten und zu unserem Bedauern auch unserer Koufmannschoft erwachsenden Opfer für durchous gebolen und freuen uns, daß das Zusammenhalten der Arbeitgeber Erfolg gehobt hat. . . ."

10 pCt. Dividende und 2 Millionen Abschreibung ist bei den Herren Rhedern ein vermeintlich hoher Gewinn!

Aus der ethischen Bewegung.*)

Abteilung Breslau. Die Abteilung Breslau hat durch den Tod eines seiner regsamsten Mitglieder, des Praxektors a. D. Dr. Martin Maaß, welcher am 12. April im Alter aan fast 77 Jahren seinen Leiden erlegen ist, einen herben Verlust erfahrea. Der Verstorbene hat an der Entwickelung der ethischen Gesellschaft in Deutschland aan Anfang an thätigen Anteil genammen. Er wahnte der konstituierenben Versammlung in Berlin bei und gehörte bis zum Frankfurter Gesellschaftstage auch dem Haupt-Vorstande der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur an. Sein Rücktritt erfolgte auf Grund einer bestehenden Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und anderen Vorstandsmitgliedern, welche bei der Eisenacher Zusammenkunft gelegentlich seines Vortrags über „das Verhältnis der Ethik zur Religion" zu Tage getreten war. Dr. Maaß war eine tief religiös angelegte Natur, dazu begabt mit einem seltenen kirchlichen Sinn. Sein Lebensideal war eine Verinnerlichung, eine Ethisierung des Christentums. Insofern stand er Herrn aan Egidy sehr nahe, dessen Bestrebungen er, so lange sich dieselben auf das religiöse Gebiet beschränkten, auf das Eifrigste unterstützte. In seiner 1894 herausgegebenen Schrift: „Das sogenannte Apostalikum aam ethisch-religiösen Standpunkte betrachtet", ruft er den Freunden religiöser Wahrhaftigkeit zu: „Vereinigt euch zur Beseitigung des kirchlichen Bekenntniszwanges." Der Annahme der neuen Agende für die evangelische Geistlichkeit Preußens suchte er durch Wort und Schrift entgegenzuwirken, und obgleich sein Aufruf an die liberale protestantische Laienwelt ungehört verhallte, so hat er doch den Glauben an eine Neubelebung der protestantischen Kirche auf der Grundlage des Einzigen, d. h. Ethischen Christentums, nicht aufgegeben. — Die Wege, welche Dr. Maaß zur Verwirklichung seines Ideals einschlug wichen demnach erheblich ab van denjenigea, welche die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur aan Anfang an gewählt hatte. Im Ziele aber stimmten dieselben völlig überein, denn in der Vertiefung des religiösen Lebens erblickte Dr. Maaß eben nur das beste Mittel zur Förderung ethischer Kultue. In seiner Thätigkeit für die Abteilung Breslau stand Dr. Maaß durchaus auf dem Baben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Seinen eifrigen Bemühungen aerdankt die hiesige Abteilung ihr Entstehen und als Vorstandsmitglied wie durch seine rednerische Thätigkeit hat der Verstorbene sehr viel zur Entwickelung derselben beigetragen. Van echt ethischem Geiste erfüllt, hat sich Dr. Maaß durch die Lauterkeit seines Charakters und besonders durch die Selbstlosigkeit, mit welcher er seine reichen Gaben und Kräfte jederzeit dem Gemeinwohl zur Verfügung stellte, die Hochschätzung weiter Kreise erworben. Wir werden der liebenswürdigen Persönlichkeit des Heimgegangenen ein ehrenbes Andenken bewahren. J. Werner.

Abteilung Berlin. Mit einem wahlgewählten Mahnworte unseres scheidenden ersten Vorsitzenden, des Herrn Geheimrat Foerster, bezüglich „unserer Pflichten gegen die Träger von Autorität und Macht" begann das erste Vierteljahr unserer Thätigkeit. Wie hier die Nackenfestigkeit einer selbstbewußten aernünftigen Opposition als eine der ersten Pflichten des denkenden Staatsbürgers mit der weisen Einsicht des über dem Streit aan Autorität und Freiheit stehenden Ethikers, der alles, alla auch die Nöte der Autoritätsträger versteht, in Harmonie gebracht wurde, braucht den Lesern dieser Zeitschrift, die in Nr. 2 und 3 einen Auszug des gedankenreichen Vortrages gehabt haben, nicht weiter entwickelt zu werden. Auch der folgende Vortrag, mit dem der neue Vorsitzende der D. G. E. K., Herr Prof. Döring, seine Stellung zu der Frage, ob Sittlichkeit ohne Religion möglich sei, darlegte: „Metaphysik und Moral" wurde bereits in Nr. 6 der „E. K." skizziert. Den dritten Vortrag im Januar hielt Herr Prof Bruno Meyer über das aktuelle Thema: „Reklame und unlauterer Wettbewerb". Nach dem Zugeständnis, daß die Reklame als Bindeglied zwischen Produzent und Konsument bei dem herrschenden Wettbewerbe nötig sei und daß häufig erst ein stark painliertes Angebot die Nachfrage heraaerufe, ging der Redner zu der Geißelung der sittlichen und ästhetischen Verirrungen der Reklametechnik über, tadelte die gewaltige Mißachtung, mit der auf die Neugier, die Denkunfähigkeit und den Unverstand der großen Masse spekuliert werde; insbesandere zeichneten sich gerade solche Produktionsgattungen, die ohne jeden Schaden aus dem öffentlichen Leben verschwinden könnten, durch eine unsittliche Rücksichtnahme auf die niedrigen Instinkte des menschlichen Gemütes aus. Die Stillosigkeit und die ästhetische Unbildung unserer Reklameplakate sei erschreckend. Auf dem Gebiete des unlauteren Wettbewerbs müßten aar allem die Superlative, wenigstens bei der Angabe aan Qualitäten, verschwinden. Zehn „beste Kakaos" seien ein Unsinn. Nur der Boykott des denkenden Publikums selbst gegenüber unlauteren Reklamefirmen verspreche Besserung. — In der Diskussion wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Reklame ein Produkt der Konkurrenz, diese das Ergebnis aer-

*) Seit Beginn des neuen Jahres waren uns Berichte aus den Abteilungen unaufgefordert nicht mehr zugegangen und die Rubrik damit weggeblieben. Auf ausdrücklichen Wunsch von verschiedenen Seiten aber nehmen wir dieselbe hiermit wieder auf und bitten alle Abteilungsvorstände um Mitteilungen thatsächlicher Natur über die äußere Entwickelung und das geistige Leben der Abteilungen; auch Wiedergaben bedeutungsvoller Vorträge und Diskussionen sind uns nach wie vor willkommen. Nur hinsichtlich des Umfanges der Berichte bitten wir zu bedenken, daß die E. K. kein offizielles Organ der D. G. E. K. ist und daß unser Abonnentenkreis zum größten Teil aus Nichtmitgliedern besteht. Der Herausgeber.

lehrter Wirtschaftsordnung wäre und daß die Sozialdemokratie alle Reklame längst prinzipiell verwerfe. Von anderer Seite wurden die gesetzlichen Maßnahmen gegen Reklame und unlauteren Wettbewerb als unwirksam hingestellt; nicht der Ruf nach Polizei, sondern Selbsthilfe könne dem Unwesen steuern — eine Auffassung, zu der sich der Vortragende in seinem Schlußworte vollkommen bekannte, indem er das bekannte Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb als einen Mißgriff bezeichnete.

Der Februar brachte zunächst einen Diskussionsabend, an dem Herr Lehrer G. S. Schäfer als Referent, Herr Prof. Bruno Meyer als Korreferent über die Frage: Was bedeutet Religionslosigkeit? sprachen. Herr Schäfer definierte Religion im weiteren Sinne als das Verhältnis des Menschen zu dem von ihm als Höchstes Erachteten, gewöhnlich Gott genannt. In diesem Sinne hätten auch pantheistisch freie Gemeinden noch Religion. Es gebe aber noch einen engeren Sinn: Religion = Glaube an einen persönlichen, übernatürlichen oder überweltlichen Gott, zu dem man beten könne. Dieser offiziellen Auffassung gegenüber müßte man sich als religionslos bezeichnen. Der z. B. herrschende „Religionismus" sei der Feind aller Kultur und darum auch von der ethischen Gesellschaft energisch zu bekämpfen. Prof. B. Meyer vertrat die Ansicht, daß jene engere Definition unberechtigt sei. Jeder Mensch habe Religion im weiteren Sinne und niemand dürfe sich von den Vertretern der Kirche aus der religiösen Gemeinschaft drängen lassen, bloß weil seine Religion nicht genau der offiziellen entspräche. Die Reformation des religiösen Gemeinschaftslebens müsse von innen herauskommen, er widerrate also jeden Austritt aus der Kirche. Herr Dr. Penzig erklärte sich mit keiner der bisher aufgestellten Definitionen von Religion einverstanden und polemisierte gegen beide Vorredner. Mit Max Müller glaube er, daß sich Religion in jenem weiteren Sinne überhaupt nicht definieren lasse, weil sie ein fortwährend Werdendes sei. Dagegen bedürfe es allerdings einer engeren Definition der Religion als eines historisch gegebenen; die beste sei wohl: „Religion = Glauben an Zustände oder Wesen, die zwar eigentlich außerhalb der Sphäre menschlichen Strebens und Ereignens liegen, die aber durch besondere Mittel in diese Sphäre gerückt werden könnten." Nehme man diese historische Definition, so sei kein Zweifel, daß Religionslosigkeit nicht nur faktisch vorkomme, sondern auch zu erstreben sei. Die Gefahren freilich, die Herr Schäfer dem „Religionismus" zuschreibe, seien weitaus überschätzt. Der echt Religionslose habe weder das Bedürfnis, noch ein Interesse daran, die Religion zu bekämpfen, vielmehr gerade sei er hauptsächlich im stande, die guten Seiten des religiösen Empfindens zu würdigen. Auch Herr Dr. Bieber trat für den Agnostizismus ein und verwahrte die ethische Gesellschaft dagegen, die Rolle der Angreiferin des religiösen Glaubens zu übernehmen. In seinem Schlußworte bedauerte Herr Schäfer diese Stellungnahme und blieb dabei, daß die rückständige Ethik des Religionismus das Haupthindernis echt sittlichen Wirkens wäre. —

Die Siedelungsgenossenschaften als ein soziales Heilmittel behandelte Dr. med. Oppenheimer in längerem Vortrage. Ausgehend von dem Satze der Volkswirtschaftslehre, daß die Trennung von Grundrentenempfänger und Landbesitzer die Abflößung der landbebauenden Bevölkerung verursache, erläuterte er die Auswanderung für die Ursache der Agrarnot, die Abwanderung (der Landbevölkerung in die Industriezentren) für die Ursache der Industrienot. Die Ursache der sozialen Krankheit sei das ausschließliche römische Eigentumsrecht am Boden. Die Erwerbung von Kriegsgefangenen, kurz die Sklaverei habe dann das Privateigentum an Grund und Boden hervorgerufen. Das Heilmittel dagegen sei eine Organisation des landwirtschaftlichen Gewerbes, welche erstens die Anzuziehung des Bodens auch den Bebauern gewährleiste und welche zweitens den Bauern eine sozial und materiell günstigere Lage gewähre, als die städtische Lohnarbeit. Auch die industrielle Arbeiterfrage lasse sich nur vom Lande her lösen. Diese Organisation werde in der Siedelungsgenossenschaft zum ersten Male versucht, die einen genossenschaftlichen Großbetrieb der Landwirtschaft von Eignern des Landes bedeute. Die landwirtschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaft sei kreditfähiger als der einzelne, steigere mit der Zahl der Teilnehmer das Gewerbe zum Kunstgewerbe und zwinge zur stärkeren Individualisierung und Koordination der Arbeiter, je größer die Arbeiterzahl werde. Die Gründung auch nur einer solchen landwirtschaftlichen Gesellschaft werde eine Umwandlung der ganzen Weltwirtschaft hervorrufen. — Eine Diskussion des interessanten Vortrages fand nicht statt; mehrere Anfragen aus dem Zuhörerkreise verwies der Redner auf sein bei Duncker und Humblot, Leipzig, erschienes größere Werk: Die Siedlungsgenossenschaft. —

„Unethische Kultur und ethische Unkultur" hatte Dr. Penzig sein Thema benannt. Zunächst entwickelte er den Begriff der Kultur selbst, indem er nicht jede Veränderung der Natur durch menschliche Thätigkeit, auch nicht die absichtliche und auf die Förderung der Wohlfahrt der Menschheit gerichtete Einwirkung des Menschen auf die Natur als Kultur gelten ließ, sondern Kultur als Verbesserung oder Vervollkommnung der Natur durch Geist definierte. Diese Verbesserung käme nur Annäherung an menschliche Vernünftigkeit bedeuten. Der Redner skizzierte dann den Gang der physischen, intellektuellen und ethischen Kulturentwickelung der Menschheit und fragte, ob man überhaupt von unethischer Kultur reden dürfe. Diese wäre dann wirkliche Verbesserung der Natur durch menschlichen Geist, die trotzdem vom ethischen Bewußtsein nicht gebilligt werden könnte. An einer großen Reihe von Beispielen wurde nachgewiesen, daß in der That in Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe eine Art unsittliche Kultur existiert, die thatsächliche Erfolge nur erzeuge durch Herabwürdigung der sittlichen Persönlichkeit des Menschen zum reinen Mittel und Werkzeug, eine Kultur, die von der rückhaltlosen Anerkennung der rechtlichen und sittlichen Gleichberechtigung aller Volksglieder noch weit entfernt sei; alle Krankheiten des heutigen Kulturlebens, Militarismus, Frauenknechtschaft, Verbrecherzüchtung u. ä. ließen sich zuletzt auf den unsittlichen Egoismus Einzelner zurückführen. Zur ethischen Unkultur übergehend unterschied Redner zwei Möglichkeiten. Die Definition der Kultur = Verbesserung der Natur durch Geist lasse unter „Unkultur" nur ungebesserte, weil nicht besserungsbedürftige Natur oder aber Verschlechterung der Natur = Bordarei verstehen. Mit warmen Worten wurde der besonders im Gebiete der Frömmigkeit heimischen harmonischen Naturen gedacht, bei denen Pflicht und Neigung, wenn auch nicht komplos, doch faktisch schließlich eins geworden wären. Die ethische Barbarei oder Verschlechterung der Natur trotz bester Absicht entpuppte sich schließlich als Fanatismus in seinen verschiedenen Maskierungen, und der Redner warnte eindringlich vor der Gefahr, die Grenze zwischen sittlicher Begeisterung und ethischem Fanatismus zu verwischen. Eine Diskussion fand nicht statt.

Im März sprach Herr Dr. Jeep über zwei Probleme der dramatischen Litteratur (Hamlet und Emilia Galotti). Der anregende Vortrag fand reichen Beifall und gab Anlaß zu einer längeren Debatte.

Wenn wir noch erwähnen, daß Ende März die Herren Prof. Gernsheim, Holländer und Hecking und die Sängerin Frl. Rettekoven vor einem zahlreichen Auditorium im großen Saale des Langenbeckhauses einen Kammermusikabend veranstalteten, der durch die meisterhafte Wiedergabe von Kompositionen neuerer und älterer Meister den stürmischen Dank der Mitglieder heraarrief, endlich, daß in dem Abteilungstag vom 31. März der bisherige Vorstand wiedergewählt wurde, so dürfte die Chronik des ersten Vierteljahrs damit erschöpft sein.

Dr. Penzig

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Borkeld.

Berlin SW., Hallesches. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Träume.

Von Olive Schreiner.

Autoris. Übersetzung von Margarete Josf.

Geheftet 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft

von

Dr. med. Wilhelm Stern,

pract. Arzt in Berlin.

476 Seiten gr. 8°. Preis 7,20 Mark.

Neues Skizzenbuch in Versen.

Von P. P. Chrusen.

94 Seiten 8°. Geheftet 1,20 M., gebunden 2 M.

Das Büchlein eignet sich als Geschenk für Freunde volkstümlicher Poesie.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Das neue Handelsgesetzbuch

für das

Deutsche Reich

(mit Ausschluß des Seerechts).

Textausgabe mit Anmerkungen für d. praktischen Gebrauch u. einem Sachregister

von **Dr. Danziger I.**

Rechtsanwalt beim Kgl. Landgericht I zu Berlin

272 Seiten. 8°. Preis broschiert 1,50 M., in Leinen geb. 2 M.

Die Bestimmungen über die Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge treten bereits am 1. Januar 1898 in Kraft. Es ist daher nicht nur für Behörden, Richter und Rechtsanwälte, sondern auch für alle kaufmännischen Kreise (Prinzipale wie Angestellte) von größter Wichtigkeit, sich schon jetzt mit dem Handelsgesetzbuch bekannt zu machen.

Vorlesungen über soziale Ethik.

Von Professor Dr. Georg von Gizycki.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki.

Zweite Auflage.

92 Seiten gr. 8. Preis 1,20 Mark.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: H. Bernstein Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Frrd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 1. Mai 1897. | Nr. 18.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Die preußische Volksschule und das Lehrerbesoldungsgesetz. Von J. Tews. — Ein Engländer über praktische Ethik. — Die Mangelhaftigkeit der Sprache als Ursache vielen Unrechtes. Von G. Biedenkapp. — Zu der Campagna. — Auswüchse in der Hausindustrie. — Aus der ethischen Bewegung in England. — Sprechsaal: Noch ein Wort zum Frauenstimmrecht. Zur Kritik der Parteipolitik.

Die preußische Volksschule und das Lehrerbesoldungsgesetz.

Von J. Tews in Berlin.

Nach langen Verhandlungen haben die gesetzgebenden Körperschaften in dem größten deutschen Staate ein Lehrerbesoldungsgesetz gutgeheißen, das nun wahrscheinlich lange Zeit für die materiellen Verhältnisse der Volksschullehrer und -Lehrerinnen maßgebend sein wird. In dem Gesetze selbst sowohl wie in der Begründung des Entwurfs dazu und in den Ausführungsbestimmungen der Minister der Finanzen und des Kultus wird indessen nicht nur den Volksschullehrern ein gewisses Einkommen zugesichert, sondern auch deren Verhältnis zu den Behörden und den Gemeinden und ihre soziale und amtliche Stellung im allgemeinen in sehr wesentlichen Punkten berührt, so daß auch weitere Kreise Veranlassung haben, sich mit dem Inhalt des Gesetzes etwas näher bekannt zu machen.

Den preußischen Volksschullehrern ist bereits in der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 ein „festes, den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen" durch den Staat selbst gewährleistet. Die Aufbringung desselben liegt den Gemeinden ob, „im Falle des Unvermögens" muß indessen der Staat eintreten und das Fehlende „ergänzen". So klar und unzweideutig diese Bestimmungen auch erscheinen, so wenig hat man doch bisher eine Auslegung zur Geltung gebracht, die dem einfachen Sinne dieser Worte entspricht. Auch die Begründung und die Ausführungsbestimmungen zu dem jetzt erlassenen Gesetz, das im übrigen die Worte der Verfassung aufnimmt, wiederholen lediglich die hergebrachten Anschauungen, die dahin gehen, daß der Lehrer in einer reichen Gemeinde besser, in einer armen dagegen schlechter besoldet werden könne. Ich muß auch gestehen, daß ich gegen diese Regelung der Besoldungen im Prinzip absolut nichts einzuwenden habe, falls man unter „Armut" und „Reichtum" der Gemeinden nicht den Stand der Gemeindefinanzen, sondern die Höhe der Lebenshaltung der Bevölkerung im allgemeinen versteht. Mir würde es ganz wohl möglich und in mancher Beziehung sogar vorteilhaft erscheinen, wenn die Besoldung aller Beamten nach dem Wohlstande der Gemeinden, in denen sie stationiert sind, sich richtete. Die Beamten würden dann überall in einem sich gleichbleibenden Verhältnisse zu der Bevölkerung stehen. Nun besoldet aber der preußische Staat das ungeheure Heer seiner unmittelbaren Beamten im wesentlichen überall gleich. Der Gerichtssekretär bezieht in den teuren Industriearten nicht mehr als in weltverlorenen Landstädten, und auch die auf dem Dorfe stationierten Beamten stehen in ihren Bezügen nicht hinter denen der großen Städte zurück. Die wenigen Ausnahmen, z. B. bezüglich der Berliner Beamten, können hier unberücksichtigt bleiben. Ein Kenner der Verhältnisse wird in dieser Thatsache indessen viel weniger eine sozialpolitisch wohl berechnete Maßregel als ein streng bureaukratisches System erblicken. Die gleiche Besoldung ermöglicht eine Versetzung der Beamten von und nach jedem Orte und damit eine Handhabung der Disciplin, die in einzelnen Fällen geradezu vernichtend wirkt und den ganzen großen Beamtenkörper zu einem leicht zu behandelnden Apparat in den Händen der Regierung macht. Auf die Lebenshaltung der Beamten ist bei der Regelung keinerlei Rücksicht genommen. Die überall gleichen Gehälter sind in den teuren Orten unzureichend, in den billigeren reichlich. Ein Subalterndeamter z. B., der nur auf sein Gehalt angewiesen ist, spielt in der Großstadt eine ganz bescheidene Rolle, während sein Kollege in dem kleinen Landstädtchen zu den Honoratioren zählt. Ueberhaupt ist der Staatsbeamte infolge der zahlenmäßig überall gleichen, den Lebensansprüchen gegenüber aber durchaus ungleichwertigen Besoldung hier eine ganz andere Persönlichkeit als dort.

Seit einer Reihe von Jahren sind in Preußen auch die Geistlichen von den Wohlhabenheitsverhältnissen der Gemeinden unabhängig gemacht worden. Der Staat sichert ihnen einen gewissen Mindestbetrag an Einkommen zu, den evangelischen Geistlichen 2400, den katholischen 1800 Mark Mindesteinkommen, das nach 25 Jahren auf 3600 bezw. 2400 Mark steigt. Um so weniger will es natürlich den Volksschullehrern behagen, daß bei ihnen trotz der gedachten Verfassungsbestimmung die Finanzlage der Gemeinden als ein Hauptmoment für die Bestimmung der Gehaltssätze festgehalten wird. Die „ärmeren" Ortschaften haben bekanntlich durchaus nicht immer aber auch nur in der Regel billige Preise. Man muß jene Verfassungsbestimmungen aber doch offenbar so auffassen, daß der Lehrer ein den Teuerungsverhältnissen des Ortes entsprechendes Einkommen haben soll. Kann die Gemeinde dies nicht aufbringen, so muß der Staat unterstützend eintreten. Die Lehrer würden also mit berechtigten Ansprüchen erst dann vertröstet werden dürfen, wenn der Staat, nicht aber, wenn die Gemeinde leistungsunfähig wäre. Leistungsunfähigkeit der Gemeinden darf nach dem klaren Sinne der Verfassung verminderte Schulausgaben bezw. ein geringeres Einkommen des Lehrers durchaus nicht zur Folge haben, sondern das Fehlende ist eben durch den Staat zu ergänzen. Auf einem anderen Wege ist eine allgemeine, im wesentlichen gleiche, vor allem aber nirgends unter ein bestimmtes Mittelmaß sinkende Bildungspflege überhaupt nicht denkbar. Aber es dürfte im „Lande der Schulen" noch gute Weile haben, ehe sich die Regierung zu einer rücksichtslosen Aenderung und der konsequenten Anwendung dieser Verfassungsbestimmungen bereit finden läßt. So lange dies noch nicht geschehen ist, wird sich aber auch der Volksschullehrer den übrigen Beamten gegenüber zurückgesetzt und in seinem Rechte gekränkt fühlen.

Die in dem Gesetze festgestellten Gehaltsbezüge sollen sich nur auf die billigsten Ortschaften beziehen. Es sind folgende:

		Lehrer	Lehrerinnen
Vom	1.— 4. Dienstjahr	720	700
„	5.— 7. „	900	700
„	8.—10. „	1000	780
„	11.—13. „	1100	860
„	14.—16. „	1200	940
„	17.—19. „	1300	1020
„	20.—22. „	1400	1100
„	23.—25. „	1500	1180
„	26.—28. „	1600	1260
„	29.—31. „	1700	1340
„	32. „	1800	1420

Welches diese „billigsten" Ortschaften sind, stellt nun aber weder das Gesetz fest, noch die Regierung, sondern die Kreis- und Bezirksausschüsse und die Provinzialräte, also Körperschaften, die wenigstens im Osten einen ausgesprochen feudalen Charakter haben und darum wenig geeignet erscheinen, die Volksbildungsinteressen zu vertreten. Durch eine Reihe von Bestimmungen über Berechnung des Dienstalters, der Feuerung ꝛc. ist es von vornherein ziemlich leicht gemacht, daß eine große Zahl von Lehrerstellen zwar zahlenmäßig über dieses Mindesteinkommen hinausgehen, thatsächlich auf demselben stehen bleiben. Nun kann man vielleicht meinen, ein Gehalt von 900 Mark, das in 27 Jahren sich auf das Doppelte steigert, sei ein Einkommen, das gegen des Lebens gemeine Not schütze und darum den Boden abgebe, auf dem ein tüchtiger Mann, dem die Materie nicht Hauptsache und Endzweck seines Lebens ist, segensreich wirken könne. Das ist leider nicht ganz zutreffend. Ein 40jähriger Lehrer mit Frau und Kindern kann bei 1300 Mark Einkommen doch nur unter ganz günstigen Verhältnissen den Sorgendecher wegstellen. Aber diese Frage ist in Besoldungsangelegenheiten leider auch nicht die Hauptsache. Da die Bewertung der menschlichen Arbeit in erster Linie durch die materielle Entlohnung zum Ausdruck kommt, so bedeutet für jeden Beamten der Gehalt zugleich seinen Rang und seine Wertschätzung von Standes wegen. Da nun in Preußen gar nicht sehr hoch hinauf Beamtengehälter von 7—8000 Mark gezahlt werden, die letzten Unterbeamtengehälter aber — vernünftigerweise — nicht unter 900—1500 Mark heruntergehen, in der Regel aber etwas höher sind, so sieht sich der Lehrerstand mit seiner Besoldung unter die letzten Bediensteten des Staates gestellt, die nur mechanische Arbeiten, Botendienste ꝛc. zu verrichten haben. Das ist eine Thatsache, die das große Publikum zu einer sehr geringen Bewertung der Schularbeit veranlaßt, und da diese Arbeit gleichzeitig sehr schwierig und aufreibend ist und in mannigfacher Beziehung neben großen idealen Ausblicken doch auch viel Kleinlichkeit und Verdruß mit sich bringt, so ist nicht zu erwarten, daß sich besonders tüchtige Kräfte dem Lehrerberufe zuwenden. Erzieher können aber nur ausgezeichnete Menschen sein. Gewiß werden viele ideal angelegte Jünglinge, insbesondere auf dem Lande, wo die ideale Seite des Lehrerberufes in mancher Beziehung schärfer hervortritt als in der Stadt, sich der Schule widmen. Aber es ist ein unseliges Erwachen, wenn diesen Pestalozzinaturen später die Binde von den Augen fällt und sie sehen müssen, daß das, was sie für das Höchste und Erhabenste gehalten haben, mit des Lebens gemeinem Maß gemessen, recht klein sich ausnimmt, und daß die materielle Fessel ihnen lebenslang die Schwingen bindet. Es würde ein großer Vorzug für unsee gesamtes öffentliches Leben sein, wenn die Einkommensverhältnisse der unteren und oberen Beamten weniger weit auseinander gingen. Heute aber steuert man offenbar dem entgegengesetzten Ziele zu. Dann aber sollte man die Lehrer nicht ins letzte Glied, zu den Portiers und Briefboten, stellen.

Für die Lehrer mit weniger als viee Dienstjahren kommen, wie aus der Tabelle ersichtlich, nur vier Fünftel des Grundgehaltes von 900 Mark, also 720 Mark aber, nach Abzug der Feuerung, 660 Mark in Betracht, eine Summe, die wahrscheinlich den jungen Lehrern nicht erlauben wird, mehr als des Leibes Hunger zu stillen. An geistige Fortbildung durch Reisen, Besuch von Versammlungen und Fortbildungskursen, Beschaffung von Büchern ꝛc. ist bei einem solchen Einkommen natürlich nicht zu denken. Um die junge Lehrergeneration kann einem bei einer solchen Regelung der materiellen Verhältnisse thatsächlich bange werden. Junge Leute in demselben Alter — der ins Amt tretende Lehrer ist 20—22 Jahre alt — die einer Subalternbeamtenstellung zustreben, beziehen 1200—1500 Mark jährlich. Wenn der junge Lehrer sich Wohnung und Heizung mit 100 Mark jährlich berechnet, so bleibt ee etwa auf der Hälfte dieser Summe. Es ist indessen nicht gesagt, daß dieses „Einkommen" auch baar ausgezahlt wird. Wenn mit der Stelle eine Landdotation verbunden ist, so wird deren Werl dem jungen Lehree ebenso wie seinem älteren Kollegen in Abzug gebracht, ohne Rücksicht darauf, ob er sie ausnutzen kann oder nicht, und dann bleiben vielleicht nur 4—500 Maek in bar übrig. Die junge Lehrerin bezieht neben Wohnung und Feuerung 650 Mark.

Das Gesetz ist aber mehr als ein Besoldungsgesetz. Es ändert die sonstige Stellung des Lehrers in mehreren Beziehungen sehr wesentlich und hat auch für die Gemeinden eine Reihe von Konsequenzen, die sich im Laufe der Zeit immer mehr bemerkbar machen werden.

Vorwiegend wohlthätige Folgen dürften zunächst die durch das Gesetz geschaffenen Alterszulagekassen haben. Sie sind ihrem Wesen nach mit den Alters- und Invaliditätskassen verwandt, also Versicherungen. Der Staat zahlt in diese Kassen für alle Stellen einen Betrag ein, mit dem sich die Alterszulagen im Mindestbetrage (also 100—900 Mark für den Lehrer und 80—720 Mark für die Lehrerin) decken lassen. Die Staatsleistung erfolgl indessen in den größeren Gemeinden nur für die ersten 25 Stellen, für die übrigen muß die Gemeinde diese Leistung übernehmen. Sind in einer Gemeinde die Alterszulagen höher, so zahlen die Gemeinden einen entsprechenden Versicherungsbetrag in die Kassen zu den Staatsleistungen hinzu. Hierdurch sind die Gemeinden gegen alle Schwankungen, die durch das Alter der Lehrkräfte bedingt sind, geschützt. Sie leisten für den ältesten Lehrer nicht mehr als füe den jüngsten, sofern dieser fest angestellt ist. Die Gemeinden haben deswegen auch keine Veranlassung, bei Berufung neuer Lehrkräfte auf das Lebensalter und die Höhe der Alterszulagen Rücksicht zu nehmen. Dadurch gewinnen tüchtige ältere Lehrer die Aussicht, in Stellungen zu kommen, die ihren persönlichen Verhältnissen und beruflichen Fähigkeiten und Neigungen entsprechen. So werden z. B. ältere Lehrer mit schulpflichtigen Kindern mehr als bisher in die Gymnasialstädte übersiedeln, wo sie die Eeziehung ihrer Kinder selbst leiten und auch billiger bewirken können. Leider scheint die Regierung die damit angedahnte Versetzbarkeit der Lehrer auch nach unter ganz anderen Gesichtspunkten zu beeachten. Der § 22 dee Vorlage enthielt Bestimmungen, wie sie selbst in dem straffen Beamtendisciplinargesetz nicht enthalten sind. Das Abgeordnetenhaus hat einen Teil dieser Bestimmungen zwar gestrichen, es ist aber noch reichlich genug stehen geblieben, um durch Versetzungen „im Interesse des Dienstes" in die persönliche Freiheit der Lehrer tief einzugreifen.

In dieser Beziehung weht gegenwärtig überhaupt aus dem preußischen Kultusministerium nicht ein zu milder Wind. In dem Gesetz ist z. B. auch die Bestimmung enthalten, daß ein rechtlicher Anspruch auf Neugewährung einer Alterszulage den Lehrern und Lehrerinnen nicht zusteht, diese vielmehr bei unbefriedigender Dienstführung versagt werden kann. Das mag ja noch hingehen, bedenklich aber war es bereits, daß in der Begründung des Gesetzentwurfs gesagt wurde, die „unbefriedigende Dienstführung" könne sowohl in dem amtlichen als in dem außeramtlichen Verhalten gefunden werden. Als Schutz gegen eine ungerechtfertigte Anwendung dieser Auslegung durfte man den vom Abgeordnetenhause angenommenen Antrag Rickert betrachten, daß dem so

gemaßregelten Lehrer die Gründe schriftlich mitgeteilt werden müßten. Das Herrenhaus hat den Zusatz aber wieder gestrichen, und in den Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz stehen außer der schon berührten Definition von Dienstführung nun folgende Sätze: „Ob es notwendig ist oder sich empfiehlt, vor Anordnung derselben den Beteiligten selbst über die gegen seine Dienstführung zu erhebenden Ausstellungen zu hören, wird aus der Lage des einzelnen Falles zu entscheiden sein“ und „zur Stellung des Antrages (auf Entziehung der Zulagen) wird ebenso die örtliche Schulaufsichtsbehörde, wie der Landrat (der Bürgermeister) und der Kreisschulinspektor befugt sein.“ Das heißt also: eine so empfindliche Strafe wie es die Entziehung einer Zulage von 100 bis 250 bezw. 300 Mk. ist, kann erfolgen, ohne daß dem Lehrer die Gründe die auch in dem „außeramtlichen Verhalten liegen können, mitgeteilt werden müssen.

Strafbares außeramtliches Verhalten wird bei Beamten bekanntlich nicht selten schon in der Bethätigung bestimmter politischer Anschauungen, bei Lehrern auch in der kirchlichen Stellung gefunden. Es leuchtet also auch ohne weiteres ein, daß diese Ministerialinstruktion unter Umständen eine sehr unliebsame Anwendung finden kann. Verschärft wird die Lage noch dadurch, daß die Instruktion ein ganzes Heer von Anklägern in Aussicht nimmt: 1. die örtliche Schulaufsichtsbehörde, d. h. den geistlichen oder weltlichen Lokalschulinspektor und den Schulvorstand bezw. die Schuldeputation, 2. den Landrat bezw. den Bürgermeister, mit denen der Lehrer amtlich nichts zu thun hat, die also nur das „außeramtliche Verhalten“ zensieren können, und 3. den Kreisschulinspektor, der unter normalen Verhältnissen allein zu dem besagten Antrage berechtigt sein sollte.

Die Gemeinden werden von der durch das Gesetz bewirkten Verteilung der Staatsbeiträge außerordentlich stark berührt. Waren schon bisher die größeren Gemeinden durch Gewährung geringerer Staatsbeiträge aus dem Schullastengesetz und durch Beschränkung der staatlichen Alterszulagen auf die Ortschaften mit weniger als 10 000 Einwohnern bedeutend im Nachteil, so sind ihnen nunmehr die Staatsbeiträge für alle über die Zahl von 25 hinausgehenden Stellen gänzlich entzogen. Durch die außergewöhnlich heftige Oppasition der größeren Städte gegen diese Maßregel kam der erste Entwurf des Gesetzes bekanntlich im Herrenhause zu Fall, waraus die Regierung Veranlassung nahm, in der zweiten Vorlage den Ausfall auf 2 Prozent des Einkommensteuerfalls zu beschränken. Diese Bestimmung hat Gesetzeskraft erlangt. Die Härte, die auch in dieser Milderung noch liegt, begreift man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die großen Städte von der gesamten staatlichen Neuaufwendung für die Volksschule, die auf 10 Mill. angegeben wird, nicht nur nichts erhalten, sondern noch erkleckliche Einbußen haben, Berlin z. B. 410 000, Frankfurt a. M. 92 000, Köln 66 000 Mk. Aber das nicht allein. Die Aenderung der Staatsbeiträge hat in den größeren Gemeinden das Gefühl einer ungerechtfertigten Zurücksetzung und die Befürchtung wachgerufen, daß die Staatsbeiträge später gänzlich verloren gehen werden. Dadurch wird natürlich die Neigung zu größeren Aufwendungen für die Volksschule nicht erhöht. Allerdings sind die größeren Gemeinden den kleineren in der ganzen Einrichtung ihrer Volksschulen und auch in der Lehrerbesoldung voraus. Aber auf einem befriedigenden Standpunkt sind sie noch keineswegs angekommen. Auch ist keine rechte Aussicht vorhanden, daß durch die größern Staatsleistungen in den kleinen Gemeinden der Eifer sich nun verdoppeln werde. Diese halten einen nicht unbedeutenden Abstand zwischen sich und den Metropolen für ganz gerechtfertigt, und es hat auch den Anschein, als ob der Kultusminister nicht sonderlich drängen werde. Die ministeriellen Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz heben die Gehaltserhöhungen, die in den letzten Jahren bereits erfolgt sind, als sehr beträchtlich hervor und halten es nicht für notwendig, daß die neuen Staatsbeiträge bei der Neuregelung der Gehälter unverkürzt verwandt werden. Das werden sich viele Gemeinden natürlich nicht zweimal sagen lassen; sie werden bestrebt sein, möglichst viel von den neuen Staatsbeiträgen im eigenen Säckel zu behalten. Man begreift es schwer, daß der Unterrichtsminister hierzu selbst die Anregung giebt, derselbe Minister, der manchen schweren Kampf um das Allernotwendigste für Schule und Lehrer mit den Gemeinden geführt hat.

Trotzdem hofft der Kultusminister, mit dem Gesetze die Gehaltsbewegungen zum Abschluß zu bringen. Wenn das gelänge! In dem preußischen Volksschullehrer steckt ein gut Stück Idealismus. Aber die Misere, in der die große Mehrheit der Angehörigen dieses Standes bisher lebte, hat die Bethätigung einer idealen Lebensanschauung aufs äußerste erschwert. Und doch muß der Lehrer Idealist sein, wenn er seinen Beruf ausfüllen soll. Man muß ihn darum dem Kampfe um das zum Leben Notwendige entziehen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß die Lehrerbesoldung in ein angemessenes Verhältnis zu den Einkommensverhältnissen der Bevölkerung überhaupt und denjenigen der übrigen Beamten insbesondere gesetzt wird. Die Aussicht, daß dieses Ziel mit dem Gesetz erreicht wird, ist äußerst gering. Es wird deswegen auch kaum die Gehaltsbewegungen zum Stillstande bringen. Im Gegenteil. Der sehr bedeutende Teil der Lehrer, die zwar nicht auf viel, aber auf etwas gehofft haben, nun aber wenig oder nichts erhalten, werden weniger zufrieden sein, als bisher.

Einen merklichen Schritt vorwärts werden wahrscheinlich nur die älteren Lehrer auf dem Lande, insbesondere in den östlichen Provinzen, machen. Es ist ja allgemein bekannt, daß bisher noch viele Landlehrer Gehälter bezogen, die unter den Einkünften eines Tagelöhners blieben. Da auf dem Lande die ganze soziale Stufenleiter noch viel strenger nach materiellen Sprossen berechnet wird, als in der Stadt, so mußte dadurch der erziehliche Einfluß der Landlehrer bedeutend herabgemindert werden. Daran wird aber auch jetzt nicht viel geändert. Ein Einkommen von 1200 Mk., das einem 33—35jährigen Landlehrer gezahlt wird, und von 1400 Mk., das ein 40jähriger Familienvater bezieht, entspricht den heutigen Verhältnissen auch nicht im Entferntesten. Es ist aber leider nicht zu erwarten, daß die Arbeit der Volksschule in Preußen in absehbarer Zeit mit einem andern Maßstabe gemessen wird. Der gegenwärtigen Valksvertretung und wahrscheinlich jedem auf Grund des Dreiklassensystems gewählten Parlament erscheint die Volksschule im wesentlichen doch nur als ein Institut, das den Besitzlosen eine gewisse Summe unentbehrlicher Kenntnisse beizubringen und zu Frömmigkeit und Wohlverhalten zu erziehen hat. Die höheren Aufgaben der Volksschule werden nicht nur nicht gekannt, sondern auch nicht gewollt. Und diese eine Thatsache erklärt alles. Die aufrichtigen Freunde einer ungehemmten Entwickelung der Volkskraft können die Mehrheit in einem Parlament nur sehr schwer erhalten, im preußischen Abgeordnetenhause wohl überhaupt nicht. Gewiß, man verachtet die Volksschule nicht mehr, man schätzt sie, aber eben nur die Volksschule, von der man eine Konservierung und nicht eine Umgestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse erwartet. Die Furcht vor der noch schlummernden Volkskraft ist ja viel größer, als wir uns gewöhnlich vorstellen. Scharf rechnende Interessentengruppen wissen es sehr wahl, daß sie van unkultivierten Sängern der Marseillaise auch nicht das Mindeste zu fürchten haben, daß dagegen der mit einer gründlichen allgemeinen und beruflichen Bildung ausgerüstete Arbeiter immer mehr zur Stufe der Gleichberechtigung sich emporschwingt. An dieser Klippe ist schon manche Schulvorlage gescheitert, und es wird auch in der nächsten Zukunft nicht anders sein.

Die Volksschule, die allen giebt, was nach Maßgabe der natürlichen Fähigkeit und der wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt gegeben werden kann, bleibt ein Ideal, für das wir noch manchen schweren Kampf werden kämpfen müssen. Und dach — sie muß einmal kommen.

Ein Engländer über praktische Ethik.

In der „Westminster Review“ erschien vor einiger Zeit ein Aufsatz von Charles Ford über die „ethische Lösung des sozialen Problems“, dem wir Folgendes entnehmen:

Was für praktische Schritte können für Ausbau und Anwendung der Ethik geschehen, um das soziale Problem zu lösen? Wir müssen zwei Punkte ins Auge fassen: 1. Ein freundschaftlicheres Zusammenwirken religiöser und ethischer Ideen; 2. die Bildung eines Bundes für Einführung der Ethik ins praktische Leben.

Ethische Kultur sollte allgemeiner werden und ihre ganze Macht ins Leben tragen, ebenso wie es die andern Wissenschaften gethan haben, eine tiefere Sympathie sollte zwischen religiösen und moralischen Prinzipien und ihren Vertretern herrschen. Es giebt keinen vernünftigen Grund für den Verdacht und das Mißtrauen, mit welchem jetzt noch ethische Ideen und Lehrer von der Geistlichkeit und religiösen Leuten behandelt werden, nur weil sie von ihrer Kirche und ihrem Glauben abweichen. Daß die Vertreter der Ethik sich nicht zur orthodoxen Theologie bekennen, ist noch kein vernünftiger Grund, sie scheel anzusehen, und ihnen den bekannten klerikalen „kalten Schauder“ zu teil werden zu lassen. Diese mißtrauische und eifersüchtige Haltung der Kirche mag wohl daher kommen, daß sie ethische Reformen für ihr eigenes Werk hält, und daß sie die kommenden moralischen Reformen als die ausschließlichen Früchte eigener Arbeit ansehen möchte. Ein angesehener Bischof hat klar ausgesprochen, daß man von der Ethik nicht erwarten könne, daß sie das thue, was nur der Kirche zukomme.“ Der Erzbischof von Canterbury ist augenscheinlich derselben Meinung. Wo bleibt die Logik bei der folgenden Erklärung „Primates Visitation Charge for 1890,“ genannt „Christ und seine Zeit“? „Alle diese sozialen Schwierigkeiten . . . sind weltlicher und ökonomischer Art . . . und daher im wahren Sinne kirchliche Angelegenheiten“ . . . „Nur wenn die Kirche für die Sache der Menschheit und nicht für ihre eigene arbeitet, erfüllt sie ihre wirkliche Mission.“ Nachdem der Erzbischof diese Feststellung gewagt, gesteht er die Unfähigkeit der Kirche zu, solche Aufgaben allein zu lösen, und sagt: „Soziale Probleme werden nicht durch bloße Vorschriften gelöst, noch können sie der durch die Religion angeregten Warmherzigkeit überlassen werden; sondern gerade . . . die Religion verlangt, daß sie auf wissenschaftliche und folgerichtige Weise behandelt werden.“

Was könnte in Wahrheit deutlicher das Bedürfnis nach ethischer Vermittelung in der Ordnung sozialer Schwierigkeiten ausdrücken, als diese letzten Worte. Christliche und ethische Erzieher verrichten allerdings dasselbe Werk, aber in verschiedenen Sphären; und doch sollten sie in Gemeinschaft handeln, und nicht der Eine den Andern beschuldigen, daß er sich unberufen einmische.

Doch um die Ethik ernsthaft auf soziale Probleme Einfluß gewinnen zu lassen, ist es zweifellos nötig, daß ein öffentlicher Zusammenschluß, anders als jeder bisherige, erfolge. In allen Fällen radikaler sozialer Erneuerung ist Organisation machtvoll. Sowohl eine Ermutigung ethischer Unterweisung ist wünschenswert, wie auch die Inangriffnahme praktischer Maßregeln.

Es ist keine rechte Konsequenz in der Aufmerksamkeit, welche man der ethischen Erziehung und ihrer anerkannt praktischen Bedeutung zollt.

Mr. McClure, Direktor der Mill Hill Schule, sagt in einem Briefe, „Ethik ist für niemand obligatorisch; doch giebt es in Cambridge ein moralwissenschaftliches Tripos (letztes Examen) welches nur wenige absolvieren. Diese Vernachlässigung kontrastiert seltsam mit Mr. Clures Meinung über den Wert der Ethik, die er an einer andern Stelle desselben Briefes ausspricht: „Man kann nicht leicht die Wichtigkeit des ethischen Unterrichtes überschätzen. Ich habe schon meine Meinung ausgesprochen, daß ethische und politische Unterweisung einen Teil der bürgerlichen Erziehung ausmachen müsse und daß die ethische Erweckung der notwendige Vorläufer aller nennenswerten religiösen Erweckung sein müsse.“ — Ein öffentlicher Bund würde außer der Anregung in Fragen der Erziehung auch ethische Anschauung ins tägliche kleine Lebensgetriebe bringen. Die jetzt bestehenden ethischen Gesellschaften sind entweder zu akademisch oder zu sozialistisch — ethische Kirchen — um die Ethik praktisch auf soziale Probleme anzuwenden. Tausend Wege giebt es, begrenzte und breite, die wir nicht alle besprechen können, auf welchen ein ethischer Bund die ganze moralische Atmosphäre reinigen und einen neuen Typus der Lebensführung erzeugen könnte, der alsdann die Basis für größere Änderungen abgeben würde.*)

Wenn, wie Dr. Washington Gladden sagt, der Staat, die Gesetzgebung, die Regierung, Sitten und Institutionen erst ganz vom Christentum durchdrungen sein würden, — wenn, — dann bedarf es dazu freilich viel mehr als irgend eines ausschließlich religiösen Machtmittels, viel mehr als selbst derjenigen des Christentums. Dazu muß jede Kraft und jede Wahrheit herangezogen werden, die uns nur irgend verliehen worden ist und sicherlich nicht zuletzt die der Ethik. Ethische Erweckung, deren Notwendigkeit sogar evangelische Geistliche zugeben, wird sicher nicht eher stattfinden, als bis ethische Unterweisung in der Erziehung einen größeren Raum einnimmt als bisher und ihren berechtigten Einfluß auf die Führung und Haltung des öffentlichen Lebens ausübt.

Auf die mannigfachen Wege einzugehen, auf denen der Same ethischer Kultur das soziale Problem lösen helfen könnte, ist hier nicht der Platz.

Es ist genugsam bewiesen, daß die Lösung an erster und wesentlicher Stelle ethisch sein muß. Es muß sowohl der Einzelne, wie die Mehrheit sich mit ethischem Geiste durchdringen, um auf das Leben um sie herum einen Einfluß zu gewinnen und auf diese Weise zu dem Aufbau der Zukunft beizutragen. Glücklicherweise ist dies ein Werk, an dem sich auch der Geringste beteiligen kann. Die zarteste Hand kann manchmal die größesten Kräfte auslösen; und wenn wir nur an uns selbst und im Familienkreise durch ethische Kultur das, was das tägliche Leben stört, aus dem Wege räumen, thun wir vielleicht für weitere Kreise und selbst für den Staat mehr als wir denken. Warum, müssen wir fragen, wenn wir zurückblicken, hat die menschliche Entwickelung so furchtbare Opfer an Leben und Glück gekostet? so bittere Enttäuschung und Verzögerung? Weil allein ethische Lebensgesetze, die nur durch lang ausgeübte moralische Disziplin von Nationen und Individuen gewonnen werden können, die einzig rechte Basis der Gesellschaft bilden können. Jede andere Basis als die der Ethik, eine Basis, welche die Ethik knechtet — z. B. Despotismus, Feudalismus, Monastizismus, zügellose Konkurrenz und Ultra-Sozialismus — ist eine Täuschung und hat sich als solche erwiesen, durch die Brandopfer von Tod und Schmerzen, mit welchen sie die Menschheit verwüstet hat. Aber auf keinem andern Wege als dem, der durch das Schattenthal des Todes führt, konnte die Menschheit lernen, daß die wahre soziale Grundlage, auf welcher die Gesellschaft für immer aufgerichtet werden kann, ethischer Art sein muß.

*) Zwecke solcher Verbindungen würde unter andern sein: 1. Vereinigung solcher, die sich besonders verpflichten alle moralischen Ziele zu vertreten; 2. Die Verbreitung dieser Gedanken und die Betonung aller Fragen der Moral; 3. Die Förderung der Zusammenarbeit aller reformatorischen Körperschaften, Wegräumung der Hindernisse für ein gemeinschaftliches Arbeiten von Personen verschiedenen Glaubens; 4. Die Beeinflussung der Gesetzgebung durch Hinweisung auf moralische Ziele.

Die Mangelhaftigkeit der Sprache als Ursache vielen Unrechtes.

Von Dr. G. Biedenkapp (Frankfurt a. M.)

I.

Manchen wird es vielleicht befremden, von der Mangelhaftigkeit der Sprache reden hören zu müssen. Gewöhnlich spricht man doch von dem Reichtum der Kultursprachen, sei es

nun Reichtum an Formen oder Wörtern. Welche Bewandtnis hat es also mit der beregten Mangelhaftigkeit.

Dazu bedarf es nur einiger Erinnerungen. Wenn ich mich mit jemanden über konkrete Gegenstände unterhalte, so wird er, wenn ich etwa von Feder, Tinte, Papier ꝛc. rede, keinerlei Grund haben, mich mißzuverstehen. Dreht sich aber die Unterhaltung um ästhetische Fragen, so geschieht es häufig, daß wir stundenlang dieselben Worte (schön, häßlich, natürlich, gekünstelt u. A.) gebrauchen, aber ganz verschiedene Begriffe damit verbinden. Hat man sich auf diese Weise stundenlang mißverstanden, so einigt man sich häufig mit dem bekannten Satze, daß über Geschmäcker nicht zu streiten sei. Kommt man aber auf den Einfall, erst einmal festzustellen, was man unter schön, häßlich, gekünstelt, natürlich verstehen will, so gerät man da in Schwierigkeiten, deren selbst nicht einmal die Wissenschaft Herr geworden ist.

Aehnlich verhält es sich mit einer unübersehbaren Zahl von Worten. „Ehrlich“ und „anständig“ kommen sich immer noch viele Leute vor, die ein wirklich vornehmer Mensch (vornehm: damit kann auch ein leeres Portemonnaie verbunden sein) unter diebisches Gesindel rechnen würde. Ich sage absichtlich, jene kommen sich selber so vor, nicht nur, daß sie sich so nennen. Man erinnere sich ferner, welche Begriffs-Dehnbarkeit sich bei den „reellen“ Geschäften demerkbar macht. Auf einer schwindlichen Stufenleiter erhebt sich das Wörtchen „gebildet“. Weltmännisch gebildet, philosophisch gebildet, akademisch gebildet, seminaristisch gebildet, klassisch gebildet, volksschulgebildet — fast jedes Glied dieser Reihenfolge erkennt die nachfolgenden Glieder nicht mehr als gebildet an, während es den vorangehenden Gliedern gegenüber Ursache hat, mimicry zu spielen und seine genauere Bezeichnung unter dem vieldeutigen Worte „gebildet“ verschwinden zu lassen. Ohne eines Betruges geziehen werden zu können, mag ein stellenloser Schneider sich als „akademisch gebildeter“ Herr zur Reisebegleitung empfehlen.

Vor nicht langer Zeit ging durch die Presse ein Ausspruch, den der frühere Führer des Centrums, Windthorst, Freunden gegenüber gethan hatte: „er habe sich schön durchgelogen.“ Wer nicht wußte, daß dieser Ausdruck ganz harmlos ist und so viel wie: ich habe mir gut aus der Patsche geholfen, der mußte eine üble Meinung von der „Perle von Meppen“ bekommen, falls er sie nicht schon hatte. „Frauenzimmer“ und „Dirne“ sind Worte, die je nach dem Länge- und Breitegrad etwas Anständiges oder Unanständiges bedeuten können. Man denke aber erst einmal, welche Verwirrung so manche vieldeutige philosophische Ausdrücke wie Idealismus und Materialismus in unserer Zeit der Schlagwörterbildung notwendigerweise hervorrufen müssen. Der Laie denkt bei Materialismus an das Aufgehen in sinnlichen Genüssen und würde Idealismus davon vollständig für ausgeschlossen erachten. Trotzdem aber schließt z. B. der Dühring'sche Materialismus den Idealismus nicht aus, sondern ein!

Wer Lust am Sammeln hat, der kann solcher Beispiele eine Unmenge auftreiben. Uns aber interessirt hier, was sie lehren! Sie lehren aber, daß nicht nur, wenn zwei dasselbe thun, sie nicht mehr dasselbe thun*), sondern daß auch, wenn zwei dasselbe sagen, sie nicht dasselbe sagen. Nicht genügt es, zu singen „Soviel Köpfe, soviel Ansichten“**), sondern man muß auch zugeben, daß, wie viel Menschen es giebt, so viele Sprachen auch sind.

Friedrich Nietzsche sagt, daß um jede Seele eine andere Welt ist. Dies beweist für unsere obigen Ausführungen. Denn unmittelbar aus diesem Satze folgt, daß auch jede Seele ihre eigene Sprache hat. „Was sind Worte anders denn Regenbögen und Scheinbrücken zwischen Ewig Geschiedenen?“ so klagt eben derselbe Philosoph und der Dichter Platen wirft die Frage auf: „Ob zwei Seelen es giebt, welche sich ganz verstehen?“ Welche Rolle aber diese Mangelhaftigkeit der Sprache in der Geschichte des menschlichen Geistes spielt, das kennzeichnet richtig Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (V. S. 195, Johann von Müller'schen Ausgabe): „Jetzt aber, wie ferne sind wir demselben (= dem Land der Wahrheit)? auch wenn wir dicht an ihm zu sein glauben, da, was ich von einer Sache weiß, ein äußeres, abgerissenes Symbol derselben ist, in ein andres, willkürliches Symbol gekleidet. Verstehet mich der andere? Verbindet er mit dem Worte die Idee, die ich damit verband, oder verbindet er gar keine? Er rechnet indeß mit dem Worte weiter, und gilt es anderen vielleicht nur als eine leere Nußschale. So ging's bei allen philosophischen Sekten und Religionen. Der Urheber hatte von dem, was er sprach, wenigstens einen klaren, obleich darum noch nicht wahren Begriff: seine Schüler und Nachfolger verstanden ihn auf ihre Weise, das ist, sie belebten mit ihren Ideen seine Worte, und zuletzt töteten nur leere Schälle um das Ohr der Menschen. Lauter Unvollkommenheiten, die in unserm einzigen Mittel der Fortpflanzung menschlicher Gedanken liegen.“

Mit klassischer Kürze verrät uns schließlich noch Schiller, warum die Sprache ein gar so unzulängliches Verständigungsmittel unserer Gedanken ist: „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? Sprich! die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“

II.

Inwiefern ist aber diese Mangelhaftigkeit der Sprache eine Ursache vielen Unrechtes?

Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir uns vergegenwärtigen, wie sich jemand, der um die Mangelhaftigkeit der Sprache Bescheid weiß, gegenüber einem schwerverständlichen philosophischen Werke verhält und wie sich im gleichen Falle einer benimmt, der um die Armut der Individualsprachen in Unkenntnis geblieben ist. Jener wird das Buch, das vielleicht schon vor der Kritik für verrücktes Zeug erklärt worden ist, zunächst mit der Absicht durchlesen, erst einmal die Sprache des Werkes zu verstehen. Scheint um die Seele des Autors eine ganz eigenartige Welt zu liegen, eine ganz fremde, so wird der Sprachmängelkundige mit vermehrtem Interesse von vorne wieder lesen und mit Wonne die Strapazen einer Reise in geistiges Ausland ertragen — jeder große Denker ist geistiges Ausland. -- Findet der Sprachmängelkundige eine Lobpreisung der Selbstsucht, so wird er nicht den Lobredner als einen garstigen Egoisten verdammen, wie es der Unkundige thun würde, sondern er wird sich fragen: „Welche Selbstsucht ist hier gemeint?“ Bei Nietzsche etwa wird er dann finden, daß mit Selbstsucht das Gegenteil von gemeinem Egoismus gemeint ist. Streben nach geistiger und leiblicher Selbstvervollkommnung. Wenn ferner die Herrschsucht gepriesen wird, so wird er nicht etwa wie der Sprachmängelunkundige das Buch zuklappen und den feudalen Vornehmthuer zum Kuckuck wünschen, sondern wird wiederum sich über die Art der Herrschsucht vergewissern. Die Menschen beherrschen wollen, um sie zu ihrem eignen Besten zu zwingen, das wollte vor Nietzsche schon Plato! Nur wer nicht weiß, daß um jede Seele eine andere Welt ist, wird so thöricht sein, Werke, die er nicht versteht, für Unsinn oder überflüssigen „Quatsch“ zu erklären. Damit begeht er ein doppeltes Unrecht: gegen den Autor, dessen Ruf er für seinen Theil schädigt, und gegen sich selber, indem er sich von den lehrreichsten Schriften ausschließt und so seine Selbsterziehung verhindert. Große Kreise der Gebildeten haben auf diese Weise der Philosophie und der Sprachwissenschaft, welche beide einen bedeutend höheren Bildungswert als die beschreibenden Naturwissenschaften (vor allem der Darwinismus) besitzen, den Rücken gezeigt, weil eben ein Darwin oder Häckel leichter zu verstehen ist, als ein Kant oder Dühring oder Nietzsche. Die mit dem Vorwiegen des Interesses für die Naturwissenschaften verbundene Entgeistigung der Bildung erzeugt natürlich das Bedürfnis, die geistige Leere des Verstandes durch allerlei minderwertige Genüsse zu betäuben, erzeugt ferner den Schwund seineren Empfindens und die Vernachlässigung der Rücksichten auf die Mitmenschen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine Menge Unrechtes der Welt erspart bliebe, wenn unsere Gebildeten in höherem Sinne wieder „lesen“ lernen würden und damit auch wieder urteilen. Bin ich des Lebens nicht unwürdig, wenn ich seine kostbaren Gaben verachte? Wenn ich mich nicht bemühe, lesen zu lernen in den Werken unserer großen Philosophen, was auch immer dagegen ein Affenvogt spotten möge? Wenn ich mein Geld für drei flüchtige Theaterabende ausgebe statt mir ein gutes Buch dafür zu kaufen, die Abende darin zu lesen und mich mit Rätseln der Welt überhaupt einmal erst recht bekannt zu machen suche, so daß sie mich von nun an immer beschäftigen. Dem Thor, der mir einwendet, es käme dabei nichts heraus, erwidere ich mit Vergnügen, daß jahrelanger, vielleicht lebenslanger Zeitvertreib dabei herauskommt und deshalb aus meinem Geldbeutel nichts für Genüsse niederen Ranges herauszukommen braucht und, was noch richtiger ist, daß auch kein Geld für solche Zwecke in den Beutel hineinzukommen braucht, d. h. daß ich nicht nötig habe, mein Vermögen auf Kosten ausgebeuteter Mitmenschen zu vermehren.

Gemäß dem Satze von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen glaube ich nicht zuviel gesagt zu haben, wenn ich die Mangelhaftigkeit der Sprache zur Ursache vielen und nicht bloß einigen Unrechtes gemacht habe. Diese Mangelhaftigkeit schreckt

*) si duo faciunt idem, non est idem.
**) quot capita, tot sententiae.

den Gebildeten von denjenigen Büchern ab, aus denen er am meisten lernen könnte. Ohne dieselben richtig würdigen zu können, trägt der Gebildete zum Nichtaufkommen derselben bei, er begeht eine Sünde wider den heiligen Geist. Verständen sich mehr Menschen infolge der Erkenntnis von den Schattenseiten der Sprache auf Lesen in höherem, oben gekennzeichneten Sinne, so würden die Lieblingsschriftsteller des heutigen Publikums ganz andere sein, als sie thatsächlich sind. Man höre darüber Herder vom Erkennen ꝛc.): „Wo es der Mühe lohnt, ist dies lebendige Lesen, diese Divination in die Seele des Urhebers das einzige Lesen und das tiefste Mittel der Bildung. Es wird eine Art Begeisterung, Vertraulichkeit und Freundschaft, die uns da, wo wir nicht gleich denken und fühlen, oft am lehrreichsten und angenehmsten ist, und die eigentlich das, was man Lieblingsschriftsteller nennt, bezeichnet."

III.

In den Kreisen der Volksschullehrer beginnt sich eine Bestrebung Bahn zu brechen, welche in den deutschen Sprachunterricht auch sprachgeschichtliche Belehrungen, wortkundliche Erklärungen der Wörter und Redensarten, einführen will. Den Hauptanstoß scheint ein Buch des Prof. Hildebrand „Vom deutschen Sprachunterricht" gegeben zu haben. Wird das Ziel erreicht — und es ist ein sehr wünschenswertes Ziel — so wird gleichsam ein Stückchen Gymnasium auf die Volksschule verpflanzt, im Grunde nach etwas besseres, so daß man wünscht, noch einmal Volksschüler werden zu können. Der Schüler bekommt einen Begriff vom Werden, Wachsen und Schwanden der Sprache, er wird aufmerksam darauf gemacht, daß die Worte für die abstraktesten Begriffe auf Worte für konkrete Gegenstände oder Zustände an solchen zurückzuführen sind (der Geist versteht ohne Beine, er begreift, erfaßt ohne Hände). Die Sprache, die uns sonst so trocken und bloß erschien, erscheint jetzt als lebendige Bildersprache. Unsinn verwandelt sich in Vernunft, Selbstverständliches in hoch rätselhaftes. Die Bildhaftigkeit der Sprache ermöglicht einen Satz wie: „Der Vortrag war trocken, recht wässerig und durchaus nicht fließend." Wer darüber spottet, daß Fürsten selbst wenn sie etwas thun immer noch ruhen, indem sie „geruhen", wird erfahren, daß diese Etymologie gar nicht selbstverständlich ist, indem „geruhen" nichts mit ruhen, sondern mit „rechnen", ruchlos), (vertraucht verwandt ist und „Sorge tragen" bedeutet. Um noch einige Beispiele anzuführen, so sollen die Schüler auf ihre Muttersprache aufmerksam gemacht werden dadurch, daß man ihnen Ereignis von Auge, vernichten von nicht, bewegen von Weg, Junker von Jungherr, Jungfer von Jungfrau, Bachstelze von Wachsterze (wackelnd mit dem Sterze), Grasmücke von grau und schmiegen (dänisch: graa-smyge graue Schlüpferin) ableitet oder ihnen die ursprünglich ganz konkrete dingliche Bedeutung von Zweck, Ziel, Umstand u. s. w. darlegt.

Sprachgeschichtliche Belehrungen dieser Art haben meines Erachtens einen sehr hohen Bildungswert, einen höheren jedenfalls als naturgeschichtliche. Es ist überhaupt zu bedauern, daß man den Bildungswert der Sprachgeschichte, der ein vornehmlicher ethischer ist, nicht in dem Maße, zumal auf dem Gymnasium, gehoben hat wie denjenigen der sich so breit machenden Naturwissenschaften. Und doch war die Sprachwissenschaft lange vor Darwin darwinistisch. Denn mit Recht sagt Prof. von der Gabelentz, (Sprachwissenschaft S. 141: „Mit den Begriffen der Entwickelung, der Arteinteilung u. s. w. haben wir Sprachforscher hantiert, lange ehe man etwas von Darwin wußte, und Uebergangsformen haben wir zu Tausenden aufzuweisen, lange vor der Entdeckung des fossilen Hipparion und des Archäopteryx."

Daß die Sprachgeschichte einen hervorragend ethischen Bildungswert besitzt, dafür sind die Inder, die es in der Poesie des Buddha zu einer der erhabensten Moralen gebracht haben, Zeugen. Die Inder treiben schon in den Upanishaden Sprachgeschichte. Die Aufmerksamkeit, die sie auf das aus dem Innern kommende Wort als solches richten, diese Richtung der Gedanken auf das Selbst, welches ihnen schließlich der Träger der Welt wird, verinnerlichte, vertiefte diese Menschen. Ohne den ganzen Apparat moderner Wissenschaft haben diese Inder als Psychologen und Grammatiker noch für heute Mustergültiges geleistet. Ganz gewiß wird demgemäß, wenn erst einmal den Schülern ihre alte, so selbstverständlich gewordene Muttersprache unter ganz neuen Gesichtspunkten gezeigt wird, das Nachdenken mächtig nach Innen gelenkt werden. Die Sprachgeschichte lehrt langes Hinausschieben des Urteils, zähestes Zurückhalten im Verurteilen, sie lehrt abwarten, verstehen lernen, verzeihen lernen! Wenn alle Indizien gegen einen Angeklagten sprechen, den alle bereits verdammen, so wird man trotzdem noch an seiner Unschuld festhalten. Car heißt im französischen, gar im griechischen „denn", alles spricht dafür, daß car und gar verwandt sind, und doch sind sie es nicht (car = qua re, gar = ge ara)! Wird mir gesagt, daß „wenig" eigentlich bedeutet „zum Weinen, weinenswert", so wundere ich mich, niemals daran gedacht zu haben. Ich sehe ein, daß wir soviel in die Ferne schweifen, um Interessantes zu sehen, und daß es in aller nächster Nähe des Interessanten genug giebt. Sprachgeschichte lehrt mich aber auch den ewigen Fluß der Sprache, sodann auch die Mangelhaftigkeit der Sprache verstehen. Welch' ungeheure Zahl von Mißverständnissen muß entstehen, zwischen Mensch und Mensch, Partei und Partei, wenn ein und dasselbe Wort „gerecht" Begriffe deckt, die miteinander unverträglich und im schreiendsten Widerspruch stehen? Die Sprache dient wirklich dazu, die Gedanken zu verbergen, so lange noch nicht die Einsicht von ihrer Mangelhaftigkeit Gemeingut der Gebildeten geworden ist. Geht man aber erst einmal bei allen Fragen davon aus, einander verstehen lernen zu wollen, so werden die Menschen auch weniger einander und vor allem weniger den großen, aber nicht leicht verständlichen Schriftstellern Unrecht thun.

In der Campagna.

Von Gabriel d'Annunzio, übersetzt von Karl Henckell.

Mittag, die Straße streckt sich in die Weite
Gerade fort, breit, flimmernd weiß,
Verbrannte Stoppeln kahl zu jeder Seite,
Nicht eine Pflanze . . . gelb die Luft, glühheiß . . .

Kein Laut und keine Stimme stört die faule
Stickglut; die Brunst das Feld versengt.
Die Stickglut steht. Rings Schweigen starr. Dem Gaule
Im trägen Tritt die Zunge hängt.

Dort aber auf dem Feld gebückt, gekrochen
Giebt's Mannschaft, schwitzt ihr Blut und läßt ihr Hirn
Von der erbarmungslosen Sonne kochen . . .
Kein Wasser da für Gaum und Stirn.

Kein Bissen Brot! Die Unglückselgen graben
Den Karst ein, hart die Scholle bricht.
Erlosch'nen Aug's, die nie geleuchtet haben,
Schaun sie sich an. — Sie klagen nicht.

Wie wenn ein böser Dämon, Qual zu zeugen,
Sie martere mit solchem Strafgericht
Auf ewig . . . ewig . . . Zu der Furche beugen
Den Nacken sie. — Sie klagen nicht.

Grabt, Söhne! Mitleid giebt es nicht. Grabt, Söhne
Bis euch die Arme platzen, euch erstickt
Des Fiebers Wut mit grausigem Gestöhne . . .
Grabt, Söhne! Ruhe giebt es nicht.

Auswüchse in der Hausindustrie.

Von einem Hausindustriellen.

Anläßlich des Konfektionsarbeiterstreiks sind verschiedene Auswüchse vor die Oeffentlichkeit gezogen worden, welche als unvermeidliche Folgeerscheinungen der ökonomischen Abhängigkeit zu betrachten sind. Einer derselben ist die Bestechlichkeit derjenigen Proletarier, welche die Unternehmer zu vertreten haben.

Diese Bestechungsseuche und ihre zersetzenden Wirkungen auf das Volksleben sind in der That wert, Gegenstand eingehender Studien für Sozialpolitiker zu werden. In der hier folgenden, kurzen Abhandlung soll nur eine besonders effektvolle Seite des inredestehenden Auswuchses zur Besprechung kommen.

Daß z. B. Konfektionsdamen, solche, welche die Arbeit abzunehmen haben, manchmal geradezu frech sind in ihren Anforderungen an die ablieferndem Zwischenmeister; daß sie, wenn sie wollen, dem besten Stück Arbeit durch boshaftes Verrenken ihres Körpers einen schlechten Sitz geben können, ist bekannt. Daß die Schneider im Hinblick auf ihre Abhängigkeit mit allerlei Geschenken kommen, ist nicht neu. Was will's da bedeuten, wenn da eine zu einer alten ermüdeten Frau sagt: Frau X.: Ich habe Durst und möchte eine Tasse Kaffee aus der Konditorei trinken.

Daß nicht die Gewaltige, sondern die Frau den Kaffee bezahlt, ist selbstverständlich; und es ist jeder Frau X. nur zu raten, das

dazugehörige Stück Torte nicht zu vergessen; denn Kaffee regt den Appetit an.

Doch dies sind Kleinigkeiten!

Schlimmer ist es schon, wenn solche Damen sich verschwören, einem mißliebigen Schneider mal die ganze Arbeit zurückzugeben, wenn Fräulein Gelb, Normal, Grün, Rot und wie gerade die Maße der Mäntel und Jaquets sind, künstlich Falten zu ziehen, als Sport oder Racheakt für gezeigte Selbständigkeit eines Schneiders, geruhen.

Daß solch ein Meister das Geld für Droschken oder andere Beförderungsmittel, was er verliert, aus den Arbeiterinnen herauszubekommen sucht, ist selbstverständlich; ebenso, wie er seinen Groll wieder an den Näherinnen auslätzt.

Daß Infamien ähnlicher und gemeinerer Art verübt werden, ist aber immer noch Lappalie gegen die Extraleistung, welche kürztich eine Frau thun zu müssen glaubte, um nicht auch dem Boykott der Konfektionense zu verfallen:

„Frau X.! Wollen sie mir einen Gefallen thun", fragt eine solche Gewaltige eine dem Verfasser D. bekannte Frau.

„Sehr gern!" war die selbstverständliche Antwort.

„Gut!" Dann gehen sie nach dem Hause Soundso, zu Herrn Soundso. Wahrscheintich ist der Herr jetzt allein zu sprechen. Sollte aber seine Frau zugegen sein, dann sagen sie: Herr S. — ein fingierter Name — erwartet sie heute da und da zum Skatspiel.

Frau X. macht sich auf die Strümpfe. Sie ist eine angehende Greisin; umsoweniger, denkt die Konfektionense, fällt es auf. Frau X. ist abgehetzt, die Ruhe thäte ihr not; ihr Los ist kein teichtes, denn die Tage von Aranjuez sind für die meisten Zwischenmeister vorüber. In diesem Jahre werden sie mehr geplagt als früher.

Abgehetzt und müde im Gehirn, kommt der alten Frau nicht zum Bewußtsein, daß die Konfektionsdame — nach der von der Sozialdemokratie aufgestellten Klassifikation ist diese eine „Proletarierin", keine Bourgeoisdame — daß diese Proletarierin sie in der schamtosesten Weise mißbraucht.

Die Greisin kommt in ein feines Haus; sie trifft das Ehepaar beisammen und überbringt die Einladung zum „Skatspiel." (Prächtiger Stoff für ein Sittendrama.) Der Herr nimmt die Bestellung mit Würde entgegen. Ein Paar Zeilen für den fingierten Herrn S. übergiebt er noch der Frau, indem seine Gattin im Zimmer weilt. Der Herr mußte die Zeilen auf harte runde Dinger geschrieben haben, denn die Überbringerin der „Liebes-Skat-Einladung" will so etwas durch das Couvert hindurch gefühlt haben. Sie kommt und übergiebt der Dame das Couvert und trägt die Hoffnung heim, daß sie in den nächsten Tagen etwas weniger schikaniert und etwaiger Unmut der Gestrengen einer Kollegin sich zuwenden wird, bis ihr Dienst vergessen, oder vielteicht durch einen noch schmutzigeren ersetzt wird.

Die kleine Liaison des Eheherrn mit der Konfektionense beiseite — die gehört in eine andere Rubrik! —; aber man kann wohl fragen: „Giebt es eine ekelhaftere Illustration der Abhängigkeit, in welcher sich redtich arbeitende Menschen befinden? Was ist demgegenüber die Abhängigkeit des Beamten oder Arbeiters selbst von verbohrtesten Bureaukraten!

Aber diese moralische Frechheit solcher Proletarier, man mag übel nehmen, daß ich dies betone, aber wer reformieren will, fange bei seinesgteichen an, und stolze, hoffärtige Bourgeoisdamen sind diese Konfektioneusen doch einmat nicht), diese moralische Frechheit ist es nicht allein. Anmaßend frech ist der Ton den Arbeitern gegenüber. Es lohnt sich der Mühe, mal beim Liefern zu helfen. Wenn nun der Bügler oder Meister täglich flegelhaft behandelt wird — bekanntlich wurde auch anständige Behandlung gefordert — so ist der Bügler bald auch flegelhaft gegen die Näherinnen.

Aber wir wollen gerecht sein. Es ist die vornehmste Pflicht der Angehörigen der D. G. E. K., weder rechts noch links zu sehen, sondern nur dem reinen Lichte der Wahrheit zu folgen auf dem Wege der Unparteilichkeit; deshalb haben sie auch wenig Freunde, aber umsomehr Freunde im Gemüt. Also gerecht. Die angestellten Proletarier sind nicht allein so unsozial und anmaßend; auch viete Herren Unternehmer sind es.

Man braucht noch nicht einmal an ernste Zerwürfnisse zu denken, wo ja manches zur Entschutdigung dienen kann. Nein! Die Herren sind oft am widertichsten, wenn sie gemüttich sind. „Komm mal her, Dicke!" sagt solch ein seiner Herr zu einer atten Frau, die zu Hause erwachsene Kinder hat. Muß sich da eine anständige Frau nicht schämen, ihre Kinder zum Liefern mitzunehmen.

Jedoch für heut soll das Bild nicht weiter gezeichnet werden. Ich bitte die geehrten Leser, mir zu verzeihen, daß ich eine moratische Pfütze gezeichnet habe. Aber auch dergleichen ist nötig; wenn ein Uebel bekämpft werden soll, muß es auch erkannt und geschaut werden; nur nicht durch die Parteibrille.

Und die Moral von der Geschichte, die man für ein Kapitel eines Hintertreppenromans halten könnte, wenn sie nicht in den letzten Tagen passiert wäre und wahrscheinlich in Variationen morgen und in ferneren Zeiten wieder passieren wird.

Die Morat ist, daß ein verseuchter Volkskörper in allen Teilen verseucht ist; mögen auch oben und unten, rechts und links gesunde Teile genug vorhanden sein. Deshalb müssen alle gesunden Teile Hand in Hand wirken zu einer Gesundung, unbekümmert um Stellung, Herkunft und Glauben. Es muß auf andere Dinge gesonnen werden als auf den Klassenkampf, in dessen Dunkel auch klassenbewußte Klassenkämpfer manchmal recht gemeine Dinge treiben.

Aus diesem Grunde ist es auch geradezu kurios, wenn z. B. von einem Vertreter des Klassenkampfes par excellence behauptet wird: Der Proletarier besitze genug Ethik, weil er sich mühsam nährt und ein schweres Gesetz einzelnen schwere Verluste brachte. Nein! Ethische Bestrebungen, Setbstkritik thut überall not.

Aus der ethischen Bewegung in England.

Mr. Stanton Coit, der Sprecher der West London Society, hat im März jeden Montag Abend Vorträge gehalten über das Thema: „Die geistigen und moralischen Ursachen des Mißerfolges der Arbeiterbewegung in der Organisation der Massen."

Auf den Vortrag folgte jeweils eine Diskussion, an der sich besonders Sozialdemokraten beteiligten. Dr. Coits Ausführungen gipfelten darin, daß ein rein politisches Programm niemals vermögen werde, die Massen zu inspirieren und bis zur Organisation aufzurütteln. Ethische Gesichtspunkte müßten ihnen erschlossen werden. Die Basis der Arbeiterbewegung müsse eine ethische sein. Die zweite große Forderung sei die, daß zur Organisation Männer herbeigezogen würden, welche für ihre Aufgabe wohl vorbereitet sind, und pekuniär so unabhängig gestellt werden, daß sie der Sache mit ganzer Kraft dienen können.

Wir teilen diese Gesichtspunkte durchaus; sie sind auf die deutsche Arbeiterbewegung in noch höherem Maße anzuwenden, als auf die englische, in der immerhin der Appell an das ethische Bewußtsein die gewerkschaftliche Agitation viel mehr beherrscht, als es in Deutschland der Fall ist. „Warum trete ich der Gewerkschaft bei", so fragt dort ein Flugblatt, und antwortet: „Weil sie mich an meine Mitmenschen denken lehrt, und das ist eine große Sache, ohne die das Leben öde und unglücklich wird." Auf einem Genossenschaftskongreß sagte die Genossenschaftlerin Mr. Sharp: „Die moralische Begeisterung, meine Freunde, ist nichts Utopisches und Unpraktisches, im Gegenteil, sie ist das praktischste Ding von der Welt." Der geringe Erfolg der deutschen Arbeiterorganisationen beruht nicht nur auf der mangethaften Ausbildung des Hilfskassenwesens, sondern vor allem auch auf der Unfähigkeit der marxistischen Gesellschaftsbetrachtung, die moralischen Kräfte der menschlichen Natur zu entfesseln. Die „Entwickelung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" hat zwar die Arbeiterbewegung unstreitig intellektuell vertieft, aber moralisch verflacht. Die Erhebung der neuen Gesellschaft zu einem Gegenstande idealen Verlangens gilt der Sozialdemokratie als Kindheitserinnerung, nachdem Engels verkündet hatte, daß das kommende Menschenreich nicht durch moralischen Enthusiasmus, sondern durch den mechanischen Prozeß der kapitalistischen Entwickelung selbst geschaffen werden würde. In übertriebenem Glauben an die Allmacht dieser ökonomischen Entwickelungsfaktoren werden die Vertreter einer moralischen Propaganda für die Erneuerung der Gesellschaftsordnung als „Ideotogen" betächelt, deren Arbeit keine Fühtung habe mit den großen wirkenden Kräften der Menschheitsentwickelung. Und doch bilden gerade die ethischen Seelenerregungen die einzige Form, in welcher eben jener große ökonomische Prozeß die menschliche Innenwelt für sich erobern und ihre Kräfte seinen Forderungen anpassen kann. In der moralischen Ergriffenheit liegt die mächtigste, volkstümlichste und feinste Sprache für die neuen Thatsachen der Wirtschaftsentwickelung. F.

Sprechsaal.

Wir bringen die folgende Erwiderung zum Abdruck, meinen jedoch, daß das Hauptargument für das Frauenstimmrecht, nämlich die pädagogische Bedeutung des Wahlrechts, durch dieselbe nicht getroffen wird.

Der Herausgeber.

Noch ein Wort zum Frauenstimmrecht.

Von P. Berthold.

Die Entgegnung, die Frau Stritt mir auf mein in der Nr. 14 der E. K. ausgesprochenen Ansicht über Frauenstimmrecht gab, ist ein Beweis, daß Theorie und Praxis sich oft gegenüber stehen, scheinbar als ließen sie sich nie vereinigen. Doch hat ein übereiltes, überlautes Betonen einer Theorie ihrer Praxis schon oft großen Schaden zugefügt. Daß Frau Stritt in Verkennung der vorhandenen Thatsachen sich darüber erregt, daß nicht jeder die Dinge nur so sieht, wie sie sein

fallten, ist psychologisch nicht unerklärlich. Frau Stritt lebt in einem relativ kleinen Kreise von Frauen, in dem in Bezug auf Frauenfrage im Augenblick nichts Neues mehr gesagt und geschrieben werden kann, ein Kreis gebildeter, weitblickender Frauen, in dem die Frauenfrage theoretisch gelöst ist, und die folgerichtig beim Frauenstimmrecht angelangt sind. Mein Berufs- und Pflichtenkreis als Leiterin eines Mädchen-Waisenhauses sowohl als meine Beobachtungen in der sogenannten guten Gesellschaft lehren mich täglich, daß der weitaus größte Teil der Frauen noch keine Ahnung davon hat, daß ein kleiner Prozentsatz ihrer „Geschlechtsgenossinnen" für sie im Kampf steht und welcher Art dieser Kampf ist. Die Reife und Kampffähigkeit der Frau besteht auch meiner Ansicht nach nicht in ihrem Bildungsgrade, sondern in ihrer Fähigkeit selbständig zu denken und zu urteilen. Der Glaube an die männliche Autorität muß einer individuellen Auffassung der Dinge überhaupt weichen und damit ein Urteil auch in politischen Dingen aarbereiten.

Als die berühmte Frauenpetition in meine Hände gelegt war, damit ich Unterschriften sammeln sollte, da legte ich sie erst einer Reihe von Damen vor, die sich Alle aorsichtig weigerten, sie zu unterzeichnen. (Eine wollte es thun vorbehaltlich der Erlaubnis ihres Mannes!) Nachdem ich dann einer kleinen Versammlung von „Frauen aus dem Volke", Näherinnen, Schneiderinnen, Putzfrauen 2c., den Zweck der Petition erklärt hatte, unterschrieben diese sie, „weil es doch nichts schaden kann," weil sie nichts zu verlieren hatten," und weil sie in mich das Vertrauen setzten, daß ich ihnen „nur gut raten" würde. Wie viele Unterschriften sind auf diese Art zu stande gebracht worden, für diese Petition, die dann als „ein vieltausendstimmiger Aufschrei aus dem Herzen der deutschen Frau" dargestellt wurde. Wie würden diese Frauen sich mit einem Wahlzettel in der Hand verhalten?

Die meisten Frauen stehen in sozialer Beziehung noch auf dem Punkte ihrer Entwickelung, daß sie auf ihre nächsten Pflichten hingewiesen und für ihre höchsten Pflichten erzogen werden müssen. Als Erziehungsmittel für die Arbeiterin nenne ich eine aufklärende Propaganda über die nächstliegenden Ziele der Frauenbewegung, (gleiche Arbeit, gleichen Lohn 2c.) Organisation zu Gewerkschaften und Anbahnung eines Vereinslebens; für die besitzende Frau: Vereinsleben und Arbeit an einer großen, möglichst centralisierten Armenpflege. — Also Propaganda der That im besten Sinne; für beide mit einander der beständige, unermüdliche Hinweis darauf daß die Arbeiterin und die Bürgersfrau in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes gleiche Leiden, gleiche Freuden und gleiche Pflichten habe.

Ich glaube nicht, daß dieses mein Programm „die Entwickelung der Frauenpersönlichkeit hemmt" oder uns zu niedere Ziele steckt, wie Frau Stritt fürchtet. Ich glaube aber, daß der vorzeitige Gedanke an politische Freiheit, aktives und passives Wahlrecht, viel Unheil anstiften kann. Die oberflächlichen Frauen werden ihn unverstanden auffangen und darüber fruchtlos schwatzen, die unter guter Leitung leistungsfähigen und leistungswilligen Frauen werden, in der ehrlichen Einsicht einer zu großen Anforderung, sich geistig in ihr Schneckenhaus zurückziehen.

Wer sich bemüht, seine Kinder nach ethischen Prinzipien zu erziehen, wird ihnen, so lange sie in ihrem Denken noch unreif sind, Blätter und Schriften, die pädagogische oder ethische Streitfragen behandeln, nicht zu lesen geben, weil unverstandene, halb- oder gar mißverstandene Weltweisheit dem jungen Menschen sehr ungesund ist. Deshalb können und sollen aber Eltern und Erzieher sich doch über die letzten Ziele ihres Strebens aussprechen und verständigen.

Ebenso in der Frauenbewegung.

Den Führerinnen der Frauenbewegung mag als letztes Ziel unser Stimmrecht vorschweben; aber in dieser Beziehung heute schon Forderungen aufzustellen und Propaganda machen zu wollen, ist sicher verfrüht. Die Frauen müssen erst sehen und lesen, hören und sprechen lernen — zielbewußt und selbständig. Ernst, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sind nicht spezifisch männliche Eigenschaften, die man sich erst auf dem Forum aneignet, sondern Tugenden, die Mann und Frau gleicherweise vom Hause auf die Öffentlichkeit überträgt.

Erst wenn der größere Teil der deutschen Frauen aus dem Stadium des Erzogenwerdenmüssens in das Stadium der Selbsterziehung getreten ist, dann mögen sie daraa gehen ihre politischen Rechte in Anspruch zu nehmen. Solange aber die besten und strebsamsten der deutschen Frauen und Führerinnen einer Partei noch nicht so viel Selbstzucht erworbea haben, daß sie eine Debatte nicht ohne persönliche Ausfälle führen können, gedea sie sich selbst das Zeugnis politischer Unreife.

Zur Kritik der Parteipolitik.

In dem Artikel „Streiflichter" in Nr. 16 der „E. K." befindet sich ein Satz, der mich zum Widerspruche reizt. Es heißt da:

„In letzter Zeit haben eine Reihe von ernst zu nehmenden Lesern das Abonnement auf die „E. K." gekündigt, weil in dem Blatte zuviel an der Sozialdemokratie genörgelt werde. Diese Nervosität gegen jede Kritik an der großen sozialen Kampfpartei ist durchaus verwandt mit der Empfindlichkeit der heutigen Machthaber gegenüber der Kritik an herrschenden Institutionen und Personen."

Meiner Meinung nach sind nun Leute, die an einer solchen Nervosität leiden, die sie aber bei Gegnern und Machthabern als Klassenegoismus, Dünkel, Freiheitshaß und dergl. hinstellen, durchaus nicht ernst, eher tragisch, die meisten aber tragikomisch zu nehmen.

Ernst zu nehmen wären die, welche — wenn sie keine ernsteren Gründe zum Rücktritt haben — den Sprechsaal oder die Spalten des Blattes benutzen, um „Nörgeleien" — ein gefährliches Wort übrigens — entgegen zu treten, wenn solche überhaupt vorhanden wären.

Enthält denn aber das Blatt nur sogenannte „Nörgeleien"? Relativ sehr wenig! Der größte Teil ist instruktiver aber belehrender Natur, und, was das „Nörgeln" betrifft, so wird wahrlich vor keiner Thür Halt gemacht; dagegen, wie mancher glaubt, an den Mißständen in der heutigen Gesellschaft mehr genörgelt, als an denen in der sozialdemokratischen Partei, nicht zu verwechseln mit Sozialdemokratie.

Leider giebt es viele Leute, welche der „E. K." nur unter der Bedingung die Existenzberechtigung zugestehen möchten, daß sie ein Echo bildet für die Stimmen, die in der „Partei" gern gehört werden. Daß gerade darin der größte Vorzug eines Blattes besteht, daß es alle Meinungen zu Worte kommen läßt, vermögen diese „radikale Parteimänner für Meinungsfreiheit" nicht zu fassen.

Wenn nun jemand, statt sich zum Worte zu melden, seine Meinung mutig zu vertreten, lieber weinerlich sagt: „Ich spiele nicht mehr mit!" so wirkt dies nicht ernst, sondern tragikomisch.

In der That scheint die „degradierte, entnervte bürgerliche Demokratie-Gesellschaft" nicht so entnervt, so nervös zu sein, denn die zehn und mehr Tausende bürgerlicher und besitzender Leser des „Vorwärts" bestellen ihn nicht ostentatio ab, obwohl ihnen auch nicht alles aus der Seele geschrieben ist. Sie nehmen eben das Gute heraus, lassen es, je nach ihrer persönlichen Anlage auf sich wirken und lassen das Stroh bein liegen, bis vielleicht mal einer kommt, der es als Unterlage für eine Betrachtung gebraucht, weil heutzutage alles relativen Wert hat. Wie, wenn diese Besitzenden auch so nervös wären, wie mancher Freiheitskämpfer? Einige klagen ja sowieso schon über „verletzte Gefühle". Arme Parteikasse! Wo bliebe da der Überschuß vom „Vorwärts".

Übrigens ist, das sei wieder zur Ehre der Partei gesagt, der Begriff einer Reihe sehr unbestimmt. Drei oder vier bilden auch eine Reihe und wenn die geehrten Leser der „E. K." und die Mitglieder der „D. G. E. K." erst mal ordentlich an die Verbreitung des Blattes gehen, so läßt sich der nach Einern zählende Verlust durch Zehner und Hunderte ersetzen. Es muß nur immer wieder auf den hohen Wert eines unparteiischen, auf höherer Warte stehenden Blattes hingewiesen werden.

Ganz verlaren gehen übrigens die erzürnten Leser nicht; die meisten lesen wahl im stillen weiter.

Berlin. C. Henke.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Kritische Grundlegung der Ethik
als positiver Wissenschaft

von

Dr. med. Wilhelm Stern,

pract. Arzt in Berlin.

476 Seiten gr. 8°. Preis 7,20 Mark.

Von welchen Bedingungen
ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,

gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autoeisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**

16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partieen von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Das neue Handelsgesetzbuch
für das
Deutsche Reich
(mit Ausschluß des Seerechts).

Textausgabe mit Anmerkungen für d. praktischen Gebrauch u. einem Sachregister

von **Dr. Danziger I.**

Rechtsanwalt beim Kgl. Landgericht I zu Berlin

272 Seiten. 8°. Preis broschiert 1,50 M., in Leinen geb. 2 M.

Die Bestimmungen über die Handlungsgehülfen und Handlungslehrlinge treten bereits am 1. Januar 1898 in Kraft. Es ist daher nicht nur für Behörden, Richter und Rechtsanwälte, sondern auch für alle kaufmännischen Kreise (Prinzipale wie Angestellte) von größter Wichtigkeit, sich schon jetzt mit dem Handelsgesetzbuch bekannt zu machen.

Hierzu eine Beilage betreffend **Dichtungen von Arthur Pfungst**, die wir hiermit besonderer Beachtung empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2889.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 8. Mai 1897. | Nr. 19.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Kolonialmoral. — Des Lebens Zweck. Von F. Staudinger. — Die Fortlangesellschaft. Von Helene Simon. — Christentum und ethische Kultur. (Schluß.) — Nachdenkliches. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Breslau. Abteilung Berlin.

Kolonialmoral.

Die Dienstentlassung des Dr. Peters hat der öffentlichen Meinung einige Genugthuung verschafft; manche Stimmen rufen erregt nach Gefängnis und Zuchthaus; doch kommt es hier viel weniger auf die gerichtliche Bestrafung als auf eine einmütige Verurteilung durch die öffentliche Meinung an. In dieser Beziehung aber bleibt in Deutschland noch viel zu wünschen übrig. Dr. Peters konnte die Anklagebank verlassen in dem Bewußtsein, daß „nationalgesinnte“ Männer aus allen Kreisen mit ihm der Meinung seien, daß Deutschland sich mit dieser Ausstoßung eines Pioniers seiner Kultur wieder einmal „gründlich blamiert“ habe. Was wissen die Herren am grünen Tisch, wie man mit den „schwarzen Hunden“ umzugehen hat? Kann denn die Civilisation überhaupt ohne solche brutalen Abenteurer in den dunklen Continent eindringen? Darf man die „afrikanischen Bestien“ wie Europäer behandeln?

Leider vergessen unsere Brutalpolitiker bei ihren tierischen Gleichnissen, daß die Bändigung und Veredlung von Tieren niemals durch unsere tierischen Energien, sondern nur durch unsere spezifisch menschlichen Ueberlegenheiten erreicht wird. Wer jemals mit Pferden umgegangen ist, der weiß, daß dieses Tier unter der Hand eines zügellosen und brutalen Menschen störrisch und bösartig wird, während es sich willig und fügsam lenken läßt, sobald es spürt, daß ihm ein fester aber fühlender Mensch auf dem Rücken sitzt. Die Pferde haben ein äußerst empfindliches Gerechtigkeitsgefühl; sie wissen es ganz gut, wenn sie sich vergangen haben und dulden dann ruhig die Strafe; merken sie aber den geringsten Uebermut und Jähzorn aus der Behandlung des Strafenden, so fühlen sie sich sofort unter ihresgleichen und schlagen ebenfalls hinten und vorn aus. Schon mancher Apostel der Brutalität hat im Pferdestall ethische Kultur gelernt. Ja, es giebt sogar kaum ein schöneres Zeichen für die universelle Bedeutung ethischer Kultur, als die Thatsache, daß selbst die Tierwelt ihre Kräfte dem „weltfremden Ethiker“ williger und ausgiebiger zur Verfügung stellt, als der menschlichen Bestie. Bekanntlich sind auch die Tierbändiger zwar Menschen von großer Willenskraft, aber vor allem einer nach innen gewendeten Kraft, d. h. Männer, die sich selbst in seltener Weise gezähmt haben und ihre Zöglinge ohne barsche Launen wie Gentlemen behandeln. Davon kann man sich auf jeder Menagerie überzeugen.

Was folgt hieraus für die Kolonialmoral? Doch wohl die Einsicht, daß auch in der „schwarzen Bestie“ nicht weniger Empfänglichkeit und Ehrfurcht vor der moralischen Energie der Menschennatur vorhanden ist, als in Tierleibern, und daß man im Verkehr mit den unerzogenen Völkern mehr als irgendwo den folgerichtigen Menschenfreund und weniger als irgendwo den zügellosen Draufgänger brauchen kann. Die bisherigen „Erfolge“ der Schneidigkeit sind ja doch durchaus dazu angethan, einen Systemwechsel als wünschenswert erscheinen zu lassen. Man hat bei den Wilden aller Erdteile so viel Züge von Vertrauen, Großmut, Gastfreundschaft und Dankbarkeit gefunden, daß man es ihnen wahrlich schuldig ist, auch einmal in dieser Sprache mit ihnen zu verhandeln. Pfarrer Naumann ist von dieser Notwendigkeit natürlich nicht durchdrungen, in Nr. 97 der „Zeit“ verurteilt er Peters zwar, fährt dann aber in der gewohnten Haldheit fort:

„Ohne Abenteurer aber würden die Deutschen den ganzen deutschen Osten nicht erobert haben und niemals ein großes Volk zwischen Romanen und Slaven geworden sein, ohne Abenteurer würde England kein Indien nicht haben, ohne solche Leute hätte Frankreich kein Algier. Wir brauchen diese Elemente und fühlen doch zugleich, wir große Schwierigkeiten sie uns machen. Peters war ein Typus dieser Sorte im guten wie im schlechten. Wenn er ausgemustert wird, und es geht nicht anders, so wird damit ein Stück wild wachsende, aber auch wild wirkende Kraft abgethan. Es ist ein Kraftverlust, wenn auch leider ein notwendig gewordener, ein Verlust, der andere ähnliche Verluste nach sich ziehen wird.“

Das klingt ganz ähnlich, wie die Rede des Oberstaatsanwaltes über die politische Polizei im Prozeß Leckert-Lützow: „Es ist ein Gewirr von Lüge, Korruption und Hinterlist, was sich da enthüllt hat — aber wir können diese menschenverderbende Institution nicht entbehren, wir brauchen sie im Interesse der staatlichen Ordnung.“ Wie die politische Polizei charakterloses Horchergesindel für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung anstellt, so soll also die koloniale Politik vor dem Dilemma stehen, entweder die Kolonien aufzugeben oder brutale Abenteurer in die Wildnis zu senden. Nun — so gut wie sich vertrauensvolle Männer und Frauen gefunden haben, die statt der Polizei in den dunklen Kontinent der Arbeiterwelt dringen, so werden sich ja wohl auch für den afrikanischen Kontinent Pioniere finden, die Liebe und Achtung für die menschliche Natur fühlen und auch in Afrika die Kraft haben, Europäer zu bleiben. Die geschichtlichen Vergleiche Naumanns helfen uns hier nicht weiter. Daß unsere Position zwischen Slaven und Romanen zum großen Teil durch Abenteurer gewonnen ist, das mag wahr sein — aber sie ist auch danach. Die Kultur braucht jetzt wahrlich andere Methoden. Und die Hauptsache ist: Eine brutale Kolonialpolitik wirkt verwildernd auf das Mutterland zurück, weil sie die Roheit mit neuem Glorienschein umgiebt. Man wird dann auch wieder anfangen, die Geisteskranken zu züchtigen, die Verbrecher zu prügeln, und das Ende vom Liede ist, daß Deutschland eine afrikanische Kolonie wird.

Noch ein Wort zum sogenannten Tropenkoller. Wenn es wahr ist, daß klimatische Einflüsse den Menschen besonders stark in der Herrschaft über sich selbst erschüttern, so sollte man doch den Tropenbeamten erst recht den innern Halt der stärksten sittlichen Verantwortlichkeit geben, statt ihnen einen Ablaßbrief für alle Sünden unterhalb des Aequators zu erteilen und sie dadurch im Kampf gegen ihr niederes Selbst zu schwächen.

F.

Des Lebens Zweck.

Von F. Standinger.

Ein Knabe ſtand einmal mit einem Alten auf der Ebene vor einem frühlingsgrünen Berge, aus dem ein ſchimmernder Turm hervorragte. Am Tage zuvor hatte der Alte dem Kinde an ſeinem Baukaſten gezeigt, wie ein Bauſtück ſtets auf dem anderen ruht und dadurch ſicher und feſt ſteht. Dieſen Gedanken wandte der gelehrige Knabe jetzt auf die Natur an und ſagte altklug: Siehſt du, Großvater, da ruht der Turm auf dem Berg und der Berg ruht auf der Erde, und die Erde ruht — aber da ſtockte er und frug: Ja worauf ruht eigentlich die? — Der Alte war verdutzt; er wußte erſt nicht, was er ſagen ſollte. Dann aber ſprach er feierlich: „Die Erde, die ruht in Gottes Hand.“ Da war des Kindes Gemüt beruhigt, und es wiederholte befriedigt die ganze Kette der Gedanken, überzeugt, daß es da eine große Wahrheit gelernt habe.

Wir machen es gewöhnlich, wenn wir nach des Lebens Zweck fragen, nicht anders als jener Großvater. Zwar teilen wir vielleicht den Gedanken unſeres Religionslehrers nicht mehr, daß der Zweck des Menſchenlebens die Vorbereitung auf das Jenſeits ſei. Aber ein Reſt dieſer Lehre haftet tief in uns; wir fragen doch noch immer nach einem Zwecke des Lebens und ſuchen die Antwort darauf — leider oft in den Lüften der Phantaſie.

Sah ich in dieſen Tagen ein paar achtjährige Buben mit großem Eifer Steine aus dem Boden graben; dann zogen ſie kleine Gräben im Viereck und innerhalb desſelben türmten ſie die Steine und Steinchen zu unförmlichem Mauerwerk zuſammen und verbanden ſie mit Lehmdrei als Mörtel. Sie machten ſich ſehr ſchmutzig dabei, aber ſie waren ſo eifrig, als gälte es des Staates Wohl und ſo ſelig, wie es der Menſch immer iſt, wenn er ſich ſelbſtverloren einem Thun ergiebt. „Was wollt ihr da machen, ihr kleinen Schmutzfinken?“ frug ich. „Wir bauen ein Schloß!“ ſagten ſie ſtolz, ohne ſich unterbrechen zu laſſen. „Und was wollt Ihr mit dem Schloß machen?“ frug ich weiter. — Ein Junge erhob ſich und ſah mich verwundert an, wie ich ſo dumm fragen könne. „Ei, das gefällt uns!“ ſagte er dann friſch, und ging wieder an die Arbeit.

Wahrhaftig! dachte ich, der Junge iſt klüger als wir Alten, die wir immer nach Zwecken des Lebens fragen. Er macht ſich aus ſeinem Lebenstrieb, ſeinem Schaffenstrieb heraus ſeinen Zweck, freut ſich ihn zu verfolgen, ſcheut Mühe und Anſtrengung nicht, lebt in ihm ein frohes begeiſtertes Leben — aber warum er den Zweck will, danach fragt er nicht. In ihm leben iſt ihm genug: er gefällt ihm.

Aber trotz unſerer abweichenden Theorie machen wir es doch auch oft ebenſo in der Praxis? Warum leſe ich jenes Gedicht? Es gefällt mir! Habe ich da wirklich immer den pedantiſchen Gedanken, ich wolle meinen Horizont erweitern, ich müſſe es doch geleſen haben, um nicht als ungebildet zu gelten? Freilich der Leute giebt es auch, die es machen, wie jener junge Gelehrte Gottfried Kellers, der alle neuen Erſcheinungen auf ſeinem Gebiete las und notierte, nicht eigentlich aus Intereſſe an der Sache, ſondern mehr aus einer gewiſſen „Wachſamkeit“. Und wir alle müſſen vieles thun, nicht aus direktem Intereſſe, ſondern weil ein höheres Intereſſe es gebieteriſch fordert.

Dann haben wir einen Zweck unſeres Thuns. Wir düngen das Beet, nicht weil es uns gefällt, es zu düngen, ſondern weil wir die Roſe haben wollen, die uns darauf blühen ſoll. Und warum wollen wir die Roſe haben? „Ei, die gefällt uns!“ müſſen wir mit dem Knaben ſagen.

Im Leben ſetzen wir uns Zwecke — aber wie das Leben von Natur aus einen Zweck hätte: ich wenigſtens weiß nicht, was das heißen ſoll. „Das ruht in Gottes Hand!“ würde der alte Großvater ſagen.

Wo bleibt aber da die Ethik?

Wo die bleibt? Nun, wenn ſie nicht bliebe? — Aber ſie bleibt da, bleibt wirklich da um unſertwillen. Sie bleibt, weil wir unſere Pläne ſchmieden und unſere Zwecke ordnen müſſen, mögen wir wollen oder nicht.

Und — ſeltſame Erſcheinung — wie eine getreue Hausverwalterin, die aus der Dienerin unmerklich zur Herrin herauswächſt, beherrſcht die Ethik, indem ſie unſer Thun ordnet, unſer Leben; und vermöge dieſer Herrenrolle kann ſie merkwürdigerweiſe der Frage nach dem Zweck des Lebens eine Antwort geben. Vermöge des Zuſammenhangs, in den ſie unſer Thun und Leben bringt, kann es einen Zweck gewinnen, den es von Natur nicht hat; und erſt wenn es einen Zweck erlangt, erhält es auch einen Wert.

Seltſam! Und doch nicht ſeltſamer, als daß eine Mutter ihres Kindes Gedeihen zum Zwecke ihres Lebens macht und ihrem Leben damit Wert und Würde verleiht.

Die Fabian-Geſellſchaft.

Von Helene Simon in Berlin.

Nach einer weitverbreiteten Annahme beſteht der engliſche Verein der Fabier aus einem „Heer von Führern“. In der That hält ſich jeder Einzelne unter ihnen für eine Weisheitsquelle auf eigene Rechnung und fühlt ſich als Auserwählter des auserwählten Inſelvolkes. „I am a Fabian“ ſpricht er mit einer Genugthuung aus, die einen teilen Zuſatz hilfsbereiter Verachtung für den Nichtfabier und Nichtengländer hat. Betrachtet man indes die 7½ Hundert Mitglieder auf ihre Führerſchaft hin in der Nähe, ſo erkennt man bald, daß die Geſellſchaft ihre intereſſante Eigenart einer kleinen Anzahl leitender Männer verdankt.

Sie entſtand um die 80er Jahre, als die Gleichgültigkeit der verantwortlichen Elemente gegenüber einer weder zuvor noch ſpäter wieder erreichten Zahl von Arbeitsloſen, den ſeit dem Niedergang des Chartismus ſchlummernden ſozialiſtiſchen Gedanken gewaltſam aufrüttelte. Henry George's „Progress and Poverty“ fiel als Zunder in den aufgeſammelten Brennſtoff der Empörung und beſchleunigte die Bildung von Vereinen, welche die in der Chartiſtenbewegung embryoniſch enthaltenen Forderungen der Vergeſellſchaftlichung der Produktionsmittel zur Grundlage ihres Programms machten.*)

Die erſte dieſer Körperſchaften, die 1881 gegründete „demokratiſche Föderation“, ſpaltete ſich nach zweijährigem Beſtand in die heute belangloſe „Socialist League“ und die „Social Democratic Federation“, die in ſtarrem Doktrinarismus weit über ihr Vorbild, die deutſche Sozialdemokratie, hinausſchießt, eine um ſo verhängnisvollere Thatſache als in England Dogmen geringe Werbekraft beſitzen.

Eine von Mill, den Chriſtlich-Sozialen, Carlyle und Ruskin beeinflußte Gruppe des Mittelſtandes hoffte das Heil durch ſeeliſche Wiedergeburt herbeizuführen und vereinigte ſich 1883 zu einer Regenerationsgeſellſchaft. Im folgenden Jahre zerfiel ſie in die ihrem Urſprung getreue „New Fellowship“ und die Fabian Society. Letztere beſchloß ihren Kampf auf dem Boden der Thatſachen auszufechten, „in der beſcheidenen Empfindung, daß die Revolution eine unſinnig lange Zeit zu warten haben würde, wolle man ſie bis zur perſönlichen Vervollkommnung ihrer Mitglieder hinausſchieben.“

Ungeachtet ihres Namens entſprang die Fabian Society keineswegs in voller Weisheitsrüſtung dem Regenerationsverein. In ihrer Sturm- und Drangzeit rechnete ſie mit einer plötzlichen Erhebung des Proletariates, an deſſen Seite ſie über „Grundbeſitzer und Kapitaliſten hinweg in das tauſendjährige Reich einziehen wollte.“ Nur ihre idealiſtiſche Grundanſchauung verhinderte ſie, ſich durch Anſchluß an die „Social Democratic Federation“ mit deren proletariſchem Gefolge zu identifizieren. Die Arbeiter ihrerſeits blieben den Fabiern anfänglich fern, weil dieſe ihre Verſammlungen in den Privaträumen ihrer Mitglieder abhielten. Später ließ die kritiſch analytiſche Art der Geſellſchaft ſie nicht zu eigentlicher Vollſtümlichkeit gelangen. Die Fabier ſelbſt erkannten bald, daß man, wo es gilt die Maſſen aufzurütteln, mit der feinſten Satire und der ernſteſten Forſchung keinen Hund vom Ofen lockt, und daß ihre Aufgabe mit jener, der auf gleicher ſozialökonomiſcher Baſis ſtehenden Arbeiterparteien, nicht zuſammenfalle.

Im Jahre 1885 zählte die Fabian Society infolge der erwähnten Umſtände nicht mehr als 40 Mitglieder. Auch die fol-

*) The Fabian Society: What it has done and how it has done it. Bernard Shaw, Tract No. 41.

genden Jahre waren dem Wachstum des Vereins nicht günstig. Die schärfste wirtschaftliche Notlage führte zur Arbeitslosenagitation und zu Massenkundgebungen, die im November 1887 mit dem „Bloody Sunday", an dem die Polizei auf die Versammelten einhieb und die Widersetzlichen gefangen nahm, ihren Abschluß fanden.

Die Beteiligung der Fabier an den Ereignissen beschränkte sich auf Vorschläge zur Beschäftigung der Arbeitslosen. „Es ist leicht genug zu fordern, daß etwas geschehen soll", sagt Sidney Webb und „ich stimme ganz damit überein, daß man für den Gegenstand agitiere, aber etwas mehr als Agitation ist erforderlich." Die diesem „Mehr", der Prüfung des einzelnen sozialökonomischen Problems, zugestandene Bedeutung unterscheidet die Fabier von andern sozialdemokratischen Verbindungen.

Von blaß sozialreformatorischen Elementen unterscheidet sie ebensowohl die Unterstützung der sozialistischen Agitation als ihr prinzipieller Standpunkt.

Die oberste Forderung der Gesellschaft an ihre Mitglieder ist Bekennung zum Sozialismus und zur Arbeit für die Umbildung des Gemeinwesens auf sozialistischer Grundlage. Sie erstrebt die Vergesellschaftlichung des Bodens unbedingt, die des industriellen Kapitals, soweit es zur Sicherung des Lebensunterhaltes und der Unabhängigkeit des Volkes nötig und zur gesellschaftlichen Verwaltung geeignet ist. Dabei leiten sie sowohl ökonomische Prinzipien als das ethische Prinzip der Beseitigung des unerarbeiteten Vermögenszuwachses („unearned increment") durch Grundrente und Kapitalzins. Verbleibt in den Händen Einzelner nur die Leitung der für die gesellschaftliche Handhabung nicht geeigneten Arbeitszweige, so tritt an Stelle des unerarbeiteten Vermögenszuwachses die Rente der Befähigung (rent of ability) zu besondern Dienstleistungen für die Gesellschaft. Mit der „Rent of ability", unter die das ganze Gebiet der Entlohnung geistiger Thätigkeiten fällt, schlagen die Fabier das Kreuz vor dem Gespenst der Gleichmacherei und vor demjenigen, was die „Social Democratic Federation" Marxismus nennt. Ohne selbständige Kenntnis der Marxschen Wertlehre erscheint sie ihnen danach als gespenstiger Schuldschein, laut dessen in der revolutionierten Welt jeder Arbeiter sein ganzes Arbeitsprodukt einzufordern habe, womit nicht nur Kapitalist und Grundbesitzer um Kapitalzins und Bodenrente gebracht wären, sondern auch die Fabier und mit ihnen alle Intelligenzen der Gemeinschaft um die Rente der Fähigkeit.

Die praktischen Fabier suchen vor dieser Auslegung Rettung bei der Jevonschen Grenznutzenlehre; aber in richtiger Erkenntnis ihrer eigenen theoretischen Unzulänglichkeit erklärt die Gesellschaft, daß sie bestimmte Ansichten über theoretische Nationalökonomie nicht habe.*)

Die allmähliche Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel wird von den Fabiern als eine aus der ökonomischen Zweckmäßigkeit selbst sich ergebende Forderung gedacht, aber der Wille zu ihrer Erfüllung muß durch veränderte Motive herbeigeführt werden. „Deshalb erwartet die Fabian Society den Umschwung durch die Aussaat von Kenntnissen über die ökonomischen, ethischen und politischen Beziehungen des Einzelnen zur Gesellschaft". Um eine bewußte Stellungnahme gegen die materialistische Geschichtsforschung handelt es sich dabei nicht. Bei allem Idealismus sind die Fabier echte Empiriker; aber sie halten sich an das Gesamtbild der Erscheinung; Fragen nach den letzten Gründen der Dinge kümmern sie wenig.

Die Taktik der Fabier ist der fleischgewordene Opportunismus der englischen Rasse in seiner Anwendung auf sozialistische Bestrebungen.

An Stelle des konsequenten Klassenkampfes tritt eine je nach den Umständen sich modelnde Politik.

Bis zum Jahre 1892 sahen die Fabier ihre politische Aufgabe in der Durchsetzung der liberalen Partei mit sozialistischen Ideen.

Unter dem Losungswort „Permeation of the Liberal Party" gewannen sie in ihrer Blütezeit, den Jahren 1881—91, den Star und das Daily Chronicle für eine weitgehende Vertretung der Arbeiterinteressen.**)

In diese Zeit fällt auch der wesentlich der fabischen Energie verdankte Sieg der Progressisten im Londoner Grafschaftsrat. Es ist das bleibende Verdienst des Vereins, daß infolge dieses Sieges das „Problem London", die Verzweiflung aller Sozialpolitiker, wenigstens in Angriff genommen wurde.

Ich erinnere nur an die Beseitigung der schlimmsten Schlupfwinkel des Elends und des Verbrechens im Osten und an die Neuanlagen und Erweiterung von Parken und öffentlichen Plätzen in Arbeitervierteln.

Der Höhepunkt der „Permeation"-Politik, die den Sozialismus in England zu einer Landesfrage, sozusagen hoffähig machte, ehe er Klassenfrage wurde*), war das ins liberale Nest gelegte Kuckucksei des Newkastler Programms (Okt. 1891), in dem die „National Liberal Federation" weitgehende Wahl- und Steuerreformen und andere radikale Forderungen zu unterstützen verspricht.

Angesichts der Ausführung wurde es indes den Progressisten vor ihrer eigenen Gattähnlichkeit bange und es zeigte sich von Anbeginn, daß eine auch nur teilweise Erfüllung des Newkastler Programmes nicht zu erwarten sei.

Die Liberalen leisteten nicht vielmehr als ihre konservativen Vorgänger. Mangelnde Kenntnis der in Angriff genommenen Probleme hatte ein unsicheres Hin- und Hertasten, ein Aufnehmen und wieder Fallenlassen sozialpolitischer Reformen zur Folge. Man reizte den Gegner durch das Aufhissen der roten Flagge, und man erbitterte die Anhänger durch ihre Preisgabe. Die Fabier sahen sich am ersten Wendepunkt einer wahlerwogenen Taktik angelangt.

In einem, im November 1883 in der Fortnightly Review veröffentlichten Manifest „To your tents a Israel", sind die Leistungen der Liberalen an den Verheißungen des Newkastler Programms gemessen und zu leicht befunden: die Bildung einer dritten politischen Partei wird in Erwägung gezogen.

Die Fabier selbst kannten und wollten eine Volkspartei neben der Social Democratic Federation und in teilweisem Gegensatz zu ihr nicht werden; auch die Verschmelzung mit einer solchen Körperschaft wiesen sie zurück, weil sie den Zeitpunkt zur Aufgabe ihrer kritisch überblickenden Haltung noch nicht gekommen erachteten; aber sie unterstützten mit Wärme die im Januar 1893 ins Leben getretene „Independent Labour Party", die vom Augenblick ihrer Entstehung an mehr Volkstümlichkeit besaß als die F. S. und die S. D. F. zusammen. Unmittelbar dem Volke entsprungen, trägt sie dem religiösen Empfinden des englischen Arbeiters Rechnung, bei eifriger Befürwortung der wirtschaftlichen Organisationen sucht sie ihnen den individualistischen Teufel, unter dem Zeichen des Sozialismus als dem Kern der christlichen Lehre, auszutreiben. Aber der Mangel an einheitlicher, zielbewußter Leitung, geeignet, die junge Partei auch außerhalb ihrer schnell wachsenden Reihen würdig zu repräsentieren, veranlaßte allmählich einen Stimmungsumschwung im fabianischen Lager, der schon nach dem Ausfall der Wahlen von 1895 einer Absage gleichkam. In ihrer abgekühlten Beurteilung der I. L. P. wurden die Fabier bestärkt durch deren Fiasko auf dem Internationalen Arbeiter- und Sozialistenkongreß, welches die Unfähigkeit der Führer zu mehr als agitatorischer Thätigkeit deutlich zeigte.

Hatten die Fabier vor der Grenze des innerhalb der liberalen Partei Erreichbaren Halt gemacht, so beben sie jetzt vor der Unabhängigkeitspolitik zurück, weil sie ihnen nach den gemachten Erfahrungen als verfrüht erschien. Sie nahmen politisch eine seither nicht aufgegebene, zuwartende Haltung an und setzten ihre ganze Kraft an die Vertiefung und Erweiterung national-ökonomischer Kenntnisse einerseits, die Sozialisierung der Gemeindeverwaltungen (Municipal Collectivism) andererseits.

Die Gründung der „London School for Economics & Political Science"**), einer nach den demokratischsten Grundsätzen geleitete Lehrstätte der Nationalökonomie und der spezialisierten Forschung ist fabischen Einflüssen zu verdanken und steht in engem, obwohl diskretem Zusammenhange mit der Gesellschaft.***)

Auch die oft höchstinteressanten Vortrags- und Diskussionsabende der Fabier, ihre Flugschriften und Vorlesungskurse in Arbeitervereinen gehören fast ausschließlich der Behandlung von Verwaltungs- und Wirtschaftsfragen. Die politischen Experimente sind überall durch das Bestreben ersetzt, den Boden, auf dem der

*) „Die Fabian Society hat keine bestimmten Ansichten über die Religion, Familie, Kunst, theoretische Nationalökonomie, historische Evolution, Währungsfrage, sondern nur über ihre eigene spezielle Aufgabe der Forderungen der praktischen Demokratie und des Sozialismus." Report on Fabian Policy Fabian Tract No. 70.

**) „Unsere Mission ist die Presse zu sozialisieren, nicht selbst Leiter der Presse zu sein." B. Show, F, Tract 41.

*) Es wäre dies freilich unmöglich gewesen ohne die Vorbedingungen einer entwickelten Demokratie und einer industriell und ökonomisch organisierten Arbeiterschaft, deren Beeinflussung im Sinne des Sozialismus ebenfalls zu den Bestrebungen der Fabier gehört.

**) Vergl. hierzu „London School for E. & P. S." in der Wiener „Zeit", Mai 1896.

***) Die Diskretion wird teilweise in Rücksicht auf die wissenschaftliche Objektivität beobachtet, teilweise in Rücksicht auf die etwas jesuitische Taktik, durch Zurückhaltung den Wirkungskreis des Institutes zu erweitern.

Digitized by Google

zukünftige politische Sieger im sozialistischen Sinne aufbauen kann, vorzubereiten.

Eine derartige Wirksamkeit ist umsoweniger geeignet, eine große Mitgliederzahl anzuziehen, als von den einzelnen Mitgliedern eine, wenn auch bescheidene Thätigkeit im Sinne des Sozialismus verlangt wird. Möglicherweise hat diese Verpflichtung die Legende von einem Führerheer veranlaßt. „Too nice to be true.“ In Wirklichkeit sind Fabians Sidney Webb und etwa 3 bis 4 selbständige, zur Hauptsache mit ihm übereinstimmende Köpfe für die Kundgebungen der Gesellschaft ausschlaggebend. Der, sie charakterisierenden, nüchternen Verständigkeit Webbs ist durch Bernhard Shaw, den geistreichen Hofnarr der Fabier, ein Stich ins Satirische, durch Grnham Wallas ein ethisierender Zug beigegeben. Auch unter den jüngeren Mitgliedern sind einige tüchtige und selbständige Kräfte, die sich in den gegebenen Linien, z. T. etwas zuschlägerischer bewegen und mit ihrem mehr revolutionär agitatorischen Temperament den linken Flügel des Vereins bilden. Die Gefolgschaft selbst spricht bezeichnenderweise halb ergeben, halb ironisch von einer „Front Bench.“

Trotzdem nehmen die hinteren Reihen regen Anteil an den Beschlüssen der Gesellschaft, die in immer gefüllten Versammlungen unter endlosen und heftigen Erörterungen geboren werden. Es ist dns ernste Bestreben der „Front Bench“ nicht zu herrschen, sondern zu überzeugen. Die Beratung über die Entscheidung, nicht das Schwergewicht bei der Entscheidung bildet den Wesensunterschied zwischen Demokratie und Autokratie, Leitung und Beherrschung. Die Bedeutung der Demokratie gipfelt in der Gelegenheit, das Urteil an der Volksstimmung zu modifizieren und die materielle Gewalt durch geistige Überlegenheit zu ersetzen. Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, gewährt die Fabian-Gesellschaft das Bild einer idealen Demokratie.

Ihre als „Fabian Tracts“ veröffentlichten litterarischen Erzeugnisse geben nicht nur einen guten Einblick in ihre Ziele und Kampfweise, sondern auch in die englischen Verhältnisse überhaupt und liefern wertvolles, stetig sich mehrendes Material für die sozialistische Propagandn.

Christentum und ethische Kultur.

(Schluß.)

Wir haben die Behauptung von dem evangelischen Ursprung der modernen Gesittung so ausführlich zu widerlegen gesucht, weil gerade hier die Stellung der Kirche auf die Dauer völlig unhaltbar und mit dem Fortschritt der Wissenschaft nicht zu vereinen ist. Hat die Kirche einst der Naturwissenschaft zugeben müssen, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltsystems, sondern ein Stern unter Sternen ist, so wird sie heute der sozialen Wissenschaft einräumen müssen, daß Bethlehem nicht die Wiege aller ethischen Kultur ist. Weiterblickende Theologen haben ja heute längst ihren Frieden gemacht mit der biotogischen Entwickelungslehre, weil sie einsahen, daß die Welt nicht entgöttert wird, wenn wir die gestaltenden Kräfte der Kreatur in ihrer Wirksamkeit enthüllen — warum sollte man nicht noch den zweiten Schritt thun und auch die Entwickelungsgeschichte des sittlichen Lebens aus dem Reiche des Wunders und der Schöpfungsmythologie herausheben und unter den Gesichtspunkt des stetigen und gesetzmäßigen Werdens stellen? Die Theologen, welche einst hofften, daß sich die Menschheit in der Erklärung der Naturvorgänge festhalten ließe auf dem Standpunkte der biblischen Naturgeschichte, sie sahen nicht, daß wir nur die Wahl haben, unterzugehen oder die Natur ganz ohne Rücksicht auf die Wünsche unseres Gemütes nach dem thatsächlichen Verlauf ihrer Erscheinungen zu befragen. Denn der Mythus schafft uns keine Dampfmaschinen und keine Elektrizität, er orientiert uns nicht in der Welt der Kräfte, er erweitert unser Auge nicht mit Röntgenstrahlen, Fernröhren und Mikroskopen. Ganz ebenso aber vergessen die Theologen, welche heute im Kampf gegen die erwachende ethische Wissenschaft dem Wahne nachhängen, als werde sich die moderne Menschheit in ihrer Behandlung der ethischen Probleme wieder in den alten traditionellen Befangenheiten zusammenfinden, daß wir auch die sozialen Kräfte nur dann bemeistern und den großen wirtschaftlichen Notwendigkeiten anpassen können, wenn wir ihre Wirkungsformen und Entwickelungsprozesse wissenschaftlich verstehen, statt sie mythologisch zu verklären und durch Legendenbildungen zu verschleiern. Die Theologie schadet sich selbst am meisten, wenn sie noch lange zögert, hier der geschichtlichen Notwendigkeit zu weichen. Macht es nicht geradezu einen peinlichen Eindruck, wenn selbst ein so ernsthafter und denkender Theologe, wie Herr Professor Bornemann, eine Reihe von ethischen Entwickelungen als ausschließlich evangelische Errungenschaften bezeichnet, obwohl die allerbekanntesten Thatsachen der Kulturgeschichte das Gegenteil bezeugen? Und ist es etwa eine würdige und haltbare Position für die Kirche, in solcher Weise von der historischen Unwissenheit das Gnadenbrot zu beziehen?

Und vor allem: die Kirche tritt mit dieser Haltung nicht nur mit dem wissenschaftlichen, sondern auch mit dem sittlichen Fortschritt in Widerspruch. Der fortschreitende Zug unserer ethischen Entwickelung besteht ja doch darin, daß sich in dem Einzelnen das Bewußtsein des Zusammenhanges mit der Lebensarbeit der Anderen vertieft und ihn drängt, in seiner Lebensführung diesem Zusammenhange dankbaren Ausdruck zu geben. Dieses Gefühl, welches allmählich ein neues Band zwischen Bevorrechteten und Besitzlosen knüpft und welches sich unaufhaltsam ausbreitet über die Grenzpfähle hinaus auf die anderen Völker, die seit Jahrhunderten mit uns im ernsten Austausch der kulturellen Errungenschaften stehen — das gleiche Gefühl muß sich seiner innersten Natur nach dagegen auflehnen, daß zur größeren Verherrlichung eines Einzigen Alles mit Vergessenheit bedeckt wird, was uns die anderen Propheten der Menschlichkeit an Lebensweisheit und Lebenskraft geschenkt haben, und daß Alles verkleinert wird, was jener Einzige der vorangegangenen Kultur verdankt und was die Menschheit nach ihm aus ihren schöpferischen Kräften zu seinem Werk hinzugethan hat. Indem die Kirche sich stumpf zeigt gegen diese Forderung jedes entwickelteren Gerechtigkeitsgefühles und starr an ihren historischen Engherzigkeiten festhält, legt sie selbst unfreiwillig das gewichtigste Zeugnis dafür ab, daß sich der sittliche Fortschritt thatsächlich ohne sie und außerhalb ihres Kreises vollzieht und erst nachträglich durch ihre altersgrauen Mauern hindurchsickert.

Mit allen diesen Betrachtungen wollen wir den christlichen Religionsgemeinschaften keineswegs die Existenzberechtigung absprechen. Wir stehen in dieser Frage nicht auf dem Standpunkt Stanton Coits, den Herr Prof. Bornemann als Zeugen für die christenfeindliche Gesinnung der Ethiker mit folgenden Sätzen zitiert: „Es wäre für die Menschen gut, wenn wir siegten, wenn das Christentum unterläge, wenn die einfache Hingabe an das Wohl der Gesamtheit die Stelle der Andetung Jesu einnähme.“ „Die Andetung Christi ist ein fundamentales Übel.“ „Die Erinnerung — an das edle Leben Jesu — läßt uns, indem sie unsern Blick rückwärts wendet, die Aufgabe vergessen, die vor uns liegt.“ Das Christentum braucht nicht unterzugehen, damit die ethische Kultur siegt. Seine Verkünder müssen nur die Anmaßung aufgeben, daß das Evangelium die einzige Lebensquelle der Menschlichkeit und Charaktergröße sei. Sie müssen zugeben, daß die Seligkeiten, die uns umfangen, wo immer wir die duldende und verstehende Liebe in uns siegen lassen über trotzige und eifernde Selbstsucht — für uns alle ohne Unterschied des Glaubens die unmittelbarste und unzweideutigste Offenbarung für den Einklang unseres Handelns mit dem tiefsten Grund unseres Daseins sind. Unser Ergriffensein von den Seligpreisungen der Bergpredigt ist ja doch auch nur Wiederklang eigener innerer Erfahrungen. Wer diese Erfahrungen nie kosten lernte, der wird auch nie verstehen, warum Geduld und Liebesfülle selig machen. Darum eben sollen die Seelsorger endlich begreifen, daß die sittlichen Kräfte unabhängig von Jesus ihre eigenen unversieglichen Quellen in der menschlichen Natur haben, und daß durch eine planvollere Pflege dieser natürlichen Quellen die Christuserscheinung den Menschen nicht entfremdet, sondern ungleich näher gebracht werden wird, als dies durch die heutige kirchliche Pädagogik geschieht, welche aus lauter Furcht, die Seelen nicht zu verlieren, voll-

ständig versäumt, die natürliche Hingebungsfähigkeit ganz ohne jede verwirrende Mythologie nur mit den Verdammnissen und Seligpreisungen des gesunden Kinderherzens, seinem Himmel und seiner Hölle, zu entwickeln und sich dann wundert, wenn der junge Mensch auf diese Weise ohne tiefere Organe für das Verständnis der Gestalt Jesu heranwächst und sie später entweder pietätlos beiseite stellt oder ohne Scheu für jede wirre Bestredung mißbraucht. Und hier kommen wir auf das Körnchen Wahrheit, das auch in den citierten Sätzen Coits liegt. Wenn die Erziehung jene natürlichen Grundlagen gelegt hat, dann wird die Erscheinung Christi durchaus belebend und keineswegs lähmend wirken. Wo aber das nicht geschieht — und das ist heute meist der Fall — da treten unzweifelhaft die von Coit geschilderten Wirkungen ein. Die Hingebungsfähigkeit der Jugend wird abgelenkt vom Mitmenschen und für den andächtigen und romantischen Kultus einer historischen Persönlichkeit verbraucht, die leicht zu lieben ist, weil sie der Selbstüberwindung nicht die täglichen Erschwernisse und Reibungen des persönlichen Umganges zumutet. Wenn die Hingebung dann von ihrem Umwege über Jesus wieder in die Aufgaben des Lebens zurückkehrt, so hat sie meist an Innigkeit und Unmittelbarkeit verloren und an Selbstgerechtigkeit gewonnen. Darin hat Coit Recht. Nur behauptet er meines Erachtens mit Unrecht, daß diese Beobachtung uns zu Gegnern des Christentums machen müsse. Wir haben nur zu verlangen, daß neben der religiösen und christlichen Erziehung ergänzend eine reinmenschliche Einführung in die sittliche Welt trete und daß die Pflege der natürlichen Wurzeln alles ethischen Lebens als unumgängliche Vorbereitung für die Berührung mit den religiösen Vorstellungen begriffen werde. Dann wird dem Siege unserer Bestrebungen in dieser Richtung nicht der Untergang, sondern eine Renaissance des Christentums folgen. Die Menschlichkeit Jesu wird uns alle neu ergreifen. Und wir brauchen dann niemand zu wehren, diese Erscheinung zur Grundlage seiner religiösen Hoffnungen zu machen. Seien wir nur konsequent tolerant. Die Lerche, die sich aus grauer Ackererde singend in die blaue Luft erhebt, um dort stundenlang im Jubel zu schweben, sie erscheint dem beglückten Wanderer ja so oft als eine unbegreiflich süße Offenbarung der Weltseele — warum soll es dann nicht auch Menschen geben, welchen jenes rührende und erhabene Menschenbild eine ganz besondere Gnade und Offenbarung bedeutet? und welche ihr ganzes Vertrauen auf den Sieg des Guten darauf gründen, daß solch ein Mensch auf Erden gewandelt ist? Wollen wir uns am „Sohne Gottes" stoßen? Diese Dinge reizen uns alle ja heute nur, weil sie mit der sittlichen Überhebung der Gläubigen verbunden sind — haben wir erst den Wahn überwunden, daß die Gesittung an der Bejahung dieser oder jener Glaubensgebilde hänge, so werden wir wohl auch den Wahn aufgeben, daß sie mit der Negation stehe und falle.

Ist erst einmal eine Erziehungslehre Gemeingut geworden, die aus allen Völkern und Zeiten die Schätze der Lebensweisheit zu heben und zu einer pädagogischen Gesamtwirkung zu vereinigen weiß, ist erst die volle Wahrheit über die Entwickelung des Menschenwesens in Natur und Geschichte zur Quelle der sittlichen Offenbarung für das neue Geschlecht gemacht und die sittliche Freiheit und das humane Ideal auf den gemeinsamsten Bedürfnissen unserer Natur aufgebaut, dann mag es jedem überlassen bleiben, ob er seine besonderen sittlichen Bedürfnisse durch ein engeres Verhältnis zu bestimmten ethischen Persönlichkeiten und Gedankenkreisen befriedigen und Jesus oder Moses, Buddha oder die Stoa zu seinem näheren Umgange wählen will. Das ist ja gerade das Unhaltbare an der heutigen ausschließlichen christlichen Zwangserziehung, daß sie der Erwägung keinen Raum giebt, daß die christliche Lehre schon deshalb keine allgemein verbindende Lebenslehre sein kann, weil sie so viel besondere Lebensstimmungen der orientalischen Kultur, so viel einseitige und unentwickelte Gedankenreihen in Bezug auf hochwichtige Fragen der persönlichen Moral enthält, daß sie für die ethische Stärkung vieler eigenartiger Individualitäten gänzlich unwirksam ist.

In engem Zusammenhange mit den hier entwickelten Gesichtspunkten steht das, was wir Herrn Prof. Bornemann bezüglich unserer Stellung zur Religion zu antworten haben. Herr Prof. Bornemann sucht den Beweis für unsere Religionsfeindlichkeit ebenfalls durch Citate aus Stanton Coits Schriften zu erbringen. Wir führen hier einige an:

„Der Gottesglaube hat das Gewissen der Gesellschaft in einen angenehmen Schlummer gehüllt und die sittlichen Kräfte des Volkes zerstreut und in nutzlose Kanäle geleitet." „Das menschliche Herz war nie dazu bestimmt, mit dem Licht und dem Leben Gottes erfüllt zu werden, sondern mit dem Licht und der Wärme, dem Lachen und Singen, dem Regen und Thau, dem Mond und den Sternen menschlicher Liebe." „Die Lehre von Gott als einem liebenden Freunde ist antisozial, ist gegen die Interessen der Armen und Bedrückten und verzögert das Nahen der allgemeinen Verbrüderung."

Es ist Herrn Bornemann gewiß nicht zu verdenken, daß ihn diese Angriffe erschreckt haben. Aber er hätte doch die Frage aufwerfen sollen, ob diese Stellung zur Religion untrennbar sei von der ethischen Bewegung als solcher oder ob sie nur der persönlichen Kampfesstimmung eines einzelnen Vertreters unserer Sache entspreche. Ich stehe auch in dieser Frage nicht auf dem Standpunkte meines verehrten englischen Freundes. Seine Bemerkungen treffen zu für den heutigen Zustand. Wo die Religion die natürlichen moralischen Kräfte nicht zu ihrer gesunden Entwickelung kommen läßt, sondern sie verwirrt und ablenkt durch den ständigen Hinweis auf eine jenseitige Welt, deren Gebilde doch nur einem bereits gefestigten Charakter und einer tiefgewurzelten Menschenliebe die erhebenden Wirkungen des Schönen entfalten können — da sehen wir in der That den Gottesgedanken zu einer Quelle der Unduldsamkeit, der Herzenskälte und der inneren Verlogenheit werden.

Aber die Religion kann auch die Blüte einer reich entfalteten Herzensbildung und eines geläuterten Willens sein: Dann wirkt sie nicht mehr lähmend und verwirrend auf die sittliche Kraft, sondern sie ist nur ein Zeichen stark treibenden Lebens. Es giebt Bedürfnisse der Menschennatur, die nicht durch die bloße Ethik und nicht durch die Wissenschaft befriedigt werden können, weil sie eben dort anfangen, wo die Ethik und die Wissenschaft zu Ende ist — Bedürfnisse, die bei den meisten Menschen um so stärker werden, je mächtiger sie durch Hingebung und sittliche Befreiung über sich selbst hinausgewachsen sind. Vergänglichkeit und Schicksal, Ewigkeit und Unendlichkeit starren uns an und lassen aus den Schauern des Gemütes, aus den Tiefen seiner Liebe, seines Schmerzes und seiner Überwindung eine Idealwelt der dichtenden Ahnung und des frommen Vertrauens emporsteigen, Gleichnisse des Unbegreiflichen, Hoffnungen, erfüllungsfroh durch die Glut ihrer Sehnsucht — ein Reich der Verklärung, in dem uns Antwort wird auf die tausend Fragen nach dem Verhältnis der Natur mit ihrem nächtlichen Sternenmeer und ihren zahllos kreisenden Sonnen zu der ganzen Angst und Seligkeit des Menschendaseins.

Welches ist nun das Verhältnis der Religion zur Ethik? Herr Prof. Bornemann wirft uns in dieser Beziehung völlige Verständnislosigkeit vor. Er sagt:

„Die ethischen Gesellschaften haben für die Bedeutung der Religiosität von vornherein keinen Sinn. Das beweist ihr Unternehmen, die Religion als Nebensache zu behandeln. Für einen wirklich religiösen Menschen ist die Religion das Lebenselement, die Herzens- und Gewissenssache und mit seinem ganzen praktischen Dasein unauflöslich verknüpft. Lebendige Religiosität ist das durch Gottvertrauen und Gottesgeist bestimmte, kraftvolle, freudige Leben, nicht aber eine Theorie über übernatürliche Dinge. Der Satz, daß die Religion nicht in das praktische Leben und die öffentliche Wirksamkeit gehöre, sondern Privatsache des Einzelnen sei, ist entweder ein billiges Schlagwort der Verlegenheit oder die Bemäntelung irreligiöser Bestrebungen oder das Zugeständnis eigener Unsicherheit."

Wir fragen hier vor allem: Ist Privatsache dasselbe wie Nebensache? Wenn wir die Religion nicht als öffentliche Veranstaltung, sondern als Heiligtum des Individuums behandelt sehen wollen, sprechen wir damit ein Urteil aus

über die Bedeutung, welche ihr im Leben des Einzelnen zukommt? Vertieft sich nicht das religiöse Leben in dem Maße, als es individuell wird? Und geht nicht die ganze moderne Entwickelung darauf hinaus, an Stelle der Herdenreligionen die persönliche Weltanschauung zu setzen? Was soll dann ein staatlicher Religionsunterricht? Soll schließlich jeder Einzelne einen staatlichen Seelsorger bewilligt erhalten?

Weiter: Wir geben Herrn Bornemann ohne weiteres zu, daß Religion und Ethik sich im einzelnen Menschen nicht trennen lassen. Der Mensch ist ein einheitliches Wesen und drängt danach, seine verschiedenen Seelengebiete mit einander auszugleichen. Die ethische Lebensstimmung wird in die Formen und Farben der Weltanschauung hineinfließen, und umgekehrt wird diese Weltanschauung nun ihrerseits auf die sittlichen Ueberzeugungen zurückwirken. Aber die entscheidende Frage für die pädagogische und praktische Beurteilung und Verwertung der Religion ist doch: Stammt das Sittliche ursprünglich aus der Religion oder ist nicht vielmehr der ethische Gehalt der Religion nur ein Geschenk des unabhängigen ethischen Bewußtseins? Die Frage scheint schwer zu entscheiden angesichts der geschichtlich gewordenen innigen Verbindung zwischen religiöser und sittlicher Hingebung. Und doch liegen alle diese Beziehungen für den unbefangenen Beobachter ganz klar da. Betrachten wir z. B. das Verhältnis von Religion und Ethik im Christentum. Die Kirche behauptet, die Idee Gottes als eines alliebenden Vaters habe das Gefühl der brüderlichen Verwandtschaft aller Menschen hervorgebracht. Aber bedenken wir doch: Muß nicht erst im menschlichen Zusammenleben Großmut und Verzeihung an Stelle der Blutrache als höhere Bethätigung menschlichen Wesens, als sozial wertvoller erkannt sein, ehe dem zornigen und eifrigen Stammesgotte der Zug des liebenden Vaters verliehen werden konnte? So wie man auf den Altar Gottes nur die edelsten Tierstücke zu legen wagte, so hat man auch dem Bilde Gottes diejenigen Züge der menschlichen Natur beigelegt, die in dem jeweiligen Stadium der gesellschaftlichen Entwickelung als die wohlthätigsten und erstrebenswertesten erschienen. Der ethische Genius, der zuerst die sittlichen Werte vorfühlte, die einer neuen Phase des sozialen und wirtschaftlichen Lebens entsprachen und im Bewußtsein der Zeitgenossen dunkel nach Ausdruck rangen — er trug dann die neuen Farben auf das Gottesbild auf, und auf diese Weise malte er den sittlichen Fortschritt an das Himmelsgewölbe, wo Alle ihn sehen konnten. Aber dieser sittliche Fortschritt kam nicht vom Himmel, wie die andächtige Menge glaubte, sondern er stieg empor aus ihrem eigenen Überdruß an der Roheit, ihrem Sehnen nach Einigung, ihrer bitteren Lebenserfahrung — und er wird weiter errungen werden durch keine noch so innige religiöse Vertiefung, sondern nur durch die wachsende Vertrautheit mit den Bedingungen unseres gemeinsamen Daseins. Nicht die Idee des alliebenden Vaters war die Quelle der allgemeinen Menschenliebe, — sondern erst, als durch die kulturelle Berührung der Völker im römischen Weltreiche das Gefühl der Verwandtschaft alles menschlichen Lebens, die Ahnung der Bestimmung zu gemeinsamer Arbeit zu erwachen begann — da hellten sich auch die Züge des finsteren Stammesgottes auf: die Menschlichkeit kommt nicht aus der Religion, sondern wird erst in sie hineingetragen, aller ethische Gehalt in den Religionen ist nicht selbstleuchtendes Licht, sondern nur der farbige Abglanz der sozialen Entwickelung. Hieraus erklärt sich auch die kulturgeschichtliche Thatsache, daß die Religion, die ihrem Wesen nach konservativ ist und die Lebensideale roherer Zeiten in ihren Gebilden weiterschleppt, stets zurückbleibt hinter dem Fortschritt der Humanität, der aus der wachsenden wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft immer umfassendere Ideale menschlicher Solidarität gewinnt. Die Menschenfresserei hat in den Heiligtümern der Götter ihr Dasein länger gefristet als in der menschlichen Gesellschaft — was unmöglich wäre, wenn die sittliche Kultur aus dem religiösen Vorstellungskreise stammte. Die zügellosen Gestalten der griechischen Mythologie, Spiegelbilder barbarischer Zeiten, sind erst allmählich gemäß den Forderungen der fortschreitenden Gesittung mit edleren Zügen ausgestattet worden. Die sittliche Weltordnung kommt nicht vom Olymp, sondern sie steigt aus den Thälern der Sterblichen zu den Höhen der Götter empor. Sie giebt den Göttern die menschlichen Ideale und läßt dieselben dann, gereinigt von den Zufälligkeiten und roheren Kräften, die ihre volle Verwirklichung auf Erden trüben, vom Himmel zurückstrahlen.

Die geschichtliche Rolle der großen religiösen Reformatoren besteht darin, daß sie die religiösen Gebilde in Fühlung halten mit dem lebendigen Pulsschlag der moralischen Entwickelung und von Zeit zu Zeit das warme Blut der urwüchsigsten sozialen Gefühle durch ihre Adern leiten. In diesem Sinne haben Jeremias, Jesaias und Christus die jüdische Religion reformiert. Die religiöse Hingebung wurzelt in der moralischen; sobald nun die Religion das sittliche Leben so überflutet, daß alle sittliche Verbindlichkeit als Pflicht gegen Gott empfunden wird, so verkümmern die natürlichen Pflichtgefühle der Menschen gegenüber dem Menschen, und die Folge davon ist schließlich auch die Erstarrung der Religion. In einem solchen Zustande befand sich die jüdische Religion. Wie ein Erobervolk, das ein grünendes Land so ausplündert, daß es schließlich selbst abmagert und verhungert, so hatte die Religion alle menschlichen Gefühlskräfte im letzten Grunde auf sich bezogen, die bindenden Instinkte des Zusammenlebens von ihrer natürlichen Wurzel losgelöst und in die Form einer Unterordnung unter ein außerweltliches Gebot gezwängt — kein Wunder, wenn ihr nun aus den Adern kein Lebensblut mehr zuströmte, die sie selbst unterbunden hatte. Christus und schon vor ihm die großen Propheten suchten diese Erstarrung zu brechen, indem sie die Liebeskräfte der menschlichen Natur weckten und aus einer Wiedergeburt des Verhältnisses von Mensch zu Mensch der Religion neues Leben gewannen.

Ganz ebenso ist Luthers Auftreten gegen den Ablaßhandel zu verstehen. Die religiöse Phantasie hatte den Zusammenhang mit der fortschreitenden moralischen Kultur verloren. Sie hatte, um allein zu herrschen, die natürliche Wirksamkeit der Gewissensmächte unterdrückt und irre gemacht. „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe“ so hatte Papst Innocenz gelehrt. Damit waren nicht nur alle menschlichen Beziehungen ihres stärksten inneren Schutzes verlustig erklärt, sondern auch das Verhältnis des Menschen zum Göttlichen jeder tieferen und aufrichtigen Hingebung beraubt: die Religion verarmte, weil sie der Moral das Leben unterbunden hatte. Aber schon war die Zeit angebrochen, die dann Shakespeare in den ergreifenden Gestalten seines Macbeth und seines Hamlet zu Worte kommen ließ, die Zeit, in welcher der allgemeine Fortschritt des Mitfühlens im eigenen Innern des Sünders ein Höllenfeuer entzündete, gegen welches alle Farben der kirchlichen Verdammnis und der kirchlichen Gnadenwirkungen verblaßten. Die moralische Entwickelung mit ihrem vertieften Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit brach ein in die Kirche, um die Stimme Gottes wieder in Einklang zu bringen mit der Stimme des menschlichen Gewissens. Luther war der Wortführer der moralischen Entrüstung, die dem Herrn der Christenheit und mit ihm jener ganzen Bureaukratie des Jenseits entgegentrat, welche ohne Achtung und Verständnis für die natürlichen Wurzeln des sittlichen Lebens mit der moralischen Verbindlichkeit religiösen Schacher treiben zu können glaubte. In der Lehre vom Ablaß haben wir einen schlagenden Beweis dafür, wohin eine religiöse Phantasie kommen kann, welche die Moral von ihrem natürlichen Boden losgetrennt und in religiöse Hingebung verwandelt hat: Sie kann nicht mehr durch selbständige sittliche Maßstäbe berichtigt, geläutert und vor Auswucherungen bewahrt werden, welche auflösend auf das gesellschaftliche Leben wirken. Es liegt folglich im höchsten Interesse der Gesellschaft, daß man die Mächte des Gewissens nicht auf die Religion zurückführt, sondern sie vielmehr als selbständige höhere Instanz den religiösen Vorstellungen überordnet. Ist doch auch die ganze Geschichte des Jesuitismus eine Mahnung, das Gebiet des

Sittlichen, dessen Lebensbedingung der tiefgesetzliche Zusammenhang von Ursache und Wirkung ist, nicht zu gründen auf das Reich der religiösen Phantasie, in welchem eben jener Zusammenhang der Erscheinungswelt den freien Gestaltungen des dichtenden Gemütes Platz macht. Man darf sich sonst nicht wundern, wenn die Moral den festen Boden unter den Füßen verliert und ebenfalls in das Gebiet subjektiver Willkür emporgehoben wird.

Diese geschichtlichen Betrachtungen werden zeigen, daß der denkende Theologe heute der Religion gegenüber in pädagogischer Beziehung keine andere Stellung einnehmen dürfte, als es der Vertreter der ethischen Bewegung thut. Man kann die Religion **deshalb** nicht zur Grundlegung des ethischen Lebens verwerten, weil die echte, tiefe, persönliche Religion, auf die es doch auch dem ernsthaften Seelsorger allein ankommt, im jugendlichen Gemüte überhaupt garnicht vorhanden sein kann, weil sie erst eine Frucht der in Schicksalskämpfen und inneren Erlebnissen gereiften Seele ist. Was die Jugend an Jenseitsgedanken und Gottesverehrung in sich aufnimmt, das kann unmöglich ethisch befruchtend wirken, weil diese Dinge noch nicht in eigenen inneren Bedürfnissen wurzeln, sondern ohne aufrichtige Andacht angelernt und nachgebetet werden. Wir geben Herrn Bornemann gern zu, daß die Religion die tiefste Schöpfung des Menschengeistes ist — aber gerade deshalb kann sie nicht an der Pforte des Lebens stehen; sie bedarf einer geläuterten Seele zu ihrem Lebensboden, weil sie sonst nur in wuchernde Phantasmen und verfolgungssüchtigen Aberglauben entartet. Beethoven schuf seine Religion, die neunte Symphonie, aus dem Schmerze und der inneren Beruhigung eines seelisch tiefbewegten Daseins. Die tiefe Bejahung der Welt in seinem Liede an die Freude ist nicht lebensdurstige Heidelberger Burschenlust, sondern der hehre Freiheitssang einer Seele, die in wühlender Not sich selbst erlöst hat von dem Hunger nach Glück und nun schon auf Erden eingeht in ungeahnte innere Lebensfülle, die ihr tausendfach wiedergiebt, was ihr hinieden versagt schien. Was weiß die Jugend von solcher Schmerzensnacht und solcher Tageshelle? Und was ist Religion ohne solche Versöhnung von Tod und Leben? Zeigt es nicht größte Verständnislosigkeit für das tiefere Wesen der Religion, wenn man wähnt, sie sei ein Zuchtmittel für Kinderstuben und Flegeljahre? Wahrlich, Gott wird sich nicht jedem Milchgesicht entschleiern. Der Blick ins Mysterium des Lebens stand schon bei den Weisen des Altertums am Ende und nicht am Anfang der Erziehung. Wie jene indische Palme, die erst nach jahrzehntelangem Wachstum zur Blüte gelangt und dann stirbt — so muß der Mensch erst Charakter geworden sein und Stürmen getrotzt haben, bevor sein Wesen sich dichtend und ahnend der Himmelsferne erschließen kann.

Mit einem Wort: Die Erziehung zur wahren Religion führt nur durch eine religionslose Charakterbildung. Religiöse Hingebung erwächst erst aus der Erweiterung der moralischen Gefühle. Wo der Mensch von Morgens bis Abends religiös beeinflußt wird, ohne daß die Freuden der Entsagung für eine andere Seele in ihm erweckt werden und träge Selbstsucht in thätige Liebe wandeln, da wird sein Gottesdienst nichts als ein farbenprächtiger Kultus der eigenen Begehrlichkeit und die Unsterblichkeitssehnsucht nichts als das Verlangen, dieses ärmliche und aufgeblähte Selbst durch alle Ewigkeiten hindurchzuschleppen.

Was hier über Erziehung zur Religion gesagt ist, das gilt auch von der Erziehung zum Christentum — wie schon im ersten Artikel angedeutet wurde. Ihr könnt Euren Gott und Euren Heiland nur mit den Mitteln der menschlichen Natur im Menschenherzen aufbauen — also sorgt dafür, daß der Mensch zunächst ein treuer Künstler an seinem eigenen groben Blocke werde — dann erst laßt ihn an die Götterbilder herangehen. „Wir müssen ein edles Leben führen, um edel zu lieben“ so sagt Kingsley. In ähnlichem Sinne darf man sagen: Wir müssen ein edles Leben führen, um eine edle Religion hervorzubringen. F.

Nachdenkliches.

Vor keinem Rätsel stehst du allein.

In dem Augenblick, in welchem wir jemand einen Fehler vorwerfen, begehen wir merkwürdig oft einen Fehler.

Nichts ist der Verwertung der Vergangenheit günstiger, als Freudigkeit.

Wodurch jemand in der Gegenwart bei uns verliert, grade dadurch gewinnt er oft in der Erinnerung.

Die am wenigsten geneigt sind, Opfer zu bringen, nehmen sie meist am leichtesten von Anderen an.

Viele Menschen genießen höhere Lebensfreude meist mit einem gewissen Vorbehalt: „Ich kann mich dir noch nicht ganz hingeben; erst muß dieser oder jener Druck von mir genommen sein, dies muß ich erst erreicht, jenes noch hinter mir haben; dann gehöre ich dir einmal ganz!“

Irgend ein Druck aber, ferner oder näher, so heißt es mit Recht, liegt immer auf uns.

Nicht im Sein, sondern im Werden ruht die Seele.

Ordnung macht arbeitsfroh.

Die Reue ist geneigt zu überschätzen, was versäumt worden ist im Verhältnis zu dem, was noch wieder gut gemacht werden kann.

Die Kunst enthält die große Anleitung, unpersönlich zu leiden und zu genießen.

Bei vielen Menschen besteht eine fast krankhafte Neigung, über kleine Ungleichheiten und Auffälligkeiten im Benehmen Andrer zu ihnen nachzudenken. Je weniger man dahinter Ueberlegung, Vorsätzlichkeit und Hintergedanken sucht, desto näher kommt man im allgemeinen dem Sachverhalt.

Die Ahnung eines Glückes bringt uns demselben meist schon näher, als wir meinen.

Das größte Hilfsmittel zum Naturgenuß liegt in der Kunst.

Die kleinen Zeitverzettelungen sind die schlimmsten.

Kein Atom Glück oder Schmerz vermögen wir uns selbst zu bereiten; der Mensch lenkt nur Gesetzeswirkungen.

Wieviel reicher ist meist die Erinnerung, als das Gehoffte.

Nur fremde Individualität verhilft uns zum Gefühle eigener.

An der Ausführung wievieler Vorhaben hindert uns allein der Gedanke, wie viel schon versäumt worden sei dadurch, daß wir sie nicht schon eher zur Ausführung brachten.

Schon an Thatsachen, von denen wir uns beständig überzeugen können, zweifelt bisweilen etwas in unserem Inneren.

Wie viele hohe und unergründliche Wesen wandeln unter uns, von denen die Welt nichts erfährt!

Unsere tiefsten Schmerzen liegen nicht auf dem Gebiet des Unvermeidlichen, sondern auf dem Gebiet des Vermeidlichen.

Es giebt so heilige menschliche Schönheit, Schönheit von so unfaßbarem Zauber, daß alle Kunst davor förmlich verblaßt.

Auch das Neueste mutet uns meist schon so wunderbar bekannt an, auch das Alte bleibt uns ewig so wunderbar neu.

In dem Bestreben, sich mit einem Widerstande innerlich abzufinden, verallgemeinert man ihn oft ganz unnötig.

Den Humor empfinden Viele gleichsam als etwas, was sich der Mensch auf eigene Hand in einer gewissen Unabhängigkeit von Natur und Vorsehung selber bereitet, anstatt als eine ihrer Gaben an die Menschheit und zwar eine der gnadenvollsten.

Ein lebendiges Vertrauen in die Heilkraft der Zeit kann uns vieles ersparen.

Je älter wir werden, desto neuer, wunderbarer und desto weniger selbstverständlich wird uns die Welt.

Noch niemals früher hat sich ein so großer Teil der Menschheit an den Werken der Kunst erfreut, wie heute. Wie unwesentlich erscheint das ewige Auf oder Ab der künstlerischen Produktion neben diesem Steigen des allgemeinen Niveaus der Bildung und Teilnahme und dieser Entwickelung der Reproduktion. R. F.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. Dem Vierteljahrsbericht vom 1. April d. J. entnehmen wir folgende Notizen: Es sprachen: Dr. F. W. Foerster (Zürich) über „Die soziale Bewegung im Lichte ethischer Kultur“. Dr. Kucella (Brieg) „Darwin als Ethiker und darwinistische Ethik“. Rechtsanwalt Heilberg (Breslau) „Gerechtigkeit oder Billigkeit“. Redakteur Paul Barsch „Moderne Lyrik“ (3 Vorträge) Dr O Prange „Die materialistische Geschichtsauffassung im Lichte der Wirklichkeit“. Dr. G. Münzer „Die Bedeutung der Musik für das Kulturleben eines Volkes“. Der Vorsitzende schreibt: „Es läßt sich mit Befriedigung konstatieren, daß die Aufmerksamkeit weiter Kreise, auch solcher, die bisher ablehnend oder gleichgiltig unserer Thätigkeit gegenübergestanden, auf diese gelenkt ist.“ Für die Beschaffung warmen Frühstücks für

bedürftige Schulkinder wurde wiederum ausreichend gesorgt. Demnächst tritt eine ethisch-litterarische Gruppe ins Leben, die sich zur Aufgabe setzt, die Teilnehmer über alle neuen Erscheinungen auf pudagogischem Gebiet zu unterrichten und zwanglose Erörterungen über Fragen, welche gerade im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, anzubahnen. An Stelle des aus Gesundheitsrücksichten aus dem Vorstande scheidenden Hrn. Prorektor Dr. Maas wurde vom Abteilungstag Hr. Dr. O. Prange (Breslau) zum zweiten Vorsitzenden gewählt — Mitgliederzahl 97.

Abteilung Berlin. Ueber „Die sittliche Behütung der schulentlassenen Jugend" referierte im April der Vorsitzende des freiwilligen Erziehungsbeirats für das Wohl der schulentlassenen Waisen Hr. Landgerichtsrat Dr. Felisch (Berlin). Aus der Veränderung unserer Verhältnisse, die den jungen Menschen statt in die patriarchalische Handwerkerfamilie vielmehr direkt auf die Straße und in die Fabrik führen, leitete der Vortragende die besondere Aufgabe unserer Zeit für eine solche Patronage ab. Die zunehmende Kriminalität der Jugend, die in den Jahren von 1882–1892 51 pCt. Steigerung gegen die 28 pCt. der Erwachsenen gezeigt habe, rufe dringend nach Vorbeugungsmaßregeln gegen die soziale Gefahr. Nachdem Redner die Aufgabe seines Vereins gegen die verwandter und befreundeter, ebenso gegen die behördliche Organisation von Vormundschaft und Gemeindewaisenräten scharf abgegrenzt und ein Zusammenarbeiten ohne alle Konkurrenz befürwortet hat, gibt er ein Bild der Organisation des erstgenannten Vereins. Aus dem Gesamtvorstande von ca. 90 Personen hebe sich der Arbeitsausschuß ab mit 21 Personen. 240 Bezirksausausschüsse mit der Funktion der Waisenräte seien bisher in Berlin thätig. 1700 Pfleger und Pflegerinnen hatten die Aufsicht über je 1 bis 2 Pfleglinge übernommen. Eine Kommission von 200 Fachmännern stände bei der Berufswahl beratend den Pflegern zur Seite. Ein Kapital von 12 000 Mark und Jahresbeiträge von ca. 6000 Mark ermöglichen auch praktische Hilfe in Notfällen. Da die kommunale Waisenfürsorge bisher nur 12½ pCt. aller Waisen (wozu der Verein allerdings auch alle Vaterlosen rechne) versorge und die Offizialvormünder meist nicht die Möglichkeit hatten, so unschlig wie eine organisierte Korporation für ihre Pfleglinge zu wirken, so sei die Mitwirkung der Gesellschaft erforderlich. Ja es müßten in späterer Zeit, nachdem sich ihre Einrichtungen bewährt, diesen Gesellschaften sogar Vorrechte gegeben werden. Wenn gewissenlosen Eltern die Elternrechte aberkannt werden müßten, so sei der freiwillige Erziehungsbeirat der gegebene Erbe dieser Pflicht. Frau Bieder-Böhm wies namentlich auf die Notwendigkeit hin, daß schon sofort nach der Entlassung aus der Schule die Fürsorge eintrete. Je später, desto schwieriger werde die Fortbildungsmöglichkeit. Gegen allzu autoritative Stellung der Vormundschaftsrichter müsse es eine Abhilfe in höherer Instanz geben. Hr. Liers erörtert die praktische Organisation des freiwilligen Erziehungsbeirats mit der Organisation der ethischen Gesellschaft und bat, von jener ein Beispiel zu nehmen. Hr. Tews erkennt den Wert freiwilliger Thätigkeit auf dem Erziehungsgebiete voll an, glaubt aber dennoch nicht, daß auf diesem Wege das Ziel zu erreichen sei. Wenn schon die Eltern nach aller Erfahrung der Lehrerschaft oft versagten, wie könnten dann freiwillige Kräfte von außen etwas bessern? Dr. Leon hob die große sozialpädagogische Wirkung des Vereins hervor, der für hunderte von Männern und Frauen die erste Gelegenheit gebe, mit den geistigen und physischen Nöten des Proletariats bekannt zu werden. Dr. Stern sieht die besondere Aufgabe des Vereins darin, allmählich das Material unserer Vormünder zu verbessern. Nachdem noch Sanitätsrat Dr. Blaschko aus hygienischen Gründen das Zusammenarbeiten von Lehrern, Aerzten und Vormündern freudig begrüßt hat, bezeugt der Vortragende seine Freude über die freundliche Aufnahme, die der Gedanke des Vereins hier gefunden und sucht im Einzelnen die Bedenken zu widerlegen, die noch hie und da aufgetaucht. In der Freiwilligkeit dieser Erziehungshilfe liege ihr größter Wert nach unten wie nach oben. — Dr. Penzig

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Barteld.

Berlin SW., Hallescherstr. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch extra. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Reclamschen Klassiker-Ausgaben.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94

Soeben erschien in unserem Verlage:

Laskaris

Eine Dichtung von Arthur Pfungst.

3. Teil (Schlußband): **Philalethes.**

Geheftet **2 Mark**, in eleg. Leinen mit Goldschnitt **3 Mark**.

Alle 3 Teile geheftet **6 Mark**, in eleg. Leinen mit Goldschnitt **9 Mark**.

Mit diesem dritten Bande schließt Arthur Pfungst seine Laskaris-Dichtung ab, deren Veröffentlichung er im Jahre 1890 begonnen hatte und deren ersten Bände bereits in zweiter Auflage vorliegen. Die in- und ausländische Presse hat das Werk nahezu einstimmig als eine der hervorragendsten poetischen Erscheinungen unserer Epoche begrüßt und es als eine „Odyssee der Erkenntnis" bezeichnet.

Das Werk eignet sich ganz besonders zu einem vornehmen und gediegenen Geschenke.

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Ausgewählte Kapitel
aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus
von
Dr. phil. Rudolph Penzig,
Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
248 S. gr. 8° Oktav. Preis geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,
gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.
Autorisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**
16 Seiten gr. 8°. **Preis 20 Pf. Partieen von 10 Exemplaren = 1,60 M.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschienen:

Was lehrte Jesus?

Zwei Ur-Evangelien.

Von
Wolfgang Kirchbach.

16 Bogen gr. Oktav. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Dieses neue Werk des bekannten Litteraturhistorikers wird von **epochemachender Bedeutung** sein. Es zeigt uns die Lehren Jesu Christi in **völlig neuem Lichte**, indem Wolfgang Kirchbach auf Grund sorgfältigster Vergleichung des Urtextes der Evangelien den **Nachweis liefert**, daß die irrige Auslegung der Dogmatik lediglich auf **fehlerhafter Übersetzung** beruht. Namentlich werden der Lutherschen Übersetzung zahlreiche Fehler nachgewiesen.

Wir sehen hier die innere Einheit der Lehre Jesu in einer Schöne und Reinheit erstehen, wie sie der Text der uns zugänglichen Übersetzungen kaum ahnen läßt. Eine hohe, wunderbare, rein menschliche, gänzlich unmythologische Lehre tritt uns entgegen, welche vielleicht in einer nicht mehr fernen Zukunft schon als die bessere Menschheitsreligion begriffen und verstanden werden wird und im heutigen Streite zwischen **Wissenschaft** und Religion allen Forschern die **größten Ueberraschungen** bereiten dürfte.

Transvaal.

Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart
von
Gregor Samarow.

2 Bände. Geheftet 7 Mark, in einem Band gebunden 8 Mark.

Angesichts der zunehmenden Verschärfung der Situation in Südafrika wird dieser Roman, der die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit behandelt und Land und Leute in Südafrika mit photographischer Treue schildert, jetzt mit um so größerem Interesse gelesen werden.

Kritische Grundlegung der Ethik
als positiver Wissenschaft

von
Dr. med. Wilhelm Stern,
pract. Arzt in Berlin.
476 Seiten gr. 8°. Preis 7,20 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2260.

Ethische Kultur

Inserate: Die vierspaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 15. Mai 1897. | Nr. 20.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Die Moral in der Weltgeschichte. Von Fr. Jodl. — Interesse. Von F. Staudinger. — Zur Beurteilung des politischen Kampfes. Von Paul Horn. — Das unselige Meineidsmärchen. Von C. Henke. — Vermischtes. — Sprechsaal. Von Marie Stritt.

Die Moral in der Weltgeschichte.

Ein philosophisches Gespräch von Professor Fr. Jodl in Wien.

Oui, les brutalités du progrès s'appellent révolutions. Quand elles sont finies, on reconnait ceci que le genre humain a été rudoyé, mais qu'il a marché.

Victor Hugo.

Es war im Herbst des denkwürdigen Jahres 1871. Der Friede war geschlossen, der alte Traum deutscher Reichseinheit wahr geworden, die siegreichen Heere von tausendstimmigem Jubel begrüßt ins Vaterland zurückgekehrt. Deutschland war wie verwandelt: soviel Ruhm nach soviel Demütigungen; soviel stolzes Kraftgefühl nach Jahrhunderten der Ohnmacht; soviel Freude am neuen Reich und Begeisterung für die Aufgaben der Zukunft nach so langer Staatslosigkeit und schnödem Mißtrauen zwischen Regierenden und Regierten. Allerorten begannen sich tausend frische Kräfte zu regen; auch die Vergangenheit zeigte sich in neuem Lichte. Was früher trübe und verworren gewesen, das glaubte man jetzt als planvoll geordnetes Ganze zu erkennen; mit dem Verschwinden des grauen Schleiers, der über den Augen des deutschen Volkes gelegen hatte, schien die Geschichte der Welt selbst weniger rätselhaft.

Damals nun versammelte sich ein Kreis von Freunden an einem jener traulichen Plätze, die sich nirgends in der Welt so schön und so anheimelnd finden, als in den kleinen Städten, welche den mittleren Lauf des Rheines zwischen Bingen und Coblenz begleiten.

Wie der Lauf des Stromes räumlich das Alpengebiet und die Tiefslande der nördlichen Niederungen verbindet, so reichen sich an seinen Ufern Vergangenheit und Gegenwart die Hand; er erscheint wie der ewige Strom der Zeiten selbst, der durch vielgestaltete Schöpfungen der Menschen hinausrollt ins Dunkel der Zukunft.

Die Freunde, welche sich dort zusammengefunden hatten, waren weder für den nachdenklich stimmenden Reiz der Umgebung, noch für den geistigen Aufschwung jener Tage unempfänglich; die meisten hatten teils am Kampfe selbst, teils an den ihm zur Seite gehenden humanitären Veranstaltungen thätigen Anteil genommen und schickten sich an, jetzt zu den gewohnten Beschäftigungen zurückzukehren. Man begreift leicht, daß in so gehobener Zeit die Gespräche sich vorwiegend auf Fragen richteten, die mit dem Erlebten irgendwie in Zusammenhang standen, und daß sie durch die persönlichen Erfahrungen der Teilnehmer lebhaftere Färbung, durch die gehobene und zugleich ernstere Stimmung jener Tage eine besondere Weihe empfingen. Eines dieser Gespräche ist mir, der ich damals als Student zu den jüngsten Genossen dieser Tafelrunde gehörte unauslöschlich in Erinnerung geblieben, und seine Grundgedanken in Für und Wider soll die nachfolgende Darstellung im Wechselgespräch entwickeln. In der Form haben selbstverständlich das Gespräch von damals und der Dialog von heute nichts mehr mit einander gemein; auch die Mehrzahl der Teilnehmer ist, der größeren Klarheit und Schärfe der Gegensätze willen, auf zwei beschränkt worden. Aber diese Gegensätze selbst sind dieselben geblieben, wie sie mir damals zuerst entgegengetreten sind: zwei Weltanschauungen, die beide in der Litteratur unserer Zeit reich vertreten sind, und beide gelegentlich in der Seele eines Jeden ihren kämpfenden Wellenschlag werfen. Ich nenne keinen Namen, aber ich unterscheide Richtungen, wenn ich die Helden des folgenden Gespräches als den Historiker und den Naturforscher bezeichne.

Der Historiker war es, der die Aufmerksamkeit der kleinen Gesellschaft zuerst vom Erzählen, dessen ja naturgemäß bei so vielem Selbsterlebten kaum ein Ende sein konnte, aufs Betrachten lenkte. Schon während des Krieges hatte sich eine Publizistik entfaltet, an der manche Namen ersten Ranges teilnahmen, wie Renan, Victor Hugo auf der einen, Strauß, Berthold Auerbach auf der anderen Seite, — eine Publizistik, welche die Berechtigung und Ziele dieses Völkerkampfes gewissermaßen philosophisch zu begründen suchte. Der nationale Krieg war so fast zu einem Prinzipienkampfe, sein Ausgang zu einem Gottesgericht geworden; und es ist begreiflich, daß eine Auffassung, welche der erregten Stimmung und dem gehobenen Selbstgefühl jener Tage so wohl entsprach, in mannigfachen Wendungen durch die ganze Litteratur der Zeit hindurchklingt. Solche Gedanken mochten denn auch in unserem Historiker lebendig geworden sein, als er eines Abends in das Geplauder der Tafelrunde mit folgenden Bemerkungen einfiel:

„Freut Euch des Sieges, freut Euch des Reiches, rief er; aber sucht mir als ächte Jünger der Wissenschaft das, was geschehen ist, auch für das Denken nutzbar zu machen! Ein Stück Weltgeschichte selbst zu erleben, ja es selber mit machen zu helfen, ist immer etwas Anderes und Besseres, als es nur aus Büchern lesen. Nun, meine Freunde, ich denke wir können lange suchen, ehe wir eine Seite aufschlagen, auf welcher die Geschichte Jedem, der sehen will, einen gleich deutlichen Wink giebt!"

„Wie so, wie so; wie meinst Du das?" rief Alles durcheinander und rückte näher an den Historiker heran, der nun fortfuhr:

„Was ist da weiter rätselhaft? Haben wir uns nicht aus tiefstem Herzensgrunde jedes handgreiflichen Beweises zu freuen, daß dieses gigantische Ringen von Völkern und Menschen doch nicht bloß eine sinnlose possenhafte Komödie ist, in der die Gemeinheit triumphiert und das Verbrechen Diadem und Lorbeer trägt, sondern daß dieselben Mächte, die wir in Stunden der Erhebung als Leitsterne in der eigenen Seele entdeckten, auch die Menschheit auf verworrenen, vielverschlungenen Pfaden zum Ziele führen! Es giebt eine sittliche Weltordnung!

Digitized by Google

Ein Professor der Münchener Universität (M. Carriere) hat es jüngst in öffentlichem Vortrage ausgesprochen, und aus den Zeichen der Zeit zu deuten versucht. Wahrlich, ich bin ihm dankbar für dieses Wort und fühle es ihm nach, je mehr die Energie des Handelns versliegt und ich mich in ruhiges Betrachten des Geschehenen und Vergleichen vertiefe. Manchmal möchte man ja irre werden an dem Glauben an eine höhere Gerechtigkeit; aber wer dies erlebt hat, diesen jähen Zusammenbruch, dies furchtbare Strafgericht, nicht blos an dem Cäsar und seinen Kreaturen, sondern an einem ganzen Volke als seinen Mitschuldigen, der ist über manchen Zweifel hinaus und lernt auch manches in der Vergangenheit mit anderen Augen betrachten."

Unter manchen beifälligen Ausrufungen, welche diese Sätze des Historikers begleiteten, ließ sich plötzlich auch eine tiefe, klangvolle Stimme vernehmen, welche meinte: „Die Worte hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube". Der dies aussprach, damit gleich von vorneherein sich als prinzipieller Gegner der von dem Historiker vorgetragenen Ansicht bekennend, war eine Persönlichkeit, die bei dem kleinen Kreise kaum in minderrr Geltung stand, als jener; ein Vertreter der Naturwissenschaft, herangebildet in jener neuen, von England aus begründeten Schule, welche die Erkenntnis der organischen Entwickelungsgesetze zum Grundpfeiler einer neuen Wissenschaft von der Natur und vom Menschen zu machen strebte. Mehrfach schon hatte die Verschiedenheit der Methode und mancher Grundanschauungen zu den lebhaftesten und förderlichsten Erörterungen geführt. Und so war es begreiflich, daß auch jetzt der Gesellschaft diese Ankündigung eines bevorstehenden neuen Kampfes höchlich willkommen war und Alles sich eifrig um die scharte, welche die voraussichtlichen Wortführer waren.

„Wir Deutschen sind doch ein wunderliches Volk", fuhr jetzt der Naturforscher in seiner ruhigen Art fort: „Vor lauter Tiefsinn immer lieber am Ziel vorbei, als ohne Spekulation mitten ins Schwarze hinein! Erst soll's der Schulmeister gewesen sein, der unsere Siege erfochten hat, jetzt gar die sittliche Weltordnung! Die Schulmeister in Ehren; es sind wenigstens Wesen von Fleisch und Blut; aber so ein Gespenst aus der theologischen Rumpelkammer! Bleibt mir damit vom Leibe! Was hat denn eine so unmeß- und unwägbare Größe wie die Sittlichkeit, um die es meiner Ansicht nach in Deutschland ebenso gut oder ebenso schlecht bestellt ist wie in Frankreich, mit unseren sehr realen politischen und militärischen Erfolgen zu thun?

Wollt Ihr das wahre Geheimnis derselben wissen? Seht Euch um in der ganzen Geschichte — sie predigt Euch eindringlich und tausendfach die Lösung des Rätsels: „Der Sieg gehört dem Stärkeren!"

Alles schwieg nachdenklich; nur der Historiker sagte: „Also die alte Irrlehre, die ich eben durch diese im Lapidarstil gesprochene Predigt widerlegt glaubte, und die Ihr jetzt als neue wissenschaftliche Weisheit vordringt. Du kannst nicht leugnen wollen, daß unsere militärische Überlegenheit zum guten Teil zugleich eine moralische gewesen ist; daß das hohe Pflichtgefühl, welches vom obersten Heerführer bis zum letzten Trainsoldaten Alles beseelte, der Ernst der Gesinnung, mit welcher das ganze Volk in den Kampf ging, einen grellen Kontrast bildet zu der Leichtfertigkeit und Zerfahrenheit auf der anderen Seite, zu dem verlogenen Gaukelspiel, womit die Generale den Kaiser, der Kaiser die Kammern und die Kammern das Volk über die vorhandene Erbärmlichkeit wegzutäuschen bemüht waren. Und eben darum glaube ich Recht zu haben, wenn ich sage: Der Sieg gehört dem Besseren!"

Der Naturforscher zuckte die Achseln und entgegnete: „Ich streite mit Dir nicht über den einzelnen Fall, in welchem Du ja teilweise Recht haben magst, sondern über die unberechtigte Anwendung eines Prinzips. Siehst Du, wir Naturforscher haben uns daran gewöhnt, eine Hypothese fallen zu lassen, wenn das bestätigende Experiment in einer Mehrzahl von Fällen mißlingt. Ich verstehe nichts von Eurer historischen Methode; aber das weiß ich gewiß, daß ich Dir ohne allzu große Mühe für den einen Fall, auf welchen Du Deine Hypothese stützest, ein Dutzend anderer Fälle aufzählen kann, in welchen das moralisch Bessere von roher Gewalt und schurkischer List in den Boden gestampft worden ist, die großen Helden der Weltgeschichte die Moral aufs frechste verhöhnt haben, und doch etwas zu stande gekommen ist, was Ihr wenn Ihr's nach Eurer Weise historisch analysiert, für leidlich vernünftig erklären werdet, obwohl man das „Wie" sicher nur für einen Spitzbubenkatechismus als moralisches Beispiel gebrauchen könnte."

„Lieber Freund — fiel jetzt der Historiker ein — Du darfst doch nicht das Verfahren der großen Ehrgeizigen, für die Machiavelli ein für allemal mit welthistorischer Naivetät das Rezept geschrieben hat, das Verfahren der Erddedenmenschen, die alles vor sich niederwerfen und ihren Weg mit Trümmern und Leichen bezeichnen, — Du darfst solche Dinge doch nicht als eine notwendige Bedingung jeder höheren geschichtlichen Wirksamkeit überhaupt betrachten. Unter den Größen der Geschichte sind doch wahrlich auch mildere Genien, deren Hände frei sind von Gewaltthat, und die der Menschheit mindestens ebensoviel genützt haben, als jene Stürmer und Dränger. Ich will nicht reden von den Friedensfürsten, deren die Geschichte doch auch zu verzeichnen hat; aber denke an all' die großen Helden des Geistes, an all' die Denker, Dichter und Künstler, die Erfinder, die Gründer gemeinnütziger Anstalten — deren stille Thätigkeit die Menschheit keine Thräne gekostet, wohl aber so manchen Tropfen Balsam in ihre Wunden geträufelt hat. Willst Du sie etwa aus der Weltgeschichte streichen? Du als Naturforscher solltest doch am wenigsten geneigt sein, das Wesen der Geschichte bloß in solchen gewaltsamen Katastrophen zu erblicken, wie sie zuweilen die Völker erschüttern, und darüber jene unaufhörlich fortgehende, im Stillen wirksame Entwickelung übersehen, die, von Geist zu Geist sich fortpflanzend, heilige Ordnungen in den Gemütern der Menschheit aufbaut und unablässig am großen Friedenswerk arbeitet.

„Ich dachte wohl, daß Du Dir diesen Trumpf nicht entgehen lassen würdest", entgegnete der Naturforscher. „Aber ich zweifle, ob Du mich damit ausstechen kannst.

Bedenke zunächst dieses: Wer macht denn den Boden urbar, auf dem überhaupt erst höhere Geistesarbeit erstehen kannn? Wer bändigt die sozialen Elementarkräfte, das wilde Tier im Menschen? Wer thut jene unbezahlbaren Dienste, welche die griechische Sage tiefsinnig dem Herakles, dem großen Kulturbringer, zuschreibt? Wer anders als jene Uebergewaltigen, welche die kämpfenden Atome der Menschheit im Feuer der Drangsal und unter wuchtigen Hieben zusammenschweißen? Meinst Du auf sie verzichten zu können? Ich möchte es nicht. Denn sieh, es steht geschrieben: Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen — und die Menschen, und die Interessen, möchte ich hinzusetzen. Ja lieber Freund, wenn man ruhig in der Studierstube sitzt, seinen Gedanken freien Lauf läßt, und zusieht, wo sie hinfliegen und unterkommen; wenn man gemütlich warten mag, ob sie heute wirken oder in 100 Jahren, oder gar nicht — da ist's freilich leicht, sich die Hände rein halten und gutes Kind zu spielen. Aber solche passive Naturen, solche Reflexionsmenschen, die sind's doch nicht, welche die Geschichte machen. Mit dem, was sie in stillen Stunden erträumt, erdacht, erhofft, wird die Geschichte gemacht — von Anderen, von Thatmenschen, die weniger ängstlich und derber sind. Jene sind Wegweiser, ohne die man oft in die Irre fahren würde; diese die Lenker, von denen die Kraft ausströmt, die vorwärts treibt, vorwärts unter blutigen Peitschenhieben, vorwärts über Stock und Stein, unter Aechzen und Stöhnen, aber vorwärts."

„Vorwärts, ja vorwärts!" rief jetzt mit ironischem Lachen der Historiker dazwischen, „bis zuletzt in der rasenden Jagd das Gespann mitsamt dem Lenker durchgeht, kein Wegweiser mehr beachtet werden kann und die ganze Fahrt irgendwo im Sumpfe oder auf dem Boden eines Abgrundes endet!"

„Kommt auch voe!" nickte der Naturforscher, von dem

Ingrimm seines ethischen Freundes einigermaßen belustigt. „Aber Du vergißt, daß wir von der Menschheit sprechen: also von einem unzerstörbaren Gespanne — um beim vorigen Bilde zu bleiben — dem aus jeder Katastrophe neue Kräfte wachsen. Wie immer ihre Fahrt ausfallen mag, irgendwohin muß sie führen; und wie seltsam verschlungene Wege auch beschrieben werden mögen, ich bin mit dir einig in dem Glauben an die Entwickelung." „Nun also" — fuhr der Historiker dazwischen — „wenn Du an den Fortschritt, an das ewige Vorwärts der Menschheit glaubst, wie ich es auch thue, wozu dann Deine verletzende Berufung auf die Gewalt, auf die Rücksichtslosigkeit, auf die Rechtfertigung der Mittel durch den Erfolg, auf die Genialität der Gewissenlosigkeit?"

„Darauf brauche ich die Antwort nicht schuldig zu bleiben", entgegnete der Naturforscher. „Dorum, weil ein höllischer Unterschied ist zwischen Denken und Thun, wie ich schon vorhin in Schillers Worten anzudeuten mir erlaubt. Weil sich in der Welt, wie wir Naturforscher schon lange wissen, aber Ihr, die Ihr dem Geiste nachspürt, immer noch nicht recht zu begreifen scheint, nichts von selber macht, und weil wir darum auch in der Menschheit, wenn etwas in ihr vom Fleck gerückt werden soll, vor allem Kraft brauchen — einerlei woher sie kommt, und woraus sie erzeugt ist — wenn sie nur vermag die träge Masse in Bewegung zu setzen."

„Nun, und haben denn die großen Ideeen der Menschheit keine Kraft in sich?" meinte jetzt der Historiker. „Sind sie nicht selber geistige Kräfte, die durch unwürdige Helfer nur verlieren, gleichen sie nicht jenem Zauberschwert der Sage, das seine ganze schneidige Schärfe nur in der Hand des Reinen, Selbstlosen besaß und in der des Unwürdigen zersplitterte?" „Das fällt mir nicht ein zu leugnen," meinte der Naturforscher. „Auch die Begeisterung für das Wohl der Menschheit oder des Staates, auch die Hingabe an eine Idee, sind Kräfte, und ich unterschätze ihre Wirksamkeit wahrlich nicht. Wenn Menschen eben nicht Menschen, sondern reine Vernunftwesen wären, so möchte man den Ideen allein die Führung der Geschäfte ruhig anvertrauen — und — um mit Plato zu reden — die Philosophen zu Königen machen. Aber Du vergißt zwei harte Thatsachen. Erstens die, daß es selten, ja nie, Ideen in der Welt giebt, die Alleinherrschaft beanspruchen können. Der einen Idee steht eine andere Idee gegenüber; dem historisch Begründeten, das Recht des Werdenden; dem Recht des einen Volkes das Recht und die Ansprüche eines anderen. Das Wohl des Staates, der Fortschritt der Menschheit! Sind darüber, was diesen Zwecken frommt, nicht verschiedene Meinungen möglich? Aus dem besten Gewissen, aus voller Überzeugung heraus. Der Eine sieht als schädliches Hemmnis an, was dem Anderen als notwendige Schranke gilt. Dem Einen gilt als würdigstes Gefäß idealen Gehalts, was für den Anderen nur Ruine ist. Es kämpfen ja nicht nur die Menschen, sondern auch die Ideen. Jede Idee, und wäre sie die größte und erhabenste, tritt in der Stunde, da sie geboren wird, in eine geistige Welt ein, die vor ihr war und neben ihr besteht, und in der sie als Neugekommene zunächst kein anderes Recht hat, als sie sich zu erringen vermag. Das ist ja ziemlich harmlos, solange es sich nur um solche Geisterschlachten handelt, die auf den geduldigen Bänken der Schulstuben, der Parlamente, oder auf dem noch geduldigeren Papier ausgefochten werden können. Aber versuch's einmal, eine Idee in die Wirklichkeit einzuführen, sie praktisch zu gestalten — da nimmt die Sache alsbald andere Formen an. Da stößt die Idee nicht mehr bloß auf andere Ideen, sondern auf Menschen, d. h. auf Interessen. Und was meinst Du, was aus der Welt geworden wäre, wenn jeder geniale Kopf, den eine große praktische Idee bewegt, immer bescheiden und gewissenhaft hätte warten wollen, bis das Licht, das er in seinen eigenen Händen trug, endlich auch durch die dicken, ledernen Scheuklappen jener dumpfen, trägen, eigensinnigen Masse durchgedrungen wäre, und bis endlich Alle in Liebe und Güte und sanftmütiger parlamentarischer Abstimmung sich überzeugt und geeinigt hätten: Ja der Mann will wirklich etwas ganz Vernünftiges! Lieber Freund, Pour faire des omelettes, il faut casser des oeufs! Mit reiner Begeisterung und Vernunft hat noch niemand die Schranken niedergerissen, die in dieser Welt Jeden einengen, der etwas bauen will. Wer sich nicht damit begnügt, nur im stillen Kämmerlein zu schaffen, der darf sich nicht davor scheuen, auch die menschliche Leidenschaft, die menschliche Thorheit in seinen Dienst zu nehmen, und auch einmal den Teufel für sich arbeiten zu lassen; dem darf die Erbärmlichkeit eines Werkzeugs kein Grund sein, es nicht zu gebrauchen, solange nur seine Nützlichkeit feststeht; der wird in allewege mit der Wirklichkeit, mit Thatsachen zu rechnen haben, nicht mit Prinzipien."

„Uebertreibung! Uebertreibung!" tönte es jetzt von vielen Seiten. Ihr Naturforscher seht die Dinge immer aus einem so niedrigen Gesichtspunkt!

„Keine Übertreibung!" entgegnete der Naturforscher, der sich nun auch allmählich zu erhitzen begann „Keine Uebertreibung! Und vor allem keine anzüglichen Redensarten, wenn ich bitten darf! Wir sind hier nicht in der Schule und nicht in der Kinderstube, sondern unter Männern, und da darf man sich nicht scheuen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Ja freilich, wenn es sich in der Welt immer nur darum handelte, Bücher zu schreiben und milde Stiftungen für Waisenkinder zu machen, da könnte es allenfalls mit der bloßen Moral gehen. Aber die großen geschichtlichen Werke, welche die Lebensformen für Jahrhunderte schaffen: die sind aus anderem härterem Stoffe. Da gilt der Spruch des alten Hippokrates: Was die Medizin, d. h. gütliches Zureden und Vernunft, nicht zu Wege bringt, das schafft das Eisen, und wo dieses stumpf wird, muß das Feuer herhalten. Laßt mich einmal den Spieß umkehren, und mich, den Naturhistoriker, eine historische Vorlesung halten! Vielleicht wird sie darum nicht uninteressanter, weil ich die Dinge nur aus der Vogelperspektive ansehe. Nehmt die beiden größten Erscheinungen der alten und mittleren Welt: das römische Reich und die kühne Fortsetzung seines Baues in dem Dunkel halbbarbarischer Zeiten: die Kirche. Streicht diese beiden ungeheuren Thatsachen aus der Weltgeschichte und Jahrhunderte verlieren Sinn und Gehalt. Und nun überlegt, was es gekostet hat, diese Völkereinigungen zu schaffen! Dieser römischen Weltkultur zu Liebe sind die Völker des Ostens und Westens herdenweise hingeschlachtet, die ältesten nationalen Ordnungen zerrissen, unendliche Beute zusammengetragen, das Völkerrecht mit Füßen getreten, die eine Hälfte der Menschheit zu Sklaven der anderen gemacht worden, hat sich das römische Volk selbst in blutigem Wüten zerfleischt. Damit die Kirche sich als soziale Macht behaupten kann, muß sie ihr geistliches Gewand ablegen und zum Schwert greifen, muß sie Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, Könige gegen die Völker hetzen, ihre eigene Geschichte verleugnen, Fälschung auf Fälschung häufen, die Leichtgläubigkeit und Gewissensnot der Menge ausbeuten, jeden Widerstand im Schrecken ersticken! Und so ist es, wohin ihr blickt in der Geschichte! Sie ist ein Prozeß natürlichen Wachstums und braucht ihren Dünger. Der ist freilich schrecklich anzusehen; denn er besteht aus zertretenem Menschenglück! So wächst eine Schicht über der anderen empor, wie sich auf der Erde über den verkohlten Kiefernwäldern der Urzeit Berg und Thal, neue Motten und Wälder erheben! Daß unsere deutschen Stämme zuerst in einem Glauben und einem Reiche verbunden in die gemeinsame Kulturarbeit eintreten können, mußten den Sachsen in 30jährigen Vernichtungskämpfen ihre altgermanische Freiheit und ihr Heidentum ausgetrieben werden; daß der Gedanke der Duldung der Gleichberechtigung verschiedener Konfessionen in Europa heimisch werde, muß der ganze Welttheil ein Jahrhundert lang mit Brand und Blut, mit Meineid und Verbrechen erfüllt sein; daß europäische Kultur und christlicher Glaube in der neuen Welt Wurzel schlagen können, stampft man Peruanen und Azteken in den Boden, tilgt die Rothäute aus, und erneuert im riesigsten Maßstabe den Handel mit Menschenfleisch. Damit die ver-

mvderten Reste des Mittelalters zusammenstürzen, muß die Revolution ihr Meduſenhaupt über Europa hinſchütteln und Napolean ſeine Zuchtrute über die Völker ſchwingen; und ſv fort, mit Grazie in infinitum! Denn unſer deutſches Reich ſelber, dieſes Wunder der ſittlichen Weltardnung, iſt doch nach höchſt eigenem Geſtändnis ſeines Gründers wahrlich auch nicht mit Roſenwaſſer zuſammengeleimt wvrden."

Der Naturſvrſcher, anfangs ſa ruhig, hatte ſich allmählich in heftigen Eifer hineingeredet; ſein Gegner die anfangs in ihm kochende Ungeduld bezwungen und ihm, ahne einen neuen Verſuch, zu unterbrechen, mit einem Lächeln zugehört, in welches ſich ein gewiſſes Gefühl der Überlegenheit einmiſchte. Endlich ſagte er: „Wie ſchade, daß es einem Manne wie Dir, mit ſa lebendigem Sinn für das Unrecht ausgerüſtet, ſo ſchwer wird, im Schatten auch das Licht zu ſehen. Daß es hienieden nicht immer ganz reinlich und nicht mit rechten Dingen zugeht, — dies gebe ich Dir gerne zu. Gvtt weiß, warum wir armen Menſchenkinder jeden Schritt vorwärts immer ſv ſchwer und mit ſo großen Einbußen an unſerem Beſten, an Edelmut, Wahrhaftigkeit, Rechtsgefühl, erkaufen müſſen. Aber mir ſcheint dies doch nur die Hälfte der Wahrheit zu ſein. Kein unbefangen Urteilender kann ſich der Einſicht verſchließen, daß bei all den Erſcheinungen, welche Du bisher für Dich geltend gemacht haſt, das Böſe im beſten Falle nur die Hälfte der Arbeit thun konnte, und daß es zur Vollbringung der anderen, größeren Hälfte gerade deſſen bedarf, was Du aus der grvßen Rechnung überhaupt ſtreichen möchteſt: nämlich ſittlicher Mächte. Oder waren dieſe etwa im Römertum bei all ſeinen ungeheuren Verbrechen nicht wirkſam; ja waren nicht dieſe Verbrechen ſelbſt nicht zum Teil nur die Kehrſeite der nativnalen Tugenden, welche die Römer zu Weltgebietern gemacht haben? Hat die Welt jemals ſvviel vpferwillige Hingabe an das Vaterland, ſoviel kühne Entſchloſſenheit, ſoviel Geſchick der praktiſchen Organiſation vereinigt geſehen, außer vielleicht bei dem Volke, das Größen wie Fehler der Römer am meiſten wiederholt, den Engländern. Und nun gar die Kirche! Gewiß, an den Blättern ihrer Geſchichte klebt viel Schmutz, und in ihr, die ſich göttlicher Stiftung nicht nur, ſondern ſteter Führung und Leitung durch den göttlichen Geiſt rühmt, iſt es zu allen Zeiten recht menſchlich zugegangen. So menſchlich, daß es vielerlei Zurüſtung bedarf, um die Kirchengeſchichte zu einem Erbauungsbuche zu machen. Aber glaubſt Du denn im Ernſte, die Kirche beſtehe in der impvnierenden Gewalt, mit der ſie heute das Abendland erfüllt, durch dieſe Schwächen und Gewaltthaten ihrer Führer und Anhänger, und nicht vielmehr trvtz derſelben: durch die Schätze an ſittlichem Verdienſt, welche ſie daneben aufgeſpeichert; durch die heroiſche, ſelbſtloſe Hingabe an das Gute, waran es bei ihren Bekennern niemals gemangelt; durch die lebenweckende Kraft, welche der Glaube in den trübſten Zeiten erwieſen hat. Denke dieſe ſittlichen Mächte aus dem Leben der Kirche und das tiefe Gefühl ihres Varhandenſeins aus dem Geiſte der Völker weg, und aller hierarchiſchen Klugheit, aller Konſequenz römiſcher Diplamatie, allem Scharfſinn des kundigſten Syſtems der Menſchen- und Seelenführung zum Trotz, wäre von dem ſtolzen Bau der Gregor und Innocenz ſawenig mehr ein Stein auf dem anderen als vvn den beſcheideneren Anlagen eines Luther aber Calvin."

(Schluß folgt)

Intereſſe.

Von F. Standinger.

Wir thun alles aus Intereſſe! Etwas, was uns kein Intereſſe erweckt, thun wir nicht; unter keiner Bedingung.

Freilich! Das Intereſſe iſt nicht immer direkt. Ich habe nicht das mindeſte Intereſſe daran, rote Striche in ſchlechter Schüler Hefte zu machen, wo ich doch weiß, daß es umſonſt iſt. Aber ich habe ein Intereſſe daran, daß der ſchlechte Schüler nicht denke, ich vernachläſſige ihn und habe auch vielleicht ein Intereſſe daran, nicht meinerſeits getadelt zu werden; darum thue ich jene unluſtige Arbeit doch. Und ich habe gar keine Intereſſe daran, manatlich ſv und ſvviel Mark van meinem Erwerbe als Steuer herzugeben; aber ich habe entſchiedenes Intereſſe daran, daß ich meine Stellung in dem Gemeinweſen anſtändig behanpte, und darum gebe ich die Steuer ſogar mit einer gewiſſen Gutwilligkeit. Luther hatte gar kein Intereſſe dnran, var verſammeltem Reichstag die kaiſerlichen Fvrderungen abzulehnen und ſich dadurch in eine mißliche Lage zu verſetzen; aber er hatte ſehr viel Intereſſe daran, das, was er für wahr und recht hielt, nicht preiszugeben; er wäre nicht mehr er ſelber geweſen, er hätte innerlich Selbſtmard begangen, wenn er nachgegeben hätte. Dieſes Lebensintereſſe war ſtark genug, die Beſorgnis für Tod vder Gefängnis zu überwinden; er ſetzte um des Zieles, das ihm Leben war, das Leben ein.

Alſo ſind wir alle Egviſten. L'amaur propre c'est le mobile de tont, ſagt La Rochefoucauld. Und er ſagt es mit Recht!

Aber ein größerer als dieſer Cyniker ſagt: „Will mir jemand folgen, der verleugne ſich ſelbſt". Und auch er ſagt es mit Recht!

Es iſt hergebracht, Aufvpferungsfähigkeit, Hingabe an Ideale u. ſ. w. als etwas dem Ich, dem eigenen Willen Entrücktes anzuſehen und in Gegenſatz zu denjenigen Handlungen zu ſetzen, in denen der Menſch ſeinen Begierden und Leidenſchaften dient. Und dvch iſt der Unterſchied ſv nicht zu faſſen. Es iſt falſch, von einem abſoluten Gegenſatz der Opferwilligkeit und des Egvismus zu reden, aber, um ein philoſophiſches Wort zu nehmen, den Egvismus einem Altruismus ſo entgegenzuſetzen, als vb das verſchiedene bewegende Kräfte wären. Ob ich meiner Begierde diene, aber meinem Nächſten, vder der Menſchheit: ſtets muß ich es wollen; ich muß es thun; aus dem Ich heraus muß alles geſchehen. Wenn das Gefühl für den Nächſten nicht ſtark in uns iſt, ſa wirke ich nicht für ihn; wenn mein Ideal nicht als lebendiger Teil meiner ſelbſt in mir lebt, gebe ich mich ihm nicht hin.

Was mein Denken ſo ausfüllt, daß ſich meine Gefühle daran heften und die Regungen meines Willens von ihm beherrſcht werden, das iſt mein Ich, meine Welt, mein Ideal; ſei es nun der Trunk vder das Spiel, ſei es die Liebhaberei ſchöne Pferde vder Blumen zu züchten, aber ſei es eine Hingabe an die Aufgaben der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Menſchlichkeit. Ich handle nur aus Intereſſe an dem, was mich erfüllt, und aus dem mich erfüllenden Intereſſe heraus muß ich handeln. Alſv bin ich immer Egoiſt, wird La Rochefoucauld ſagen.

Egoiſt? Aber ſtreiten wir dach nicht um Warte. Im gemeinen Leben nennen wir doch nur den einen Egviſten, deſſen Intereſſe nicht weiter reicht als die leibliche Perſönlichkeit und ihr Eigentum. Dabei mag es auch weiterhin ſein Bewenden haben. Und wenn der Idealmenſch auch ganz gewiß nur darum für ſein Ideal wirkt und wirken kann, weil ſein Ich ein Intereſſe daran hat: ſein Ich iſt eben weiter, höher, reicher; und darum nennen wir ſeine Hingabe nicht Egoismus.

Zur Beurteilung des politiſchen Kampfes.

Von Rechtsanwalt Paul Horn in Inſterburg.

In Nr. 16 der „E. K." iſt in dem Aufſatz: „Zur materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung" ein Citat des Dr. Mühlberger aus der Verſöhnung abgedruckt, deſſen Gedanken im Texte gebilligt und weiter ausgeſponnen werden. Meines Erachtens dürfen dieſe Ausführungen aber nicht unwiderſprochen bleiben.

Dr. Mühlberger ſchreibt:

„Politik heißt: Kampf um die politiſche Macht; ſoziale Organiſation heißt: Streben nach wirtſchaftlicher Verſtändigung. Beide Thätigkeiten ſind ſchlechthin unvereinbar. Die erſtere rührt alle niedrigen Leidenſchaften im Menſchen auf; die letztere appelliert nur an das Gute in uns, an den Intellekt, und an die auf der klaren Erkenntnis greifbarer Intereſſen ruhende Gerechtigkeit!"

Ueber den erſten Mühlbergerſchen Satz will ich an dieſer

Stelle nicht rechten, er ist in seiner Formulierung höchst unglücklich. Daß aber der Kampf um die politische Macht und das Streben nach wirtschaftlicher Verständigung „schlechthin unvereinbar" sein sollen, und daß der Kampf um die Macht nur die Mächte der Finsternis auslöst, während die soziale Organisation und die wirtschaftliche Verständigung im Lichte olympischer Klarheit nnd Helle vor sich geht, das leugne ich ganz und gar.

Es ist nicht wahr, daß der Kampf um die politische Macht alle niedrigen Leidenschaften aufregt, daß das Reich des Parteikampfes dasjenige Gebiet ist, auf welchem „die menschliche Gesittung seit Beginn der Weltgeschichte nichts als Niederlagen erlitten hat." Das Gegenteil ist der Fall. Diese Kämpfe um die Macht, ausgefochten von Anhängern der verschiedensten Parteien, mögen sie sich nun Kämpfe um die Freiheit, um das Recht, um den Glauben oder sonst wie nennen, — denn alle diese Freiheits- und Glaubenskriege waren Kämpfe um die Macht — haben gerade diejenigen Tugenden erst erzeugt, welche die Menschheit auf einen höheren ethischen Standpunkt gehoben haben. Welche Fülle von Begeisterung für Recht und Freiheit, welche Fülle von Mut, Opferwilligkeit, von Hingebung und Selbstverleugnung haben diese Kämpfe hervorgebracht, ja im wahrsten Sinne erst geschaffen! Aus diesem Parteikampfe, aus diesem Umstürzen der alten Idole, um den eigenen Ideen Geltung (Macht) zu verschaffen, sind gerade die Tugenden hervorgegangen. Daß daneben auch eine Menge der niedrigsten Leidenschaften bei derartigen Parteikämpfen ausgelöst wird, berechtigt keineswegs zu der Verallgemeinerung, daß der Kampf um die Macht alle niedrigen Leidenschaften im Menschen aufrühre.

Nicht minder verfehlt ist die zweite Mühlbergersche Behauptung, das Streben nach wirtschaftlicher Verständigung appelliere nur an das Gute in uns, an den Intellekt und die Gerechtigkeit. Der im Gewerkverein oder in der Gewerkschaft organisierte Arbeiter, den der Artikel im Auge hat, wird keineswegs von allen Interessentenkreisen als ein solches Wesen betrachtet, dessen Bestrebungen nur das Gute in unserer Brust wachrufen. Im Gegenteil! Bei den Arbeitgebern wird Mühlberger mit solchen Anschauungen meistens nichts als Spott und Hohn ernten. Namentlich eine Unterhaltung über die „auf der klaren Erkenntnis greifbarer Interessen ruhende Gerechtigkeit" wäre mit vielen Arbeitgebern nicht uninteressant.

Wenn endlich die Behauptung aufgestellt wird, politischer Kampf um die Macht sei rabenschwarz, das Streben nach wirtschaftlicher Verständigung sei blendendweiß, und beide Thätigkeiten seien „schlechthin unvereinbar", so ist dies eine Behauptung, welche jeder Sozialdemokrat, welcher einer Gewerkschaft angehört, widerlegt. Als Sozialdemokrat kämpft dieser Mann um die Macht — sie nennen's die Freiheit — und als Mitglied der Gewerkschaft pflegt er die von Mühlberger hervorgehobenen Lichtseiten der menschlichen Natur. In diesem Arbeiter vereinigt sich also das „schlechthin Unvereinbare", in ihm ist Weiß und Schwarz, Wasser und Feuer gemischt.

Und damit komme ich auf einen weitverbreiteten Grundirrtum.

Der Kampf um die Macht hat auch seine Lichtseite (ich meine sogar, seine Lichtseite ist größer als seine Schattenseite) und die Arbeit der Gewerkvereine und Gewerkschaften hat umgekehrt auch wieder ihre tiefschwarze Schattenseite, es kommt eben nur auf den Standpunkt des Beschauers an, der hier die größeren Lichtpartieen, dort die Schattenpartieen in den Vordergrund rückt. Hierdurch werden, namentlich wenn noch das Interesse seine Rolle dabei mitspielt, falsche verallgemeinernde Schlüsse hervorgerufen.

Herr Mühlberger z. B. ist offenbar der gewerkschaftlichen Organisation innerlich fremd, dagegen steht er im politischen Kampf. Er sieht daher die um die Macht ringende Partei im Vordergrunde, und der Rauch, der Schmutz, der Dampf und Staub dieses Kampfes verdunkelt ihm die Aussicht auf das, was in diesem Kampf bewährt und durch ihn errungen wird, und was kein Schmutz, kein Schlamm und kein Rauch ist.

Dem wirtschaftlichen Kampf der Gewerkschaften stehen namentlich die Gebildeten ferner. Hier verdunkeln ihnen die fern von ihnen sich abspielenden Kämpfe nicht den Ausblick ins Weite, nnd dies ist der Grund, weshalb sie in diesem Falle den Kampf und den Wettstreit der Ideale, die Geisterschlacht über dem irdischen Kampfgetümmel als ein leuchtendes Gegenbild des irdisch-rohen Kampfes bewundern. Aber man sollte sich nur bei den Arbeitgebern erkundigen, die mit den Gewerkschaften gekämpft haben. Der Kampf auf der Erde ist auch hier ganz der gleiche; auch hier Blut und Schmutz im Vordergrunde.

Wenn daher von einer ersprießlichen Ausgestaltung der Gewerkschaften und der Gewerkvereine die Einstellung oder die Milderung des Kampfes um die Macht erwartet wird, so ist dies die Weisheit der unkriegerischen, dem Kampfe fernstehenden Leute, und völlig verfehlt erscheinen mir die in den Artikel eingeflochtenen Bemerkungen, die den deutschen Arbeitern denselben (gewerkschaftlichen) Weg weisen möchten, den die englischen Arbeiter eingeschlagen haben.

Die Engländer brauchen nämlich keinen Kampf um die Macht, wie die deutsche Sozialdemokratie, zu führen. sie sind im Besitze einer Macht, die ihnen der Staat nicht streitig macht. Dies ist auch der Grund, weshalb sie auf eine parlamentarische Vertretung wenig Gewicht legen. Die Engländer können ihre gewerkschaftlichen Kämpfe ungehindert durch die Regierung durchführen.

In Deutschland ist die Stellung der Regierungen zu der Sozialdemokratie bekannt. Die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter (neben denen die Gewerkvereine wenig in Betracht kommen) bestehen aber aus Sozialdemokraten, und so erhalten alle gewerkschaftlichen Streitigkeiten in Deutschlnnd stets einen Beigeschmack dadurch, daß der Kampf mit der Sozialdemokratie dadurch verquickt ist. Solange die Partei aber nicht unbehelligt für ihre Anhänger in den Gewerkschaften sorgen darf, wie sie will, so lange bis sie eine gewisse Unabhängigkeit errungen hat, muß sie aber den Kampf um die Mncht ausfechten, sonst kann die Partei auch die sozialen Ziele, die sie in dem Glauben, dadurch das Elend zu mindern, anstrebt, nicht erreichen nnd wäre wert, daß sie zu Grunde ginge. Und weil die Partei durch dieses Verhängnis eine Kampfpartei werden mußte, hat sie mit Notwendigkeit ein anderes Gesicht, einen andern Habitus und auch eine andere Gemütsart angenommen, nls die englische Arbeiterpartei.

Jahrzehntelange Kämpfe haben Verbitterung herbeigeführt, und mnn wird sich auch über die Nervosität der sozinldemokratischen Partei gegenüber dem Tadel nicht wundern dürfen, wenn man bedenkt, von wie vielen Seiten und wie unermüdlich sie angegriffen wird. Und wenn behauptet wird, die Partei müsse blind sein gegen die Fortschritte des ethischen Bewußtseins in anderen Klassen, so erwäge mau doch, daß dies Erkennen der Fortschritte des ethischen Bewußtseins, ebenso, wie die feinere Würdigung der Situation des Gegners und die friedliche Arbeit der Gewerkschaften einen gewissen Zustand der Ruhe zur Voraussetzung haben, der gegenwärtig der Partei nicht gegönnt ist. Es ist schwer unter dem Donner der Kanonen der Sphärenmusik zu lauschen.

Das unselige Meineidsmärchen.

Von C. Henke in Berlin.

In der am 29. April cr. abgehaltenen Monatssitzung der D. G. E. K. Abteilung Berlin, in welcher über das Thema Christentum und Ethik disputiert wurde, entschlüpfte einem Diskussionsredner die alte, aus Haß gegen die unverstandene Sozialdemokratie entstandene Spukgeschichte von der Meineidsverherrlichung durch die sozialdemokratische Partei.

Man gewöhnt sich im Laufe der Zeit an alles und hat schließlich selbst für das krausteste Zeug nur noch ein Lächeln des Mitleids, wenn nicht, wie bei der ebenso böswilligen, wie dumnen Geschichte, viele ernste Dinge in Betracht kommen. Die Thatsache aber, daß ein sotches, durch nichts bewiesenes und beweisbares Vorurteil für viele Menschen schon sehr verhängnisvoll wurde und, wenn nicht ausgerottet, noch für viele verhängnisvoll werden kann, fordert zum schärfsten Protest heraus, und dieser gab sich auch aus der, von vielen Gästen verschiedenster Richtung und Mitgliedern der D. G. E. K. bestehenden Versammlung kund.

Um den Wert dieses Protestes gegen die Wiederaufwärmung jenes Jammermärchens richtig zu würdigen, muß die Versammlung und ihr Verlauf in ein paar Worten geschildert werden.

Referat und Koreferat hatten gezeigt, daß scheinbare Gegensätze schärfster Art verblassen, wenn sie von Leuten behandelt werden, die neben allen und vor allen sonstigen notwendigen Erfordernissen, den guten Willen haben, einander zu verstehen und einander gerecht zu werden. Nicht zum mindesten diesem Vorzuge war der Beifall und Dank zuzuschreiben, der beiden Vortragenden von der gesamten Zuhörerschaft gespendet wurde. Es war ein Triumph des Versöhnungsgedankens, des einen, was uns alle verbindet, wenn es in uns mächtig wird, des ehrlichen guten Willens.

Aber in der Diskussion, dem notwendigen und nützlichen Zubehör zu jeder Versammlung, die oft viel Schönes bringt, in der aber auch mancher Bock geschossen wird, da passierte einem als Gast anwesenden Herrn Dr. R. das schreckliche Malheur, daß er seine 5 Minuten lange Redezeit nicht ausfüllen konnte, ohne die liebe alte Spukgeschichte aufzuwärmen. Warum mußte es auch

Digitized by Google

gerade diese sein? Es giebt doch noch andere, z. B. die von der freien Liebe, vom Teilen u. s. w., die auch sehr unterhaltend sind und doch den Vorteil haben, daß sie die Rechtsbegriffe nicht so schrecklich verwirren, wie gerade jene häßliche Verleumdung. Und warum mußte sich Herr Dr. R. gerade vor der Verunglimpfung anderer Menschen als positiver Christ offenbaren und das Bild Jesu Christi mit starken Worten vor unser aller Seelen zeichnen, um in demselben Atemzuge zu zeigen, daß er seinen Meister so wenig kennt und verstanden hat, gerade auf dem Gebiete der Ethik. Was mich aber auch an diesem Redner nicht verzweifeln läßt, ist der empfangene Eindruck, daß er nicht mala fide handelte, sondern im Banne jener Kurzsichtigkeit, welche der rücksichtslose Parteikampf im Menschen erzeugt.

Als der Herr das Mißfallen der Versammlung sah, auch seiner Freunde, wurde er stutzig, und als ihn der Herr Vorsitzende belehrte, daß jener schwere Vorwurf durch nichts erwiesen sei, vielmehr gegenteilige Erklärungen von der offiziellen Partei vorliegen, da bat er um Entschuldigung. Ich aber dachte bei mir: Si tacuisses, philosophus mansisses! Es ist nicht nötig, daß man spricht, wo Leute genug sind, die mehr wissen und klarer denken.

Durch die Zurechtweisung und Klarstellung seitens des Herrn Vorsitzenden, sowie auch durch das anerkennenswerte, weitere Verhalten des unvorsichtigen Redners war der Zwischenfall für alle ruhigen Gemüter erledigt. Es giebt aber Stoffe, die noch weiter kochen, selbst wenn sie lange vom Feuer herunter sind. Das sind eben Eigenschaften, für die niemand etwas kann. Maß halten in der Verteidigung, wie im Angriff, das ist nicht nur ein Gebot der guten Sitte, sondern auch der Klugheit, aber nicht jedermann geläufig.

Ein Herr, der sich besonders berufen fühlte, den verirrten „Bruder“ auf den rechten Weg zu führen, und nicht zufrieden sein zu können glaubte, wenn er nicht einen Extrarüffel ausgeben könne, konnte nicht fassen, daß er sich an die Tagesordnung zu halten habe und gab, weil er sich nun doch einmal offenbaren mußte, für die unüberlegte schwere Beleidigung eine überlegte leichtere zurück. Nachdem schnurr er hoch und teuer, nicht wieder zu kommen, weil er nicht so sprechen — d. h. über einen erledigten Gegenstand sprechen — durfte, wie er wollte. Wie wenig doch solche Leute den Kern der ethischen Bestrebungen kennen; unstreitig haben die Ethiker den schwersten Kampf — im edlen Sinne — zu kämpfen, den Kampf gegen das Überkochen.

Beide Menschen nun, der verunglückte Beleidiger und der verunglückte Verteidiger sind Typen. Sie zeigen uns den Parteikampf im Kleinen, dieses Aufeinanderlosfahren bis zur Erschöpfung, während der ganze Streit sich nur in ruhiger Erwägung erledigen läßt. Wenn man — worauf es in erster Linie ankommt — jenes für Viele Gefahr bringende Vorurteil zerstören will, wenn man will, daß befangene Leute bei der nächsten Schöffen- oder Schwurgerichtssitzung gerechter urteilen lernen, so muß man sie überzeugen, nicht übereifern. Mag der Angeklagte noch so im Rechte sein, so kommt doch vieles, oft alles, auf ein kluges, maßvolles Verhalten an. Auf diesem Gebiete ist aber leider wenig geschehen von seiten derer, die für sich und ihre Parteigenossen das größte Interesse an der Zerstörung des unseligen Vorurteils haben. Ueberdies liegen Momente vor, die in unklaren Köpfen jenes Vorurteil auffrischen können. Eines dieser Momente ist das Hinund Herschaukeln zwischen Reform und Revolution. Mögen auch Versuche gemacht worden sein, die Kluft zwischen beiden zu verdecken; die Thatsache, daß man sagt: Mit der alten Gesellschaft ist nichts zu machen, sie muß stürzen, ehe wir bauen können, und wenn wir scheinbar mitbauen, geschieht es nur, um unsere Kämpfer zu kräftigen, zeigt scheinbar, daß die offizielle Partei, wie sie jetzt ist, nicht dorthin gehört, wo durch einen Eid vielleicht die Mitarbeiterschaft bedingt wird. Daß es im Leben unzählige tragische Konflikte giebt, die auch auf den Reinsten einen Schatten werfen, möge er sich stellen, wie er will, dies vermögen nur die wenigsten zu erkennen. So kann z. B. ein Sozialdemokrat mit dem besten Gewissen den Eid auf die Satzungen einer Körperschaft, einer Verfassung leisten, welche die Revolution grundsätzlich ausschließen; er ist ja auf der anderen Seite nicht gebunden. Er erkennt das Programm an, soweit er sich nicht in direkten Widerspruch zu ihm stellt. Der auf eine Verfassung geleistete Eid kann und wird bei einem ehrenhaften Sozialdemokraten mindestens ebenso heilig, mit ebenso reinem Bewußtsein geleistet sein, wie bei allen anderen anständigen Menschen; aber gerade dieses war einer der Hauptpunkte, wo gewisse Inselken ihre Verleumdungseier niederlegen konnten. Wenn dann sophistische Verdrechselung dem Publikum, von dem ein Teil, auch wenn er Geld hat und höhere Schule besuchte, oft nicht richtig lesen kann, in künstlich verschlungenen Sätzen nachweist, daß 2×2=5 ist, und das Publikum es glaubt, weil es in seinem Parteiblatte gedruckt steht, so ist dies nicht zu verwundern und sind die Verblendeten nicht durchaus zu verdammen.

Da heißt es dann: Belehrt sie eines Besseren! Wenn man allerdings durch Schroffheit jede Verbindung mit dem andern abgebrochen, durch den schnarrenden bombastischen Klassenkampfton jede Verständigung unmöglich gemacht hat, dann ist alles verloren. Dann muß erst wieder ein Vermittler kommen, der mit der weißen Fahne des Friedens Verständigung anbahnt, aus der dann für einige Zeit Versöhnung erwächst, bis sich die Kampfhähne von neuem in den Federn liegen, weil's Rausen halt mal so schön ist.

Aber, weil in solchen Momenten des Waffenstillstandes dann manchem zum Bewußtsein kommt, wie albern und gemein geistige wie körperliche Prügelei ist, wie nutzlos, wie schädlich, darum wird auch das Häuflein derer zunehmen, welche den inneren, wie den äußeren Frieden erstreben.

Wenn also die unselige Fabel, dieses Unkraut im Garten der Geistespflanzen immer wieder in die Erscheinung tritt, so ist die Sozialdemokratie nicht ganz unschuldig hieran. Sie hat, sei es auch fahrlässig, zum Teil das Uebel vergrößert, dem Unkraut den Boden gelockert. Dies ist einer von den Fällen, in denen meiner Ansicht nach eine ungeschickte Vertretung der Interessen der Arbeiterschaft vorliegt.

Selbstverständlich würde das Uebel auch bestehen, wenn die Sozialdemokratie ihm nicht ohne Willen den Boden lockerte; die Bosheit spielt ja auch eine große Rolle im Leben; aber es würde eher aussterben. Wenn Leute darauf hinweisen, daß schon Sozialdemokraten wegen Meineids verurteilt wurden und dann den trügerischen Rückschluß machen, daß folglich die Sozialdemokraten zu diesem Verbrechen besondere Neigung haben, so weiß man schwer zu unterscheiden, wo die Dummheit aufhört und die Bosheit anfängt. Aber die zu Unrecht Gekränkten mögen noch so lebhaft und gerecht protestieren; der andere, vom Vorurteil befangene hört sie nicht. Hier muß der Unparteiische sprechen und seine aufklärende Wirksamkeit entfalten; ihm glaubt man eher, weil er nicht anders interessirt ist, als im Namen der Gerechtigkeit. Aber diesen neutralen Boden der Gerechtigkeit sollte jeder respektieren und zu erweitern streben.

Und es wird Zeit, daß wenigstens in dieser Sache dem Vorurteil Einhalt gethan wird. Was kann noch für Unheil geschehen, wenn unerwartete Ereignisse eine Epidemie des Fanatismus hervorrufen. Eine solche Zeit ist das Schmachvollste in der ganzen Menschengeschichte.

Ich entsinne mich, vor ca. 12 Jahren gelesen zu haben, daß ein Angeklagter eine Majestätsbeleidigung gethan haben sollte. Seine entgegengesetzte Behauptung sollte er beschwören; er that es, weil er nicht wußte, daß er dies nicht nötig hatte. Die Entlastungszeugen wurden im weiteren Verfahren wegen Meineids verurteilt, weil sie beschworen hatten, nichts von der Sache zu wissen; dem Belastungszeugen wurde geglaubt, denn die anderen waren Sozialdemokraten. Es war eben der Nachhall, das Nachempfinden jener Periode, welcher das Sozialistengesetz folgte. Allen solchen Erscheinungen steht das Rechtsbewußtsein machtlos gegenüber, wenn es nicht die öffentliche Meinung für sich gewinnt. Diese aber läßt sich nur in versöhnlicher Weise gewinnen.

Vermischtes.

Ein Hamburger Großkaufmann über den Internationalismus. Wir haben in dieser Zeitschrift mehrfach darauf hingewiesen, daß nicht die modernen Kanonenpolitiker, sondern die Verkündiger des Völkerfriedens die Macht der realen wirtschaftlichen Thatsachen hinter sich haben. Kant hat das schon im „Traktat zum ewigen Frieden“ klar ausgesprochen. Wir freuen uns, zur Bestätigung dieser Ansicht folgende Absätze aus den beiden Jahresberichten der großen Hamburger Handelsfirma Alexander Jahn & Co. (Herausgeber der Inhaber R. E. May) anführen zu können:

Im Bericht 1896 heißt es: „Daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Menschen an Tiefe und Ausdehnung gewinne, ist für das Glück der Völker sehr zu hoffen. Solange die Menschen das von Jugend auf anerzogene und von der Selbstschätzung geförderte Gefühl nicht los werden, in den Angehörigen anderer Nationalität immer nur „die Anderen“ zu sehen, werden sie die „Anderen“ auch als unter sich stehend betrachten und ihnen gleiche Rechte wie den Angehörigen der eigenen Nationalität nicht einräumen wollen. Solange das aber nicht

geschehen ist, wird es nicht durchzuführen sein, daß man den Ueberschuß der nationalen Kräfte anderen Nationen zuführt und sie ihn ohne Protest aufnehmen. Damit aber steht und fällt die Versicherung der Arbeitslosigkeit, wenn sie wirklich von durchgreifendem Erfolg begleitet sein soll.

Der Haß ist national,
Die Lieb' ist international —

wie auch das Elend. Und weil es das Elend ist, so sind es die Elenden auch.

Und darum braucht man die Hoffnung in die Zukunft nicht aufzugeben, denn von diesen Elenden aus geht ein Zug der Internationalität durch die Welt, auf dessen Boden allein das Heilmittel gegen dieses Elend wachsen und gedeihen kann:

Internationale, auf Gegenseitigkeit gegründete Abmachungen bezüglich freien Einganges und freien Transportes überschüssiger Kräfte und auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

Will man den Zug kennen lernen, der durch die Seele des Volkes geht, so muß man seine Dichter hören. Ist das heute noch der alte abgeschlossene Geist, dessen Ideen gleichfalls von roten, blauen, grünen und gelben Linien begrenzt sind? Nein, wahrlich ein anderer Geisteszug weht durch die Welt und da der Geist sich nicht in Fesseln schlagen läßt, so ist er auch gewiß, zu siegen."

Im Bericht 1897 finden sich folgende Bemerkungen:

Was ist denn aber das Schlimme an dieser internationalen Organisation? Daß sie die internationale Interessengemeinschaft der Arbeitgeber noch um die internationale Interessengemeinschaft der Arbeitnehmer vermehrt, daß sie die internationalen Interessen dermaßen fördert, daß die nationalen Kanonen schließlich überflüssig werden, und Arbeitgeber wie Arbeitnehmer sich ungestört ihrem Beruf hingeben können, daß die Nationen schließlich von der öffentlichen Meinung gezwungen werden, sich in nationalen Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu unterwerfen, wie wir es jetzt in der venezolanischen Frage zwischen England und Amerika erlebt haben? Habt Ihr denn so fürchterliche Angst vor dem gesicherten Weltfrieden?

Die Furcht vor dem Internationalismus ist zu einem Schlagwort geworden, das aber, wie jedes Schlagwort, mit der Zeit an Einfluß verliert. Sie stammt aus einer Zeit internationaler Interessengegensätze. Der zunehmende Weltverkehr hat aber die Interessen der Nationen einander näher gebracht und miteinander verschmolzen. Die nationalen Interessengegensätze sind längst überwuchert und werden es täglich mehr von den viel größeren wirtschaftlichen Interessengemeinschaften. Da zittert man noch aus alter Gewohnheit vor dem Wort „international" und merkt garnicht, daß man inzwischen in der Sache schon selbst durch und durch international geworden ist.

Wie ist es noch mit dem großen „unvermeidlichen" orientalischen Kriege geworden? Schlagen die Nationen bei der gegenseitigen Eifersüchtelei noch immer nicht aufeinander? Fällt ihnen garnicht ein! Warum nicht? Ganz einfach, weil ihr wirtschaftliches Interesse am Frieden viel größer ist, als ihr nationales am Kriege. Bleiben die wirtschaftlichen Interessen, welche die Nationen in der Türkei haben, nicht gewahrt, so gehen sie ganz hübsch international gegen die Türkei vor und verschießen noch nicht ein Gramm Pulver. Und von diesem Internationalismus ist die Welt so fest überzeugt, daß die Ereignisse in der Türkei selbst das Barometer des Weltfriedens, die Börse nicht zu den geringsten Schwankungen mehr veranlassen. Will man die vorgegangene Veränderung würdigen, dann vergegenwärtige man sich nur, welche Wirkung die Vorgänge in der Türkei noch vor 10 Jahren auf die Börse ausgeübt haben würden.

Ad vocem: „international". Das ist auch mal wieder eines von den Schlagwörtern geworden, mit denen man Mißbrauch treibt, indem man damit in ähnlicher Weise, wie mit „Sozialdemokrat", zu beschimpfen glaubt. Um ihn recht zu verdächtigen, stellt man den Begriff „international" als Gegensatz zu „national" auf. National und antinational sind Gegensätze. Seit wann aber sind „national" und „international" Gegensätze? Hört der Reichskanzler auf national zu sein, wenn er Interessen in Rußland hat, hört die Kaiserin Friedrich auf national zu sein, wenn sie Interessen in Frankreich hat?! Derjenige, dessen Interessen so weit gehen, daß sie sogar der ganzen Welt gehören, wird nicht gerade er für diejenigen die größten Opfer bringen, die ihm am nächsten stehen?!

Der Abend des dritten Tages des „Internationalen Kongresses für Psychologie", der Anfang August in München stattfand, versammelte die Theilnehmer desselben in dem eleganten Festsaalbau des Café Luitpold. Professor Dr. Lipps, München, sprach hier, in einem Toast auf die anwesenden Gäste, die bedeutungsvollen Worte:

„Sie haben sich nicht abhalten lassen, zu uns zu kommen auf deutschen Boden, um hier in der deutschen Stadt München den III. psychologischen Kongreß abzuhalten. Sie alle schätzen nationales Selbstgefühl. Wie sollten Sie es auch nicht thun! Sie halten auch nationale Macht und Größe wert, aber daneben steht Ihnen hoch die innere geistige und sittliche Macht und Größe; und Sie wissen alle, daß die nicht in vollkommenem Maße gewonnen werden kann, wenn die Nationen sich isolieren, daß sie dagegen in vollem Maße gewonnen werden kann, dann, wenn jede Nation auch die Errungenschaften der fremden sich zu eigen macht. Ein Dichterwort sagt: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen, dort sind die starken Wurzeln deiner Kraft." Das Wort ist wahr. Es wäre unwahr, hieße es: „nur da sind die starken Wurzeln deiner Kraft." Jede Nation hat Wurzeln in anderen Nationen, Wurzeln des Baumes der Menschheit. Von der Wirklichkeit dessen, was ich hier sage, kann uns belehren der Kongreß, in eigenartiger Weise ein Kongreß der Psychologie. Die Psychologie hat es zu thun mit unserer Persönlichkeit, dem Geist und dem Geistesleben. Die Persönlichkeit steht im Mittelpunkt der Welt. Alle Wissenschaften erkennen das Gebäude der Erkenntnis an, das aufgebaut ist aus dem menschlichen Geiste; es entsteht nach den Gesetzen des Geistes. Jedes Erkennen, jedes Auf-sich-selbst-besinnen muß werden zur Psychologie; so ist die Psychologie überhaupt die Wissenschaft des Selbstbesinnens. Und diese Psychologie lehrt uns zunächst dieses, daß es für die Persönlichkeit nichts Höheres giebt als eben die Persönlichkeit. Nicht die tierische, wohl aber die seelische, die vollendete. Und die Psychologie lehrt fürs andere, daß die vollendete Persönlichkeit nicht werden kann im isolierten Einzelwesen, in isolierten Gruppen, auch nicht in isolierten Nationen. Die Nation verwirklicht den Menschen, den sie zu vertreten hat. Der Mensch ist, so können wir sagen, ein Organismus, und an diesem Organismus sind alle Nationen Glieder. Jede Nation muß zum Ganzen beitragen, das, was in ihr sich findet von eigenartiger Tüchtigkeit, von spezieller Veranlagung, von besonderem Interesse, vielleicht von eigentümlicher Begeisterung; dann erst wird das Ganze, das Ideal geschaffen."

Und wenn nun die Arbeiter hingehen und thun, was alle Interessengruppen heute thun und benutzen die Verbindungen, die Eisenbahn, Telegraph*) und Telephon geschaffen und vereinigen sich ebenfalls international, wo steckt denn da das Verbrechen, wo steckt denn da die Gefahr? (NB. Wenn die Herrschenden eines Landes den Arbeiter hintenansetzen, so ist das natürlich eine etwas sonderbare Art ihm Patriotismus beizubringen.) Ja, sagt man: Wenn die Arbeiter dermaßen organisiert sind, wenn sie den Arbeitsnachweis in Händen haben — und wird man nach Vorstehendem hinzufügen, wenn sie nun gar noch damit in Verbindung auch die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit in Händen haben, — dann werden sie den Arbeitgebern unerschwingliche Löhne diktieren und Industrie und Gewerbe ruinieren! Das ist gerade so naiv, wie seiner Zeit der jetzt von einem Zeitungsscribenten wieder ausgegrabene Ausspruch Bismarck's: Das Schlimmste was den Arbeitern passieren könnte, sei, daß die Unternehmer ihre Betriebe einstellten und damit die Gelegenheit zum Geldverdienen für die Arbeiter überhaupt aufhöre. Glücklicher Weise hat Bismarck selbst in seinen schwächsten Reden gescheidtere Aussprüche gethan."

Den National-Sozialen widmet Herr Dr. Mühlberger in der neuesten Nummer der „Versöhnung" folgende Betrachtung:

„Freiherr von Stumm hat entschieden Recht: der nationale Sozialismus ist auf dem besten Wege, eine „gemeingefährliche Seuche" zu werden. Während er einerseits die prinzipielle Unklarheit über die wirtschaftlichen Ziele mit der Sozialdemokratie teilt, scheidet ihn andererseits sein politischer Thatendrang nach außen scharf von ihr. Die Sozialdemokratie ist in ihrer äußeren Politik eine Partei des Friedens; dem nationalen Sozialismus dagegen hat die Marine-Forderung der Regierung so sehr die Sinne verwirrt, daß er um der blossen Idee einer „Machtstellung zur See" willen ohne weitere Prüfung zu Allem zu haben ist. Unlogisch ist diese Haltung nicht. Da seine ganze innere Wirtschaftspolitik im Grunde nichts Anderes will, als die Steigerung der Polizeigewalt des Staates, so liegt der Gedanke nahe genug, das ökonomische Wohlergehen des Volkes in seinen internationalen Beziehungen auf eine mächtige Flottenentfaltung, das heißt auf eine Art Seepolizei im Großen zu gründen. Ich bin nicht gewillt, die Frage von der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit

*) Die unterseeischen Kabel haben insgesammt bereits ein Länge von 292 084 km, davon gehören den Engländern mehr als 250 000 km. Nach Angaben des Herrn Staatssekretär von Stephan in seiner Reichstagsrede vom 20. Januar sind in 1895 in Deutschland 33 Millionen Telegramme aufgegeben worden (1870: 7 Millionen), telegraphiert auf 182 000 telegraphischen Apparaten (1870: 2530). Von diesen Telegrammen entfallen 56 pCt. auf Handwerker- und Familien-Telegramme, 34 pCt. auf den großen Geschäftsverkehr und 10 pCt. sind Staats- und Zeitungs-Telegramme.

einer Vermehrung der Kriegsflotte hier aufzurollen. Aber es ist und bleibt ein demagogisches Kunststück sehr gewöhnlicher Art, die Marinefrage überhaupt in den Mittelpunkt der sozialen Erörterungen zu stellen. Es liegt darin eine Irreführung des Volkes, die mit aller Schärfe zurückgewiesen werden muß. Ein Sozialist, der die Wohlfahrt des Volkes von der Zahl seiner Kriegsschiffe abhängig macht, gleicht dem Vater, der seinen Kindern seidene Gewänder und goldene Uhren verspricht, derweil aus dem Schmutz und den Löchern in Kleidern, Wäsche und Schuhen das blanke Elend hervorlugt. Der Schwerpunkt des sozialen Wirkens liegt heute noch unverrückbar in der Hebung der Kaufumkraft des Volkes, das heißt in der Schaffung eines inneren Marktes, der allein unserer Landwirtschaft lohnenden Absatz und der Industrie nachhaltige Kraft zu bieten vermag. Jener Erzlüge der modernen Wirtschaftslehre, daß ein Volk deshalb darben müsse, weil es zu viel Werte produziert, muß vor Allem auf den Kopf getreten werden, wenn unsere Zustände sich bessern sollen. Wer statt dessen eine Politik der Abenteuer zur See predigt, beweist damit nur, daß ihm die elementarsten Vorkenntnisse fehlen, um in den wirtschaftlichen Fragen ein Wort mitzusprechen."

Sprechsaal.

Die Ausführungen von Fr. Berthold im Sprechsaal der letzten Nummer der „Ethischen Kultur" bieten wohl eine lebendige und wirkungsvolle Illustration zu dem interessanten Aufsatz über „Die Mangelhaftigkeit der Sprache als Ursache vielen Unrechtes" in der gleichen Nummer, nicht aber eine Widerlegung oder Entkräftung meiner Entgegnung auf ihren ersten Aufsatz über das Frauenstimmrecht. Ohne auf diese Entgegnung einzugehen, führt sie nur wieder die schon früher betonten Argumente gegen das Frauenstimmrecht in's Feld, gar allem die an einem treffenden Beispiel dargelegte Unselbständigkeit, Urteilslosigkeit, soziale und politische Unreife des weiblichen Geschlechtes — allgemein bekannte und beklagenswerte Erscheinungen, die ich in Bezug auf den Durchschnitt der Frauenwelt mit keinem Wort in Abrede gestellt habe, nur daß ich gerade aus ihnen die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts als wirksamsten Erziehungsmittels der Frauen wie der Männerwelt zu sozialer wie politischer Selbstständigkeit und Urteilsreife, zu sittlicher Freiheit und zu einem Leben „unter eigener Verantwortung" herleitete. Meine „Entgegnung" in Nr. 14 der E. K. könnte somit auch als Entgegnung auf den letzten Sprechsaalartikel gelten und würde mich der Mühe einer nochmaligen Antwort überheben, wenn nicht verschiedene irrtümliche Anschauungen der Verfasserin in Bezug auf die Vertreterinnen der Frauenbewegung mich zu einer kurzen Berichtigung nötigten.

Zunächst glaube ich, den mir persönlich gemachten Vorwurf der „Verkennung der vorhandenen Thatsachen" mit gutem Gewissen zurückweisen zu dürfen. Nichts liegt mir ferner als der Wunsch, daß „jeder die Dinge nur so sehen möge, wie sie sein sollen;" ich wünsche vielmehr von ganzem Herzen, daß jeder vernunftbegabte Mensch die Dinge, wie sie sind, klar erkennen, und mit den Dingen, wie sie sein sollten, vergleichen möge. Wie viele überzeugte Mitkämpfer und Mitkämpferinnen würden der Sache der Frauen durch die richtige Erkenntnis der tiefen Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit erstehen! Der „relativ kleine Kreis von Frauen", der sich bereits zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat, und in welchem „die Frauenfrage theoretisch gelöst ist", bildet übrigens nicht meinen ausschließlichen Umgang — dieser Kreis lebt auch nicht unter einer Glasglocke, er schöpft vielmehr seine Erfahrungen aus dem beständigen, lebendigen Verkehr mit der übrigen Welt, zum Teil gerade „aus den Beobachtungen in der sogenannten guten Gesellschaft", die ja den Meisten unter uns auch kein ganz unbekanntes Terrain ist, zum Teil aus einer umfassenden praktischen Vereinsthätigkeit, einer Rechtsschutzstelle für bedrängte Frauen, die wahl ein noch ausgiebigeres Material zur gründlichen Kenntnis des sozialen Lebens und ganz besonders der Lage der Frauen liefern dürfte, als die Leitung eines Mädchen-Waisenhauses. Sa sind uns denn, obschon erfreulicherweise neben ebenso häufigen gegenteiligen, auch beschämende Erfahrungen wie die von Frau Berthold erwähnten mit der letzten Frauenpetition (die aus unbekannten Gründen „die berühmte" genannt wird) nicht fremd geblieben. Sie konnten uns aber nur in der Überzeugung bestärken, daß „der Glaube an die männliche Autorität" bei dem Durchschnitt der Frauen erst dann weichen kann und wird, wenn diese Autorität nicht mehr durch die ökonomisch-soziale, gesetzliche und politische Machtstellung des Mannes der Frau gegenüber sanktioniert wird, daß „eine individuelle Auffassung der Dinge" folgerichtig nur von einem materiell, social, gesetzlich und politisch unabhängigen, vollberechtigten Individuum erwartet werden kann.

Ich verkenne die Notwendigkeit von Bestrebungen, wie sie Frau Berthold als Erziehungsmittel für unsere unerzogene Frauenwelt vorschlägt, keineswegs, aber ich meine, diese Bestrebungen (Organisation zu Gewerkschaften, Anbahnung eines Vereinslebens, Armenpflege 2c) können nicht nur mit den Bestrebungen um unsere Bürgerrechte und -Pflichten sehr wohl Hand in Hand gehen, sie werden sogar erheblich dadurch gefördert werden, ja erst mit und durch den Besitz dieser Rechte und Pflichten werden auch alle anderen Frauenbestrebungen (z. B die Forderung gleichen Lohnes bei gleicher Leistung) Aussicht auf Erfolg haben und endlich auch zu dem erwünschten Ziele führen.

Daß irgend einer der Führerinnen der Frauenbewegung das Stimmrecht „als letztes Ziel vorschwebt", ist wohl kaum anzunehmen — wenigstens kann man „gebildeten und weitblickenden Frauen" ein so bedenkliches Verwechseln von Zweck und Mittel nicht gut zutrauen. Um zu dem Zweck, dem letzten Ziele, der wirtschaftlichen, socialen und sittlichen Hebung und Befreiung des weiblichen Geschlechtes und damit der Menschheit, zu gelangen, werden wir uns allerdings, wie Fr. Berthold sehr richtig sagt, auch ganz besonders in denjenigen Eigenschaften üben müssen, in denen uns das durchschnittlich besser geschulte männliche Geschlecht heute unstreitig überlegen ist, in Selbstbeherrschung vor der Öffentlichkeit, in Sachlichkeit und Kaltblütigkeit. Eigenschaften, die man sich sehr wohl auch „auf dem Forum" aneignen und dann zu Nutz und Frommen der Seinen wohl auch „von der Öffentlichkeit auf das Haus übertragen" kann.

In Bezug auf die „persönlichen Ausfälle" im Kampf der Meinungen sind wir, fürchte ich, noch allesamt, Männer wie Frauen, Sünder und ermangeln des Ruhmes — Beweis die zahlreichen Ordnungsrufe in unseren Reichstagsdebatten Es scheint eben selbst für den geeichtesten Parlamentarier unendlich schwer, die Sache immer von der Person zu trennen. Und doch würde niemand daran denken, dem männlichen Geschlecht auf Grund dieser Beobachtung „das Zeugnis politischer Unreife" zu erteilen und das Stimmrecht zu entziehen. Warum wollen wir nur immer an unser eigenes Geschlecht einen so ungerechten, „übermenschlichen" Maßstab anlegen?

Marie Stritt.

Wer leiht unbem. Schriftst M. 500 zum Druck f. humor.-sozial. Romans, ooo erstem Verlagshaus angenommen, gegen Verpfändung des Kontraktes. Offert. A. B. 77, Exp. d. Ztg.

Illustrierter Geschenkkatalog.
Verzeichnis
geeigneter populärer Geschenkswerke
und der
Hempel'schen Klassiker-Ausgaben
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Kritische Grundlegung der Ethik
als positiver Wissenschaft
von
Dr. med. Wilhelm Stern,
pract. Arzt in Berlin.
476 Seiten gr. 8°. Preis 7,20 Mark.

Das Leben der Seele
in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze
von
Professor **Dr. M. Lazarus.**
Dritte Auflage.
In 3 Bänden complet 19 M., gebunden 21 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschienen:

Was lehrte Jesus?
Zwei Ur-Evangelien.
Von
Wolfgang Kirchbach.
16 Bogen gr. Oktav. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Transvaal.
Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart
von
Gregor Samarow.
2 Bände. Geheftet 7 Mark, in einem Band gebunden 8 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: S. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Herausgegeben von **Dr. Fr. W. Foerster.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 22. Mai 1897. | Nr. 21.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Die Interpellation des Grafen Kanitz und Genossen im deutschen Reichstag. — Die Moral in der Weltgeschichte. Von Fr. Jodl. (Schluß.) — Zur Beurteilung des politischen Kampfes — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Sprechsaal. Zur Errichtung allgemeiner studentischer Ehrengerichte.

Die Interpellation des Grafen Kanitz und Genossen im deutschen Reichstag.

213. Sitzung vom 3. Mai.

Die Interpellation des Grafen Kanitz und Genossen im Reichstage über den Dingley-Tarif fällt in eine Zeit, wo die Stimme der Schutzzollschreier in Amerika schon angefangen hat, überzukippen. Wenn der Dingley-Tarif schließlich ein ganz anderes Aussehen erhält, so wird daran das Besinnen der großen Mehrheit der Amerikaner auf ihr wahres Interesse Schuld sein — nicht aber die Interpellation des Grafen Kanitz. Die Interpellation selbst wollen wir dem Herrn Grafen nicht verdenken, aber die Begründung derselben ist nicht gerade dazu angethan, den Respekt des Auslandes vor dem deutschen Charakter zu vergrößern. Die Leichtigkeit, mit der sich die tonangebende Partei hinwegsetzt über die Vertragstreue zweier Staaten, wirft jedenfalls ein schlechtes Licht auf diese Partei selbst.

Der schlechte Eindruck, den die Kanitzsche Rede im Auslande machen muß, wird aber noch übertroffen durch denjenigen, welchen sie auf den Kenner der inländischen Parteiverhältnisse macht. Ist es nicht eine widerliche Heuchelei, wenn Graf Kanitz uns erzählt: „Die Landwirtschaft hat hier nur, abgesehen vom Zuckerexport, indirektes Interesse. Sie kann es nicht mit ansehen, daß unsere Industrie durch den Tarif empfindlich geschädigt wird", und bei diesen Worten bricht die Partei des Grafen Kanitz noch in den Ruf aus „Sehr richtig".

Das Wichtigste an der Rede des Grafen Kanitz ist nicht das, was er sagt, sondern das, was er verschweigt — die erstrebte Erhöhung der Getreidezölle. Statt dessen sagt er nur: „Die Amerikaner können es uns nicht übel nehmen, wenn wir für Speck, Schinken und Würste dieselben Zollsätze nehmen, die drüben gelten. Für diese Artikel beträgt drüben der Zoll 46,80 Mark pro Doppelzentner, der deutsche Zoll nur 15 Mark. Für Schmalz lauten die entsprechenden Zahlen 18,72 Mark und 10 Mark."

Dann spricht er allerdings auch noch von Petroleum und möchte dem deutschen Konsumenten einreden, daß das russische Petroleum auf unseren Lampen ebenso gut brennt, wie das amerikanische, und daß der deutsche Konsument besser dabei fahren würde, wenn er nur von Rußland abhängig wäre. Weiß der Herr Graf nicht, welche Schwierigkeiten es Rußland jetzt schon macht, den geringen Anteil zu stellen, den es heute an der deutschen Versorgung hat? Aber abgesehen davon, das möchten schöne Preise werden, wenn unser Petroleumkonsum von Rußland allein abhängig wäre!

Um die Agrarier fett zu machen, soll der deutsche Konsument die Exportprämien bezahlen, um die Agrarier fett zu machen, soll der deutsche Konsument den Importzoll zahlen; ja wovon soll denn schließlich die große Mehrzahl der Deutschen leben, die nicht Agrarier sind?!

In einer geschichtlichen Arbeit: „Die soziale Entwickelung der führenden Völker Europas in der neueren und neuesten Zeit"*) schreibt Professor Kurt Breysig bei Behandlung der nachmittelalterlichen Zeit: „Und die natürliche Wirkung dieser (korporativen) Zusammenfassung konnte nur die sein, daß dem waffenstärksten und zugleich begütertsten Stande die Obmacht anheimfiel. Die damit verbundenen Vorrechte waren ebensoviel Benachteiligungen der übrigen Stände; den Bürger schädigten sie vielfach direkt oder indirekt, wirtschaftlich oder politisch — durch Vermittelung der vom Adel beeinflußten Gesetzgebung des Staates — und der natürliche Standeshochmut der Edelleute kränkte ihn fort und fort gesellig . . .

Gerade die beiden gesündesten und stärksten Aristokratien, die englische und die nordostdeutsche, schickten sich an, einen großen Raubzug auf bäuerlichem Boden anzutreten: eine sehr bemerkenswerte Thatsache, die sogleich auch zu der weiteren Erkenntnis führt, daß ein Stand, der sich auf Kosten anderer nuszudehnen trachtet, überhaupt nur beweist, von wie kräftigen Impulsen er getrieben ist, wie gesund er ist."

Nun dieser Stand schickt sich wieder an, — um mit Herrn Breysig zu reden — einen Beweis seiner Gesundheit zu liefern.

Der Verfasser fährt dann fort: „Vom höchsten, unbefangensten Standpunkte der Beobachtung irdischer Dinge aber dürfte man diesen Zustand so wenig rühmen oder beklagen, wie man die Schönheit starker Raubtiere rühmen, oder darüber schelten dürfte, daß sie nur existieren können, indem sie schwächere Tierarten schädigen. Denn diese Zeit lebte gewiß noch, wie jede andere primitive Epoche, ganz instinktiv dahin; zum Selbstbewußtsein war die Menschheit noch nicht erwacht. Ueberlegungen darüber anzustellen, ob irgend eine Grundrichtung des Zeitalters der Gesamtheit Nutzen oder Schaden bringe, davon war man noch sehr weit entfernt."

Dieses „noch" hätte der Verfasser sparen können, wenigstens bezüglich der gesunden Herren, welche zu jener Zeit die Raubzüge auf bäuerlichem Boden ausführten. Ihre Nachkommen scheinen auch heute noch erblich stark belastet, geht doch auch heute noch ihr Bestreben dahin, von den Rechten anderer zu leben.

Aus der Rede des Interpellanten Kanitz sieht man so recht, wie niedrige Gesinnung nach einer Richtung auch niedrige Gesinnung nach anderen Richtungen erzeugt.

Es ist nur natürlich, daß Leute, die den wirtschaftlich Schwachen zur Erhöhung der eigenen Kraft das Leben verteuern möchten, die Regierung aufhetzen, einem Vertragscontrahenten

*) Schmollersches Jahrbuch 1897. Erstes Heft.

die Treue zu brechen. Es scheint, daß der Kontraktbruch in den Augen dieser Leute überhaupt eine heilige Sache wird, wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen, haben sie doch erst jüngst in ihrem Börsengesetz den Bruch der Vertragstreue sanctionieren wollen.

Auf der gleichen Höhe, wie ihre Gesinnung, steht auch ihre Kampfesweise. Da wird frischweg behauptet, die Tonnengelder würden nur von deutschen Schiffen erhoben.

Daß ein Mann vom Vermögen des Herrn Stumm heute mehr Kapital in Grund und Boden angelegt hat, als in der eigenen Industrie, ist nicht auffallend. Wenn nur die Grundrente steigt, kann er es ruhig mit ansehen — wie seine Arbeiter bei den gestiegenen Lebensmittelpreisen verhungern: „Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind".

Die Haltung des Herrn v. Marschall war korrekt. Er dokumentierte eine Gesinnung, wie sie einem Rechtsstaate einzig und allein ansteht. Aber in einem Punkte hat ihn sein sonst so offenes Wesen verlassen: Er will uns glauben machen, daß wir 1894 doch nicht mehr verlangen konnten, als daß uns sowohl der Präsident als auch das Repräsentantenhaus recht gaben .... wenn der Senat nicht mitmachte, konnten doch die übrigen Faktoren der Legislative nichts dazu.

Aber was geht uns denn an, wie in einem Lande die Gesetze zustande kommen. Wir haben doch nur danach zu fragen: wird unser Zucker von Amerika schlechter behandelt, als derjenige anderer Länder oder nicht, und ist diese Frage zu bejahen, dann geht es uns garnichts an, wer in Amerika daran Schuld ist. Wir haben nur mit Amerika zu thun und weder mit seinem Präsidenten noch mit dem Repräsentantenhause. Es ist Sache der amerikanischen Regierung, an die wir uns zu halten haben, unseren gerechten Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

Freiherr v. Marschall weiß sehr wohl, daß wir uns mit der Zustimmung des Präsidenten und des Repräsentantenhauses nicht zu begnügen hatten. Wenn er es dennoch that, wird er wohl seine Gründe gehabt haben. Er wird es wohl für klüger gehalten haben, sich mit dem von zwei Seiten gezeigten guten Willen zu begnügen, als durch irgend welche Repressalien noch stärkere Repressalien von Amerika zu provozieren. Aber daß wir in einem Jahre zufällig durch einen Ausfall in der Ernte Cubas mit dem Export unseres Zuckers nach Amerika sehr zufrieden sein konnten, hätte in unserem Verhalten gegenüber einer Rechtsfrage keinen Einfluß ausüben dürfen und hat es in Wirklichkeit wohl auch nicht gethan. Daß Freiherr v. Marschall dies behauptete, geschah wohl nur zur Beruhigung.

Herr Dr. Barth frägt, warum die Zuckerimporteure nicht auf dem Wege der Klage dasjenige zurückforderten, was man ihnen über die Normalsätze hinaus abverlangt hätte.

Die amerikanischen Importeure einer anderen Branche haben eben erst in einer Zollfrage einen 25 Millionen Dollar-Prozeß verloren. Ein solcher Prozeß lag jedenfalls sehr unsicher angesichts der Thatsache, daß der Zuschlagszoll Gesetz geworden war. Da thaten die Importeure schon besser, den Zuschlagszoll bei ihren Geboten mit zu kalkulieren.

Sehr freudig ist es zu begrüßen, daß Herr Dr. Barth bei dieser Gelegenheit die Notwendigkeit eines internationalen Schiedsgerichts hervorgehoben hat. Das wäre in der That der beste Weg, dem Rechte zum Siege zu verhelfen.

Der Freiherr Heyl von Herrnsheim klagt auch über das Sinken der Grundrente. Er wird wohl wissen, warum. Die Stellungnahme dieses Herrn ist ein neuer Beweis dafür, daß der Unterschied zwischen nationalliberal und konservativ immer mehr verschwindet. Er behauptet auch frischweg, daß das deutsche Verbot der Einfuhr amerikanischer Schweine durchaus berechtigt war — die Begründung erspart er sich aber. Hingegen behauptet er — ebenfalls ohne Gründe dafür anzugeben, — daß die Wiedereinführung der Tonnengelder in Amerika unberechtigt war. Er macht es da gerade so wie seine agrarischen Gesinnungsgenossen, die nach Schutzzoll rufen. Wollen aber andere Länder Schutzzölle errichten, dann schreien sie: „Ja Bauer, das ist ganz was Andres!"

Der Freiherr Heyl von Herrnsheim hält ein preußisches Staatsmonopol auf den Petroleumhandel für nicht so schlimm als das Monopol der Herren Rockefeller. Er hält Preußen wohl für besonders unbescheiden unter den deutschen Staaten, daß er selbst ein preußisches Monopol für nicht so schlimm hält. Nun kann man über Rockefeller denken wie man will, Thatsache ist jedenfalls, daß die Petroleumpreise unter ihm in Deutschland stetig zurückgegangen sind. Ob das unter einem Staatsmonopol auch geschehen wäre, ist doch mehr als zweifelhaft, wenn man sieht, was für Preise der Konsument für Artikel zahlen muß, in denen der Staat ein Monopol hat. Wir erinnern nur an Tabuck. Die Franzosen, Österreicher u. s. w. wissen ein Lied davon zu singen.

Aus den Zündhölzchen allein nimmt der französische Staat jetzt 25 Millionen Francs ein, während die Ausgaben nur 3 Millionen Francs betragen, *das sind über 833 % vom Einstandswert.*

Graf Kanitz hebt hervor: „Die Standard Oil-Company hat für 1896 eine Dividende von 31 % gezahlt und am 15. März für sechs Wochen 10 %. Die Herren, die hier immer für eine Verbilligung des Petroleums eintreten, mögen sich diese Zahlen ansehen," und Freiheer Heyl von Herrnsheim sekundiert ihm mit den Worten: „Ich würde ein preußisches Staatsmonopol auf den Petroleumhandel für nicht so schlimm halten als dieses Monopol der Herren Rockefeller." Da möchten wir ihm doch antworten: Die Herren, die immer für ein Staatsmonopol eintreten, mögen sich doch die Zahlen ansehen, welche die Gewinnrate aus dem französischen Streichholzmonopol darstellen. 833 % *vom Einstandswert!* das sind vielleicht über 2000 %, vielleicht noch mehr, vom Betriebskapital.

Was wollen gegen solche Staatsmonopolgewinne die lumpigen 31 % Dividende der Standard Oil-Company besagen, mit denen Graf Kanitz imponieren möchte. Solange diese Herren übrigens, wenn sie ihr Petroleumlicht leuchten lassen wollen, aufs Ausland angewiesen sind, werden sie mit einem Staatsmonopol die Dividenden der ausländischen Petroleum-Gesellschaften eher noch erhöhen.

Herr Richter hat unzweifelhaft recht, wenn er meint, daß überhaupt jede Beschwerde über die Zuckerbehandlung fortfallen würde, wenn wir die Prämien fallen ließen, die nur die amerikanische Staatskasse füllten, aber das „nur" hätte er fortlassen können: füllen die Exportprämien doch in erster Linie die Taschen der ausländischen Konsumenten und zwar aus denjenigen der inländischen heraus.

Geht die Prämienschraube ohne Ende so weiter wie bisher, dann kommen wir sehr bald dahin, daß der deutsche Verkäufer dem ausländischen Käufer seinen Zucker in der Weise offeriert, daß er ihm noch etwas dafür herauszahlt, wenn ihm der Zucker abgenommen wird und der ausländische Käufer antwortet: „Du zahlst mir eine Mark, wenn ich Dir den Zucker abnehme, es thut mir leid, Du bist zu teuer, Dein Nachbar zahlt mir 2 Mark, wenn ich ihm seinen Zucker abnehme."

Hamburg. R. E. May.

Die Moral in der Weltgeschichte.

Ein philosophisches Gespräch von Professor Fr. Jodl in Wien.

(Schluß)

„Möglich", sagte der Naturforscher. „Es ist aber doch immer nur eine Seite der großen Rechnung; ein Guthaben, dem ein gewaltiger Fehlbetrag gegenübersteht.

Freilich, daß in dem Riesendrama, genannt Weltgeschichte, auch sittliche Kräfte mitspielen, wer wollte das leugnen. Aber moralisch wird's darum doch nicht. Ich müßte wenigstens gestehen, wenn das Ganze darauf angelegt wäre, wäre es so ungeschickt gemacht als nur möglich. Dafür haben selbst die

Digitized by Google

Theologen immer eine feine Nase gehabt, die ja doch berufsmäßig darauf ausgehen müssen, überall den Finger Gottes, oder, um mich philasaphischer auszudrücken, die „sittliche Weltordnung", zu entdecken. Sie haben früh genug bemerkt, daß es ein haffnungsloses Kunststück ist, wenn man auf das beschränkt ist, was in unsern Geschichtsbüchern steht, und haben darum den letzten Akt mit aufklärender Schlußkatastrophe hinter die Scene verlegt. Na, wenn ihr Pubtikum geduldig darauf warten will, sa ist das seine Sache. Ich halte mich lieber an das, was ich selber sehen und hören kann."

Der Historiker blickte eine Weile nachdenktich aor sich hin. Endlich sagte er: „Ich weiß nicht, warum Du Dich sträuben sallteſt, den drähnenden Schritt der Nemesis in der Geschichte zu vernehmen. Du als Naturhistariker wirst dach dee Letzte sein, der die Wiekung dee natürlichen Ausleſe, das Ueberleben des Passendſten, in Abrede stellt. Und zur Ausrüſtung des Menschen als eines selbstbewußten Wesen gehören dach wahl auch sittliche Eigenschaften. Wenn ich das Sittliche definiere als den Inbegriff dessen, was innerhatb einer sazialen Gemeinschaft in Bezug auf Willen und Handeln der Indwiduen und in Bezug auf die Gestaltnng der Gemeinschaft selbst als allgemein wertvall gilt — so wirſt Du auch von Deinem Standpunkte aus schwerlich etwas einzuwenden haben. Bringen wir aber das Sittliche, von allen eeligiösen Varstellungen abgesehen, zum Sazialwert, d. h. zur allgemeinen Wohlfahrt und Entwicklungsfähigkeit, in Beziehung — nun dann ist dach eigentlich selbstverständlich, daß alle flagranten Verletzungen der sittlichen Normen eine Schädigung des sazialen Geistes und der öffentlichen Wahlfahrt bedeuten müssen. Einerlei van wem sie begangen werden — ob vam gemeinen Verbrecher, vam Staatskünstler, aber von der Leidenschaft der ganzen Völker; einerlei, was zunächst an angenehmen und erwünschten Nebenwirkungen herauskommen mag. Würde dem nicht sa sein, so würde die sittliche Wertschätzung und Narmgebung gerade auf einem rein naturalistischen Standpunkte, wie Du ihn vertrittſt, auch entwicklungsgeschichtlich ganz unbegreiflich sein. Jede Unthat, jede schreiende Verletzung und Rechtsardnung, jede schnöde Vergewaltigung, wie trefflich sie zunächst auch scheinbar wirken mag, senkt einen giftigen Keim in den Boden, eine Drachensaat die langsam aber sichee aufgeht. Sieh dach hinein in die ganze Geschichte der Unterdrückung und Knechtung; schlage sie auf, jene düſteren Blätter des Völkerkrieges und Klaſſenkampfes! Weißt Du nicht, wie sich durch alle Zeiten der Sklaverei und der Leibeigenschaft jene blutigen Zuckungen hinziehen, in denen die Gequälten, ihrer Menschenrechte Beraubten, mit der blinden Wut des Thieres gegen ihre Peiniger sich wenden? Denkſt Du nicht daran, mit taelchen Strömen von Blut, mit welcher Fülle van Haß und Spott und welchee schmählichen Beraubung der alten Kirche ihr Geistesdruck, ihr schnöder Wucher mit den Segnungen der Religion vergolten wurde? Oder war es keine gerechte Strafe für die verlagene Erbärmlichkeit weltlichen und geistlichen Regiments im „heiligen" römischen Reiche deutscher Nation, als die Revolution kam und ihr Schwertführer Napaleau diesen Augiasstall mit blutigem Besen aussegte; gab es keine Sühne an Napoleon selbst, für seinen Verrat an der eigenen Mutter, der Reaolution, an allem was Wahrhaftigkeit, Edelsinn, Treue heißt? Von dem Neffen und Affen des Onkel, dem meineidigen Helden des 2. Dezember will ich gar nicht reden; haben wir es doch Alle empfunden, daß es durch die Welt zuckte wie ein Gottesgericht, als diese verlogene, gleißende gloire zusammenstürzte wie ein Kartenhaus!

Jetzt lachte auf einmal der Naturforscher, der schan lange eine innere Heiterkeit kaum zu unterdrücken vermacht hatte, so laut auf, daß der Andere ärgerlich innehielt und fragte: „Was hast Du denn"? Als sich der Doktar etwas beruhigt hatte, sagte er endlich, noch immer lachend: „Das ist mir eine schöne Gerechtigkeit, was Du da anpreisest. Ja wenn Ihr Euch mit so wenig zufrieden gebt, und alles was in jahrhundertlanger Verknüpfung van Ursache und Wirkung, von Aktian und Reaktian zusammenhängt, noch Euree sittlichen Weltardnung aufs Conto schreibt, dann habt ihr freilich gewonnen Spiel! Aber zum Teufel mit solcher Strafgerechtigkeit, die den wahren Schuldigen nur in den seltensten Fällen mehr ereilt und Tausende von Unschuldigen mit leiden läßt. Sie gleicht stark dem Verfahren jenes Vaters, der viele böse Buben hatte und, wenn vorkommenden Falles der Uebelthäter nicht zu ermittelu war, sie sämtlich der Reihe nach durchzuhauen pflegte, indem er sagte: Es ist bei allen gut angebracht. Was haben die unglücktichen Opfer der Revolutian für die Schandwirtschaft des alten Königtums gekannt; was der französische Bauer für die grandiosen Schandthaten Napoleons! Waren diejenigen, welche beim Absterben der antiken Welt unter der grenzenlosen Verödung ihres innern Lebens seufzten, etwa daran Schuld, daß es nicht gelungen war, die antike Kultur von dem fressenden Krebsschaden des Sklavenwesens zu befreien? Wo ist denn da ein richtiges Verhältnis zwischen Schuld und Strafe? Ueberhaupt: ich kann nur wiederhalen: es scheint mir eine mißliche Sache, geschichtliche Fragen nach dem Schema gewöhnlicher Rechtsfälle zu behandeln. Ziehen wir von den Dingen, die uns als schreiendes Unrecht in der Geschichte erscheinen, Alles ab, was sittlich nicht in Betracht kammt: die natürliche Beschränktheit der Handelnden, die Enge des Blickes, der Zwang der Verhältnisse, den Druck der Meinungen, wie wenig bleibt übrig, was eigentlich der Verantwortung unterläge. Gerade in dem, waas wirklich gesühnt wird (wenn Du diesen Ausdruck durchaus haben willst), nach naturgesetzlicher Notwendigkeit — alsa in den salschen Begriffen, der Engherzigkeit, den verrotteten Einrichtungen, dem zur Unaernunft erstarrten Rechte — gerade da verschwindet der Anteil des Einzetnen, und darum ist van Sühne im sittlichen Sinne nicht die Rede."

„Du hast gewaltig Unrecht, die Sache so anzusehen!" entgegnete der Histariker, vall tiefen Ernstes. „Wenn ost genug bei jenen gewaltigen Zuckungen der Unschuldige für den eigentlichen Schuldigen zu leiden hat, so darf uns dies die Ueberzeugung von einer natürlichen Nemesis in den Dingen nicht rauben. Im Gegenteil, wenn irgend etwas geeignet ist, den Gedanken der Solidarität der Menschheit rege zu erhalten, so ist es eben diese Beobachtung, auf welche jede tiefere Geschichtsbetrachtung unausbleiblich hinausführt: daß die eigentlichen Früchte unseres Thuns erst an den serusten Enkeln so recht zum Vorschein kommen. Darum ist das „Après nous le déluge" wirklich der Höhepunkt aller geschichttichen Frivolität und eine Gesellschaft, in der dieser Gedanke allgemein geworden, braucht nicht erst auf ihr Mene-Tekel zu warten: sie hat es sich mit Flammenschrift selbst geschrieben. Du darfst auch nicht zu allzuviel von der Verantwortlichkeit der Einzelnen streichen und auf allgemeine geschichtliche, saziale und ökonamische Notwendigkeiten überwälzen. Daß jeder Einzelne an seine Zeit, an ihren Glauben und ihre Einsicht gebunden bleibt, daß auch die Größten und Gewaltigsten in diesem Sinne nicht frei sind, dies ist ja fast eine Triaialität, von deren Wahrheit ich gewiß nichts abstreiten will. Aber da ist doch noch ein Unterschied, den Du nicht bemerken wolltest. Die Rechtsardnungen und Sitten der Menschen sind verschieden, und Vieles was uns heute sehr grausam und unwürdig erscheint, hat einst verübt taerden können mit dem vallen Bewußtsein, kein Unrecht gethan zu haben. Aber es ist keine Rechtsordnung so hart, daß sie nicht durch menschliches Wohlwallen und Billigkeit ihrer schlimmsten Härten beraubt werden könnte, und es kann keine so vallendete gedacht werden, die nicht durch Bosheit und Hartherzigkeit in ihr Gegenteil zu verwandeln wäee. Dafür alsa z. B. daß es eiumal Zeiten gab, für welche Sklaverei und Leibeigenschaft einen unentbehrlichen Bestandteil der gesellschaftlichen Ordnung zu bilden schien, oder andere, in welchen man die heiligsten Güter der Menschheit zu gefährden glaubte, taenn man Ketzer und Hexen nicht verbrannte, oder wieder andere, in welchen ganze Nationen dee schrankenlasen Willkür des Herrschers und seiner Günstlinge preisgegeben waren, — dafür können freilich Einzelne nicht verantwortlich gemacht werden. Aber daß der Eine Sklaven, aber Leibeigene, oder

Arbeiter ſchindet bis aufs Blut, der Andere auch als Herr die Untergebenen noch fühlen läßt, er achte ſie als Menſchen; daß das eine Volk in feiger Servilität ſich an den Fürſten wegwirft, damit in der allgemeinen Corruption jeder einen fetten Biſſen für ſich erhaſche, das andere in mannhaftem Kampf für ſein Recht höherer Pflichten ſich bewußt bleibt — das hat immer einen Unterſchied gemacht, und hier iſt die Grenze, wo inmitten des Unabändertichen, von ungeheuren Naturgewalten Aufgebauten, der Spielraum bewußten und freien Könnens beginnt. Was facht immer und immer wieder die Flamme der Gewaltthaten an, wenn nicht die Schonungsloſigkeit, mit der man der eigenen Bequemlichkeit oder dem eigenen Vorteil zu Liebe das Recht mit Füßen tritt, die Wahrheit verleugnet, die ehrlichen Waffen des Kampfes vergiftet und da rückſichtslos herrſchen will, wo die echte Menſchlichkeit friedlichen Ausgleich verlongte. Was iſt der ewige Quell aller Revolutionen, wenn nicht die Trägheit und Mutloſigkeit derer, die dem Übel thatlos zuſehen, weil ſie ihrer Überzeugung und dem öffentlichen Wohl auch nicht das kleinſte Opfer zu bringen vermochten! Der alte Napoleon, der größte Lügner der Weltgeſchichte, hat doch einmol ein wahres Wort geſogt als er meinte: Im Kriege bezeichne ein großes Unglück immer einen großen Schuldigen. Es iſt an ihm ſelbſt in Erfüllung gegangen: es geht durch die ganze Geſchichte hindurch in Erfullung. Jedes Volk hat die Schickſole, die es verdient! Nenne es einen Widerſpruch wenn Du willſt, aber es iſt doch Thatſache: kein Einzelner kann Völkerſchickſale machen, aber jeder Einzelne trägt ſein Theil Verdienſt und Schulb. Ob er hochſteht und weiter hinausſehen kann in Fernen der Zukunft, ob er beladen mit harter Bürde am Wege dahinkriecht — ein Stück ſehen Alle gleich vor ſich: ſeine Pflicht thun, keine Erbärmlichkeit aufkommen laſſen bei ſich und Anderen, fürs Recht einſtehen und ſoviel möglich Allen die Laſt des Lebens lindern. Nicht die blinde Naturnotwendigkeit iſt es, die unſerem Geſchlecht das Ärgſte aufbürdet, ſondern der Wahn des Menſchen! Löſe mir das Geheimnis, die Menſchen wahrhaft aufzuklären, zur freien, vernünftigen Selbſtbeſtimmung zu erziehen, ihre Leidenſchaften mäßigen — und ich laſſe ein goldenes Zeitolter des Friedens aufgehen über der Welt!“

Achſelzuckend entgegnete der Naturforſcher: „Da hoben wir's endlich! Das alte Glaubenbekenntnis aller Träumer nnb Idealiſten von Anbeginn der Welt an, die alte Himmelsſtürmerei, die dann nur um ſo unſanfter auf die Erde plumpt! Wenn wir die Menſchen anders machen könnten, dann ſolltet Ihr ſehen, was wir für Wunder verrichteten! Ja, wenn, und wenn, und über lauter „Wenn“ vergeßt Ihr das leidige „Daß“, daß die Menſchen eben nun einmal ſo ſind, wie ſie ſind, und Ihr ſie ſo nehmen und mit ihnen hantieren müßt.“

„Alter Spötter!“ erwiderte der Hiſtoriker, „Du vergißt ganz, daß wir garnicht ſo in der Luft ſchweben, wie Du meinſt. Denke doch an die wirklichen und unzweifelhaften Fortſchritte, welche die Menſchheit ſchon gemacht hat! Sind ſie uns nicht die beſte Bürgſchaft für die, welche noch gemacht werden müſſen?“

„Fortſchritte, wirkliche, unzweifelhafte“? lachte ber Naturforſcher, „ei, laß doch einmal ſehen, wo die ſtecken?

Vam Fortſchritt, Freundchen, weiß ich nichts zu ſagen:
Ich ſehe nur, wie ſich die Menſchen plagen!
Der kleine Gott ber Welt bleibt ſtets oom gleichen Schlag
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Eikaden,
Die immer fliegt unb fliegend ſpringt,
Unb gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt.

„Ja, wenn Du Dir deine Weisheit beim Mephiſtopheles holſt“, meinte nun der Hiſtoriker, auf den leichteren Ton ſeines Gegners eingehend, „da wird freilich nicht viel Gutes übrig bleiben. Übrigens ſollteſt Du bedenken, daß der Herr mit der Hahnenfeder doch nur die eine Partie der Menſchheit darſtellt, und darüber die andere nicht vergeſſen, der da geſungen wird: ‚Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen‘!“

„Laſſen wir das,“ meinte der Naturforſcher, der wieder ernſt geworden war. „Es iſt ein ſchweres Problem, wos Du da angerührt haſt, und mit Dichterſtellen werden wir ſchwerlich weit kommen.

Ich weiß ſchon, daß ich da an eine der verwundbarſten Stellen Eurer Weltverbeſſerungstheorien gerührt habe. Aber ich kann mir nun einmal nicht helfen: ich ſehe wohl Wechſel in den Formen des Kampfes, ich ſehe den Unterdrückten von heute morgen im Vollbeſitz, ich ſehe an Stelle der alten Dulder neue treten, aber ich ſehe nicht, daß ſich im Weſen des ganzen Treibens etwas geändert hätte. Der Witde zieht auf den Raub aus; ber biedere, chriſtliche Ritter künbigt dem ſtädtiſchen Nochbar Fehde an und wirft die Pfefferſäcke ins Verließ; wir ziehen in überlegener wirtſchaftlicher Konkurrenz dem Gegner das Mark aus den Knochen und laſſen die Arbeiter am Hungertuch nagen — es iſt Alles Eins und Dosſelbe. Die Moralität der zivilisierten Nationen iſt eine andere als bie der Barbaren; die Sittlichkeit verſchiedener Kutturen iſt ſelbſt verſchieden; aber den Belzebub austreiben, das könnt Ihr nie!

Selbſt der Erzidealiſt Schiller (verzeihe, daß ich ſelbſt ſchon wieder citiere, aber es ſcheint mir in dieſem Falle beſonders beweiskräftig), ſelbſt Schiller alſo hat das eingeſehen und gemeint:

Einſtweilen, bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Das ſind keine milben Friedensgottheiten, ſondern reißende Werwölfe, die in unſerem Geſchlecht umgehen, mit einem ſchrecklichen Gefolge von Verbrechen und Not, und die eine Hälfte der Menſchheit verſchlingen, domit die andere freien Raum bekomme, ſich zu entfalten! Es iſt nicht Platz auf dieſer Erde für alle, die auf ihr genießen und ihres Lebens ſich freuen möchten. Und da der Moralprediger noch nicht gefunden iſt, der es bei den Einen durchſetzt, daß ſie ſich nicht allzuſtark vermehren, bei den Andern daß ſie auf mühſam errungene oder ererbte Genußmittel zu Gnuſten Anderer verzichten, ſo wird es mit dem Aushungern oder Ausrotten auf die oder jene Weiſe wohl einſtweilen bleiben wie es immer war. Die gute Moral iſt der Schattenkönig, den man gelegentlich, wenn es ſonſt nichts zu thun giebt, in ſchönem Aufputze dem Volke zeigt und theatratiſch verehren läßt: aber bie eigentlich regierenden Herren kümmern ſich ben Teufel um dieſen Popanz und handeln, als wenn er nicht exiſtierte“.

„Und ſie bewegt ſich doch!“ rief jetzt der Hiſtoriker, in großer Erregung aufſpringend; „Du bemerkſt es bloß nicht, weil Du Dich mitbewegſt. Natürtich, wir Mitlebende, wir ſehen ja zunächſt nichts als den großen Abſtanb, der die Maſſe des Geſchlechts von unſerem Ibeal trennt. Aber dies Ideal ſelbſt, wie viel höher ſteht es, als was früheren Zeiten als Norm galt. Wie viel reichere Töne erklingen in unſerm Gemüt, als in der marmornen Kälte des Altertums; wie iſt unſer Ideal aus dem Natürlichen ins Geiſtige erhoben; wie fremd liegt jenes Gemiſch von weltflüchtiger Kaſteiung und barbariſcher Ausgelaſſenheit hinter uns, welches das Mittelalter und noch bie Anfänge der neueren Zeit beſeelt; und um viel ſind wir ſelbſt über den bei aller Schönſeligkeit doch ſo pebantiſch-ſteifen Humanitäts-Begriff des 18. Jahrhunderts hinausgewachſen. Und um Dich wahrhaft überzeugt zu ſehen, wünſchte ich nur, Du könnteſt an Dir ſelbſt bas Experiment machen unb nur auf kurze Zeit als Angehöriger einer anderen, früheren Generation unter deren Sitten leben. Wahrlich, Du ſollteſt bald genug den Abſtand empfinden! Wie viel weitere Gebiete des Lebens ſind unter ben feſten Bann der ſittlichen Gewöhnung gerückt! Welch' unermeßliche Ausdehnung hat bas öffentliche Vertrauen auf der einen Seite, die Kontrolle der öffentlichen Meinung auf der andern gewonnen; welche Antriebe und Garantien für Ordnung, Thätigkeit und Frieden ſind geſchaffen worden, die unſeren Vorfahren geradezu märchenhaft erſchienen wären. Wie feſt

sind manche der sozial wertvollsten Eigenschaften, Selbstbeherrschung, geregelte Lebensführung, Abneigung gegen Gewaltthätigkeit, in breiten Schichten des Volkes gewurzelt; wie überlegen unsere Humanitätsbestrebungen an Stetigkeit wie an Klarheit des Zieles allen früheren Formen! Du würdest lebendig an Dir selbst empfinden, wofür Du jetzt wo möglich einen statistischen Beweis verlangst, daß es nicht Schätze in einen Brunnen werfen heißt, wenn man, an den sittlichen Fortschritt der Menschheit glaubend, jene trübselige Resignation abweist, welche sich und andern die Arme lähmt, und sein bescheidenes Teil dazu beizutragen sucht, die Kraft dieses Fortschrittes zu verstärken."

Auch der Naturforscher war sehr ernst geworden. „Ich wünschte, ich könnte das so lebendig und unmittelbar praktisch erfahren, wie Du vorgeschlagen hast," sagte er jetzt; „oder weil dazu nicht einmal die Künste des Spiritismus zureichen würden, ich besäße die zusammenhängende geschichtliche Anschauung, um die schwerst faßbare Erscheinung von allen, den ethischen Gehalt ganzer Perioden, gegeneinander abzuwägen. Aber für das, was Du am Schlusse Deiner letzten Rede als Aufgabe bezeichnet hast, dafür verlange ich keinen Beweis. Wir mögen die bisherigen Leistungen der Geschichte in Bezug auf die Sittlichkeit unseres Geschlechts höher oder niedriger anschlagen, des Erreichten uns freuen, oder in demselben kaum die ersten Anfänge zu etwas Besserem entdecken: daß hier das wahre Geheimnis alles Fortschritts, aller wahren Förderung menschheitlichen Glückes mindestens zur Hälfte beschlossen liegt, wird kein besonnener Vertreter meiner Wissenschaft Dir in Abrede stellen wollen. Denn das ist gewiß: wir mögen Erfindungen auf Erfindungen häufen, wir mögen die verborgensten Kräfte der Natur in einem jetzt noch nicht einmal zu ahnenden Grade beherrschen und für uns ausbeuten lernen — wenn unsere sozialethischen Begriffe und Ordnungen sich nicht in demselben Maße erweitern, wenn es uns nicht gelingt, die Naturgewalten, die in der Brust des Menschen hausen, ebenso in den Dienst des Gedankens zu zwingen, wie die Elementarkräfte, so wird alles Anwachsen unserer materiellen und wissenschaftlichen Kultur den uralten Bruderkrieg der Menschheit nur heftiger entflammen und in einer Weise und mit Mitteln führen lassen, gegen welche die Verbrechen der alten Welt nur wie kindliche Unarten aussehen werden. Darum kann ich sagen, es ist zwischen unseren Anschauungen keine Kluft, sondern nur ein Unterschied in der Gangart. Das begreift sich aus der Verschiedenheit der Objekte, von denen wir ausgehen. Eures ist der Geist, der ewig bewegliche, in ollzeit wechselnder Form sich selbst neu gestaltende, scheinbar freie; gegen ihn erscheint die Natur wie starre Gesetzmäßigkeit im Wechsel, unverrückbare Ordnung, ewige Beständigkeit. So habt Ihr den Blick in die Ferne gerichtet, auf das was werden kann, werden soll vielleicht; uns muß sich der Zusammenhang dessen enthüllen, was da ist, und weil es heute ist und gestern war, morgen sein wird. Aber warum sollten wir in Zukunft nicht Arm im Arm unsere Straßen wandeln? Sind wir Naturforscher nicht im Begriffe Historiker zu werden? Haben wir nicht gelernt, daß die Natur doch nicht bloß das mechanische Auf- und Niedersteigen toter Atome, sondern Entwickelung, Steigerung von innen heraus, also Leben ist; und seid Ihr Historiker denn noch so weit davon entfernt, zu begreifen, daß die Zukunft nur der wahrhaft zu verklären vermag, welcher es verschmäht, sich über die in allem natürlichen Geschehen waltende Gesetzmäßigkeit mit billigen Illusionen hinwegzutäuschen. Dies ist's, was das neue Vaterland von uns fordert, Wahrheit, um jeden Preis, nur um einen nicht, die Begeisterung des Schaffens!"

Unter stürmischem Zuruf, den der Historiker am ersten und lautesten erhob, klangen nach diesen Worten des Zweiflers die Gläser zusammen, und manche Hände suchten und fanden sich, wie zu stillem Gelöbnis.

Zur Beurteilung des politischen Kampfes.

In der letzten Nummer d. Bl. hat Herr Rechtsanwalt Paul Horn sich gegen meine Beurteilung des politischen Kampfes gewandt (vergl. Nr. 16 d. E. R.). Der Ausgangspunkt unserer Differenz ist folgender von mir zitierte Satz Dr. Mülbergers:

„Politik heißt: Kampf um die politische Macht; soziale Organisation heißt: Streben nach wirtschaftlicher Verständigung. Beide Thätigkeiten sind schlechthin unvereinbar. Die erstere rührt alle niedrigen Leidenschaften im Menschen auf; die letztere appelliert nur an das Gute in uns, an den Intellekt, und an die auf der klaren Erkenntnis greifbarer Interessen ruhende Gerechtigkeit!"

Diesen Satz und meine daran geknüpften zustimmenden Ausführungen greift Herr Horn an. Er verherrlicht den Parteikampf und meint, daß derselbe überhaupt erst alle höheren ethischen Tugenden, Begeisterung für Freiheit und Recht, in die Welt gebracht habe. Ich kann davon in der Weltgeschichte keine Spuren bemerken. Die wirkliche und wirksame Begeisterung für Freiheit und Recht ist immer nur im Dienste der Versöhnung thätig gewesen — inmitten des parteilichen Kampfes um die Macht über die anderen giebt es nur die Begeisterung für die eigene Freiheit und das eigene Recht — eine Begeisterung, die sich zwar immer in menschheitliche Farben kleidet, aber in Wahrheit nichts als ein erweiterter Egoismus ist und auch demgemäß auf die Gesittung gewirkt, d. h. an Stelle der höheren sozialen Impulse immer nur die Instinkte der gegenseitigen Unterdrückung geweckt hat. Der ethische Fortschritt erwuchs erst aus den schmerzlichen Erfahrungen des Parteitreibens, welche die gegenseitige Abhängigkeit aller Gesellschaftsgruppen deutlicher ins allgemeine Bewußtsein hoben.

Je mehr sich heute die wirtschaftlichen Beziehungen verdichten und eine Ordnung des Austausches und Zusammenarbeitens schaffen, in welcher der Einzelne nicht mehr durch Herabdrückung der Anderen gedeihen kann, sondern mit seiner eigenen Lebenssicherheit an die Leistungsfähigkeit der „Gegner" gebunden ist, desto mehr wird der Kampf um die politische Macht, d. h. das Streben, durch plumpe Majorität die Gesetzgebung für das eigene Interesse in Bewegung zu setzen, zu einer völlig unzulänglichen Methode des sozialen Ausgleichs.

Was den gewerkschaftlichen Kampf anbetrifft, so hat Herr Dr. Mülberger keineswegs behauptet, daß heute der gewerkschaftliche Kampf ohne alle schlechten Instinkte nur sich gehe. Seine Ausführungen — ebenso wie die meinigen — sollten nur zeigen, das die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, weil sie in Berührung tritt mit dem vielverschlungenen wirtschaftlichen Leben und seinen Organisationsbedingungen, allmählich dazu gedrängt wird, an Stelle des Kampfes um die Macht das Streben nach Verständigung zu setzen. Wenn Herrn Horn die Entwickelung der gewerblichen Einigungsämter und Schiedsgerichte in England bekannt wäre, so hätte er seine Behauptungen garnicht aussprechen können. Gerade die machtvollsten englischen Arbeiterorganisationen, deren Führer den Weltmarkt so genau kennen, wie die Unternehmer, zeichnen sich am meisten durch entgegenkommende und versöhnliche Haltung aus. Sie gehen sogar auf Lohnreduktionen ein, wenn die Lage der Industrie es ihnen zu erfordern scheint. Mit dieser Taktik ist das blaße Streben nach Macht in der That nicht vereinbar. Der Umstand, daß in Deutschland viele Arbeiter zugleich Sozialdemokraten und Gewerkschaftler sind, beweist nichts für solche Vereinbarkeit, sondern gerade das Gegenteil. Denn es ist ja gerade der Fluch der deutschen Gewerkschaftsbewegung, das Hauptshemmnis ihrer Entwickelung, daß die blinden Machtkämpfer in ihr noch eine so große Rolle spielen.

Heer Horn spricht sehr überlegen von der Weisheit der „unkriegerischen Leute", die dem Kampf fernstehen, während in Wahrheit niemand dem eigentlichen Geist und den eigentlichen Interessen der Arbeiterbewegung ferner steht, als die kriegerischen Berater aus dem bürgerlichen Lager, die durch die äußerlichen Erfolge der politischen Agitation vollständig verblendet sind gegen die kulturelle Bedeutungslosigkeit dieser lärmenden Methoden. Der Umstand, daß der politischen Partei nach 30 Jahren Agitation noch ein solches Vereinsgesetz geboten werden kann, wie es jetzt der preußische Minister vorlegt — dieser Umstand zeigt doch deutlich genug, wie wenig reale Macht im Staate dieser öde Kampf um die politische Macht den Arbeitern verschafft hat.

Im neuesten Heft der Versöhnung beleuchtet das Herr Dr. Mülberger sehr treffend durch eine Gegenüberstellung des Hamburgerhafenarbeiterstreiks und des Züricher Nordostbahnstreiks. Er sagt:

„Sehen wir auf Hamburg: Eine nicht oder kaum organisierte Arbeiterschaft legt in gerechter Aufwallung die Arbeit plötzlich nieder. Ihre Forderungen finden kein Gehör. Trotz zahlreicher Versammlungen und der lebhaften Teilnahme anderer Volksschichten zieht sich der

Streik entsetzlich in die Länge und endet mit der bedingungslosen Niederlage der Arbeiter. Im Hintergrund der Bewegung steht eine sozialistische Partei, die über 2 Millionen Köpfe gebietet, aber trotz aller Sympathien außer stande ist, den streikenden Brüdern zu helfen. Wie anders das Bild in Zürich: die ganze Arbeiterschaft, vortrefflich organisiert, wartet ein volles Jahr ruhig auf die Erfüllung der gegebenen Versprechen. Vergeblich. Sie legt im rechten Augenblick ebenso ruhig die Arbeit nieder. Keine Versammlungen, keine Erregung, keinerlei Übergreifen der Bewegung auf andere Volksschichten. Nach 36 Stunden vollständiger Sieg auf der ganzen Linie. Die Arbeit wird wieder aufgenommen, als ob nichts geschehen wäre. Die sozialdemokratische Partei der Schweiz, an und für sich schwach, findet kaum Zeit, um ihrer Sympathie mit den Streikenden überhaupt Ausdruck zu geben; so rasch verläuft alles. Die vergleichende Gegenüberstellung beider Vorgänge lehrt uns die Ohnmacht der politischen und die Überlegenheit der wirtschaftlichen Organisation. Der Gedanke hat etwas faszinierendes, wie weit wir heute schon in der sozialen Reform sein könnten, wenn die deutschen Arbeiter, statt marxistischen Götzendienst zu treiben, sich auf den Boden der Wirklichkeit gestellt und ihre korporativen Organisationen ausgebaut hätten."

„Die Engländer brauchen keinen Kampf um die Macht", sagt Herr Horn, „sie sind im Besitze einer Macht, die ihnen der Staat nicht streitig macht". Weiß denn aber Herr Horn nichts davon, daß die englischen Arbeiter diese Position im Staate nicht durch den Stimmzettel und die politische Agitation, sondern einzig und allein durch ihre wirtschaftlichen Organisationen erreicht haben? Und sie waren im Anfang unseres Jahrhunderts durch die herrschenden Klassen ungleich stärker geknebelt, als heute die deutsche Arbeiterschaft! Wenn Herr Horn die deutschen Arbeiter vor den Methoden der englischen Arbeiterbewegung warnen will, so muß er auch den Beweis antreten, daß die gleichen Erfolge durch den Kampf um die politische Macht zu erreichen sind. F.

Aus der ethischen Bewegung.

2. Abteilung Berlin. Am 29. April hatte die hiesige Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" eine Versammlung veranstaltet, die in mehrfacher Beziehung ein besonderes Interesse bot. Auf der Tagesordnung stand ein Vortrag von Prof. Bornemann in Magdeburg über „Christentum und Ethik". Prof. Bornemann hatte vor einiger Zeit in einer Versammlung des „Evangelischen Bundes" einen Vortrag über die „Gesellschaft für ethische Kultur" gehalten und hierbei, ungeachtet aller prinzipiellen Gegnerschaft, der ethischen Bewegung eine so sympathische Teilnahme geschenkt und so viel ernstes Streben, sie objektiv zu beurteilen, gezeigt, daß in den Kreisen der hiesigen Gesellschaft, die den — auch gedruckt vorliegenden — Vortrag kennen gelernt hatten, der Wunsch entstand, Herrn Bornemann auch zu einer Auseinandersetzung in einer Versammlung der Gesellschaft zu veranlassen, worauf Letzterer bereitwillig einging. — Den Standpunkt der Gesellschaft, den Darlegungen der Bornemannschen Broschüre gegenüber, entwickelte zunächst in der am Donnerstag stattgefundenen Versammlung Herr Dr. Penzig. Er würdigte zunächst die gerade in kirchlichen Kreisen so seltene Objektivität seines Gegners, der auch an diesem Abend sich als Objekt einer theoretischen Vivisektion freiwillig darbiete und widerlegte dann im einzelnen diejenigen Behauptungen der Bornemannschen Broschüre, welche sich angriffsweise gegen die ethische Gesellschaft wenden. Der springende Punkt war dabei die Behauptung Bornemanns, die Ethiker ständen dem Christentum geringschätzig oder direkt feindlich gegenüber, wofür er sich namentlich auf Äußerungen des Führers der ethischen Bewegung in England, Stanton Coit, berufen hatte. Dem gegenüber zeigte Dr. Penzig, daß weder bei Stanton Coit, noch bei den Schriften anderer Förderer der ethischen Bewegung von der Feindseligkeit gegen das Christentum die Rede sein könne, welche Prof. Bornemann aus den einzelnen Stellen herauslesen zu müssen glaubte. Es sei zwar richtig, daß ein großer, vielleicht der größte Teil der Anhänger der ethischen Gesellschaft der christlichen Kirche mehr oder weniger innerlich fern stehe, aber die Gesellschaft für ethische Kultur als solche stehe ebenso wohl den metaphysischen als den religiösen Voraussetzungen des sittlichen Handelns neutral gegenüber, sie sei weder christlich noch antichristlich, sondern wolle gerade gegenüber der trennenden Wirkung, welche der Zwiespalt der metaphysischen oder religiösen Weltanschauungen herbeiführe, den gemeinschaftlichen Boden bereiten, auf dem alle sich zu gemeinsamer praktischer Arbeit an dem sittlichen Fortschritt der Menschen verbinden können. Darum würde man mit Freuden auch die Mitarbeit derer willkommen heißen, welche, wie Prof. Bornemann, auf positiv christlichem Standpunkte stehen, aber auch die Anschauungen anderer zu tolerieren vermögen und dabei für die großen Aufgaben praktischer Ethik, welche unserer Zeit obliegen, warme Teilnahme und Verständnis zeigen. — Prof. Bornemann bemühte sich in seinem Referate, zu zeigen, daß doch eine Feindseligkeit der ethischen Gesellschaft gegenüber dem Christentum zum Ausdruck komme, so sehr auch die Unbefangenheit einzelner Mitglieder wie die des Correferenten anzuerkennen sei. In der That sei es aber auch unmöglich, eine einigende, alle Menschen umfassende Gesellschaft zu gründen, und dabei den metaphysischen und religiösen Überzeugungen gegenüber neutral zu bleiben. Die Religion gehöre zur Ethik eben wesentlich mit hinzu, sie sei auch nicht das Trennende, sondern, wie die Geschichte zeige, gerade das Einigende, welches ganze Völker und Jahrhunderte verknüpfe. Dabei handele es sich natürlich nicht um subtile Unterscheidung von Dogmen, sondern um das innere religiöse Leben. Wer dieses in sich spüre und in Christus, bei dem mehr wahre Ethik sei als in den philosophischen Systemen, den Boten des Lebensideals sehe, der könne zwar der ethischen Bewegung sympathisch gegenüberstehen und in einzelnen Dingen mit ihr zusammen gehen, aber ihr nicht selbst angehören. — In der sehr eingehenden Diskussion, welche manche interessante Momente bot, wurde die Auffassung Bornemanns namentlich durch den Pfarrer Dr. Niemann unterstützt, während alle anderen Redner sich gegen ihn wandten. Namentlich wies Rechtsanwalt Dr. von Gordon mit Nachdruck darauf hin, daß das Christentum zwar seine sittliche Kraft auch heute noch erproben könne, wo es lebendig sei, daß aber dieses Leben bei vielen Tausenden völlig erloschen sei und nun die dringende Gefahr bestehe, daß mit dem religiösen auch das sittliche Lebensideal seine Wirksamkeit einbüße. Darum müsse die Pflanze des ethischen Lebens aus diesem Boden religiöser Dogmatik umgepflanzt werden in einen anderen von größerer Tragfähigkeit. — Von Dr. Niemann wurde ebenso wie von Prof. Baenemann nach mit lebhaftem Danke hervorgehoben, wie erfreulich es sei, daß die Gesellschaft für ethische Kultur einen Boden geschaffen habe, auf dem solche Diskussionen möglich seien, in welchen vor weiteren Kreisen über edle Dinge ohne Fanatismus und mit der Empfindung gegenseitiger Achtung gestritten werde. Er wendet sich im übrigen besonders gegen den Skepticismus, mit dem Herr Dr. von Gordon den noch kirchlich gesinnten Gliedern der Kirche gegenüberstehe. Auch die außerhalb derselben Stehenden seien dem Christentum zurückzugewinnen, wenn man nur die klingenden Saiten in ihrem Herzen anzuschlagen verstehe. Das hätten ihm namentlich Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette bewiesen. Viele seien dem Christentum feindlich, nicht aus intellectuellen, sondern aus moralischen Gründen, weil die christliche Moral sehr strenge Anforderungen stelle. — Herr Forstmann erklärte, daß er ein Gegner des Christentums von der linken Seite her sei. Die ethische Gesellschaft müsse sich auch auf den antichristlichen Standpunkt stellen, bisher sei sie auf halbem Wege stehen geblieben. Man sei alsdann noch nicht Gegner der Religion, wohl aber der Confession. Das Gute müsse um des Guten willen gethan werden und man könne unmöglich einen Glauben annehmen, wenn man der Wahrheit nachstrebe. — Auch Dr. Behrendt bekennt sich zu diesem direkt antichristlichen und anticonfessionellen Standpunkt und wünscht keine Vertuschung der Gegensätze. Das Christentum enthalte zwar viele Wahrheiten, aber eingehüllt in eine Phantasiehülle, die wir glauben besser philosophisch verstehen zu können. — Im Schlußwort weist Dr. Penzig darauf hin, daß der mehrfach von Prof. Bornemann wie von Dr. Niemann zum Beweise der Feindseligkeit gegen das Christentum angezogene Artikel von Prof. Büchner über das Buch von Sooboda (in der Zeitschrift „Ethische Kultur") auch von ihm seiner Tendenz nach entschieden gemißbilligt werde. Aber dafür sei die Gesellschaft nicht verantwortlich.*) In ihr können Pantheisten, Atheisten und Christen zusammenwirken. Es sei gewiß für jeden Menschen notwendig, eine bestimmte Weltanschauung zu haben, aber die Gesellschaft als solche identificiere sich nicht mit einer bestimmten von ihnen. — Prof. Bornemann bemerkt in seinem Schlußwort gegenüber seinem Kollegen Dr. Niemann, er hätte gewünscht, daß die Erinnerung an die Todesstunde aus dieser Diskussion fortgeblieben wäre. Er präcisierte im übrigen noch einmal seinen Standpunkt und verlas zum Erweise der feindseligen Stellungnahme der D. G. E. K. gegen das Christentum noch einzelne Äußerungen von Stanton Coit und Prof. Jodl, weist auch auf den dem Christentum günstig gesinnten Vortrag von Prorector Maas in der Eisenacher Versammlung hin, der so lebhaften Widerspruch erfuhr, daß man in eine Diskussion darüber gar nicht erst eintreten wollte. — Diesen letzteren Punkt stellte der Vorsitzende Dr. Bieber dahin richtig, daß die Opposition in der Eisenacher Versammlung sich nicht gegen die günstige Stellungnahme von Prorector Maas zum Christentum, sondern gegen seine feindliche Stellungnahme zu gewissen philosophisch-metaphysischen Weltanschauungen gerichtet habe. Der Mitglied der ethischen Gesellschaft sein will, müsse allerdings zugeben, daß eine sittliche Weltanschauung auch auf philosophisch-metaphysischem Standpunkte möglich sei. — Mit Worten des Dankes, namentlich an die Gäste und insbesondere an Prof. Bornemann, denen er auch für die Zukunft, ungeachtet aller fortbestehenden Meinungsverschiedenheiten, von seiten der ethischen Gesellschaft jederzeit eine freundliche Aufnahme und herzliches Willkommen zusichere, schloß der Vorsitzende in später Stunde die anregende Sitzung.

Sprechsaal.

Zur Errichtung allgemeiner studentischer Ehrengerichte.

Im Hinblick auf den Semesteranfang, der aller Wahrscheinlichkeit nach den im verflossenen Winter an den beiden größeren Berliner Hochschulen begonnenen Kampf gegen das Duell, resp. für die Errichtung allgemeiner studentischer Ehrengerichte zur friedlichen Erledigung von Ehrenhändeln zwischen den Studierenden

*) Der frühere Vorsitzende der D. G. E. K. hatte bereits in demselben Blatt seiner Mißbilligung energischen Ausdruck gegeben. Der Herausgeber.

wieder aon neuem entflammen und zu einer entscheidenden Wendung wird bringen wollen, mag es wohl berechtigt erscheinen, aom Standpunkt ethischer Kritik aus dieser Frage einige Worte zu widmen.

Es war ein recht betrübender Anblick, zu sehen, wie sich die akademischen Behörden zu dieser jungen, zielbewußten, aus einem ernsten Bedürfnisse der Zeitverhältnisse hervorgegangenen Bewegung stellten, wie sie sich der von den edelsten Motiaen getragenen Schar akademischer Bürger gegenüber verhielten. Es war recht schmerzlich, auch für den Fernerstehenden, zu sehen, daß diese Männer, die gerade vermöge der Legalität und Legitimität ihrer Bestrebungen, aermöge ihrer auf die Wahrung und Hebung studentischer Sitte und Gesittung gerichteten Tendenzen in höchstem Grade, wean nicht die selbstthätige Förderung, so doch das entschiedenste Wohlwollen der maßgebenden Kreise aerdient hätten, nicht nue keine Unterstützung erfuhren, sondern überall, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, durch Schwierigkeiten und Hindernisse an einem energischen Vorgehen gehemmt, daß die Träger der Bewegung mit kleinlichen Chicanen verfolgt wurden — dieser Anblick und das schließliche, aom Rektorat der Umaersität ausgehende Verbot einer allgemeinen Studentenversammlung, die eine öffentliche Besprechung der Angelegenheit, eine Diskussian und Beratung der verschiedenen Wünsche und Ansichten und wenn möglich eine friedliche Einigung zum Zwecke hatte, und endlich die ganz urplötzlich erfolgende Wiederauflösung des bereits konstituierten Komitees an der technischen Hochschule in Charlottenburg — all Das wnr so unendlich traurig für denjenigen, der mit den Interessen der Studentenschaft durch seine Erinnerungen an jene Ibeale in Fühlung bleibt, es war aber auch zugleich so typisch für den Geist, der vielfach nach auf unseren Hochschulen herrscht und neuerdings vielleicht sogar aoeherrscht, daß man ernste Besorgnisse für das akademische Leben der nächsten Zukunft nicht unterdrücken kann.

Leider hat es auch die Presse, die doch in höchster Reihe za einer entschiedenen und thatkräftigen Aktion berufen gewesen wäre, zumal das ganze öffentliche Leben damals noch unter dem frischen Eindrucke einer Reihe höchst bedenklicher Vorfälle stand. — „der elende jämmerliche Fall v Koge“, wie ihn der „Reichsbote“ nannte, warf sehr weite und dunkle Schatten - an der nötigen Energie fehlen lassen. Um so mehr muß es verwundern, wena die allerjüngste Zeit aon Blättern, deren wohlgeneigte Gesinnung gegenüber einer Reform des studentischen Lebens außer allem Zweifel steht, die Mahnung an die betreffenden Kreise erging, aon einem selbständigen Vorgehen in der Duellfrage abzusehen nnd ruhig die Initiative des Militärs resp einer höheren Stelle abzuwarten, da ein Erfolg mit der Errichtung studentischer Ehrengerichte nach heutiger Sachlage doch kaum zu erwarten sei.

Ein falscher Rat ist, m. E., der denkbar unheilvollste und er beruht einesteils wohl auf einer ungenügenden Kenntnis akademischer Verhältnisse, andeenteils auf einem durch nichts gerechtfertigten Optimismus in der Beurteilung der zu ernaetenden militärischen Reformen. Einige geschichtliche Reminiscenzen werden wohl geeignet sein zu zeigen, daß in der That diejenigen, denen es aairklich ernst ist mit der Reform des Duellwesens, aon militärischer Seite in absehbarer Zeit nichts zu erwarten hoben, was ihren Intentionen ouch nur annähernd gleichkäme. Es sei zunächst daran erinnert, daß schon im letzten Jahrhundert im preußischen Heere laut „kurfürstlichen Duelledikts“ auf den Zweikampf mit tödtlichem Ausgange die Todessteafe gesetzt war, nnd daß Friedrich der Große, der in Fragen dee Gesetzesachtung keinen Spaß verstand, wiederholt das Todesurteil bestätigte und ausführen ließ. Als ein Akt besonderer fürstlicher Gnade gegenüber dem überlebenden Duellanten wurde es damals angesehen, wenn unter ganz besonderen mildeenden Umständen eine ehrenhafte militärische Exekution an Stelle der Hinrichtung durch den Schinder aerfügt wurde. Es sei ferner darauf hingewiesen, daß in der Verordnung vom 20. Juli 1843, die bis zum Jahre 1874 in Geltung war, wo durch Kaiser Wilhelm I. eine Rückwärtsrevision der betreffenden Bestimmungen veranlaßt wurde, die Verurteilung des Zweikampfes in aller Form und unzweideutig ausgesprochen war in den prägnanten Worten: „Der Zweikampf sowie die Herausforderung zum Zweikampfe ist dnech das Gesetz verboten nnd strafbar.“ Und es sei schließlich ganz besonders der Willenskundgebung in der Kaiserlichen Kabinetsordre aom 1. Januar 1897 gedacht, die, unter Hinweis auf die geringfügigen Anlässe, aus denen so oft schwere Ehrenhändel konstruiert werden, mit den Worten beginnt: „Ich will, daß Zweikämpfen meiner Offiziere mehr als bisher vorgebeugt wird.“

Fragt man sich nun, was wae das praktische Resultat aller dieser aom obersten Kriegsherrn ausgegangenen Willensäußerungen, so muß man mit Beschämung sagen: das Duell besteht im preußischen bezw. im deutschen Heere heute wie vor 100 Jahren, das Duell besteht heute in größerem Umfange als je, das Duell ist heute in maßlosem Zunehmen begriffen, es ist zu einer „frnnlosen Menschenschlächterei“ und zu einem „aller Moral und Gesetzlichkeit ins Gesicht schlagenden Unfug“ ausgeartet, wie das christlich-soziale „Volk“ klagt. Noch bedenklicher ist die Thatsache, daß kurz nach dem Erscheinen des jüngsten Erlasses im Beginne des neuen Jahres das Gerücht aon neuen schweren Zweikämpfen, an denen Militärpersonen beteiligt waren, in die Oeffentlichkeit drang und man kann mit dem „Reichsboten“ begründeterweise sagen, daß „die Geduld aller einsichtigen Kreise der Nation nachgerade erschöpft“ ist.

Trotzdem hatte das „Militär-Wochenblatt“, das mit den in unserer Armee herrschenden Gesinnungen und mit dem Geiste unseres Offizierskorps inaige Fühlnng hölt, den Takt, das Dnell als ein „erzieherisches Kulturmittel“ anzupreisen, es wagte trotz der bitteren Entrüstung in der ganzen Presse, trotz der heftigen Debatten im Reichstag, trotz des aoia Reichskanzler dem Parlamente aerpfönbeten Wortes, baldige und gründliche Abhilfe zu schaffen, die Unentbehrlichkeit des Zweikampfes für das Heer zu aerteidigen und es hatte allen Grund, dieses Wagnis zu thun, denn es konnte sich auf den obersten Kriegsherrn und dessen Willen selbst stützen. Der Schwerpunkt bes sogenannten Neujahrserlasses liegt gerade in der prinzipiellen Anerkennung des Duells, soweit es durch die Standessitte der Offiziere geboten erscheint; ein Ausgleich aom Ehrenrat ist nur dort anzustreben, wo es die Standesehre zuläßt. Auf die eigentümlichen juristischen Beziehungen der gedachten Kabinetsordre zum § 110 und 111 Str. G. B. kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen weeden, hier kommt es nur darauf an, zu zeigen, wie übel die Studentenschaft deraten war aon jenen Preßstimmen, die sie auf eine Reform der Militärgerichtsbarkeit vertrösten wollten. So lange im Militärstrafgesetzbuch ein Paragraph aermißt werden muß von jener Form und Schärfe, durch welche aor 50 Jahren im englischen Heere mit einem Schlag dem Zweikampfe ein Ende gemacht wurde, so lange glauben wir nicht an eine entscheidende Wandlung in den Gesinnungen und Handlungen der deutschen Offiziere in Ehrenfragen, und so lange können wir auch den studentischen Kreisen, welche die Reformbewegung in Ehrensachen in Fluß gebracht haben und welche ihre gesetzlichen Forderungen auch seenerhin mit Nachdruck vertreten wollen und — wir vertrauen auf die Einsicht und den guten Willen der betreffenden Behörden — durchsetzen werden, nicht empfehlen, in dieser Frage, die längst spruchreif ist, in beschaulicher Ruhe und unthätig das Vorgehen des Militärs abzuwarten.

Es giebt jedoch noch andere Gründe genug, die eine selbständige Initiative des mit seiner Zeit fortgeschrittenen Teils der Studentenschaft für eine Revision des Ehrenkodex und des Duellcomments unter den akademischen Bürgern nicht nur berechtigt, sondern eine thunlichste Beschleunigung notwendig erscheinen lassen.

Zunächst braucht man es gar nicht als eine unbestreitbare Thatsache hinzunehmen, daß die Bemühungen aus einen allgemeinen studentischen Ehrenrat nicht den gewünschten Erfolg haben werden. Allerdings darf man nicht erwarten, daß nach Konstituierung dieser Körperschaft an einem Tage alle Duelle verhütet oder aufhören werden. Das wae nicht beabsichtigt und konnte gar nicht beabsichtigt werden. Der erfreuliche Umstand, daß die Leiter der Reformbewegung genau die Grenze innehielten, bis zu der sie gehen durften, ohne den Gefühlen und Ueberzeugungen ihrer anders denkenden Kammilitonen zu nahe zu treten, hätte ihnen die Sympathien und die thatkräftige Unterstützung aller rechtlich Gesinnten sichern müssen. Ihr Zweck wae zunächst nue der, unbekümmert um das letzte Ziel, jenem seit Jahren immer mehr um sich greifenden ungesunden und unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, durch welchen Studierende, die vermöge ihree innersten, auf ehrliche Gründe gestützten Ueberzeugung Gegner des Duells sind, die den Zweikampf in keiner Form als das geeignete Mittel zur Erlebiguag aon Ehrenhändeln ansehen, durch einen moralischen Zwang zum Duelle genötigt werden. Daß eine falsche Nötigung besteht und daß gerade auf die jüngeren unerfahrenen und nicht inkorporierten alleinstehenden Studierenden ein Duellzwang in des Wortes schlimmster und ernstester Bedeutung ausgeübt, daß derselbe von seiten der „schlagenden Verbindungen“ zum Teil mit den verwerflichsten Mitteln durchgeführt wird, daß im Falle der Ablehnung einer Forderung Beschimpfungen nnd Anfeindungen an der Tagesordnung sind, daß sich der ablehnende Teil der Gefahr aussetzt, von einer Korporation und sogar aon einem Verbande aon Korporationen an allen deutschen Hochschulen, als ehrlos und geächtet erklärt zu weeden — dies sind so alltägliche Vorkommnisse, besonders im Beginn der Semester und in kleineren Universitätsstädten, daß sie ein Jeder, der nur einigermaßen in die studentischen Verhältnisse des letzten Dezenniums eingeweiht ist, kennen muß. In diesem Punkte liegt die schwere moralische Gefahr für die akademische Jugend und man müßte an dem gesunden Sinn und dem Rechtlichkeitsgefühl unserer Hochschulen verzweifeln, wenn sie nicht endlich zur Abstellung eiaer solchen Unsitte, für die im Auslande jedes Verständnis fehlt und für die unsere fremden studierenden Gäste nur ein Kopfschütteln haben, die Hand böten und ihre offizielle Beteiligung zusicherten.

Nun noch ein zweiter Punkt! Es liegt zwar durchaus nicht in der Absicht dieser Zeilen, gegen die „verhältnismäßig harmlosen Schlägermensuren“ anzukämpfen, so lange sie innerhalb der schlagenden Verbindungen als Sport betrieben werden, obwohl dem Eingeweihten auch nicht unbekannt sein darf, daß ein großer Teil der Forderungen einem gewissen Mensurbedürfnis und einer Mensurfucht entspringt, daß demnach wiebernm zahllose Gehässigkeiten, oft ernstere Feindschaften und aor allem jene sich bitter befehdenden Parteibildungen ihren Ursprung aus dieser trüben Quelle nehmen. Prof. v. Below wendet sich scharf gegen jene Ansicht, die in den Studentenmensuren ein Verhütungsmittel der Peügeleien, Holzereien und Raufereien sieht; er schreibt in den „Grenzboten“ unter dem Titel „Duell und Holzkommment“: „Nach meinen Beobachtungen haben an den Holzereien verhältnißmößig und auch absolut den stärksten Anteil die sogenannten schlagenden (d. h. zum Duell verpflichteten) Verbindungen. Dieser Name kommt ihnen in doppelter Weise zu, indem sie nicht bloß die „blanke Waffe“, sondern auch die Faust und den Stock gebrauchen.“ Eine Besserung nach dieser Hinsicht ist aon der Thätigkeit eines allgemeinen Ehrenrates ganz entschieden zu erwarten, und es mag dies den leitenden Kräften ein Ansporn sein. Sobald einmal alle jene

Contrahagenjäger, die seither ihr Gewerbe mit soviel Geschick und Erfolg betrieben haben, vor einer offiziellen Behörde sich zu verantworten haben, wenn jeder einzelne Fall von Kränkung und Herausforderung, mag er auf einer böswilligen Absicht beruhen oder nicht, auf Recht und Unrecht untersucht und wenn der Anteil von Genugtuung, den eine Partei geben und erhalten soll, nach einem beiderseits anzuerkennenden und bindenden richterlichen Urteilsspruch und nicht nach launischen Wechselfällen von Fechterkunststücken und dem blinden Geschicke eines Zweikampfes bemessen werden wird, kurz, wenn es in studentischen Kreisen nicht mehr allgemein als eine Ehre gilt, vermittels einer „stärkeren Faust“ und einer „schärferen Klinge“ das Recht auf jene Seite zu ziehen, wo in vielen Fällen das Unrecht ist, wenn alle diejenigen, welche in diesem ungleichen Kampf meist die Gekränkten und zugleich die Unterliegenden sind, eine Behörde wissen, an der ihnen ein gerechteres Recht zu teil wird, als es der Paukboden oder der Lauf einer Pistole zu geben vermag, — dann wird jenes zweifelhafte Heldentum mit allen seinen moralischen Schädigungen und physischen Opfern von unseren Hochschulen binnen verschwinden, und das Verdienst für diesen Kulturfortschritt fällt jenen wenigen Tüchtigen zu, welche die Errichtung allgemeiner studentischer Ehrengerichte angebahnt haben und, so hoffen wir, durchsetzen werden. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn in dieser Hinsicht die Hochschulen der Reichshauptstadt endlich einmal vorangingen und für ganz Deutschland vorbildlich würden.

Die Möglichkeit eines ersprießlichen Zusammenwirkens selbst prinzipieller Gegner und die Herbeiführung einer Verständigung durch einen Ehrenrat, in dem Duellgegner wie Duellfreunde sitzen, steht, bei einigem guten Willen, außer allem Zweifel. Ein Beispiel aus dem Leben, das sachlich wie formell der deutschen Studentenschaft wärmstens zur Nachahmung empfohlen werden kann, vermag dies trefflich zu illustrieren.

Der im April 1894 einberufene Adelstag hatte den Entschluß gefaßt, für alle Mitglieder der Adelsgenossenschaft Ehrengerichte einzurichten, mit dem Zwecke, auf ordnungsgemäßem Wege Ehrenhändel zwischen Mitgliedern zu schlichten, und mit der ausdrücklichen Motivierung, daß die prinzipielle Verwerfung des Duells und die daraus folgende Ablehnung einer Forderung (selbstverständlich aus ehrenhaften Gründen) als eine an sich berechtigte Handlung zu betrachten sei, durch welche die Ehre des Betreffenden in keiner Weise verletzt werde — und daß es Pflicht der Adelsgenossenschaft sei, den Grundsätzen derjenigen Mitglieder Rechnung zu tragen, welche das Duell prinzipiell und unbedingt verwerfen. Besondere Beachtung seitens der Studierenden verdient folgender Passus: „Die Kompetenz des Ehrengerichts bei Schlichtung von Ehrenhändeln soll auf einen ordnungsgemäßen Weg unbedingt beschränkt werden, so daß das Ehrengericht, resp. der Ehrenrat in keinem Fall weder auf ein Duell erkennen, noch durch Beteiligung an einem solchen dasselbe sanktionieren darf.“

Man sollte doch meinen, daß dasjenige Maß von Selbstüberwindung und Selbstbescheidung, das eine in Ehrensachen bekanntermaßen und mit Recht höchst penible Körperschaft, wie die Deutsche Adelsgenossenschaft, sich auferlegt hat, auch von der deutschen Studentenschaft ohne Gefährdung der persönlichen Ehre des Einzelnen eingehalten werden könnte. Sollte jedoch eine Einigung unter den Studierenden nicht zu erzielen sein, sollten sich wider alles Erwarten, einzelne oder die große Mehrzahl der Körperschaften von dem Unternehmen zurückziehen und dadurch die Errichtung allgemeiner studentischer Ehrengerichte unmöglich machen, so wäre damit der Öffentlichkeit nur der Beweis geliefert, daß jene Kreise eine Beschränkung des Zweikampfes im Sinne eines berechtigten Bedürfnisses, im Sinne der Menschlichkeit, im Sinne ethischer Kultur und vor allem, um aus ihren Gefühlen zu sprechen, im Sinne des Kaiserlichen Neujahrserlasses nicht wünschen, und wir stellen dann, wenn auch schweren Herzens, mit dem „Reichsboten“, „sofern sich andere maßgebende Kreise gegen den Duellunfug zunächst zu verschließen scheinen, zuerst an die Parlamente und die Gerichte die dringende Aufforderung, damit reinen Tisch zu machen.“

Für die Minorität aber dürfte ein solcher unwillkommener Ausgang, eine solche Enttäuschung kein Anlaß sein, nun ebenfalls zurückzutreten und auf ein von jenen exklusiven Schichten getrenntes Vorgehen zu verzichten. Wenn sich nur Wenige zusammentun, wenn diese Wenigen an dem durch den Aufruf im letzten Semester gekennzeichneten Standpunkte streng festhalten, wenn sie für jede Ehrensache ein öffentlich und frei gewähltes Ehrengericht in dem Anhänger und Gegner des Duells mit gleichen Befugnissen und mit gleicher Macht sitzen müssen, verlangen, wenn sie jede auf anderem Wege zu stande gekommene Entscheidung mit Consequenz verwerfen, so werden sie nicht nur im Einzelfalle oft nützen können, indem sie dem alleinstehenden Commilitonen gegen eine Vergewaltigung seiner Überzeugung und gegen gewisse Belleität Deckung und Schutz gewähren, sondern sie können auch auf den Nachwuchs der Studentenschaft, der von den Gymnasien zuströmt, einen in seiner weiteren Wirkung nicht zu unterschätzenden Einfluß ausüben. Auf die Dauer wird sich der besser gesinnte und größere Teil der akademischen Jugend nicht von ihnen fernhalten. Dann wird auch die Zeit kommen, wo sie von den Behörden als ein legitimer Faktor angesehen, wo ihren ehrengerichtlichen Entscheidungen selbst die Vertreter des Paukkomments die Anerkennung nicht mehr versagen werden.

Dessen dürfen sie jedoch für alle Fälle versichert sein: Recht und Gesetz sind heute schon auf ihrer Seite, und heute schon neigen die Sympathieen des breiten Volkes rückhaltlos und unbedingt ihnen zu. Der hochangesehene Leipziger Rechtsgelehrte Prof. Binding, um damit zum Schlusse zu kommen, schreibt in einem „Zweikampf und Ehrengericht“ betitelten Artikel der „Deutschen Juristen-Zeitung“, der allerdings an die Offiziere gerichtet ist, aber mutatis mutandis für jeden Menschen Geltung hat, Folgendes:

Wenn es wissenschaftlich unanfechtbar ist, daß die Ehre durch die Beleidigung nicht verletzt wird, daß der Beleidigte also einer Wiederherstellung derselben nicht bedarf und durch den Kampf mit einem Menschen vielleicht sehr zweifelhaften Wertes schlechterdings nicht erlangen kann, und wenn die Rache nicht geradezu zur Pflicht des Beleidigten gestempelt werden soll, so darf eine Duellpflicht . . . nicht länger anerkannt werden. Die Aufhebung dieses Notstandes wäre der erste große, unendlich segensreiche Fortschritt . . . Es wäre ein großer Sieg mitten im Frieden! Es giebt der ehrenhaftesten Motive genug, die zur Unterlassung oder zur Ablehnung einer Forderung bestimmen können . . . Was giebt es Schöneres, als die gefestigte Selbstachtung des Beleidigten, der weiß, daß seine Ehre unverletzbar ist und deshalb stolz verächtlich herabsieht auf den moralisch vielleicht tief unter ihm Stehenden, der ihn zu beleidigen vergeblich versucht hat? . . .

Wenn diese hochherzigen Gesinnungen zum Gemeingut aller Menschen geworden sind, wenn diese Gedanken zum Leitmotiv für Jeden werden, der über sich oder einen anderen ein ehrengerichtliches Urteil zu fällen hat, wenn diese Worte zur Richtschnur für die Berliner, für die gesamte deutsche Studentenschaft werden möchten — es wäre ein großer Sieg mitten im Frieden, ein Sieg ethischer Kultur.

Korbinian Brodmann

Wer leiht anderm Schriftst. M. 500 zum Druck f. humor.-sozial. Romans, von erstem Verlagshaus angenommen, gegen Verpfändung des Kontraktes. Offert. A. B. 77, Exp. d. Ztg.

Illustrierter Geschenkkatalog.
Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Kempe'schen Klassiker-Ausgaben
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Familien-Pension
Frl. F. Beck und Frl. M. Baetcke.
Berlin SW., Hallesches. 20.
Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension, Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.
Prospekte.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.
Soeben erschien:
Die Ergebnisse
der
berufsgenossenschaftlichen Unfallversicherung
von
Dr. Georg Heimann,
prakt. Arzt in Berlin.
100 Seiten gr. 8°. Preis 4 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,
Soeben erschien in unserm Verlage:
Laskaris
Eine Dichtung von Arthur Pfungst.
3. Teil (Schlußband): Philalethes.
Geheftet 2 Mark, in eleg. Leinen mit Goldschnitt 3 Mark.
Alle 3 Teile geheftet 6 Mark, in eleg. Leinen mit Goldschnitt 9 Mark.
Mit diesem dritten Bande schließt Arthur Pfungst seine Laskaris-Dichtung ab, deren Veröffentlichung er im Jahre 1890 begonnen hatte und deren ersten Bände bereits in zweiter Auflage vorliegen. Die in- und ausländische Presse hat das Werk nahezu einstimmig als eine der hervorragendsten poetischen Erscheinungen unserer Epoche begrüßt und es als eine „Odyssee der Erkenntnis“ bezeichnet.
Dies Werk eignet sich ganz besonders zu einem vornehmen und gediegenen Geschenke.

Vorlesungen über soziale Ethik.
Von Professor Dr. Georg von Gizycki.
Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki.
Zweite Auflage.
92 Seiten gr. 8. Preis 1,20 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Herausgegeben von **Dr. Fr. W. Foerster.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 29. Mai 1897. | Nr. 22.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Frühlingsglaube. Von Gottfr. Keller. — Die Kanone als Industriehebel nach nationalsozialem Rezept. Von R. E. May. — Sentimentale Reisigen. Von John Ruskin. Warum brauchen wir Erbil? Von F. Staudinger. — Nationalökonomische Ideen. Von Louis Katzenstein. I. — Schutz des Vaterlands. Von Sabi. — Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft. Von Beatrice Potter, übersetzt von Adele Gerhard.

Frühlingsglaube.

Es wandert eine Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von gold'ner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zu Einem König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Und eine Sünde in der Welt:
Des Eigenneides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Gottfried Keller.

Die Kanone als Industriehebel nach nationalsozialem Rezept,

ein Wort über die wahren Interessen der deutschen Industrie und der deutschen Arbeiter von R. E. May, Hamburg.*)

Im März dieses Jahres kam der Führer der Brigantine „Meg Merrilies", Kapitän Staßberg, aus dem melanesischen Archipel nach Sidney und erzählte dort unter anderem: „Auf der Insel Ysabel gab es einen Häuptling, der sich an Bord mit dem Bemerken vorstellte, er sei getaufter Christ und von den Missionaren in Australien erzogen worden. Auch trug er wirklich einige Gesangbuchslieder vor. Am selben Nachmittage aber versammelte er seine Stammesgenossen um sich und zog ins Gebirge auf die Kopfjagd, wo er sich mit Seinesgleichen an gebratenem Menschenfleisch gütlich that. Am nächsten Tage brachte er 30 abgeschnittene Köpfe mit ans Ufer zurück."

Auf demselben idealen Standpunkte, auf gleicher Höhe der Civilisation stehen diejenigen, welche — das Christentum im Munde — die deutsche Nation mobil machen wollen gegen alle anderen Nationen von gleicher wirtschaftlicher Tüchtigkeit, um aus der Vernichtung der anderen Nationen neue Lebenskraft zu gewinnen für die eigene Nation.

In einer geschichtlichen Arbeit: „Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neueren und neuesten Zeit" schreibt Professor Kurt Breysig bei Behandlung der nachmittelaltertichen Zeit: „Gerade die beiden gesündesten und stärksten Aristokratien, die englische und die nordostdeutsche, schickten sich an, einen großen Raubzug auf bäuerlichem Boden anzutreten. Vom höchsten, unbefangensten Standpunkte der Beobachtung irdischer Dinge dürfte man diesen Zustand so wenig rühmen oder beklagen, wie man die Schönheit starker Raubtiere rühmen, oder darüber schelten dürfte, daß sie nur existieren können, indem sie schwächere Tierarten schädigen. Denn diese Zeit lebte gewiß noch wie jede andere primitive Epoche, ganz instinktiv dahin; zum Selbstbewußtsein war die Menschheit noch nicht erwacht. Ueberlegungen darüber anzustellen, ob irgend eine Grundrichtung des Zeitalters der Gesammtheit Nutzen oder Schaden bringe, davon war man noch sehr weit entfernt. Das Christentum selbst hat solche Selbstbesinnung damals noch durchaus nicht zu verbreiten oder ihr wenigstens nicht in Wahrheit Geltung in der öffentlichen wie in der privaten Moral zu verschaffen vermocht."

Ja, hat denn aber die Civilisation seit jenen Tagen des Mittelalters gar keine Fortschritte gemacht?! Steht der Kulturmensch von heute, stehen die Kulturnationen von heute, steht die heutige Christenheit, stehen die heutigen Führer der Christenheit noch auf dem Standpunkte jener schönen Raubtiere, die nur existieren können, indem sie schwächere Tierarten schädigen?!

Hat das Christentum keine Kraft, seine Bekenner von der Raubtiersstufe hinauf auf eine höhere Kulturstufe zu erheben, auf welcher sie überzeugt werden, daß ihr Gott mit gleicher Liebe seine Kinder liebt, mit gleicher Liebe, die nicht zugeben kann, daß eines der Kinder lebt von dem Fleische des anderen — dann haben sie nicht den echten Ring, dann ist das ganze Geschrei von der vielgerühmten Civilisation unserer Tage eine elende Täuschung.

Aber Gott sei Dank lebt diese Bestienmoral außer im Blute der Tiere und Kannibalen nur noch im Gehirn einiger Nationalsozialen. Ganz gewiß wollen diese Männer — wenn auch nicht das Wohl der Menschheit — so doch das Beste ihres Volkes. Und in ihrer Kurzsichtigkeit reden sie sich ein, sie könnten dies erreichen auf Kosten des Wohles anderer Nationen.

Aber Gott in seiner Liebe und Weisheit hat die Welt so eingerichtet, daß das wirtschaftliche Leben der Nationen ebenso abhängig ist von dem wirtschaftlichen Wohle der anderen Nationen, wie das wirtschaftliche Leben des Einzelnen innerhalb der Nation abhängig ist von dem wirtschaftlichen Wohle seiner nationalen Umgebung, und nur Männer, die dem wirtschaftlichen Leben praktisch vollkommen fern stehen,

*) Anm. d. Herausgebers: Die Nationalsozialen führen zur Begründung ihrer kriegerischen Flottenpolitik bekanntlich die „Absatzinteressen der nationalen Industrie" an. Um dieser Behauptung eine gründliche Abfertigung von sachverständigster Seite zu verschaffen, habe ich mich an den Inhaber einer bedeutenden Hamburger Handelsfirma, Herrn R. E. May gewandt. Herr R. E. May hat sich bereits als wirtschaftspolitischer Schriftsteller im Inlande und Auslande einen Namen gemacht durch seine ausgezeichneten Jahresberichte über „die wirtschaftliche Entwickelung". Man darf gespannt darauf sein, wie die Nationalsozialen sich mit den Argumenten dieses mitten im wirtschaftlichen Weltverkehr stehenden Mannes auseinandersetzen werden.

Digitized by Google

können ja urteilen wie z. B. Max Lorenz im Maiheft der preußischen Jahrbücher.

Warum auch sollte das Gesetz, das für das Verhalten der Einzelnen zu einander gilt, für die Summen von Einzelnen, für das Verhalten der Gesamtheiten zu einander nicht gelten?!

Außerdem: Ebenso wie der Einzelne innerhalb der Nation nicht alles produzieren kann, was er gebraucht, und für seinen Konsum auf die Arbeit anderer umsomehr angewiesen ist, auf je höherer Kulturstufe er steht, ebenso kann eine Nation nicht alles produzieren, was sie bedarf, und ist mit ihrem Konsum umsomehr angewiesen auf die Produktion anderer Nationen, auf je höherer Kulturstufe sie steht. Und so ist denn das kleine England ein ungleich größerer Abnehmer der deutschen Produktion als das ganze riesige China mit seiner kolossalen Bevölkerung. Im Jahre 1894 hat unser Export nach England betragen 634,4 Millionen Mark oder 20,8 pCt. unseres Gesamtexportes gegen 20,7 in 1893, während unser Export nach China gleichzeitig nur 28,2 Millionen betragen hat resp. 0,9 pCt. unseres Gesamtexports (1 pCt. in 1893).

Nach der wirtschaftlichen Erkenntnis des Herrn Lorenz müßte es logischer Weise für irgend eine deutsche Provinz ein Glück sein, wenn durch irgend welche Umstände die Produktion der übrigen Provinzen des Reiches erschwert oder gehindert würde. Dann hätte diese Provinz ja das Monopol der Produktion und Versorgung. Wo die Abnehmer für die Produktion dieser Provinz herkommen sollen, wenn es den übrigen Provinzen schlecht geht, darüber macht Herr Lorenz sich keine Sorgen. Er würde seine glückliche Provinz lustig darauf los produzieren lassen und Freudenschüsse darüber abfeuern, daß ihr jetzt der nationale Markt ganz allein gesichert ist.

Ebenso heller Unsinn wie es diese Freude über den Sieg der provinzialen Produktion auf dem Nationalmarkt wäre, ebenso heller Unsinn liegt in dem Streben nach einer „wirtschaftlichen Weltmachtstellung des deutschen Reiches", wie Herr Lorenz sie sich ausmalt und von der er sagt: „Und wenn diese Sieghaftigkeit auf dem Weltmarkte nicht anders besiegelt werden kann, als durch die Sieghaftigkeit auf dem Schlachtfelde, dann bleibt auch der Arbeiterklasse in ihrem eigenen, wohl verstandenen Interesse garnichts anderes übrig, als die Soldaten und die Schiffe zu bewilligen, die im entscheidenden, unabwendbaren Moment einzig und allein den Sieg verbürgen. —"

Also nicht mit technischer Vervollkommnung, Veredlung des Arbeitermaterials, nicht mit wirtschaftlicher Ueberlegenheit, die ohne Herren Lorenzens Unterstützung sich allein überall selbst den Sieg erringt, nein, mit Kanonen will Herr Lorenz den Weltmarkt erobern. Wie Herr Lorenz sich die Ausführung dieses Planes in der Praxis denkt, sagt er nicht. Wir wollen aber einmal annehmen, das Experiment sei bereits gelungen: Frankreich (mit Frankreich fängt Herr Lorenz doch gewiß an) liegt besiegt zu unseren Füßen, seine Armee ist vernichtet (seine Städte auch?), wir diktieren ihm den Frieden. Alle unsere Produkte muß es zollfrei eintassen, wir aber erheben von den seinigen einen Prohibitivzoll. England ist vernichtet, seine Schiffe haben wir sämtlich in den Grund gebohrt und ihm dieselben Friedensbedingungen vorgeschrieben. Nachdem die kräftigsten europäischen Staaten kampfunfähig gemacht sind, haben wir mit den übrigen europäischen Staaten leichtes Spiel gehabt und nun muß ganz Europa unsere Produkte frei einlassen und von allen anderen Staaten Prohibitivzölle erheben. Ist es Ihnen so recht, Herr Lorenz? Na also!

Oh Pardon, Herr Lorenz, eines haben wir vergessen: selbstredend haben wir auch China, Indien, den vereinigten afrikanischen Republiken, Nord- und Südamerika, Australien ꝛc. dieselben Vorschriften gemacht. Sind Sie nun zufrieden? Die Folge davon ist natürlich das von Herrn Lorenz gewünschte Resultat — nämlich daß kein Land mehr exportieren kann — außer Deutschland. Nun haben die deutschen Arbeiter gewiß Tag und Nacht zu thun, die Riesenproduktion zu bewältigen, Dank der „wirtschaftlichen Weltmarktstellung des deutschen Reiches", nicht wahr Herr Lorenz? Nur schade, eine ganze Kleinigkeit hat Herr Lorenz vergessen: Daß ein Land dauernd nur in dem Werte importieren kann, in dem es exportiert und Einkünfte aus Kapitalien bezieht, die im Auslande angelegt sind. Ist der ganzen Welt der Export unterbunden, so kann sie auch nicht importieren, denn auch die Einnahmen des Auslandes aus in anderen Ländern angelegten Kapitalien hören nahezu auf, wenn der Export dieser Länder lahm gelegt ist. Deutschland kann dann lustig darauf los produzieren — aber ausländische Abnehmer für seine Produktion wird es nicht mehr geben.

In demselben Verhältnis, in dem Deutschland den Export anderer Länder schwächt, schwächt es seinen eigenen Absatz. Gelingt es uns auch nur ein einziges Land, z. B. China dem englischen Export zu verschließen, so würden wir mehr Schaden haben durch die geschwächte Kaufkraft Englands als wir Nutzen hätten aus dem Absatz nach China. Und dieser Absatz würde nicht einmal lange dauern. Dieser vermeintliche Vorteil wäre die größte Dummheit, denn wir würden die bisher für China arbeitende englische Produktion einfach zwingen nach China auszuwandern. Dann hätten wir den entsprechenden Export nach England verloren, ohne den Export nach China dafür gewonnen zu haben. Natürlich kann unsere Produktion dann auch nach China auswandern. Das kann sie aber heute schon in demselben Maße wie die englische und dazu hätten wir dann keinen Werte und Menschen vernichtenden Krieg zu führen brauchen.

Wirtschaftliche Machtstellung erobert man mit wirtschaftlicher Tüchtigkeit und das um so sicherer, je mehr Bewegungsfreiheit man auch den anderen Nationen läßt, nicht aber dadurch, daß man anderen Ländern die wirtschaftliche Freiheit raubt. Das sollte Herr Lorenz aus dem Beispiele Englands gelernt haben. Wirtschaftliche Macht beruht auf geistiger — in Verbindung mit Zuverlässigkeit des Charakters, und wirtschaftliche Eroberungen macht man daher mit Kanonen ebensowenig wie geistige. Die Ursache unseres wirtschaftlichen Aufschwunges waren nicht die Siege von 1870, wie oft fälschlich angenommen wird, sondern Fortschritte der Technik und mit diesen auch die Verkehrsfortschritte, welche um diese Zeit resp. bald darauf bei allen civilisierten Nationen stattfanden. So sehen wir denn in der That diesen wirtschaftlichen Aufschwung bei allen diesen Nationen — Frankreich nicht ausgenommen — gleichzeitig einsetzen. In Deutschland mußte dieser Aufschwung um so auffälliger in die Erscheinung treten als er im Vergleich zu anderen großen civilisierten Nationen durch die Zerstückelung des Reiches und die mangelnde Einheit bisher gehemmt worden war. Soweit aber der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands seit jener Zeit über dasjenige Maß hinausgegangen ist, das er durch die wirtschaftliche Einheit des Reiches und die allgemeinen technischen Fortschritte erreichte, ist dies auf größere wissenschaftliche Tüchtigkeit zurückzuführen. Besonders offen zutage tritt dies in der chemischen, der elektrochemischen und elektrotechnischen Industrie, in der medizinischen und chirurgischen Industrie und in der Industrie wissenschaftlicher Instrumente.

In England, welches ohne das von Herrn Lorenz empfohlene Mittel und trotz (wegen?) größter Handelsfreiheit noch immer an der Spitze aller Industrie- und Handelsstaaten marschiert, fühlt man sehr wohl, woran die „Sieghaftigkeit" der deutschen Industrie liegt. Im vorigen Jahre haben eine große Anzahl hervorragender englischer Techniker im Auftrage des englischen Handelsamtes eine Rundreise durch die kontinentalen Fabriketablissements gemacht und einstimmig zu Hause berichtet, die „Sieghaftigkeit" der deutschen Industrie liege daran, daß die deutsche Industrie in engerer Fühlung lebe mit den wissenschaftlichen Hochschulen und daß die deutschen Techniker eine höhere wissenschaftliche Ausbildung genössen. Seitdem ist man in England darauf aus, die technischen Schulen zu verbessern. Auch in Deutschland sagt man sich mit Recht: „hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft" und die Herren vom Geiste des Herrn Lorenz möchten natürlich auch auf dem Gebiete der Wissenschaft ein Monopol für die

Digitized by Google

Deutschen allein schoffen. So sehen wir denn bei Männern dieses Geistes das altchinesische Bestreben: die Söhne andeeer Nationen von den deutschen Hochschulen auszuschließen, und wenn das nicht ganz durchführbar sein sollte, ihnen den Besuch derselben wenigstens nach Möglichkeit zu erschweren (Kollegiengelder in doppeltee Höhe und dergleichen edle Vorschläge mehr). Es kann nicht erstaunen, daß dieselbe Weisheit, welche vermeint, durch Lohmlegung der Industrie oller anderen Notionen die wirtschoftliche Weltmochtstellung zu erreichen, auch vermeint, die Wissenschaft notionol obschließen zu können. Wer inmitten des Weltverkehres steht, dem kann weder der eine noch der andere Gedanke kommen.

Durch den Böesenoerkehr, den Herzschlag des Weltverkehrs, sehen wir täglich, wie eine Störung, eine Schwäche oder Erkeankung in irgend einem Teile des wirtschoftlichen Weltkörpers sofort zurückwirkt auf das gesamte Wirtschaftsleben.

Die mächtigste Industrie Deutschlands wie Amerikas ist die Eisenindustrie. Die Aussichten für die amerikonische Eisenindustrie sind im Augendlick nicht sehr günstige. Da müßte sich die deutsche Eisenindustrie freuen, denn wenn jene erkrankt, wird doch die Weltmachtstellung der unsrigen gehoben, nicht wahr? Herr Lorenz. Der Kurszettel beweist aber das Gegenteil. Nein, Herr Lorenz: „die ganze Welt ist eine Stadt“. Die Interessen der heutigen Kulturvölker sind durch ein kompliziertes, weitverzweigtes Gewebe eng mit einander verschlungen. Thun wir einem der Glieder dieses mächtigen Wirtschoftskörpers weh, so haben wir selber darunter zu leiden. Lassen wir das lieber — wenn nicht aus Liebe so aus Egoismus.

Übrigens ist „der Kampf um den Futterplatz“ innerhalb der inländischen Konkurrenz viel schärfer, als mit der Konkurrenz des Auslondes. Die inländischen Konkurrenten kämpfen unter annähernd gleichen Konditionen miteinonder, mit demselben Produkt, denselben Waffen. Aber jedes Land hat Eezeugnisse, in denen sein Export, sei es durch klimatische Begünstigung, durch angeleente Fertigkeiten oder durch Erfahrungen, welche Generationen hindurch gesommelt worden sind oder durch sonstige Umstände besonders leistungsfähig ist. So besteht das Gros des Exports fast eines jeden Landes aus Spezialitäten, in denen andere Länder als Konkurrenten kaum in Betracht kommen. Das ist sogar bei Rohpeodukten der Fall, die in den Augen des Unkundigen anscheinend einer Qualitöt sind. Nehmen wir z. B. Zucker. Da exportiert Frankreich: Blmcs Nr. 3, Oesterreich: Granuladet, Rußland: russische Krystolle, Deutschland: houptsächlich Rohzucker. Aber viel weniger Konkurrenz mochen sich die Nationen in seineren Fabrikoten. Do dient das Fabrikat der einen Nation meist zu Zwecken, für welche dasjenige der anderen garnicht in Betracht kommt. In jedem Falle aber gilt die Behauptung des Herrn Lorenz: „Hier giebt es dann oftmals keinen Ausgleich“, die er bezüglich gleicher Exportinteressen der verschiedenen Nationen aufstellt, viel weniger von der Konkurrenz im Auslande als von derjenigen im Inlande.

Die inländischen Fabrikanten suchen durch gegenseitige Lohndrückerei sich konkurrenzfähig zu erhalten. Solchem Gegeneinanderousspielen der Arbeiter ist im Inlande nur durch eine stramme Arbeiterorganisation zu begegnen und sobold „der Kampf um den Futterplatz“ im Auslonde zu einee gegenseitigen Lohndrückerei führen sollte, wird den Arbeitern nichts anderes übrig bleiben, als sich international zu organisieren. Das ist der sicherste Weg, den Arbeitern aller Nationen einen Futterplotz zu sichern und sie gegen die Gefahr zu schützen, daß dee Weltkampf der Industrien verschiedener Nationen auf ihre Kosten geführt werde. Jedenfalls ist solche Organisation des 20. Jahrhunderts würdiger, als die Bestienmoral, die Herr Lorenz peedigt.

Ebenso wie in dem jetzt geplanten nationalen englischen Kohlenzechenverband die organisierten Arbeiter sich verpflichten sollen in derjenigen Zeche zu streiken, welche die Verkaufspreise herabsetzen will, wofür die vereinigten Zechen den Arbeitern einen Minimallohn gaeantieren, der mit der Höhe des Verkaufspreises steigt, ebenso werden die internationol vereinigten Arbeitgeber den inteenotionol organisieeten Aebeitern einen mit der Höhe des Verkaufspreises steigenden Minimollohn garantieren unter der Bedingung, doß die Arbeiter sich verpflichten, in demjenigen Betriebe und Londe zu streiken, welches die Verkoufspreise herobsetzen sollte.*) Dadurch wird der Versuchung, die Löhne zu drücken, vorgebeugt. Wer nur durch Lohndrückerei konkurrenzfähig bleiben kann, der beweist domit, daß sein Betrieb weniger leistungsfähig ist, ols diejenigen der Konkurrenz. Dos internationale Uebereinkommen zwischen international orgonisierten Arbeitgebeen und ebenso organisierten Arbeitnehmern würde also zur Folge haben, daß diejenigeu Betriebe, welche die Lohnsätze der Konkurrenz nicht bezahlen können, eingehen müssen und daß deren Produktion an diejenigen Betriebe übergeht, welche die besten Löhne zahlen können, denn ihnen würden die Arbeiter aus den geschlossenen leistungsumfähigen Betrieben zuströmen.**)

Herr Lorenz kämpft gegen die inteenationale Oeganisation und will die leistungsfähigere ausländische Konkurrenz mit Kanonen bekämpfen, während die wirtschaftliche Entwickelung offensichtig gerade auf das Gegenteil hinausläuft: Erweiterung der leistungsfähigsten Beteiebe zu Ungunsten der weniger leistungsfähigen, Zuströmen der Arbeiter nach denjenigen Betrieben, welche die besten Löhne zohlen. Herr Lorenz predigt Vernichtung der leistungsfähigeren Nationen, die Entwickelung aber das Gegenteil: Erstarkung der die höchsten Löhne zahlenden Nation. Dasjenige Land, welches die höchsten Löhne zahlt, hat auch wieder den größten Konsum, so doß nicht nur das betreffende Land, sondern alle Länder von diesem Gang der Entwickelung Vorteil haben. Das Streben des Herrn Lorenz wurzelt in der unserer Jugend anerzogenen Animosität gegen das Ausland. Der gesunde Sinn des Volkes aber sieht, daß es gerade durch internotionale Vereinigung die Verbesserung seiner Lage am sichersten erreicht. Und sehen wir diese Entwickelung nicht bereits ohne internationale Organisation der Arbeiter vor sich gehen?

Die Polen wandern im Osten Deutschlands ein. Die östliche Bevölkerung wandert nach Westen. Aus ganz Deutschland wandern Leute nach Frankreich, England, Amerika, den höhere Löhne zahlenden Ländern. Ebenso wandern die Itoliener ein in Südfronkreich. Wir leben eben im Zeitalter des Verkehrs, in welchem der Druck der ungünstigeren wirtschaftlichen Verhältnisse eines Landes sich schnell nach den Ländern mit günstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen Luft macht. „Oeient und Occident sind nicht mehr zu trennen“. Heer Lorenz wird diese Bewegung nicht aufhalten.

Herr Loeenz behauptet ferner, die Kopitalisten der einen Nation kämpften gegen diejenigen der anderen. Da nun das Intereffe der Arbeiter gebunden sei an dosjenige des nationalen Kapitols resp. der nationalen Großindustrie, so müßten die Arbeiter im eigensten Inteeeffe mit der nationalen Industrie gegen die ausländische Industrie kämpfen und die hieefür eefordertichen Kanonen, Kriegsschiffe ic. bewilligen.

Erstens ist das Interesse des Kapitals im allgemeinen international. Das hat mit der Gesinnung der Kapitalisten garnichts zu thun. Wir sehen den national jedenfalls unoerdächtigen Fürsten Hohenlohe zur Wahrnehmung seiner kapitalistischen Interessen nach Frankreich reisen, während seine Frau zu dem gleichen Zwecke nach Rußland reist. Wir sehen die Börsen aller Lönder auf einander reagieren — ein Beweis, daß die kapitolistischen Interessen der gonzen Welt gemeinsame sind. Wir sehen aber auch die Industrien der Welt sich international organisieren. Wir erinnern nur an die elektrische Industrie, die Sprengstoffindustrie, die Petroleumindustrie ic. ic. Es giebt bereits eine große Anzahl internationaler Industrieoerbände. Außerdem arbeiten in der nationalen Industrie diverser Länder Kapitalien aus aller Herren Länder.

*) Vergleiche des Verfassers: Die wirtschaftliche Entwickelung. Januar 1897 bei Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin, S. 45—46, 112 und 124—125.

**) Vergleiche des Verfassers: Die wirtschaftliche Entwickelung. Dezember 1895 bei Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin, S. 247.

Digitized by Google

In Rußland sind z. B. allein von belgischen Kapitalisten in dem kurzen Zeitraume seit Januar 1895 fast 60 Gesellschaften gegründet worden, die über 200 Millionen Mark in Kohlen- und Eisen-Industrien angelegt haben, während das englische Kapital, das in Deutschland arbeitet, nach Milliarden zählt. Es ist also weder wahr, daß sich die Kapitalisten national bekämpfen, noch ist es wahr, daß sich die Großindustrien überall national bekämpfen und daß die Entwickelung zum Großbetriebe diesen Kampf erst recht befördere. Das Gegenteil ist der Fall. Die Entwickelung der Großindustrie fördert die internationalen Kartelle und Trusts. Wäre es aber richtig, daß die Entwickelung zum Großbetriebe den Kampf zwischen den Industrien der Nationen förderte, dann müßten sich die Arbeiter erst recht international organisieren, um zu verhüten, daß dieser Kampf auf ihre Kosten geführt werde durch gegenseitige Lohndrückerei.

Der Rat, den Herr Lorenz den Arbeitern erteilt, ihre internationalen Ideen im eigenen Interesse — welches dasselbe sei, wie dasjenige ihrer nationalen Industrie — aufzugeben, ist also ein sehr schlechter. Die heutige Arbeiterschaft dürfte auch zu klug sein, um diesen Scheinargumenten zu folgen. Daß die Arbeiter ihre internationalen Ideen in der That aufgeben werden, schließt Herr Lorenz daraus, daß die Behauptung von der immer größeren Verelendung der Massen sich nicht mehr aufrecht erhalten lasse und auch von dem Gros der Arbeiter nicht mehr geglaubt werde. Daher sei auch der Marx'sche Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch" veraltet und ziehe nicht mehr. Die Arbeiter müßten also nach einem neuen Ideal suchen, und als solches empfiehlt Herr Lorenz ihnen: die nationale Industrie mit Kanonen und Schlachtschiffen als Grundlage.

Wahr ist, daß mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunge auch die Löhne gestiegen sind*), wenn auch nicht in demselben Verhältnis, wie der Unternehmergewinn.**)

Diejenigen Arbeiter, welche Beschäftigung haben, sind jetzt vielfach besser daran, als die Arbeiter vor dem wirtschaftlichen Aufschwung. Das verdanken sie in erster Linie der Wirkung früherer Streiks und der Angst der Industrie vor neuen. Da aber die Arbeitslöhne trotz ihrer Steigerung nicht Schritt gehalten haben mit den Fortschritten der Technik, so ist es den beschäftigten Arbeitern nicht möglich, durch ihren Mehrkonsum so viel Arbeiter zu beschäftigen, als die Fortschritte der Technik Arbeitskräfte entbehrlich gemacht haben***). So sehen wir denn einerseits eine Verbesserung der Lage der Arbeiter als Folge sowohl organisierten wie unorganisierten Zusammenhaltens und auf der anderen Seite eine Verschlechterung der Lage der Arbeiter durch zunehmende Arbeitslosigkeit, also zunehmende Unsicherheit der Arbeit, als Folge nicht genügender Organisation der Arbeiter. Findet die Möglichkeit der Bezahlung höherer Löhne ihre Grenze an der Konkurrenz der billigeren Arbeit der Arbeiter anderer Nationen, so ist die einzige Möglichkeit zu derjenigen Höhe des Arbeitslohnes zu gelangen, welche die Beschäftigung der durch technische Fortschritte entbehrlich gewordenen Arbeitskräfte sichert, eine stramme internationale Organisation der Arbeiter. Das hindert durchaus nicht, daß sie so national gesinnt sind, wie der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, der zur Wahrung seiner wirtschaftlichen Interessen ebenfalls internationale Beziehungen pflegt. Von der Höhe des Arbeitslohnes hängt der Konsum des Landes ab und von diesem wieder die Arbeitsgelegenheit und die Prosperität der nationalen Industrie. Die internationale Organisation der Arbeiter liegt also im wohlverstandenen nationalen Interesse.

Das moralisch Verwerfliche des Weges, auf dem nach Herrn Lorenz die deutsche Nation zur „wirtschaftlichen Weltmachtstellung" gelangen soll, haben wir nachgewiesen, das wirtschaftlich Unsinnige, die deutsche Industrie und mit ihr die deutschen Arbeiter geradezu Vernichtende dieses Weges ebenfalls — erübrigt noch zu beweisen, daß derselbe auch praktisch nicht gangbar ist.

Die Bestie duldet die Menschheit nur im Käfig eingesperrt und unschädlich gemacht. Ist Gefahr vorhanden, daß sie entspringt und über die Menschen herfällt, so fallen diese erst über sie her und schlagen sie tot. Welche Menschheit wird denn eine solche Bestiennation dulden, die beabsichtigt, die anderen Nationen wirtschaftlich zu vernichten, um von ihrem wirtschaftlichen Ruin zu leben? Welche Nation auch immer, und sei es die stärkste, solches Gelüste zeigen wird — sicherlich werden sich alle anderen Nationen auf sie stürzen und die Bestie totschlagen, und das ist ihr gutes Recht. Ist es da klug, sich den anderen Nationen als Bestie zu präsentieren?!?!

Zum Schluß noch eine Betrachtung, zu der uns das Gebahren einiger Nationalsozialen veranlaßt: „Christlich-sozial" ist kein Unsinn. Das Christentum als solches ist selbst sozialer als die menschliche Natur praktisch zuläßt, also sind christlich und sozial höchstens synonym.

„National" und „sozial" brauchen auch keine Gegensätze zu sein. Man kann sehr wohl national gesinnt sein in dem Sinne, daß man die Verpflichtung fühlt, seine beste Kraft einzusetzen für das Wohl der Nation, und kann dabei gleichzeitig höchst sozial gesinnt sein.

In dem Augenblicke aber, wo man unter „national" die Bestienmoral versteht, welche zum eigenen Wohlbehagen die anderen Nationen verspeisen möchte — in dem Augenblicke wird „national-sozial" zu einem Blödsinn.

*) Vergl. des Verfassers: Die wirtschaftliche Entwickelung. December 1895 bei Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin, S. 72—78.

**) Vergl. „Unternehmergewinn und Arbeitslohn" in der Sozialen Praxis. Nr. 29 dieses Jahrganges.

***) Markante Beispiele hiervon sind aufgeführt in des Verfassers: Die wirtschaftliche Entwickelung. Januar 1897 bei Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin, S. 99—108.

Sentimentale Religion.

Aus John Ruskins „Lectures on Art". Übersetzt von J. F.

Welche Gedanken werden nicht in uns rege, wenn wir auf dem Kontinent vor den Skulpturen und Gemälden stehen, worin jede Kunstart in jeder Kapelle, jedem Dom, an jedem Bergpfad die Leiden Christi uns vergegenwärtigt! Man bedenke die Bestrebungen, welche von den vier Künsten seit dem zwölften Jahrhundert gemacht worden sind: der Beredsamkeit, der Musik, der Malerei und der Skulptur, um den Frauenherzen die letzte Zähre des Mitleids zu erpressen, wie dies durch den bloß körperlichen Schmerz empfunden wird; denn die Kunst verweilt fast stets bei den zugefügten Wunden oder hauptsächlich beim Momente der Erschöpfung, und bei Weitem mehr als sie erhebt, erniedrigt sie das Gefühl des Schmerzes.

Dann bedenke man den Zeitaufwand und die Gemütserschütterungen, welche während der letzten sechs Jahrhunderte weichherzige und schwache Frauen vergeudeten, die sich unter dem Einflusse einer falschen Bilderwelt den längst vergangenen körperlichen Schmerz eines Wesens ausmalten, der, insofern sie wirklich glaubten, daß eine göttliche Natur ihn ertrug, darum nicht schwerer zu ertragen war als der Todesschmerz eines durch die Tortur Gestorbenen. Dann stelle man sich vor, wie viel besser es mit menschlicher Gerechtigkeit und Glückseligkeit stehen könnte, hätte man die Frauen über den tiefen Sinn der letzten Worte aufgeklärt, welche der Meister an Jene richtete, die ihm Handreichung thaten von ihrer Habe: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern beweinet euch und eure Kinder." Hätte man sie gelehrt, ihre Gedanken bei den Greuelthaten des Schlachtfeldes mitleidsvoll verweilen zu lassen und bei den langsam schleichenden Todesqualen verhungernder Kinder und bei dem zusammenbrechenden Alter und bei den unzähligen, durch jene Schlachten trostlos Zurückgelassenen; — ja, hätte man sie gelehrt, ihre Gedanken in unserer Zeit des Friedens mitleidsvoll zu lenken auf die Todesqualen der Verwahrlosten, Ungebildeten und Hilflosen, die am Grabesrand erst gewahr werden, wie sie hätten leben sollen, und auf die schlimme Pein Jener, für welche das

Leben und nicht sein Ende der Tod ist, und auf Jene, für welche die Wiege ein Fluch ist, und welche nie einen anderen Segen empfingen als die Worte, die sie nicht hören können: „Staub zu Staub.“ — Ihr, die ihr gerne schmachtend zu Seinen Füßen weinen oder an Seinem Kreuze stehen wollt — diese Armen habt Ihr allzeit unter euch! Ihn aber nicht.

Die Elenden, dem Tode Verfallenen, habt Ihr stets unter euch. Ja, aber auch die Guten und Tapferen, die um Licht und Leben ringen — auch diese bedürfen des Beistandes, wiewohl man glaubt, sie hätten nur Anderen beizustehen; auch sie begehren, daß man ihrer sich annehme, daß man ihrer gedenke. Wenn man mit diesem Leitfaden die Geschichte durchschreitet, so ergiebt es sich, daß das grenzenlose Elend der Menschheit hauptsächlich daher kommt, daß die Menschen ihre Verehrung teils unsichtbaren, keiner Hilfe bedürftigen Engeln und Heiligen, teils stolzen und bösgesinnten Menschen zuwendeten, die sie zu sehen begehren, und denen sie keine Hilfe leisten sollten. Man erwäge, wie sehr die Künste hierin dem Kultus des großen Haufens folgten. Zahllose Bilder giebt es von kleinen Höflingen. Wenige, wie außerordentlich wenige Bilder giebt es — diese jedoch stets das Werk großer Maler — von den besten Männern und ihren Thaten. Wie anders hätte sich die Geschichte Europas gestalten können, hätten sich die Völker zum Ziel gesetzt, die großen Thaten ihrer edelsten Männer zu erkennen, und die Künste danach getrachtet, diese Thaten zu ehren und der Nachwelt zu überliefern! —

Warum brauchen wir Ethik?

Von F. Staudinger in Worms.

Warum brauchen wir Sittlichkeit? Aus demselben Grunde, aus dem wir beim Denken richtiges Urteil notwendig haben. Wenn wir fehlerhaft urteilen, bekommen wir keinen richtig geordneten Gedankenzusammenhang; wenn wir aufs Geratewohl handeln, wie es uns jeweils einfällt, so kommen die verschiedenen eigenen Handlungen in ihren Folgen fortwährend in Kollision miteinander, und ebenso die eigenen mit fremden Handlungen. Wir bedürfen also einer Ordnung, nach der wir handeln müssen, um Kollisionen unmöglich zu machen, eine Technik der Lebensordnung; wir brauchen ferner, um danach handeln zu können, Einsicht in deren Forderungen an uns, d. h. eine Morallehre; und um diese Ordnung durchzuführen, ist es nötig, daß der Wille nicht bloß dieses oder jenes Menschen, sondern aller Gemeinschaftsgenossen sich der Ordnung füge. Dies freiwillige Sicheinfügen in die Ordnung nennen wir Sittlichkeit.

Wenn ein Bube nach der alten Weise die Schreinerei erlernte, dann kam er zum Meister, lernte da Hobeln, Sägen, Nichten, Leimen, Polieren ꝛc. und hatte dann schließlich die Art und die Reihenfolge der Handgriffe im Kopfe, die er anwenden mußte, um einen Tisch, eine Bettstelle, einen Schrank zu machen. Wenn er dann fleißig, eifrig hingebend an seine Arbeit war, nannte ihn der Meister einen braven Jungen. Genau so, wie der Junge dies Stück seiner Technik lernte, lernte er aber auch, wie er mit den Leuten verkehren solle, daß er ihnen nichts nehmen dürfe, daß er die Wahrheit sagen solle, daß er nicht streitsüchtig zu sein habe, daß er den Anordnungen der Obrigkeit zu gehorchen habe; daß er sparsam, nüchtern, redlich und fleißig sein müsse um weiterzukommen ꝛc. Das war auch ein schwer Stück geistiger Arbeit, eine gewisse Technik und Gewöhnung, bis der Junge das verstand und leisten konnte. Wenn es ihm dann gelungen war, sich frei und zwanglos in dieser Ordnung zu bewegen, dann nannte man ihn einen tüchtigen, ordentlichen Bürger.

Welcherart die Ordnung sowohl seines Geschäfts wie seiner allgemeineren Aufgaben war, darum brauchte sich damals allerdings niemand viel den Kopf zu zerbrechen; das war durchs Herkommen geregelt. Wenn dem jungen Schreiner einmal in seltenen Fällen in seinem Geschäfte eine technische Aufgabe entgegentrat, die er nicht bewältigen konnte, so hatte das wenig zu sagen. Gewöhnlich reichte die erworbene Kenntnis für den einigermaßen Gewürfelten aus, um auch kleine Abweichungen zu überwinden. — Und wenn er in seinem bürgerlichen Leben einmal unsicher war, ob eine bestimmte Handlung recht oder unrecht war, da hatte er ja einen Seelenberater, den Pfarrer, der es ihm sagen konnte, und der gewissermaßen damit die moralische Verantwortung übernahm. Wenn er mit gutem Willen und nach Kräften all den Aufgaben nachkam, die seine Stellung ihm gab, so war er ein solider, ein sittlicher Mensch.

Was war da seine Ethik? Nun, ich denke, die Summe dessen, was ihm als maßgebend für sein Handeln zum Bewußtsein gekommen war. Die technischen Handgriffe seines Schreinerberufes gehörten wohl nicht so ganz dazu; aber loszutrennen waren sie doch auch nicht ganz davon; denn daß er fleißig sei und sich bemühe das Beste zu leisten, gehörte doch auch zu seiner Ethik — oder besser gesagt, zu der Marallehre, der er folgen mußte.

Sittlich-technische Lebensordnung als thatsächliche Voraussetzung, Unterweisung in den daraus für den Menschen erwachsenden Aufgaben, oder Morallehre und freies, hingebendes, dieser Lehre gemäßes Wollen und Thun oder Sittlichkeit, das sind die drei notwendigen Stücke, die wir alle brauchen, gebraucht haben von jeher, und brauchen werden, solange es Menschengemeinschaften giebt.

Solange die Lebensverhältnisse gleichmäßig und einfach sind, solange der einzelne Mensch aus dem, was ihm gelehrt ist, sowie aus den Verhältnissen selber leicht entnehmen kann was er zu thun und zu lassen hat, ist kein Bedürfnis vorhanden, die Lebensordnungen, die moralischen Vorschriften und die Beweggründe des Einzelnen genauerer Untersuchung zu unterwerfen; höchstens für engere, wissenschaftliche Kreise hat das Interesse. Aber wie auch auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete das Bedürfnis zu einer besonderen Methodik allgemeiner erwacht, sobald die Aufgaben verwickelter und wechselvoller werden, sobald daher die hergebrachte Schablone nicht mehr ausreicht: so erwacht auch betreffs der Sittlichkeit, ihrer Mitteilung und Begründung ein allgemeines Bedürfnis nach tieferer Einsicht und methodischer Bearbeitung in dem Augenblicke, wo die Verhältnisse verwickelter werden. Vor allem geschieht dies dann, wenn das, was bisher fest und unveränderlich schien, die Lebensordnung selber in Fluß gerät, und nicht mehr bloß von einzelnen autoritären Gewalten und unbewußten gesellschaftlichen Kräften bestimmt wird. Jetzt reichen hier die hergebrachten Lehren ebensowenig mehr aus wie in der Technik die hergebrachten Handgriffe des Meisters. Wir bedürfen jetzt in der Technik einer Einsicht, in das „warum?“, und „woher?“, in der Ethik einer Einsicht in die Bedingungen gesellschaftlichen Lebens und in diejenigen Forderungen, die aus den gegebenen Bedingungen notwendig fließen müssen. Wir müssen wissen, wie und wodurch sich die Lebensordnungen zu wandeln vermögen, welche Gesetze in ihnen ebenso wie in dem Leben des Einzelnen wirksam sind, und welchen Einfluß gegebene Ordnungen auf die sittliche Anschauung und den Willen verschiedener Völker und Volksschichten haben. Erst in dem Maße, als wir solche Einsicht besitzen, können wir es auch wagen, für uns selber wie für Andere Richtlinien zu entwerfen, nach denen wir unser Leben und Thun richtig zu ordnen hoffen dürfen.

Darum brauchen wir nicht mehr bloß eine Morallehre, die uns vorschriebe, was wir zu thun haben unter jeweils gegebenen Umständen. Nein, wir brauchen eine Einsicht in die beiden Bestandstücke, aus denen sich eine Morallehre erst ergiebt, in die objektiven Ordnungen des Lebens und in die subjektiven Bedingungen sittlicher Willensbestimmung. Das heißt, wir brauchen eine Ethik als Wissenschaft.

Nationalökonomische Ideen.

Von Dr. Louis Katzenstein.

I.

Die Ordnung und die Art, wie sich der Mensch sein Leben einrichtet, ist maßgebend für die gedeihliche Entwickelung seines inneren und äußeren Lebens.

Digitized by Google

Die Ökonomie bedeutet das Haushatten und das Maßhalten mit den Mitteln, welche die Natur und die Gesellschoft dem Menschen verliehen haben. Sie sind sein, daß er sie zum Heil und zum Segen der Menschheit verwalte; daß er und alle das Maximum des potenziellen Wertes, der in den Dingen liegt, rentisieren. Achtet er aber nicht der Ökanamie im wirtschaftlichen und sittlichen Leben, so ist er ein Zerstörer von Werten, die unersetzlich sind, so ruht auf ihm die Verantwortung und der Fluch für die Armut, das Elend und die Schuld der Menschheit. Seine Pflicht aber ist es, soweit es an ihm liegt, die Welt reicher und nicht ärmer, sie besser und nicht schlechter, sie herrlicher und nicht trostloser zu machen.

Die Oekonomien des sittlichen und des wirtschaftlichen Lebens bedingen einander; denn die wirtschaftliche Oekonomie kann nicht ohne die sittliche und diese nicht ohne jene bestehen. Die Mißachtung der sittlichen Oekonomie zerstört die beste Kraft im Menschen, die ihn vor allem zum produzieren und konsumieren befähigt, und sie bernubt ihn seiner Entwickelungsfähigkeit.

Die wirtschaftliche Oekonomie euht auf der Unantastbarkeit und Heiligkeit der Persönlichkeit des Menschen, auf seiner sittlichen Energie und Hilfsbereitschaft im Dienste der Gesellschaft, auf seiner Glaubwürdigkeit, Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, auf seinem Streben nach ethischer und ästhetischer Vallendung.

Die Oekonomie ist vor allem ein sittlicher Begriff, der auf das wirtschaftliche Leben übertragen wird, und der seine Wurzeln in der Natur des Menschen hat. Er läßt sich physiologisch und psychalagisch nachweisen. In der Natur der Organe des Menschen liegt die Oekanomie seines Wesens. Achtet er nicht das Gesetz dieser Natur, so beschleunigt er sein Verderben.

Da die Wirtschaft aber ein Teil des menschlichen Wesens ist, so gitt auch für sie die Oekanamie seiner Natur. Diese besteht in der Ordnung, Regelmäßigkeit und Beständigkeit aller Thätigkeit, in der Zweckmäßigkeit seines Strebens, in der Entwickelung seiner Fähigkeiten und in der Ausgestaltung und Erweiterung seines inneren und äußeren Seins.

Der wirtschoftliche Betrieb gleicht einem Uhrwerk, wa ein Rad in das andere greift. Die teifeste Störung in dem kleinsten Teite dieses Werkes führt zum Stillstand seines Betriebes. Da erscheint die Größe der Verantwortung, welche der Einzelne, der ein Teil dieses Betriebes ist, zu tragen hat. Diese Größe steigt und fällt im umgekehrten Verhältnis zur Ersetzbarkeit seiner Thätigkeit im Betriebe; im direkten Verhältnis zu dem Nutzen und dee Wertung derselben. Die Elemente dieser Ordnung sind Regetmäßigkeit und Beständigkeit der Thätigkeit. Da die Persönlichkeit des Praduzenten immer ein Element der Unregetmäßigkeit und der Unbeständigkeit enthält, so sucht der maderne Betrieb aus dem primitiven Instinkt der Setbsterhaltung dieses Element soweit wie möglich zu eliminieren; daher oermehrt dee Graßbetrieb, die höchste Potenz der modernen Betriebsardnung, das stehende Kapital und bevarzugt die Organisationsform der Aktiengesellschaft.

In einer Ordnung, in welcher die eine Thätigkeit als die Voraussetzung der anderen erscheint, in wetcher alle Arten diesee Thätigkeit als eine kontinuiertiche Reihe erscheinen, in welcher eine Hand in die andere arbeitet, hat ein unzweckmäßiges oder zwecklases Thun keinen Platz. Die Thätigkeit, welche den nächsten Zweck im Auge hat und ihm am vollkammensten zu genügen sucht, erfüllt am besten die Fordeerung der wirtschaftlichen Ökonomie. Da eine Stufenteiter oau dem niedrigsten zum höchsten Zweck führt, so arbeitet jeder, wo er auch stehe, als notwendiges Gtied für die höchsten Zwecke der menschlichen Wirtschaft.

Der Entwickelung der Fahigkeiten entspricht in der Wirtschaft die Entwickelung der Kapitalisationskraft. Diese ist füe die Wirtschaft und die Kultur im allgemeinen von allerhöchster Bedeulung, und ihre Wurzetn liegen tief in der Natur des Menschen. Altes höhere und geistige Leben beruht auf der Virtuosität der Bewegung. Sobald die Bewegung irgend eines Organes durch lange regetmäßige und beständige Uebung den Grad der Virtuosität erreicht hat, so dnß sie unwillkürlich, ohne Anstrengung des Bewußtseins geschieht, wird der Geist frei, diese Bewegung mit seinem höheren Sein zu erfüllen.

Van den ersten unbeholfenen Handgriffen des Anfängers bis zur vallendetsten Kunstleistung des Meisters führt eine Entwicklungsreihe, die uns zeigt, wie der Mensch durch ständige, regelmäßige Uebung in dem Gebrauche bestimmter Organe den Grad der Virtuosität eereicht. Je höher er in dieser Entwicklungsreihe steigt, je unwillkürlicher die Bewegungen werden, desta mehr bethätigt sich seine Kapitalisationskraft. In der Aneignung und Entwicklung von Fähigkeiten erlangt der Mensch ein Kapital, aus dessen Ertrage er die Kosten seines Lebens bestreitet und das Leben seiner Mitmenschen bereichert. Die Mägtichkeit der Kapitalisation ist die Voraussetzung jedes Fortschritts, ohne sie findet der Mensch in seiner Arbeit keine Befriedigung, ahne sie hat sein Wohlbefinden keine sichere Grundlage und bietet ihm die Zukonft und das arbeitsunfähige Alter eine trostlose Aussicht. Er muß empfinden, wie mit jeder Uebung, mit jeder Arbeit seine Kräfte wachsen, seine Fähigkeiten sich entwickeln und der Ertrag seiner Thätigkeit zunimmt.

Wird dem Arbeiter nicht gestattet, seine Kapitalisationskraft zu bethätigen oder die Früchte seiner Kapitalisation zu ernten, so schleicht sich die Unzufriedenheit in sein Herz, die als soziale Frage den Bestand der Gesellschaft bedroht.

Die gnnze Geschichte der Civilisation ist ein Kapitalisationsprozeß; denn von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sich ein steigendes Kapital an Fähigkeiten, Erkenntnissen, Erfindungen, an Instrumenten, Institutionen, an allertei Kulturerrungenschaften, wodurch das erbende Geschlecht zu immer höheren und vollkammeneren Leistungen ausgerüstet wird.

So tiegt in der Kapitalisationskraft das Gesetz jeder menschlichen Entwicktung begründet.

In der Wirtschaft kommt es vor allem darauf on, daß jedem die Gelegenheit gegeben wird, seine Kapitalisationskraft zum höchsten Ausdruck zu bringen und uneingeschränkt zu bethätigen; denn darauf beruht die steigende Ertragsfähigkeit der Wirtschaft, ohne die eine wachsende Bevölkerung nicht leben kann. Die Entwicklung dee menschtichen Persönlichkeit ist dahee für die Wirtschaft wie für alle anderen Gebiete des Cutturtebens von grundlegender Bedeutung.

In der Werttehre z. B., hat man nie genügend beachtet, wie sehr die Persönlichkeit des Consumenten die Höhe des Wertes bestimmt.

Jedes Gut kommt mit einem potenziellen Wert zur Welt, sein aktueller Wert in der Volkswirtschaft wird ihm aber erst durch die Consumtion verliehen. Güter, die aus irgend wetchem Grunde nicht consumiert werden, haben für die Valkswirtschaft überhaupt keinen oktuellen Wert. In wie weit der aktuelle dem potenziellen Werte nahe kommt, hängt von der Persönlichkeit des Cansumenten ab.

Der Zweck aller Dinge ist benutzt zu werden. Hat der Mensch die Fähigkeit, den höchsten Nutzen aus den Dingen zu ziehen, so haben sie ihren hächsten Zweck erfüllt und den höchsten Wertausdruck für die Volkswirtschaft erreicht. Es ist die Kraft der Werterschöpfung, die in den einzetnen Individuen ruht, welche schtießlich den Reichtum der Volkswirtschaft bestimmt.

Da die Güter einen Teit des individuellen und sozialen Lebens ausmachen, mit dem das Waht und Wehe der Menschen aufs innigste zusammenhängt, haben wir Pflichten gegen die Güter, weil wir Pflichten gegen uns und andere haben. Die Dinge empfangen willenlos ihr Geschick van unserer Hand. Sie können durch den Zweck, den wir ihnen in der Conjumtian erteilen, uns und anderen zum Heit oder zum Verderben gereichen. Durch die Art der Consumtion übernehmen wir für nuseeen Teit die Verantwortung für die Wahlfahrt dee gesnmten Volkswirtschaft. Dauoch ist die Verfügungsgetaalt, die der Einzelne über sein Privatvermögen besitzt, durch ethische Narmen sehr eingeengt, denn er darf sich nur als Verwalter desselben im Interesse einer höheren Gemeinschaft betrachten.

Schutz des Vaterlands.

Die reichen Hafbauern nm Gemskapf hatten im Rat der Gemeinde Dirlingen fast unbeschränkten Einfluß. Da konnten sie es denn stets wieder durchsetzen, daß dee Weg, der vam Dorfe durch ihre Besitzungen ins Thal führte, immer neu hergestellt wurde, abwohl er durch Hochmaare und an Felshängen gefährlich herführte, den Lawinen ausgesetzt waa und erstaunlich viet kastete. Aber sie durften von jedem Wagen, der durch ihr Gebiet ging, ein Wegegeld erheben. Die Gemeinde hatte den ihr so unnützlichen Weg zu erhalten; und etwas weiter unten hätte sie doch einen gonz bequemen, gefahrlosen Weg mit kaum der Hälfte der Kosten bauen und unterhalten können.

Das ging so eine Weile; ober dos Murren begann und ward immee größer: Man stellte in der Gemeinde den Antrag: schlechterdings keinen Pfennig mehr füe den atten Weg zu oerwilligen. Darüber erhub sich natürlich bei den Hofbauern und ihrem Anhang großer Zorn: Ihr wollt die Gemeinde abiperren, ins Verderben stürzen? riefen sie. Wie dann, wenn ihr gaenicht mehr ous diesem Lache herauskänntet? — Und ein kluger Maun, der sonst dem neuen Wege günstig war, der Pfarrbauer meinte: das ist ganz richtig! Wie müssen den aberen Weg unterhalten,

weil wir sonst alle in Schaden kommen; aber wir wollen alles daran setzen, um den unteren Weg zu bekommen. Das war vielen einleuchtend, und sie nickten zustimmend. Aber der rote Peter, der den Hofbauern ein Darn im Auge war, sagte: Glaubt ihr, daß wir je den besseren Weg bekammen, wenn wir den Herren vom Gemskopf immer wieder die Mittel geben, den alten herzustellen? Da hilft's halt nicht! Wir dürfen für den alten Weg nichts mehr geben, keinen Groschen mehr; wenigstens solange nicht, bis der neue unwiderruflich beschlossen ist. Dann müssen sie wollen, und den neuen Weg bauen; denn sie brauchen einen Weg ebensonötig als wir. Wer's also ernst meint mit dem neuen Weg und nicht Faxen treiben will, der sagt „nein!" Das schlug endlich durch, und alle Forderungen für den alten Weg wurden verworfen. Die Hofbauern drohten und chikanierten noch eine Weile, sie ließen sogar den alten Weg noch ein paarmal auf ihre Kosten reparieren, und wußten auf Umwegen noch etwas dafür zu erhalten; aber als die Gemeinde fest blieb, mußten sie endlich nachgeben: der neue Weg wurde gebaut; und alle fühlten sich wohler dabei.

In Nr. 108 der „Zeit", meint Her Naumann, solange man den Schutz des Vaterlandes den rechtsstehenden Parteien überlasse, behielten diese die Klinke der Gesetzgebung. Denn dadurch würde die Regierung zu konservativer Politik genötigt. Möchte der vortreffliche Volksmann doch einmal obiges Geschichtchen bedenken. Sadi.

Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft.

Vortrag, gehalten auf der Konferenz zwischen Gewerkschaftern und Genossenschaftern zu Tynemouth am 15. August 1892.

Von Beatrice Potter (Mrs. Sidney Webb). Autorisierte Übersetzung von Adele Gerhard.

Fragt mich ein einsichtsvoller Fremder, was in Nordumberland und Durham vor allem von Interesse ist, so vergesse ich meist die römische Mauer, oft sogar die herrliche Aussicht von der Durhamer Domkirche. Was mir am bedeutsamsten in der Gegend um den Tyne im Jahre 1892 erscheint, ist, daß nicht weniger denn 153 Genossenschaftsvereine im nördlichen Teile bestehen und daß 470 Gewerkschaften zwischen Blyth und Middlesbrough gedeihen. Kein anderer Teil der Welt kann eine so starke Entwickelung der beiden Hauptformen der industriellen Demokratie aufweisen. Es ist daher sehr am Platze, auf dieser Tynemouther Konferenz die Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften einer Betrachtung zu unterziehen.

Ueberflüssig wäre es, hier noch einmal den oft gegebenen Bericht über die erstaunliche Ausdehnung der Genossenschaftsbewegung zu wiederholen. Sie Alle wissen von der Million der Mitglieder, von den 12 Millionen Kapital, von den 40 Millionen jährlichen Umsatzes und endlich — aber durchaus nicht am wenigsten — von den 3 Millionen jährlicher „Dividende". Auch über den Fortschritt der Gewerkschaften brauche ich mich nicht weitläufig auszulassen. Die Zeit ist vorüber, da es als ein Verbrechen galt, einer Verbindung der Arbeiterklasse anzugehören, und da die Gewerkschaftssekretäre heimlich, zu nächtlicher Stunde, in einer Ecke des Feldes die Beiträge empfingen. Die Gewerkschaftsbewegung hat nicht weniger ruhmreiche Siege als die Genossenschaften gehabt, und sie zählt heute 1 bis 2 Millionen Mitglieder, die ebenso leidenschaftlich an die Vorteile ihrer eigenen Organisation glauben wie die Million Genossenschafter an die der ihren. Worin besteht nun die Beziehung zwischen diesen beiden großen Bewegungen der Arbeiterklasse?

Zunächst müssen wir uns nun darüber erklären, ob wir überhaupt in den Gewerkschaften einen Nutzen erblicken. Vielleicht muß ich rechtfertigen, daß ich eine solche Frage vor Zuhörern aufwerfe, von denen ein großer Teil überzeugte Gewerkschafter sind. Aber es geschieht, weil ich den Verdacht habe, daß einige feurige Apostel der Genossenschaftsidee nach den Glauben hegen, daß die Gewerkschaften in der That überflüssig sind und daß der Arbeiter besser daran wäre, wenn er alle Versuche gewerkschaftlicher Organisation aufgäbe und sich mit den Vorteilen begnügte, die ihm die Genossenschaft darböte. Ich weiß nicht, ob gegenwärtig diese Meinung jemals deutlich ausgesprochen wurde. Aber wenn sie auch nicht ausdrücklich dargelegt ward, so besteht doch diese Ansicht über die Gewerkschaften noch, und sie hindert, fürchte ich, zuweilen jenes herzliche Zusammenarbeiten der beiden Bewegungen, welches wesentlich für ihr Gedeihen ist. Es ist Zeit daß alle einsichtsvollen Genossenschafter sich deutlich vergegenwärtigen, wie nicht allein heute starke Gewerkschaften durchaus notwendig für das Wahlergehen des Arbeiters sind, sondern wie auch keine mögliche Ausdehnung der genossenschaftlichen oder sogar der sozialistischen Bewegung die Gewerkschaften entbehrlich machen kann.

Ich stehe hier einer Schwierigkeit gegenüber. In der Genossenschaftsbewegung bestehen, wie Sie wissen, zwei verschiedene Formen der genossenschaftlichen Industrie. Auf der einen Seite haben wir die Verbindung von Konsumenten, wie die Kornmühlen, die Konsumläden, und die Großhandelsgenossenschaften, die zusammen über 95 pCt. des genossenschaftlichen Handels des Landes verfügen. Auf der andern Seite haben wir einige wenige Vereinigungen nicht von Konsumenten, sondern von Produzenten, wie die Vereinigung der Eagle Brand Schuhmacher in Leicester oder der Pantoffelmacher in Newcastle. Das Ideal der Verbindung von Konsumenten ist das des genossenschaftlichen oder sozialistischen Staates — die Leitung der Industrie durch besoldete Beamte zum Nutzen der Gesamtheit. Das Ideal der wetteifernden Form der industriellen Genossenschaft besteht in Gruppen sich selbst regierender Arbeiter, denen sowohl das Werkzeug wie das Produkt ihrer Arbeit gehört und die auf den Weltmärkten sich mit um Gewinn bewerben. Diese Ideale erscheinen mir einander widerstreitend und sich gegenseitig ausschließend. Doch wie immer dies sein möge, sie bieten sicherlich getrennte Probleme dar und sind in ihren Schranken und in ihren Vorzügen ebenso verschieden wie in ihren Endzwecken. Wir müssen daher gesondert die Beziehung der Gewerkvereine zunächst zu der sich selbst regierenden Werkstatt und dann zu dem Konsumverein betrachten.

Setzen wir zum Beispiel einmal den Fall, daß die Genossenschaftskornmühlen im Norden Englands nicht von Verbindungen von Konsumenten besessen und geleitet würden, sondern von den Arbeitern, die jetzt in ihnen angestellt sind. Es ist klar, daß alsdann kein Raum für die gegenwärtige Müllergewerkschaft wäre und daß Streiks gegen die Prinzipale undekannt wären. Aber würde durch diese soziale Revolution der industrielle Friede erreicht sein? Unsere sich selbst regierenden Kornmühlen würden unvermeidlich gezwungen sein, einen von zwei Wegen einzuschlagen. Im ersten Falle würden die Arbeiter jeder Mühle ihre volle Unabhängigkeit von den andern bewahren und sie würden alle um den Gebrauch der Gesamtheit sich bewerben. Diesen Weg haben in der That die schon bestehenden Verbindungen von Produzenten verfolgt. Doch unglücklicherweise führt dieser uneingeschränkte Wettbewerb in schlechten Zeiten unabweislich zur Verlängerung der Arbeitsstunden der vereinten Produzenten und zur Herabsetzung ihres Lohnes. Der Gewinn hört in jedem Falle zeitweilig auf, und nun muß länger und für weniger als früher gearbeitet werden, um thatsächlichen Verlust zu vermeiden und nicht das ganze Kapital verschwinden zu sehen. Eben dieser niederwärts bewegenden Tendenz zu begegnen und darauf zu bestehen, daß der Verlust von dem kapitalistischen Unternehmer getragen wird, ist heute das Amt der Gewerkschaft. Gegenwärtig wird das beständige Drängen der Kunden nach niedrigeren Preisen, dem die miteinander konkurrierenden Kapitalisten nicht widerstehen können, bis zu einem gewissen Grade durch den Damm des gewerkschaftlichen Lohntarifs beschränkt. Wäre dieser nicht vorhanden, so würden sich die Arbeiter-Kapitalisten in schlechten Zeiten dazu gedrängt sehen, ihre eigene Lebenshaltung ins Unbegrenzte zu erniedrigen, um das von ihnen angehäufte Kapital unangetastet zu erhalten.

Wir würden in der That in vergrößertem Umfange das Schauspiel dessen haben, was wir heute als „Schweißtreiber-System" bezeichnen, dessen charakteristischer Zug eben dieser regellose Kampf zwischen kleinen Meistern ist oder zwischen einzelnen Arbeitern, denen die Produktionswerkzeuge gehören und die mit einander wetteifern, um einen dürftigen Lebensunterhalt zu erringen. Es ist überflüssig, Sie daran zu erinnern, daß während des letzten halben Jahres die Arbeiter in der Dunstoner Kornmühle nicht einmal den zur Existenz notwendigen Lohn erhalten haben würden und daß sie, um das ihnen gehörende Kapital zu sichern, ihr Kernmehl von Thür zu Thür zu mörderischen Preisen hätten ausrufen müssen.

Aber andererseits könnten die sich selbst regierenden Werkstätten, wenn sie jemals die typische Form der genossenschaftlichen Industrie würden, weise genug sein, um diesen unglücklichen Wettbewerb zu vermeiden, indem sie eine Lehre von dem amerikanischen Kapitalisten annähmen. Wir könnten thatsächlich einen „Ring" von Mehlproduzenten gegen die Kundschaft haben. Vor einigen Jahren war wirklich ein Versuch vorhanden, im Norden

Digitized by Google

von England ein Mehlsyndikat zu bilden, welches durch den entschlossenen Widerstand der Mühlen, die im Besitz von Konsumentenorganisationen waren, durchbrochen wurde. Wären diese Mühlen in Besitz und unter Leitung der in ihnen beschäftigten Arbeiter gewesen, so hätten sie sich taxirt, um das Mißliche einer ungehemmten Konkurrenz zu vermeiden, jenem Versuch angeschlossen. An Stelle des Schauspiels des Schweißtreiber-Systems würden wir einen gewaltigen „Ring" oder eine „Vereinigung" kapitalistischer Arbeiter vor uns haben, die sich verbunden hätten, um die Preise gegen ihre Kunden aufrecht zu erhalten. Die Gewerkschaft der Müller mit ihrem bescheidenen und berechtigten Ziel, die Lebenshaltung ihrer Mitglieder nicht herabdrücken zu lassen, wäre in der That beseitigt. Aber an ihrer Stelle wäre eine Vereinigung von Monopolisten geschaffen, die das Gemeinwesen für ihren eigenen privaten Gewinn ausbeuteten. Der industrielle Zwiespalt wäre durch industrielle Unterdrückung ersetzt worden.

Aber in der That kämpfen wir gegen einen Schatten, wenn wir bestreiten, daß die sich selbst regierenden Werkstätten das Vorgehen der Gewerkschaft ersetzen können. Es ist offenbar, daß, wenn den 112 Arbeitern der Dunstoner Kornmühle die 10000 Lstr. Kapital, die in jenen Versuch verwickelt waren, gehörten, diese einfach eine Genossenschaft kleiner Kapitalisten wären, die sofort Nichtmitglieder als einfache Lohnarbeiter anstellen würden. Wo auch immer wir heutzutage die „sich selbst regierende Werkstätte" von Erfolg begleitet finden, zeigt eine genaue Untersuchung, daß die „Selbstregierung" der Arbeiter eine Täuschung ist und daß die Genossenschaft zu größerem oder geringerem Teile aus kapitalistischen Mitgliedern, die nicht Arbeiter sind, besteht und aus Lohnarbeitern, die nicht Mitglieder sind. Ferner ist es bezeichnend, daß die zerstreuten und unvollkommenen Versuche, das Ideal sich selbst beschäftigender Gruppen von Arbeitern zu verwirklichen, sich alle in Industriezweigen finden, die noch nicht durch ausgedehnte Anwendung von Maschinen und durch den Betrieb des Geschäftes in größerem Umfang umgewandelt sind.

Kurz, die industrielle Umwälzung, die im Begriff ist, sich schnell auf alle Industrien auszubreiten, hat es praktisch unmöglich für den Arbeiter gemacht, die Produktionswerkzeuge zu besitzen, ohne selbst ein Kapitalist zu werden, der fähig ist, unabhängig von seiner eigenen Arbeit zu leben. Das Ideal der Genossenschaft von Produzenten gehört im wesentlichen einer Zeit an, wo die Industrie durch Handarbeit in Hausbetrieben vor sich ging. Es ist überflüssig, den möglichen erzieherischen Nutzen der sich selbst regierenden Werkstatt in Zweifel zu ziehen. Dampf und Maschinerie haben sie gewiß so vernichtet, wie sie den Handweber beseitigt haben. (Fortsetzung folgt.)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschienen:

Was lehrte Jesus?

Zwei Ur-Evangelien.

Von

Wolfgang Kirchbach.

16 Bogen gr. Oktav. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Transvaal.

Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart

von

Gregor Samarow.

2 Bände. Geheftet 7 Mark, in einem Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Kritische Grundlegung der Ethik

als positiver Wissenschaft

von

Dr. med. Wilhelm Stern,

pract. Arzt in Berlin.

476 Seiten gr. 8°. Preis 7,20 Mark.

Das Leben der Seele

in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor **Dr. M. Lazarus.**

Dritte Auflage.

In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ethische Schriften

aus dem

Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autoris. Uebers. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen v. W. Foerster. 4 M. geb. 5 M.

Geistesfreiheit und Gesittung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Anfänge einer neuen sozialen Ordnung. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lüge. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Erneuerung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur gesammelt und hrsg. von Dr. Paul v. Gizycki. 7,50 M., in Halbfranzband 10 M.

Wen leigt und leidet den Soldaten im Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz. Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und dargestellt von Georg und Lily von Gizycki. 3. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. u. Aquarell. v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Gulrühl in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

Der Kampf um Arbeit. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lebensansicht. Von William Mackinlire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Frauen. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Gericht. I. Nietzsche-Narren. II. Wölfe in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Apriorische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschr. für sozial-ethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 5. Juni 1897. | Nr. 23.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Ungetaufte Seelen. — Großdeutschland. — Das ewige Gericht. Von Peter Rosegger. — Nationalökonomische Ideen. Von Louis Katzenstein. II. — Unbewußte Triebkräfte und bewußte Beweggründe. Von F. Staudinger. — Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft. Von Beatrice Potter, übersetzt von Adele Gerhard. — Streiflichter: Bemerkungen zur neuesten preußischen Reaktion.

Ungetaufte Seelen.

Im Mittelalter glaubte man, daß jedes Kind der ewigen Verdammnis verfallen sei, das ungetauft dahinsterbe. Es liegt etwas Erhabenes in der Gewissensangst der Mütter, die ein solches Schicksal mit allen Mitteln von ihren Neugeborenen abzuwenden suchten. Und es liegt eine tiefe symbolische Mahnung in diesem alten Aberglauben. Ungetaufte Seelen — das sind Seelen, denen nie die Weihe des Menschentums zu Teil wurde, die im Staube dahinvegetierten und niemals erhellt und gerührt wurden von dem, was uns Andern das Leben reich und heilig macht. Sie sind der ewigen Verdammnis geweiht — sie liegen tot im Erdenschacht wie die Wälder der Urzeit, sie wirken nicht mit in der ewigen Lebenskette des geistigen und sittlichen Werdens der Menschheit. Wann wird in uns die Gewissensangst um die ungetauften Seelen lebendig werden? Wann werden wir fühlen, daß über unser eigenes Geschick nicht die volle Gnade des frohen Gewissens kommen kann, solange wir wissen, daß so viele Seelen zu keiner Liebe und Hoffnung und keiner Gedankenfreude erwachen, weil im Reiche der schwersten Arbeit keine Zeit ist, die Kinder in Menschlichkeit zu taufen?

Wer heute die ohnmächtigen und kleinlichen Veranstaltungen beobachtet, mit der die Mächte der Finsternis in Deutschland das Heranbrechen eines neuen Menschheitstages zu verzögern suchen, der wird nur zu leicht versucht, sich zu sagen: „Was soll ich mitkämpfen und mir das Leben verbittern in diesem erbärmlichen Getümmel, weiß ich doch, daß all das Mühen der Lichtscheuen umsonst ist, und daß die Nebel nur kurze Zeit das Sonenlicht verdüstern können, das dann um so leuchtender über die Erde strahlen wird." Dürfen wir so reden? Darf uns der feste Glaube an den endlichen Sieg der Menschlichkeit mit träger Geduld erfüllen und statt des heiligen Eifers nur ein siegesgewisses Lächeln auf unseren Mienen zeichnen? Nein — wir dürfen nie vergessen, daß der Fortschritt, der da kommen soll, doch nur das Ergebnis eines weiteren Pflichtgefühls und einer ungestümeren Teilnahme in unseren eigenen Seelen ist, und daß unseren Wünschen nur dann Verwirklichung beschieden ist, wenn sie gestaltende Mächte unseres persönlichen Lebens geworden sind. Wenn wir stumm und stumpf werden, woher soll dann unsern Kindern und Enkeln der Zorn der freien Rede und die Glut der Menschenliebe kommen? Vergessen wir doch nicht, daß wir es leicht haben, noch ein Jahrzehnt die dunkle Wolke zu ertragen, denn „wir dürfen früh des ew'gen Lichts genießen, das spät sich erst zum Thal herniederwendet" — aber haben die tausend müden und abgehärmten Gestalten dort unten auch Zeit zum Warten? Wieviel Seelen sollen noch ungetauft ins Nichts hinübergehen? Gewiß ist es von irgend einem erhabenen Standpunkte jenseits dieser Welt des Menschenleides ganz gleich, ob bis zum endlichen Tagesanbruche des Erbarmens noch einige Tausend dienende Menschen ins Grab sinken, ohne herzlichere Töne vernommen zu haben, als Tag für Tag das eintönige Lied surrender Spindeln, schnaubender Dampfhammer, rasselnder Nähmaschinen — und von solchem Standpunkt ist es auch ganz gleich, ob noch einige Tausend herrschende Menschen vom Leben scheiden, ohne jemals lebendig gewesen zu sein, freudlos unter den Klängen der Freude, ohne jede Ahnung von dem, was der Dichter den Frieden Gottes nennt — aber innerhalb der Welt der Gewissen wird doch jeder von uns von seiner inneren Stimme gerichtet oder gerettet werden durch die Antwort, die er auf die Frage geben kann: Wie hast du dich abgefunden mit dem Hunger und der Seelenöde derer, die für dich Brot gebacken, Kleidung gewirkt, dein Haus gebaut, dein Lebensgerät gefertigt, deine Kohle gegraben und deinen Luxus mit armen Händen hervorgebracht haben? Wenn du dir diese Frage stellst, dann verschwindet deine erhabene Gleichgiltigkeit gegenüber dem Stillstande und dem Rückschritt der Kultur, dann packt dich heilige Verzweiflung, als müßtest du dem Tode in den Arm fallen, der täglich aus dem Schattenreich des Elends so viele ins Schattenreich des ewigen Schlafes geleitet, als müßtest du rufen: Halt ein, Grausamer, halt ein, gieb noch eine kurze Frist, bis ich in diesen Seelen noch einen Schimmer von Freude, noch einen Aufschrei persönlichen Lebens geweckt — der Tod aber schwebt starr vorüber mit seinen ungetauften Seelen und sendet sie dir als Gespenster zurück, Gespenster, die erst weichen, wenn du ehrfürchtig das große Gesetz des menschlichen Lebens in deinen Willen aufgenommen hast und begreifest, daß alles Elend und alle Entbehrung in der Welt hineingewirkt ist in alles, was dein Leben reich und froh macht, und daß du darum unter deinen lebendigen Brüdern und Schwestern viel, viel Thränen in Seligkeit verwandeln mußt, ehe du dein Teil dazu gethan hast, daß Dankbarkeit und Erbarmen endlich in ewigem Kreislauf durch alle Adern der Menschengemeinschaft gehen.

Erdrückend groß scheint dir die Aufgabe? Gewiß — aber auch so groß, daß dein eigenes Leid, das verzärtelte, ganz darin versinkt und verwandelt wird in Kraft der Liebe und Hilfe — in Freude. F.

Großdeutschland.

Als Karl Jentsch seiner Zeit das Buch „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" veröffentlichte, lasen wir es mit freudigem Erstaunen darüber, daß der Mann sich ein so treffliches soziales Verständnis angeeignet hatte; denn das fand sich damals noch selten in Bürgerkreisen. Aber am Schlusse

Digitized by Google

erstaunten wir noch mehr über die wunderliche Schrulle, daß wir uns nach Osten ausdehnen, Rußland bekriegen und uns von ihm Ackerbauland erobern sollten. Gegen diese Schrulle Front zu machen, lag kein Anlaß vor; denn es schien nur ein Einfall, den doch kein Verständiger ernst nimmt.

Das scheint aber anders geworden zu sein. Herr Jentsch hat nunmehr seine Anschauungen in einer Reihe von Zeitschriften vertreten können. Die nationalsoziale „Zeit" sogar hat ihm seiner Zeit breiten Raum für die Vertretung seiner Eroberungspolitik eingeräumt, gegen die bisher nur sehr zahmer Widerstand in diesem Blatte geleistet wurde. Nun meint er in einem Artikel „Großdeutschland", der in Schrempfs „Wahrheit" Nr. 85 erschienen ist, endlich scheine sich auch in den maßgebenden Kreisen die Erkenntnis Bahn zu schaffen, daß das deutsche Volk verkümmern muß, wenn ihm nicht ein seiner Geisteskraft und wachsenden Kopfzahl entsprechender Spielraum verschafft werde. Um diesen Spielraum zu schaffen, empfiehlt er da wieder sein Steckenpferd: „Die Erwerbung von Kolonien in Kleinasien und Syrien mit dem Hintergedanken, (prächtig!) nördlich über das schwarze Meer überzugreifen, das russische Zarentum entweder von innen aufzulösen oder in einem Kriege zu zertrümmern, die von unserem Volkskörper grausam amputierten deutschen Provinzen Oesterreichs wieder uns zu verbinden, so dem deutschen Volke die Herrschaft über ganz Mittel- und Osteuropa und Kleinasien zu sichern ꝛc. ꝛc." Die ausschweifendste Phantasie eines Utopisten, der noch in diesem Jahrhundert den großen Kladderadatsch des Kapitalismus erwartet, um dann in ein paar Jährlein die Welt zu expropriieren und zu sozialisieren, ist Weisheit gegen diese Ausgeburt hyperpatriotischer Phantasie.

Und doch, ein Körnlein richtigen Empfindens liegt darin; leider eines Empfindens, das um ein halbes Jahrhundert oder mehr zu früh oder zu spät kommt. Denn bedauerlich ist allerdings für unsere nationale Entwickelung die immer mehr fortschreitende Auflösung Österreichs, seitdem das nationale Band zwischen ihm und uns zerrissen ist; bedauerlich ist unsere Ohnmacht gegenüber Rußland, dem wir in Japan wie in Kreta die Kastanien aus dem Feuer holen helfen; bedauerlich ist, daß wir uns mit dem Kulturvolk im Westen verfeinden mußten, Arm in Arm mit dem wir den russischen Despotismus verlachen könnten. Das könnte alles anders sein, wenn (ja, wenn!) wir eben z. B. in dem Jahre 1848, sogar auch noch, wenn wir im Anfange der sechziger Jahre ein entwickelteres, selbständigeres und selbstbewußteres, seiner Ziele gewisseres Bürgertum gehabt hätten, das materiell wie intellektuell und moralisch besser im stande gewesen wäre, dem Feudalismus und dem metternichschen und bismarckschen Absolutismus erfolgreich die Zähne zu weisen, und sich eine Stellung im Staate zu erobern, wie sie etwa das englische Bürgertum hat. Dann wäre Österreich nicht abgetrennt worden, wir hätten vielleicht ohne Nationalitätenhader die Böhmen und sonstigen Slaven Österreichs gewonnen, und vor allem in den verwandten Ländern, wie der Schweiz und Holland moralische Eroberungen gemacht, während wir jetzt dort zwar nicht gerade Haß, aber leider das Gegenteil von Hochachtung erworben haben.

Ja, wenn! Aber dazu kommt Herr Jentsch eben 50—30 Jahre zu spät.

Möglich, daß einmal, sagen wir in 30—50 oder auch mehr Jahren sich wieder eine günstige Gelegenheit bietet, ein Großdeutschland zu schaffen. Wenn nämlich — ja wir stehen wieder beim „wenn" — bis dahin die soziale Entwickelung weit genug gediehen ist, daß der Feudalismus gänzlich überwunden und machtlos ist, daß der Herr von „so und so" nicht mehr Jahr um Jahr ein neues Gut hinzukauft und freie Bauern zu Zinsbauern macht oder die Bank X. Y. durch Hypothekardarlehen die gleiche Wirkung erzielt; (Herr Jentsch meint offenbar, so etwas könnte nur in Ostelbien, nicht in Syrien und Kleinasien vorkommen) wenn das Solidaritätsbewußtsein von Bauern, Handwerkern, Arbeitern sich nicht mehr vorwiegend in politischen Forderungen, die freilich auch dazu gehören, sondern wesentlich in sozialen Thaten zeigt; wenn sich in immer steigendem Maße Gemeinbesitz und Gemeinbetrieb freier sozialer Organisationen (Genossenschaften) entwickelt und die Menschen vom Kapitalismus befreit; wenn infolgedessen Kultur und Bildung Gemeingut Aller geworden ist und körperliche wie geistige und sittliche Ausbildung harmonischer geworden sind; und wenn bis dahin Deutschland in dieser Richtung nicht im Hinter-, sondern im Vordertreffen steht: dann, aber auch nur dann wird Deutschland dasjenige materielle und moralische Übergewicht besitzen, welches die umliegenden Nationen auf unblutigem Wege zu Zugeständnissen zwingen kann, weil es sich dann die Sympathie aller fortschreitenden Elemente in diesen Nationen erworben hat.

Das ist die einzige Bedingung, unter der, und die einzige Form, in der wir noch Eroberungen unter Kulturvölkern machen können. Die Eroberungen an Landgebiet zum Behuf von Ackerbau- und Handwerkerkolonien, die Herr Jentsch in dem besagten Artikel als besonders geeignet für uns empfiehlt, sind heute undenkbar. Denn selbst Rußland ist heute stark auf dem Wege, ein kapitalistischer Staat im modernen Sinne zu werden, und da giebt's solche Eroberung nicht mehr. Aber selbst, wenn das Unmögliche geschähe und wir trotz russischer Kanonen ein Stück Südrußland in ökonomische Abhängigkeit gebracht hätten: so käme diese Idee nicht ein halbes Jahrhundert, sondern ein halbes Jahrtausend zu spät. Dann würde die Befähigung zur Errichtung von Handwerker- und Bauernkolonien, die wir *vor* einem halben Jahrtausend, nicht wie Jentsch bemerkt, „seit 1½ Jahrtausend" so glänzend bewährt haben, heute noch vorhanden sein? Kaum! Wir würden nur einerseits eine Stärkung der feudalen Kräfte gewinnen, vor allem aber würden wüste bodenkapitalistische Orgien an der Tagesordnung sein. Der Bruder Bauer — nun, der wäre das Objekt, das man ausbeutet und der Schild, den man vorhält, wie ja auch heute oft. Darum wären heute Kolonien in Syrien oder Palästina geschenkt zu teuer; sie würden uns kulturell nur zurückwerfen. Die Gefahr eines Krieges aber, die Herr Jentsch so leicht nimmt, solchen kulturwidrigen Bestrebungen zuliebe heraufbeschwören, das ist einfach — Verbrechen. — Ich kenne kein milderes Wort dafür.

Aber diesem Gedanken liegt wieder eine reale, nur falsch gedeutete Unterlage zu Grunde. Herr Jentsch leidet, wie viele der heutigen Menschen, an Übervölkerungsangst, und diese schafft ihm das tolle Eroberungsfieber. Es ist Herrn Jentsch wiederholt gesagt worden, daß wir faktisch an keiner Übervölkerung leiden; daß Deutschland noch einmalsoviel Einwohner ernähren kann, als es besitzt; daß die heutige Arbeitslosigkeit, der Mangel an Stellen, das Bauern- und Arbeiterelend nicht der technischen Unmöglichkeit der Ernährung so vieler Menschen, folglich nur scheinbar der Übervölkerung, beizumessen sind. Herr Jentsch könnte bei seiner Kenntnis der sozialen Frage, wenn er nicht festgefahren wäre, recht wohl wissen, daß weit dünner bevölkerte und fruchtbarere Länder als Deutschland — wie Amerika — dieselben Erscheinungen zeigen. Nicht die Uebervölkerung kann da jedenfalls die Ursache sein. Dies Elend ist vielmehr die notwendige Wirkung des kapitalistischen Systems. Und es ist jedenfalls eine recht sonderbare Kur, weder Kapitalismus noch Kommunismus zu predigen, und den ersteren durch Mittel bekämpfen zu wollen, die ihm den Fettbauch noch füttern, daneben aber dem Feudalismus das Leben verlängern helfen.

Aber das alles rührt Herrn Jentsch nicht. Einwände, die ihm gemacht werden, schaut er nichtachtend hoch aus den Wolken, und läßt sich höchstens dazu herbei, das was er gesagt hat, nochmals zu sagen. Wir möchten auch ihn am liebsten nicht beachten und ungestört sagen lassen, was er sagt: wenn eben — ja „wenn" es nicht leider noch Leute gäbe, die seine Thorheit für Wahrheit halten, und, wie die Redaktion der „Wahrheit", sogar seine Artikel zum Abdruck empfehlen.

Sadi.

Digitized by Google

Das ewige Gericht.

Aus einer „Laienpredigt zum Apostolikum" von Peter Rosegger.*)

Von der Bühne herab hörte ich einmal den Spruch: Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld und jeder Tag ein Tag auch des Gerichts! Schon in einer früheren Betrachtung habe ich daraus hingewiesen, daß man überall sehen kann, wie dem Guten die Belohnung und dem Bösen die Strafe folgt. Daß kein äußeres Glück, kein Glanz und kein Ruhm imstande ist, das innere Elend des Schuldigen zu löschen, daß nur der glücklich sein kann, der es im Frieden des Herzens ist, und daß den Frieden des Herzens nur der Gerechte hat. Ist das nicht thatsächlich das Gericht?

Wie bitter fühlt der Selbstsüchtige jedes Leiden, wie graut ihm vor dem Tode, der ihm alles, worauf er sein Herz gestellt, rauben wird, wie verzweifelt starrt er dem Unvermeidlichen entgegen! Wie ruhig und ergeben hingegen erträgt einer, der mit sich und den Mitmenschen im Reinen ist, die Not des Lebens, Verkanntwerden und Beleidigungen, Krankheiten und Siechtum, wie gleichmütig blickt er dem Sterben entgegen, wenn er sich nicht manchmal gar ein wenig darnach sehnt. Ist das nicht das Gericht? Es ist das Gottesgericht auf Erden, dessen Zeugen wir alle sind, Tag für Tag.

Unser Heiland sprach oft vom Reiche Gottes. Aber hat er gesagt, wo dieses Reich Gottes, wo der Himmel ist? Muß der Himmel denn außerhalb der natürlichen Welt stehen? Kann er nicht schon in diesem Leben im Menschenherzen sein?

Ja, wer ein Herz voll Liebe hat,
Und tüte er auch früh und spat,
Der ist im Himmelreiche.

Und mit der Hölle wird's nicht viel anders sein . . . .

Ich kannte einen Mann, der sein Weib, mit dem er in unglücklicher Ehe gelebt, vergiftet hatte. Er lebte nach der That jahrelang auf seinem Hofe in Wohlstand und Ansehen dahin; niemand vermutete an ihm einen Mörder. Er war zumeist trotzig, herrisch und in sich gekehrt: man schrieb es seinem natürlichen Stolze zu und achtete ihn um so mehr. Manchmal auch stürzte er sich in die Gesellschaft und war ausgelassen lustig: man rechnete ihm diese menschenfreundliche Heiterkeit doppelt hoch an. Er war wohlthätig, man verehrte ihn und konnte nicht satt werden, ihn zu loben. Plötzlich brachte ein Zufall sein Verbrechen an den Tag . . . Zu zwanzig Jahren Kerker wurde er verurteilt. Ich besuchte ihn etliche Wochen nach seiner Verurteilung im Gefängnis. Wie fand ich ihn anders, als ich gefürchtet hatte! Er beschäftigte sich mit Korbflechten, hatte ein gesundes Aussehen, einen frischen Blick, ein heiteres Gemüt, als wäre er der zufriedenste Handwerksmann auf der Welt. Als ich mich von ihm verabschieden wollte, fiel er mir um den Hals und sagte: „Peter, du glaubst gar nicht, wie glücklich ich jetzt bin. Es war eine böse Zeit, den Verdammten kann's nicht ärger sein. Das schreckbare Geheimnis auf dem Herzen, und immer wachen, daß es nicht auskommt, und immer Angst Tag und Nacht, und immer die Gewissenspein — wie ein Verdammter, ich kann die's nicht anders sagen. Jetzt leide ich meine gerechte Strafe und brauch' mich nicht mehr zu fürchten, bin auf gleich mit mir und meinem Gott, kann ruhig leben und arbeiten, ruhig schlafen, ruhig sterben — bin wie erlöst!"

Mit einem heiligen Schauer habe ich den Mann verlassen. Selten war mir die Gerechtigkeit, die über Himmel und Erde waltet und die sich so mächtig offenbart im Gemüte des Menschen — selten war sie mir so lebhaft zum Bewußtsein gekommen als zu jener Stunde. Es ist das Gottesgericht im Menschenherzen. Aber es ist nur ein zeitliches Gericht, das auch der Ungläubige sieht.

Wir sehen mehr. Er, der mit dem Kreuze sitzet zur rechten Hand, wird einst kommen zu richten die Lebendigen und die Toten. Einst, wenn alle irdischen Sonnen erloschen, alle Tage vergangen sind, wenn die Menschheit ausgelebt hat — verschwunden in der Starre des ewigen Eises oder in der Asche eines verladerten Sternes: dann wird das letzte Gericht sein.

Aber wie verstehe ich das, die Lebendigen und die Toten? Werden nicht alle, alle tot sein, und werden nicht alle wieder erweckt worden sein zum Leben und zum Gerichte? Welches sind die Lebendigen, welches die Toten? Ich meine fast, unter den Lebendigen werden die hochgemuten Idealisten, die Gläubigen zu verstehen sein, und unter den Toten die armen Zweifler und Verzweifler. Er wird in seiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod.

Den Einen leuchte das ewige Licht, die Andern ruhen im Frieden.

*) Aus der „Christlichen Welt".

Nationalökonomische Ideen.

Von Dr. Louis Katzenstein.

II.

Nach sind wir uns der gewaltigen Umwälzung kaum bewußt geworden, welche die Entwickelung der modernen Technik in unserm Kulturleben vollbringt. Neue Gesetze des Lebens gelangen zur Herrschaft, welche dem Staate, der Gesellschaft und der Wirtschaft neue Formen und neuen Inhalt verleihen. Ueberall erscheinen die neugeweckten Kräfte im beständigen Kampfe mit einer alten Welt, die nicht lernen will, sich in neue Verhältnisse zu fügen. Es bedarf geistiger Anstrengung und beständiger Achtsamkeit, um die Gesetze der neuen Kräfte zu erkennen und sie den höheren menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. Wer diese Anstrengung scheut, verdammt sie leicht als gefährlich und unsittlich; denn da er ihre Natur nicht erkannt, schwebt er in steter Gefahr von ihnen geschädigt zu werden. Die neuen Werkzeuge, welche wir in Produktion und Verkehr benutzen, sind zu gewaltig, um ein Spielzeug für Kinder und Narren zu sein. Es erfordert ein genaues Studium ihrer Technik, wenn sie uns zum Segen und nicht zum Verderben gereichen sollen. An und für sich ist keine Kraft gut oder böse, sie wird es erst durch den Gebrauch, den der Mensch von ihr macht. Je gewaltiger sie ist, um so gewaltiger ist auch der Nutzen und der Schaden, den sie zu stiften vermag. Schädlich wird sie dem, der sie nicht geistig beherrscht, dessen intellektuelle und moralische Qualitäten der Forderung ihrer Technik nicht genügen. So erklärt sich z. B. der Haß der Agrarier gegen die Börse. Thöricht aber ist es, eine Kraft, deren Existenz ihre wirtschaftliche Notwendigkeit beweist, durch Gesetze vernichten zu wollen. Sie läßt sich nicht einfach weg dekretieren; man muß mit ihr rechnen und den Menschen so erziehen, daß er Nutzen und nicht Schaden durch sie empfange. Ein weiser Gebrauch der wirtschaftlichen Kräfte bedingt eine genaue Kenntnis ihrer Technik, deshalb ist das Studium der Technik ein unbedingtes aber noch nicht genug gewürdigtes Postulat der modernen Erziehung. Ohne ein solches Studium ist eine Verständnis des heutigen Wirtschafts-, Rechts-, Staats-, Gesellschaftslebens und seiner ethischen Prinzipien ausgeschlossen. Denn auf allen diesen Gebieten vollzieht sich in Folge technischer Entwickelung eine tiefgreifende Umwälzung.

Es sind kosmische Kräfte, die sich in den Dienst des Menschen gestellt haben, welche diese Umwälzung hervorrufen. Die Naturgesetze, welchen diese Kräfte unterworfen sind, erlangen damit eine immer größere Bedeutung für das menschliche Leben. Die Menschenwelt, welche den flammenden Blitz des Jupiters ihren Zwecken unterjocht hat, ist in den Besitz einer göttlichen Gewalt gelangt. Riesenkräfte erheben ihr rätselhaftes Haupt, für welche der Mensch noch keinen Maßstab besitzt. In seinem Auge spiegelt sich das Bild einer neuen Welt, das in seiner Seele neue Kräfte erweckt, eine neue Erkenntnis und einen neuen Glauben sich bilden läßt.

Die Wirkung der modernen Technik bekundet sich in der Überwindung der Zeit, des Raumes und der Schwere. Immer freier wird der Mensch von den Fesseln der gemeinen Notdurft, stolzer erhebt er sein Haupt zu den ewigen Sternen, größer wird seine Erde, länger sein Leben und geringer der Widerstand der Masse. Erlösung von der Herrschaft der toten Materie und der Willkür der Elemente wird uns die Titanenarbeit der Technik bringen. Noch hat der Mensch den tiefen Sinn dieser Tendenz nicht erfaßt; denn in Staat und Gesellschaft hat sie bisher wenig Anerkennung gefunden. Wir müssen noch lernen, daß die neuen technischen Kräfte nicht deshalb so wichtig sind, weil sie eine Steigerung der wirtschaftlichen Produktionsfähigkeit bewirken, sondern weil sie dem Menschen die Erlangung einer höheren

sittlichen Würde ermöglichen. Diese Würde bestimmt allein den Wert der materiellen Güter, und auf ihr ruht der Reichtum der Nationen. Zunächst wird die wirtschaftliche Produktion von dem Geiste dieser technischen Revolution erfaßt, von hier aus durchdringt er das staatliche Leben der Nationen, um schließlich durch die Umgestaltung des sozialen Lebens und der ethischen Prinzipien zur Vollendung zu gelangen, welche die Schöpfung einer neuen Welt und eines neuen Menschen bedeutet.

Die großartigste Wirkung der Verwendung der Dampfmaschine in Produktion und Verkehr war zunächst die Steigerung der Expansionsfähigkeit der Industrie und die Erweiterung des Marktes. Und wie die wirtschaftlichen Kräfte gewaltig die Glieder dehnen und recken, sprengen sie die politischen Formen, welche die mächtig gewachsene und emporstrebende Wirtschaft nicht mehr zu fassen vermögen, und schaffen ein neues Recht in Staat und Gesellschaft. Man sieht in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wie die deutsche Industrie die staatlichen Fesseln allmählich abstreift, wie mit der Entwickelung des Großbetriebes, der Eisenbahnen und Telegraphen die Zollschranken im Innern des Landes verschwinden, und wie mit der Gründung des Zollvereins die Einheit der nationalen Wirtschaft, der nationale Markt, entsteht. Jetzt verliert der Partikularismus immer mehr an Lebenskraft; je lebhafter der Verkehr im Innern Deutschlands wird, je näher die Staaten durch das Eisenbahnsystem und den Telegraphen aneinander gerückt werden, desto mehr wachsen die gemeinsamen nationalen Interessen. Zuerst entwickelt sich in Norddeutschland, wo Preußen die Wege ebnet, die wirtschaftliche Verfassung des Zollvereins zur politischen Verfassung des Norddeutschen Bundes und schließlich erhebt sich auf dem festen Grund der wirtschaftlichen Einheit das deutsche Kaiserreich.

Doch damit ist die Entwickelung nicht abgeschlossen; die Expansionsfähigkeit der Industrie hat keine Grenzen, sie schafft den Weltmarkt und die Weltwirtschaft. Die Adern der Weltwirtschaft sind die Eisenbahnschienen, und ihre Nerven sind die Telegraphendrähte. Ihre Seele ist das Kapital, das immer mehr einen internationalen Charakter annimmt, das ungehemmt von Land zu Land fließt und sich dort ergießt, wo es die höchsten und sichersten Erträge findet. Das Recht der Weltwirtschaft sind die internationalen Verträge, die Post-, Telegraphen-, Eisenbahn-, Schiffahrts-Verträge, die Münz-, Maß- und Gewichts-Verträge, die Handels-Verträge u. a. m. Dieses Recht der Weltwirtschaft steht noch im Anfang seiner Bildung, seine Weiterentwickelung wird die Völker immer eager aneinanderschließen. Die Stadtwirtschaft verlor ihre Selbständigkeit, wurde ein abhängiges Glied der Territorialwirtschaft, und diese fügte sich in die Nationalwirtschaft ein. So werden auch die Nationalwirtschaften immer mehr an Selbständigkeit einbüßen und zu Gliedern der Weltwirtschaft werden. Die abhängig gewordenen Glieder gewinnen als Teile eines größeren Ganzen eine höhere Lebenskraft und Entwickelungsfähigkeit.

Wie die wirtschaftliche Einheit des nationalen Marktes einst zur politischen Einheit des nationalen Staates mit zwingender Gewalt führte, so wird die wachsende Weltwirtschaft auch neue internationale politische Bildungen veranlassen. Jedenfalls wird die Solidarität der internationalen Interessen allmählich zunehmen, während ihre Disparität in gleichem Verhältnis abnimmt. Die Folge wird sein, daß internationale Zwistigkeiten immer mehr durch Schiedsgerichte beigelegt werden; denn der Krieg hat in der Weltwirtschaft keinen Platz. Mit dem Kriege wird aber auch der Militarismus verschwinden, und der deutsche Kaiser wird seine Uniform ablegen. Dann werden auch die Kulturwerte der einzelnen staatlichen Institutionen und der sozialen Klassen eine gerechtere Würdigung erlangen.

Während die Weltwirtschaft eine extensive politische Entwickelung anbahnt, vollzieht sich innerhalb der einzelnen Staaten eine intensive politische Entwickelung. Allen Regierungen der Kulturwelt kommt es plötzlich zum Bewußtsein, daß das Wohl des Staates von dem Wohl der Massen abhängt. An die Stelle der Klassenpolitik tritt eine Massenpolitik. Man schafft ihnen günstigere und gesundere Lebensbedingungen und erhöht das Niveau ihrer Lebenshaltung. Indem die Regierungen aber dafür sorgen, daß die Massen an den Wohltaten der Hygiene, den Erfindungen der Technik, den Schöpfungen der Kunst und den Resultaten der Wissenschaft Anteil nehmen, erhalten sie selbst immer mehr einen sozialen Charakter. Die einzelnen Völker werden dadurch zu großen Familien, deren Glieder sich wie Geschwister nahe stehen, und denen allen die Sorge für die Wohlfahrt der Familie als höchste Pflicht erscheint. Wie sich die Einzelnen und die Völker wirtschaftlich einander nähern, wie sie in Leid und Freude sich immer mehr als eine Gesamtheit fühlen, so werden sie sich auch ethisch näher gebracht. Die gesamte Kulturwelt wird sich vor einem ethischen Ideal beugen und die Solidarität der ethischen Interessen anerkennen. Dann wird die Sorge um die sittliche Würde des Menschen nationale Grenzen nicht mehr kennen, und die gesamte Menschheit wird die Schuld des Einzelnen mit Gewissensqualen bezahlen. Das Elend und das Laster sind dann nicht blos interne Angelegenheiten der Nationen, sondern sie berühren das Lebensinteresse der Menschheit. Vor dem Ideal einer solchen internationalen Ethik werden auch alle nationalen Vorurteile, Klassen- und Scheinwerte verschwinden.

Keine Macht der Erde aber kann diese Revolution aufhalten, die von kosmischen Kräften im Dienste menschlicher Technik vollbracht wird.

Unbewußte Triebkräfte und bewußte Beweggründe.

Von F. Staudinger.

Vor ca. einem halben Jahre las ich einen Artikel des Historikers Max Lenz in Berlin*), worin derselbe den Verfasser der „Deutschen Geschichte", Karl Lamprecht zu Leipzig, gräulicher Unwissenheit und Oberflächlichkeit zieh. Ich kann mich als Nichtfachmann in die Einzelheiten dieser Vorwürfe nicht einlassen; aber eines darf ich wohl ohne Überhebung behaupten: Max Lenz redet bei ganz entscheidenden Fragen an Lamprecht vorbei, weil er etwas ganz anderes im Auge hat, als das, was dieser betont. Lamprecht will die ökonomischen Triebkräfte der geschichtlichen Entwickelung zeigen; und Max Lenz redet von den bewußten Motiven der Personen. Wenn Lamprecht von den Einflüssen der großen Kaufmannschaft auf die Politik im 15. und 16. Jahrhundert redet, so spricht Lenz von den bewußten Einwirkungen, welche die Fugger ꝛc. auf die Kaiser ausgeübt haben; wenn Lamprecht die Wirkung des römischen Rechtes auf die Bauern darstellt, spricht Lenz von dem Zorn, den die Bauern und der kleine Adel nicht gegen dies Recht, sondern gegen die Juristen hatten. Und so noch mehreres.

Diese Lektüre kam mir wieder ins Gedächtnis, als ich unter den Entgegnungen, die Werner Sombarts Vorträge in Zürich gefunden haben, auch folgende Sätze las: „Wie alle Marxisten ist der Redner allzu geneigt, die Entwickelung weit einfacher darzustellen, als sie wirklich ist. Er läßt nur ein einziges Motiv, nämlich das ökonomisch-egoistische**) gelten." . . . . . „In der Wirklichkeit entstehen sogleich aus dem ökonomisch-egoistischen Motive (selbst wenn man annehmen wollte, — was auch hypothetisch ist — daß dieses ursprünglich das einzige war) andere Motive, die die sozialen Verhältnisse mitbestimmen." — Es liegt in diesen Sätzen völlig die genannte Verwechselung zwischen ökonomischer Triebkraft und persönlichen bewußten Beweggründen vor, und diese Verwechselung verdunkelt das Verständnis durchaus.

Wenn ich es wage, hierüber einige Worte zu sagen, und es versuche, an ein paar einfachen Beispielen den tiefen Unterschied dieser beiden Begriffe darzulegen, so hoffe ich, der von mir hochverehrte Herr Prof. Höffding, der jene Worte sprach, wird es mir nicht als unbescheidene Krittelei, sondern als einen im Interesse der Sache gemachten Versuch zur Verständigung auslegen. — Und nun zur Sache selbst!

Warum nehme ich Speisen zu mir? — „Weil mich hungert." Das zum Bewußtsein gekommene Hungergefühl ist für den natürlichen Menschen normalerweise der bewußte Beweggrund der Nahrungsaufnahme.

Aber warum hungert mich? — Die Antwort auf diese Frage ist etwas schwieriger als die vorige. Normalerweise hungert mich, wenn der Magen seinen Inhalt verdaut, und an den Darmkanal abgegeben hat. Dann erfolgt jener nervöse Reiz, der uns als Hunger zum Bewußtsein kommt. Würde dieser Reiz nicht ausgelöst, wenn der Magen keine Arbeit mehr hat, dann äßen wir nicht und des Körpers Er-

*) In Sybels „Histor. Ztschr.", Neue Folge 41. Heft 3.

**) Vgl. über den Zusatz „egoistisch" meinen Artikel über „Interesse" in „Eth. K." Nr. 20.

Digitized by Google

haltung wäre gefährdet. Es hungert uns alſo darum, weil der kärperliche Organismus dem Bewußtſein ſein Bedürfnis nach aeuee Nahrung kund thut, um nicht gefährdet zu ſein.

Die undewußte Triebkraft, die mich zum Eſſen nötigt, iſt alſa etwas ganz anderes als die bewußte Empfindung, die mich zum Entſchluß bringt, zu eſſen. Jene Triebkraft entſpringt der Oekanamie des Organismus, dieſer Beweggrund iſt pſychiſcher Art.

Allein jene ökanomiſche Triebkraft iſt ihrerſeits die Urſache, daß dieſer Beweggrund entſteht. Und wenn es ſtets ganz normal und ſadengerade herginge, dann würde ſtets der Hunger das Bedürfnis des Organismus anzeigen; ebenſo ſicher, wie dem Müller ſeine Schelle automatiſch mitteilt, daß neues Korn auf den Mahlgang zu ſchütten iſt.

Nun iſt dies aber nicht immer der Fall. Beſandere Verſtimmungen des Organismus bewirken, daß das Hungergefühl nicht eintritt, wenngleich der Körper der Nahrung bedarf; lebhafte Beſchäftigung der Menſchen mit anderen Angelegenheiten kann das Hungergefühl übertäuben und nicht zum Bewußtſein kammen laſſen; eine uns widerwärtige Speiſe läßt das Hungergefühl geradezu verſtummen. Auf der anderen Seite können andere Anormalitäten lebhaftes Hunger- und Durſtgefühl ſelbſt dann erzeugen, wenn der Organismus Speiſe und Trank gar nicht bedarf; ferner erzeugt bei nicht gerade übermäßiger Sättigung eine frahe Geſellſchaft, aber der Anblick einer leckeren Speiſe eine Analogie von Hungeegefühl, obwahl die Nahrungsaufnahme durch den Orgaaismus nicht gerade verlangt wird.

Dieſe Beſonderheiten ſind zum Teil allerdings durch unnatürliche Lebensweiſe erzeugt, aber gleichviel, wie ſie ſich begründen, ſie zeigen, daß die bewußten Beweggründe zur Aufnahme und Abweiſung von Nahrung von dee elementaren Triebkraft dazu ganz verſchieden ſind; und ſodann, daß dieſe Triebkraft die allgemeine Unterlage bildet. Freilich ſtimmen die bewußten Beweggründe durchaus nicht immer mit dem Bedürfniſſe des Orgaaismus zuſammen. Dieſer Umſtaud treibt uns, jenachdem ſchwächer, jenachdem ſtärker dazu an, die Bedürfniſſe uaſeres Organismus ſelber kennen zu lernen, um aus dieſer Kenntnis heraus zu entſcheiden, was und wieviel wir ihm zuführen müſſen und zuführen dürfen, damit er keinen Schaden leidet. Die gewonnene Erkenntnis in dieſen Sachverhalt kommt nunmehr ſelber als Mativ zum Varſchein; als Beſtimmungsgrund unſeres Willens; denn die ihr zugeſellten Gefühle helfen uns, die unwillkürlich hervortretenden Gefühlsantriebe zu regeln und zu beherrſchen. Hierin ruht die mächtige Bedeutung klarer Erkenntnis. —

Was da für den Einzelorganismus gilt, gilt auch für die gevßeren Oeganiſationen, in denen ſich die Menſchen zuſammenfinden. Wir bezeichnen dieſe mit einem Geſamtnamen als „die menſchliche Geſellſchaft“. Auch in der menſchlichen Geſellſchaft ſind die unbewußten Triebkräfte von den mannigfaktigen Beweggründen, die bewußt in die Erſcheinung treten, ſcharf zu unterſcheiden.

Nehmen wir unſere germaniſchen ackerbautreibenden Ahnen zum Beiſpiel, wie ſie ſich zuerſt in uaſeren Gauen niedergelaſſen hatten. Ihre beſchränkte techniſche Kenntnis zwang ſie, ſich weſentlich mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd zu beſchäftigen. Ihr primitiver Betrieb erſorderte ziemlich große Strecken Landes zue Erzeugung ihres Lebensbedarfs. Ihre Volksvermehrung aber ging über dieſen Rahmen hinaus. — — Da war keiae Wahl! Entweder mußte die Vermehrung eingeſchränkt werden, oder es außte der Betrieb ſo gebeſſert werden, daß eine größere Anzahl Menſchen auf gleichem Raum leben kounten, oder die überzählige Bevölkerung mußte auswandern.

Nehmen wir an, es wäre die Auswanderung und die Verbeſſerung des Betriebes unmöglich geweſen, ſie hätten auch nicht die nachher zu beſprechenden, aus ihrer Waffenfähigkeit hervorgehenden Eigenſchaften entwickeln können. Dies hätte mit Notwendigkeit verſchiedene auf Einſchränkung der Bevölkerungszunahme gerichtete bewußte Beweggründe erzeugt. Ob dieſe nach unſeren Begriffen ſittlich adee unſittlich zu nennen geweſen wären: gleichviel! Sie wäeen entſtanden; ſie hätten mit naturgeſetzlicher Folgerichtigkeit entſtehen müſſen und hätteu das Leben ganz weſentlich beherrſcht. Aber ſo vielfältig ſie ſich auch hätten äußern mägen: die einfachen ökonomiſchen Bedingungen, die wir genannt haben, wären die maßgebende Triebkraft für alle die verſchiedenen bewußten Beweggründe des Thuns geweſen.

Nehmen wir an, es ſei zwar die Auswanderung in Maſſen ſehr eeſchwert geweſen, ſie hätten aber — woher, bleibe hier gleichgiltig, — die Idee bekommea können, ihren Betrieb erheblich zu verbeſſern, z. B. eine Induſtrie neben dem Ackerbau zu ſchaffen. Jn dieſem Falle hätten ſie ihre Bevälkerung ſelber abſarbieren, ja noch Einwanderung van außen erzeugen können. Und wenn ſchoa bei dem voeigen Falle verſchiedene Beweggründe denkbar waren: die Fülle der Beweggründe, die hier den Einzelnen veranlaßt hätten, dieſe oder jene Beſchäftigung zu wählen ꝛc., iſt ganz unüberſehbar. Und dach wäre die ganze Fülle bewußter Beweggründe aus der einen wirtſchaftlichen Entwickelung heraus geboren.

Und wie war es wirklich? Der Betrieb kannte nicht weſentlich verbeſſert werden; dazu fehlten alle Vorbedingungen. Es konnten alſa nicht weſentlich mehr Menſchea auf gegedeuem Gebiete leben. Die Ausdehnung des Gedietes wae ſchwierig, denn ringsum lagen feindliche Välkerſchaften, die ſich mit Waffengewalt der Ausdehnung widerſetzten. Das wäre ein günſtiger Boden für den erſten Fall geweſen, wenn — ja wenn nicht gerade dieſer Umſtand, daß dieſe Baaern van Välkern umlagert waren, die unter gleichen Bedingungen lebten, ſie zur Waffentüchtigkeit gezwungen hätte. Jene wirtſchaftliche Thatſache erzeugte den Beweggrund, ſich im Waffendienſt zu üben; und dieſer Waſſendienſt brachte wiederum beſondere Eigenſchaften und Beweggründe hervor: Mut, Todesverachtuag, Ruhmſucht, Streitſucht, Hang zu Abenteuern ꝛc. Mit dieſea Eigenſchaften begabte Menſchen verſpüren keinen Antrieb zu berechnender Einſchränkung der Bevölkerung; ſie verſpüren Antriede zur Bethätigung ihrer Kraft, zur Ueberwindung ihres Nachbarn, und wo das nicht geht, ſchlagen ſie ſich freudig hindurch, um irgendwo in der weiten Welt Wahnſitze zu erringen oder rühmlich zu Grunde zu gehen. Und wenn dann falchem Valk die Mähr zu Ohren kommt von einem reichen, aber unkräftigen Volke, das entweder Dienſte königlich belohnt, oder ſich ſeine Schätze mit den Waffen abtrotzen läßt: welche Beweggründe der Kampfluſt werden da notwendig hervorgerufen? Beweggründe, die in einem in den Waffen nicht geübten, mühſam untee harteu Drucke arbeiteuden Bauernvalke gar nicht entſtehen können. Die Neugier beſtimmt den einen, die Beute den andeen, den dritten unangenehme Verhältaiſſe bei den Seinen, den vierten Mißwachs, der gerade ſein Land öfters betroffen hat, den fünften die Haffnung, alte Freunde da draußen zu treffen, die ihm ein behagliches Daſein bereiten helfen u. ſ. w. u. ſ. w. Und alle dieſe vielfältigen und maunigfach verbundenen Beweggründe, ſie ſind in letztee Linie bedingt durch die wirtſchaftliche Triebkraft, welche zugleich die Leute einerſeits zu dem Waffendienſte nötigt, aadererſeits von Einſchränkung der Bevölkerung abhält und keine Möglichkeit zur Vermehrung der Lebensmittel im Jnnern bietet.

Was damals der Fall war, iſt heute nicht anders. Auch unſere Beweggründe ſind bedingt durch die ökonomiſchen Triedkräfte der Geſellſchaft. Freilich ſind dieſe ſelber nicht mehr ganz ſa einfach wie damals. Nicht bloß unſere Kenntniſſe, nicht bloß unſere Handlungen, nicht dlaß unſere Beweggründe zu dieſen haben ſich vermehrt; auch die ökonomiſche Urſache davon, die wirſchaftliche Organiſation iſt weit verwickelter geworden.

Abee gerade dieſer Umſtand, der ſelber als ökanomiſche Triebkraft wirkend, unſer Jntereſſe, die Verhältniſſe zu erkennen, ſpornt, macht es notwendig und immer notwendiger, wenigſtens die am klarſten zu Tage tretenden einfachſten und allgemeinſten Triedkräfte zu begreifen, und aus dem Begreifen derſelben Motive für unſer praktiſches Leben zu holen,

wenn wir nicht in der Flut der uns bestürmenden Eindrücke wie ratlose, hilflose Kinder dastehen wollen. Die Massenhaftigkeit der persönlichen bewußten Beweggründe, die wir bei uns wie bei Anderen heraufschießen sehen, die vielfache Verschlungenheit und Verworrenheit derselben ist zu groß, als daß wir nicht mit heißer Begier nach einem, wenigstens in den Hauptsachen sicher begründeten objektiven Leitfaden suchen sollten. Und den giebt uns thatsächlich, wenn auch nicht für jede Einzelheit, so doch im Großen und Groben die marxistische, die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die die ökonomischen Triebkräfte zeigt, welche hinter den vielfarbigen bewußten Beweggründen stehen.

Wohl ist es nur eine Theorie! Und wie die Theorie des Kopernikus nicht alle Rätsel des Weltendaues zu lösen vermocht hat, so wird auch diese Geschichtstheorie nicht Alles ergründen und erklären, was sich im Herzen des Einzelnen wie der Gesellschaft bewegt. Aber daß sie mit ihrer scharfen Scheidung von Triebkräften und Motiven ungemein fruchtbar wirke für das Verständnis geschichtlicher Thatsachen, das glaube ich mit Wahrheit nicht bestreiten zu dürfen. Und wenn sie das rechte Verständnis auch nur in einigen Hauptpunkten bringen sollte, dann wird und muß sie auch fruchtbar wirken auf unsere Stellungnahme zu den Fragen der heutigen Zeit.

Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft.

Von Beatrice Pottee (Mrs. Sidney Webb). Autorisierte Übersetzung von Adele Gerhard.

(Fortsetzung.)

Gehen wir deshalb zu der Beziehung der Gewerkschaft zu der andern Form genossenschaftlicher Industrie, wie sie von den Vereinigungen der Konsumenten verfolgt wird, über. Im Gegensatz zu der sich selbst regierenden Werkstatt vermißt sich der Konsumladen nicht, die Verrichtungen der Gewerkschaft zu übernehmen. Die Neucastler Genossenschafter behaupten nicht, die Interessen der unter ihnen befindlichen Kesselarbeiter oder Schiffbauer zu schützen. Aber — ihnen selbst unbewußt — kann man bei Genossenschaftern öfters dem Gedanken begegnen, daß der Arbeiter mehr Nutzen davon hätte, wenn er seine ganze Thatkraft auf die Genossenschaft verwendete, als wenn er sich bei gewerkschaftlichen Verbindungen „verständelte".

Nun wird stets viel von dem gesprochen, was ich den baren Geldnutzen genossenschaftlicher Konsumtion nennen möchte — von den hunderttausend Pfund, die vierteljährlich in Dividenden verteilt werden, von den Millionen, die durch deren Anhäufung aufgespart werden. Wie gut und wichtig aber auch diese ganze Seite der Genossenschaft ist, so scheint mir doch zuweilen, als würde ihr viel zu viel Wichtigkeit beigelegt. Ein verhängnisvoller Irrtum wäre es, wenn die Million Mitglieder der Genossenschaften durch ihre vergleichsweise geringen Interessen als Dividenden-Empfänger ihre Aufmerksamkeit von ihren weit größeren als Lohn-Empfangende und Bürger abziehen ließen. Die Dividenden eines Genossenschaftlers belaufen sich durchschnittlich auf etwa 3 Lstr. jährlich oder auf ca. 1 Heller für die Stunde auf seinen Lohn. Ein „echter" Genossenschafter, der fest andauernd mit dem Konsumladen in Verbindung steht, wird vielleicht einen Betrag von doppelter Höhe erzielen — also einen halben Penny für jede Stunde seiner Arbeitszeit. Nun brauche ich nicht daran zu erinnern, wie leicht durch Mangel an einer starken gewerkschaftlichen Vereinigung ein halber Penny pro Stunde am Lohn verloren wird. Nehmen wir beispielsweise die vereinigte Verbindung der Zimmerleute mit ihren 500 Filialen im ganzen Königreich. Ihre regelmäßige Lohnhöhe schwankt von 5 Penny per Stunde in einigen Städten zu 9½ Penny per Stunde in anderen — ein Unterschied, der nicht weniger als achtzehnmal so viel ist, als der Durchschnittsgenossenschafter aus seinem Laden erzielt. In einer Anzahl von Städten fiel aber sonst der Lohn der Zimmerleute um einen halben Penny auf die Stunde — um mehr als sie in barem Gelde gewonnen hätten, wenn sie sich plötzlich mit einem Schlage in so erfolgreiche Genossenschafter, wie es die Durhamer sind, verwandelt hätten. Oder man vergleiche die Tarife des Lahnes, der von den Mitgliedern der Maurer-Vereinigung mit ihren 200 Filialen empfangen wird, welche ebenso große Unterschiede zeigen. Verschiedenheit in den Kosten des Lebensunterhaltes mag teilweise erklären, warum ein Londoner Maurer 9½ Pence per Stunde und ein solcher in Cromer oder Taunton nur 5 Pence erhält: aber schwerlich ist es die Differenz in den Kosten des Lebensunterhaltes, durch die ein Newcastler 9 Pence per Stunde, ein Sunderlander 8½ Pence, ein Stockton 8 Pence und ein Barker 7½ Pence erhält. Ich behaupte natürlich nicht, daß diese Unterschiede ganz allein durch die verschiedene Stärke oder Schwäche der lokalen Gewerkschaftszweige verursacht werden. Aber gewiß ist, daß die jeweilige Kraft der lokalen Gewerkschaft ein mächtiger Faktor bei der Bestimmung des Lohntarifs in Industrien ist, welche sich über ein Land hin ausdehnen. Genossenschafter dürfen, in dem Eifer für ihre Bewegung, nicht die ungemeine Wichtigkeit aus dem Auge verlieren, den Damm des festgesetzten Lohnsatzes auf der ganzen Linie aufrecht zu erhalten. Wenn die genossenschaftlichen Arbeiter in irgend einer Stadt hinter ihren Genossen anderwärts eben bis zur Höhe eines Hellers auf die Stunde zurückgeblieben sind, der durch starke gewerkschaftliche Vereinigung erzielt worden wäre, so werden sie am Ende des Jahres vermutlich ebensoviel in Geldwert verloren haben, als sie durch all ihre Hingebung an den Genossenschaftsladen gewannen. Die Maschinenbauer zu Keighley, einer eifrigen Genossenschaftsstadt, erhalten beispielsweise mindestens 10 Schilling per Woche weniger als die Maschinenbauer zu Manchester; eine Thatsache, die, wie ich glaube, nur durch die überlegene Fähigkeit für gewerkschaftliche Organisation, welche durch die Lancashirer Arbeiter an den Tag gelegt wird, erklärt werden kann. Schwerlich wird behauptet werden, daß die 5 Lstr. jährlicher Dividende des Keighleyer „guten Genossenschafter" den 26 Lstr. jährlich hinzukommenden Lohnes gleich sind, die der Manchester „gute Gewerkschafter" erhält. Wir Genossenschafter blicken mitleidig und verächtlich auf London als auf eine genossenschaftliche Wüste; oder der Londoner Lohntarif in den gut organisierten Gewerben ist gewöhnlich bedeutend höher als der der meisten genossenschaftlichen Städte: und die 100 000 Arbeiter in dem Londoner Baugewerbe haben einzig durch ihre starken Gewerkvereine und ohne Streik eine Erhöhung im Lohne bewirkt, die größer ist als alle Dividenden, welche die Arbeiter in der Gegend des Tyne dieses Jahr aus ihren blühenden Konsumvereinen ziehen werden.

Ich will nicht leugnen, daß die vierteljährliche Dividende aus dem Konsumverein häufig weiter geht, als eine entsprechende Erhöhung wöchentlichen Lohnes, und es wäre notwendig falsch, wenn wir sowohl Genossenschaft als Gewerkschaft ausschließlich nach dem materiellen Nutzen bemäßen, den sie ihren Anhängern sichern. Aber beide, Genossenschafter und Gewerkschafter, berufen sich so häufig auf dieses Argument, daß es notwendig ist, jeden von ihnen an die Ansprüche des andern in dieser Hinsicht zu erinnern. Weit wichtiger ist in beiden Fällen der moralische Wert der Bewegung. Löhne steigen und fallen, Dividenden schwanken und schwinden, aber die erzieherische Wirkung auf den Einzelnen bleibt. Niemand kann ein guter Gewerkschafter oder ein guter Genossenschafter sein, wenn er nicht ein gut Teil aller sozialen Tugenden besitzt. Aber spricht man einmal von dem materiellen Wert genossenschaftlichen Verbrauchs, so ist es sehr wichtig, die Thatsache nicht aus dem Auge zu verlieren, daß jener sich nur auf einen geringen Teil des wöchentlichen Lohnes eines Arbeiters beläuft.

Auch dürfen wir bei dieser Erörterung der Dinge, wie sie thatsächlich bestehen, nicht vergessen, daß die modernen Verfechter genossenschaftlichen Verbrauchs eben so sehr „Träumer von Träumen" sind, als die Propheten älterer Art der sich selbst regierenden Werkstatt. Diejenigen, welche bei der Notwendigkeit der Gewerkschaften verweilen, verweilen oft auf ein vages, genossenschaftliches Utopien, wo die Verbindung der Konsumläden und Großhandelsgesellschaften der allgemeine Lieferant und folglich der allgemeine Unternehmer geworden sein wird. In diesem tausendjährigen Reich allgemeiner Genossenschaft sei es — so wird nachdrücklich betont — dem Arbeiter sicherlich gleichgültig, ob der Nutzen ihm in erhöhtem Lohne oder in hoher Vierteljahrsdividende auf seinen ganzen Verbrauch zukommt. Aber vergegenwärtigen wir uns ein für allemal die absoluten Grenzen, die durch die eigentliche Natur der Dinge einer umfassenden Ausdehnung des Konsumvereins-Systems gesteckt sind.

Zunächst ist der ganze Export-Handel, der jetzt ganze Distrikte Englands erfüllt, notwendigerweise für immer aus dem Reich der Vereinigung von Konsumenten ausgeschlossen. Selbst Herr Mitchell wird nicht erwarten, daß die Arbeiter für den Handel ins Ausland ihre Gewerkschaften verlassen sollten, in der leeren Hoffnung, daß die afrikanischen Neger und die heidnischen Chinesen

verantwortliche und gewissenhafte Mitglieder einer allgemeinen Großhandelsgesellschaft werden.

In zweiter Linie giebt es weite Gebiete industrieller Unternehmungen für unseren eigenen Gebrauch, welche keine rein freiwilligen Genossenschaften jemals in die Hand nehmen können. Niemand wird sich denken, daß der Eisenbahndienst des Landes oder dessen Netzwerk an Telegraphen oder Kanälen durch freie Vereinigungen der Käufer oder Benutzenden dieser öffentlichen Institute regiert werden sollte. In der That, wo sind die Käufer eines solchen, wesentlich nationalen Dienstes, und wie sollten sie sich in einem freien Repräsentativ-Körper von Verwaltenden gestalten? Wo ein Verbrauch ein allgemeiner und praktischer Weise zwingender, wie bei der Post oder einem städtischen Wasserwerke ist, haben wir mit Notwendigkeit zwischen einem kleinen Verband Monopolisten, die mit Nutzen arbeiten, oder zwischen der Zwangsgenossenschaft der Konsumenten, die als Bürger des städtischen Gemeinwesens oder des Staates organisirt sind, zu wählen. Die Alternative dem Kapitalismus gegenüber ist bei dieser Art Geschäft nicht die freiwillige Vereinigung der Konsumenten, sondern der Staats- oder Munizipal-Sozialismus.*) Kurz, es giebt ganze Abteilungen der Arbeiterklasse, die der Konsumladen und die Großhandelsgesellschaft niemals zu beschäftigen hoffen kann.

Nehmen wir indessen wegen der Betriebsführung einmal an, daß wir unter Genossenschaft die Zwangsverbindungen der Gemeinde und des Staates einbegriffen, dann könnten wir uns wirklich eine Zeit vorstellen, wo die gesamte Industrie der Gesellschaft durch die Vertreter der Gemeinschaft regiert werden könnte. Aber sogar bei dieser vollständigen Beseitigung des Profitmachens bleiben gewerkschaftliche Verbindungen noch, wie mir scheint, ein notwendiger Teil der sozialen Organisation. In unseren Unternehmungen einer nationalen und munizipalen Genossenschaft, wie es die Post, die Lieferung von Gas und Wasser ist, wo kein Privatkapitalist herrscht, finden wir noch Interessenverschiedenheit zwischen der Gemeinschaft der Konsumenten und ihren Angestellten. Die Gasarbeiter von Leeds streikten gegen das Goskomitee der Stadtbehörde von Leeds mit genau demselben heftigen Gefühl von Ungerechtigkeit, welches den Aufstand ihrer Genossen gegen eine kapitalistische Gasgesellschaft in London belebte. Haben wir nicht in der That eben diesen Konflikt in dem Konsumladen selbst — auf der einen Seite die Konsumenten erpicht auf geringe Herstellungskosten und hohe Dividenden, auf der anderen Seite die Magazinaufseher und Gehülfen um erhöhte Löhne und frühes Schließen besorgt? Und wird nicht, je mehr die Manufaktur-Industrie des Landes aus individueller Aufsicht in kollektive übergeht — gleichviel ob in die des Staates, oder der Gemeinde, oder des Konsumvereins — immer klarer, daß diese Umwandlung, so gut und wünschenswert sie ist, die fundamentale Verschiedenheit der materiellen Interessen zwischen dem Verfertiger eines Artikels und seinem Konsumenten unberührt läßt? Diese Interessenverschiedenheit braucht in einer völlig demokratisirten Industrie nicht die Form industriellen Kampfes anzunehmen. Was aber notwendig ist und immer notwendig bleiben wird, das ist eine entsprechende Vertretung der speziellen Forderungen jeder Klasse von Arbeitern. Die Kommission des Konsumvereins oder die städtischen Organe, die den ganzen Verband der Konsumenten vertreten, müssen in Berührung treten mit dem Gewerkschaftsausschuß, der die besonderen Verhältnisse der einzelnen Produktionszweige kennt. Mit der Beseitigung des Privatkapitalisten, der nur auf seinen Gewinn erpicht ist und oft sowohl den Produzenten wie den Konsumenten betrügt, ist der Weg zu einer friedlichen Verständigung zwischen den Beamten der Gemeinschaft und den Vertretern der Gewerbe geebnet. Aber anzunehmen, daß eine echte Republik der Industrie lediglich durch einen Ausschuß der Konsumenten erreicht wird ohne eine angemessene Vertretung der Interessen jedes Gewerbes, das heißt, wie ich glaube, sowohl die menschliche Natur als den Charakter der demokratischen Regierung verkennen.

Ich behaupte daher, daß die genossenschaftliche und gewerkschaftliche Bewegung die notwendige Ergänzung zu einander bilden. In der genossenschaftlichen Gesellschaft oder der Gemeinde vereinigt sich der konsumierende Bürger mit seinen Genossen, um zu ihrem gemeinsamen Nutzen so viel als möglich die Industrie, welche sie mit ihren notwendigen Bedürfnissen versorgt, zu beaufsichtigen und zu leiten. Ihr Ziel muß notwendigerweise sein, gute Artikel bei niedrigen Produktionsausgaben zu erhalten. Aber da sie selbst auch Produzenten sind, werden sie sich leicht die Wahrheit von Owen's großem Prinzip vergegenwärtigen, daß es der Gesellschaft auf die Dauer schadet, nicht nützt, wenn die Lebenshaltung ihrer Mitglieder hinabgedrückt wird. Diese selben Bürger-Konsumenten vereinigen sich daher untereinander in einer zweiten Organisation, gemäß den Industriezweigen, damit die Achtlosigkeit der konsumierenden Mehrheit niemals den Zustand der Minorität, in dem jeder Teil von Produzenten sich befinden muß, hinabdrückt. Ohne Genossenschaft, freiwillige oder munizipale, giebt es keine Garantie, daß eine Industrie zum öffentlichen Nutzen betrieben werden wird. Ohne Gewerkschaft besteht keine Sicherheit, daß dieser öffentliche Nutzen nicht eine Quelle der Beeinträchtigung der Minorität der Produzenten ist. Vereinigungen von Arbeitern können daher als ein bleibendes Element in dem demokratischen Staat betrachtet werden, ob die Kontrolle über die Industrie in den Händen freier Verbindungen von Konsumenten oder in denen des Staates oder der Gemeinde ist. (Schluß folgt.)

*) Andere Grenzen der möglichen Ausdehnung einer freien Vereinigung von Konsumenten sind in dem letzten Kapitel des Buches „Die britische Genossenschaftsbewegung" bezeichnet.

Streiflichter.

Bemerkungen zur neuesten preußischen Reaktion. „Warum haben Sie dieses Gesetz überhaupt eingebracht?" — so fragte Herr Richter den Minister von der Recke. Der suchte die Frage lachertich zu machen, aber es gelang ihm nicht. — Als im Jahre 1867 die englische Arbeiterbewegung zum letzten Mal von einem Umsturzgesetz bedroht war, da konnten die Urheber wenigstens auf eine Reihe sehr böser Ausschreitungen seitens einiger Gewerkvereine hinweisen. Ganz anders in Deutschland. Bei allen Wahlen und Streiks des letzten Jahrzehnts sind Freunde und Gegner der Arbeiter einig gewesen über die musterhafte Disciplin und Ruhe in der organisierten Arbeiterschaft — nirgends aufrührerisches Zusammenballen aber wilde Worte, stets nur Mahnungen zur Mäßigung und Zurückhaltung. Wenn man diese Aufführung jetzt mit neuer Knebelung belohnen will, so zeigt das nur zu deutlich, daß die hinter diesem Gesetz stehende Interessengruppe in ihrem gewissenlosen Uebermute nichts anderes im Auge hat, als friedliche Männer durch willkürlichen Druck rasend zu machen, um sie dann vor die Bajonette bringen zu können. (Vergl. Hamburger Nachrichten). Das ganze Gesetz verrät diesen Geist schon durch die empörende Art, in der durch die Dehndorfeil aller Bestimmungen das Schicksal von Versammlungen und Organisationen ganz in die Hand von subalternen Polizeibeamten und Gensdarmen gelegt ist, die doch den geistigen Horizont nicht haben, um die Tragweite der verhandelten Gegenstände zu übersehen. —

Es hat allgemeines Aufsehen erregt, daß bei einer entscheidenden Abstimmung in der Frage der reichsgesetzlichen Sicherung der Koalitionsfreiheit der Prinz Alexander von Hohenlohe sich mitten unter den Konservativen erhob und zum Entsetzen der Rechten demonstrativ salutte stehen blieb, bis das ganze Haus gesehen hatte, daß der Sohn des Reichskanzlers mit dem freisinnigen Antrage gegen seinen eigenen Vater stimmte. Dieser Vorgang war typisch für den Gang der sozialen Entwickelung. Was heute der Volksfreiheit eine immer breitere Gasse bahnt, das ist nicht die politische Macht der Volksfreunde, sondern vielmehr der Umstand, daß die Autoritätsmänner den festen Glauben an ihre eigene Sache zu verlieren beginnen, weil in ihren eigenen Reihen neue Ideale menschlicher Ordnung die Köpfe und Herzen erobern und die alte Sicherheit der Bevormundung irre machen. Schon die bloße innere Auseinandersetzung mit den neuen Gedanken lähmt die innere Aktionskraft. Man vergleiche die Ministerreden zur Zeit der Eindringung des Sozialistengesetzes mit den Reden, welche neulich vom Ministertisch gehalten wurden. Damals noch triumphierendes Bewußtsein staatserhaltenden Wirkens — heute markloses und stotterndes Entschuldigungsreden, persönlich gereizt, voll mühsamen Spottes. Woher soll dem Reichskanzler aber auch die Energie kommen, wenn die gegnerische Ansicht in seiner eigenen Familie einen Anwalt gefunden hat? Kann er jetzt noch von Reichsfeinden und vaterlandslosen Gesellen reden? Und wer weiß, ob nicht auch die übrigen Minister schon täglich zu Hause hören müssen: „Papa, du gehörst eben zu den Alten"!

Das erfreulichste Zeichen in diesen Tagen sind die ersten Versuche einer Annäherung zwischen dem freigesinnten Bürgertum und der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie in ihrer Abhängigkeit von dem Marx'schen Schema, das bekanntlich auf die eng-

lischen Verhältnisse zugeschnitten war, hat sich lange Zeit eingeredet, sie habe in Deutschland in erster Linie den Kapitalismus zu bekämpfen — während doch in Wahrheit die Arbeiterschaft ihre größte Erniedrigung nicht dem Kapitalismus, sondern dem Feudalismus verdankt. Erst wenn Kapitalismus und Sozialdemokratie ihren gemeinsamen Feind, das ostelbische Herrentum, von der politischen Führung verdrängt haben, wenn sich Unternehmer und Arbeiter als Bürger eines freien Gemeinwesens gegenüberstehen, erst dann kann mit Erfolg die soziale Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit beginnen. Heute ist es die Aufgabe der Arbeiterschaft, nicht die Bourgeoisie zu bekämpfen, sondern sie überhaupt erst einmal politisch in den Sattel zu heben.

Es ist von größter Bedeutung, der öffentlichen Meinung jetzt die Konsequenzen klar auszumalen, welche die drohende Unterdrückung der Koalitionsfreiheit für unsere gewerkschaftliche Arbeiterbewegung haben wird. Welche kulturelle Bedeutung haben die Gewerkschaften? Sie geben den Interessen des Arbeiters eine geordnete Vertretung. Sie heben ihn aus rachsüchtigen Instinkten und revolutionärer Verzweiflung zu friedlicher Reformarbeit empor. Mit dem Wachstum ihrer Einsicht in den Wettmarkt und mit der Vergrößerung ihrer Hilfskassen heben sie die Tendenz, Streiks zu verhüten und durch Einigungsämter und Schiedsgerichte zu ersetzen. Sie führen den wirksamsten Kampf gegen den Alkoholismus, sie halten den Arbeiter moralisch aufrecht, wecken sein Ehrgefühl, entwickeln sein soziales Leben und geben ihm die Freude an geistiger Fortbildung. Die Gewerkschaften steigern die Konsumkraft der Massen, indem sie die Löhne in die Höhe treiben und schaffen damit der Industrie neue Absatzmärkte im Innern. Sie allein können allmählich die Verkürzung der Arbeitszeit in richtigem Verhältnis zu den besonderen Arbeitsbedingungen jeder Industrie durchführen.

Weit entfernt, die Industrie konkurrenzunfähig zu machen, üben sie einen Druck auf Verbilligung der Produktionskosten durch technische Verbesserungen aus und dienen dadurch dem Fortschritt der heimischen Technik. Gegenüber der wachsenden Zentralisation der Produktion in Trusts und Kartellen werden sie allmählich das wichtigste Mittel zur Ausgleichung des Volkseinkommens und zur Schaffung eines neuen Mittelstandes. Sie sind die Vorstufe und unentbehrliche Ergänzung jeder konsumgenossenschaftlichen Organisation der Arbeiter, auf welcher alle Hoffnungen einer rationelleren Gestaltung der Güterzirkulation ruhen. In ihren Hilfskassen enthalten sie die einzig durchführbare und kontrollierbare Arbeitslosenversicherung und haben zugleich die Tendenz, durch den Druck, den sie auf die Zentralisation und Regelung der Produktion ausüben, die weltwirtschaftlichen Ursachen der Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Sie sind die wichtigsten Vaterlandsverteidiger, indem sie — gerade in Preußen — eine Schutzwehr bilden gegen das Eindringen niederster Lebensansprüche aus dem Osten; sie erobern täglich ein „größeres Deutschland", indem sie aus den kulturlosen Massen immer neue Schichten zu persönlichem Dasein und zur Teilnahme am geistigen Leben der Nation erwecken.

Lasset uns alle kämpfen gegen die Feinde des öffentlichen Friedens und der öffentlichen Sicherheit, welche diese aufblühenden Erziehungsanstalten des vierten Standes in den Boden treten wollen!

F.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Barteld.

Berlin SW., Hallesches. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension, Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis
gediegener populärer Geschenkwerke
und der
Kempe'schen Klassiker-Ausgaben
Verl. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Verl. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Emlohstobba.

Roman oder Wirklichkeit?

Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft.

Von

Dr. phil. **Hermann Lietz,**
Lic. theol.

200 Seiten gr. 8° und 22 Tafeln in Autotypie. Preis 3 Mark.

Diese fesselnden Schilderungen einer bereits bestehenden Erziehungsanstalt, wie sie der idealen Schule der Zukunft entspricht, werden allgemeines Aufsehen erregen.

Was lehrte Jesus?

Zwei Ur-Evangelien.

Von

Wolfgang Kirchbach.

16 Bogen gr. Oktav. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Transvaal.

Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart

von

Gregor Tamarow.

2 Bände. Geheftet 7 Mark, in einem Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verl. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Von welchen Bedingungen
ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag,

gehalten von Margaret Sewell in Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autorisierte Übersetzung von **Jeannette Schwerin.**

16 Seiten gr. 8°. Preis 20 Pf. Partieen von 10 Exemplaren = 1,60 M.

Das Sittengesetz.

Untersuchungen über die

allgemeinen Grundlagen der Freiheit und der Sittlichkeit.

Von **Dr. Franz Staudinger.**

Zweite Auflage. Preis 6 Mark.

Die Ergebnisse

der

berufsgenossenschaftlichen Unfallversicherung

von

Dr. Georg Hetmann.

prakt. Arzt in Berlin.

Was trägt und treibt den Soldaten im Felde?

Gedanken zum französischen Kriege
und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz.

Von

Dr. Adolf von Gordon.

55 Seiten gr. 8°. Preis 80 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Verl. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Frrd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 12. Juni 1897. | Nr. 24.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Herr von Stumm und die Kathedersozialisten. — Zur Geschichte und Theorie der Tugenden. Von H. Höffding. — Die unabänderlichen Werte. Von John Ruskin. — Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft. Von Beatrice Potter, übersetzt von Adele Gerhard. (Schluß.) — Gedanken einer Lehrerin über Mädchenschulbildung. — Nachdenkliches.

Herr von Stumm und die Kathedersozialisten.

Herr von Stumm hat kürzlich im preußischen Herrenhaus in längerer Rede die Staatsregierung gegen die Kathedersozialisten aufgehetzt und vor allem die Herren Wagner, Schmaller und Delbrück als gemeingefährliche Agitatoren hingestellt. Wir bedauern das aus einem ganz anderen Grunde, als es in der stummfeindlichen Presse geschieht. Durch diese Denunziationen des Saarkönigs erhalten nämlich diese Kathedersozialisten in den Augen der jungen Generation den Glorienschein und die Anziehungskraft der verfolgten Vorkämpfer des Fortschrittes, während sie in Wirklichkeit alle mehr oder weniger von reaktionärer Stimmung erfüllt sind und für die soziale Entwicklung in Deutschland überwiegend verhängnisvoll gewirkt haben. Ganz besonders hat sich in dieser Richtung Herr Schmaller ausgezeichnet durch seine halbe und vertrauenslose Stellungnahme gegenüber der modernen Volksbewegung und durch seine Zustimmung zu jedem Vorgehen der Regierung in sozialpolitischen und sozialreaktionären Dingen. Als dem ehemaligen Reichskanzler Caprivi zu seiner nationalökonomischen Information Herr Schmoller vorgeschlagen wurde, da soll er gesagt haben: „Da höre ich ja doch nur das, was ich selber thun will", — und wählte Conrad in Halle. Se non è vero, è ben trovato. Herr Adolf Wagner ist dagegen eine feste deutsche Eiche — aber reaktionär aus Neigung. Er schwärmt für die historische Größe des Junkertums, er haßt die Börse und ist von Kopf bis zu Fuß Nationalpolitiker — was auch von seinem Kollegen Delbrück gilt, der das allgemeine Wahlrecht gegen Panzerschiffe feil bietet. Es ist das traurigste Zeichen für die allgemeine sozialpolitische Bildung in Deutschland, daß diese drei Herren jetzt als Märtyrer der Reaktion verehrt werden.

Die Kathedersozialisten haben ihre Popularität ursprünglich gewonnen durch ihren Kampf gegen das Manchestertum des Herrn Bamberger. Ihr Standpunkt in dieser Sache kommt am deutlichsten zum Ausdruck in einer Ausführung des Reichsanzeigers vom 31. März 1890, wo es heißt:

„Ein jedes Prinzip in seiner Übertreibung führt zu Auswüchsen, die nur durch Anwendung eines anderen Prinzips beschnitten werden können. Dieses Prinzip liegt in der Idee der Sozialreform. Aus sich selbst heraus konnte das bestehende System kein Heilmittel zur Welt bringen. Das hat die lange bestehende Freiheit auf diesem Gebiete zur Genüge bewiesen: je weiter und ungehinderter sie schaltete und je freier sich somit das auf dem Individualprinzip beruhende Wirtschaftsleben entfalten konnte, desto offner traten die fehlerhaften Konsequenzen zu Tage. Das Mittel des Zwanges der Gesellschaft aber einzelner ihrer Teile zu Opfern zu Gunsten anderer Teile ist aber weder an sich sozialistisch, noch bereitet es dem Sozialismus den Boden. „Sozialistisch" ist es nicht, weil es die Rechtsform des Privateigentums als zweckmäßige und brauchbare Grundlage des Wirtschaftslebens anerkennt. Der Zwang zu Opfern ist mit dieser Grundlage völlig vereinbar."

Man merkt in dieser Erklärung deutlich die Spitze gegen jene bekannten Ausführungen Bambergers im Reichstag, der die Staatsopfer für die Schwachen mit den unentgeltlichen Getreideaustellungen im alten Rom verglich und das den Anfang vom Ende nannte. Bamberger ist damals von allen Seiten als verknöcherter Doktrinär geschmäht worden, während Bismarck und die Kathedersozialisten als modern denkende Menschen gefeiert wurden — wir sind so ketzerisch, in dieser Frage im wesentlichen Herrn Bamberger Recht zu geben. Das bestehende System hätte sehr wohl „aus sich selbst heraus Heilmittel zur Welt gebracht„, nämlich die freie Assoziation, die eben leider durch die Verstärkung der Staatsallmacht und der Bureaukratie in Preußen und im Reiche die stärkste Hemmung erfahren hat. Die deutsche Arbeiterschaft würde heute mit Freuden die ganze staatliche Sozialgesetzgebung preisgeben, wenn man ihr dafür die volle Koalitionsfreiheit verwirklichte. Denn durch die Entwickelung der Arbeiterorganisationen würde Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung nicht nur in viel größerem Maßstabe zu erreichen sein, als mit den paar Staatsalmosen und Polizeigesetzen, sondern vor allem auch die Arbeiterschaft selber aus der Stellung der geschützten „Schwachen" und Rentenempfänger auf ein höheres Niveau der Menschenwürde und Gleichberechtigung geführt sein. Aber das wollten die Hintermänner der staatlichen Sozialreform ja gerade verhindern: die englische Gewerkvereinsorganisation verdankt ihre Blüte dem Hilfskassenwesen — für die deutschen Organisationen war es der schwerste Schlag, daß die „staatliche Fürsorge" alle diese Dinge selbst in die Hand nahm — unter der begeisterten Zustimmung der Kathedersozialisten. Es soll Herrn Schmaller nicht vergessen werden, wie er sich auf der im Jahre 1890 abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Gunsten der Staatsallmacht gegen die volle Koalitionsfreiheit der deutschen Arbeiter ausgesprochen hat. Nach einem Vortrage Prof. Brentanos über die Entwickelung des Arbeitsvertrages in England sprach er sich für „Abkürzung" des gewerkvereinlichen Erziehungsprozesses durch „zielbewußte Leitung seitens der Herrschenden" aus. Wir müßten an unsere „staatlichen Überlieferungen" anknüpfen. Wir dürften „die Eigenschaft der Deutschen, bei jeder neuen Entwickelung nach oben zu sehen, nicht plötzlich ignorieren". „Ohne weiteres heute ein freies Arbeitervereinsgesetz geben, das den Arbeiterverbänden freieste Bahn giebt . . . das halte ich im Augenblick nicht für angezeigt".

Es ist tiefbedauerlich, daß sich diese kathedersozialistische Verständnislosigkeit gegenüber der Selbsthilfe sogar bis in die Kreise der demokratischen Parteien durchgefressen hat. So hat z. B. die süddeutsche Volkspartei einen Entwurf zu staatlicher und kommunaler Arbeitslosenversicherung ausgearbeitet, der einem Ministerialrat der Klebe Ära alle Ehre machen würde, aber in einem demokratischen Programm geradezu ein Hohn auf die eigenen Prinzipien ist. Denn ohne Arbeitslosenversicherung kein Wachstum der Gewerkvereine — ohne Gewerkvereine keine Erziehung der Massen zur Demokratie! Sind nicht die mächtigen Arbeitervereine Englands die Hauptstütze der Demokratie? Was der citierte kathedersozialistische Erlaß des Reichsanzeigers als Sozialreform definiert, nämlich die Opfer einzelner Gesellschaftsteile zu Gunsten der anderen, ist nichts als Almosenpolitik im Großen, um die alten Abhängigkeitsverhältnisse aufrecht erhalten zu können. Dagegen haben unsere — trotz vieler Irrungen — hochverdienten Manchestermänner mit Recht gekämpft. Wahre Sozialreform ist das Bestreben, alle Gesellschaftsgruppen zur Selbstthätigkeit zu wecken und auf dem Boden der Freiheit zur Ausgleichung ihrer sozialen Ansprüche zu bringen. — In dieser

Digitized by Google

Beziehung aber haben uns unsere Katheder-Sozialisten nur rückwärts gebracht. Es wäre kein Schade, wenn sie aufhörten, auf den preußischen Universitäten zu dominieren. Sie kämpfen gegen Stumm, aber sie stärken durch ihre Lehren eben die Staatsgewalt, deren sich der Hammerschmied von Saarbrücken bedient und bedenken nicht, daß ein wahrhaft sozialer Staat nur auf demokratischer Grundlage aufgebaut werden kann. Sie bekämpfen gelegentlich die Arbeiterbewegung, zeigen aber durch ihre Sympathien für Ostelbien und ihren reaktionären Haß gegen die Börse, daß sie die Lebensbedingungen für die Emporbewegung des vierten Standes gründlich verkennen. F.

Zur Geschichte und Theorie der Tugenden.

Von Prof. Dr. H. Höffding in Kopenhagen.

1. Die Geschichte zeigt, daß das ethische Streben der Einzelnen sowohl als der Gesellschaft in jeder Periode und in jedem Volke gewisse Charaktereigenschaften, die dann als Tugenden betrachtet werden, hervorzubringen und zu entwickeln sucht. Ein ethischer Standpunkt wird nicht nur durch das die Wertschätzung bedingende Gefühl gekennzeichnet, auch nicht nur durch die geforderten Handlungsmotive und durch den objektiven Maßstab, sondern auch durch die bewunderten und begünstigten Charaktereigenschaften. Eine Tugend kann, wie eine Pflicht, in sehr verschiedener Weise begründet werden; aber es hat doch ein besonderes, sowohl praktisches als theoretisches Interesse, zu sehen, welche Tugenden zu den verschiedenen Zeiten besonders hervorgehoben werden.

Die Griechen stellten zuerst (innerhalb der europäischen Menschheit) eine individuelle Ethik auf. Sehr früh bildete sich eine Reihe von Eigenschaften, die vom griechischen Volke bewundert und gefördert wurden. Den ersten Platz nahmen die vier Haupttugenden, Weisheit, Tapferkeit, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit ein, und Platon hat — teils auf psychologischem, teils auf soziologischem Wege — zu zeigen versucht, daß alle Tugend auf diese später sogenannten Kardinaltugenden (von cardo, Thürangel, — also die Eigenschaften, um welche sich alles dreht) zurückgeführt werden können. Merklich ist es nun, daß die psychologische Begründung Platons seiner soziologischen Begründung gegenüber ganz selbständig ist. Es war also seine Ueberzeugung, daß jedes Individuum für sich eine Aufgabe zu lösen hat. Diese Aufgabe bestand nach Platon darin, sich zu einem persönlichen Kunstwerk, in welchem die verschiedenen Anlagen und Triebe harmonisch mit einander zusammen wirken, auszubilden. Die Weisheit macht den Gedanken zur leitenden Kraft; die Tapferkeit erhält die persönliche Würde äußerem Widerstande und innerer Erschlaffung gegenüber; die Selbstbeherrschung bewirkt, daß die sinnlichen Triebe begrenzt werden, ohne doch getötet zu werden; die Gerechtigkeit steht als der Ausdruck des Zusammenspieles aller seelischen Elemente, indem sie den seelischen Zustand bezeichnet, wo jeder Teil der Seele seine eigene Funktion übt, ohne die Funktionen der anderen Teile zu hemmen: sie ist also eine seelische Harmonie. — Obgleich Aristoteles diese Lehre von den vier Haupttugenden nicht aufnahm, faßte er doch die Tugend als eine innere Harmonie auf, welche der Einzelne an und für sich — von seinem Verhältnis zur Gemeinschaft abgesehen — zu verwirklichen strebt. Die klassische griechische Ethik endete in dieser Beziehung in dem großen Problème, ob die Forderungen, welche die Gemeinschaft an das Individuum stellt, mit denjenigen, welche dieses an sich selbst — um seine volle Entwickelung zu erreichen — stellt, in Uebereinstimmung gebracht werden können. Außerdem eignete sich die individuelle Ethik Platons und Aristoteles' nur für solche, die, ohne mit materieller Arbeit belastet zu sein, für ihre persönliche Entwickelung leben konnten. Und sowohl für Platon als für Aristoteles gab es eine Tugend, welche zuletzt über allen anderen stand und die innere, persönliche Harmonie zu sprengen drohte: in dem Vermögen zum Denken und Forschen, besonders zu spekulativer Kontemplation, sahen die großen griechischen Philosophen das eigentliche Adelszeichen des Menschen. Die theoretische Weisheit war ihnen das Höchste.

Die vier Kardinaltugenden folgten doch fortwährend dem ethischen Denken auf seinem Wege. Der Stoiker Panaitias (im 2. Jahrh. v. Chr.) nahm sie auf, ohne daß man bestimmt weiß, wie er sie mit seiner Lehre von der Menschenliebe in Verbindung brachte, und von ihm hat wieder Cicero sie bekommen und in seiner bekannten Schrift „über die Pflichten" (De officiis) entwickelt. Wahrscheinlich fand schon eine gewisse Verschiebung statt, als die klassische griechische Tugendliste vom Platonismus zum Stoizismus überging, und ganz gewiß geschah eine Verschiebung, als sie aus den Händen griechischer Denker in die Hände des römischen Rhetors überging. Bürgerliches Ehrgefühl und Patriotismus wurden jetzt ganz besonders hervorgehoben; honestum — was ein guter Bürger leisten soll — löste „das Schöne", die soziale Pflicht die persönliche Harmonie ab. Nur im politischen Leben, nicht im Privatleben konnte der Auffassung des Römers nach die Seelengröße sich bewähren.

In Urchristentum wirkt die Menschenliebe mit der ekstatischen Erwartung zusammen, und in genauem Zusammenhang mit diesem letzten Motive steht das Gottesverhältnis im Glauben und Gehorsam als die Bedingung der Seeligkeit. Wie die Weisheit bei Platon und Aristoteles die Tendenz hatte, sich über die persönliche Harmonie zu heben, so hat in der christlichen Ethik der Glaube eine fortwährende Tendenz dazu, die Liebe von dem Vorrange in der Reihe der Tugenden zu verdrängen. Konsequent mußte — je mehr die christliche Ethik das Autoritätsprinzip betont — der Gehorsam des Glaubens die höchste Tugend werden, wie Hochmut und Stolz die erste und höchste Sünde war. Wenn die Kirchenväter alle Tugend auf die Liebe zurückführten, dachten sie hierbei gern an die Liebe zu Gott, welche mit dem Glauben zusammenfällt. Und weil wir nur durch die Hilfe der Kirche Gott kennen lernen können, ging der Satz „Ohne Glauben keine Tugend!" bald zu dem Satze über: „Außer der Kirche keine Tugend!" Die Tugenden der Heiden kannten dann nur als glänzende Laster betrachtet werden: denn es ist Hochmut und Aufgeblasenheit, die Tugend um ihrer selbst willen üben zu wollen!

Doch fühlte man in der Kirche auf dem Gebiete der Ethik wie auf dem der Dogmatik das Bedürfnis, Elemente und Formen aus dem griechischen Denken aufzunehmen. In der Schrift des Ambrosius "De officiis ministrorum", welche das ethische Handbuch des Mittelalters ward, wurde die alte, von Platon und Panaitios herrührende Einteilung der Tugenden durch Cicero als Mittelglied auf kirchlichen Boden überführt. Dies konnte natürlich nicht ohne verschiedene Umdeutungen und Verschiebungen geschehen. An die Stelle der individuellen Harmonie, die Platon Gerechtigkeit nannte, tritt jetzt die lebendige Menschenliebe, welche zur Aufopferung führt; — an die Stelle der Weisheit tritt der Glaube der Gehorsam gegen die Autorität; — die Tapferkeit zeigt sich besonders als Geduld, und die Reinheit wird an die Stelle der Selbstbeherrschung gesetzt. Später hat Augustinus (in seiner Schrift De moribus ecclesiae catholicae) zu zeigen versucht, daß die vier traditionellen Tugenden bei dem Christen als vier verschiedene Formen, in welchem sich die Liebe zu Gott äußert, hervortreten. In mehr äußerlicher Weise wurden im Mittelalter, z. B. bei Thomas Aquinas antike und christliche Ethik verbunden, indem die drei „theologischen Tugenden", Glaube, Hoffnung und Liebe, über den vier alten „philosophischen" Tugenden angebracht wurden. Aber trotz aller Umdeutung und Umwertung ist es doch ein Zeichen des kontinuierlichen Zusammenhangs in der ethischen Entwickelung, daß man so lange die alte griechische Vierteilung der ethisch wertvollen Charaktereigenschaften hat gebrauchen können und — wie Arbeiten aus der neuesten Zeit von Cathrein, Alexander und Natorp zeigen — bisweilen noch jetzt gebrauchen zu können meint.

Mit der Renaissance tritt die kräftige Selbstbehauptung als eine individuelle Tendenz, die gepflogen und bewundert wird, hervor. Lebensfreude, Macht und Genuß von mehr oder minder idealer Art werden in die erste Linie gestellt. In

Digitized by Google

der philosophischen Theorie erscheinen bei einer Reihe von Denkern vom 16. bis zum 19. Jahrhunderte Seelengröße (sublimitas), Geisteskraft (animositas) und Hochsinn (generositas) als die höchsten Tugenden. Sie werden aus dem Selbsterhaltungstriebe abgeleitet und als die höchsten und edelsten Formen dieses Triebes betrachtet. Besonders sind hier Telesio, Bruno, Campanella, Descartes und Spinoza zu nennen. Kant und Fichte schließen sich in ihrer Lehre von den ethischen Eigenschaften dieser Reihe an, indem für Kant die mit Seelenkraft behauptete persönliche Würde als der Gegensatz der Kriecherei, für Fichte die unbedingte Selbstwirksamkeit als der Gegensatz der Trägheit das Höchste auf dem Gebiete des Charakters war. In dieser Charakterwertschätzung wirkt die Reaktion gegen die Tendenz der christlichen Ethik, Gehorsam und Demut zu den höchsten Tugenden zu machen.

In einer anderen Reihe von Denkern führt die Erinnerung an die stoische Lehre von der Menschenliebe, verbunden mit dem vom Glauben so oft verdrängten Liebesgebote des Christentums, dazu, auf das Mitgefühl und das Menschlichkeitsgefühl, als in der menschlichen Natur gegründete Charaktereigenschaften vom höchsten Werte, das Hauptgewicht zu legen. Diese Richtung wird von Shaftesbury, Hutcheson, Hume, A. Smith, Comte, Schopenhauer, Darwin und Spencer repräsentiert.

Dieser letzten Richtung ist es offenbar besonders leicht, einen natürlichen Zusammenhang zwischen individueller und idealer Ethik darzuthun. In der Geisteskraft und der Seelengröße, welche von der erstgenannten Richtung als Haupttugenden hervorgehoben werden, steht dagegen das Individuum als frei und unabhängig, getragen von dem Bewußtsein, die Bedingungen seines Lebens überwiegend in sich selbst zu haben. Ein Hauptpunkt, welcher in diesen Tugenden besonders hervorgehoben wird, ist, daß sie dazu führen, die äußere Ehre zu verachten, indem man das Bewußtsein des inneren Wertes hat. Wie in der antiken Harmonielehre steht das Individuum hier von der Gemeinschaft getrennt. In dem Hochsinne, wie ihn Descartes und Spinoza schildern, ist es doch ein wesentliches Element, daß das Individuum das Bewußtsein hat, einem größeren Ganzen zu gehören, dessen Interessen den rein individuellen Interessen vorzuziehen sind. Der Hochsinn wird durch den weiten, über die individuelle Persönlichkeit hinaus reichenden Horizont bedingt. Daher bildet er eben den Übergang zu den Charaktereigenschaften, welche in der zweiten Reihe von Philosophen hervorgehoben werden. Und er setzt sogar diese voraus. Zum Hochsinn kommt man nur, wenn man nicht nur die Selbstbehauptung, sondern auch die Hingebung kennt. Und die von Kant beschriebene Behauptung der persönlichen Würde ist nicht nur dadurch bedingt, daß der Mensch das Gesetz seines Handelns im eigenen Innern hat, sondern auch dadurch, daß dieses rein innere Gesetz ein universelles, für alle Vernunftswesen geltendes ist. Auch diese Charaktereigenschaft ist daher nur möglich, wenn das Individuum sich mit einem größeren Ganzen solidarisch zu fühlen vermag.

2. Zu einer Tugendlehre, welche ein natürliches und harmonisches Verhältnis zwischen individueller und sozialer Ethik möglich macht, kann man durch folgende Betrachtung gelangen.

Wenn wir das Individuum vom Anfang an als Glied der Gemeinschaft und innerhalb der Gemeinschaft auf einmal als Zweck und als Mittel auffassen, ergeben sich zwei Tendenzen des persönlichen Lebens, welche anerkannt und gefördert werden müssen: die Selbstbehauptung und die Hingebung.

Das einzelne Individuum ist Zweck, weil es der Repräsentant der Gemeinschaft ist; in seinem Leben regt sich das Leben der Gemeinschaft, und wenn sein Leben gehemmt wird, wird das Leben der Gemeinschaft gehemmt. Das Individuum ist einer der Endpunkte, in welche die Entwickelung ausläuft. Je mehr es sich zu behaupten und seine Vermögen und Triebe zu entfalten vermag, sodaß sich das Leben in ihm mit voller Kraft und Harmonie regt, eine um so höhere Stufe ist erreicht — nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Gemeinschaft. Die Gemeinschaft besteht aus Individuen, und ihr Leben muß um so reicher und kräftiger sein, je mehr jeder Einzelne die Anlagen seiner Natur zu entwickeln vermag. Der Einzelne ist eine kleine Welt, deren Bestehen und Entwickelung Selbstzweck ist. Die Selbstbehauptung — in ihren verschiedenen Formen: Selbsterhaltung, Selbstbeherrschung und Selbständigkeit — tritt dadurch als eine wesentliche Tugend hervor. Sie ist eine Pflicht, die der Einzelne auf einmal gegen sich selbst und gegen die Gemeinschaft hat. Die Rücksicht auf sich selbst und die Rücksicht auf die Gemeinschaft gehen hier so unmittelbar in Eins, daß es gleichgiltig werden kann, welchen Gesichtspunkt man betont. Keine Appellation an das bewußte Gemeinschaftsinteresse oder an das abstrakte Wohlfahrtsprinzip ist nötig, um zu zeigen, daß die Selbstbehauptung auch für Andere als für den, welcher sie selbst übt, wertvoll ist. Eine kräftige und harmonische Entfaltung der Persönlichkeit ist ein Gegenstand unmittelbarer Sympathie und Bewunderung. Wie schon Hume bemerkt hat, ist es noch schwieriger, die Bewunderung Anderer für die Tugenden, welche einem Individuum selbst zu Gute kommen, aus egoistischem Interesse zu erklären, als die Anerkennung sozialer Tugenden in dieser Weise zu erklären. Wir betrachten nicht notwendiger Weise die Selbstbehauptung Anderer als bloßes Mittel zu unseren eigenen privaten Zwecken. Es ist ein unnötiger Umweg, wenn Hobbes den Abscheu gegen die Betrunkenheit dadurch erklärt, daß sie zum Friedensbruch führt und das Individuum unzuverlässig macht. Beim Anblick mangelnder Selbstbeherrschung Anderer fühlen wir unmittelbar einen Abbruch der kräftigen und harmonischen Selbstentfaltung, von der die Lebensführung Anderer uns nach unserem Wunsche ein Bild geben sollte. Wo dagegen ein solches Bild uns entgegentritt, da finden wir auf diesem Punkte der Welt das Höchste erreicht. Freilich liegt die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde, daß die Kraft und die Harmonie des Einzelnen nicht nur gegen die Bedingungen dafür, daß Andere ein ähnliches Ziel in ihrer Weise erreichen können, nicht streiten, sondern sogar Mittel dazu sind. Es giebt ja kaum Etwas innerhalb der individuellen Entwickelung, sogar in deren freiester Eigentümlichkeit, das nicht soziale Bedeutung bekommen kann: in aller Selbstbehauptung ist eine potentielle Ethik enthalten. Aber in der Anerkennung der Selbstbehauptung als Selbstzweck weist die Ethik über sich selbst hinaus. Wenn die Ethik um des Lebens willen, und das Leben nicht um der Ethik willen da ist, wird es einen Punkt geben, wo die Giltigkeit der Normen aufhört, weil die unmittelbare Lebensentfaltung keine Rechtfertigung nötig hat.

Doch ist das Individuum nur Einer unter Vielen, und die Lebensinteressen der Gemeinschaft machen ein größeres Ganzes aus als der Inbegriff der Interessen seines isolierten Lebens. Daher wird die Hingebung in Gegensatz gegen die Selbstbehauptung treten können. Die Hingebung an einen größeren Kreis von Interessen kann eine Erweiterung mit sich führen, wodurch die individuelle Harmonie, nach welcher die Selbstbehauptung strebt, gehindert werden kann. Die Selbstbehauptung hat mit der eigenen kleinen Welt des Individuums zu thun und betrachtet sie als ein geschlossenes Ganzes; aber die Hingebung verlangt, daß diese kleine Welt in Zusammenhang mit einer größeren Welt gebracht werden soll, und dies kann eine vorläufige Störung der inneren Harmonie der kleinen Welt bewirken. Es ist ja nicht sicher, daß die Ordnung der kleinen Welt ohne weiteres in die größere Weltordnung eingepaßt werden kann. Abschließung und Erweiterung können in Gegensatz, ja sogar in Gegenstreit gegen einander stehen. Selbstbehauptung und Hingebung müssen daher als zwei verschiedene Tendenzen des Charakters, als zwei verschiedene Tugenden betrachtet werden, und wir finden denn auch, daß sie in der Geschichte der Ethik höchst verschieden geschätzt worden sind.

Notwendig ist es doch auch nicht, daß sie in Streit mit einander kommen. Der Drang nach Einheit und Kontinuität,

Digitized by Google

welcher sich schon in der Selbstbehauptung äußert, sofern die einzelne Persönlichkeit als ein geschlossenes Ganzes betrachtet wird, kann über die individuelle Totalität hinaus führen und als ein Drang, Glied eines mehr umfassenden Ganzen zu sein, hervortreten. Vielleicht kann der Einzelne nur dann innerhalb seiner eigenen kleinen Welt Zusammenhang erreichen, wenn er sein Interesse an etwas Dauerndes, etwas Unüberschaubares knüpft. Er kann vielleicht nur dann gegen sich selbst treu sein, wenn er gegen Etwas, das größer als er selbst ist, treu ist. Dann wird die Hingebung eine Fortsetzung der Selbstbehauptung sein.

Ein charakteristischer Unterschied zwischen Selbstbehauptung und Hingebung besteht darin, daß das Individuum dort als Zweck steht und doch als Mittel wirkt, indem die Gemeinschaft durch die Selbstbehauptung des Einzelnen gestärkt und entwickelt wird, — hier als Mittel steht und doch Zweck wird, indem sein persönliches Leben durch das größere Wirkungsgebiet reicher und voller wird. In der Gerechtigkeit (wie sie von Platon und Leibniz aufgefaßt wird) können wir eine harmonische Einheit der Selbstbehauptung und der Hingebung ausgedrückt finden. Nach Platon war sie eine innere Harmonie zwischen den Teilen der Seele; nach Leibniz war sie die Liebe des Weisen (caritas sapientis); verbinden wir beides, werden wir die höchste Charaktereigenschaft gegeben haben. Was den psychologischen Ursprung betrifft, kann die Gerechtigkeit ihre Wurzel in der Selbstbehauptung haben, wenn nämlich diese mit der zuerst vielleicht abgezwungenen, später aber in Fleisch und Blut übergegangenen Anerkennung der gleichen Berechtigung Anderer verbunden ist. Aber sie kann sich auch aus der Hingebung entwickeln, wenn sich diese mit dem Verständnis der Eigentümlichkeit und der Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten (auch der eigenen) verbindet. Selbstbehauptung und Hingebung sind jede für sich mehr elementare Tendenzen. Die Gerechtigkeit ist die mehr umfassende Tendenz, welche der Entwickelung des ethischen Charakters die Krone aufsetzt. Sie setzt voraus, daß das Individuum sich behauptet und entwickelt, nicht nur ohne die Entwickelung Anderer zu hemmen, sondern so, daß diese gefördert wird, — und daß das Individuum sich umfassenden Lebensinteressen hingiebt, sodaß eben dadurch seine eigene Persönlichkeit behauptet und entwickelt wird.

In diesem Begriffe der Gerechtigkeit wird der antike Harmoniebegriff festgehalten, aber so, daß er durch die ethischen Erfahrungen, die in den Charakterschätzungen des Stoizismus, des Christentums, der Renaissance und der modernen Humanität enthalten sind, erweitert und vertieft wird. Unsere Ethik ist die griechische Ethik, welche die spätere ethische Entwickelung durch ihre mannigfachen Schwingungen geändert und berichtigt hat, welche aber niemals verdrängt werden können wird, so lange eine wirklich menschliche Ethik bestehen soll.

Die unabänderlichen Werte.

Aus John Ruskins „Munera Pulveris". Übersetzt von J. C.

Die menschliche Natur, wie ihr Schöpfer sie schuf und erhält, wo immer man seine Gesetze beobachtet, ist durchaus harmonisch. Kein physischer Irrtum so verhängnisvoll, kein moralischer so gefährlich als der, welcher der mönchischen Lehre zu Grunde liegt, daß Leib und Seele Gegensätze bilden. In einem unvollkommenen Körper kann keine vollkommene Seele, und ohne vollkommene Seele kann kein Körper vollkommen sein. Jede gerechte Handlung und jeder wahre Gedanke drückt das Siegel der Schönheit, jede ungerechte Handlung, jeder schlimme Gedanke das der Entstellung auf Gestalt und Antlitz des Menschen. Die verschiedenartigen Erscheinungen der Menschheit könnte man deutlich wie eine gedruckte Geschichte lesen, wenn die Eindrücke nicht so verwickelt wären, sodaß es in gewissen Fällen (und in dem gegenwärtigen Zustande unseres Wissens in allen Fällen) unmöglich ist, sie vollständig zu entziffern. Dessenungeachtet kann man das Gesicht eines durchgehends gerechten von dem eines durchgehends ungerechten Menschen mit einem Blick erkennen; und wenn sich die Eigenschaften durch wenige Generationen hindurch vererben, dann entsteht ein vollständiger Rassenunterschied. Sowohl moralische, als physische Eigenschaften werden weit mehr durch Geburt fortgepflanzt, als die Erziehung sie entwickeln kann (wiewohl beide durch Mangel an Erziehung zerstört werden können); und bis jetzt ist noch keine Grenze für Veredlung des Körpers und Geistes festgestellt, welche der Mensch erreichen könnte, der beharrlich die Gesetze Gottes hinsichtlich der Abkunft und Lebensführung befolgt.

Das Ziel der Nationalökonomie muß deshalb definiert werden, „als die Vermehrung des zu seiner höchsten Stufe ausgebildeten Lebens". Man könnte vorerst in Frage stellen, ob man trachten sollte, eine kleine Anzahl zur höchsten Schönheit und Geisteskraft ausgebildeten Menschen oder eine größere Anzahl abhängiger Menschen heranzubilden. Ich werde aber in der Folge zeigen, daß, um die höchste Anzahl zu erhalten, man vor Allem anstreben muß, das höchste Musterziel zu erreichen. Man werde sich klar, was das edelste Vorbild des Menschen sei, und strebe dann, die höchste Anzahl einer solchen Menschenklasse zu erhalten. Man findet alsdann, daß die höchst möglichste Anzahl einer gesunden abhängigen Menschenklasse gleichzeitig hervorgehen müsse.

Das vollkommenste Vorbild des Menschen erfordert eine vervollkommnete Ausbildung des Körpers, der Affekte und der Denkkraft. Die materiellen Dinge, welche deshalb von der Nationalökonomie richtig erzeugt und gebraucht (oder zum Gebrauch angehäuft werden müssen), sind Dinge, die den Körper entweder stärken oder laden, die Gemütsstimmungen auf den rechten Weg lenken und die Denkungsweise richtig ausbilden. Was immer solche Absichten fördert, ist für den Menschen „nützlich": heilsam, hilfreich oder heilig. Indem der Mensch solchen Dingen nachgeht, verlängert und erhöht er sein Dasein auf Erden.

Was andererseits solche Absichten nicht fördert, was sie vielmehr hemmt, ist gleicherweise für den Menschen nutzlos: unheilsam, unförderlich oder unheilig. Wenn der Mensch solchen Dingen nachgeht, so verkürzt oder vermindert er sein Dasein auf Erden.

Des Menschen Wertschätzung über Nützlichkeit oder Nutzlosigkeit der Dinge ändert nichts an ihrem inneren Wesen. Gewisse Stoffe eignen sich für seine Nahrung, andere sind ihm schädlich, was er über dieselben auch denkt oder in Bezug auf dieselben wünschen mag, er kann deren Macht weder ändern, noch wirkungslos machen. Nährt er sich von Getreide, so lebt er; von Nachtschatten, so stirbt er. Bringt er gute und schöne Dinge hervor, so werden sie ihn neu beleben (recreate); schafft er schlechte und häßliche Dinge, so werden sie ihn ganz genau nach ihrer Wirksamkeit korrumpieren; (d. h. in Stücke drechen). Für jede auf Unbrod verwendete Arbeitsstunde, so begeistert und wahlmeinend sie auch sei, verkürzt er das Leben, welches im Schoß der Möglichkeit für ihn liegt. Seine Phantasie, seine Neigung, sein Glauben, wie glänzend, wie strebsam und unbeugsam sie sein mögen, bleiben nutzlos, wenn sie auf ein falsches Ziel gerichtet sind. Für was er auch gearbeitet haben mag, das ewige Gesetz des Himmels und der Erde erkennt ihm haarscharf den Lohn zu, für den er hätte arbeiten sollen, und entzieht ihm unerbittlich den Teil, für den er hätte nicht arbeiten sollen, bis seine Ernte in der Scheune steht, nicht gemäß seiner Arbeit, sondern gemäß seiner Einsicht. Keine kaufmännischen Ausgleiche, keine Ausschmückung der Dinge gewähren ihm den allergeringsten Nutzen. Die Natur stellt an ihn die ruhige und unausweichbare Frage: was hast du erdacht oder geschaffen — das Richtige oder Falsche? Durch das Richtige sollst du leben, durch das Unrichtige sterben. Den gedankenlosen Menschen erscheint die Sache anders. Sie betrachten die Welt, als gäbe es Mittel und Wege im Leben, sie um ein gewisses Etwas zu betrügen. Man kann jedoch nicht sie, sondern nur seine Mitmenschen betrügen. Man kann die Welt um kein Körnchen hintergehen, verstohlener Weise keinen Lufthauch

einatmen. Für jedes Stück vernünftiger Arbeit wird so viel Leben gewährt; für so viel thörichte Arbeit nichts; für jedes Stück sündhafter Arbeit das Leben um so viel gekürzt. Dies ist so sicher wie der Wandel von Tag und Nacht.

Die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft.

Von Beatrice Potter (Mrs. Sidney Webb). Autorisierte Übersetzung von Adele Gerhard.

(Schluß.)

Bisher haben wir die Grenzen der Genossenschaft geschildert. Aber die Schranken der Gewerkschaft sind noch mehr ins Auge fallend. Die Gewerkschaften würden selbst, wenn sie umfassend würden, niemals den Arbeitern die Rente und den Gewinn, der jetzt aus ihrer Arbeit gezogen wird, sichern. Diese gehen gegenwärtig unter unserem System des Privateigentums an diejenigen, denen das Land oder die Maschinen gehören, oder die das Geschäftstalent besitzen. Das Hauptprinzip, auf dem ein Lohntarif beruht, schneidet von der Beteiligung am Gewinn ebenso sehr wie an der am Verlust ab. Gegen den Fels der ökonomischen Rente, gleichviel ob von Kapital oder von Land, versagen alle Stürme der Gewerkschaft. Es ist daher etwas mehr als bloße gewerkschaftliche Verbindung nötig, wenn das Ideal einer Gemeinschaft von Arbeitern, die die vollen Früchte ihrer Arbeit erhalten sollen, verwirklicht werden soll. Der gute Gewerkschafter muß seine Zugehörigkeit zur Gewerkschaft durch lokale und nationale Genossenschaft ergänzen und muß suchen, die Gemeinschaft in der einen oder anderen ihrer Organisationen an die Stelle des privaten abwesenden Eigentümers oder Renten-Empfängers zu setzen. Auch kann die Gemeinschaft der Arbeiter selbst nicht zugeben, daß die gewerkschaftliche Verbindung zu weit gehe. Jedes einzelne Gewerbe besteht nicht für den Nutzen der in ihm beschäftigten Arbeiter, sondern für die ganze Nation. Den Handwebern hätte nicht gestattet werden können, über die Einführung des Maschinenwebstuhls zu entscheiden. Die Meinung eines Schiffbauers am Tyne hätte über die soziale Nützlichkeit eisernen Schiffbaues nicht ausschlaggebend sein können. Und wie können heute nicht die Abneigung des geschickten Handschneiders der Erbauung von Schneiderwerkstätten hinderlich werden lassen, die den stärksten Gebrauch von dem Maschinenwesen und der Teilung der Arbeit machen. Kurz, die endliche Entscheidung über gewerbliche Vorrichtungen und industrielle Organisationen muß unweigerlich nicht den Produzenten eines Gegenstandes, sondern dessen Konsumenten verbleiben. Wir können die Verbindung der Arbeiter in jedem einzelnen Gewerbe, um sich vor Bedrückung zu schützen, billigen, möge diese Bedrückung von einem einzelnen Kapitalisten ausgehen oder, wie in unserem Postwesen, von der unbesonnenen Nachlässigkeit der Gesamtheit. Hierüber hinaus aber können wir nicht gehen. Die Vereinigung der Produzenten eines bestimmten Artikels, um der Einführung der Maschine zu widerstehen oder um die Preise gegen die Gesellschaft in die Höhe zu schrauben, würde in den Händen einer Gewerkschaft eine ebenso unleidliche Tyrannei sein, wie in denen eines Kapitalisten-„Rings". Der unklare Traum, die Gewerkschaften mit der Zentrale über die bezüglichen Industrien zu betrauen, muß als ein falsches Ideal aufgegeben werden. Als Arbeiter ist der Bürger der Diener der Gesamtheit, nicht ihr Herr. Er ist mit Recht Besitzer der Produktionsmittel und Mitaufseher der internationalen Industrie, aber in seiner Eigenschaft als Bürger, nicht in der als Bergmann oder Mühlenarbeiter. Wir können uns gegen den Privatbesitz an Land oder Kapital auflehnen, aber Niemand würde sich darüber aufregen, wenn es sich einzig darum handelte, an Stelle von Lord Londonderry tausend kleine Lords Londonderry zu setzen. Wir verlangen nicht mehr das Land für den Landarbeiter, die Grube für den Grubenarbeiter, so wenig wie die Schule für den Schulmeister, die Kloake für den Kloakenreiniger. Das sind Äußerungen eines vergangenen Individualismus, die so wenig zeitgemäß sind wie das bäuerliche Eigentumsrecht oder der Hundsfluch. Was wir an Stelle der persönlichen Anordnungen des Privatbesitzers oder Kaufmanns zu setzen suchen, ist die Oberaufsicht nicht des einzelnen Gewerbes oder der Klasse, sondern der Gesamtheit. Die Gewerkschaft verläßt daher ihre gesetzmäßige Sphäre, wenn sie über die gewerbliche Thätigkeit ihrer Mitglieder eine weitergehende Aufsicht zu erlangen sucht, als diejenige, welche erforderlich ist, um ihre Lebenshaltung aufrecht zu erhalten gemäß den Anforderungen ihres Gewerbes oder dem normalen sozialen Niveau der Zeit. Gewerkschafter, die nur Gewerkschafter sind, geben die Hälfte ihrer Rechte und ihrer Verantwortlichkeiten auf; sie organisieren nur die Seite ihres Lebens, wo sie Dienende sind, und beachten jene reichere Sphäre kollektiver Herrschaft nicht, die sich in der Mitgliedschaft an dem Konsumverein und dem demokratischen Bürgerrecht so ruhmvoll jetzt vor ihnen eröffnet.

Mein Endresultat ist daher, daß es die Pflicht des Gewerkschafters, wie des Genossenschafters ist, die Organisation des andern zu vergrößern und zu unterstützen.

Der genossenschaftliche Arbeiter, der nicht auch Mitglied seiner Gewerkschaft ist, ist ein Verräter an allen wesentlichen Prinzipien genossenschaftlichen Glaubens. Der Gewerkschafter, der nicht Genossenschafter ist, hält seine Ketten als Lohnsklave fest, ohne an dem Kampf für eine demokratische Verwaltung der Industrie teilzunehmen. Und man lasse mich hinzufügen: Beide, Gewerkschafter und Genossenschafter, vergessen ihrer rechtmäßigen Pflichten und Verantwortlichkeiten, wenn sie nicht auch thätige, politische Bürger sind, die bestrebt sind, ihren vollen Anteil an der Oberaufsicht über jene Zweige der Genossenschaft sich zu sichern, in denen die geeignete Einheit der Verwaltung nicht der Konsumladen oder die Gewerkschaftsvereinigung ist, sondern die Gemeinde oder der Staat.

Was Gewerkschaft und Genossenschaft anbetrifft, so wird beiden Bewegungen großes Unrecht durch den mißgünstigen Geist zugefügt, mit dem die Sphäre und Arbeit der einen oft durch eifrige Apostel der andern betrachtet wird. Es ist ja sehr schön, enthusiastisch über die Vorzüge des eigenen besonderen Heilmittels zu denken, aber ich hoffe, daß die Zeit nicht mehr weit ist, wo kein genossenschaftliches Meeting sein Teil zum Lobe der Schwesterbewegung der Gewerkschaften vergessen wird; und wo keine Versammlung der Gewerkschafter versäumen wird, ihre Würdigung der Vorzüge der Genossenschaft zu wiederholen. Wir sollten uns nicht damit begnügen, eine formale Deputation zu den jährlichen Kongressen des andern zu schicken. Jeder Zweig von einer jeden der beiden Bewegungen sollte ohne Hehl zu einem Felde des Anwerbens für die andere gemacht werden. Wenn ein Arbeiter in eine fremde Stadt kommt und sein Gewerkschaftsbureau aufsucht, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht der Sekretär seines Zweiges ihm eine Karte aushändigen sollte, die ihm die Adresse des nächsten Genossenschaftsladens giebt, und seinen Namen dem Sekretär desselben mitteilen sollte. Wenn der Konsumladen ein neues Mitglied erhält, so sollte wiederum dessen Adresse und Beschäftigung wie mechanisch an den Sekretär der lokalen Gewerkschaftsorganisation gehen als Berichterstattung für die in Frage kommende Gewerkschaft. Es wäre eine Handlung weitblickender Großmut, wenn die Genossenschaft diejenigen ihrer Komiteeräume, welche sie entbehren könnte, freiwillig den lokalen Gewerkschaften als Versammlungssitze (lodge meetings) zur Verfügung stellte. Den Genossenschaftsladen an Stelle irgend einer schlechten Schenke zum Heim des lokalen Gewerkschaftsverbandes (trade council) zu machen, würde zugleich ein Gewinn für die Genossenschaft und Gewerkschaft sein. In Nottingham gestattet der Bürgermeister dem Gewerkschaftsverband (trade council) für dessen Meetings freien Gebrauch eines Zimmers in den Gemeinde-Baulichkeiten. Gerne hörte ich, daß die Newcastler Genossenschafts-Gesellschaft in ähnlicher Weise die vollgedrängten Bierhäuser des Groat Market verdrängte.

Die Komitees der Konsumvereine sollten in beständigerer Verbindung mit den lokalen Gewerkschaften im Hinblick auf den Lohntarif und gerecht denkende Unternehmer stehen. Der Konsumladen wie die städtischen Behörden müssen offenkundig den anderen Unternehmern ein gutes, nicht ein schlechtes Beispiel geben. Genossenschafter müssen daher darauf achten, daß sie in allen Abteilungen den normalen Lohntarif des Distrikts zahlen; daß ihre Angestellten nicht mehr als die normalen Arbeitsstunden in jeder Industrie arbeiten; und vor allem, daß sie keine Verbindung mit irgend einer Firma eingehen, die nicht dieselben Bedingungen beachtet. Diese Prinzipien können ohne enge und häufige Verbindung mit den lokalen Gewerkschaftsleitern nicht steeng befolgt werden; und vor allem durch den Mangel an einer solchen Verbindung haben in der Vergangenheit einige genossenschaftliche Läden Drucker, die unter dem gewöhnlichen Lohn arbeiten, beschäftigt, oder sind zu mit dem Schweißsystem arbeitenden Unternehmern gegangen.

Ich hoffe, daß es für Genossenschafter und Gewerkschafter möglich sein wird, einen einheitlichen Maßstab für jeden Tarif bei gewissen Artikeln anzuerkennen; und wenn Sie Ihre Delegierten zu den vierteljährlichen Meetings der Großhandelsgenossenschaft und das Komitee Ihres eigenen Konsumladens anweisen,

Digitized by Google

darauf zu bestehen, daß mit gewissen Arten Zündhölzchen und mit gewissen Konservenfabrikaten die Genossenschaften nicht mehr handeln, so würde dies mehr zur Beförderung geziemender Arbeitsbedingungen in diesen Industrien beitragen als noch so große bloße Sympathien für die unglücklichen Verfertiger der unter dem Schweißtreibersystem gearbeiteten Artikel. Genossenschafter können nicht erwarten, die volle und herzliche Unterstützung feuriger Gewerkschafter eher zu gewinnen, als bis sie gezeigt haben, daß sie wirklich Ernst mit ihrem Kreuzzug gegen harte Unternehmer machen.

Andererseits schulden die Gewerkschaften dem Konsumtoden treue Unterstützung. Es besteht leider in diesen Dingen zu viel kurzsichtige Heuchelei. Es kommt vor, daß der Sekretär einer Gewerkschaftsvereinigung, der bezahlt wird, um zu Gunsten guter Arbeitsbedingungen zu organisieren und zu agitieren, seiner Frau erlaubt, den Genossenschaftsladen zu vertossen und sie ermutigt, anderswo Gegenstände zu kaufen, deren Preis ein offenbares Zeichen des Schweißtreibersystems ist. Soll die demokratische Beaufsichtigung der Industrie wirklich wirksam gemacht werden, so muß jeder Gewerkschafter ein eifriger Genossenschafter werden. Und die Gewerkschaften müssen den Konsumladen in gerechter Weise behandeln. Als Unternehmer kann die Genossenschaft nicht weit über den Durchschnitts-Privatkapitalisten, mit dem sie konkurrieren muß, hinausgehen. Die Gewerkschaft darf von dem Konsumverein nicht mehr als eine willige und ehrenhafte Beobachtung des Normaltarifs, wie immer er sein mag, verlangen. Vor allem darf jene Verwunddarkeit übler Nachrede gegenüber, gegen die sich die Genossenschaft selbst nicht schützen kann, nicht ausgenutzt werden. Der jüngst stattgehabte Streik einiger Schuhmacher in den prächtigen neuen Werkstätten der Großhandelsgenossenschaft in Leicester ist ein Beispiel für das, was ich meine. Einer gewissen Klasse Arbeiter paßte es, sich unter einem so thörichten Vorwand, daß die Vorstände ihrer Vereinigung sie ohne Zögern verurteilten, beeinträchtigt zu fühlen. Aber die Unzufriedenen bestanden, da sie auf den Wunsch der Großhandelsgenossenschaft, Streitigkeiten zu vermeiden, bauten, auf ihrer Forderung und verursachten (obwohl dieser nicht nachgegeben ward) der Million Arbeitergenossen, die ihre Prinzipale sind, viel Unannehmlichkeiten und Verluste. Ein derartiger Versuch, sich die Genossenschaft „zu Nutze zu machen", ist sowohl gegen die Gewerkschaft wie gegen die Genossenschaft unredlich.

Meine Aufforderung an Genossenschafter wie an Gewerkschafter geht daher dahin, daß sie gegenseitig die eigentliche Sphäre des Andern anerkennen. Bisher ist zuviel Uneinigkeit, zuviel Eifersucht, zuviel Reibung zwischen dem gewesen, was zwei notwendige Zweige derselben demokratischen Bewegung darstellt. Nun könnten bei einem weiteren Verständnis des sich ergänzenden Charakters der beiden Bewegungen, bei einer großherzigeren Schätzung durch die Beamten beider Organisationen über die Schwierigkeiten der andern, die Lohnempfänger in jeder Stadt, als Konsumenten organisiert, schnell eine unwiderstehliche Zwillingsmacht für die demokratische Verwaltung der Industrie werden. Das parlamentarische Komitee des Gewerkschaftskongresses und das parlamentarische Komitee der vereinigten Genossenschaften weisen heute zum großen Teil dieselben Personen oder wenigstens dieselben Familien auf. Ob sie als ihren besonderen Schützling den lohnempfangenden, gewerkschaftlichen Gatten oder die haushaltende, genossenschaftliche Gattin betrachten — es leuchtet ein, daß ihre wirklichen Interessen die gleichen sind. Beide Körperschaften vertreten die ganze Gemeinschaft der Handarbeiter, im Gegensatz zu einem besonderen Teil derselben. Beider Interesse muß auf Behauptung einer hohen Waren- und Arbeitshaltung hinstreben. Beide haben einen Kampf mit denen aufzunehmen, die als müßige Gutsbesitzer oder Kapitalisten einen Tribut von der arbeitenden Gesamtheit erheben, ohne ihr dafür notwendigerweise irgend einen Dienst zu erweisen.

Endlich kann keine von beiden Bewegungen ihre vollen Kräfte bei jenen weitern sozialen Umgestaltungen, die nicht im Rahmen dieses Vortrages liegen, ohne die treue Mitwirkung der andern entfalten. Mir scheint, als haben die Leiter der gewerkschaftlichen und der genossenschaftlichen Bewegung mit ihren Millionen Anhängern eine edle Aussicht vor sich. Wenn sie sich miteinander betreffs der allgemeinen Erfordernisse der beiden Bewegungen besprechen und in dem Wirken für diese sich treu unterstützen, so würde das „Schweißtreibersystem" schnell beseitigt werden; übermäßige Arbeitsstunden und andere Formen industrieller Bedrückung würden unmöglich gemacht sein; die Industrie würde befreit von Abgaben und der Arbeiter von Tyrannei sein; und Gewerkschaft und Genossenschaft, jede in ihrer eigenen, gesetzmäßigen Sphäre, würden mit einem Sprunge zu ruhmreicheren Siegen, als jede bisher vollbrachte, gelangen. Aber ohne wahre Verbindung, die auf gegenseitiger Achtung basiert, wird ein weiterer Fortschritt schwer, wenn nicht unmöglich sein. Das richtige Verhältnis zwischen Gewerkschaft und Genossenschaft ist, wie mir scheint, das einer idealen Ehe, wo jeder Teil die Eigenart des andern achtet und dessen Werk unterstützt, während beide aufrichtig ihre Kräfte vereinen, um ihr gemeinsames Ziel zu sichern — den genossenschaftlich organisierten Staat.

Gedanken einer Lehrerin über Mädchenschulbildung.

Frauenbildung! Nach immer haftet dem Worte eine geringschätzige Bedeutung bei! nach haben wir es nicht verstanden, den Spott verstummen zu lassen, der unseren „höheren Töchtern" folgt. So groß die Anstrengungen auch sind, welche die Schule gemacht hat, um das Niveau der weiblichen Bildung zu heben, so sehr sie sich bemüht hat, den Lernstoff zu einem wirklichen Bildungsstoffe zu machen, die selbständige geistige Thätigkeit des Schülers zu wecken — immer noch begegnet man der Anschauung, daß Mädchen mechanisch lernen, daß ihre Bildung im Nachplappern auswendig gelernter, unverstandener Weisheiten bestehe, daß nur auf Knabenschulen das Denken gelehrt werde. Immer wieder stellt sich daher die gewissenhafte Lehrerin, deren Beruf es ist, dem jungen, heranwachsenden Geschlechte die Grundlage der Bildung zu geben, seinen Verstand systematisch zu schulen, die Frage, ob und in wie weit diese Anschuldigungen gerecht sind.

Haben all' die großen Anstrengungen nichts genützt, welche die Schule in den letzten Jahrzehnten gemacht hat? Sind uns die Knabenschullehrer soweit überlegen und ist unsere pädagogische Unfähigkeit schuld daran, daß die Resultate nicht den Erwartungen entsprechen, die man unserer Arbeit entgegenbringt?

Leider müssen wir zugeben, daß die Erfolge auch unseren eigenen Erwartungen nicht entsprochen haben. Wenn wir die ungeheure Summe von Arbeit in Betracht ziehen, der sich die Schule mit der größten Hingabe an ihr Werk unterzogen hat, so erscheint das Resultat im Verhältnis zu gering. Ein Mangel an Interesse, an ernsthaftem Streben macht sich auch heute noch bei der Mehrzahl der jungen Mädchen bemerkbar. Wie viele Schülerinnen nehmen wohl aus der Schule ein bleibendes Interesse an Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte mit hinaus ins Leben? Die fremden Sprachen, die Litteratur in ihren modernsten Erzeugnissen, die schönen Künste, kurz, alles das wird auch später noch gepflegt, was gesellschaftlichen Glanz zu verleihen imstande ist. Aber sehr häufig fallen auch diese Interessen ab, sobald das Mädchen in den Hafen der Ehe eingelaufen ist und bezeugen dadurch, daß sie künstliche Produkte der Eitelkeit, nicht wirkliche Bedürfnisse des Geistes waren!

Daß aber diese Übelstände die Folge einer verkehrten Lehrmethode seien, wird niemand behaupten können, der einen Einblick in die heutigen Schulverhältnisse hat. Wenigstens würde eine solche Anschuldigung die Mädchenschule niemals allein treffen können. Bei uns wird genau nach denselben Grundsätzen gelehrt, wie in den Knabenschulen; hier wie dort besteht das Bestreben, den ungeheuren Anforderungen, die unsere Zeit stellt, gerecht zu werden, ohne den Geist des Schülers durch unverstandenes Wissen zu belasten. Und da an allen unseren höheren Mädchenschulen Gymnasiallehrer unterrichten, haben wir genügend Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen, um zu wissen, daß unser pädagogisches Können durchaus nicht zurücksteht.

Soll denn nun die Qualität des weiblichen Geistes an diesem Mangel schuld sein? Viele werden diese Frage unbedingt bejahen, doch muß ich gestehen, daß eine solche Annahme meiner Erfahrung direkt widerspricht. Mag dem weiblichen Geiste die geniale Gestaltungskraft des männlichen fehlen, seine Bildungsfähigkeit wird niemand bezweifeln, der Mädchen unterrichtet hat. Sie lassen sich für alles interessieren, wenn man es richtig anzufangen versteht. Ein Beispiel dafür erlebte ich vor einigen Jahren. Es war mir aufgefallen, daß die Kinder der Schule, in der ich unterrichtete, ein sehr lebhaftes Interesse für Naturgeschichte bekundeten. Ich fragte daher einmal meine Kollegin, die dieses Fach inne hatte, welches interessante Thema sie denn gerade behandle, da die Kinder meiner Klasse eine solche Leidenschaft für ihre Stunde gefaßt hätten. Und was erhielt ich zur Antwort? „Die Würmer, Fräulein S." Erstaunt fragte ich, wie sie es möglich mache, ein so abschreckendes Thema Kindern interessant zu machen, und noch dazu Mädchen, die bekanntlich allem Unappetitlichen einen sehr energischen Widerstand entgegenzusetzen

Digitized by Google

verstehen. „Ich gebe ihnen Gelegenheit zu beobachten und zu denken," erhielt ich zur Antwort, „und das macht ihnen Freude." Das stimmte gut zu meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, so wie alles, was mir meine Kollegin über die Empfänglichkeit und den Enthusiasmus der Kinder sagte, die sie zeigten, sobald man es verstände, sie aus dem passiven Zustande des bloßen Aufmerkens in den aktiven des Mitschaffens und Findens hinüberzuführen. „Aber", schloß meine Kollegin den Bericht, „wie viel mehr könnten wir leisten, wenn wir von den Eltern unterstützt würden, wenn sie uns nicht oft geradezu entgegenarbeiteten! Da soll das Mädchen nicht botanisieren gehen, weil sie sich Flecken in das Kleid machen könnte, dort wird ihr verboten eine Heuschrecke oder sonst ein harmloses Tier in die Hand zu nehmen, weil die Mutter das ekelhaft findet, und neulich kommt gar eine kleine Schülerin zu mir und klagt, sie dürfe sich keine Käfersammlung anlegen, weil ihr Vater findet, das wäre keine Beschäftigung für Mädchen, so etwas thäten nur Knaben.

Ob derselbe Vater nicht ein paar Jahre später auch zu denen gehört, die darüber klagen, daß sich Mädchen doch für gar nichts anderes als Putz und Gesellschaften interessieren und über die Flachheit der Mädchenbildung schilt? In dieser Verständnislosigkeit, diesem Mangel an gutem Willen, auf die Absichten der Schule einzugehen, liegt wohl auch ein Grund dafür, daß unsere Arbeit so häufig vom Mißerfolg begleitet ist, daß so manche hoffnungsvollen Früchte abfallen, ehe sie zur Reife kommen.

Aber die Eltern allein dafür verantwortlich zu machen, wäre ungerecht, dazu giebt es deren zu viele, die ihres Amtes mit Einsicht und gutem Willen walten. Die Ursache des Schadens liegt tiefer begründet, und zwar in der gesamten Organisation des Mädchenunterrichts. Wir Frauen werden gemeinhin für die schlechten Resultate verantwortlich gemacht, die das Mädchenschulwesen aufweist. Aber macht sich wohl einer von den Tadlern klar, wie wenig wir eigentlich bei der ganzen Sache beteiligt sind, wie machtlos wir sind etwas daran zu ändern, selbst wenn wir wollten? Der Staat schreibt uns genau vor, was und wie viel wir zu lehren haben und wie viel Zeit wir dazu gebrauchen sollen. Bis auf die Stundenzahl der einzelnen Fächer ist alles festgesetzt und darf nicht geändert werden, mögen Erfahrung oder besondere Gründe auch gegen die Bestimmungen sprechen. Der Staat giebt uns keine höheren Mädchenschulen; er verlangt aber, daß sie genau so eingerichtet sind, wie er sie für gut befindet und vergewissert sich fortwährend, ob auch alle seine Vorschriften erfüllt werden. Wenn uns also ein Vorwurf treffen soll, so müßten wir die Hauptstimme bei allen Schulverordnungen haben, die die weibliche Erziehung betreffen. Wie weit sind wir noch von der Erfüllung dieses Hauptwunsches jeder Lehrerin entfernt!

Freilich, der Druck der öffentlichen Meinung, die Gründung von Vereinen, die unablässig thätig sind, haben schon einige, wenn auch geringe Erfolge aufzuweisen. So hat man unter anderem Mädchengymnasien gegründet, vornehmlich um den Mädchen das Universitätsstudium zugänglich zu machen, aber auch in der ausgesprochenen Absicht, das Niveau der weiblichen Bildung zu heben. Ob sie allerdings den letzteren Zweck erfüllen werden, scheint mir zweifelhaft, auch nicht einmal wünschenswert. Denn dann müßten die Mädchengymnasien in der Frauenerziehung doch annähernd die Stellung einnehmen, welche die Knabengymnasien in der Männererziehung haben. Ich glaube nicht, daß wir uns einen solchen Zustand ernstlich wünschen sollen. Gewiß haben wir ein Recht auf ebensoviel Bildung wie die Männer, aber in dem Kampfe um dieses unser gutes Recht sollten wir uns vor dem Fehler hüten, alles genau so haben zu wollen, wie es das andere Geschlecht hat. Das ist die Logik verzogener Kinder, die in jeder Verschiedenheit nur die Bevorzugung des anderen Teils sieht. Wir wünschen eine Reform der Frauenerziehung; wir wollen aber nicht alle Mängel der Knabenerziehung in dieselbe mit hinüber nehmen, um einer problematischen Gleichheit willen. Wie große Übelstände auch in den Gymnasien bestehen, zeigen die vielen Reformen in der letzten Zeit und die Klagen darüber, daß notwendige Änderungen noch nicht erfolgt sind.

Von Grund auf neu gestalten müssen wir die höhere Mädchenschule, wenn wir auf wirkliche Erfolge hoffen sollen. Jedes Mädchen, das eine solche Schule besucht, muß damit allein schon die Möglichkeit haben, sich die Grundlage einer soliden Bildung zu erwerben. Das ist heute aber nicht der Fall, da die Mädchen die Schule in einem Alter verlassen, in dem sie gerade anfangen, sich für die tieferen Fragen der Lehrfächer zu interessieren. Sie werden zu früh fertig gemacht, darin liegt, meiner Meinung nach, der Hauptgrund für das Fragmentarische, Unbefriedigende in ihrer Bildung. Das fühlen sie selbst beim Verlassen der Schule sehr wohl, das fühlen vor allem die Eltern und darum wird Umschau nach weiteren Bildungsmitteln gehalten. Fortbildungszirkel, Privatstunden sollen dem Mangel abhelfen. Was aber dabei herauskommt, wenn Mädchen, vom Zwange der Schule befreit, mit dem Bewußtsein, eigentlich fertig zu sein, von gesellschaftlichen Zerstreuungen abgelenkt, nur noch zu ihrem Vergnügen arbeiten, das weiß jeder, der, wie ich das zweifelhafte Vergnügen genossen hat, an einem solchen Fortbildungszirkel Stunden zu geben. Gewiß, strebsame Schülerinnen giebt es da auch; aber das Gesamtresultat ist durchaus unbefriedigend.

Manche wissensdurstigen Mädchen, auch solche, die nicht daran denken Lehrerin zu werden, entschließen sich zum Seminarbesuch. Hier findet ihr Thätigkeitstrieb volles Genügen, denn hier wird wie unter Dampfdruck gearbeitet. Aber hier liegen die Verhältnisse für die Aneignung einer harmonischen Bildung noch ungünstiger. Wer solche Massen Stoff in so kurzer Zeit wirklich verdauen will, muß einen Straußenmagen haben. Noch einmal wird die ganze Weltgeschichte von Adam bis heute durchjagt; noch einmal läßt man die Litteraturen der bedeutendsten Kulturvölker Revue passieren; noch einmal muß die Natur all' ihre Wunder zur gefälligen Besichtigung auslegen. Von einem Vertiefen kann in der gegebenen kurzen Zeit gar nicht die Rede sein. Erst nach langem Drängen hat sich die preußische Regierung entschlossen, den Kursus des Seminarbesuchs von zwei Jahren auf drei zu erhöhen; aber was man uns mit der einen Hand gegeben hat, hat man mit der anderen genommen: der Schulbesuch ist dafür von 10 Jahren auf 9 herabgesetzt.

Eine Erhöhung der Gesamtzahl der Unterrichtsjahre brauchen wir auch nicht. 12 Jahre Lernens sollten wohl genügen, auch ohne die Hilfe des Lateinischen einen tüchtig geschulten Verstand zu erzielen, wenn man sich nur entschließen könnte, aus den beiden Instituten, Seminar und Mädchenschule, die jedes für sich nur kümmerliche Resultate erzielen, ein organisches Ganzes zu machen, in dem Jahr für Jahr stufenweise fortgeschritten wird, in dem nicht die letzten, wichtigsten Jahre für eine Monstre-Rekapitulation verschwendet werden. Selbstverständlich muß es den Schülerinnen auch frei stehen, die Schule früher zu verlassen, was ja auch auf den Gymnasien sehr viel geschieht. Für diejenigen, die das Erzieherinnenexamen abzulegen wünschen, brauchten wir dann gar keine besonderen Seminarien; Pädagogik und Methodik könnten sehr gut besonders für sie gelehrt werden, während für die übrigen andere fakultative Fächer dafür eintreten.

Gewinnen wir so durch eine rationellere Ausnützung der Lernzeit mehr Kraft und ein sich stetig steigerndes Interesse bei den Schülerinnen, so könnten wir durch eine vernünftige Beschränkung des Stoffs noch viel mehr darin erreichen. Wer die ganze Summe dessen, was heutzutage als zur Schulbildung gehörig gerechnet wird, in sich aufnehmen kann, der ist eben gut begabt. Es giebt aber nicht nur gut begabte und schwach begabte Schüler, sondern noch eine ganze Menge einseitig begabter, die auch etwas erreichen könnten, wenn wir nicht doch noch immer in dem alten Fehler des Schematisierens steckten, den man schon so ganz überwunden zu haben glaubt. Natürlich muß jeder Schüler und jede Schülerin die Elemente der Schulbildung vollständig lückenlos besitzen; warum es aber in den oberen Klassen nicht gestattet sein soll, ein oder das andere Fach, das der Begabung des betreffenden Schülers schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, fallen zu lassen, und damit unnütze Kraftvergeudung zu vermeiden, sehe ich nicht ein. Warum sollen auch Mädchen, die gar keine Befähigung für fremde Sprachen zeigen, durchaus zwei fremde Sprachen lernen, beide natürlich höchst mangelhaft? warum müssen sie mühsam zum Schaden aller übrigen bis in die oberste Klasse mitgeschleppt werden, oder die Schule verlassen und auch in den Fächern nichts erreichen, in denen sie etwas leisten könnten? Warum solche, die schon die größte Anstrengung gebraucht haben, um die bürgerlichen Rechnungsarten zu lernen, auch mit den verzwicktesten Aufgaben der Geometrie und Algebra quälen? warum sie nicht lieber während dieser Stunden in eine untere Klasse schicken, in der gerade gerechnet wird, um ihre Rechenfertigkeit zu üben? Durch eine derartige Anordnung würden sich die Durchschnittsleistungen der einzelnen Klassen ganz bedeutend heben und es würde der Übelstand vermieden werden, der auch in den Gymnasien so häufig zu Klagen Veranlassung giebt, daß ein sonst gut begabter Schüler durch ein einziges Lehrfach am Vorwärtskommen gehindert wird.

Schließt das Gymnasium allein mit dem Abiturientenexamen ab, so könnte es für die 12 jährige Mädchenschule mehrere Arten des Abschlusses geben: das Erzieherinnenexamen, das Volksschullehrerinnenexamen, das vollständige und das unvollständige Abgangszeugnis. Das wäre ein großer Gewinn; denn je individueller

und freier die Bildung ist, die unsere Schule gewährt, um so eigenartiger und reifer werden auch die Früchte sein, die sie zeitigt.

Nur eine Institution des Gymnasiums wünschen wir uns dringend, das Recht für das Lehrpersonal der obersten Klasse, die Schlußprüfung selber abzuhalten, natürlich in Gegenwart einer Prüfungskommission. Nur dadurch könnte der gesundheitsschädlichen und geisttötenden Examenpaukerei ein Ziel gesetzt werden. Welchen Zweck hat es wohl, die jungen Gehirne auf alle die möglichen und unmöglichen Fragen zu präparieren, welche die Herren Schulräte etwa stellen könnten? Eine Prüfung wird immer nur gewissermaßen eine Formsache sein, da von einem wirklichen Ergründen dessen, was der Prüfungskandidat weiß oder nicht weiß, in der gegebenen kurzen Zeit doch nicht die Rede sein kann, und darum ist der betreffende Fachlehrer der einzige, der diese Form so erfüllen kann, daß nicht die schreiendsten Ungerechtigkeiten vorkommen können. Ist es nicht seltsam, daß die Männer, die sich stets so besorgt um die Gesundheit der Mädchen zeigen, sobald es sich um die Frage des Universitätsstudiums handelt, auf den bei den Lehrerinnenprüfungen jetzt herrschenden Brauch nicht verzichten wollen, obgleich er für Körper und Geist der Seminaristinnen gleich schädlich ist und seinen unheilvollen Einfluß bis auf das Lehrpersonal erstreckt?

Wenn uns auch heute kein anderes Mittel bleibt, als unsere Wünsche immer wieder auszusprechen und damit die öffentliche Meinung für uns gewinnen, so hoffe ich doch, daß eine Zeit kommen wird, in der uns wirksamere Mittel zur Abschaffung bestehender Übelstände zu Gebote stehen werden, in der es uns vergönnt sein wird mitzureden, wenn über die Erziehung unserer Töchter beraten wird. P. S.

Nachdenkliches.

In der Erziehung schnelle Erfolge verlangen heißt stümpern.

Wenn man einem Kinde von dem Idealbild „Gott" zu reden hat, gewinnt man eine einleuchtende poetische Veranschaulichung durch eine Verbindung der Ideotbilder von Vater und Mutter.

Poesie ist tiefste Wirklichkeit des Wirklichen.

Der stärkste Antrieb zum Lernen kommt aus dem Lehren.

Resignation ist die höchste Energiequelle.

In den „unpraktischen" Feinheiten liegt oft die höchste Weisheit des Lebens.

Ungenauigkeit und Uebertreibung sind sozialgefährlicher als Lüge.

Jedes Erwerben von Freundschaft, auch derjenigen von Tieren, ist Glück und Gewinn.

Das größte Hindernis der Verständigung ist Leidenschaftlichkeit.

Bei sich selbst genießt man die Heftigkeit noch im ersten Augenblick, bei anderen findet man sie sofort krankhaft.

Manche Menschen sind wahre Doppelwesen; in der Einsamkeit edel und liebevoll gestimmt und bei der geringsten Reibung mit anderen gleich „außer sich".

Es giebt viele Menschen, die ohne schlecht zu sein, sogar bei tiefer Opferfähigkeit im sogenannten Großen, durch zerstreutes, selbsterfülltes oder verdrießliches Wesen, durch Mangel an Instinkten für das seelische Behagen anderer, durch Laune und Ungleichheit mit furchtbarer Schwere auf ihrer Umgebung lasten.

Man muß vor sich selber andere so sehr als irgend möglich zu entschuldigen suchen, auch in Lagen, in denen man sich selbst nicht entschuldigen würde.

Nicht an das Böse glauben wollen, am wenigsten an böse Nachrede.

Niemals den Rahmen eigener Lebensgestaltung aus den Augen lassen, aber innerhalb desselben ein Herz haben für Alle.

Planvolle Geduld ist der Gipfel der Energie.

Der reinste und feurigste Optimismus geht Hand in Hand mit einem sehr heilsamen Pessimismus hinsichtlich der heutigen Zustände in der Menschenwelt. Der Optimismus, der diese schon leidlich findet, ist dagegen jammervoller Pessimismus.

Erinnerung ist unentrinnbar. Wer von uns könnte wohl sagen, daß er nicht sehr vieles „auf dem Kerbholz" hätte. Es wird uns nichts geschenkt. Jede Schuld bleibt bis zum Tode ein Wehlaut, ein schriller Ton in der großen Musik. Doch darf man ihm nicht unchhängen. Der Mensch braucht seine ganze Kraft für das nach vorwärts gerichtete Streben, für den heutigen Tag.

Man muß immer über sich hinaus!

Wenn einem harte Worte auf der Lippe schweben, so muß man sich doch fragen: Will ich mir selber genug thun und meinem sittlichen Ummute Luft machen, oder will ich wirken und helfen, recht im entgegengesetzten Geiste dessen, was mich ärgert.

Die Menschen sind unglaublich undankbar gegen „die Welt".

In Zeiten ungeheurer geistiger Intensität oder Hast denkt es sich mitunter auch recht gut an den Tod: Schlafen, schlafen!

Oft gehört eine wahrhaft herkulische Anstrengung dazu, an hinausgeschobene Arbeiten wieder heranzugehen. Ein liebevolles Wort, eine gerührte Stimmung, ein Hauch der Schönheit erweckt dann die Entschlußkraft.

Mit allen Freunden muß man bis zum letzten Augenblick in Harmonie zu bleiben oder wieder zu kommen suchen.

Die Freude an der Natur wächst bis ins hohe Alter.

Mit beginnendem Greisenalter tritt die frühe Jugend in einem ganz großartigen Glanze vor das innere Auge, oft klarer als viele Zeiten, die dazwischen liegen. Unbeschreibliche Hoheit der menschlichen Natur!

Vom Ewigen bleibt die Menschheit fern.

An den Grenzen der Erkenntnis soll nicht Resignation das überwiegende Gefühl sein, sondern Dankbarkeit, daß so viel gewährt ist.

Die Werke des Genius muten uns an wie die große Natur.

Julius.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien:

Stein, Prof. Dr. L., Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte gr. 8°. 1897. Preis geheftet M. 16.—

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Emsohstobba.

Roman oder Wirklichkeit?

Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft.

Von

Dr. phil. **Hermann Lieb,**

Lic. theol.

200 Seiten gr. 8° und 22 Tafeln in Autotypie Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

In unserm Verlage erschien soeben:

Die Probleme der menschlichen Wirtschaft.

Von

Theodor Hertzka.

I. Band: Das Problem der Güter-Erzeugung.

368 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Der hier vorliegende Band bildet den ersten in sich abgeschlossenen Teil einer aus 3 Bänden bestehenden Arbeit und behandelt das Problem der Güter-erzeugung. Der zweite Teil wird das Problem der Güterverteilung und der abschließende dritte Teil die soziale Lösung behandeln.

Transvaal.

Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart

von

Gregor Samarow.

2 Bände Geheftet 7 Mark, in einem Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 19. Juni 1897. | Nr. 25.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Ein deutsches Buch zur ethischen Kultur. Von A. Döring. — Theoretisches zur Frauenfrage. Von Fr. Otth. — Die Grundlage der Ethik. Von F. Staudinger. — Wolfgang Kirchbach. Was lehrte Jesus? (Besprechung von W. Foerster.) — Vermischtes. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin.

Ein deutsches Buch zur ethischen Kultur.

(Dr. Joh. Unold, Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Lebensanschauung. Leipzig 1896. 393 S.)

Nach einem in der Abteilung Berlin der D. G. E. K. am 17. Mai d. J. gehaltenen Vortrage. Von A. Döring.

Es handelt sich in diesem Buche nicht um eine Berichterstattung, auch nicht um eine Bekämpfung oder Verteidigung der thatsächlich in die Erscheinung getretenen ethischen Bewegung, sei es in Deutschland, sei es im Auslande. Der Verfasser geht durchaus seine eigenen Wege, und hat in keiner Weise seine Stellung zu den verschiedenen nationalen Gesellschaften für ethische Kultur präzisiert. Ja, er geht in dieser Seldständigkeit so weit, daß er auch nicht mit einem einzigen Worte in seinem ganzen Buche nur das Vorhandensein dieser Organisationen erwähnt, und daß einer das Buch von Anfang bis zum Ende durchlesen kann, ohne auch nur die Ahnung zu bekommen, daß es in den verschiedenen Kulturländern organisierte Gemeinschaften giebt, die sich in ihren Zielen in sehr weitgehendem Maße mit dem von ihm Erstrebten berühren. Da aber diese weitgehende Uebereinstimmung vorhanden ist, und da das Buch eine bedeutende, mit Wärme und Entschiedenheit auftretende Erscheinung ist, so erwächst trotzdem den geistigen Führern der ethischen Bewegung, zumal in Deutschland, die Verpflichtung, sich mit dem Buche auseinanderzusetzen und festzustellen, ob der Autor zu uns gehört oder nicht. Eine solche Auseinandersetzung muß ja auch für uns selbst klärend wirken. Ich selbst möchte mich zunächst auf eine möglichst objektive Berichterstattung behufs Anregung zu weiterer Prüfung und Auseinandersetzung beschränken.

In der Vorrede will der Autor die 15jährige Lebensgeschichte seines Buches erzählen. Als Student der Theologie ist er gerade durch die theologischen Vorlesungen an Religion und Kirche irre geworden. Unter schweren Opfern, materiellen und seelischen, hat er dem erwählten Berufe entsagt. Er hat sich nun vor die Frage gestellt gesehen: Ist Sittlichkeit ohne Religion möglich? Muß diese Frage verneint werden, so steht das Vaterland, die Kulturmenschheit vor dem Loose des Verkommens in Sittenverderdnis, wie es einst die Völker des klassischen Altertums betroffen hat. Als Gymnasiallehrer in Chile, unter den Anregungen einer fremdartigen Welt, hat er die Antwort auf diese Frage an der Hand der Wissenschaft gesucht. Er ist zu der Hoffnung durchgedrungen, daß die neue Firma Wissenschaft das von der alten, dem Glauben, zu übernehmende Geschäft, die ethische Leitung der modernen Kulturvölker, mit Erfolg wird durchführen können. Er hofft, daß sich zunächst einmal eine Behörde in Deutschland entschließt, mit den in seinem Buche niedergelegten Ideen einen pädagogischen Versuch zu machen. — Das Buch ist begonnen in Chile 1893, beendet in Deutschland Mai 1896.

Wir erhalten sodann in einem ersten Kapitel eine Art von Programm. Mit den bisherigen Stützen der Sittlichkeit, der Sitte und der Religion, geht es nicht mehr. Die Wissenschaft muß die Leitung auch des sittlichen Lebens übernehmen. Die Anzeichen, daß dieser Umschwung sich vorbereitet, sind vorhanden. Es bedarf zunächst nur, daß der Staat die Schule in den Dienst eines wirklichen ethischen Wissens stellt. Freilich fehlt es noch an einer für solchen Zweck brauchbaren Sittenlehre, und der fanatische Widerstand, den die Kirche bisher aus Herrschsucht jedem Wirken in dieser Richtung entgegengesetzt hat, hat ein thätiges Vorgehen bisher gehindert. Als Hilfskräfte für sein eigenes Vorgehen erhofft der Verf.: die Männer der Wissenschaft, die nicht mit erträumten Phantomen, sondern mit den wirklichen Gründen des Seins und Geschehens rechnen; ferner die idealeren Elemente der deutschen Lehrerschaft, die sich nach Erlösung vom Banne des Kirchentums sehnen; endlich den besseren Teil des Beamtentums, das die Erweckung einer thätigen Staatsgesinnung in allen Kreisen des Volkes freudig begrüßen muß.

Richten wir nun, anstatt weiter dem ziemlich komplizierten Gedankengange des Buches peinlich zu folgen, unser Augenmerk auf die bemerkenswerte Thatsache, daß der Verf. Wort und Begriff der ethischen Kultur — in Deutschland außerhalb unseres Kreises ein noch ziemlich fremdartiger und unverstandener Begriff! — wie etwas Seldstverständliches und Alldekanntes einführt, und sehen wir zu, wie er das Wesen und die Besonderheiten der ethischen Kultur destimmt! Wir finden darüber namentlich im letzten Kapitel umfangreiche Auseinandersetzungen.

Das Wesen der ethischen Kultur kann nicht in der vornehmlich dem Katholizismus und dem adsoluten und dureaukratischen Staat so teuern autoritären Bevormundungsmoral destehen. Sie erfordert zunächst und vorad Seldständigkeit, näher Herrschaft der von einem ausgebildeten regen Gewissen unterstützten Vernunft über das Sinuliche, Anerkennung der Menschenwürde, Achtung vor sich selbst und vor dem Nächsten, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Rücksicht und Wohlwollen, statt des natürlichen Egoismus thätigen Gemeinsinn, wahrhaft soziale und nationale Gesinnung, freie, dewußt-vernünftige Gestaltung aller menschlichen Verhältnisse, Veredlung, Humanisierung, Idealisierung der Menschheit und ihrer Zustände.

Die ethische Kultur ist ihm Bedingung und Bürgschaft für das wahre Gedeihen aller übrigen Kulturdestrebungen. Ohne sie macht intellektuelle Kultur nur Übel ärger, sinkt die Wissenschaft zu einem wertlosen, dünkelhaften Spezialistentum herad, verroht Kunst und Litteratnr in Naturalismus, fördert technisch-wirtschaftlicher Fortschritt nur einen einseitigen Industrialismus, wird sozialer und politischer Fortschritt zu einer Lüge und Farce, die zum Ruin der Gesellschaft führt.

Die Aufgabe der ethischen Kultur ist, den Kulturprozeß vernünftiger, gerechter und menschlicher zu gestalten. Dazu bedarf es vor allem einer idealen Sittenlehre. Zunächst jedoch

kann man zufrieden sein, wenn nur das objektiv-sittliche Handeln, vernünftige Lebensführung und gemeinnützige Leistung, zunimmt, sei es auch aus religiösen oder egoistischen Beweggründen. Er formuliert ein ethisches Glaubensbekenntnis in zwei Artikeln, deren erster die Ueberzeugung ausspricht, daß der Einzelne „aus eigener Vernunft und Kraft“ seine Pflichten erfüllen und sich zu einer tüchtigen Persönlichkeit ausbilden kann, während der zweite sich zu der Gewißheit bekennt, daß das eigene Volk und die gesamte Menschheit in Veredlung und Vervollkommnung stetig fortschreiten kann.

Vornehmlich das deutsche Volk hat die Aufgabe, die neue ethische Lebensauffassung zunächst wissenschaftlich zur Ausgestaltung zu bringen, sodann sie pädagogisch für eine allgemeine ethische Unterweisung und Erziehung zu verwerten, endlich sie im eigenen privaten und öffentlichen Leben zu verwirklichen. Frankreich hat das unsterbliche Verdienst, durch die Einführung eines allgemeinen bürgerlichen Moralunterrichts einen Fortschritt eingeleitet zu haben, hinter dem die übrigen Kulturvölker nicht werden zurückbleiben können. Diese friedliche Revolution von 1882 wird vielleicht von der künftigen Geschichtsschreibung der Kultur nicht minder hoch geschätzt werden, als die blutige von 1789. Einen solchen, „von allen dogmatischen Voraussetzungen freien und doch das religiöse Gefühl nicht verletzenden Moralunterricht“ fordert er auch an anderen Stellen für alle künftigen Staatsbürger ohne Unterschied des Bekenntnisses als einigendes Band gegenüber der im übrigen notwendig verschiedenen Stellung zu religiösen Fragen (S. 168; zu vergl. auch S. 256 u. 278).

Unter der Idee des Guten versteht er, daß es Gemeinwesen gebe, „wo es einer immer größeren Zahl von Bürgern möglich wird, ein gesundes, menschenwürdiges, gemeinnütziges, edles und vernünftiges Dasein zu führen“ und Ordnung, Wahrhaftigkeit, Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit in einem idealen Kulturstaate zu verwirklichen. Unter der sittlichen Weltordnung versteht er nicht eine geheimnisvolle, über der Welt und Menschheit waltende Macht, sondern einen durch die Menschen selbst zu schaffenden Gemeinschaftszustand, in dem die ganze Menschheit ohne Neid und Streit, ohne Gewalt und Zwang zu einem die ganze Erde umspannenden Reiche des Friedens, der Freiheit und Gerechtigkeit vereinigt ist und mit der höchsten Weisheit und Tugend auch des größten Glückes, der wahren Seligkeit schon auf diesem Planeten teilhaftig wird. Wie die Idee der politischen Freiheit die leitende Idee des abgelaufenen, so wird die der sozialen Gerechtigkeit die leitende Idee des kommenden Jahrhunderts sein. Dadurch, daß die bevorzugten Klassen das Berechtigte in den Forderungen der Emporstrebenden verstehen und anerkennen, werden sich die Klassenkämpfe in eine maßvolle und gesetzlich-kontinuierliche Fortentwickelung verwandeln (Ethisierung der Klassenkämpfe).

Dies in den allgemeinsten Umrissen das Bild der vom Verfasser vertretenen Lebensanschauung, das, was er unter ethischer Kultur versteht. Vielleicht dürften diese Umrisse nicht so gar fernab von dem liegen, was auch unsere Gesellschaft als Ideal hochhält. Diesem Gemeinsamen gegenüber scheint sich nun allerdings in einer dreifachen Richtung ein Verschiedenes und Trennendes hervorzuthun: 1. in der Festhaltung eines religiösen Hintergrundes, der ihn eher zu der Egidyschen Richtung, als zu uns stellen würde; 2. in einem stark ausgeprägten Nationalismus und 3. in der ganzen Methode seines ethischen Denkens und der Art seines systematischen Gedankenkreises.

Vielleicht läßt sich aber auch in dieser dreifachen Beziehung nachweisen, daß diese Differenzen bei näherem Zusehen wenigstens teilweise nicht so groß sind, als es im ersten Augenblicke den Anschein hat. Vielleicht ergiebt sich, daß hier doch dem Persönlichen, wenn man es auch persönlich nicht billigt, doch nach dem ganzen Geiste unserer Bestrebungen ein gewisser Spielraum gelassen werden muß, vielleicht sind wir ja auch selbst noch nicht zu einer genügend einhelligen und eindeutigen Erfassung und Formulierung unserer Ziele gelangt und werden auch bei der zu wünschenden Weiterentwickelung unserer Sache im Sinne dieser Klärung immer noch eine gewisse Weite des Rahmens und Spielraums für individuelle Ueberzeugungen lassen müssen; vielleicht ist auch bei dem noch jugendlichen Alter unseres Autors auch bei ihm selbst eine Weiterentwickelung nicht ausgeschlossen.

Was nun seine Stellung zur Religion betrifft, so scheint dieser Differenzpunkt am wenigsten zu Bedenken Anlaß zu geben. Zwar ist sein Standpunkt hier von Schwankungen und Unklarheiten nicht ganz frei. So vergleicht er an einer Stelle die freie Ethik im Verhältnis zur religiösen Begründung des Sittlichen mit einem Hilfssteuer, das bei starkem Wellengange neben dem Hauptsteuer in Anwendung gebracht wird (S. 55), so erwartet er an einer anderen von der ethischen Erhebung eine Erneuerung des liberalen Protestantismus.

Aber das sind doch nur vereinzelte Schwankungen gegenüber seiner im allgemeinen sehr bestimmt ausgesprochenen Stellung zur Religion und Kirche. Im allgemeinen ist er geradezu schroff in der Verwerfung des religiösen Dogmas und besonders der religiösen Moral.

Das Dogma ist ihm eine naive Phantasterei ohne wissenschaftliche Bedeutung. „Die Religion macht den Gott der Liebe und Weisheit zum Schöpfer und Erhalter einer Welt voll unverschuldeten Elends“ (S. 80) u. s. w. Hinsichtlich der religiösen Moral, so wäre zunächst die Vollkommenheitsethik des Katholizismus mit ihren drei asketischen Forderungen der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams bei konsequenter Verallgemeinerung mit der wirtschaftlichen, geistigen und natürlichen Selbstvernichtung eines Volkes identisch. Die Kirche versteht es nicht, die Fülle der menschlichen Anlagen und Kräfte zu entfalten. Ihr genügen die Einfältigen, die Schwachen, die Demütigen. Ihre blut- und fleischlose Moral, die in der Verherrlichung des Leidens und der Weckung des Mitleids gipfelt, würde buchstädlich erfüllt eine Gesellschaft von Mönchen und Einsiedlern, von Bettlern und barmherzigen Brüdern, von verzückten Frommen und duckmäuserischen Muckern hervorbringen. Der Stifter des Christentums, die Apostel, die Tausende von Heiligen und Märtyrern der christlichen Legende in das moderne Leben versetzt, würden kaum als vollkommener Muster richtiger Lebensführung, als Idealmenschen, als Vorbilder für allgemeine Nachahmung gelten können. Es giebt — bei Einzelnen wie bei Völkern — Frömmigkeit ohne Sittlichkeit; es giebt andererseits unzählige Beispiele von Sittenstrenge bei Ungläubigen. Die Kirche kennt nur Pflichten gegen den einzelnen Nächsten, nicht gegen die Allgemeinheit, und zwar diese in der übertriebensten Form einer Selbstentäußerung, die nur einem größeren Ganzen gegenüber am Platze ist. Ich bin so gut, wie mein Nächster; nicht Altruismus, sondern ethisch-nationaler Sozialismus mit den beiden Haupttugenden Gemeinsinn und Gerechtigkeit! In der Kirche ersetzen und lähmen die Gnadenmittel das sittliche Streben, rechtes Glauben und kirchliche Zeremonien werden über die Sittlichkeit gesetzt und der Verstoß dagegen ebenso hart verurteilt, wie sittliche Mängel. Die schwerste Gefahr der religiösen Moralbegründung aber liegt in dem auf höherer Kulturstufe unvermeidlich entstehenden Konflikte zwischen Wissen und Glauben; mit letzterem wird dann auch das Sittengesetz über Bord geworfen. Kirchliche Erziehung zur Frömmigkeit wird in 90 Prozent aller Fälle scheitern und in den übrigen nicht Tüchtigkeit, sondern Werk- und Scheinheiligkeit erzeugen.

Bedenklicher schon steht es mit dem Nationalismus des Verfassers. Doch muß ihm auch in dieser Beziehung zweierlei zu gute geschrieben werden. Einesteils persönlich sein langer Aufenthalt in der Fremde, in einer verrotteten romanischen Kulturwelt. Wer kennt nicht die Wirkung des Lebens in der Fremde auf die nationale Gesinnung, z. B. bei den alten Achtundvierzigern? Andernteils sachlich der Gedanke, daß die Höherbildung des einzelnen Volkes in letzter Instanz doch immer nur als notwendige Stufe und Vorbedingung für den Fortschritt der Menschheit im ganzen gefordert wird.

Unser Verfasser fordert allerdings die Arbeit für ideale Vervollkommnung zunächst nur zu Gunsten des deutschen

Digitized by Google

Volkes. Seltsam berührt in diesem Zusammenhange seine Zufriedenheit mit dem erreichten Maße politischer Freiheit. Er findet, daß die deutsche Verfassung zu den relativ besten gehört, die je existiert haben und noch existieren, daß im Deutschen Reiche das Volk so viel Anteil hat an der Lenkung seiner Geschicke, als sich mit dem Bestehen eines geordneten, kräftig geeinten Gemeinwesens verträgt, daß in dieser Beziehung ein gewisser Abschluß, die Verwirklichung des unter den gegebenen Umständen Möglichen und Segensreichen erreicht ist. Ja in einer von ihm neuerdings veröffentlichten Broschüre: „Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung" — erschienen im Verlag und in der Ausstattung der Flugschriften des Alldeutschen Verbandes — befürwortet er, abgesehen von dem sonstigen etwas phantastischen Charakter seiner Vorschläge zur Veränderung des Wahlverfahrens, wenigstens sachlich eine Beschränkung des allgemeinen gleichen Wahlrechts. Das mag im Prinzip richtig sein, (??der Herausgeber*) ist aber unter den heutigen Verhältnissen nicht angängig.

Unser Autor hat ein überquellend warmes Herz für die Gaben des deutschen Volkes, aber er will diese Gaben durchaus in den Dienst des Menschheitsfortschritts stellen. Das deutsche Volk ist nicht in der Welt, um fremde Länder mit Rübenzucker und billigen Schleuderwaren zu überschwemmen auf Kosten seines Bodens und der leiblichen und seelischen Gesundheit seiner Söhne, um Millionäre auf der einen und verwahrloste Proletarierhaufen auf der anderen Seite zu züchten. Die Schöpfungen seiner Denker, Dichter und Künstler, sein himmelanstrebender Idealismus, sein Drang nach Freiheit und Menschenwürde, sein hoher Weltbürgersinn: das alles soll der Menschheit zu gute kommen. Die Entwickelung vollzieht sich nie im ganzen; nie erhebt sich das Kulturniveau der gesamten Menschheit gleichzeitig, wie die Wassermasse des Ozeans durch die Anziehung des Mondes. Das Gesetz der Entwickelung geht durch den nationalen zum Menschheitsfortschritt; am eigenen Staate hat jedes Volk zunächst seine ethische Kulturmission zu erfüllen. Es ist dafür gesorgt, daß die Kulturerrungenschaften eines Volkes nicht innerhalb seiner Grenzpfähle vergraben bleiben, sondern rasch zum Gemeingut der Menschheit werden. Auch ist gerade beim deutschen Volke am wenigsten zu befürchten, daß der Patriotismus in engherzigen Chauvinismus ausarte oder zu brutalen Uebergriffen gegen Schwächere verleite.

Die tiefgreifendste und bedenklichste, freilich auch die am meisten der freien persönlichen Ueberzeugung anheimgegebene Eigentümlichkeit des Buches liegt in der den ganzen Aufbau bedingenden systematischen Anordnung der Gedanken und den dafür maßgebenden Prinzipien. Diesen Punkt völlig ins Licht zu stellen, würde viel Raum in Anspruch nehmen; ich kann ihn nur noch in äußerster Kürze berühren.

Der Verfasser verwirft aufs Entschiedenste die Ableitung des Sittlichen und der sittlichen Triebfedern aus der allgemeinen Wohlfahrt und dem Interesse des Einzelnen an derselben. Seinen Ausgangspunkt bildet die Darwinsche Entwickelungslehre. Die Veredlung der Menschheit ist nur die bewußte und gewollte freie Fortsetzung des Naturprozesses, der mit dem ersten Entstehen der lebenden Wesen seinen Anfang nimmt.

Die Konsequenz dieser evolutionistischen Ableitung des Sittlichen ist die Ablehnung des Eudämonismus und Utilitarismus. Zwischen diesen beiden Richtungen will der Verf. streng unterscheiden. Der Eudämonismus ist ihm das Streben nach Genuß, der Utilitarismus das rücksichtslos egoistische Streben nach — individueller oder nationaler — Machtentfaltung. Typen des Eudämonismus sind ihm die Orientalen und die südeuropäischen Völker; in seiner Schilderung des Utilitarismus erkennt man Zug um Zug das Engländertum.

Von diesem Standpunkte aus gelingt es ihm nicht, eine eigentliche Beglaubigung oder verpflichtende Kraft (Sanktion) der sittlichen Forderung nachzuweisen. Zwar legt er mit einer von der strengen Wissenschaft schwerlich gutzuheißenden Annahme der Gesamtnatur die Entwickelungstendenz als Zweck unter und aus diesem Naturzweck will er dann die sittliche Triebfeder ableiten. Dabei findet aber eine fortwährende Verwechslung von Zweck und Triebfeder, des Wozu und Warum statt. Er gesteht, daß eine strenge Nötigung zum Wollen der Naturzwecke lediglich als solcher nicht nachgewiesen werden könne und greift schließlich doch wieder auf das individuelle Interesse als treibendes Prinzip zurück (S. 332f., 334).

Von dieser Auffassung ist denn nun auch der Aufbau des umfangreichsten Teiles des Buches abhängig. Statt zunächst das Sittliche seiner ganzen Breite und Entfaltung nach aus einem einheitlichen Prinzip abzuleiten und darzustellen und dann nach den Gründen und Triebfedern seiner Verwirklichung zu fragen, entwirft er ein höchst kompliziertes Bild der verschiedenartigsten Vorbedingungen und Sanktionen desselben. Er spricht in drei ausführlichen Kapiteln zunächst von den biologischen Voraussetzungen des Sittlichen, die aber nicht weit reichen, dann von den sozialen Voraussetzungen (Sitte, Staat, Ehe und Familie, Religion und Kirche, Umgebung und Lebensweise), endlich von den psychologischen Voraussetzungen. Diese Ausführungen wirken in ihrer Kompliziertheit ermüdend, ohne ein einheitliches und zufriedenstellendes Bild zu gewähren. —

So findet sich in seinen Ausführungen manches, was fremdartig berührt und dem man nicht zustimmen kann. Doch ist dies mehr das Spezielle und Besondere, während den großen Grundanschauungen nach seine Schrift doch wohl mit Recht als ein deutsches Buch zur ethischen Kultur bezeichnet werden darf. Es ist unsere Aufgabe zu prüfen, ob das Wort, das einmal Luther in dogmatischer Befangenheit zu Zwingli sprach: Ihr habt einen anderen Geist! auf diesen Fall seine Anwendung findet, und zu dieser Prüfung die geistigen Führer der ethischen Bewegung allseitig anzuregen, ist der Zweck dieses Berichtes. Jedenfalls und zum wenigsten muß uns eine so scharf durchdachte und in so bestimmten Linien ausgeführte Darstellung einer rein menschlich begründeten ethischen Lebensanschauung als Hilfsmittel zur Klärung, Befestigung und Vertiefung unserer eigenen Stellung hochwillkommen sein.

Theoretisches zur Frauenfrage.

Von Fr. Oth in Wien.

Wir wissen, daß jede Entwicklungsstufe der menschlichen Gesellschaft für eine bestimmte Bodenfläche auch eine bestimmte Anzahl von Bewohnern zuläßt. Die Zahl der Menschen, die auf einer bestimmten Fläche leben können, wird immer kleiner, wenn wir die menschliche Gesellschaft zu ihrem Beginn zurück verfolgen; sie steigt, wenn wir vom Wilden zum Barbaren, vom Barbaren zum Kulturmenschen vorwärtsschreiten.

Man nimmt an, daß Jägerstämme ein zwanzigmal größeres Gebiet zum Leben brauchen als solche Stämme, die schon Weidewirtschaft kennen. Das wilde Tier, das dem Jäger zur Nahrung dient, muß weite Gebiete durchschweifen können, um selbst immer genügende Nahrung zu finden.

Obwohl bei Weidewirtschaft auf kleinerem Raume schon weit müheloser eine größere Menge Nahrung herangezogen wird, so muß der Aufenthalt des Stammes hier doch noch häufig gewechselt werden, um immer wieder Weideplätze statt der schon abgegrasten zu erlangen. Die Fläche, deren ein Nomadenstamm bedarf, um sich dauernd zu ernähren, ist daher immer noch bedeutend.

Weit kleiner wird diese Fläche für die gleiche Anzahl Menschen wieder, wenn der Nomade anfängt, den Boden zu bebauen. Selbst auf seiner primitivsten Stufe, ernährt der Ackerbau auf der gleichen Fläche wieder ungefähr 20malmehr Menschen als die bloße Weidewirtschaft. Der Ackerbau hat sich im Verlaufe der Jahrhunderte einer außerordentlichen Vervollkommnung fähig erwiesen; durch die verschiedenste Art der Bebauung hat es die steigende Kultur verstanden, auch hier wieder derselben Bodenfläche immer mehr Lebensmittel abzugewinnen.

Woher sind nun die vielmal mehr Menschen gekommen, die

*) In der genannten Broschüre tritt Herr Dr. Unold für einen ev. Staatsstreich zur Aenderung des Wahlverfahrens ein. Damit scheint mir die Frage beantwortet, ob Herr Dr. Unold zu uns gehört oder nicht. Wer nicht einsieht, daß die Continuität der Rechtsentwicklung das entscheidende Merkmal „ethischer" Kulturentwicklung ist, der gehört in den Sachsenwald, aber nicht in die D. G. E. K. Der Herausgeber.

sich in der That bis jetzt noch immer eingefunden haben, so oft die Ernährungsmöglichkeit zugenommen hatte?

Haben die Frauen der Nomaden 20mal mehr geboren als die Frauen der Jäger, die Frauen der ersten Ackerbauer 20mal mehr als die Frauen der Nomaden u. s. f.?

Dies ist einfach unmöglich; die Gebährfähigkeit der Frau hat eine natürliche Grenze, die nicht überschritten werden kann.

Wenn wir die fortpflanzungsfähige Zeit für die Frau auf 30 Jahre ansetzen, so kann die Frau in dieser Zeit, wenn sie bei jeder Geburt nur einem Kinde das Leben giebt, ungefähr 30 Kinder zur Welt bringen. Sie kann diese Zahl allerhöchst auf 50 erhöhen, wenn sich unter den Geborenen vielleicht Zwillinge und Drillinge befinden.

Mehr ist unmöglich.

Nun leben aber beispielsweise in Sachsen nahezu 200 Menschen auf dem qkm Land, während auch in klimatisch günstig gelegenen Ländern, deren Bewohner reine Jägerstämme sind, nur 0,5 Menschen auf dem qkm leben.

Woher kommen die 400mal mehr Menschen in Sachsen, die einerseits auf das Bestimmteste vorhanden sind, während andrerseits eine Sachsenfrau doch unmöglich 400mal mehr Kinder zur Welt bringen kann, als beispielsweise eine Frau in Patagonien?*)

„Es ist gegenwärtig ein Fundamentalsatz der ganzen Bevölkerungswissenschaft, daß eine gesteigerte Vermehrung eines Volkes oder eines Bestandteiles der Bevölkerung nicht durch die vermehrte Fruchtbarkeit, sondern regelmäßig durch die verminderte Sterblichkeit hervorgerufen wird." (F. A. Lange: Die Arbeiterfrage, I. Ausg. S. 28, in den umgearbeiteten Aufl. bei den Anmerkungen zum 1. Kap. S. 36.)

Das heißt: die Menschheitsentwicklung geht dahin, *immer mehr von den Geborenen zu einer immer längeren Lebensdauer zu erhalten.*

Diese Entwicklung wird erst dann an die ihr gezogene Grenze gekommen sein, wenn es für den Menschen keine andere Todesart mehr geben wird als Altersschwäche.

Bei den Wilden giebt es keine Statistik.

Wir wissen nur, daß Wilde fortwährend durch feindliche Ueberfälle, durch Zeiten von Hungersnot, durch den harten Kampf mit den Elementen u. s. w. zu einem außerordentlich hohen Prozentsatz vernichtet werden. Wären die Frauen der Wilden dem starken Konsum an Menschenleben nicht durch häufige Geburten gewachsen, so hätten sich Wilde niemals durch ungezählte Jahrtausende erhalten können.

Bei den Wilden der primitivsten uns bekannten Stufen giebt es keine geschlechtsreifen Frauen, die von der Fortpflanzung ausgeschlossen wären.

Ausnahmslos wird jede Frau zu dem Geschäft der Fortpflanzung herangezogen, sobald sie mannbar ist. Schwangere oder säugende Frauen werden von den Wilden nicht berührt, steht aber das Kind nur erst auf eigenen Beinen, so wird die Mutter sicher bald wieder geschwängert sein.

Wüßten wir, welches Durchschnittsalter die Frauen der Wilden erreichen, wüßten wir, wieviele ihrer weiblichen Kinder in die fortpflanzungsfähigen Jahre gelangen, hätten wir diese selben Zahlen für jede Kulturperiode aller Völker, dann würden wir sehen, daß jede Epoche, indem sie eine bestimmte Menschenzahl auf einer bestimmten Bodenfläche ernähren kann, darnach trachtet, gerade diese bestimmte Menschenzahl auch wirklich hervorzudringen.

Waren es auf primitiver Stufe beispielsweise 100 Frauen, die die Fortpflanzung besorgten, so hebt sich, sobald das Durchschnittsalter heraufrückt, diese Zahl nach und nach auf 101, 102 u. s. w.

Haben die 100 Frauen im Durchschnitt 6 Kinder geboren, und waren diese 600 Kinder eine Zahl, die bei dem Tiefstand der durchschnittlichen Lebensdauer, welcher der primitivsten Stufe menschlicher Entwicklung entspricht, nicht weiter steigerungsfähig war, so konnte nun, in dem Maße als die Grenze der durchschnittlichen Lebensdauer hinaufrückte, nicht nur *die einzelne Frau mehr Kinder stellen* (6.1, 6.2 u. s. w.), sondern es kamen sich vor allem in jeder kommenden Generation *mehr und immer mehr Frauen* an dem Geschäft der Fortpflanzung beteiligen.

Nehmen wir an, der Stamm könnte (durch den Uebergang in eine höhere Produktionsform von Nahrungsmitteln) jetzt soviel mal mehr Menschen ernähren, daß er trotz verminderter Sterblichkeit nur 3000 Kinder brauchte, um die für diese Kulturstufe nötige Dichtigkeit zu erlangen, so sind es jetzt nicht mehr 100 Frauen, die diese 3000 Kinder gebären, denn das wäre ja auch ganz unmöglich (es wäre deshalb unmöglich, weil das Durchschnittsalter einer Wilden auch auf dieser spätern Stufe noch nicht so hoch steht, um ihr, selbst bei Mehrlingsgeburten und obwohl sie schon in dem ersten Dezennium ihres Lebens fortpflanzungsfähig wird, Zeit zu lassen, 30 Kinder in die Welt zu setzen) — sondern es sind nach und nach aus diesen 100 Frauen vielleicht 500 Frauen geworden, die sich an dem Fortpflanzungsgeschäft beteiligen.

Die Kulturperioden der Menschheit erstrecken sich auf den ersten Stufen über viele Jahrtausende, erst später wird der Entwicklungsschritt schneller und gradweise dauert jede spätere Entwicklungsstufe immer kürzer als die vorhergehende.

Auch Fortschritte in der Lebensweise, welche die Lebensdauer verlängern, werden nur langsam erzielt; doch wachsen auch sanitäre Maßregeln jeder Art in späteren Kulturperioden schneller als im Beginn menschlicher Entwicklung.

Während aber vermehrte Nahrungsmittel und verminderte Sterblichkeit immer nur nach größeren Intervallen erreicht werden können, hat jeder gesunde Stand der durchschnittlichen Lebensdauer (das ist ein Stand, der hoch genug ist, jeder nächsten Generation ein Plus an fortpflanzungsfähigen Frauen zuzuführen) die Tendenz, von Generation zu Generation vermehrend auf die Menschenzahl zu wirken.

Nehmen wir an, von den 600 Kindern, die jene 100 Frauen geboren haben, gingen auf der primitivsten Stufe $^2/_3$ zu Grunde, bevor sie das fortpflanzungsfähige Alter erreicht haben und nur 200 oder 30,3 pCt. blieben leben. Von diesen 200 Menschen wären ungefähr 100 Männer und 100 wären Frauen, diese 100 Frauen hätten wieder 600 Kinder u. s. w., durch eine Steigerung der Lebensführung in den folgenden Jahrhunderten würden aber später nicht nur 30,3 pCt., sondern 34 pCt. erhalten bleiben: dann gäbe dies schon in der ersten Generation 204 Erwachsene statt der bisherigen 200. Wären von diesen 102 Männer und 102 wären Frauen, so könnten bei 6 Kindern auf die Frau jetzt schon 612 Kinder geboren werden.

Blieben von diesen 612 Kindern wieder 34 pCt. erhalten, so wüßte die Zahl der gebärenden Frauen mit der Zeit von 102 noch weiter auf 103 u. s. w. steigen.

War die erwähnte Steigerung der mittleren Lebensdauer durch einen Zuwachs an Lebensmitteln hervorgerufen, (und jeder Zuwachs an Lebensmitteln hat gesunder Weise die Tendenz, die durchschnittliche Lebensdauer der neuen Epoche gegen die der vorangegangenen Kulturperiode um ein weniges zu erhöhen) so wird sich in der That so lange *eine steigende Anzahl von Frauen an dem Gebärgeschäft beteiligen, bis jene gesteigerte Dichtigkeit erreicht ist, welche der neuen Kulturperiode entspricht.*

Wann ist diese Dichtigkeit erreicht?

Wenn fortan, bei voller Ausnützung der auf dieser Kulturstufe erreichbaren Nahrungsmittel, die Gebürtenzahl bei jedem weiteren Steigen dahin wirkt, die erlangte erhöhte durchschnittliche Lebensdauer wieder auf ein früheres, tieferes Niveau herabzudrücken.

Auf jeder Stufe kultureller Entwicklung ist es der menschlichen Gesellschaft *in gleicher Weise eigen, ihre Dichtigkeit weder dauernd unter eine bestimmte Grenze herunterdrücken noch sie dauernd über ihr Maß hinausheben zu können.*

Jede menschliche Gesellschaft, welche einen Teil der ihr erreichbaren Nahrungsmittel ungenützt läßt (die Nahrungsmittel, die erst aus Entdeckungen oder Erfindungen der Zukunft hervorgehen werden, sind ihr nicht erreichbar) geht mit der Zeit ebenso unfehlbar zu Grunde, wie die, die in der Ausnützung der vorhandenen Nahrungsmittel zu weit geht. (Bei einer zu weitgehenden Teilung der vorhandenen Nahrungsmittel sinkt der schon erworbene Standard of life und steigt also die Sterblichkeit.)

Die Dichtigkeit einer jeden Kulturperiode ist daher gegeben: *Aus höchster Ausnützung der erreichbaren Nahrungsmittel bei Festhaltung der höchsten, dieser Kulturperiode erreichbaren mittleren Lebensdauer.*

Dies ist das Populationsgesetz, welches für alle Kulturperioden gilt, und an welchem keine wie immer geartete Produktionsweise etwas ändern kann.

Vorübergehend haben Krankheiten und Kriege und wirtschaftliche Krisen wohl oft vermocht, die Sterblichkeit zu steigern und dadurch die Population herabzudrücken; aber nur solche

*) Man könnte hier bemerken, daß nicht alle Menschen, die in Sachsen leben, auch wirklich von Sachsenfrauen geboren sind, und das ist richtig; aber ebenso richtig ist, daß, wenn in Sachsen die Bedingungen gegeben sind, um 200 Menschen per qkm zu ernähren, diese 200 Menschen per qkm sicher auch lediglich von Sächsinnen geboren werden könnten.

Digitized by Google

Völker sind am Leben geblieben, welche in sich die Kraft gehabt haben, den Ausfall baldigst wieder zu ersetzen.

Vorübergehend ist es nach solchen Kriegen, Krankheiten aber Krisen auch gelungen, durch Prämien auf Eheschließungen und Kinderzeugung die Bevölkerung wieder zu einer gesunden Dichtigkeit zurückzuführen; aber nach einem gewissen Zeitraum war jedes weitere Animiersystem immer wieder von Uebel. Die mögliche Dichtigkeit einmal erreicht, mußte die Kinderzeugung in ihre früheren Grenzen zurückzutreten suchen, oder das Durchschnittsalter mußte sinken.

Es giebt für jede Kulturperiode ein Minimum von Geburten, mit dem sie ihr Maximum an Menschen stellen kann.

Keine menschliche Gesellschaft ist dauernd lebensfähig, die sich mit weniger begnügt als ihrem Maximum, keine Gesellschaft ist dauernd lebensfähig, die dieses Maximum nicht durch ihr Minimum von Geburten zu erreichen trachtet.

Die Zahl der menschlichen Bewohner steigt für den qkm, je höher wir die Stufenleiter der Kultur hinaufgehen; aber da gleichzeitig die mittlere Lebensdauer aller Gebarenen mit ansteigt, da durch die reducierte Sterblichkeit in jeder nächsten Generation immer mehr Frauen vorhanden sind, die sich in das Gebärgeschäft teilen, da sich viele Generationen ablösen, bevor durch einen neuen Nahrungszuwachs die Dichtigkeit wieder weiter steigen kann, *so sinkt trotz der steigenden Dichtigkeit auf jeder höheren Stufe die Geburtenquote, die auf die einzelne Frau entfällt.*

Haben unsere 100 Frauen, bei einer Kindersterblichkeit von 66,66 pCt., 6 Kinder per Kopf gebären müssen, um 200 erwachsene Nachkommen zu stellen, so kann es kommen, daß in einer späteren Epoche, bei der die Kindersterblichkeit nur mehr 66 pCt. beträgt, 500 Frauen nur mehr 5,9 Kinder per Kopf stellen müssen, wenn der Bedarf an Nachkommenschaft mit 1000 erwachsenen Personen gedeckt ist.

Sinkt die Sterblichkeit noch weiter bis auf 50 pCt., so kann in einer Gesellschaft, die über 2000 Frauen verfügt, die Geburtenquote auf 4 Kinder per Kopf sinken, und es werden doch noch 4000 Nachkommen in das geschlechtsreife Alter eintreten.

Aber *sie kann nicht nur sinken, sondern sie wird auch sinken.*

Jene Ueberproduktion von Lebenskeimen, von der in der modernen Naturwissenschaft soviel die Rede ist, ist in dem behaupteten Maße garnicht vorhanden.

Man hat die Reduktionsart sehr stark betont, durch die die Natur alle jene „vom Gastmahl zu entfernen weiß, für die der Tisch nicht gedeckt ist"; aber man hat übersehen, daß der Natur neben jener leicht faßlichen Methode noch eine andere, kaum zu fassende Art innewohnt, die Fortpflanzung zu reducieren.

Man hat im „Kampf ums Dasein" eingehend das erschütternde Spiel verfolgt, bei dem die „Viel-zu-Vielen" vergebens trachten, sich in Sicherheit zu bringen; man hat dieses Spiel oft zu sehen vermeint, wo es in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war; aber man hat noch keine Geschichte jenes anderen, weit merkwürdigeren Spiels geschrieben, das durch Jahrtausende dahinzieht, Angebot und Nachfrage auf dem Lebensmarkt zu regulieren.

So oft die menschliche Gesellschaft in irgend einer Epoche an die Grenzen ihrer Nahrungsmittel gekommen ist, — beginnt dieses Spiel.

Wir wissen, daß eine Gesellschaft, die bei einer gewissen Höhe der durchschnittlichen Lebensdauer an die Grenzen ihrer Nahrungsmittel gekommen ist, sich nicht lange in dem Maße fort vermehren kann, ohne durch den erwähnten Kampf ums Dasein ihre Sterblichkeit enorm zu steigern; *erhöhte Sterblichkeit ist aber gleichbedeutend mit rückschreitender Kultur.* In dem Augenblicke nun, wo jene Dichtigkeit erreicht ist, die nicht mehr überschritten werden kann, ohne auf die Lebensdauer zu drücken, fängt jede gesunde menschliche Gesellschaft an, einem Zuviel von Menschen vorzubeugen.

Primitive Horden teilen sich und jede Hälfte sucht gesondert ein neues Gebiet. Seßhafte Völker stoßen einen Teil ihrer Angehörigen ab, und diese trachten, sich irgendwo ein neues Heim zu gründen. Aber die menschliche Gesellschaft empfindet es auf die Dauer als Last, Menschen in ihrer Mitte aufzuziehen, die sie doch nicht erhalten kann; sie sucht nach anderen Mitteln, sich ihres Ueberschusses zu entledigen. Eines der ersten Mittel, denen wir hier begegnen, ist der Kindermord.

Bei vollständiger Billigung von seiten des sittlichen Gefühls wird der Kindermord jahrtausendelang geübt, und die Gesellschaft bleibt gesund, solange dieser Praxis nicht mehr Geburten zum Opfer fallen, als daß in jeder kommenden Generation immer wieder Frauen genug vorhanden sind, um die nötige Anzahl von Kindern zu gebären.

Aber der Kindermord hat die Tendenz, mit der Zeit über diese Linie hinauszugehen. *In demselben Augenblick, wo diese Tendenz auftritt, fängt eine gesunde Gesellschaft an, ihre Moral zu ändern: von diesem Augenblick an verdammt sie den Kindermord.*

Eine Gesellschaft, die den Kindermord moralisch verdammt und praktisch dennoch übt, wird dekadent; sie geht, wenn sie mit ihrer Menschenzahl unter das Niveau herabsteigt, genau so zu Grunde, wie jede andere Gesellschaft naturnotwendig sinken muß, die ihr schon erreichtes Durchschnittsalter wieder tiefer fallen läßt.

Gesellschaften, welche verschiedene Klassen und Stände entwickelt haben, können dekadent nach beiden Seiten sein: in den oberen Klassen durch mangelnde Geburten, in den unteren Klassen durch sinkende Lebensdauer.

Malthus wollte die Dekadenz der unteren Klassen durch den moral restraint beseitigen. Sobald die Maschinen den Arbeiter so sehr ersetzen, daß der Bedarf an menschlicher Arbeitskraft zurückgeht, soll der Arbeiter verständigerweise seine Zahl selbst reducieren.

Ganz gewiß ist Malthus im stande, durch sein Rezept die eine Hälfte der Dekadenz aus der kapitalistischen Gesellschaft zu entfernen; da aber unsere Kulturperiode (so gut wie jede andere) an eine gewisse Dichtigkeit gebunden ist, so bliebe die kapitalistische Gesellschaft, die eben bestrebt ist, *eine Fülle von Lebensgenüssen auf eine zu kleine Menschenzahl zu ranceutrieren*, noch immer dekadent. Da jede dekadente Gesellschaft, die sich nicht bald besinnt, dem Untergang geweiht ist, so wäre der ganze Vorteil von Malthus der, daß die kapitalistische Gesellschaft, statt an zwei Formen der Dekadenz, dann nur an einer einzigen zu Grunde ginge.

Moralische Enthaltsamkeit ist für die höhere Kulturstufe von derselben ökonomischen Bedeutung wie Kindermord für die tiefere; ein Mittel, die höchste Dichtigkeit dieser Gesellschaft bei dem höchst möglichen Stande der Lebensdauer ihrer Einzelglieder zu erzielen. Moralische Enthaltsamkeit, die die Dichtigkeit über dieses Ziel hinaus herabdrückt, führt genau ebenso zum Ruin, wie übermäßig betriebener Kindermord.

Die Dichtigkeit darf unter das Maß nicht sinken, die Sterblichkeit darf über das Maß nicht steigen; *die Sitte ist es*, die diese beiden Faktoren auf ihr richtiges Maß zu einander stellt.

Die Sitten wechseln mit den Kulturperioden: die eine Form lebt sich zu Ende, während eine andere hinaufwächst. Aber ob Kindermord oder Fruchtabtreibung, ob irgend ein Mittel zur Verhütung der Konception, ob gewaltsame Keuschheitsforderung oder moralische Enthaltsamkeit, immer ist der Zweck der gleiche: *jenes Zuviel an Fortpflanzung zu verhüten, welches dahin führen würde, die Lebensdauer herabzudrücken.* Aber eben nur dieses Zuviel; geht die Reduktion weiter, drückt sie die Bevölkerung unter ihr Maß herab, dann geht die Gesellschaft zu Grunde.

Der Kindermord, einst eine Forderung, die mit dem sittlichen Bewußtsein ihrer Zeit vollkommen im Einklang stand, zeigte nach und nach die Tendenz, mehr Menschenleben zu vernichten, als seiner Mission zustand; — da erwuchs aus dem Innersten der Menschenseele die Empfindung von der *Unsittlichkeit* des Kindermordes, — die so lang geübte Sitte verfiel, — sie hatte ihre Rolle ausgespielt.

Dieselbe auf- und absteigende Linie finden wir auch, wenn wir den Gebrauch der Fruchtabtreibung verfolgen, und wir finden sie wieder beim Gebrauch gewisser Mittel zur Verhütung der Konzeption. Vor allem sind es hier die bei den Wilden so häufigen Eingriffe, der Mikaoperation und der Ovariotomie und jene oft so virtuos geübten zeitweisen Knickungen der Gebärmutter, die für die Kulturwelt als Mittel der Geburtenreduktion völlig verschwunden sind.

Andere Reduktionsformen, die auf Vermeidung der Konzeption beruhen, bestehen noch heute, aber sie haben offenbar ihren Höhepunkt schon überschritten. Hierher gehört die Prostitution.

Wenn man bedenkt, wie frei und offen die Prostitution im Anfang auftritt, und wenn man dagegen hält, wie sie sich in der Kulturwelt in Schlupfwinkel verkriechen muß, wenn man sieht, wie sie, die einst im Dienste der Götter gestanden hat, heute nur mehr „geduldet" wird, wenn man die starke Tendenz betrachtet, mit der sie geneigt ist, zu entarten, dann scheint es, als sei auch sie im Niedergang begriffen und in dem Maße, als das sittliche Gefühl sich gegen diese Institution erklärt, scheint es, als sei auch ihre Rolle bald ausgespielt. Andere Mittel zur Verhütung der

Konzeption scheinen dagegen ihren Höhepunkt noch nicht einmal erreicht zu haben, so die Praxis der Fischblasen und Schwämmchen.

Moralisch auf der Höhe unserer Zeit stehende Menschen, das heißt in Bezug auf sexuelle Dinge, Menschen, die die Reduktionsformen der Vergangenheit absolut überwunden haben, dagegen mit voller Strenge für die Reduktionsformen der Gegenwart eintreten, solche Menschen kann man mit warmen Worten für die „Erlöser der Menschheit" eintreten hören.

Aber schon dämmert in anderen Köpfen die Ahnung, daß auch diese Mittel die Tendenz haben, über das Ziel hinaus zu wirken und, indem sie diese letzte Maßregel verwerfen, anerkennen sie nur mehr eine sittliche Form der Reduktion: die moralische Enthaltsamkeit.

Untersuchen wir noch einmal die Frage, ob es denn in aller Zukunft nötig sein wird, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts unter die Grenzen seiner Fruchtbarkeit zu reduzieren. Die notwendige Dichtigkeit steigt fortwährend, kann sie nicht einmal jene Höhe erlangen, welche es dem Menschengeschlecht ermöglicht, seine volle Fruchtbarkeit auszunützen? (Schluß folgt.)

Die Grundlage der Ethik.

Von F. Staudinger.

Was ist dort das brummende Ungeheuer auf dem Felde? fragten wir seiner Zeit den alten Hannes, der am Wege Steine klopfte. „Das ist eine Dreschmaschine"! sagte er, verwundert ob unserer Unwissenheit. „Was ist eine Dreschmaschine?" frug ein Stadtbüblein bei uns. Der alte Hannes war noch verwunderter, legte den Hammer hin, stand auf und nahm eine pädagogische Haltung an. „Wissen Sie", sagte er, „eine Dreschmaschine, das ist, wenn man Feuer darunter macht, da dreht sich's drin und brummt; und da bind't man da, wo's klappert, Garben auf und thut sie oben herein, und da werden sie drin gedroschen und die Frucht kommt gleich geputzt heraus und auf der andern Seite das Stroh." — Nun wußten wir genau was eine Dreschmaschine ist.

Dieses Erlebnis ist durchaus nicht ethischer Natur. Und doch habe ich öfters bei der Lektüre gewisser Abschnitte in ethischen Büchern daran denken müssen; da nämlich, wo es sich um die Frage handelt, was eigentlich „sittlich" ist, und woraus man die Sittlichkeit ableitet. Da hieß es: „Die Sittlichkeit hat ihren Ursprung im Gefühle." Ganz recht! Das ist das Feuer, das man unter die Dreschmaschine machen muß, damit es sich drinnen dreht. Oder es hieß: „Das Ziel der Sittlichkeit ist das Gemeinwohl"; andere sagten auch „das eigene Wohl"! Das ist dann wohl das Korn und Stroh, das herauskommt. Die Scheidung zwischen sittlich und unsittlich, wollte sagen zwischen Korn und Stroh, vollzieht sich da, „wo's klappert". Wir verstehen jetzt eben so genau was Sittlichkeit ist, wie der alte Hannes die Dreschmaschine.

Aber vielleicht verstehen wir's doch besser als der alte Hannes und gießen eine freundliche Sauce darüber, indem wir sagen: Die Sittlichkeit besteht in der Harmonie des Lebens. Allerdings, wenn das Feuer unten richtig brennt und das Korn richtig ausgedroschen wird, dann ist die Maschine in völliger Harmonie. Das ist allerdings mehr als der alte Hannes leisten konnte. Oder ein anderer sagt: „Wenn das Feuer unten angesteckt ist und die Maschine in Gang ist, so müßt ihr die Garben oben hineinstecken, dann dresche ich das Korn." Der das sagte, war freilich mit einem Tagelohn von fünf Mark fünfzig Pfennig bei der Maschine als Aufseher angestellt. Und wieder ein anderer flüsterte mir zu: Ich will Euch was ganz neues sagen: daß man Feuer unter die Maschine macht ist ganz zufällig, man könnte auch einen Pferdegöpel benutzen. Ganz recht! flüsterte ich diesem zurück; die Religion und die weltliche Autorität haben zeitweilig und merkwürdigerweise heute noch oft mächtigeren Einfluß auf die Sittlichkeit als die freie Selbstbestimmung.

Aber was eigentlich die Maschinerie sei, das habe ich von keinem derselben erfahren; obwohl hochgelehrte Herren dabei waren. Ich hatte nun das Glück einen Techniker zu treffen, dem ich meine Not klagte. Der holte mir aus seinem Schubsache eine Anzahl Zeichnungen herbei. Da waren zunächst ganz einfache Triebwerke mit zwei oder drei Rädern, die ineinandergriffen, und dann wurde das Ding immer verwickelter, bis mir schwindelte vor dem vielfachen Ineinandergreifen von Rädern und Rädchen an Kurbeln und Treibriemen! — Aber ich suchte ihm zu folgen, und glaube, so halbwegs habe ich ihn begriffen. Als ich ihn während der Erklärung einmal frug, warum denn die Maschine, die er erklärte, gerade mit einer Turbine getrieben sein müsse, da lachte er und sagte: Ja, die könnte gerade so gut mit Dampf oder mit Elektrizität getrieben werden. Dann müßte man die Maschinerie in Bezug auf die gerade vorliegende Triebkraft anpassen; das innere Prinzip würde dadurch nicht verändert. — Und nachher frug ich, als er eine Maschine erklärte, die gerade zu einer Spinnerei diente, ob denn die so viel anders sein müsse als die zum Dreschen. Natürlich! rief er, die besondere Form der Maschine muß sich so ändern; mit der Maschine, mit der ich Wolle spinne, kann ich kein Korn dreschen. Aber die technischen Grundgesetze bleiben sich doch überall gleich.

Nun ging mir ein Licht auf. Was ich mir bisher gesagt hatte, wenn von Sittlichkeit und Ethik die Rede war, es gab keine Auskunft über die eigentlich technische Frage, über die Frage, darum es mir zu thun war. Das waren lauter Antworten nach Art des Hannes und einiger philosophischer Leute gewesen, Antworten, die entweder nichts sagten, oder die doch das, was in zweiter Linie in Frage kam, in erster Linie beantworten wollten. Nun fing ich an zu konstruieren, wie es der Techniker thut. Wie dieser Räder an Räder gesetzt hatte und sich fragte, welche technischen Veränderungen daraus sich ergeben, so setzte ich menschliche Zwecke mit menschlichen Zwecken zusammen und fand bald, daß sich je nach der Art dieser Zwecke und nach der Art, in der diese Zwecke zusammentreten, ein ganz verschiedenes Gefüge menschlichen Handelns, ein verschiedenes Sollen notwendig ergeben muß.

Wo bleiben da die Fragen nach dem Feuer des treibenden Gefühls, das der beste Motor sein soll, oder nach dem Allgemeinwohl, dem besten mit der Maschine bereiteten Menschheitskuchen. In mir stiegen auseinmal historisch gewordene, verschiedene Zwecke empor, und historische Verbindungen derselben, und ich wurde veranlaßt sie technisch zu prüfen; und ich sah ebenso die heute gewordenen Zwecke und mußte mich fragen, unter welchen Bedingungen diese sich zusammen verbinden könnten. Die ganze Ethik erhielt ein ganz anderes Gesicht. Nicht mehr in der Geschichte der Philosophie meinte ich sie suchen zu müssen, sondern im eigenen konkreten Leben, im konkreten Leben der Völker.

Aber dies kann kein Einzelner thun, das braucht Massen von Zusammenarbeitenden, Generationen von Forschenden, um da ein sicheres Ziel zu erreichen.

Aber so schwer das auch ist: in aller Veränderung bleiben zwei Dinge fest. Für den Forscher in der Ethik sind es die technischen, wissenschaftlichen Gesetze der Zweckordnungen; für den handelnden, den sittlichen Menschen, bleibt das bestehen, was stets als das Sittliche galt, und mit Recht galt: die freie Hingabe an die als recht erkannte Ordnung der Zwecke. Der treue Arbeiter steht stets oben auf seiner Maschine und legt die Aehren hinein, wie unvollkommen die Maschine auch arbeiten mag.

Das Höchste in der Sittlichkeit bleibt: der gute Wille. — Aber das notwendigste, um die Menschen zu diesem Höchsten bewegen und ihren Eifer fruchtbar machen zu können, das bleibt eben doch — die richtige Technik der Maschinerie, die Vollkommenheit der Gesellschaftsordnung.

Was lehrte Jesus?

Zwei Ur-Evangelien. Von Wolfgang Kirchbach.

(Berlin 1897. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Preis 5 M., geb. 6 M.)

Eine Besprechung von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Einleitung.

Man wird sich vielleicht wundern, daß dieses Buch in unserer Zeitschrift nicht von einem Theologen oder einem theologisch und historisch „kompetenten" Philosophen besprochen wird, sondern von einem Laien. Aber der Verfasser dieses Buches, dieses „epochemachenden" Buches, wie ich es dreist heraus sogar gegen alle fachmännische Kritik zu nennen nicht aufhören würde, ist ja selbst kein Fachmann von irgend welchem theologischen Gewicht, sondern auch nur Einer, der sich zu dem „priesterlichen Volk" rechnet, und der bei aller schuldigen Ehrerbietung vor der zunftmäßigen Gelehrsamkeit und Sachkenntniß und bei aller Anerkennung für das, was er selber andern Forschern und seinen Lehrern verdankt, nimmermehr auf Autoritäten schwört, sondern auf solider Grundlage des Lernens unabhängig weiter geforscht und gedacht hat. So möge er denn auf dem Boden der ethischen Bewegung, die ja vorzugsweise aus der Wahrheits- und Gerechtigkeits-Liebe des Laientums, in bewußtem Gegensatz zu Autoritäts- oder Kompetenzdünkel und Interessentum geboren ist, zunächst innig und freudig begrüßt und bedankt sein für das herrliche Buch, mit welchem er uns Jesus von Nazareth als ethischen Denker so nahe gebracht und wieder so lieb und wert gemacht hat, und mit welchem er zugleich die ganze geistige und sittliche Größe von Jesus' Vorgängern und Volksgenossen, den alttestamentlichen Denkern und Lehrern, gegenüber verruchten antisemitischen Verzerrungen, wieder in so helles Licht setzt.

Besondere Umstände haben es verhindert, daß diese Besprechung meinerseits unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches redigiert wurde. Und auch heute kann ich demselben nur einleitend die obigen begeisterten Worte widmen, während meine näheren Darlegungen des Inhalts und der Bedeutung des Buches erst im kommenden Monat in aller gebührenden Ausführlichkeit und Treue in dieser Zeitschrift erscheinen werden.

Ich darf und muß es nämlich sofort in aller dem Verfasser selber und den Lesern unserer Zeitschrift schuldigen Aufrichtigkeit sagen, daß diese Geisteshat Kirchbach's zwar in ihrem gewissermaßen hymnischen Erguße als Ganzes hinreißend wirkt, was besonders auch von den ersten 5 Seiten des Nachwortes (Seite 242—247) gilt, daß es aber durch das vielfach noch erkennbare Fehlen der letzten und geklärtesten Formgebung dem Referenten sehr schwer gemacht ist, ein zusammenfassendes Urteil zu komponieren. Überhaupt gehört zu einer geistigen Verarbeitung des überraschend neuen und ergreifenden Inhaltes dieser Forschungsergebnisse Zeit und Weile, bevor man anderen bei der Würdigung und Verarbeitung des reichen Stoffes als Helfer dienen kann.

Für heut will ich mich darauf beschränken, den Lesern der „Ethischen Kultur" zuzurufen: Hier fließt ein reicher, erquickender Born geschichtlich und philosophisch förderlichen und dabei eminent friedenbringenden ethischen Denkens.

Vermischtes.

Demokratie und Redefreiheit. In einer liberalen Schweizer Zeitung (Neues Winterthurer Tageblatt) findet sich folgende Auslassung:

„Gerade die Demokratie ist der Gefahr ausgesetzt, daß das freie Wort gehemmt werde, die Empfindlichkeit der politischen Größen erträgt nicht gerne Widerspruch, das Unfehlbarkeitsdogma wird eben bei ihnen leicht großgezogen. Vergleiche man einmal den „freien und unmittelbaren Gedankenaustausch" im deutschen Reichstag mit demjenigen in unsern Parlamenten; wir müssen uns nachgerade schämen."

Dieses Bekenntnis sollte den Vertretern der bloßen politischen Reform viel zu denken geben. Strebertum und autoritäre Empfindlichkeit ist in dem politisch freiesten Lande Europas genau so groß, wie in dem gegenwärtigen reaktionären Deutschland. Es wechselt nur die Form. Hier duckt man nach oben, dort nach unten. Männerwürde, Ehelichkeit und Ueberzeugungstreue gegenüber der Volksstimmung und Volksgunst ist fast noch seltener, als vor Königsthronen. Es tritt eben mit den politischen Umgestaltungen nur eine andere Art der Abhängigkeit an Stelle der bisherigen: wer tiefer und dauernder reformieren will, der muß in den Tiefen der Volksseele einen neuen Gemeingeist wecken und das ganze Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von freier Initiative und sozialer Kontrolle unter Gesichtspunkte einer höheren Lebensweisheit in der gegenseitigen Behandlung, einer folgerichtigeren Selbsterziehung und eines helleren Bewußtseins von der Solidarität aller Teile der Gesellschaft bringen. Sonst bleibt das wirkliche Niveau der Kultur unter allen Wandlungen der Gesellschaftsordnung völlig unverändert. F.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Über den Vortrag unseres Vorsitzenden, Herrn Prof. Döring betreffend das Unold'sche Buch zur ethischen Kultur ist bereits an anderer Stelle dieser Zeitschrift berichtet. Ende Mai sprach Rechtsanwalt Dr. Rothe über „Soziale Gesichtspunkte für ein Strafgesetzbuch". Nachdem der Redner darauf hingewiesen, daß der Gesetzgeber weder alle unsittlichen noch auch alle rechtswidrigen Handlungen mit Strafe bedrohe, definiert er mit Ihering den Zweck der Strafe dahin, daß sie die Rechtsgüter, die jedesmal des Strafschutzes bedürftig erachtet werden, zu schützen habe. Der Tarif der Strafe sei der Wertmesser der sozialen Güter. Wenn also das Strafrecht eine relative soziale Notwendigkeit sei, so sei man doch allgemein, d. h. in Juristen- wie in Laienkreisen darüber einig, daß die heutige Strafrechtspflege ihren Zweck verfehle. Gegenüber der Thatsache, daß die Zahl der rückfälligen Verbrecher noch immer im Steigen sei, müßten als Hauptmängel des heutigen Strafrechts bezeichnet werden: 1. daß Personen, die der erzieherischen Strafe noch nicht oder nicht mehr zugänglich seien, ihr unterworfen würden. 2. Die Strafe sei nicht zielbewußt, d. h. es werde in den Gefängnissen zu wenig gearbeitet. 3. Es fehle vor allem an Präventivmaßregeln gegen das Verbrechen. — Der Entwurf des neuen Schweizer Strafgesetzes vermeide, obwohl bedeutend weniger umfangreich, als das unsere, diese Mängel aufs Glücklichste.

In der Schweiz werde, nach Annahme dieses Entwurfes, die Strafmündigkeit der Jugend nicht schon beim 12., sondern erst beim vollendeten 14. Lebensjahre beginnen. Außerdem werde nicht nur, wie bei uns, die intellektuelle Urteilsfähigkeit des jugendlichen Verbrechers geprüft, sondern vor allem seine sittliche Entwickelung in pädagogisch-individualisierender Weise zu beurteilen sein. Nicht das Wissen und Kennen, sondern das Wollen und Können sei ausschlaggebend. Daß jugendliche Missethäter unter 14 Jahren der Verwaltungsbezw. Schulbehörde überwiesen würden, daß auch für ältere zunächst die Besserungsanstalt mit 1 bis 6 jährigem Aufenthalt in Frage käme, endlich daß besondere Gefängnisse für jugendliche Verbrecher eingerichtet würden, sei selbstverständlich. Ferner sei dort der unhaltbare Standpunkt des Deutschen Strafgesetzbuches verlassen, das von der Annahme der Willensfreiheit absichtlich ausgehe. Zwangsvorstellungen, geistige Erkrankung und allerlei verminderte Zurechnungsfähigkeit würden vom Gesetzgeber als mildernde oder ganz strafaufhebende Momente viel wissenschaftlicher berücksichtigt, als im Schematismus unseres Strafrechts. Ebenso gehe das Schweizer Strafrecht auf psychologische Berücksichtigung der Motive eines Verbrechens ein. Die Behandlung der sogenannten Unverbesserlichen sei mustergiltig. In Anerkennung des Prinzips, daß diese unschädlich zu machen seien, sei die Konstatierung der Unverbesserlichkeit mit den stärksten Vorsichtsmaßregeln umgeben. Mehrfacher Rückfall genüge nicht. Eine besondere Bundesbehörde aus 7 Personen, Ärzten, Seelsorgern, Gefängnisbeamten und Laien, prüfe aufs sorgfältigste das Vorleben, die körperliche und geistige Gesundheit, die Erziehung, die Vorstrafen des Inculpaten. Im ungünstigsten Falle werde auf Verwahrungshaus für 10—20 Jahre erkannt; doch sei bei guter Führung schon nach 5 Jahren Entlassung möglich. Allen Verbrechern, die weder zu den jugendlichen noch zu den unverbesserlichen gehörten, gegenüber gelte der Grundsatz, sie möglichst lange vor dem Gefängnis zu bewahren. Da ⅔ aller Verbrecher nur kurzzeitige Freiheitsstrafen verwirkten, so sei die bedingte Verurteilung am Platze, die bei allen ersten Fällen von unter 6 Monaten, bei Verbrechen, die nicht aus niedriger Gesinnung hervorgegangen, endlich da, wo der Verbrecher den Schaden möglichst habe gut machen wollen, die Regel sei. Von Geldstrafen sei zunächst nicht der Fiskus, sondern der Geschädigte zu befriedigen, ebenso auch Verdienst des Gefangenen. Die Umwandlung von Geld- in Freiheitsstrafe dürfe nicht zu einem Privilegium der Wohlhabenderen führen. Daher werde neben der Gefängnisarbeit auch das Abverdienen der Geldstrafe in freier Arbeit mit Teilzahlungen zugelassen. Die ersten drei Monate von Freiheitsberaubung seien stets Einzelhaft mit Arbeits-

Digitized by Google

zwang. Nach Verbüßung von $^2/_3$ der Strafe trete die bedingte Entlassung ein. Endlich sei die vorbeugende Thätigkeit des Staates in der Schweiz reicher entwickelt. Geisteskranke, ob gefährlich oder ungefährlich, würden staatlich versorgt. Besondere Maßregeln seien gegen die Gewohnheitstrinker getroffen, die 80 % aller Verbrecher lieferten. Das Gericht könne bis auf 2 Jahre ins Trinkerasyl verweisen, ebenso das Wirthshausverbot aussprechen. Weitgehende Befugnisse habe der Richter gegen unwürdige Eltern, Vormünder, Pfleger ꝛc. Die Einrichtung der Friedensbürgschaft gegenüber Drohungen mit Verbrechen sei nachahmenswert. Der Redner schließt mit einer Erörterung der Gesetzgebung gegen sexuelle Verbrechen, die ebenfalls weit über das im deutschen Strafrecht Bedrohte hinausgehe. — In der Besprechung betont Frau Bieber-Boehm die Notwendigkeit einer Strafschärfung gerade auf dem letzten Gebiet und erklärt sich mit den letzten Anträgen des Centrums dazu im Interesse der Frauenwelt einverstanden. Der Alkoholismus habe nicht nur 80, sondern 90 % aller Verbrechen verschuldet. Dr. Penzig referiert über die günstigen Folgen des Wirtshausverbots in der Schweiz, das die kantonale Gesetzgebung längst kenne, bezweifelt aber, ob in deutschen Gefängnissen zu wenig gearbeitet werde bei den Klagen der Industrie über die Konkurrenz der Gefängnisarbeit und glaubt nicht an ein Engagement des Strafrechts für die philosophische Bejahung der Willensfreiheit. Rechtsanwalt Stern fürchtet, daß der augenblickliche deutsche Richter zu den hohen erzieherischen Aufgaben, die ihm ein derartiges Strafrecht stelle, noch nicht genügend vorbereitet sei. Die Herren Worschowski und Silberberg weisen darauf hin, daß an letzter Stelle nur die Erhöhung des Lohnminimums auf das zum Leben Notwendige, Verkürzung der Arbeitszeit, Beseitigung der Wohnungsmisere ꝛc. das Verbrechen verhüten könne.

In einem Schlußwort giebt Rechtsanwalt Rothe zu, daß die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse vor allem zu den Präventivmaßregeln gegen das Verbrechen gehöre. Die Forderungen von Frau Bieber-Boehm auf absolute gesetzliche Unterdrückung der Prostitution seien derzeit noch nicht ausführbar; der Gesetzgeber müsse mit den Thatsachen rechnen. Seine Bemerkung, daß im Gefängnis zu wenig gearbeitet werde, beziehe sich nicht auf die Zuchthäuser, sondern auf die kleinen Gefängnisse, wo dieser Mißstand in der That herrsche. Die Gefängnisordnung dürfe nicht von fiskalischen Gesichtspunkten aus gefordert werden, sondern vom erzieherischen; der Sträfling müsse im Gefängnis derart beschäftigt werden, daß er nach seiner Entlassung sich mit seiner Arbeit ev. sein Brot verdienen könne. Was in dem Schweizerischen Entwurf an sozialen Gesichtspunkten gefordert werde, sei das Minimum. Er habe das Vertrauen, daß der Nachwuchs der Richter sich in die verantwortungsvolle Aufgabe, die ihnen gestellt werde, hineinarbeiten werde. Richter, die mehrere hundert Jahre Zuchthaus verhängen, ohne selbst je ein Zuchthaus gesehen zu haben — wie dergleichen vorgekommen sei — seien allerdings für die Zukunft undrouchbar.

Dr. Penzig.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Burkeld.

Berlin SW., Kochstr. 22.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension Mon. von 70 M., wöch. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 M. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Protektr.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke aus der Hempel'schen Klassiker-Ausgaben Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Emlohstobba.

Roman oder Wirklichkeit?

Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft.

Von

Dr. phil. **Hermann Lietz,**

Lic. theol.

200 Seiten gr. 8° und 22 Tafeln in Autotypie. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Preisermäßigung.

Den Gesamtpreis der in unserm Verlage erschienenen Bände der Zeitschrift „**Ethische Kultur**" Jahrgang 1893—1896 gebunden, Jahrgang 1897 I. Sem. ungebunden, ermäßigen wir bei Abnahme der ganzen Reihe von 35,20 Mark auf **21 Mark.**

Jede Buchhandlung ist in der Lage, zu diesem Preise zu liefern, solange der dazu bestimmte Vorrat reicht. Der Preis für einzelne Jahrgänge (1893—1896 geb. à 8 Mark und 1897 I. Sem. ungeb. 3,20 M.) bleibt bestehen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Was lehrte Jesus?

Zwei Ur-Evangelien.

Von

Wolfgang Kirchbach.

16 Bogen gr. Oktav. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ethische Schriften

aus dem

Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Mehrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebers. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerstee, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen v. W. Foerster. 4 M. geb. 5 M.

Geistesfreiheit und Gesittung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Aufgabe einer neuen sozialen Epoche. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lüge. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerstee. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerstee in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Zum Kampf um Arbeit. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Was lügt und treibt den Soldaten im Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz. Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. 3. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. u. Aquarell. v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Entwürfe in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Wochenschr. für sozialethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 8 M.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lebensansicht. Von William Mackintiee Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Träume. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Gebiet. I. Nietzsche-Narren. II. Wälle in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschr. für sozialethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894, 1895 u. 1896. Geb. à 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2220.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

V. Jahrgang. | Berlin, den 26. Juni 1897. | Nr. 26.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Internationale Eindrücke. Von J. Hudry-Menos. — Theoretisches zur Frauenfrage. Von Fr. Oth. (Schluß.) — Prof. Buisson über Grundsätze der Pädagogik. — Moralische Maßstäbe und ethische Kultur. Von F. Staudinger. — Briefkasten. — Zur Nachricht.

Internationale Eindrücke.

Von Mme J. Hudry-Menas, Paris.

Aus dem Französischen übertragen von Hulda Foerster.

Auf der Esplonode erhebt sich Kaiser Wilhelms des Ersten Reiterstandbild, dessen Sockel unter Kränzen und Blumen verschwindet. Vor mir sehe ich in sanftgeschwungenen Linien die mit Forts besetzten Hügel. Salutschüsse donnern durch die Luft. Fahle Sonnenlichter brechen ous den regnerischen Wolken hervor und streifen die ferne Ebene und den sich silbern dahin schlängelnden Fluß. Seine Ufer hat der März mit zartem Grün und knospenden Kätzchen umrandet.

Truppen defilieren in tadelloser Ordnung und strammer Haltung vordei. Ein Trupp höherer Offiziere reitet hinter dem Generol, dessen Blick auf die lebenden Wogen vor ihm gerichtet ist, die sich im Takte der Trompeten fortdewegen. Die hohe, gebeugte Gestalt des Befehlshobenden wäre der Feder eines Viktor Hugo würdig in ihrer phontostischen Seltsamkeit. Die Truppen ziehen rostlos vorüber, outomotischen Schrittes; man sollte kaum glouben, doß sie ous Lebewesen bestehen.

Dort unter den zartbeloubten Bäumen schwenken sie olle, Infanterie, Kovallerie, Artillerie. Dann wieder vorwärts, die Offiziere voron, fest und geschlossen. Die entblößten Degen senken sich zum Gruß; der General salutiert und die noch gar so jungen, fast noch Kinder scheinenden Söhne zahlloser Mütter, der Bäuerinnen, Tagelöhnerinnen, Bürgersfrauen, alle stehen in gleicher Haltung unter dem prüfenden Auge des Generals. Sie ziehen am Denkmal des toten Kaisers vorüber, den Blick starr auf dasselde gerichtet, mit dem Ausdruck der äußersten Anspannung, die mich geradezu schmerzlich berührt. Und angesichts dieser imposonten Schaustellung militärischen Gepränges unter einem regnerischen Himmel, ous dem flüchtige Sonnenlichter aufblitzen, ergreift unendliche Traurigkeit mein Herz.

O Menschheit, Menschheit, bist Du noch nicht weiter gediehen in Deinem mühseligen Aufstreben? Glaubst Du denn immer noch, daß die physischen Kräfte das Höchste an Kraft sind und daß die Kräfte eines Volkes in seinen Festungen, seinen Kanonen, seinen Gewehren und Pulverfässern liegen? Sollte Dein Ideal sich wirklich noch in passivem, blindlings zu leistendem Gehorsam verkörpern! — Dabei vergesse ich ganz, daß meine Füße einen einstmals fronzösischen Boden berühren, und mit gonzer Seele bin ich bei den ongsterfüllten jungen Gesichtern derer, die nach den Niederlagen hier vorübereilten. Nun weilen meine Blicke wieder ouf dem glänzenden Generolstob und gleichermaßen vergesse ich, doß seine ganze fein zugespitzte, durchdachte Organisation gegen mein Voterland zu Werke geht, dos seinerseits dosselbe thut. Meine Trauer wächst bei dem Gedanken on oll die schöne Geisteskraft, die im Dienste eines Zerstörungswerkes verwandt wird. Während flüchtige Sonnenstrohlen dahin gleiten über die Hügel und von Zeit zu Zeit einen Kiesel im Bett der Mosel aufleuchten lossen, lechzt meine Seele noch drüderlicher Einigkeit für Sieger und Besiegte . . . .

Ich bedaure es nicht, om 22. März dobei gewesen zu sein, als über 25000 Mann Porade abgehalten wurde: mein Glaube an die ethischen Kräfte und ihren Sieg hat dabei einen Aufschwung genommen. Das mag sonderbar klingen. Hier meine Rechtfertigung:

Dem Rechte des Stärkeren, dem drutalen Drucke nationolen Hasses gewährt die heutige Wissenschaft so furchtbare Hilfsmittel, und zwar solche, die täglich raffiniert und verstärkt werden, — sie ermöglicht eine solche Mossenadschlachtung, daß der Mensch oder die Menschen, welche jetzt Krieg herbeiführen, ihren Namen mit ewigem Fluche belasten.

Augenblicklich steht es so: um die Heereskraft für den Moment des Losschlogens intakt zu halten, werden die jüngsten und kräftigsten Männer einer Notion lohmgelegt und der öffentlichen Wohlfohrt entzogen. Wenn wir so fortfohren, wird Europo in wenigen Dezennien on Entkräftung zu Grunde gehen. Der Krieg aber ist jo doch dos Vermächtnis einer untergeordneten Sinnesart, von dem wir uns zu befreien streben, und dessen sich der soziole Organismus doch über kurz oder long entledigen muß. Während unsere alte Welt on Festungen und Kanonen zu Grunde geht, wachsen Solidaritätsgefühl und Brüderlichkeit kräftig empor. Ueberall sinnt mon ouf neue Mittel zur Bewahrung des Menschenlebens vor den Gefahren der Krankheit und des Zufalls oder der Willkür. Hygienische Maßregeln werden vervollkommnet, die Theorie der Vererbung, dos Eingehen auf die Lebensbedingungen, die Macht des Beispiels haben neue Skrupel do oustouchen lossen, wo wir über schuldig oder nicht schuldig zu Gericht sitzen müssen. Weit über die eigenen Grenzen hinaus ziehen wir, um ferner Not obzuhelfen.

Solcher Art woren meine Gedanken, als ich am 22. März ouf der Metzer Esplanade dem todellosen Truppenaufzug zu Ehren des hundertsten Geburtstogs Koiser Wilhelms des Ersten beiwohnte.

Meine Gedanken spinnen sich weiter und ich vergleiche Frankreich und Deutschland vom ethischen Gesichtspunkte aus.

In materieller, militärischer und intellektueller Hinsicht sind vielleicht ihre Kräfte gleich stark; sie dieten das Bild einer Gleichwertigkeit, die beide sehr stark mochen würde, wären sie vereint. Aber nicht diese Seite der Froge will ich berühren. So wie die politische Einheit sich in Frankreich früher als in Deutschlond hergestellt hat zwischen den verschiedenen Bestandteilen, so ist Frankreich auch voran in der Zersetzung von Formen, die zu einem Reifegrade gelongt sind, welcher die Keime zu neuen Formen in sich trägt.

Alles Herrschen beruht auf dem Prinzip der Autorität. Das Prinzip hot seine Wirksomkeit durch alle Epochen der

Geschichte hindurch aus dem Glauben on übernatürliche Mächte geschöpft, welche die Geschicke der Menschen leiteten. Der König als ihr Vertreter moßte sich die Oberherrschaft auch in der Religion on. Noch heutigen Tages sind der Kaiser von Rußlond und die Königin von Englond Herren und Oberhäupter ihrer Kirche. Es giebt immer noch Fürsten, die sich dazu von Gottes Gnaden berufen fühlen. Das Autoritätsprinzip aber hat überall durch den in der Schule des Naturwissens emporgekommenen freien Gedanken einen Todesstoß erlitten.

Der Glaube an einen persönlichen Gott, der von demselben Haß nnd denselben Interessen wie wir, seine Kreoturen, beseelt sein soll, wird abgelehnt. Ein Gott, der kalten Blutes das Unglück unzähliger Wesen, Ungerechtigkeit und Verbrechen zuloffen sollte, da, wo er es in seiner Allmacht so leicht verhindern könnte!

Solche Dinge macht man Völker glauben, die noch in den Kinderschuhen stecken, nicht aber erwachsene Völker. Glauben doch auch nur die Kindee unsere Mörchen, die wir ihnen erzählen. Den Glauben an einen welteichtenden und weltbeherrschenden Gott zurückweisen heißt jedoch das Autoritätsgefühl selbst erschüttern: es heißt, einem tausendjährigen Bau den Schlußstein nehmen.

Die äußere Gestaltung der Gesetze, welche der Glaube an eine übersinnliche, durch indirekte oder direkte Gebote an die Volksbeherrscher sich manifestierende Machtquelle geschaffen hot, besteht in allen Ländern fort.

Möge der dumpfe Widerstand der aufgeklärteren Meinung Einzelner auch noch so groß sein, so sind die weltlichen Lenker doch bestrebt, die Uebereinstimmung zwischen der gesetzlichen nnd militärischen, aus der Vergongenheit überlieferten Ordnung einerseits, und der Ueberzeugung der Zeitgenossen andererseits aufrecht zu erholten, indem sie die letztere nach besten Kräften beeinflussen, domit die einmol festgelegte Ordnung keine Störung erleide. Es stehen ihnen zur Erreichung ihres Zweckes drei Mittel zur Verfügung:

1. Die religiöse Unterweisung, welche die Pflichten gegen die Gottheit und Unterwerfung unter ihren Willen lehrt. Dies einst vorherrschende Mittel wird mehr und mehr eingeschränkt durch die ständige Gegenwirkung freier Denkungsart.

2. Die dürgerliche Unterweisung, welche die Erstere zu ersetzen und die entstandene Leere auszufüllen sucht, indem sie die der Obrigkeit gebührende Unterwerfung lehrt, wobei unter „Obrigkeit“ die Personen der Befehlshober, vom höchsten Chef bis zum letzten Korporal oder Polizei-Agenten zu verstehen sind. Aber die Rolle dieser Unterweisnng ist eine ganz künstliche, denn die Entthronung der Religion macht einen seelenlosen Körper aus ihr.

3. Die Offizielle Presse, die sich in die Dienste des om besten Zahlenden stellt.

Als ich nun überdies om Vorabend des 22. März bei Gelegenheit der einem Kult sich nähernden religiösen Feierlichkeit, die der militärischen voranging, von Soldatenstimmen das Lied: „Voter, ich rufe Dich“ singen hörte, zog ich den Schluß, doß jene Regierung noch logischee zu Werke geht, als die Frankreichs, indem sie dofür sorgt, daß dem alten Körpee ouch die alte Seele erhalten bleibe. Bei uns in Frankreich hat mon sie sich lösen lassen und wundert sich nun über die Resultate.

Stiegen diese Worte: „Vater, ich rufe Dich“ wohl zum Reiterstanddild des alten Kaisers oder suchten sie sich am nächtlichen Himmel, der von aufblitzenden Kanonen erhellt ward, den Gott der Schlochten, die alte kriegerische Gottheit der Hebräer? Mich berührten diese Strophen wie etwas Barbarisches aus den Zeiten, da die olten Borden die Krieger mit wilden Hymnen zum Kampfe aufstochelten.

Aber wie groß ouch mein Abscheu gegen Gesänge dieser Art, ob deutsch, französisch, russisch oder sonstwie sein mag und wie sehr auch in meinen Augen eine Geistlichkeit sinken muß, die in diesem Punkte ihren friedenverheißenden Herrn und Meister verleugnet, dem sie zu dienen vorgiebt, während sie in ihrem Ritus solche Lieder duldet, noch einmol muß ich zugeben, eine Regierung, die einen solchen Stützpunkt zur Erfüllung ihrer Vorschriften und zur Organisotion ihres Schutzes nach außen nimmt, ist logisch. Diese Uebereinstimmung von Mittel und Zweck würde ihr unbegrenzte Dauer sichern — wenn dos menschliche Denken sich fesseln oder gar die fortschreitende Entwickelung der Orgonismen sich hemmen ließe.

Ich sagte oben, in Frankreich habe man die alte Seele fahren lassen. Es scheint nun einmal das schmerzliche Los Frankreichs zu sein, auf dem Gebiete sozialer Umwätzungen im Vordertreffen zu stehen.

Die Revolution versuchte den politischen Körper gewoltsam umzuformen, aber die nicht mit umgeformte Seele baute sich, nach manchen Zuckungen, den alten oder einen ihm recht ähnlichen Körper wieder auf. Nur die Kleider wurden geändert. Jedenfalls hot sich im Laufe des Johrhunderts eine große Arbeit vollzogen. Wir sind ouf einer Stufe der Zersetzung olter Formen angelangt, wie sonst nirgendwo und nirgendwann. Die religiöse Seele der Vergongenheit, der Schlußstein des alten Gewölbes, vom Kitt der verflossenen Zeitalter zusammengehalten, ist dahin, zerstäubt unter den Hammerschlägen der freien Rede. Denn je mehr ein Volk nach Gleichheit verlangt, um so wenigee konn man es zum blinden Gehorsam zwingen. Viele halten dies Uebergangsstadium für Verfall, weil sie untee dem Schutt der alten Gebilde nicht die Anzeichen neuer Formen zu unterscheiden vermögen.

Wir leben in einer ernsten Zeit; in Frankreich, wie anderswo. Besonders aber wohl in Frankreich, weil wir in unserer Evolution vorgeschrittener sind, als andere.

Ich heiße aber schließlich doch die Summe des Strebens dee modernen Demokratie willkommen, denn sie will mehr Glück, mehr Gerechtigkeit, mehr Freiheit, sie strebt nach einer sozialen Organisation, welche Jedem ermöglicht, sich seinen Fähigkeiten gemäß auszuleben und olle beruft, der materiellen und intellektuellen Genüsse teilhaftig zu werden, die ols Vermächtnis der Jahrhunderte uns ollen zugedacht sind.

Einen Fluß kann man nicht zwingen, zur Quelle zurückzufließen; die Kindee der eigenen Gedonken soll man onerkennen, wie leibliche, es sei denn, doß man sie zu Vagabonden, zu vaterlondslosen Verzweifelten stempelt, die zu jeder That beeeit sind und kein Verbrechen scheuen. Man kann der menschlichen Vernunft nicht Halt gebieten. Ist es doch sogar sinnlos, eine elementare Unterweisung in den Anfangsgründen zu geben, wenn man verhindern will, daß das zum Manne gewordene Kind nach tieferer Bildung verlange und unter der mongelhoften Vorbildung leidet, wenn es kraft seiner geistigen Entwickelung einsieht, daß andere es besser gehabt haben. Das was es dann als Waffen in die Hand bekommen hat, wird es gegen deren Geber wenden, oder gegen sich selbst. Das einfochste Geschichtsbuch, der schlichteste botanische Leitfoden weiht das Kind in die Fortentwickelung der Organismen ein, die ebensowohl eine soziale ols eine natürliche ist. Sollten diejenigen Regierungen, welche — unmerklich gedrängt vom neuen Gedankenaufschwung — sich herbeigelassen haben, für die neuen Schulgesetze zu votieren, und eine Neuordnung der Studienpläne zu genehmigen, sollten sie kindlich genug sein, zu glauben, daß dieser mühsom errungene Fortschritt ohne Folgen bliebe! Das wäre thöricht! So hat man denn die alte Seele ausgeschieden aus dem Körper, welcher wesentlich derselbe geblieben ist, und nun nach solchem gewaltsamen Amputationsakte sich in fieberischen Zuckungen windet.

Was ist da zu thun, wenn die religiöse Seele der Vergongenheit auf und davon ist —? womit keineswegs gesagt sein soll, doß das unsterbliche Streben der Menschheit noch Höherem ertötet ist — im Gegenteil — es ist lebendiger, denn je. — Mon soll einer neuen Seele zum Ausblühen verhelfen; in der Stunde der Not, hinter dem merkwürdigen Gebahren des erwachenden soziolen Gewissens horrt sie der Auferstehung. Der solidarische Instinkt, der jo ouch den Tieren eigen ist, entwickelt und dehnt sich, er ist dem Selbsterhaltungstrieb unauflöslich verbunden.

Das Christentum hat diesen im Altertum lotenten, zurückgedämmten Trieb zu einer Religion gestempelt, welche von begehrlichen herrschsüchtigen Geistlichen entstellt und entwegt

worden ist, aber aus den Trümmern der alten Dogmen ersteht es in seiner ganzen Lebensfähigkeit und Menschlichkeit und sein Hauch bringt Saat für künftige Ernte. Dieser Instinkt der solidarischen Zusammengehörigkeit muß die Grundlage der sozialen Erziehung werden, und der Schlußstein, welcher statt des früheren, die Autorität verkörpernden, eingefügt werden muß.

Er wird gemeißelt durch alle diejenigen Siege, welche der Mensch kraft der Wissenschaft über die Naturkräfte davonträgt — durch Siege, welche die Beziehungen der Städte, der Länder, der Nationen, der Kontinente zu einander fördern.

Die Pflicht derer, denen durch günstigere äußere Verhältnisse die Leitung des zeitgenössischen Gedankens zugefallen ist, wird es sein, das Kollektivgewissen wecken und entwickeln zu helfen zu der Höhe der sozialen Gestaltungen, nach denen die Massen sich sehnen.

Wenn sie es nicht thun, so sind sie mit verantwortlich für kommende Katastrophen, durch welche das des Wartens müde Volk den Zustand herbeizuführen suchen wird, den man es hat vorahnen lassen. Dann wird es sich der Güter zu bemächtigen trachten, auf die es ein Recht zu haben glaubte, nachdem es durch seine Führer selbst zu dieser Erkenntnis herangereift ist.

Dieser Gewaltakt würde denen, die ihn herbeiführen, wenig nützen und zudem unzählige Unschuldige mit ins Verderben ziehen. Die Unfähigkeit zur Anpassung an brutal aufgezwungene neue Formen würde den Fortschritt hemmen. — Die „internationalen Eindrücke“ lassen sich zum Schluß wie folgt zusammenfassen. —:

Die alte Seele mit Gewalt in einem sozialen Körper zurückhalten wollen, der ihrer endgültig ledig sein will, wäre ein summarisches Verfahren, das wohl eine Zeitlang ginge, aber keinerlei erzieherischen Wert hätte. Den Körper ohne Seele, in fieberischem Zustande zu lassen, ist geradezu gefährlich; das hieße blinden Wutanfällen oder plötzlichem Erschlaffen der Willenskraft Raum geben, in welchem Zustande jedweder sich seiner bemächtigen könnte. Letzteres Verfahren scheint mir diesseits der Vogesen (in Frankreich); ersteres jenseits (in Deutschland) zur Anwendung gekommen zu sein.

Beide, glaube ich, lassen auf den Grad ethischer Entwickelung in diesen Ländern schließen. Uns, den Anhängern ethischer Kultur, sei es im französischen, sei es im deutschen Feldlager, ist die Pflicht klar, die wir gegen unser Vaterland, was sage ich? — gegen die ganze Menschheit zu erfüllen haben. Der neuen Seele zum Erblühen zu verhelfen, auf daß sie die neuen, ringenden Formen lebensfähig mache. Mit Hilfe des erworbenen Gewissens werden wir die kommenden Generationen dazu bereiten, die Güter festzuhalten, die sie im Vollbesitz ihrer Willenskraft und in der vernunftgemäßen Ausübung ihrer Rechte zu erwerben imstande sein werden.

Theoretisches zur Frauenfrage.

Von Fr. Oth in Wien *)

(Schluß.)

Nehmen wir wiederum jene Gesellschaft von Wilden vor, von der wir sagten, daß sie auf primitiver Stufe über 100 Frauen verfüge.

Wenn sich diese Gesellschaft auf der von ihr schon erreichten Höhe halten soll, müssen (da jede Kultur an eine gewisse Dichtigkeit gebunden ist) in der nächsten Generation offenbar wieder ebenso viel Erwachsene vorhanden sein, als in der eben lebenden. Wenn bei den Wilden ebenso wie bei den Kulturvölkern ungefähr gleich viel Mädchen geboren werden, wie Knaben, dann wird, falls volle 100 pCt. der Gebarenen bis zu einem Alter gelangen, welches ihnen erlaubt, ihrerseits wieder, ehe sie mit Tode abgehen, 2 Kinder zu hinterlassen, jede Frau 2 Kinder zur Welt bringen müssen (durchschnittlich ein Mädchen und einen Knaben), um den status zu erhalten.

Da aber bei den Wilden keinesfalls 100 pCt. der Gebarenen dieses Alter erlangen, da auch bei 4 Kindern auf die Frau (im Durchschnitt 2 Mädchen und 2 Knaben) die Kindersterblichkeit 50 pCt. nach nicht überschreiten dürfte, werden wir gut thun, für Wilde mindestens die schon erwähnten 6 Kinder per Frau anzunehmen.

6 Kinder per Frau bei einer Sterblichkeit, welche nur ein Drittel der Geborenen bis in das Reifealter gelangen läßt, würden gerade hinreichen, um die Gesellschaft in gleicher Dichtigkeit zu erhalten.

6 Kinder per Frau auf 6 Geburten verteilt, verlangen bei Wilden, welche nach jeder Geburt eine ziemlich lange Säugungsperiode festhalten, eine Dauer des Reifealters von mindestens 12 Jahren (stirbt ein Kind früher, so wird der Zwischenraum zwischen dieser Geburt und der nächsten zwar kürzer sein als die angenommenen 2 Jahre, dafür ist er aber bei den aufwachsenden Kindern sicher länger).

12 Reifejahre bedeuten aber selbst für eine Wilde (bei der wir die Pubertät schon auf das 10 Lebensjahr ansetzen können) ein Alter von 22 Jahren. Es ist kaum anzunehmen, daß für das überlebende Drittel das Durchschnittsalter auf dieser Stufe schon so hoch steht.

Während wir daher einerseits gezwungen sind, bei der gewiß bedeutenden Höhe der Kindersterblichkeit mindestens 6 Kinder auf eine falsche Wilde zu rechnen, erhalten wir anderseits, wenn wir für jede Geburt nur ein Kind rechnen, für die erwachsenen Personen ein Durchschnittsalter, das wahrscheinlich für diese Entwicklungsstufe zu hoch ist.

Diesem Dilemma ist nur auszuweichen, wenn wir annehmen, daß bei Wilden die Mehrlingsgeburten noch eine ziemlich bedeutende Rolle spielen.

Sind die 6 Kinder als Drillinge zur Welt gekommen, so erfordern sie nur 2 Geburten oder 4 Reifejahre, sind sie als Zwillinge zur Welt gekommen, dann erfordern sie 3 Geburten oder 6 Reifejahre.

Würden aber die Frauen der Wilden bei jeder Geburt in der That immer mehr als nur einem Kinde das Leben geben, so würde diese auffallende Erscheinung unseren Reisenden schwerlich entgangen sein; wir werden daher gut thun, anzunehmen, daß bei den Wilden häufig, aber nicht immer Mehrlinge geboren werden.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir auf 4 Geburten im Durchschnitt 6 Kinder rechnen, bei einer Kindersterblichkeit von 66,6 pCt. stünde das letzte weibliche Drittel dann in einem Durchschnittsalter von 8 Reife-, respektive 18 Lebensjahren.

Nehmen wir nun an, die durchschnittliche Lebensdauer aller Glieder dieser primitiven menschlichen Gesellschaft würde aus irgend einem Grunde steigen (vielleicht durch Herstellung der ersten Keule, mit der es gelingt, solche Tiere zu erlegen, denen bisher manches Menschenleben zum Opfer fiel) so werden sich durch dieses Steigen nicht nur die gebärfähigen Jahre der schon vorhandenen 100 Frauen etwas verlängern, sondern es werden auch ein wenig mehr Kinder als bisher (vielleicht 34 pCt.) in das Reifealter gelangen. Die Zahl der Gebärfähigen wird anfangen, sich langsam über 100 zu erheben.

Nun ist aber die Gesellschaft, von der wir sprechen, mit circa 200 Erwachsenen an die Grenze ihrer Nahrungsmittel gelangt und keine Erfindung oder Entdeckung macht es für die nächste Zeit möglich, die Dichtigkeitsgrenze vorderhand noch weiter hinauszuschieben.

Würden diese zahlreicheren Frauen ihre ganze Fortpflanzungskraft aufwenden wie bisher, so hätten wir bald 101, dann 102 u. s. f. Gebärende mit etwas mehr wie 6 Kindern auf die Frau (vielleicht schon 6,1) und dies so lange fort, bis die Not dazwischen treten würde, welche das schon erworbene Durchschnittsalter wieder sinken machte.

Eine Gesellschaft, die ihr schon erworbenes Durchschnittsalter wieder sinken läßt, erkrankt. Jede gesunde Gesellschaft trachtet ihre Nachkommenschaft auf die Höhe ihrer Dichtigkeit aus freien Stücken zu reducieren.

Es ist möglich, daß die 5, 10, 20 Menschen, die hier zu viel geboren werden, eines Tages wandern müssen; es ist aber auch möglich, daß sich diese primitive Gesellschaft durch Kindermord von ihrem Ueberschuß befreit.

Nach einem gewissen Zeitraum wird es dieser Gesellschaft neuerdings gelingen (durch Uebergang zur Viehzucht etwa) ihre Nahrungsmittel weiter zu vermehren, und durch die vermehrten Nahrungsmittel wird die durchschnittliche Lebensdauer wieder die Tendenz haben, zu steigen.

Wenn die Reduktion durch Kindermord früher so weit gegangen ist, daß bei einer Kindersterblichkeit von 66 pCt. fortwährend ein Nachwuchs von etwa 207 Erwachsenen gegeben war

*) Vergl. die Notiz im Briefkasten.

(105 Frauen mit 6,1 Geburten = 640,5 Kinder, Reduktion durch Kindermord — 32 = 608,5 Kinder, davon bleiben 34 pCt. erhalten = 207 Erwachsene) so werden bei einer Sterblichkeit von 65 pCt. bei derselben Reduktion schon 213 Menschen vorhanden sein.

Da die Nahrungsmittel sich vermehrt haben, ist aber auch die Grenze der Dichtigkeit hinausgerückt. Nehmen wir an, sie sei jetzt erst bei 1000 Erwachsenen erreicht, so wird man den durch die verminderte Sterblichkeit erhöhten Nachwuchs wieder solange gestatten können, bis gegen 500 Frauen da sind, die die Fortpflanzung besorgen.

Es wird im Laufe der weiteren Entwicklung dahin kommen, daß innerhalb der neuen Grenzen, die dieser höheren Gesellschaft in Bezug auf Dichtigkeit gezogen sind, durch irgend einen Fortschritt (bessere Behausung, Bekleidung u. dergl.) die durchschnittliche Lebensdauer wieder steigt, so daß sortan von jeder Frau schon 6,2 Kinder geboren werden könnten und nur mehr 64 pCt. der Geborenen vor dem Eintritt in das Reifealter sterben.

Vielleicht wird ein Teil des Ueberschusses auch jetzt noch durch Kindermord entfernt werden, aber Fruchtabtreibung oder gewaltsame Keuschheitsforderung (Einsperrung der geschlechtsreifen Mädchen bis zum Eintritt in eine Ehe, Infibulation u. a.) werden auf dieser höheren Stufe schon anfangen, ihre Rolle zu spielen.

Neue Nahrungsquellen können die Dichtigkeitsgrenze wieder hinausschieben, verminderte Sterblichkeit aber nach wie vor eine Reduktion nötig machen.

Wie lange kann dieses Spiel fortdauern?

Die mittlere Lebensdauer wird eines Tages eine natürliche Grenze finden, über die sie sich nicht mehr weiter erheben kann. Seien nun 70 oder 80 oder 100 Jahre dieses Ende, keinesfalls läßt sich das menschliche Leben in das Ungemessene ausdehnen und die mittlere Lebensdauer wird eines Tages nicht weiter zu erhöhen sein.

Fällt dieser Zeitpunkt mit jenem anderen zusammen, an dem die Nahrungsmittel des Menschen keiner weiteren Vermehrung mehr fähig sind, dann wird eine Zeit gekommen sein, wo auf die Frau im Durchschnitt nur mehr 2 Kinder entfallen. Da diese ideale Höhe der Lebensdauer aber wahrscheinlich niemals voll erreicht werden wird, wird auch eine spätere Kultur ein geringes mehr als 2 Kinder auf jede Frau rechnen müssen. Ein Plus von 0,001 würde aber bei einer Bevölkerung von 100 Millian Erwachsenen (50 Million Frauen) schon genügen, um die Geburten von 100 Millian auf 100 050 000 zu erhöhen.

Ist die betreffende Gesellschaft zur selben Zeit noch nicht an die letzte Grenze der jemals erreichbaren Nahrungsmittel gelangt, bringt eine spätere Zeit noch wiederholt die Möglichkeit einer immer weiter gehenden Verdichtung; so dürften dennoch 2,01 Kinder auf die Frau gerechnet aller Wahrscheintichkeit nach genügen, um gradatim jede mögliche Dichtigkeit herzustellen.

Wenn eine tiefstehende Wilde bei ihrer durchschnittlichen Lebensdauer von nur 18 Jahren 6 Kinder gebären soll, so muß sie ihre volle Fortpflanzungskraft aufwenden, um diese benötigten Kinder zu stellen; wenn eine Kulturfrau bei einer durchschnittlichen Lebensdauer, die ihre ganze geschlechtsreife Zeit umfaßt (in der Regel sind dies 30 Jahre) nur 2,01 mal gebären darf, so ist dies für sie, die in diesem Zeitraum (selbst bei einem Interim von 2 Jahren zwischen einer Geburt und der nächsten) 15 mal gebären könnte, eine Herabdrückung ihrer Fortpflanzungskraft auf ein Siebentel.

Wir können daher sagen: im Entwicklungsgange der menschlichen Gesellschaft ist die Frau gezwungen, ihre Gebärfähigkeit immer mehr einzuschränken; die Gebärmöglichkeit sinkt von ihrer vollen Ausnützung bei der Wilden bis zu einem Siebentel der Ausnützung bei der Kulturfrau.

Noch stehen wir nicht auf dieser Kulturhöhe. Unser Durchschnittsalter steht lange noch nicht an der Grenze der Lebensmöglichkeit.

Auch ist es vorderhand gar nicht möglich, zu sagen, welches das Durchschnittsalter ist, das unserer Kultur entspricht. Da wir auch den anderen Faktor, die Grenze der Dichtigkeit, für unsere Kultur noch garnicht kennen, so ist alles, was wir wissen, dieses: Die Geburtenquote steht jedenfalls höher als 2,01 und steht notwendig tiefer als daß eine volle Ausnützung der Gebärfähigkeit unserer Frauen möglich wäre.

Sollte jemand fragen, was damit gemeint sei, daß wir weder Dichtigkeitsgrenze noch Durchschnittsalter unserer Kulturperiode kennen, so sei nochmals darauf hingewiesen, daß das, was wir „soziale Frage" nennen, nichts anderes ist, als die Bemühung unserer Zeit, zur wahren Dichtigkeit und zur vollen Höhe des derzeit möglichen Durchschnittsalters zu gelangen.

Die kapitalistische Gesellschaft, mit ihrer Tendenz, die Güter in wenigen Händen anzuhäufen, drückt die Dichtigkeit herab; sie, die immer das Wort „Uebervölkerung" im Munde führt, sieht ihr Ideal nur bei Unterbevölkerung erreicht.

Während auf den Höhen der kapitalistischen Gesellschaft die Geburtenquote unter das Maß herabgedrückt wird, decimiert die Not die Massen des Volkes. Um diese Not zu heben, rät Malthus, auch dort die Geburtenquote herabzusetzen. Aber ein Herabdrücken der Geburtenquote hier und ein Herabdrücken der Geburtenquote dort wird niemals dazu führen, unsere Gesellschaft gesund zu machen. Unsere Gesellschaft kann nur gesunden, wenn ihre Geburtenquote weder tiefer steht als die Dichtigkeit erlaubt, noch höher, als die abnehmende Sterblichkeit zuläßt.

Dichtigkeit, Sterblichkeit und Geburtenquote stehen in einem bestimmten Verhältnis zu einander und die richtige Geburtenquote ist jederzeit die, die Dichtigkeit und Lebensdauer gleichzeitig auf ihrer möglichsten Höhe hält.

Wie aber immer die künftige Gesellschaft sich gestalten wird, so viel steht fest, daß sie auch auf der Höhe ihrer gesteigerten Dichtigkeit niemals in der Lage sein wird, die Gebärfähigkeit ihrer Frauen (falls diese selbst nicht sinkt) voll auszunützen.

Nehmen wir eine Gesellschaft, die bei 50 Millionen Erwachsenen zur Hälfte aus Frauen besteht, geben wir diesen Frauen die Geburtenquote 3, so erhalten wir 75 Millianen Kinder. Da in die nächste Generation auch nur 50 Millianen Erwachsene eintreten dürfen, so ist die Geburtenquote 3 nur möglich, so lange noch ein volles Drittel aller Geborenen nicht bis zum Reifealter gelangt. In demselben Maße aber als die Kindersterblichkeit weiter sinkt, wird auch die Geburtenquote wieder sinken müssen.

Aber auch bei 3 Geburten auf die Frau wird die Fortpflnzungsfähigkeit unserer Frauen nicht ausgenützt, denn 3 Geburten sind gleich 6 geschlechtsreifen Jahren. Setzen wir das Alter der Geschlechtsreife für unsere Frauen auf 20 Jahre (das jedenfalls zu hoch gesetzt ist) so entsprächen 3 Geburten bei voller Ausnützung einem Durchschnittsalter von 26 Jahren; unser Durchschnittsalter steht aber heute schon höher.

Jede kommende Gesellschaft wird daher, so lange die menschliche Fruchtbarkeit nicht sinkt, immer wieder eines Reduktionsmittels bedürfen, und es könnte nur die Frage sein, ob moralische Enthaltsamkeit, ab erzwungene Keuschheit, ab Prostitution, ob Fruchtabtreibung, ob Kindermord oder ob irgend eine neue Form die Reduktion bewirken werden.

Man giebt es heute noch nicht zu, daß diese Reduktionsformen durchaus nicht willkürlich von einer Epache auf die andere übertragbar sind; und während die Einen hingehen und den Wilden „moralische Enthaltsamkeit" predigen, kommen die Anderen und wollen uns mit Kindermord kurieren; beides ist gleich unmöglich.

Die Zukunft wird, so lang die menschtiche Fruchtbarkeit die gleiche bleibt, durchaus eines Reduktionsmittels bedürfen; aber nicht an uns Menschlein ist es, zu entscheiden, welches dieses Mittel sein soll.*)

Der Kindermord als Mittel zur Reduktion tritt in der modernen Gesellschaft nur dort auf, wo sie ausgesprochen dekadent ist, ebenso die Fruchtabtreibung (Kindesmord und Fruchtabtreibung wo sie aus dem Gefühl der Schande geboren werden, gehören zum Kapitel der Enthaltsamkeit). Aber auch die Prostitution führt die moderne Gesellschaft schon sichttich zur Dekadenz. Durch das schreckliche Uebel der Syphilis erhöht sie die Sterblichkeit, und indem sie den Männern den außerehelichen Geschlechtsgenuß zu sehr erleichtert, drückt sie die Zahl der notwendigen Eheschließungen zu sehr herab.

Wenn aber alle anderen Zeichen schwiegen, so würde für den Völkerkundigen eines sprechen: das sittliche Bewußtsein fängt immer lauter an, die Prostitution zu verdammen.

Kein Faktar wiegt so schwer wie dieser!

„Moralin"freie Menschen mögen geringschätzig die Achseln zucken: aber eine Institution, die nicht mehr von dem sittlichen Bewußtsein getragen wird, hat sich aus-

*) Anmerkung des Herausgebers: Wem sonst, als der Menschheit gehört diese Entscheidung. Sie wird hervorgehen, aus einer immer reicheren und machtvolleren Entwickelung aller ihrer Gaben und Aufgaben, sowie aus einer immer feineren und edleren Gliederung ihres Zusammenwirkens

gelebt. Hält eine Gesellschaft trotzdem an dieser Institution fest, dann überliefert sie sich dem Untergang.

Die menschliche Gesellschaft ist, genau so wie die unbelebte Natur, an immanente Gesetze gebunden, die man leugnen kann, aber nicht aufheben.

Die Dauer einer jeden Lebensphase bewegt sich für die menschliche Gesellschaft in Zeiträumen, die vielmal länger sind, als das Leben des einzelnen Menschen, daher kommt es, daß der Einzelne sich gegen die Moral versündigen kann, ohne die Konsequenzen immer umgehend zu empfinden; aber es giebt eine Grenze, über die hinaus die Moral nie negiert werden kann, ohne zum Untergang des betreffenden Stammes oder Volkes zu führen.

In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter würde Jeder erhaben lächeln, wenn ein Gelehrter aufstände und erklärte: (siehe hierzu Nietzsche „Jenseits von Gut und Böse. II. Aufl. S. 151).'

> Wir eigentlichen Denker sind Befehlende und Gesetzgeber: wir sagen, „so soll es sein", wir bestimmen erst das Wohin? und Wazu? der Natur . . . .

Die Ueberzeugung von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens hat uns tief durchdrungen; wir würden nicht glauben, daß dieser Mann ein Tüpfelchen an den Naturgesetzen ändern kann. Die ungeheuren Leistungen der modernen Technik, die großen Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, haben wir der immer genaueren Kenntnis jener unverletzlichen Gesetze zu verdanken. Wir haben große Triumphe errungen; aber nicht gegen die Natur, sondern durch sie, durch die immer genauere Erforschung ihres Waltens.

Und doch konnte in diesem selben Jahrhundert ein Mann aufstehen und versuchen, alle Werte umzuwerten.

Es giebt aber für uns Menschen so wenig ein „Jenseits von Gut und Böse", wie es für uns ein „Jenseits von der Schwerkraft" giebt.

Man kann die Schwerkraft ignorieren und von der Spitze eines Thurmes in die Luft hinausspringen; aber man wird darum nicht weniger zerschellt zu Boden stürzen. Man kann die Moral ignorieren und dem Gange der Natur sein eigenes „so soll es sein" entgegensetzen; aber jede Gesellschaft, die diesem Rufe folgen wird, wird untergehen!

Man muß hier freilich eines unterscheiden: den Kampf, den die Moral im Laufe der Entwickelung gegen sich selber kämpft.

Die Schwerkraft ist, soviel wir jetzt glauben, eine unveränderliche Kraft, sie ist heute die gleiche, die sie vor Jahrtausenden gewesen ist; die Moral dagegen ist eine veränderliche Kraft.

Gebunden an zwei Faktoren, die sich im Laufe der menschlichen Entwickelung von Epoche zu Epoche ändern, an Dichtigkeit und Lebensdauer, ändert sie sich mit ihnen.

Kannibalismus, Kindermord, Blutrache, kriegerische Gesinnung u. s. w., sind nicht zufälligerweise von jeder höheren Moral mißbilligt; sie widersprechen der steigenden Tendenz, nach welcher die mittlere Lebensdauer dahindrängt, der wirklichen Grenze menschlichen Lebens nachzurücken.

Wie es daher im Wesen der Moral liegt, von Epoche zu Epoche sich zu ändern, so haben wir auch in jeder Epoche mit einer Gegenwartsmoral zu rechnen, die sich aller vorhandenen Rechtsmittel bemächtigt, um sich gegen die abweichende Moral vergangener oder erst kommender Epochen durchzusetzen.

Das Gros der Menge bekennt sich auf der Höhe jeder Epoche zur Gegenwartsmoral; einige Wenige sind hinter dieser Moral zurückgeblieben, sie bilden die Verbrecher der betreffenden Gesellschaft; einige Andere sind ihr vorangeeilt, sie stellen die Märtyrer.

Nietzsche ist kein Märtyrer; er eilt nicht der Gegenwartsmoral auf ihrem Zukunftsweg voraus; er vermißt sich, eine menschliche Gesellschaft zu formen nach seinem Bilde; eine Gesellschaft, die der Moral entbehrt.

So wenig es aber eine Materie giebt, die nicht zu aller anderen Materie in jener unbegreiflichen Wechselwirkung stünde, die wir Schwere nennen; so wenig giebt es eine Gesellschaft ohne Moral. Und sollte jemand bemerken, daß die mechanische Weltanschauung ein so geheimnisvolles Etwas, wie „Moral", nicht brauchen kann, so möge er es gleichzeitig versuchen, sich jenes anderen geheimnisvollen Etwas zu entledigen, das wir „Schwerkraft" nennen.

Wir waren gezwungen, diesen Seitensprung zu thun, um zu begründen, was wir meinen, wenn wir sagen: das Reduktionsmittel der Prostitution steht auf der absteigenden Linie, die sittliche Empfindung fängt an, sich dagegen aufzulehnen.

Wir haben aber gleichzeitig gesehen, daß solange die menschliche Fruchtbarkeit nicht sinkt, auch alle Zukunft einer Einschränkung der Geburten bedürfen wird.

Von den uns bekannten Mitteln blieben für die Gegenwart nur mehr Präservatifs und moralische Enthaltsamkeit.

Präservatifs haben in unserer Gesellschaft schon die Tendenz gezeigt, über das Ziel der notwendigen Reduktion hinauszugehen; auch die moralische Enthaltsamkeit hat schon wiederholt die Tendenz gezeigt, zur Askese zu entarten.

Vielleicht wird die Zukunft ein Mittel der Reduktion heraufführen, das uns heute noch völlig unbekannt ist, vielleicht wird eine weitere Entwickelung die Fruchtbarkeit des menschlichen Weibes überhaupt herunterzusetzen, nirgendwo aber ist in der menschlichen Gesellschaft jenes „schrankenlose Ausstreuen von Lebenskeimen" anzutreffen, von dem in der modernen Wissenschaft soviel die Rede ist.

Es giebt ein Gesetz der Bevölkerung, das jede Epoche zwingt, der äußersten Grenze der ihr möglichen Dichtigkeit zuzustreben, diese Dichtigkeit ist aber zugleich an einen aufsteigenden standard of life gebunden, an einen standard of life, welcher in jeder späteren Kulturperiode das Durchschnittsalter höher legt. —

Bei jener so oft betonten Überproduktion von Lebenskeimen könnte sich die erste Hälfte dieses Gesetzes erfüllen; aber niemals könnte, bei der dann notwendig entstehenden ungeheuren Vernichtungsorgie, die mittlere Lebensdauer steigen.'

Es ist erwiesen, daß die Lebensdauer steigt. Sie steigt, weil eben jede Ueberproduktion von Lebenskeimen von jeder Kulturstufe selbstthätig vermieden wird. Jede Kulturstufe erzeugt bestimmte Mittel der Reduktion, welche möglichste Dichtigkeit und möglichst hohes Durchschnittsalter gegeneinander einzustellen haben. Jede menschliche Gesellschaft, welche sich unterfängt, gegen dieses unverletzliche Bevölkerungsgesetz zu sündigen, geht auf das Bestimmteste zu Grunde.

Da durch das steigende Durchschnittsalter (bei dem wahrscheinlich zu allen Zeiten gleichen Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Geburten) in jeder höheren Epoche sich auch immer wieder mehr Frauen befinden, die im fortpflanzungsfähigen Alter stehen, da ein immer höherer Procentsatz der Geborenen erhalten bleiben muß, wenn die betreffende Gesellschaft nicht erkranken soll, so muß mit aufsteigender Kultur naturnotwendig die Geburtenquote sinken: Kultur und Geburtenquote stehen aller Orten im umgekehrten Verhältnis zu einander.

Noch hat die Geburtenquote ihren tiefsten Stand nicht erreicht, noch hat unser Durchschnittsalter jene Höhe nicht erreicht, die mit der menschlichen Altersgrenze nahezu zusammenfällt. Die Zeit, in der wir leben, krankt daran, daß es ihr noch nicht gelungen ist, ihre Dichtigkeit und ihr Durchschnittsalter auf die durch eine neue Produktionsweise gesteigerte Höhe hinaufzuheben. Erst wenn diese Anpassung vollzogen sein wird, werden wir die Geburtenquote finden können, die unserer Kultur entspricht. Sie wird offenbar immer noch höher stehen, als 2.0, — sie wird daher für die nächste Zeit noch weiter die Tendenz haben, zu sinken. Diejenigen, die es immer als die Hauptaufgabe des Weibes hinstellen, zu gebären, diejenigen, die mit Napolean (dem großen Konsumenten von Menschenleben) sagen: die Reihe der größten Geburtsziffern ist die aufsteigende Reihe weiblichen Verdienstes; — sie mögen sich dies von der Wissenschaft gesagt sein lassen.

Prof. Buisson über Grundsätze der Pädagogik.

M. Buisson, der den deutschen Lesern als Vertreter der französischen Pädagogik bei dem Züricher Kongreß (Herbst 96) wohl bekannt ist, hat im Dezember vorigen Jahres als Nachfolger des Professors der Erziehungswissenschaft M. Marion an der Sorbonne zu Paris, den propädeutischen Kursus mit einer Rede eröffnet, aus welcher, mit seiner Erlaubnis, im Folgenden einige Absätze wiedergegeben werden sollen.

Indem M. Buisson dem Wirken seines Vorgängers in pietätvoller Weise gerecht wird und ein Lebensbild lebendigster Art entwirft, ohne jedoch sich biographischer Hilfsmittel zu bedienen, legt er seinen Hörern die Entwickelung der Erziehungswissenschaft, ihre Bedeutung als selbständige Wissenschaft, die ihr durch Errichtung eines Lehrstuhles (1887) zugestanden sei, sodann die neuesten, aus der Beschäftigung mit ihr hervorgehenden und zu begründenden Reformen dar und verweilt mit besonderem Nachdruck auf dem Thema der Handhabung der Disziplin im höheren Unterrichtswesen. Die allgemeine Bedeutung einer Schlußbetrachtung über den Wert pädagogischer Schulung für Alle berechtigt uns, mit derselben zu beginnen:

„Der Solidaeismus (um einen neuen „ismus“ zu schaffen), nämlich die freiwillige statt der gezwungenen Solidarität, wird in zweifachem Sinne dem Erzieher bei seinem Werke willkommen sein. Er stellt ihm die Aufgabe, die Gesellschaft zu vervollkommnen, indem er den einzelnen Menschen vervollkommnet, für den Staat zu arbeiten, indem er am Bürger arbeitet; er zeigt ihm die beiden gleich wichtigen Seiten seiner Aufgabe, die nicht durch gewaltsame Aufhebung der Grenzlinien, sondern in freier, höherer Harmonie verschmolzen sind. Denn möge unsere junge „Sozial-Philosophie“ auch noch so sehr in den Kinderschuhen stecken, sa ist sie es doch, die heute die noch sa festen Dämme des gesellschaftlichen sowie des individuellen Egoismus unterwühlt.

Der Gesellschaft ruft sie zu, indem sie dieselbe als eine sittliche Persönlichkeit auffaßt, sie werde nur dann groß sein, wenn jedes einzelne ihrer Glieder selbst es sei, sowohl im Denken, als im sittlichen Handeln. Und dem Einzelnen sagt sie, er sei der Gesamtheit Rechenschaft schuldig über jeden Zuwachs an Verantwortlichkeit, der ihm werde, denn es sei nur recht und billig, dem Schatze der Gesamtheit wieder zufließen za lassen, was ihm ohne die Kollektiv-Anstrengung nicht hätte zu teil werden können.

Wird die Wissenschaft der Erziehung auf diesem Boden erwachsen? Ich will es hoffen, sa wie mein lieber und edler Vorgänger es that. Möge indes das Wort „Erziehungswissenschaft“ vorerst bei niemandem Illusianen erwecken. Wir wollen jedem Mißverständnis zuvorkommen. Nicht reine Wissenschaft wollen wir hier treiben, wir wollen nicht einmal gelehrt sein, und nach viel weniger uns mit Sozialogie beschäftigen. Die Belehrung wird dabei, wie die Alten vielleicht nicht ohne eine Spur von Geringschätzung sagen würden, durchaus populär sein. Nicht an Eingeweihte wird sie erteilt, sie wendet sich an alle die, welche mit Erzieherpflichten betraut sind, sei es in der Familie, in der Schule, sei es in der Gesellschaft, und die es für recht halten, sich ein paar Stunden damit zu beschäftigen, die Peinzipien, die sie leiten, festzulegen; sich der Gründe ihres Handelns bewußt zu werden; sich zu entscheiden zwischen verschiedenen Theorien und verschiedenartiger Anwendung der Thearien, methadisch über das Ziel nachzudenken, dem sie zustreben und über den Weg, der sie hinführt.

Vor der Eingangshalle unserer alten Kirchen aus dem Mittelalter ließ man einen zwar dem Heiligtum nicht einverleibten, aber doch immerhin in seinem Bereich liegenden Raum frei, als eine Art Uebergang zwischen dem Trubel der Außenwelt und der andachtvollen Sammlung des Tempels. Dort gab die Geistlichkeit ihre Bekanntmachungen in der Vulgärsprache (also nicht Latein), dort wurden die Mysterien (älteste Form des Dramas) aufgeführt, auch kleine Schulen etablierten sich dort. Das war der Vorhof (lo parvis). Unser pädagagischer Kursus mag als eine Art Vorhaf für die Sarbanne gelten. Man setzt ja die Pädagogik nicht herab, wenn man zugesteht, daß sie eine angewandte Wissenschaft, ja eigentlich eine Wissenschaft aus zweiter Hand ist. Als „Magd der Philasophie“ fällt ihr die Rolle zu, den andern Moralwissenschaften zu folgen, und auch das nur aus einer gewissen Entfernung, denn nur auf solchen Pfaden ihnen zu folgen, steht ihr zu, die wahl geeignet, wohl erforscht, und völlig sicher sind. Sie eignet sich nur Wahrheiten an, die lange schon bewiesen sind, solche, welche eine Uebersetzung in alle Sprachen vertragen und einer Uebertragung in das Leben Aller fähig sind. Das Erziehen ist nicht Kunst oder Handwerk Einiger; nein, jeder Mann, jede Frau muß bereit sein, heut oder morgen, es zu übernehmen. Es ist zudem diejenige Kunst, die ihrer unmittelbaren Wirkung halber das ganze Land angeht, vor allem ein Land, in dem allgemeines Wahlrecht herrscht.

Wir haben wahrlich noch nicht tief genug eingesehen, daß jegliches politische und soziale Problem ein Problem der Erziehung ist. —“

Eine Seite der Erziehungsreform ist es, die dem Nachfolger des Herrn Marian die tiefste Bewunderung abgewinnt; es ist die Reform der Ausbildung und Fortbildung der Mädchen, deren Regelung Herrn Marion zufiel, und durch welche endlich eine Lücke ausgefüllt werden sollte, die nicht nur in pädagagischer, sondern in sozialer Hinsicht fühlbar war.

„Welch eine Aufgabe war das! Es hieß, einen Psychalagie-Unterricht für die jungen Mädchen einrichten, dann einen Moral-Unterricht, beides aan erzieherischen Gesichtspunkten ausgehend, und darauf hinauslaufend. Zwei Leitfäden, welche diese doppelte Belehrung in lichtvoller Weise zusammenflossen, geben aan der Größe dieser Arbeit nur einen schwachen Begriff.

Was die Schülerinnen in diesem Unterrichts-Kursus fesselte, war die einsichtsvolle Disziplin, welche der Lehrer dabei hielt. Zum erstenmale geschah es, daß zu den Mädchen von den großen Dingen, welche Denker beschäftigen, in eingehender, unparteiischer Weise gesprochen wurde. Er sprach zu den Frauen, wie zu Wesen, die mit Vernunft und Gewissen begabt sind, nicht wie zu Unmündigen, die eines Bevarmandungs-Autoritäts-Regimes bedürfen.“

Vom Jahre 1883—1896 hatte Marian fast systematisch alle Gebiete der theoretischen Pädagogik berührt (die physische, intellektuelle, moratische Erziehung) dann die angewandte Pädagogik im ersten und im fortgeschrittenen Unterricht, alsdann die Psychologie des Kindes, die des jungen Mädchens. Und er begann einen Ueberblick über die Erziehung im Auslande; England und die Vereinigten Staaten waren behandelt worden, er war bei Deutschland angelangt, als seinem Schaffen und Wirken ein Ziel gesetzt ward.

Einige von uns wissen, in wie würdigen, edlen Händen die Fortsetzung gerade dieses, für uns Deutsche wichtigen Teils der Sorbonne-Kurse liegt.

Im Jahre 1889 ging man an eine Reform des höheren Unterrichts. Herr Marion übernahm damals die Berichterstattung über das ja vielfach behandelte Thema der Disziplin auf den Gymnasien. Später schrieb er auch über die „Erziehung“ auf der Universität.

Es ist ein und derselbe Gedanke, der sich durch alles zieht, was Marian über die Disziplin geschrieben hat.

„Da bei uns der Staat lehrt (das ist Thatsache, wahr aber übel), da er eine Erziehung giebt, sa muß das die beste, die schönste die edelste, vollständigste und auch wirksamste sein. Welche Art Erziehung ist das? Jedem freien Lande steht nur eine Art an, das ist die, welche freie Menschen schafft. Man sall es wieder und wieder sagen: für die Freiheit wird man nur durch die Freiheit bereitet. Eines jungen Menschen Erziehung ist nicht vallendet, wenn man ihn Tag für Tag unter den Augen gehabt und vor dem Uebel bewahrt hat. Schon Mantaigne sagt: „er muß dem Uebel entsagen: nicht weil er muß, sondern, weil er will.“

Der für das erste Kindesalter unerläßliche Zwang fall nach und nach ersetzt werden durch eine innere Gesetzesstimme, die des Gewissens.

Das Kind zuerst unterstützen, es in ein Netz van Einflüssen sanft einspannen, es in einem sittlichen Milieu aufwachsen lassen und im Heranwachsen es allgemach zum Wallen, Urteilen, Nachdenken und Sichanfraffen anleiten, es sich überwachen aber gar selbsttätig eines Bessern besinnen machen, das nenne ich nicht etwa die beste Erziehung, nein es ist die einzig denkbare. So entsteht eine Disziplin, die nicht auf passiven Gehorsam hinzielt, sondern auf einen Gehorsam, der van Vernunftgründen durchdrungen und aus freier Wahl geleistet wird; so entsteht ein Streben nicht sowohl nach äußerer Ordnung, als nach jener inneren Ordnung, die darin sich äußert, daß langsam, in der Stille und ahne sichtbar zu werden, sich im Erwachsenden Gewissen, Vernunft — ein Charakter bildet.“

Marion spricht im Sinne seines Instituts, wenn er seinen Abscheu erklärt vor der brutalen Autorität, im Befehlen, aar dem mechanischen Vargehen im Unterricht, aar dem Abrichten für bevorstehende Examina, vor niedrigen Mitteln und potizeilichen Spitzel-Maßregeln bei der Aufrechterhaltung der äußern Ordnung, kurz var allem was wie Dressur statt Erziehung, und geschicktes Zustutzen statt Geisteskultur aussieht.

Dieses und nichts anderes ist's was Marian als die „tiberale Disziplin“ in der französischen Pädagagik bezeichnet.

„Im allgemeinen“, sagt Marian gelegentlich, „haben wir keine genügend hahe Meinung aon den Kindern, überhaupt von den großen kleinen Leuten. Ich habe stets erfahren, daß das, was man den Kindern noch sa Hohes sagen möge, fagt mun es ihnen nur einfach, immer am tiefsten aon ihnen empfunden und gewürdigt wird. Schan die blaße Thatsache wird nicht genug aon Vätern und Erziehern in Betracht gezogen, daß man durch Anerkennung der Mühe, die das Kind sich giebt und durch Aeußerung seiner Freude darüber, Großes beim Kinde erreicht.“

Dem Varwurf der Weichlichkeit begegnet Marian in folgender Weise:

„Nicht dadurch, daß man die Bedingungen des wirklichen Lebens gar zu streng in Betracht zieht und das Kind Dingen aussetzt, mit denen erst der gewardene Mensch fertig werden kann, würde man es am besten fürs Leben rüsten: es sall eine ideale Almasphäre in der Schule walten; ein Hauch tiefer Gerechtigkeit, wie sie der Kindesseele gegeben, sall sie durchweben, damit es einen Varrat an Gerechtigkeit fürs Leben sammle und damit es nie aufhöre, an sie zu glauben.“ H.

Moralische Maßstäbe und ethische Kultur.

Von F. Staudinger.

Von seiten mancher Gegner auf der Linken, ebenso wie von seiten mancher Gegner auf der Rechten wird uns vorgeworfen, wir strebten nach etwas Unmöglichem. Wir wollten eine allgemeine Ethik, die über den Klassengegensätzen stände, während doch die sittlichen Anschauungen nach Zeitumständen und nach Volksschichten wechseln.

In diesen Vorwürfen liegen zwei streng zu sondernde und doch eng zusammengehörige Gesichtspunkte verschmolzen. Nach dem einen Gesichtspunkte handelt es sich um die Frage, ob es ewige, unveränderliche sittliche Gebote giebt, die für alle Zeiten und Verhältnisse gelten, nach dem anderen handelt es sich darum, ob es allgemeine Normen und Gesetze der sittlichen Entwickelung giebt, die selbst dann gelten möchten, wenn man obige Frage verneint. Wir wollen heute nur die erste Frage betrachten, die zweite auf ein andermal aufsparen. Durch unsere in der Jugend uns eingepflanzte Katechismusmoral sind wir gewöhnt, die Ethik nur in Form von konkreten inhaltlichen Geboten und Verboten zu denken: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!" „Du sollst nicht töten!" Da erfordert es denn nun allerdings für den modernen, gebildeteren Menschen nicht allzuviel Geisteskraft, um inne zu werden, daß es mit der Unbedingtheit und Unveränderlichkeit solcher Einzelgebote nicht immer wohl bestellt ist.

Wenn auf der rechten Seite Herr Prof. D. Bornemann (vgl. Eth. Kultur Nr. 16) betont, ein allgemeines Sittlichkeitsideal gebe es nicht, und beweisend hinzufügt, die sittlichen Anschauungen der Menschen seien sehr verschieden gewesen: so ist dabei sehr zu begrüßen, daß sich dieser Theologe mit dem zweiten Satze hoch über die dogmatische Engherzigkeit erhebt, der nur das als gut erscheint, was der eigene Katechismus lehrt, und als irrig oder verwerfen alles, was davon abweicht. Wir wollen ihn auch nicht sehr darob angreifen, daß er, nachdem er eben das allgemeine Sittlichkeitsideal verworfen hat, doch Christus wieder als das Ideal statt als eine ideale Persönlichkeit hereinführt. Herr Dr. Förster hat darauf bereits genügend erwidert. Aber etwas anderes hat hier für uns eine tiefere Bedeutung. Bornemann meint offenbar, das Sittlichkeitsideal, welches die Ethische Kultur zu erforschen sucht, sei eben so handfest und inhaltlich greifbar, wie er sein eigenes in Christus verkörpert sieht. Und darum leugnet er, daß es ein solches gäbe. Das ist, mit Verlaub, ebenso gehandelt, wie wenn jemand, der auf einem hohen Berge einen ganz anderen Stand des Barometers bemerkte, als drunten, sagen wollte: Es giebt kein allgemeines Gesetz für den Barometer und wenn er nun, an der Gesetzlichkeit verzweifelnd, zu einem Wetterkundigen gehen wollte, dem er sein besonderes Vertrauen schenkt. Das ist freilich unendlich einfach, und der Mühe des Forschens ist man überhoben. Statt dessen kann man sich darüber erhitzen, wer der beste Wetterkundige sei.

Von unseren Bestreitern auf der Linken gilt so ziemlich dasselbe. Da fällt mir ein alter Aufsatz ein, den Herr Franz Mehring in der „Neuen Zeit" veröffentlicht hat, gerade als die Gesellschaft für Ethische Kultur eben gegründet warden war. (1892/93 Nr. 9.) Ich nehme ihn her, nicht sowohl um der verspäteten Polemik willen, als vielmehr um die uns eben beschäftigende Frage daran zu erörtern. „Es giebt keine gemeinsame Ethik!" sagt Mehring, „jede Klasse hat ihre besondere Moral!" Wir sehen, daß auch er, geradeso wie Herr Bornemann, die gemeinsame Ethik nur im Sinne handgreiflicher, inhaltlich bestimmter Sittengebote zu fassen vermag. Und wie Herr Bornemann widerspricht er sich sofort wieder selbst; nur nicht so, daß er von der Regellosigkeit des Barometerstandes an einen Wetterkundigen appelliert, sondern so, daß er einen allgemeinen moralischen Maßstab, den er eben verworfen hat, selber in Anwendung bringt.

Denn er stellt in demselben Atem mit obigen Sätzen die Charakterfestigkeit, die Ehrlichkeit, die Wahrhaftigkeit ꝛc. des Proletariats dem Falschen, dem Ducken vor der Gewalt, der Zweizüngigkeit der Bourgeoisie gegenüber. Was thut er damit anderes, als daß er an beide Klassen einen und denselben, nämlich seinen eigenen moralischen Maßstab anlegt. Wir wollen uns nicht darin vertiefen, ob und wieweit diese Gegenüberstellung richtig, ob diese Beschmeichelung des Proletariats sozialpädagogisch richtig und seiner eigenen Sache dienlich ist, ob sie sich besser ausnimmt als bei gewissen „Patrioten" die Ergüsse von deutscher Treue und welscher Tücke, die man öfters zu hören bekommt, und die, wenn wir nicht sehr irren, schon von Mehring selber, und das mit Recht, scharf getadelt worden sind. Das mag er mit sich abmachen. Was uns interessiert, ist die Thatsache, daß er in demselben Absatze, wo er sagt, die Bourgeoisie habe eine andere Moral als das Proletariat, doch erstere mit seinem — und ich darf wohl sagen auch unseren Maßstäben von Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit ꝛc. mißt, als ob sie dennoch einer Moral unterständen.

Herr Mehring weiß offenbar ebensowenig, wie Herr Bornemann was es heißt: „eine andere Moral". Abraham hatte in der That eine andere Moral als wir, indem er seinen Sohn opfern zu müssen glaubte. Aber auch Herr Mehring würde es sicherlich für eine niedere Beurteilungsweise halten, wenn jemand sagte: „Abraham war ein Kindsmörder! So schlecht sind doch wir nicht." Er würde, wenn er dem so Urteilenden überhaupt etwas entgegnete, sagen: Wie darfst Du Deinen moralischen Maßstab an einen Mann anlegen, der unter ganz anderen Bedingungen lebte, in ganz anderen Anschauungen leben mußte. Du mußt ihn nach dem moralischen Richtmaß seiner Lebensbedingungen beurteilen, dann findest Du am Ende, daß er im Verhältnis zu den damaligen sittlichen Ansichten ebenso sittlich handelte, wie heute ein Vater, der den Sohn in den Krieg gehen zu lassen sich verpflichtet hält. — Und wenn Mehring, wie wir zuverlässig von ihm glauben, in diesem Sinne redete, so hätte er ganz recht. Allein dann dürfte er, falls er wirklich der heutigen Bourgeoisie eine andere Moral zumißt, als dem heutigen Proletariat, nicht sagen: das Proletariat ist wahrhaftiger, ehrlicher, mutiger, opferwilliger als die Bourgeoisie. Damit sagt er ja nur, daß nach demselben Maßstabe gemessen, die Bourgeoisie sittlich tiefer stehe, nicht aber, daß sie eine andere Moral habe. Wollte er letzteres erweisen, dann mußte er vielmehr zeigen, daß der Bourgeoisie etwas als Charakterfestigkeit gelte, was der Proletarier nicht so nennen kann, daß diesem manches als ehrlich oder als Fälschung gelten muß, was dem Bourgeois als unehrlich bezw. als Recht gilt. Dann wäre Mehring, was er doch zu beanspruchen scheint, wissenschaftlich verfahren; so aber hat sein Artikel ein stark demagogisches Rüchleiu.

In jenem allein wissenschaftlichen Sinne kann aber allerdings die Frage aufgeworfen werden, ob nicht verschiedene Lebensbedingungen ganz verschiedene moralische Maßstäbe in verschiedenen Völkern und Volksschichten hervorbringen. Und die wissenschaftliche Ethik muß da gewiß eine große Verschiedenheit und einem fortwährenden Wandel nicht bloß der moralischen Zustände, sondern der moralischen Maßstäbe zugeben. Freilich, wenn beim Händler öfter Betrug und Lug vorkommen mag als beim Beamten, wenn dieser letztere wiederum, um seine Stellung zu behaupten, vorsichtiger in der der Kritik von Regierungsmaßregeln sein muß, als der Arbeiter oder Fabrikant oder Bauer, so sind das wohl verschiedene moralische Zustände; damit ist aber noch nicht eine Verschiedenheit des moralischen Maßstabes gegeben. So lange nämlich der Stand der Handeltreibenden den Betrug ihrer Standesgenossen ebenso verurteilt, wie es die sonstigen Menschen thun, so lange der Beamte einen Standesgenossen, der sich einer unwürdigen Behandlung oder Zumutung seitens seiner Vorgesetzten stillschweigend fügt, ebenso verurteilt wie das übrige Publikum: so lange ist kein verschiedener moralischer Maßstab vorhanden. Erst dann, wenn etwa die Volksschicht dieselbe Handlung ihrer Standesgenossen als moralisch entschuldbar oder gar als lobenswert ansieht, die eine andere Volksschicht als verwerflich oder verabscheuenswert betrachtet, dann erst ist der moralische Maßstab selber verschieden geworden.

Nun ist gar nicht zu leugnen, daß dieselbe Verschiedenheit der Lebensbedingungen, die eine Verschiedenheit der moralischen Zustände bewirkt, bei dauernder und schärferer Einwirkung auch verschiedene sittliche Anschauungen, verschiedene moralische Maßstäbe erzeugen muß. In einer Schulklasse z. B. um ein kleines, mir naheliegendes Beispiel zu geben, wird z. B. derjenige, der seinen angeklagten Mitschüler auf die raffinierteste Weise vor dem Lehrer herauslügt, eventuell als Heros angesehen, besonders dann, wenn der Angeklagte bei seinen Kameraden als „ordentlicher Kerl" gilt und die ihn bedrohende Strafe nach dem Rechtsbewußtsein der Schüler in Mißverhältnis zu dem Vergehen zu stehen scheint. Drakonismus der Strafe kann bei Einzelnen wie bei ganzen Volksschichten Lug und Trug in solchen Fällen geradeso als sittlichen Vorzug erscheinen lassen wie seinerzeit andere Umstände bei dem großen Dulder Odysseus.

Es ist weiterhin durchaus nicht zu leugnen, daß thatsächlich heute in den verschiedenen sich bekämpfenden Volksschichten nicht bloß verschiedene sittliche Zustände, sondern auch verschiedene moralische Maßstäbe für eine ganze Reihe von Erscheinungen entstanden sind. Die so außerordentlich verschiedene Beurteilung, die z. B. der Hamburger Streik erfahren hat, giebt dafür den besten Beweis. Dies ist in allen Kampf- und Uebergangszeiten der Fall. Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum hat ebenso eine ganz entgegengesetzte sittliche Würdigung einer Menge von Hand-

Digitized by Google

tungen seitens beider Teile hervorgedrucht wie der Kampf des Protestantismus und des Katholizismus in der Reformationszeit. Und da wir auf soziolem Gebiete eben in einer Zeit des Ueberganges und Kampfes teben, so nimmt es gar nicht Wunder, wenn dieselben Handlnagen seitens des Herrn von Mirbach oder Stumm und seitens des Herrn Mehring oder Bebel ganz verschiedene sittliche Beurteilung erfahren. Die moralischen Zustände nicht nur, sondern die moratischen Mußstäbe sind da vielfach so verschieden geworden, und gerade die Beziehungen, in denen sie verschieden sind, sind in so schneidenden Gegensatz geraten, daß darüber diejenigen Beziehungen, in denen sie noch eins sind, in denen gteichartige Beurteilung waltet, in den Hintergrund treten.

Allein wir meinea: Gerade, wer dies einsieht, und lebendig empfindet, daß und warum dies so ist, hnt eben damit auch bereits einen ethischen Standpunkt gewonnen, der über die Ethik des nackten Klassenkaampfes oder Nationenkompfes hinousführt; er hat den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus er die Gegensätze sittlich beurteilen, nnd in gewisser Hinsicht über ihnen stehen konn. Wenn ich die Handtung eines Gegners als von seinem Standpunkt aus sittlich gerechtfertigt begreife, dann werde ich ihn nicht mehr als persönlich übelmeinend oder verworfen ansehen können, und die festeste und entschiedenste Vertretung aeines Standpunktes wird sich doch nicht zu einer moratischen Verachtung und Herabwürdigung desselbea hinreißen lassen.

„Weniger als jeder andere kann mein Standpnnkt . . . . den Einzetnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleidt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.“ Dieses Wort von Karl Marx hat mir immer ganz besonders imponiert. Die Koaseqnenz davon ist obiger Stoudpunkt; und daß dieser, sobald er allgemein wird, den Klassenkampf ethisieren and humanisieren muß, ist doch seldstverständlich. Sodotd nar ein größerer Teil der Genossen des Herrn v. Stuma eingesehen hoben, daß die Sozialdrmokratie ein notwendiges Produkt der Verhältnisse, nicht ein Werk gewissenloser Agitatoren ist, wird Herr v. Stumm vergebens ins Posthorn blasen. Und sobald die Arbeiterschoft empfinden ternt, daß die harten Lasten auf ihren Schultern gar ost nicht dem bösen Willen des Brotherrn entspringen, werden auch sie, unbeschadet ihrer Bestrebungen, gerechter über die Bourgeois urteilen.

Das ist's, soviel mir bekannt ist, was die Ethische Gesellschaft will, wenn sie noch ihrem Programm „unobhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse“ einen Zustand erstrebt, in dem „Gerechtigkeit und Wnhrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.“ Herr Soabart hat die Gesellschaft als „rotes Kreuz“ im soziaten Kriege bezeichnet. Der Vergteich ist aicht ganz glücklich; richtiger wäre vielleicht, wenn mau eben den Vergleich mit dem blutigen Kriege ziehen will. ein Hinweis aaf die nun im Völkerrechte zum Siege getangten Bestrebungen, welche Raub, Piraterie und Anwendung heimtückischer Waffen ausschließen. Allein ein Vergleich mit dem blutigeu Kriege hat überhoupt seiu Bedenkliches, weit es zu Mißverständnissen führt. Ich glaube, das ist bei Gustav Moier der Fall gewesen, (Züricher Reden IV S. 82 f.) wenn er, indem er uns die Aufgabe einer soziaten Friedensliga zuweist, gegen den Klassenkampf als solchen Front macht. So wenig wie die Friedensliga, so lange Völker bestehen, Völkerkonflikte beseitigen konn und will, soadern nur deren blutigen Austrag bekämpft, so wenig können wir den Klassenwidorstreit selbst beseitigen, so tonge Klassen bestehen; wir können nur den drutalen Austrag der Klassenkonflikte beseitigen wollen. Dies ist doch woht die Aufsicht der Führer der ethischen Bewegung, auch die Gustav Maiers.

Zur Beseitigung dieser drutaten Form ist ader als Vordedingung die Einsicht in die Gründe der Verschiedenheiten sittlicher Auffassung notwendig, die sich aus den Klassengegensätzen ergeben. Seltsam, doß wir von Freanden von Marx wegea dieser Konsequenz aus einer Grundlehre von Marx Spott stott Dankes ernten! Oder vielleicht auch nicht seltsaat?

Briefkasten.

Wir erhalten von dem Verfasser des Aufsatzes „Theoretisches zur Frauenfrage“ folgende Zuschrift: In den ersten Teil meiner Arbeit haben sich nußer mehreren kleinen Ungenauigkeiten auch einige Worte eingeschlichen, die meiner eigenen Meinung gerndezu zuwider laufen. S. 197 2. Spalte soll es heißea: Mornlische Enthaltsamkeit ist für die höhere Kulturstufe das Gleiche wie Kindermord für die tiefere: ein Mittel, die höchste Dichtigkeit dieser Gesellschaft bei dem höchst möglichen Stande der Lebensdauer ihrer Einzelglieder zu erreichen. Hier finden sich (vielleicht aus einer undeutlichen Randbemerkung herübergenommen) nach „Kulturstufe“ die Worte una derselben ökanomischen Bedentung. Diese Worte sind zu sehr an falscher Stelle, als daß ich sie passieren lassen könnte. Wären moralische Enthaltsamkeit und Kindermord aon derselben ökanomischen Bedeutung, dann hätte ihr ethischer Wert gewiß auch nicht differiert. Die beiden haben gemeinsam, daß sie Mittel zum gleichen Zwecke sind; sie unterscheiden sich dadurch, daß sie diesen Zweck in ungleicher ökanomischer Güte erreichen. Unter dea Redaktionsmitteln, die wir kennen gelernt haben, stehen die ältesten ökonomisch am weitesten zurück. Auf primitiver Stufe werden die überzähligen Menschen erst groß gezogen, dann abgestaßen, später entledigt man sich gleich dee Neugeborenen, dann schon des Embryo, dann greift man bis auf die Verhütung der Conception zurück, nnd im moral restraint geht die Ökonomie so weit, sogar den Geschlechtsakt selbst, dort wo er ohne Folgen bleiben müßte, zu vermeiden Bei der Fülle des Gegenstandes und dem Mangel an Raum waren wir gezwungen, diese Seite der Frage mit dem einen Satze abzuthun (S. 197 erste Spalte unten). „Aber die menschliche Gesellschaft empfindet es auf die Daner als Last, Menschen in ihrer Mitte aufzuziehen, die sie doch nicht erhalten kann; sie sucht nach anderen Mitteln, sich ihres Überschusses zu entledigen.“ Wir haben gezeigt, daß bis jetzt jedes dieser Mittel mit der Zeit die Tendenz gehabt hat, zu entarten; aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so würde jedes bestehende Mittel nisbald verworfen werden, wenn ein neuer Modus gefunden wird, der denselben Zweck spursamer erreicht. Es wäre deakbar, daß unsere Frauen ihre Fortpflanzungskraft voll bethätigen würden und daß an der Hand einer genau geführten Statistik vorurteilslos genau so viel von den Geborenen getötet würden, als der unserer Kulturperiode eigenen Dichtigkeit entspricht. Das Durchschnittsalter wäre freilich dann nicht aus der Gesamtzahl der Geborenen, sondern erst aus der Zahl der Lebengelassenen zu berechnen. Aber so aufgeklärt wir auch sein mögen, ein gewisses Etwas in aas spricht dagegen! Auf höherer Stufe empfinden wir den Kindermord als unethisch, die moralische Enthaltsamkeit aber als ethisch, weil die Beiden ökonomisch eben durchaus nicht das Gleiche sind.

Die eingehende Behandlung dieses Gegenstandes würde den Raum einer selbständigen Abhandlung beanspruchen; uns war es aber in dieser Arbeit nur darum zu thun, das Verhältnis der Geburtenquote zur Kulturhöhe in das volle Licht zu rücken.

Zur Nachricht!

Vom 1. Juli d. J. ab erscheint diese Zeitschrift im **„Verlag für ethische Kultur (R. Virber)“** in Berlin.

Alle Zuschriften in redaktionellen Angelegenheiten sind künftig an Herrn Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28, alle Mitteilungen in geschäftlichen Angelegenheiten an den Verlag für ethische Kultur, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 6, zu richten.

Prediger-Gesuch.

Die **Deutschkatholische (Freireligiöse) Gemeinde Wiesbaden**

sucht zum **1. October d. J.** einen Prediger.

Theologen von entschieden freisinniger Weltanschauung wollen sich unter Einsendung von Zeugnisabschriften und Beschreibung ihres Lebenslaufes bei unserem Vorsitzenden, Hrn. Architekt Ph. Schmidt, event. melden. Jahresgehalt M. 3000 mit Pensionsanspruch.

Der Aeltestenrath.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Was lehrte Jesus?

Zwei Ar-Evangelien.

Von

Wolfgang Kirchbach.

16 Bogen gr. Oktav. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr 94.

Die Probleme der menschlichen Wirtschaft.

Von

Theodor Hertzka.

I. Band: Das Problem der Güter-Erzeugung.

368 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Preisermäßigung.

Den Gesamtpreis der in unserm Verlage erschienenen Bände der Zeitschrift **„Ethische Kultur“** Jahrgang 1893—1896 gebunden, Jahrgang 1897 I. Sem. ungebunden, ermäßigen wir bei Abnahme der ganzen Reihe von 35,20 Mark auf **21 Mark.**

Jede Buchhandlung ist in der Lage, zu diesem Preise zu liefern, solange der dazu bestimmte Vorrat reicht. Der Preis für einzelne Jahrgänge (1893—1896 geb. à 8 Mark und 1897 I. Sem. ungeb. 3,20 M.) bleibt bestehen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: S. Bernstein, Berlin SW. 12.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern dieser Zeitschrift hierdurch in geneigte Erinnerung gebracht.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 3. Juli 1897. | Nr. 27.

Abonnements-Einladung.

Wir beehren uns, hiermit ergebenst mitzuteilen, daß die Wochenschrift **„Ethische Kultur"** vom 1. Juli 1897 ab unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster**, herausgegeben von

Dr. R. Penzig und **Dr. M. Kronenberg**

in unserem Verlage erscheinen wird. Die vorliegende

Probe-Nummer

möge über die äußere Gestalt des Blattes, das fortab neben einem vierseitigen Umschlag einen Vollbogen Text enthält, namentlich aber über seinen Inhalt orientieren. Diese Probe-Nummer, **die zugleich als erste Juli-Nummer erscheint**, vermag, wie wir hoffen, zu erweisen, daß die Zeitschrift nicht allein auf derselben Höhe erhalten, sondern auch wesentlich bereichert werden wird.

Dem Programm der Redaktion entnehmen wir folgende Stellen:

Die „Ethische Kultur" will gegenüber dem unruhigen Wogen der Zeitströmungen auf wirtschaftlichem, politischem und religiösem Gebiet einen erhöhten Standpunkt gewinnen, indem sie den Blick stets auf das Ganze des Kulturfortschritts und seinen Zusammenhang mit der Versittlichung des Einzelnen richtet.

Die „Ethische Kultur" wird, wie bisher, der Sozialethik, d. h. der Durchdringung unseres Gesellschaftslebens mit wahrhaft sittlichen Grundsätzen ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden.

Die „Ethische Kultur" wird, mehr als bisher, auf moral-pädagogischem Gebiete im Sinne einer einheitlichen Volkserziehung zur echten Menschlichkeit zu wirken bemüht sein.

Die „Ethische Kultur" wird alle unfruchtbaren theoretischen Kämpfe über religiöse und philosophische Innenanschauungen abweisen. Hingegen wird sie die nothwendigen praktischen Kämpfe auf diesem und dem wirtschaftlich-politischen Boden mit dem Geiste der Duldsamkeit und des Verständnisses für den Gegner zu erfüllen suchen und so von sittlichen Gesichtspunkten aus, ohne Härte, aber auch ohne Menschenfurcht, die Zeitgeschichte beleuchten.

Die „Ethische Kultur" wird auch die wissenschaftliche Arbeit am Ausbau unserer ethischen Grundanschauungen nicht vernachlässigen und den Leser über alles Bedeutende auf diesem Gebiete unterrichten.

Die „Ethische Kultur" wird ihr Bestreben darein setzen, eine im besten Sinne des Worts populär geschriebene Zeitschrift zu sein. Ihre Aufsätze sollen das Bedürfnis weiter Kreise nach Klärung und Anregung befriedigen.

Aus dem Mitarbeiterkreise der Zeitschrift seien hier nur die folgenden Namen genannt:

Professor Felix **Adler** (New-York). — **Dr. L. Brüer** (Bonn). — Prof. W. **Bolin** (Helsingfors). — Prof. L. **Breniano** (München). — Prof. **Döring** (Gr.-Lichterfelde). — Prof. W. **Foerster** (Berlin). — Karl Emil **Franzos** (Berlin). — **Dr. A. von Gordon** (Berlin). — Ferd. **Heigl** (Bamberg). — Prof. **Herkner** (Karlsruhe). — Prof. Harald **Höffding** (Kopenhagen). — **Dr. Jastrow** (Berlin). — Prof. **Jodl** (Wien). — **Dr. M. Keibel** (Eisenach). — Wolfgang **Kirchbach** (Berlin). — Gustav **Maier** (Zürich). — R. E. **Matz** (Hamburg). — Prof. A. **Moulel** (Paris). — Prof. **Natorp** (Marburg). — Prof. F. **Paulsen** (Berlin). — **Dr. Pfungst** (Frankfurt a. M.). — Pfarrer P. **Pflüger** (Dußnang i. Thurgau). — **Dr. E. Rich** (Wien). — Peter **Rosegger** (Graz). — Prof. von **Schulze-Gävernitz** (Freiburg i. Br.). — Frau Sanitätsrat **Schwerin** (Berlin). — Robert **Seidel** (Zürich). — Prof. **Standinger** (Worms). — Prof. L. **Stein** (Bern). — Prof. **Steinmann** (Freiburg i. B.). — Marie **Stritt** (Dresden). — J. **Tews** (Berlin). — Prof. F. **Tönnies** (Kiel). — Prof. Ferd. **Veiler** (Bern). — Oberregierungsrat **Dr. Wörishoffer** (Karlsruhe). — Pfarrer L. **Ziegler** (Königsberg).

Die „Ethische Kultur" erscheint, wie bisher, in Wochennummern, am Sonnabend jeder Woche, die erste Nummer des neuen Quartals am 3. Juli. Vierteljahrspreis bei allen Buchhandlungen, Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 2289), sowie bei directem Bezug von der unterzeichneten Verlagshandlung M. 1.60. Bei directem Bezuge für das Ausland M. 2.—.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke dem vorliegenden Hefte beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" werden künftig nach unserem mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) erscheinen und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Juni 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur
Richard Bieber.

Digitized by Google

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essays der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Überschau der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrath, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Verluste. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schweile. Novelle von **Ludwig Loistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben." — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Holm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Homerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Homerling, Karl Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludwig Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im Juni 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10 II.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" nur an den Verlag W. Friedrich Wilhelmstraße 6.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2099.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 3. Juli 1897. | Nr. 27.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Ethische Kultur. Von Dr. M. Kronenberg. — Die ethische Bewegung in Frankreich. Von Prof. W. Foerster. — Die Aufgabe ethischer Pädagogik. Von Dr. R. Penzig. — Ein politisches Programm mit ethischem Ziele. Von Prof. L. Brentano. — Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studierten. Von Dr. F. W. Foerster. — Streiflichter: Das preußische Vereinsgesetz und der Prozeß Tausch. — Bücherschau.

Ethische Kultur.

Von Dr. M. Kronenberg (Berlin).

Der Wanderer, welcher auf beschwerlichen Pfaden einem fernen Ziele zustrebt, empfindet an einer Biegung des Weges wohl das Bedürfnis, einen Augenblick still zu stehen, um sich von neuem über die Wegrichtung zu orientieren und dann, nach raschem Ueberschlag der Entfernungen, welche er noch zu durchmessen hat, sowie der Kräfte, welche ihm fernerhin zu Gebote stehen, von neuen Hoffnungen belebt seine Wanderung fortzusetzen. Ein solcher orientierender Rück- und Ausblick mag auch an dieser Stelle nicht unangemessen erscheinen in einem Augenblick, da unsere Zeitschrift sich anschickt, unter einigen veränderten äußeren Lebensbedingungen den bisher beschrittenen Weg weiter fortzusetzen.

Indem wir solcher Art prüfend Umschau halten, gilt es also zunächst, die allgemeine Wegrichtung ins Auge zu fassen, welcher innerhalb des modernen Kulturlebens die Vertreter ethischer Kultur folgen oder doch zu folgen bemüht sind. Es könnte scheinen und ist oberflächlicher Betrachtung so erschienen, als ob dieser Weg weit abführe von dem wirklichen und fruchtbaren Kulturlebens in die dunklen vielverschlungenen Irrgänge der Mystik oder in die jenseitigen Regionen wirklichkeitsfeindlicher Phantastik und weltenfremdeter Abstraktionen. Allein genauere Prüfung lehrt das direkte Gegenteil. Sie zeigt, daß der Weg ethischer Kultur kein erkünstelter und mühsam angelegter Seitenpfad sondern der gerade und natürliche Hauptweg aller Kulturbestrebungen ist, welcher in erhöhter Linie mitten hindurchführt durch die blühende Mannigfaltigkeit des Lebens und zugleich auf sein buntes wechselvolles Spiel die reinsten, umfassendsten und schönsten Ausblicke ermöglicht. Für die Gegenwart aber ist nichts dringender erforderlich als diesen Pfad ethischer Kultur energischer und zielbewußter als es jemals früher geschah und geschehen konnte, zu beschreiten und hier alle von neuem zu vereinigen, welche auf Seitenwegen von den bleibenden Zielen aller menschlichen Kultur weit abgeirrt sind.

Man braucht, um diese Notwendigkeit zu begreifen, sich nur das Gesamtbild des Kulturlebens unserer Zeit vor Augen zu stellen. Es ist ein Bild, das ebenso reich ist an glänzenden Lichtseiten wie an tiefen Schatten, das den teilnehmenden Beobachter im gleichen Augenblick zu erheben und tief herabzustimmen vermag. Seit den Tagen, da in der Renaissance das Frührot einer neuen Zeit sichtbar wurde ist keine Periode so wie die Gegenwart erfüllt gewesen von einem allseitigen und intensiven Streben nach Licht, nach Aufklärung und Freiheit: es sind nicht mehr die rein geistigen oder die religiösen oder die politischen Freiheitskämpfe, die mehr oder weniger ausschließlich alles Interesse absorbieren, sondern sie alle insgesamt bewegen die Gemüter, und, was besonders erhebend ist, nicht mehr wenige Begünstigte genießen den Vorzug an ihnen teil zu haben, sondern gerade die breiten Volksmassen sind es, die am sehnsüchtigsten zum Lichte sich drängen. Und doch auf der anderen Seite — welche tiefen Schatten zeigen sich in diesem Bilde! Gerade die Allseitigkeit und Ausbreitung des Freiheitsstrebens in der Gegenwart hat einen Zustand der Verworrenheit und unruhiger, ihrer Ziele und Mittel wenig sicheren Gährung erzeugt, wodurch gerade die reinsten und bedeutsamsten Ideen getrübt werden und der Erfolg gerade der edelsten und besten Bestrebungen in Frage gestellt wird. Der Verflachung im Denken, welche aus solchem Zustande notgedrungen sich ergiebt, entspricht auf der anderen Seite die Verrohung des Empfindens, wie sie sich namentlich in der Art der Kampfesführung zeigt. Unter den verschiedenartigen Freiheitskämpfen treten besonders die nationalen und sozialen stark in den Vordergrund; aber welche Verwirrung und Verderbnis zeigt sich auch hier! Dort läßt die große und erhebende Nationalitätsidee in den Köpfen vielfach nur einen trüben Bodensatz unreifer Vorstellungen zurück, wodurch sie zu einem vollständigen Zerrbild herabgezogen wird; hier unterschiebt sich der nicht minder edlen Idee sozialer Freiheit und menschlicher Solidarität unter dem Namen des Klassenkampfes das Streben nach schlimmster Entzweiung und sozialer Unfreiheit, man wähnt Freiheit erreichen zu können, wenn man alle höheren Kulturgüter in Frage stellt; an diese Verirrungen heften sich dann wieder knechtischer Sinn und Unterdrückungssucht an, um Spielraum zu gewinnen für ihre eigensüchtigen Bestrebungen, und auf allen Seiten ist der Fanatismus, dieser Todfeind jedes wahren Fortschrittes, geschäftig, alle edleren Keime zu ersticken und jeden höheren Aufschwung von vornherein zu lähmen.

Und doch es ist ein und dasselbe Streben, das auch noch in allen diesen äußersten Verirrungen zu Tage tritt: das nach allseitiger menschlicher Befreiung. Freiheit bedeutet aber niemals Willkür sondern Unterwerfung unter eine Gesetzgebung, welche nicht von außen auferlegt, sondern von der eigenen Vernunft geprüft, gebilligt und darum freudig anerkannt wird. Wenn es also für diese Gesetzgebung eine gemeinschaftliche Quelle gäbe, so müßte hier wenn irgendwo der Hebel angesetzt werden können, von wo aus, indem man das Ganze menschlichen Fortschrittes ins Auge faßt, seine Trübungen und Hemmungen bis zu dem Grade, den alles menschliche Streben allein verstattet, zu überwinden sind. Es giebt in der That eine solche Quelle, nämlich die reine, allen dogmatischen und Schulstreitigkeiten entrückte Sittenlehre, durch welche der eine stets sich gleichbleibende Charakter des Menschen (das Ethos) sich gleichsam abgebildet hat und der ganze Umkreis menschlichen

Digitized by Google

Handelns bestimmt werden kann. Welche Aufgabe ist also natürlicher und welche für unsere Zeit dringender als hier im Sittlichen den Vereinigungspunkt für alle zu suchen und so an dem großen Befreiungswerke der Menschheit vor allem durch Läuterung und Vertiefung sittlicher Anschauungen, durch Einführung und Ausbreitung sittlicher Praxis auf allen Lebensgebieten, mit einem Worte also durch ethische Kultur zu arbeiten?

Es handelt sich also bei den Anhängern und Förderern ethischer Kultur nicht um eine Gemeinschaft pharisäischer Moralisten, nicht um eine Sonderbildung ausschließender Art; es handelt sich, wie schon der Name sagt, um eine große allgemeine Kulturaufgabe, an der mitzuwirken jeder Einzelne berufen ist. Vielleicht daß auf benachbarten Sonderwegen nicht minder wirksam bestimmten hohen Zielen des Kulturfortschrittes zugestrebt werden kann; wir sehen nicht hochmütig darauf herab, sondern reichen gern, wo es möglich ist, zur Mitarbeit die Hand. Sicher ist aber eins: daß die ethische Kulturarbeit nicht nur im Mittelpunkte unseres modernen Lebens ihren Platz hat sondern auch allein Ausblick auf eine Reihe bestimmter Aufgaben eröffnet, welche von einem anderen Standorte aus nicht oder doch nur unzureichend erblickt werden können. Einzelne dieser Aufgaben, wie die Sozialethik und Moralpädagogik, tassen schon durch die feste Bezeichnung, die sie erhalten haben, eine bestimmte Umgrenzung erkennen; in andern Fällen müssen die Fundamente erst neu gelegt werden. So wird beispielsweise die ethische Verfeinerung der Nationalitätsidee und des Nationalbewußtseins eine bedeutsame Aufgabe der Zukunft bilden. Indem man dabei die sittlichen Gesetze, welche für den Einzelnen gelten, entsprechend auch auf das Leben der Volksindividualitäten überträgt, wird hier ebenso wie dort der Gegensatz von Egoismus und Altruismus überwunden, muß schließlich die Gesinnung allgemein werden, welche es als Pflicht eines Jeden anerkennnt, mit Bewußtsein feste Wurzel zu fassen in dem Boden des Volkstums, aus dem er seine beste Kraft geschöpft hat, aus dem ihm vor allem der Quell gemeinsamen geistigen Lebens beständig zuströmt, aber eben deshalb auch jeder fremden Nationalität Achtung und teilnahmvolles Verständnis entgegen zu bringen.

Aber, so muß man am Schlusse solcher prüfenden Umschau sich noch fragen: Sind denn die Kräfte hinreichend, um so umfassende Aufgaben auch nur in bescheidenem Umfange lösen zu können? Trägt nicht das hier aufgestellte Ziel einen utopischen Charakter? Es ist wahr, die Schwierigkeiten, welche sich seiner Erreichung in den Weg stellen, sind mannigfattiger und außerordentlicher Art. Aber sie können in langsamem Fortschritte überwunden werden. Am wenigsten dürfen uns die Hindernisse schrecken, welche von außen, namentlich durch gewaltsame Eingriffe, etwa bereitet werden könnten. Hier dürfen wir uns des Fichteschen Wortes erinnern: „Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unseren Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Denken und Begehren nur dieses einigen." Am ehesten könnte manchen wohl Mutlosigkeit beschleichen, wenn er die Weite des Weges, der zu durchmessen und die Höhe des Zieles, das zu erreichen ist, mit den langsamen Erfolgen menschlicher Kräfte, auch da wo sie vereint wirken, in Vergleich stellt. Aber hören Ideale darum auf Ideale und also erstrebenswert zu sein, weil man sie selbst vielleicht nie erreichen sondern nur in langsamem Fortschritt sich ihnen annähern kann? Eben dies kennzeichnet vielmehr alles höhere menschliche Bestreben: den Namen eines hohen Ideales nicht unnütz im Munde zu führen aber in langsamer, stiller Arbeit um seine Verwirklichung sich zu bemühen, das entfernte Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren, aber den Blick fest gerichtet halten auf die nächsten praktischen Aufgaben, welche auf dem Wege unserer harren. Nach dieser Maxime hat Faust nach so vielen Verirrungen zuletzt sein Leben gestaltet, überzeugt, daß er so langsam aber sicher den fernen Höhen zuschritt, deren Spitzen, von der Sonne vergoldet, dem Wanderer ins Thal hinuntergrüßen. Auch wir dürfen mit solchem ermutigenden Aufblick unseren Weg rüstig fortsetzen:

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet.

Die ethische Bewegung in Frankreich.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Ein etwas näherer Einblick in die ethischen „Stimmungen und Strebungen" der französischen Geisteswelt wäre für uns Deutsche von der größten Bedeutung. Auch für die anderen Kulturvölker wäre ein solcher Einblick sehr wichtig, aber nach der besonderen Lage der politischen Verhältnisse ist Deutschland dabei der Nächstbeteiligte. Um so schmerzlicher war es, daß wir bisher trotz mancher freundschaftlichen Berührungen der an der ethischen Bewegung unmittelbar beteiligten französischen und deutschen Kreise noch nicht zu einer volleren Kenntnis und Würdigung des Umfanges und des vorwaltenden Charakters dieser Bewegung in Frankreich zu gelangen vermochten und uns vielfach in gegenseitige Mißverständnisse zu verlieren schienen.

Im Laufe des letzten Jahres ist es endlich geglückt, einige nähere Einblicke in die besonderen Bedingungen zu erlangen, unter denen der allgemeine Drang nach Reform, Läuterung und Erwärmung auf moralischem Gebiete auch in Frankreich Gestaltung sucht und zu finden beginnt.

Heute nur einige einleitende Betrachtungen hierüber, unter Vorbehalt späterer näherer Mitteilungen.

Es gehört zu den besonderen Freuden des Lebens, Menschen ganz verstehen zu lernen, die nicht blos eine fremde Sprache reden, nicht blos mit ihrer ganzen geistigen und sittlichen Entwickelung auf dem Boden einer andern Pädagogik, einer andern Litteratur, einer andern sozialen und politischen Ueberlieferung wurzeln, sondern außerdem einer politischen Gemeinschaft angehören, welche sich in feindlicher Stimmung gegen unser eigenes, mit ganzer Seele von uns hochgehaltenes Volkstum befindet. Diese Freuden tieferen Verstehenlernens werden aber unsäglich erhöht, wenn es uns durch hohe soziale Feinheit der anderen Volksart ermöglicht wird, durch alle jene trennenden Verschiedenheiten und Gegensätze hindurch bis zum tiefsten Grunde des gemeinsamen Seelenlebens vorzudringen, wo „die reineren Formen wohnen", wo „zu wesenlosem Scheine, das, was uns Alle bändigt, das Gemeine" verflüchtigt ist. Daß dieses unsägliche Glück dem deutschen Fremdling in denjenigen Kreisen Frankreichs zu Teil werden kann, die entweder unmittelbar der Union pour l'action morale angehören oder überhaupt an einer Läuterung der Grundlagen und der Bethätigungen individueller und sozialer Ethik, teils einzeln, teils in freien Gruppen, teils der Kirche, teils dem radikalen Freidenkertum näher stehend, treulich mitzuarbeiten streben, das allein ist schon ein Segen der ethischen Bewegung, die jetzt durch alle Völker geht.

Mitten in dem großen Zuge dieser Bewegung steht, wenn auch fast unbewußt, einer der edelsten und geliebtesten Dichter des gegenwärtigen Frankreich, Sully Prudhomme, der schon vor 19 Jahren in dem ergreifenden Lehrgedicht, La Justice, Töne friedensvollster Harmonie und erhabenster Gerechtigkeitsliebe angeschlagen hat, Töne, welche geeignet sind, auch die deutsche Welt wieder mit innigster Liebe zu jenem Frankreich zu erfüllen, das der Menschheit schon so oft vorangeleuchtet hat, und dessen ideale Begeisterungsfähigkeit immer mehr Stärkung und Sicherung gegen ihren Mißbrauch durch gewissenlose politische Führer gerade in solchen Dichtungen finden wird.

Am Ende des Prologs zu jenem Gedicht heißt es schon:

Courage! la pensée est généreuse et sûre,
Elle te soutiendra . . . . .

Digitized by Google

Und gegen den Schluß des Gedichtes, nachdem die Stimmen der Vergangenheit zur Ruhe gebracht sind, welche immer wieder mystische Lösungen statt der einfachsten, nämlich der vollen und unbedingten Gerechtigkeit, predigen, heißt es, in einer der Strophen des Chors, welcher zu den entzückten Hoffnungen des Sehers und Sängers den Wiederhall in den Stimmen der Menge verkündet:

Es kommt der Tag, wo Aller Herz,
Ergriffen von der Macht der Liebe,
Nur Staunen fühlen wird und Scham,
So lange sich gehaßt zu haben.

Dies ist durchaus die Grundstimmung in nicht wenigen, engeren oder weiteren, entweder gelegentlich zusammenkommenden oder etwas fester organisierten Gemeinschaften in Paris. Es giebt dort gesellige Zusammenkünfte, bei denen man stundenlang mit erquickendster Wärme und Andacht ethische Fragen diskutiert. Und das ist nicht „die Welt in der man sich langweilt". Die freudige Intensität aller Beteiligten erinnert vielmehr an die Gipfel schönster gedankenreichster Geselligkeit in griechisch-römischer Blütezeit und in der Renoissance.

Die ethische Gemeinschaftsbildung festerer und umfassenderer Art, an deren Spitze Paul Desjardins in Paris steht, die schon oben erwähnte Union pour l'action morale, die ein halbmonatliches Bulletin herausgiebt, ist mit den Gesellschaften für ethische Kultur besonders nahe verwandt. Von ihren Veröffentlichungen und Bethätigungen wird künftighin auch in diesem Blatte eingehender berichtet werden.

In dem Kreise dieser Männer und Frauen herrscht der edelste Idealismus, ein Ernst und eine Klarheit ethischen Denkens, welche, zusammen mit der wundersamen Präcision und Energie des französischen sprachlichen Ausdruckes den Diskussionen hohen Reiz verleihen.

Die Union pour l'action morale bildet zur Zeit eine Art von Verbindungsglied freien ethischen Denkens mit den liberalsten Vertretern der katholischen und protestantischen Kirche Frankreichs. Insbesondere in der katholischen Kirche Frankreichs sind nach dieser Seite hin noch bedeutsame Traditionen lebendig. Andrerseits hatte ein extremer und kahler Radikalismus auch die geistige Macht der katholischen Kirche in Frankreich, insbesondere auch dadurch gestärkt, daß man früher von freidenkender Seite die wärmeren Bethätigungen sozial-ethischen Pflichtgefühls allzusehr der Kirche überlassen hatte. Als ein Wahrzeichen bedeutsamer Art, ein Symbol der großen Stellung der Kirche in Frankreich, wächst jetzt über Paris, alle seine Bauwerke, einschließlich des Eiffel-Thurmes, überragend, auf dem Gipfel des Montmartre das reiche Bauwerk einer gewaltigen Kathedrale empor. — —

In Betracht jener Besonderheiten der französischen Entwickelung müssen wir uns hüten, die in dem Bulletin der Union pour l'action morale mitunter aufgenommenen Anklänge an einen gewissen frommen Symbolismus und an Gedankenreihen theologischer Art allzu abstrakt zu beurteilen. Unsere dortigen Freunde wissen es besser, mit welcher Gemütsverfassung sie zu rechnen haben. Sie werden mit der vollen Klarheit ihres ethischen Urteils darüber wachen, daß die strenge Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, welche allein die künftige große Wirksamkeit der ethischen Reformbewegung verbürgt, nicht zu Gunsten augenblicklicher Erfolge geschädigt wird, und sie werden, wie wir, sicherlich von der Kirche an Hingebungsfähigkeit vieles zu lernen haben.

Die Aufgabe ethischer Pädagogik.

Von Dr. A. Penzig (Charlottenburg).

Es erregt fast Verdruß, nicht nur bei denen, die das Wort „ethisch" nicht gern unnützlich führen, sondern auch bei den Systematikern, denen Pädagogik Erziehungstheorie, also Lehre von der Charakterbildung im weitesten Sinne ist, von einer speziell „ethischen Pädagogik" zu hören, als ob eben nicht alle Pädagogik ohne weiteres ethisch wäre. Man kann dies nun ruhig zugeben, ja sogar so weit gehen, selbst in der primitiven Abrichtung des Hottentotten- oder Eskimokindes einerseits, in der raffinierten Motivationskünstelei etwa eines Jesuitenkollegiums andererseits noch ethische Pädagogik zu erkennen, und man kann doch damit einen bestimmten Spezialsinn verbinden. Immer bewußter faßt der moderne Sprachgebrauch die Ethik im Unterschied von der Moral auf als die gesamte aus der Menschheitsgeschichte geschöpfte Theorie vom menschlichen Handeln, oder der Bindung des natürlichen Willens unter einen Allgemeinwillen; sie stellt so das Entwicklungsprodukt der ganzen Kultur, als der absichtlichen und planmäßigen Verbesserung der Natur durch menschlichen Geist, dar. Sie bildet den Oberbegriff, unter den nicht nur das historisch bedingte Sittlichkeitsideal einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes fällt, sondern auch die Philosophie seiner Sitten und Gebräuche, seine Rechts- und seine Religionsphilosophie. Konventionalität und Legalität (Unterwerfung unter Sitte und Recht), Frömmigkeit und Sittlichkeit (Unterwerfung unter metaphysische Vorstellungen und humane Weltanschauung) sind die vier Stufen der Ethik, in denen sie den menschlichen Willen noch den Anforderungen der Idee des Guten zu formen trachtet. Halten wir nun diese weite Bedeutung des Beiworts ethisch fest, so ergiebt sich unmittelbar, daß ethische Pädagogik keineswegs identisch ist mit „Erziehung zur Sittlichkeit", selbst wenn man diese als autonome Sittlichkeit zu der religiös- oder metaphysisch bedingten in einen gewissen Gegensatz bringen wollte, sondern es bedeutet vielmehr: Behandlung der Pädagogik nach den Ergebnissen jener in weitester Bedeutung aufgefaßten Ethik. Damit erweitert sich die Aufgabe ins Ungemessene. Wie die Unterrichtslehre nur einen Teil der Schulpädagogik darstellt, wie diese wieder nur ein Teil der allgemeinen Erziehungslehre ist, so ist auch die sittliche Erziehungslehre, die ja an die gegebenen äußeren und inneren Verhältnisse des Erziehungsobjekts nach Sitte und Gesetz, nach religiösen und wissenschaftlichen Innenanschauungen anknüpft, noch nicht die ganze ethische Pädagogik. Jene Verhältnisse sind ja etwas in steter Umwandlung Begriffenes; sie *werden*, nicht nur unter unsern Augen, sondern vor Allem durch unsere sehr persönliche und aktive Mitwirkung. Die ethische Pädagogik kann sich also nicht darauf beschränken, bei der gegebenen Thatsache dieser Verhältnisse Halt zu machen, sondern sie wird, in den Grenzen ihrer Befugnisse und ihres Könnens natürlich, diesen Verhältnissen *kritisch* gegenüberstehen, sie wird untersuchen müssen, in wie weit die jetzt augenblicklich herrschenden unbewußten Sittlichkeitsnormen, die sich in dem vielgestaltigen Leben der Volkssitte, unserer Staatsverfassung und Gesellschaftsordnung, endlich in der religiösen oder wissenschaftlichen Weltanschauung der Zeitgenossen ausprägen, pädagogischen Wert beanspruchen können. Es ist selbstverständlich nicht die Aufgabe ethischer Pädagogik, eine ideale Gesellschaftsordnung zu konstruieren, aber es liegt in ihren Befugnissen, wie Prof. Döring in der Vorrede zu seinem „System der Pädagogik"*) mit Recht in Anspruch nimmt, eine „Erziehungsutopie, wenn man so will", aufzustellen, ein „einheitlich gedachtes Idealbild einer Erziehung zu entwerfen, wie sie nie und nirgends gewesen ist, aber stets und überall sein sollte". Auf systematischem Gebiet begegnet der Forscher dabei allerdings auch gewaltigen Schwierigkeiten, aber Schwierigkeiten, die durch eine unbestechliche consequente Logik zu lösen oder wenigstens aus dem Wege zu räumen sind. Aber die Hauptschwierigkeiten beginnen erst an der Grenze, wo Theorie und Praxis zusammenstoßen, wo der ethische Pädagog oder pädagogische Ethiker sich vor die verwickelte kasuistische Frage gestellt sieht: sollst du in diesem Falle der

*) Berlin 1894, R. Gaertners Verlag.

Digitized by Google

Jugend, dem Werdenden, dem Neuen Recht geben (und damit natürlich dem Alter, dem Gewesenen, dem Erprobten Unrecht) oder mußt du aus ethischen Rücksichten des Autoritätsprinzips, eines erlaubten und reifen Konservatismus, eines sittlich wertvollen Pietätsverhältnisses vor allem den alten Wein zu wahren suchen, solange dir keine neuen Schläuche zur Verfügung stehen? Oder ohne Bild: steht die ethische Pädagogik in bewußtem und gewolltem Gegensatz zu der gegenwärtigen Erziehungspraxis oder nicht? Die Antwort ist einfach durch die Bemerkung gegeben, daß Kritik an den obwaltenden Verhältnissen nach ihrem pädagogischen Werte das eigentliche Arbeitsgebiet der ethischen Pädagogik sein muß. Danach besteht allerdings ein gegensätzliches Verhältnis zwischen ihr und allem auf pädagogischem Boden Bestehenden, mag dies nun die christliche Erziehungstendenz unserer Volksschule, oder die klassisch-humanistische Richtung unserer Gymnasien, die rein auf praktisches Vorwärtskommen abzielende Unterweisung mancher Fortbildungsschulen oder die auf Verbreiterung des Wissensniveaus ausgehende Volkshochschulbewegung, die engherzig auf Erziehung guter Patrioten zugeschnittene Chauvinistenmoral dieses oder jenes Volkes oder selbst der Internationalismus irgend einer Arbeiterbildungsanstalt sein. Weil und wofern derartiges besteht, unterliegt es der Kritik der ethischen Pädagogik. Sie macht darum auch nicht Halt vor den Grenzen ihres Vaterlandes, sondern unterzieht mit gleicher Leidenschaftslosigkeit die interkonfessionelle Volkserziehung Frankreichs, Belgiens, Österreichs, der Schweiz oder Nordamerikas u. s. w. ihrer Prüfung, wie die christlichen Bildungsanstalten Deutschlands, Englands, des Jesuitismus oder des Agnosticismus. Sie nimmt sich die Freiheit, nicht nur über Bildungs- und Erziehungsanstalten ihr Urteil zu fällen, sondern sie prüft unbestochenen Auges die sozialen, religiösen und politischen Verhältnisse eines Volkes darauf hin, ob auf ihrer Grundlage eine wahrhaft ethische Erziehung im Sinne des „Anthropologisch-Allgemeingiltigen" überhaupt möglich ist. Und wo immer sie findet, daß der wichtigsten Aufgabe der Menschheit, eine physisch, psychisch und intellektuell bessere Nachkommenschaft zu hinterlassen, Hindernisse entgegentreten, da muß die ethische Pädagogik ihre Stimme erheben zum Protest, zur Warnung, zur Mahnung und Bitte. Mag diese Stimme tausendmal verhallen unter dem Getöse der um ihre kleinlichen Tagesinteressen Streitenden, mag sie heulenden Widerspruch der im gewohnten Schlendrian Gestörten hervorrufen — die Stimme der Vernunft und der Wahrheit ist auch von jeher nur ein leiser, von wenigen vernommener Ton gewesen gegenüber dem brausenden Unisono der unvernünftigen Menge, und doch zwingt ihr sanfter Stimmgabelklang allmälig das disharmonische Chaos zur Akkomodation, zur fast unbewußten allmäligen Harmonisierung. Aber Kritik bedeutet nicht unbedingte Gegnerschaft. Es ist darum falsch, wenn kurzsichtige Gegner die ethische Pädagogik der Religionsfeindschaft beschuldigen, weil diese allerdings in der Einführung oder Beibehaltnng konfessionellen nnd rein dogmatischen Unterrichtsstoffes in der Schule pädagogische Vorteile für die Volkserziehung nicht zu erblicken vermag. Vielmehr sind es die wahren Freunde und, ich wage es zu sagen, diejenigen, die für die gemütsbefriedigende Kraft der religiösen Idealanschauungen das tiefste Verständnis haben, die sie als etwas nicht Lehr- noch Mitteilbares aus der Schulstube, die Bürger, nicht Christen zu erziehen hat, in das Heiligtum der Familie zurückweisen und in jene persönliche Erfahrung, auf die sich der Gläubige bei Angriffen der Wissenschaft so gern zurückzieht. Kritik aber muß allerdings geübt werden an jener irrigen und zu den Grundüberzeugungen der jüngeren Menschheit in so scharfem Kontrast stehenden Weltanschauung, die vor 5 Jahren dem höchsten Beamten des deutschen Reichs noch das Wort diktiren konnte: „Das Wesentlichste bei jedem Menschen ist sein Verhältnis zu Gott!" als ob nicht, wie Jodl*) schlagend die Antithese formulierte, heute das, „was über den wahren Wert des Menschen entscheidet, zuerst und zuletzt sein Verhältnis zur Menschheit" wäre. Kritik, herbe, von tiefer Sorge um das Wohl der kommenden Generation eingegebene Kritik fordert die Kurzsichtigkeit eines Kultusministeriums heraus, das die sittlichen Schäden der Zeit nur durch Preisgabe der dürftigen liberalen Errungenschaften der 70er Jahre für die Schule und durch künstliche Wiederbelebungsversuche an den Leichen von geistlichem Schulregiment und Polizeistaat zu heilen unternimmt. — Es ist ebenso falsch, wenn die ethische Pädagogik als Begünstigerin und Freundin des Umsturzes denunziert wird, weil sie sich allerdings nicht überzeugen kann, daß „höhere Bildung" nur auf Angehörige der „höheren Gesellschaftsklassen" versittlichend wirke, daß für das Volk die Katechismusmoral die einzige Schranke wildester Zügellosigkeit bilde, wenn auch jene der „Gebildete" nach Belieben mit einer philosophisch begründeten Ethik vertauschen dürfe. Man kann ein überzeugter Anhänger der bestehenden Regierungsform sein, ja man kann die Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung trotz aller ihrer Verbesserungsfähigkeit auch für das im Wesentlichen solide Fundament der Zukunft halten und doch trauernde Kritik üben an unseren Sitten und Gebräuchen, die es für selbstverständlich halten, daß der unbegabte und unfleißige Sohn des Reichen oder „Edlen der Nation" mühsam in höhere Regierungsämter geschoben werde, während der begabte und strebsame Proletarierssprößling seine ideale Lebenskraft in Anfertigen von Millionen Schrauben oder Nägeln vergeudet, an unseren Rechtszuständen, die den Strom des Verbrechens an seiner Mündung mit der Schöpfkelle des Strafgesetzes aufzuhalten unternehmen und seine tausend Quellen und Quellchen zu verstopfen unterlassen, an unserer gesellschaftlichen Organisation, die die Menschheit, anstatt freie lebens- und kulturarbeitsfrohe Persönlichkeiten zu schaffen, in Sklaven des Besitzes und Sklaven der Not scheidet. Die ethische Pädagogik greift mit solcher Kritik nicht über die Grenzen ihrer Befugnisse hinaus. Sie überläßt die Vorschläge zur Besserung all dieser Schäden den dazu durch ihre Spezialbildung Berufenen; aber sie ist es, die als Sachverständige über das, was der Menschheitserziehung not thut, den Finger auf die offenen Wunden legen muß. In diesem Sinne soll die ethische Pädagogik der getreu warnende Eckart sein, der das Köstlichste einer Nation, seine Jugend und Zukunftshoffnung, vor den Unholdinnen beschützt, mögen sie Namen tragen, welche sie wollen, die im Dunkel einer künstlichen Nacht dem Volkskörper sein Lebensblut, die ideale Kraft, auszusaugen gewillt sind. —

Ein politisches Programm mit ethischem Ziele.

Von Prof. L. Brentano (München).

Das achtzehnte Jahrhundert ging zur Neige. Mehr als tausend Jahre hatten seit dem Sturz des Römerreichs daran gearbeitet, eine neue Kultur zu entwickeln, größer, weitherziger, von höheren ethischen Idealen getragen als die der untergegangenen Welt. Allein die mit dem Fortschritt der Kultur notwendig verbundenene Differenzierung in der Gesellschaft war rechtlich fixiert worden: eine kleine Klasse von Privilegierten stand der Masse gegenüber, und schloß sie aus von der Teilnahme an den Kulturerrungenschaften.

Da erhob sich mit Ungestüm die Forderung, Alle, die das Menschenantlitz tragen, zur vollen Entfaltung aller ihrer Anlagen und Fähigkeiten zu führen. Eben die Kulturentwicklung, welche jene Differenzierung erzeugt, hatte auch sie gezeitigt. Sie hatte einen viel tausendjährigen Stammbaum. Jene antiken Philosophen, welche in der vollen Entfaltung der Fähigkeiten die Aufgabe eines jeden Bürgers erblickten,

*) Moral, Religion und Schule. Stuttgart, Cotta 1892.

waren ihre Väter gewesen. Das Christentum mit seiner Lehre, daß alle Menschen zur gleichen Seligkeit berufen seien und daß sie daran Anteil erhalten sollten in dem Maße, in dem sie die ihnen anvertrauten Talente zur Entfaltung brächten, hatte sie demokratisiert. Die Renaissance hatte sie dann vom Gebiete des Jenseitigen wieder in das Diesseitige zurückgeführt, und nun verlangte die Neuzeit das, was diese nur für wenige Bevorzugte beansprucht hatte, für Alle. Und nicht nur die erleuchteten und führenden Geister der Nationen erblickten in der größtmöglichen Entfaltung der Fähigkeiten jedes Einzelnen das Ziel, auch die Masse selbst begann nach seiner Verwirklichung und nach einer den Fähigkeiten eines Jeden entsprechenden Teilnahme an den Segnungen der Kultur zu verlangen.

In welcher Weise aber war dieses Ziel zu erreichen? Das nächste Hindernis, das im Wege stand, waren die rechtlichen Schranken, mit denen die durch die Kulturentwicklung Emporgetragenen ihre bevorzugte Stellung — Andere ausschließend — zu schützen bestrebt gewesen. Die begreifliche Forderung war dementsprechend nicht nur, daß alle diese menschenfeindlichen Privilegien beseitigt, sondern nicht minder, daß die Wiederkehr der Monopolisierung der Kulturfortschritte zu Gunsten Weniger verhütet werde, und da Korporationen von Privilegierten und Eingriffe des Staats zu Gunsten einiger Weniger als die Hauptursache des Ausschlusses der Massen von der Teilnahme an der Kultur erschienen, die Negation aller weiteren positiaen Neuorganisation sowohl durch Association als auch durch den Staat. Und so entstand das atomistische liberale Programm, das in dem sich selbst überlassenen Individuum die einzige Voraussetzung für die Verwirklichung jenes Ideales erblickte.

Das Ziel war also gut; es war das Ideal, das ewig, so lange die Menschen sich mit dem Zweck ihres Daseins beschäftigt haben und beschäftigen werden, die Edelsten beseelt hat und beseelen wird. Allein das Mittel, um das Ziel zu erreichen, war nicht nur unzureichend, sondern verhängnisvoll. Die Folge der Unzulänglichkeit des Mittels war die rücksichtslose Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren und der gesteigerte Ausschluß einer weit größeren Anzahl van den Kulturerrungenschaften denn früher.

Das individualistische Naturrecht hat sich also als unfähig gezeigt, den Menschen seinem eigenen Ziele näher zu bringen, und bitter, wenn auch gerecht, war die Kritik, welche nicht nur von rechts, fondern weit wirksamer noch aon links ihm zu teil wurde.

Aber eben diese Kritik aon links brachte ein weiteres Verhängnis.

Sie war im wesentlichen aus der englischen Entwicklung abstrahirt, also den Verhältnissen eines Landes entnommen, in dem nach völliger Beseitigung der alten Ordnung der Dinge der Liberalismus sich hatte voll ausleben können. In Deutschland war man mit der Beseitigung der alten Ordnung noch lange nicht so weit, und da sich der Kampf noch darum drehte, die rechtlichen Schranken, welche zu Gunsten der alten Privilegierten bestanden, zu beseitigen, machten diejenigen, welche den von der Kultur Ausgeschlossenen dienen wollten, die Schwächen des Liberalismus geltend. Mit Gier bedienten sich die in ihrer privilegierten Stellung Bedrohten dieser im Namen der Ausgeschlossenen erhobenen Kritik, um dem liberalen Feinde entgegenzutreten. Ein paar an nächstliegende Bedürfnisse der Arbeiter anknüpfende Reformen, denen der Doktrinarismus des liberalen Gegners entgegentrat, sollte den Keil der Zwietracht in die Reihen der Dränger treiben. Hatte man so dem durch Besitz und Bildung ausgezeichneten Teil der letzteren einen Gegner im Rücken hervorgerufen, so war man sicher, daß die Angst jene wohlhabenden Liberalen schutzsuchend dem Lager der Privilegierten zuführen werde, sobald die Arbeiter den begangenen taktischen Fehler erkennen und statt der Maßregeln, die sich mit der Abhilfe relatia unerheblicher symptomatischer Krankheitserscheinungen befassen, Reformen verlangen würden, die dem Sitz der Krankheit zu Leibe gingen. Und so gelang es, nicht nur den liberalen Ansturm im Sande verrinnen zu lassen, sondern auch die Ziele der Arbeiterbewegung zu eskamotieren. Gegenüber jenem Programme, einen Jeden der größtmöglichen Entfaltung aller seiner Anlagen entgegenzuführen, gelang es, die eigene privilegierte Stellung nicht nur zu retten, sondern aufs neue zu festigen.

Und nun kann man auch daran denken, jene Konzessionen an die Arbeiterbewegung, die nur als Mittel, um dem Liberalismus einen Gegner im Rücken zu erwecken, willkommen waren, teils zu beseitigen, teils mit solchen Kautelen zu versehen, daß sie praktisch unbrauchbar werden. Da ist das allgemeine Wahlrecht; es war gut, so lange es galt die Mehrheit, welche das Dreiklassenwahlsystem den oppositionellen bürgerlichen Klassen aerliehen hatte, zu brechen; so lange die arbeitenden Klassen auf so tiefer Stufe standen, daß sie ihre eigenen Interessen noch nicht zu erkennen vermochten und den überkommenen Autoritäten blindlings Folge leisteten, war es geeignet, die Priolilegierten durch den Nimbus der Zustimmung der breiten Masse zu festigen. Allein die Opposition der bürgerlichen Klassen ist ja längst verstummt; dagegen bedienen die arbeitenden Klassen sich des politischeu Machtmittels, um ihre besonderen Interessen zur Geltung zu bringen. Also fort mit der Institution, die aus einer Wohlthat zur Plage geworden ist! Da sind ferner die Koalitionsfreiheit und die Arbeiterschutzgesetzgebung. Es waren dies vortreffliche Mittel, um das liberale Fabrikantentum, so lange es sich in Opposition befand, zu Paaren zu treiben. Allein die Zeiten, da es oppanierte, sind längst vorbei. Seitdem besteht die Möglichkeit, daß das Koalitionsrecht den eigenen Freunden, industriellen wie agrarischen, unbequem wird, und daß der Gewerbeinspektor, indem er die staatlichen Schutzvorschriften zur Geltung bringt, die Autorität befreundeter Fabrikkönige gegenüber ihren Arbeitern untergräbt. Also ein Vereins- und Versammlungsrecht, das die Koalitionsfreiheit zwar formell bestehen läßt, das aber Diejenigen, die sich zur Besprechung der zu ergreifenden Maßregelu versammeln und zur Durchführung des Beschlossenen Vereine gründen, straffällig macht, und ein Stillstand in der Weiterentwicklung und Durchführung der Arbeiterschutzgesetzgebung, welcher den, wie man sich ausdrückt, „berechtigten Interessen der Industrie" Rechnung trägt! Vor Allem aber gilt es, die Exekutive in Händen zu behalten. Daher vor Allem die Fürsorge, daß die Krone ihre Räte nur aus den Reihen derer uehme, die der Partei der Privilegierten ergeben sind, und wo dies einmal nicht geschehen, eine Beaufsichtigung und Bekämpfnng selbst der höchsten Reichsämter durch eine geheime politische Polizei.

Das ist der Zustand, bei dem, wie die Ereignisse zeigen, unsere innere Entwicklung dermalen angelangt ist.

Je tiefer der Schmerz des Patrioten über solchen Verfall, ja Verwilderung ist, desto mehr wird er auf Reformen bedacht sein. Bei Erwägung dieser aber wird er sich klar machen, daß es gilt, den Fehler zu vermeiden, dem es zu danken ist, daß so viele der bisherigen Reformversuche das Entgegengesetzte des Beabsichtigten gezeitigt haben. Das, woran sie scheiterten, war, daß sie, um schnelle Erfolge zu erzielen, sich mit der Beseitigung äußerlicher Mißstände begnügten, statt den Kern der Sache, die Hebung des Menschen selbst, in's Auge zu fassen. Soziale Reform heißt nichts anderes als Reform der Einzelnen, aber aller Einzelnen, aber wenigstens der großen Anzahl, der Mehrzahl der Einzelnen. Um wirksam zu sein, muß sie in allen ihren Maßnahmen jenes ideale Ziel, die Einzelnen zur größtmöglichen Entfaltung aller ihrer Anlagen und Fähigkeiten zu führen, im Auge haben. Ohne daß die Einzelnen besser werden, kann sich das Ganze nicht bessern. Das giebt denn auch den Maßstab zur Beurteilung der brennenden Fragen der Zeit.

Digitized by Google

Da ist jene Frage des Wahlrechts. Ob es im Interesse des stetigen Fortschritts liegen würde, das allgemeine Wahlrecht, wo es nicht besteht, einer tiefstehenden Bevölkerung zu gewähren, braucht hier nicht erörtert zu werden, da es sich heute nicht um die Einführung, sondern die Wiederbeseitigung des vor mehr denn 30 Jahren erteilten allgemeinen Wahlrechtes handelt. Wie unwahrhaftig und unzutreffend sind da nicht die hierfür geltend gemachten Behauptungen! Es sei ein Unding, daß die Geschcidten und Gebildeten durch die Masse der Dummen und Ungebildeten majarisiert würden. Als ob die Dummheit und Unbildung ein Privileg der unteren Klassen wären! Und wie müßte das Wahlrecht beschaffen sein, das die Geschcidten und Gebildeten vor der Majorisierung durch die Dummen und Ungebildeten schützte! Nein, nicht die Dummheit und Unbildung der unteren Klassen ist es, warum man ihnen das Wahlrecht entziehen will, sondern weil sie, zu geschcidt geworden, ihre eigenen Interessen zu erkennen aermögen und Niemand mehr wählen wollen, der diese seinen eigenen selbstsüchtigen Interessen zum Opfer bringt. Die Interessen der breiten Masse des Valkes sind aber heute für das Ganze die wichtigsten. Denn in einem Staate der allgemeinen Wehrpflicht und, in dem die enorme Masse der Steuern aan den unteren Klassen getragen wird, ruht auf diesen der Staat. Nicht als ob damit gesagt sein sallte, daß nunmehr auch die Masse zur unmittelbaren Herrschaft im Staate berufen sei. Die Masse kann nie herrschen, weder die Masse der aberen noch die der unteren Klassen; die Herrschaft befindet sich natwendig stets nur in den Händen weniger besonders Befähigter, und je breiter die Masse ist, auf der die Herrschaft beruht, desto mehr hat sie sogar die Tendenz sich in der Hand eines Einzigen zu konzentrieren. Auch ist damit nicht gesagt, daß diejenigen, in deren Hand sich die Herrschaft befindet, aus den Reihen der unteren Klassen hervargehen müßten. Die Angehörigen derselben sallen gewiß aan der Teilnahme an derselben nicht ausgeschlossen sein. Allein die Persanen, welche die Herrschaft führen, sind relativ nebensächlich. Es sall die Herrschaft in der Hauptsache in den Händen derselben Persanen und Gesellschaftsschichten bleiben, in deren Händen sie jetzt sich befindet. Aber was anders werden soll, ist der Sinn in dem diese die Herrschaft führen. Wie sie sie früher überwiegend im Interesse der Grundherrn und der Kapitalisten geführt haben, sallen sie heute überwiegend die Interessen der arbeitenden Klasse berücksichtigen. Und wenn das allgemeine Wahlrecht auch ebensa wenig wie irgend ein anderes Wnhlsystem geeignet ist, die Volksaertretung in die Hände der Geschcidtesten und Gebildetsten zu legen, sa hat es dach die Wirkung, diejenigen, in deren Händen sich die Herrschaft befindet, zu nötigen, im Interesse derjenigen zu regieren, auf welchen bei allgemeiner Wehr- und Steuerpflicht heute der Staat ruht.

Da ist serner die Frage der Koalitionsfreiheit und im Zusammenhang damit des Vereins- und Versammlungsrechts. Es ist unstreitig die schreiendste Ungerechtigkeit, auf der einen Seite die Arbeiter zur Wahrung ihrer wirtschnftlichen Interessen auf den freien Arbeitsvertrag und ihr Recht, die bestmöglichen Arbeitsbedingungen zu erlangen, zu verweisen und ihnen auf der anderen Seite das Vereins- und Versammlungsrecht zu verweigern, dessen sie zur Geltendmachung jenes Rechtes bedürfen und das man ihren Gegnern im wirtschaftlichen Interessenkampf, den Arbeitgebern, in unbeschränkter Freiheit gestattet. Dabei ist nichts, was die Arbeiter wirtschaftlich und sozial mehr zu erziehen geeignet wäre, als die Kaalitionsfreiheit und das Versammlungs- und Vereinsrecht! Es handelt sich dabei geradezu um das Alpha und Omega einer gedeihlichen sozialen Entwickelung.

Da ist serner die Arbeiterschutzgesetzgebung mit ihren weitgehenden Eingriffen in das Wirtschaftsleben. Nichts ist verkehrter, als sie mit Argumenten, mit denen einst die Wirtschaftsgesetzgebung zu gunsten der Privilegierten beseitigt wurde, aber doch beseitigt werden sollte, bekämpsen zu wallen. Denn nicht um eine neue Privilegierung handelt es sich hier, sondern um die Schaffung der Voraussetzungen, van denen gerade jene befreiende Gesetzgebung ausging, ahne daß sie wirklich aarhanden waren. Es handelt sich dabei geradezu um die Verwirklichung des Grundgedankens jener befreienden Gesetzgebung. Denn die Arbeiterschutzgesetzgebung machl den Fehler gut, den diese beging, als sie den Hauptunterschied des Arbeitsaertrags von anderen Kaufverträgen, die Untrennbarkeit der Persan des Verkäufers der Arbeil, des Arbeiters, von dem, was verkauft wird, der Arbeit, übersah und als sie damit die Herrschaft vernachlässigte, die der Käufer der Arbeit, der Arbeitgeber, notwendig für die Daner der Arbeit über das persönliche Leben des Arbeiters erlangt; sie hat demgemäß nur die Aufgnbe und Wirkung, dieser Herrschaft des Arbeitgebers über die Person des Arbeiters eine Grenze zu ziehen. Durch sie erst werden die Hemmnisse beseitigt, welche der Annäherung an jenes ethische Ziel, der größtmöglichen Entsaltung der Anlagen und Fähigkeiten jedes Einzelnen auf allen Gebieten im Wege stehen.

Und ähnlich wie es hier des Eingreifens des Stnats bedarf, um jenem idealen Ziele näher zu kammen, so ist dasselbe auch in allen anderen Fällen am Platz, wo ahne salches die Barausseszungen für eine wahrhaft freie Entfaltung der Persönlichkeit fehlen.

Allein nicht nur auf derartige Detailsragen erstrecken sich die im Interesse einer sazialen Resarm zu erhebenden politischen Forderungen. Van besonderer Wichtigkeit für eine glückliche Lösung der sazialen Schwierigkeiten ist die Frage, wer die Männer bestimmen sall, welche als Berater der Mächtigen dienen, in deren Hände die Geschicke der Nationen gelegt sind. Nichts ist irriger, als die noch immer aerbreitete Vorstellung, der Gegensatz zwischen dem absaluten Königtum und einer volkstümlichen Regierung sei der, daß dart der Fürst autakratisch, hier die Natian unmittelbar regiere. Weder das Eine nach dns Andere ist in einem großen Staate möglich. So lange die Staaten nicht größer waren als etwa ein Landratskreis, kannte der Fürst mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören und salglich selbständig urteilen und anardnen. In jedem größeren Staate bedarf er dazu der Augen und Ohren Anderer, und, indem er sich der fremden Organe bedient, tritt notwendig an die Stelle des eigenen Urteils und der eigenen Entscheidung die der Organe, die ihn bedienen. Von diesem Augenblick wird es aan der größten Bedeutung, wer diese Organe bestellt. Der Gegensatz zwischen dem absaluten Königtume und einer parlamentarischen Regierung wird nunmehr der, daß es bei jenem die persönliche Umgebung des Fürsten ist, mit deren Augen er sieht und deren Ohren er hört, bei dieser dagegen das Valk durch seine erwählten Vertreter diejenigen bezeichnet, welche nls seine Vertrauensmänner den Fürsten über seine Verhältnisse und Bedürfnisse zu unterrichten im Stande sind. Je entfernter die Gesellschaftsklasse, auf der jeweilig das Slaalsganze ruht, dem Fürsten nach Lebensweise und Gewahnheiten steht, desto dringender wird samit das Bedürfnis, daß die Berater der Krone der Mehrheit der Volksvertretung entnommen werden. Denn desta größer wird die Gefahr eines Interessengegensatzes zwischen denen, welche die unmittelbare Umgebung des Fürsten bilden, und der breiten Masse des Valkes, in welcher der Schwerpunkt des Slaatslebens ruht, — desla unwahrscheinlicher wird es, daß die Gesetze und deren Handhabung, indem sie den wirklichen Bedürfnissen des Valles entsprechen, einer glücklichen Lösung der sozialen Schwierigkeiten entgegenführen.

Damit ergiebt sich ein Pragramm, auf Grund dessen Liberale und Weitergehende zunächst sich zusammenfinden könnten. Verwirklicht es die alten Farderungen der Ersteren so bildet es die Varaussetzung für die Erfüllung aller weitergehenden Wünsche der Zweiten.

Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studierten.

Von Dr. F. W. Förster (Zürich).

„Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studierten", so lautete das Thema, über welches kürzlich in Berlin zwei große Volksversammlungen verhandelten. Referent war ein sozialdemokratischer Rechtsanwalt; eingeladen waren die Akademiker Berlins. Der Vortragende sprach eine Reihe treffender Worte über die soziale Gleichgiltigkeit, die immer noch in der studierenden Jugend herrsche, und gab der Ansicht Ausdruck, daß gerade bei den Studierten das Interesse an der Herbeiführung einer sozialistischen Gesellschaft ungleich größer sein müsse, als die Anhänglichkeit an das Bestehende. Der Geistesarbeiter sei nicht nur durch materielle Not und Unsicherheit mit dem Befreiungskampfe des Handarbeiters verbunden, sondern er könne sich auch der Wahrnehmung nicht entziehen, daß der Kapitalismus einen immer fühlbareren Druck auf die Wissenschaft ausübe und ein ödes Strebertum an Stelle ehrlicher geistiger Hingebung zur Herrschaft bringe. Die Lehre des Marx zeige den einzigen Rettungsweg. Die Schichten der Studierten müßten Schulter an Schulter mit der Arbeiterschaft um Abschaffung der privatkapitalistischen Erwerbsgesellschaft kämpfen. Leider kamen in der Diskussion fast nur Mitglieder des „Vereins Deutscher Studenten" zu Worte, die zwar ihren sozialen Idealismus bekannten, aber sich zugleich aufs schärfste von der „vaterlandslosen Sozialdemokratie" lossagten. Gerade diese Reden der „nationalen" Akademiker zeigten aufs deutlichste, was heute noch den „Schichten der Studierten" fehlt. Es ist der gänzliche Mangel an Fühlung mit der Volksseele und die daraus entstehende Unfähigkeit, die Stimmungen und Ideale der Massen psychologisch zu verstehen. Man hat große Sympathie für „die Arbeiter" — aber die Sozialdemokratie muß gebrandmarkt werden. Wie gut könnten es die Arbeiter im Deutschen Reiche haben, wenn sie nationalmonarchisch und gemäßigt sozial wären! Die Herren vergessen nur, daß kraftvolle Kinder, die von ihren Erziehern ohne sorgfältige Teilnahme und Gerechtigkeit behandelt werden und in bitteren Schmerzen ohne ein herzliches Wort bleiben und dann geprügelt und eingesperrt werden — daß solche Kinder natürlich dann in ihrem eigenen Wesen die Roheit und Kälte der Erzieher wiederspiegeln. Die Sozialdemokratie in den deutschen Arbeitermassen ist viel weniger eine ökonomische Theorie, als eine soziale Verzweiflungsstimmung — die Stimmung der Leute, die einander täglich neue Rechtsverweigerungen und Verfolgungen zu erzählen haben, deren Konsumvereine durch Steuern ruiniert, deren Fachvereine durch Polizeigesetze verfolgt, deren Vertrauensmänner beschimpft, deren menschliche Gleichberechtigung von übermütigen Machthabern verhöhnt wird. Und alle die nationalen Herren, deren Urteile über die Sozialdemokratie im ganzen Ausland den Glauben erweckt haben, als sei die deutsche Volksseele, von deren Wunderborn man einst sang, heute ein Gebilde ohne Treue, Dankbarkeit und Gemeinsinn, ein ganz wirres und rohes Ding, das keiner ritterlichen Behandlung wert sei — alle diese Herren sollen nur ihrem Gott danken, daß diese deutsche Volksseele heute ihren schneidigen Verfolgern ein wahres Beispiel der Mäßigung und Geduld giebt.

Die oben geschilderte schiefe Beurteilung der Arbeiterbewegung durch die „Studierten" kann nur geheilt werden durch persönliche Berührung mit den kämpfenden Massen — und zwar in der frühesten Jugend, in der das Herz noch nicht in Vorurteilen verknöchert ist. In seinen „Sozialen Briefen an reiche Leute" sagt Pfarrer Naumann folgende treffenden Worte:

„. . . . . Das Meiste, was jetzt geschieht, ist nur Flucht vor dem Gedanken, daß die Arbeiter Brüder sind. Man mag ihn nicht fassen und mit ihm nicht Ernst machen. Hier aber darf die Forderung des wahren Christentums nicht verkleinert werden. Das Ablaßgeld der Almosen kauft die Seelen von ihrer Pflicht nicht frei. Das Volk will Liebe fühlen, nicht nur verdorrte Barmherzigkeit, Liebe aber ist in erster Linie Achtung vor der Seele und dem Geist, vor der Person der Brüder. Liebe ist bei Kindern Bevormundung, bei Erwachsenen aber ist sie Teilnahme an ihrem tiefsten und innersten Leben. Solche Liebe ist die Rettung. Wo aber ist sie?"

Was hilft alle Sympathie für die „Hebung der unteren Volksklassen", wenn man sich garnicht darum kümmert, wo eigentlich die Unterdrückten der Stachel sticht, und eine Taktlosigkeit um die andere begeht, weil man sich nicht in die Seele dessen zu versetzen vermag, dem man helfen will? Der Arbeiter will heute garnicht, daß ihm „geholfen" werde, er will sich selber helfen und begehrt von den Gebildeten nur, daß sie die Kenntnis seiner äußeren Lage und seiner inneren Bedürfnisse mit unter die Forderungen der allgemeinen Bildung aufnehmen, damit die Arbeiterorganisationen von der Gesetzgebung nicht länger als kulturfeindliche und frivole Veranstaltungen betrachtet werden. Also hinein, Ihr Studenten, in die gewerkschaftlichen Versammlungen der Arbeiter, hinein in die Arbeitslosenversammlungen, sucht Euch Freunde unter den Verfehmten, damit Ihr dereinst als Richter, Beamte, Ärzte, Geistliche und Gelehrte nicht die alten Thorheiten nachsprecht, mit denen man heute die Herrschenden einschläfert und die Unterdrückten erbittert. Die theologische Jugend ist schon an der Arbeit — der „weltliche" Student aber ist noch kaum ergriffen von jenem Geiste, der einst den jungen Toynbee mit einer Schar begeisterter junger Männer in die Arbeiterquartiere trieb, um den Bildungshungrigen bei der Organisation ihrer geistigen Interessen an die Hand zu gehen. In Deutschland beginnt soeben die Bewegung für university extension mit der Veranstaltung einiger vorsichtiger Hochschulkurse — aber da sehen wir nur eine Reihe ergrauter Männer, die ihre soziale Pflicht thun wollen, indem sie die Arbeiter zu „besserem Gebrauch des Wahlrechts erziehen" — die aber nicht daran denken, daß der geistige Verkehr mit den Arbeitern die „Gebildeten" vor allem und in erster Linie zu besserem Gebrauch des Wahlrechts erziehen sollte und erziehen wird. Worauf es ankommt, ist, daß sich, wie in Amerika und in England, inmitten der Arbeiterviertel Universitätsniederlassungen bilden, Mittelpunkte der menschlichen Berührung zwischen beiden Klassen, in denen junge Männer regelmäßig ihre Abendstunden damit ausfüllen, ihre Kenntnisse fruchtbar zu machen und im Verkehr mit dem Volk eine neue Welt kennen und ihre Sprache verstehen zu lernen. Aber wird das nicht von der Konzentration der wissenschaftlichen Arbeit abziehen? Ja gewiß — aber die Wissenschaft braucht mehr als trockene Geistesautomaten ohne Herzblut, sie braucht *ganze* Menschen, die gelernt haben, gegen eine Welt von Vorurteilen in der eigenen Brust und in derjenigen ihrer Mitmenschen bis zu Ende durchzukämpfen und erfüllt sind von der Hingebung an den Geist der Wahrheit, welcher eins ist mit dem Geist einer über allen Klassen und Interessen stehenden Menschlichkeit. Darum liegt in der Selbsterziehung, welche die soziale Arbeit dem jungen Menschen bringt, in der Befreiung von Klassenvorurteilen und in der Teilnahme an den Leiden seiner Mitmenschen die edelste Vorbereitung auch für den Dienst der Wissenschaft. Auch hat der Berner Professor Hilty Recht, wenn er in einem Aufsatze „Die Kunst des Arbeitens" der Jugend folgenden Rat giebt:

„Arbeiten Sie aus Pflichtgefühl und aus Liebe zu einer Sache oder zu bestimmten Menschen. Schließen Sie sich *irgend einer* großen Angelegenheit der Menschheit an, der politischen Befreiung der Völker, der Ausbreitung der christlichen Religion, der Hebung der verwahrlosten Volksklassen, der Beseitigung der Trunkenheit, meinetwegen auch der Herstellung des ewigen Friedens unter den Nationen, oder der Sozialreform, der Hebung des Gefängniswesens ꝛc. — Dann werden Sie am ehesten einen stetig von außen her auf Sie wirkenden Antrieb und, was ansonsos sehr viel thut, auch Gesellschaft in der Arbeit haben. Es sollte kein junger Mensch (männlich oder weiblich) heute mehr in den zivilisierten Völkern vorkommen, der nicht in irgend einer solchen

Armee des Fortschritts aktives Mitglied ist. Das allein hebt und stärkt den jugendlichen Menschen und giebt ihm Ausdauer, daß er schon frühzeitig über sich hinaus kommt und nicht allein für sich lebt. Der Egoismus ist stets eine Schwäche und erzeugt lauter Schwächen."

Was nun die Stellung der Studenten zur Sozialdemokratie betrifft, so erscheint es mir völlig widersinnig, daß die Studenten der sozialdemokratischen Partei dienen sollen. Es ist von vornherein verfehlt, einmal an den Idealismus der Jünger der Wissenschaft zu appellieren und dann doch wieder die fundamentalste Forderung wissenschaftlichen Geistes in den Wind zu schlagen, indem man den Menschen an der Schwelle des Studiums für ein bestimmtes Dogma zu gewinnen sucht. Gerade der Geist der gewissenhaftesten Prüfung ist es doch, den man wecken will gegenüber den bestehenden Institutionen, der Geist der Kritik, das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit für die Überzeugungen, denen wir dienen — das alles aber verträgt sich nicht mit „sozialistischen Studenten". Es kommt auch noch ein weiterer Gesichtspunkt in Betracht. Die sozialdemokratische Lehre ist gar keine Lehre für Gebildete, sondern für die Massen, die aus träger Gleichgiltigkeit zum Bewußtsein einer großen geschichtlichen Mission erweckt werden sollen. So wie die katholischen Bauern gemäß ihrer Fassungskraft das Heilige nur in Gestalt eines hölzernen Herrgotts zu verehren vermögen, so können die geistig eben erst erwachenden Massen der Industriearbeiter die kommende Gesellschaftsentwicklung und ihre eigene Rolle in der Herbeiführung der neuen Ordnung ebenfalls nur in den steifen und rohen Linien der sozialistischen Parteilehre begreifen — während sich der gebildete Mensch — und deren giebt es auch in der Arbeiterwelt eine wachsende Anzahl — einen ruhigeren und reiferen Blick für die unendlich verwickelten und feinen Probleme der sozialen Neugestaltung erwirbt und völlig unfähig ist, in Gedanken die Zukunftsordnung des menschlichen Zusammenwirkens unter den rohen Klängen des Klassenkampfes, unter dem Zeichen der Expropriation der Expropriateure und unter dem kindlichen und einförmigen Vergesellschaftsschema des Marxismus erstehen zu sehen. Nicht weil es uns zu viel verspricht, sondern weil es geistig zu arm ist, weil die Wirklichkeit tausendmal reicher und größer sein wird, als der polizeiwidrigste Traum eines moderen Umstürzlers — darum müssen wir „Studierte" das sozialdemokratische Glaubensbekenntnis ablehnen.

Streiflichter.

Das preußische Vereinsgesetz und der Prozeß Tausch. Zwei Prozesse zugleich haben sich jüngst unter allgemeinster Teilnahme und lebhafter Erregung in der Öffentlichkeit abgespielt: der eine im Parlamente, der andere vor den Schranken des Gerichtes. Dort saß auf der Anklagebank das gesamte herrschende Regierungssystem und der Ankläger war das beleidigte Volksgewissen, welches sich so deutlich vernehmbar machte, daß es auch den Lärm serotier Karnbanten übertönte; hier waren nur einige untergeordnete Werkzeuge eben desselben Regierungssystems angeklagt, man weiß nicht recht ob deswegen, weil sie zu sehr oder zu wenig im Geiste desselben gehandelt hatten. Die formale Erledigung des Prozesses, auf der einen Seite die parlamentarische Beschlußfassung über das Vereinsgesetz, auf der anderen die Fällung des Urteils gegen die Herrn Tausch und Lützow, war in beiden Fällen von geringerer Bedeutung als die moralischen Nebenwirkungen, welche dadurch erzeugt wurden: der Eindruck der Zustände, welche hier enthüllt oder auch nicht enthüllt wurden, aber bereits halb geahnt werden, die Verwirrung und Mutlosigkeit der einen, die Schadenfreude der anderen. Am meisten mußten alle die wahren Vaterlandsfreunde betroffen und bekümmert sein, die nur irgendwie sich einiges ethische Denken und Empfinden bewahrt haben. Wie, sollten grade für unsere von historischem Denken so stark beeinflußte Zeit die sichersten Lehren einer mehrtausendjährigen Geschichte verloren sein, daß Gewalt und Unterdrückung Ideen gegenüber ohnmächtig sind, daß sie den Strom der Entwickelung niemals aufhalten, wohl aber ihn so plötzlich zum reißenden Anschwellen bringen können, daß er verheerend eine Zeit lang alles überflutet; verloren die Lehre, daß unmoralische Mittel niemals moralische Wirkungen erzeugen können, sondern gegen diejenigen, welche solcher Mittel sich bedienen, schließlich mit gesteigerter potenzierter Kraft sich zurückwenden? — Und doch gab es auch hier ein Moment, welches eine erhebende Wirkung ausüben konnte: es war die siegreiche Kraft, mit welcher der ethische Gedanke allmählich sich durchsetzte und selbst bei vielen widerwillige Anerkennung sich erzwang. Aber müssen immer erst solche tiefen Abgründe sich öffnen, damit das öffentliche Gewissen erwache? Wann wird dieses so stark geworden sein, daß niemand überhaupt mehr wagen wird, es in der Weise, wie es geschehen ist, herauszufordern? K.

Bücherschau.

System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von **Friedrich Paulsen**, Professor an der Universität Berlin. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin 1896, Wilhelm Hertz.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das stetig wachsende Interesse, welches auch in weiteren Kreisen des gebildeten Publikums den ethischen Problemen entgegengebracht wird, daß von einem so umfassenden Werke wie dem vorliegenden fünf Jahre nach seinem ersten Erscheinen bereits die vierte Auflage erforderlich wird. Freilich um eine so tiefgehende und nachhaltige Wirkung zu erzielen, bedurfte der Gegenstand eben einer solchen systematischen Darstellung wie sie Paulsen gegeben hat, einer solchen Vereinigung umfassenden Wissens mit der Fähigkeit künstlerischen Gestaltens, aus welcher allein jene seine Popularität hervorgehen kann, die diesen Namen verdient. Dabei ist dem Verfasser überdies noch die besondere Gabe geselligen Denkens eigen: er geht nicht darauf aus, dem Leser irgend welche Lehrmeinungen dogmatisch aufzunötigen, sondern möchte mit ihm gemeinschaftlich und jedem seiner Einwürfe zugänglich, den Problemen selbst nachspüren und seine eigene Meinung dabei mit nicht mehr Ansprüchen zur Geltung bringen als sie jedes jedoch, der zu ernster Unterhaltung sein Bestes beisteuert. Daher kehrt denn auch jeder Leser wiederholt und gern zu einem solchen Buche zurück wie zu einem guten Freunde, von dem er überzeugt ist, daß seine Unterhaltung ihn auch dann fördert, wenn die beiderseitigen Ansichten ganz verschieden sind. Er kehrt um so eher immer wieder zu ihm zurück, wenn dieser Freund über so viel zu sagen weiß wie das vorliegende Buch, welches eine Fundgrube der Belehrung über alle Fragen bildet, die ethische Probleme irgendwie näher oder entfernter berühren. Und so sei auch die neue Auflage, welche an vielen Stellen die sorgsam nachbessernde Hand erkennen läßt, allen nasseen Lesern warm empfohlen K.

Wirtschaftliche Kämpfe und höhere Kultur. Zeit- und Reichsbetrachtung von Dr. M. G. Conrad, Mitglied des Reichstags Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.

Das Schriftchen giebt eine Art Rundblick auf die wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Fragen, welche Deutschland gegenwärtig beschäftigen und bemüht sich dabei nicht ohne Erfolg, den tieferen Zusammenhang dieser Fragen aufzuzeigen, namentlich auch so weit dabei die allgemeinen Kulturinteressen und die ethischen Probleme in Betracht zu ziehen sind. Sonderbar ist der Gegensatz der ersten und zweiten Hälfte dieser Schrift: während dort zumeist ein pathetischer Ton angeschlagen wird und ungeschlachte Kraftausdrücke nicht verschmäht werden, weiß der zweite Teil einen ruhigeren ernsten Ton festzuhalten und klingt zuletzt mit hoffnungsreichen Hinweisen auf die Zukunft stimmungsvoll aus. K.

R. W. Glitzel, Religionsunterricht der Dissidentenkinder. Berlin 1897. M. Rockenstein. gr. 8°. 70 S.

Eine gemeinverständliche Darstellung nach quellenmäßigem Material nennt der Verfasser seine Arbeit. Rezensent ist nicht Jurist genug, um die Vollständigkeit dieses Materials nachzuprüfen. Aber auch als Laie darf er es wohl aussprechen, daß eine bessere und klarere Darstellung der bestehenden gesetzlichen Verhältnisse in dieser Frage ihm noch nicht zu Gesicht gekommen ist, obwohl eigenes Interesse ihn zur Behandlung damit vielfach gezwungen hat. Der Verfasser kommt zu einer für die Dissidenten unmittelbar nicht günstigen Entscheidung der Rechtsfrage, ob der kultusministerielle Erlaß vom 16 Januar 1892 gesetzlich haltbar sei. Aus exegetischen Gründen tritt er auf die Seite des Kultusministers. Aber eben weil damit das „Schwanken der Judikatur", falls sich das höchste Gericht dieser Auffassung anschlösse, beseitigt wäre, ist der Boden für eine neue Gesetzgebungsaktion gewonnen, die vor Allem den thatsächlich gewordenen neuen Religionsbegriff zu fixieren hätte. Daß der Verfasser in einer Diskussion de lege ferenda auf Seiten der Dissidenten stehen würde, erhellt aus mannigfachen Andeutungen. Störend erscheint mir nur der Anhang, in dem die letzte, an sich ja überaus dankenswerte Verfügung des Berliner Magistrats vom 13. Oktober 1896 in dieser Sache abgedruckt ist, störend, weil leicht ein Nichtjurist in den Irrtum verfallen könnte, als sei diese nicht nur das letzte, sondern auch das vom Verfasser gebilligte entscheidende Wort in dieser Angelegenheit, während der Verfasser offenbar die juristischen Deduktionen dort nicht billigen kann. — Die Schrift sei allen Interessenten, insbesondere den freien Gemeinden, und endlich allen aufs Wärmste empfohlen, die in der Glaubens- und Gewissensfreiheit des Bürgers nach modernen Gesichtspunkten den Grundstein der Verfassung erblicken. — ns —

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Verlag für ethische Kultur Berlin W. 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Prof. Dr. Döring. Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 ₰
Dr. R. Penzig. Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 ₰
H. Rheinhold. Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 ₰
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe . . M. 3.
Daraus einzeln:
Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 ₰
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 ₰
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 ₰
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 ₰
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 ₰
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 ₰
Dr. Emil Reich, Die Kunst und das Volk. 26 Seiten . . . . . 30 ₰
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christenthum. 28 Seiten . . . . . 30 ₰
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . . 30 ₰
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 ₰
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 ₰

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Karl Emil Franzos, **Allerlei Geister.**
Geschichten.

Inhalt: Allerlei Geister. — Originale.

Ein Band. Groß-Octav. Ca. 11 Bogen eleg. u. gediegenster Ausstattung. Geh. M. 2.—, hocheleg. geb. M. 3.—.

Karl Emil Franzos' neues Buch **„Allerlei Geister"** ist eine sorglich gesichtete Auswahl der besten Novellen und Novelletten, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Alle sind anziehend, mehrere auch durch erquicklichen Humor ausgezeichnet, einige wahre Kabinettsstücke deutscher Erzählungskunst.

Karl Emil Franzos, **Aus der großen Ebene.**
Neue Kulturbilder aus Halb-Asien.
Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Inhalt: Der deutsche Teufel. — Volks- und Schwargerichte im Osten. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Nathan der Blaubart. — Der Galilei von Barnow. — Der Fehlermacher. — Ein Zündhölzchen. — Der Geistertöter. Namensstudien. — Im „Cheder". — Wunderkinder des Ghetto. — Abraham Geiger. — Eine Unglückliche. — Lateinische Mädchen. — Frauenleben in Halb-Asien.

Zwei Bände. Groß-Oktav-Format. Ca. 36 Bogen elegantester Ausstattung. Broschiert M. 6.—.
Höchst elegant in einem Band gebd. M. 7.—.

Die Bilder „Aus der großen Ebene", die wir hiermit in zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage vorlegen, haben sich längst, gleich ihren Vorgängern „Aus Halb-Asien" and „Vom Don zur Donau", ihren Ruf als ein Werk von bleibendem kulturgeschichtlichen und künstlerischen Werte erkämpft. Mehrere Arbeiten dieses Buches gehören zu dem besten, was Franzos auf dem Gebiete des novellistischen Kulturbilds geschaffen hat. „Alles ist zu echt künstlerischem Leben erhoben; auch deutsche Frauen sollten sich den Genuß dieser überaus fesselnden Lektüre nicht entgehen lassen." („Westermanns Monatshefte".)

Karl Emil Franzos, **Mein Franz.**
Novelle in Versen.

Zweite Auflage. Ein Bändchen. Min.-Format, eleg. u. gediegenster Ausst. Geh. M. 1, eleg. geb. M. 1.50.

Heinrich Keck schreibt im „Deutschen Litteraturblatt": Die allerliebste, von echtem Humor durchtränkte Dichtung verdient die wärmste Empfehlung. Wegen ihres meisterhaften Versbaues zum lauten Vorlesen sich trefflich eignend, wird sie Familien wie geselligen Kreisen hohen Genuß bereiten können. „Hamburger Nachrichten": Tausend kleine und feine Liebenswürdigkeiten flocht der Dichter in sein Liebesepos ein. Die Novelle zeichnet sich durch tiefe Herzensempfindung, nicht minder auch durch angenehmen, gesunden Humor aus.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Otto Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bogen eleganter Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.—. Fein eleg. geb. M. 7.50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

„Deutsche Rundschau." Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

„Berliner Tageblatt." Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch.

„Über Land und Meer." Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein.

„Nation." Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe.

„Neue Freie Presse." Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen.

„Berliner Börsen-Courier." Seiten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Bezuliev, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst Zahn Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Gross-Oktav, eleganteste und gediegenste Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband geb. M. 6.

Über dieses ebenso originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein überliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend holten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrirte Werk zum Preise von 6 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei noch inhaltlich ebenso amüsiert als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Berliner Binnenmädchen.

Probe-Bild aus: „Die Berlinerin".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 30/31.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von E. Lezius & Co., Berlin SW., Rochstr. 9.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 10. Juli 1897. | Nr. 28.

Abonnements-Einladung.

Wir beehren uns, hiermit ergebenst mitzuteilen, daß die Wochenschrift **„Ethische Kultur"** vom 1. Juli ab unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster**, herausgegeben von

Dr. R. Penzig und **Dr. M. Kronenberg**

in unserem Verlage erscheint. Die in jüngster Woche ausgegebene, sowie die vorliegende **Probe-Nummer** mögen über die äußere Gestalt des Blattes, das fortab neben einem vierseitigen Umschlag einen Vollbogen Text enthält, namentlich aber über seinen Inhalt orientieren. Diese Probe-Nummern vermögen, wie wir hoffen, zu erweisen, daß die Zeitschrift nicht allein auf derselben Höhe erhalten, sondern auch wesentlich bereichert werden wird. Dem Programm der Redaktion entnehmen wir folgende Stellen:

Die **„Ethische Kultur"** will gegenüber dem unruhigen **Wogen der Zeitströmungen** auf wirtschaftlichem, politischem und religiösem Gebiet einen **erhöhten Standpunkt** gewinnen, indem sie den Blick stets auf das **Ganze des Kulturfortschritts** und seinen Zusammenhang mit der **Versittlichung des Einzelnen** richtet.

Die **„Ethische Kultur"** wird, wie bisher, der Sozialethik, d. h. der Durchdringung unseres Gesellschaftslebens mit wahrhaft sittlichen Grundsätzen ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden.

Die **„Ethische Kultur"** wird, mehr als bisher, auf moralpädagogischem Gebiete im Sinne einer **einheitlichen Volkserziehung zur echten Menschlichkeit** zu wirken bemüht sein.

Die **„Ethische Kultur"** wird alle **unfruchtbaren theoretischen Kämpfe** über religiöse und philosophische Innenanschauungen abweisen. Hingegen wird sie die **notwendigen praktischen Kämpfe** auf diesem und dem wirtschaftlich-politischen Boden mit dem Geiste der Duldsamkeit und des Verständnisses für den Gegner zu erfüllen suchen und so von **sittlichen Gesichtspunkten** aus, ohne Härte, aber auch ohne Menschenfurcht, die **Zeitgeschichte beleuchten.**

Die **„Ethische Kultur"** wird auch die wissenschaftliche Arbeit am Ausbau unserer ethischen Grundanschauungen nicht vernachlässigen und den Leser über alles Bedeutende auf diesem Gebiete unterrichten.

Die **„Ethische Kultur"** wird ihr Bestreben darein setzen, eine im besten Sinne des Worts **populär** geschriebene Zeitschrift zu sein. Ihre Aufsätze sollen das Bedürfnis **weiter Kreise** nach **Klärung** und **Anregung** befriedigen.

Aus dem Mitarbeiterkreise der Zeitschrift seien hier nur die folgenden Namen genannt:

Professor Felix **Adler** (New-York). — **Dr. L. Besser** (Bonn). — Prof. W. **Bolin** (Helsingfors). — Prof. L. **Brentano** (München). — Prof. **Döring** (Gr. Lichterfelde). — Prof. W. **Foerster** (Berlin). — Karl Emil **Franzos** (Berlin). — **Dr.** A. von **Gordon** (Berlin). — Ferd. **Heigl** (Bamberg). — Prof. **Herkner** (Karlsruhe). — Prof. Harald **Höffding** (Kopenhagen). — **Dr. Jastrow** (Berlin). — Prof. **Jodl** (Wien). — **Dr.** M. **Keibel** (Eisenach). — Wolfgang **Kirchbach** (Berlin). — Gustav **Maier** (Zürich). — R. E. **Max** (Hamburg). — Prof. A. **Moulet** (Paris). — Prof. **Natorp** (Marburg). — Prof. F. **Paulsen** (Berlin). — **Dr. Pfungst** (Frankfurt a. M.). — Pfarrer P. **Pfütger** (Dußnang i. Thurgau). — **Dr.** E. **Reich** (Wien). — Peter **Rosegger** (Graz). — Prof. von **Schulze-Gävernitz** (Freiburg i. Br.). — Frau Sanitätsrat **Schwerin** (Berlin). — Robert **Seidel** (Zürich). — Prof. **Standinger** (Worms). — Prof. L. **Stein** (Bern). — Prof. **Steinmann** (Freiburg i. B.). — Marie **Stritt** (Dresden). — J. **Tews** (Berlin). — Prof. F. **Tönnies** (Kiel). — Prof. Ferd. **Vetter** (Bern). — Oberregierungsrat **Dr. Wörishoffer** (Karlsruhe). — Pfarrer L. **Ziegler** (Königsberg).

Die „Ethische Kultur" erscheint wie bisher, in Wochennummern, am Sonnabend jeder Woche. Vierteljahrspreis bei allen Buchhandlungen, Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 2280), sowie bei direktem Bezug von der unterzeichneten Verlagshandlung M. 1.60. Bei directem Bezuge für das Ausland M. 2.—.

☞ An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der vorigen Nummer beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst erstatten. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab noch unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Juli 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Digitized by Google

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Ueberschau der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am 1. und 15. jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Joseph Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lieb-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im Juli 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2899.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 10. Juli 1897. | Nr. 28.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Herr von Stumm und Robespierre. Von Philalethes. — Was heißt „soziale Religion"? Von Prof. Ludw. Stein. — „Es giebt keine Kinder mehr". Von P. Berthold. — Staat und Kirche in Deutschland am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Joh. Unold. — Streiflichter: Menschenschau. Von E. Freimund; Zur Religionsfreiheit. Von Gymnicus. — Bücherschau.

Herr von Stumm und Robespierre.

Von Philalethes.

So oft auch immer nach heftigen Kämpfen die politische Entwickelung zu einem gewissen Stillstande gekommen war und die Verhältnisse sich konsolidierten, wurde von denen, die sich im Besitze der Macht befanden, der Versuch erneuert, der weiteren Entwickelung halt zu gebieten und die bestehenden Zustände gewaltsam zu stabilisieren. Es wechseln dabei nur die Menschen und die Zustände, nicht die Methoden: „Durch viele Säkla dasselbe geschicht" — Aber grade darum lohnt es sich hier einen Augenblick bei historischer Analogie zu verweilen.

Wir blättern ungefähr ein Jahrhundert im Buche der Geschichte zurück. In Frankreich hatte sich damals eine neue politische und soziale Ordnung siegreich durchgesetzt, eine einige unteilbare Republik war das Ergebnis, aufgebaut auf dem Prinzipe der absoluten Volkssouveränität und den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Aber nachdem nun diese Republik sich, wie es schien für die Dauer, konsolidiert hatte, wurde um so mehr die Aufmerksamkeit der Machthaber darauf hingelenkt, daß sich Bestrebungen breit machten, welche auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung hinzielten. Solchem wühlerischen Treiben „vaterlandsloser" Menschen mußte mit vorbeugenden Maßregeln entgegen getreten werden; dazu bedurfte es einer starken Regierung, einer Erweiterung ihrer Machtmittel und einer verschärften Gesetzgebung. Das waren die Gedankengänge, mit welchen als erster hervorragender Scharfmacher Danton die erste nachdrückliche Anti-Umsturzaktion, die Septembermorde, begründete und rechtfertigte. Aber bei ihm schlummerte im Hintergrunde seiner Anschauungsweise doch immer noch die Vorstellung, daß es ein Verbrechen sei, anderen Menschen um ihrer Überzeugung willen Gewalt anzuthun und sie zu verhindern, in ihrer Weise dem gemeinen Besten zu dienen. Von solchen wenn auch geringen ethischen Bedenken wußten andere einflußreiche Machthaber sich frei, und sie erlangten deshalb das Übergewicht, bis es fast zur Alleinherrschaft des schärfsten der Scharfmacher, Robespierre, kam. Der Kampf, den er bis zu seinem Untergang gegen den Umsturz führte, ist von bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit. War einmal der Grundsatz zum Durchbruch gekommen, das Bestehende durch Präventivmaßregeln um jeden Preis zu schützen, so konnte es kein gründlicheres Präventivmittel geben als alle schädlichen Bestandteile aus dem Volkskörper auszusondern und Mr. Guillotin auszuliefern. Aber auch Robespierre ergänzte diese negative Seite seiner Anti-Umsturzaktion durch positive Maßregeln: um die guten Bürger gegen das Gift der Umsturzidee zu schützen, suchte er dem Volke den „moralischen Halt und den Trost der Religion wiederzugeben, welche gewissenlose Agitatoren ihm zu rauben versucht hatten, um so besser zu ihrem Ziel zu gelangen." „Sie hatten", sagte Robespierre in seiner oratorisch hervorragenden Rede vom 18. Floreal des Jahres 2 (7. Mai 1794) allerdings nötig, eine andere Lehre zu bekennen, um Verzweiflung und Mutlosigkeit im Volke zu verbreiten und seine starke Tugend zu vernichten, welche für sie das Haupthindernis bei ihren auf den Umsturz gerichteten Bestrebungen war." Unweigerlich mußte schließlich dieser Kampf gegen den Umsturz dahin führen, eine feste Scheidelinie zwischen den loyalen Staatsbürgern und den Umstürzlern zu finden und ein Minimum von Ueberzeugungen festzusetzen, mit welchen jeder sich erfüllen müsse, der als guter Republikaner und nicht als Feind der bestehenden Ordnung angesehen sein wollte. Dieses Minimum war: der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an den contrat social. In der erwähnten Rede begründete Robespierre seinen Antrag, diese Grunddogmen unter strengsten strafgesetzlichen Schutz zu stellen, und dasselbe Verlangen erhob eine Deputation von Jacobinern vor dem Convent, deren Sprecher sagte: „Die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit, die Heiligkeit des contrat social und der Gesetze, das sind die festen unerschütterlichen Grundlagen der Moral, und auf diese soll unsere eine unteilbare und unvergängliche Republik sich gründen. Sammeln wir uns alle um diese heiligen Grundsätze. Man kann niemanden zwingen sie zu glauben; aber wer sagt, daß er sie nicht glaubte, erhebt sich gegen das französische Volk, das Menschengeschlecht und die Natur."

Die Braven waren gewiß innerlich durchaus beruhigt und überzeugt, daß diese Probe der Gesinnungstüchtigkeit, welche man verlangte, äußerst bescheiden sei. Und doch wurde sie von vielen Tausenden nicht bestanden, deren Vernichtung ganz natürlich als eine zwingende Pflicht erschien, da sie ja „gegen das französische Volk, das Menschengeschlecht und die Natur selbst" sich erhoben. Und so schritt Robespierre mit seinen Getreuen weiter auf dem Wege der gewaltsamen Bekämpfung aller Umsturzbestrebungen, bis die Wellen über ihm selbst zusammenschlugen.

Und abermals nach hundert Jahren — kommt Herr von Stumm desselbigen Weges gefahren. Bereits seit Jahren ertönen unter seiner Führung die Fanfaren zum Kampf gegen den Umsturz. Wiederum giebt es hierbei, wie unter Robespierre eine positive und eine negative Richtung: die erstere will das Volk kräftigen im Kampfe gegen die Irrlehren der Umstürzler, indem es ihm die Religion und damit den moralischen Halt wiedergiebt — darum gelten

Kirchenbauten und Kirchengehen auch als politisch fromme Werke, welche das Eingehen in den Himmel der politisch Gutgesinnten schon erheblich sichern können. Dem stehen auf der anderen Seite die Präventivmaßregeln gegenüber, die ja zum Teil in dem Vereinsgesetz unserer Tage ihren Ausdruck gefunden haben, welches jüngst vom preußischen Herrenhause so verständnisvoll ergänzt worden ist. Es umfaßt, wie Herr von Puttkamer sagte, nur ein bescheidenes Maß von Sicherungsmaßnahmen, welche der Staat zu beanspruchen hat, um das Volk gegen die sozialistischen „Irrlehren" zu schützen. Noch sind wir nicht so weit, daß den Umstürzlern direkt der Garaus gemacht werden soll, wie es von Seiten Robespierre's geschah, aber immer deutlicher und häufiger werden die Hinweise unserer Scharfmacher auf die Wirkungen der kleinkalibrigen Gewehre. Und auch an dem Versuch einer Formulierung des Minimums von Ueberzeugungen, welches zwischen den guten Bürgern und den Umstürzlern die Demarkationslinie sichtbar macht, fehlt es uns nicht. Sie ist ja in der Umsturzvorlage verflossenen Angedenkens versucht, wenn auch nicht erreicht worden. Und diese Formulierung hat wiederum die größte Ähnlichkeit mit der von Robespierre aufgestellten: auch die Umsturzvorlage forderte ja strafrechtlichen Schutz für die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, weiterhin dann freilich nicht für den contrat social, sondern für die Monarchie und die bestehende Gesellschaftsordnung. Diese Grundprinzipien sollen heilig sein, vor ihnen soll auch die Wissenschaft halt machen. Freilich verwahrt sich Herr von Stumm nachdrücklich, ebenso wie es Robespierre in jener mehrerwähnten Rede that, dagegen, daß er die Freiheit der Wissenschaft beeinträchtigen wolle. Beide erklären übereinstimmend, die „ächte" Wissenschaft, die „wahre" freie Forschung habe nichts zu fürchten. Und gewiß wird Herr von Stumm, der den Schmoller, Wagner, Delbrück verwehren will, die Grundlagen unserer sozialen Ordnung zu untersuchen, nichts zu erinnern haben, wenn sie hinfort eingehenden Studien über die Struktur der Flügel bei gewissen Käferarten oder über den Gebrauch einzelner Präpositionen bei Cicero sich widmen wollten.

Die Umsturzbestrebungen, welche Robespierre bekämpfte, siegten, trotz alles Schreckens, wenn auch in anderer Art, als man erwarten durfte. Auch Herr von Stumm wird das Rad der Zeit nicht aufhalten. Ideen lassen sich so wenig hemmen wie Naturgewalten. Man kann einem Strome eine Schutzwehr entgegenzustellen versuchen: aber er wird dann das Land meilenweit überschwemmen und verwüsten, um alsdann dennoch mit verstärkter Gewalt in seinem ursprünglichen Bette weiterzuströmen. Aber muß diese geschichtliche Lektion immer wieder neu durchgenommen werden; sollte es nicht möglich sein, den gefahrdrohenden Folgen vorzubeugen, welche aus der gewaltsamen Unterdrückung von Ueberzeugungen und Gesinnungen entspringen? Es ist möglich, wenn gegenüber egoistischen Bestrebungen das wahrhaft ethische Gemeingefühl, das Bewußtsein menschlicher Solidarität die Oberhand gewinnt und auch von Seiten aller Einsichtigen und aller Redlichen Ausdruck findet. Es muß der Zustand allgemein werden, daß *jeder* es als Erniedrigung, als Vernichtung der eigenen Menschenwürde empfindet, wenn einem Anderen, und sei er auch der Fernstehende, das Köstlichste geraubt werden soll, das ihn erst eigentlich zum Menschen macht: die Freiheit der Gesinnung und Ueberzeugung. Jedermann muß es als heilige Pflicht empfinden, diese Freiheit nicht nur für sich selbst, sondern grade für andere und am meisten für diejenigen, welche er mit geistigen Waffen am heftigsten bekämpft, mit allen Kräften zu verteidigen. Vielleicht sind grade die Gefahren, mit denen unsere friedliche Entwickelung von Seiten der Gewaltpolitiker bedroht wird, bestimmt, die Verbreitung solcher Gesinnung, die auf direktem Wege nicht so leicht Eingang findet, nachhaltig zu fördern. Wäre das der Fall, so dürfte man Lessing wieder Recht geben: Es ist nicht wahr, daß die grade Linie immer der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist.

Was heißt „soziale Religion"?

Von Prof. Ludwig Stein (Bern).

Keinem ernsten Beobachter der uns tausendfältig umdrängenden sozialen Probleme kann es entgangen sein, daß der gesamte westeuropäisch-amerikanische Kulturkreis gedanklich revolutioniert wird. Metaphysische Probleme, wie sie den Anfang unseres Jahrhunderts absolutistisch beherrscht haben, rücken mehr und mehr in den Hintergrund. Selbst die biologischen Probleme, welche die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts vorwiegend beschäftigt haben, büßen am Ende des Jahrhunderts an intellektueller Spannkraft ein. An deren Stelle sind nunmehr auf der ganzen Linie des modernen Denkens die *sozialen* Probleme getreten. Das Atom wird verabschiedet; selbst die Zelle wird ins Altersstübchen hinaufkommandiert, um dem Gesellschaftsproblem, der Frage nach dem Zusammenleben und Zusammenwirken kulturell entwickelter Individuen den Platz zu räumen.

Der Mensch ist endlich auf seiner gedanklichen Weltwanderung wieder einmal bei sich selbst angelangt — zu sich selbst zurückgekehrt. Die tiefste philosophische Weisheit des Sokrates, das „Erkenne dich selbst!" hat seine erkenntnistheoretische und ethische Bedeutung eingebüßt und eine sozialphilosophische Biegung erfahren. Nicht das Verhältnis des Menschen zu Gott, der einzelnen Kreatur zur Gesamtnatur, sondern *das der Menschen untereinander* ist heute das zentrale Problem. Oder, um den traditionellen Hypothesen von Atom und Zelle ihr Recht widerfahren zu lassen, möchten wir als den Kernpunkt des gedanklichen Interesses der Gegenwart bezeichnen: das *wirtschaftliche Atom*, die *soziale Zelle*.

Nicht wie das Universum geworden ist und sich fortbewegt, sondern wie das Wirtschaftsleben des Menschen sich herausentwickelt hat, und voraussichtlich sich weiter gestalten wird, wollen wir heute von der Wissenschaft erfahren. Die Zusammensetzung des Planetensystems kennen wir nun leidlich — es ist daher an der Zeit, von den Sternen zu den unser Leben tiefer berührenden Fragen nach der Zusammensetzung unserer Gesellschaftsordnung zurückzukehren. Gelänge es der Wissenschaft, im Haushalte des menschlichen Gesellschaftslebens ebenso tiefe und ebenso unumstößliche Einsichten zu gewinnen, wie sie uns die Astrophysik für unser ganzes Sonnensystem bietet, dann würde dies den höchsten Triumph des forschenden Menschengeistes bedeuten.

An dieser Verengerung unseres Horizonts arbeiten die heutigen Sozialwissenschaften aller Schattirungen in leider etwas chaotischer d. h. unorganisierter Gemeinsamkeit. Es hämmert und zimmert jeder Sozialforscher an seinem Teile daran, die *Gesetze menschlichen Zusammenwirkens zu erforschen*.

Diesen Fragen bin ich jüngst von der philosophischen Seite nachgegangen [1]). Es hat sich mir dabei als wichtigstes Postulat der Sozialphilosophie die bewußte, planmäßige Sozialisirung der vorgeschrittenen Kulturmenschheit, die Herausarbeitung eines höheren Menschentypus, des Sozialmenschen, ergeben. Um uns diesem neuen Ideal stufenweise zu nähern, müssen alle physischen und psychischen Kräfte, welche in der Menschheit schlummern, entfesselt und aufs Höchste gesteigert werden. Staat und Recht haben daran zu arbeiten, sofern sie durch progressive Sozialisierung aller staatlichen Funktionen, d. h. Herstellung eines zunehmenden Gleichgewichts zwischen Besitz und Arbeit, der einheitlichen Regelung der nationalen Arbeitskräfte, und endlich einer Gesetzgebung mit ausgesprochener sozialer Tendenz die künftigen Generationen ver-

[1]) Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte, VIII, 792 S., Stuttgart, Enke. (Kritische Würdigung des Werkes ist vorbehalten. Anm. d. Red.)

mittelst dieser ihrer „Pädagogik für Erwachsene“ systematisch erziehen. Religion und Moral, Kunst, Wissenschaft und Pädagogik haben dann ihrerseits vermittelst ihrer ideologischen Machtmittel des Weiteren daran zu arbeiten, in bewußtem und geschlossenem Zusammenwirken schon dem lebenden Geschlecht dieses neue Ideal tief einzuprägen und somit auch den kommenden Geschlechtern zu suggerieren.

In diesem Sozialisierungsprozeß der Menschheit fällt nun den historischen Religionen eine führende Rolle zu. Insbesondere können uns die historischen Religionen mit einem verweltlichten Klerus unberechenbare Dienste bezüglich der Beschleunigung des Sozialisierungsprozesses des Menschengeschlechts leisten. Ihren Kanzeln stehen Ohren zur Verfügung, zu denen unsere Stimmen vorerst noch nicht dringen, und das Pathos ihrer Geistlichen findet so weiche, einschmeichelnde Töne, denen zudem die Stimmung der Hörer von vornherein schon auf halbem Wege entgegenkommt, wie sie uns so gar nicht zu Gebote stehen, ja in wissenschaftlichen Deduktionen sich von selbst ausschließen. Verbindet sich unsere Logik mit ihrem Pathos zu bewußtem Zusammenwirken, so erwächst daraus eine psychische Macht, eine suggestive Gewalt über die Massen, wie sie bei der augenblicklichen Trennung dieser beiden Faktoren kaum geahnt werden kann. Hier steckt das Geheimnis der Wiedergeburt der Religion und der Rückeroberung der Massen für das umzuformende religiöse Ideal der Solidarität des Menschengeschlechts. Dadurch könnte die Religion in ihre alten Rechte als „Erzieherin des Menschengeschlechts“, die ihr zuletzt noch Lessing mit tiefer Ueberzeugungsglut eingeräumt hat, wieder eingesetzt werden. Denn für einen Evolutionisten versteht es sich von selbst, daß wir uns diesem neuen Ideal der (wirtschaftlichen, sittlichen und intellektuellen) Höherbildung des Menschentypus nur schrittweise nähern können. Die historischen Religionen können nun zunächst im Rahmen ihrer konfessionellen Traditionen das soziale Moment in Wirtschaft und Recht, in Beruf und gesellschaftlichem Leben, in Sitte und Moral mit unvergleichlich wirkungsvollerem Nachdruck betonen, als dies bisher durchgehends geschehen ist. Ist auch dieser Rahmen etwas eng, so hat er dafür den Vorzug, daß er der großen Mehrzahl der Angehörigen jeder Konfession gemütlich näher steht und eben dadurch an Intensität gewinnt, was er an Universalität einbüßt.

Alles Universelle, heiße dieses nun Gott oder Menschheit, leidet eben an der allen Allgemeinbegriffen gemeinsamen Unlebendigkeit. Je allgemeiner und umfassender ein Begriff ist, desto weniger Frische und Lebhaftigkeit besitzt er für das Individuum, welches sich zu ihm in Beziehung setzt. Die Liebe zu unsern Kindern, weiterhin zu unsern Familienangehörigen, noch weiter zu unseren Orts-, Berufs- oder Glaubensgenossen ist dem auf sinnliche Anschaulichkeit gestellten Menschen unverhältnismäßig lebendiger und einleuchtender als, pantheistisch gesprochen, die Liebe zum Universum (Gott) oder, ethisch gesprochen, die Liebe zur Menschheit. Je weiter die Kategorie ist, welche in unsere Liebe eingeschlossen werden soll, desto lockerer und unpersönlicher wird unser Verhältnis zu ihr. Und doch können wir auf die Dauer eines sittlichen Ideals, das doch letzten Endes wieder in eine allgemeine Idee ausmündet, unmöglich entraten. Ideale werden aber nicht erreicht, sondern immer nur durch schrittweise Annäherung erstrebt. Sie bezeichnen nicht so sehr die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden Richtungen, die jenen Zielen entgegenführen, ohne sie je zu erreichen. Diese Endlosigkeit des Zieles ist aber darum kein Unsegen für die Menschheit, weil das Einschlagen der Richtung an sich schon Selbstzweck ist. Der irrende, suchende Kulturmensch der Gegenwart ringt unablässig nach einem neuen Ideal, das wir in unserer sozialen Weltordnung ebenso dringend brauchen, wie der Schiffskapitän seinen Kompaß, wie der Wüstenwanderer den Stand der Sonne. Und so hat auch der Prinz Heinrich von Schönaich-Carolath die tiefsten Regungen unserer Volksseele erspäht, als er von der parlamentarischen Tribüne herab dem deutschen Volke zurief: „Wir sind in Deutschland im Begriff, die Ideale zu verlieren, wir leben in einer Zeit des Materialismus und des Strebertums. Geben Sie dem Volke seine Ideale!“ Den gleichen Gedanken drückt ein so ernster Denker wie Rudolf Eucken mit den Worten aus: „Es gilt jetzt, nach neuen Idealen zu ringen, um ein geistiges Selbst, eine Vernunft unseres Daseins zu kämpfen.“

Gilt uns nun die ökonomische Besserstellung, welche ja allein uns einen gesünderen und lebenskräftigeren Menschenschlag zu gewährleisten vermag, insbesondere aber auch die intellektuelle und sittliche Höherbildung des Typus Mensch als jenes neue Ideal, dem wir uns stufenweise anzunähern haben, so ist es klar, daß Religion und Moral, Wissenschaft, Kunst und Erziehung je an ihrem Teil mitzuwirken haben, um die vollendete Perfektionierung des Menschengeschlechts in physischer wie psychischer Richtung zu ermöglichen. Den Anteil der Religion an diesem Prozeß der Perfektionierung haben wir bereits in großen Zügen gewürdigt. Das Alte Testament drückt dieses Ideal, dem wir heute nur neue Formen und Wirkungsweisen leihen wollen, schon in den lapidaren Worten aus: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst,“ und das Neue Testament in jenem Zentralgedanken, in welchem das ganze Urchristentum kulminiert: „Gott ist die Liebe!“

Wären wir unbeirrt und unentwegt diesen Leitsternen stets gefolgt, so brauchten wir keinen Sozialisierungsprozeß, sintemal wir alsdann schon sozialisiert wären. Zum Unglück für die Menschheit mischten sich buddhistischer Asketenwahn, anachoretische Weltfluchtsmanie, lebensverneinende Entsagungswut in die monotheistischen Religionen hinein und verliehen ihnen jenen krankhaft pessimistischen „hippokratischen Zug“, der sich vom Diesseits mit ebensolchem Abscheu abwendet, wie er verklärt und erdentrückt hypnotisch auf ein Jenseits starrt.

Von dem antiken Grundsatz: „Mens sana in corpore sano“ und der naiven Lebensfreudigkeit, wie sie sich besonders in den Psalmen spiegelt, so daß Schopenhauer dem alten Israel ruchlosen Optimismus zum Vorwurf gemacht hat, hat der seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert etwa sich allmählich einschleichende Buddhismus die Umwohner des Mittelmeerbeckens zurückgebracht und sie nach und nach auch physisch degeneriert. Schon mit dem cynischen Entsagungswahn, den auch ein Platon darin teilte, daß er den Leib mit den Pythagoreern als „Kerker“ φρουρά und „Sarg“ σῆμα der Seele bezeichnet, beginnt, wie Nietzsche ganz richtig gesehen hat, der Niedergang der griechischen Kalokagathie. Vollends greisen, seitdem das alexandrinische Weltreich die Verkehrsstraße zwischen der indischen und europäischen Kultur hergestellt hat, die lebensverneinenden Elemente des Buddhismus im Griechen- und Judentum allmählich Platz und setzen sich fest. Auf der griechischen Seite klingt dieser Buddhismus in Neupythagoreismus und ganz besonders in den vollständig lebensentsagenden, mit Leib und Seele dem Himmel zugewandten Neuplatonismus aus, auf der jüdischen mündet er in's Nasiräertum, sowie in die asketischen Sektenbildungen der Essener, Therapeuten u. s. w. ein. Das Christentum vollends verschärft diesen buddhistischen Zug, indem es ihn religiös sanktioniert und für Jahrhunderte hinaus den Umwohnern des Mittelmeerbeckens als tiefste religiöse Weisheit suggeriert.[1]) Durch Fasten und Kasteiungen (Anachoreten, Circumcellionen, Flagellanten, religiöse Orden, wie noch heute die Redemtoristen) wurde der Leib systematisch geschwächt und eben damit auch alle Frische des Geistes ertötet. Das naive Lebensgefühl mit einem Worte, das den Menschentypus physiologisch höher bildet

[1]) Vgl. Rud. Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinem Verhältnis zur Buddha-Sage, Leipzig 1882, Buddha u. Christus, 1884.

und mittelbar auch geistig hebt, das haben die buddhistierten monotheistischen Religionen gewaltsam zurückgestaut und eben dadurch den europäischen Menschentypus heruntergezüchtet.

Dieser Buddhismus („Sklavenmoral" nennt ihn Nietzsche wenig glücklich) im Juden- und Christentum hat uns von der geraden Heerstraße des uralten Ideals der gegenwartsfreudigen Lebensbejahung, welche sich mit der Nächstenliebe und der Perfektionierung des Menschengeschlechts durchaus verträgt, abgelenkt und uns auf durchaus ungesunde, lebenvergiftende Abwege geführt. Wir wollen aber leben, den Willen zum Leben mit voller sozialphilosophischer Bewußtheit in seiner höchsten Potenz bejahen, indem wir die Perfektionierung des Menschengeschlechts vom Jenseits zurückfordern und mit der ganzen Wucht lebensfreudiger Energie für das Diesseits reklamieren.

Darum in's Feuer mit Allem, was im Juden- und Christentum noch an buddhistische Elemente erinnert! Die pessimistischen Marotten Schopenhauer's, des philosophischen Buddhisten[1]) par excellence, sollen nicht mehr unser bestes Mark aufsaugen und unsere zukunftsfreudige Schaffenskraft lähmen. Askese und Weltflucht sind krankhafte Entartungen, hypochondrische Auswüchse überreizter Nerven. Darum fort mit allem Lebensfeindlichen und Krankhaften aus den historischen Religionen! Die melancholischen Tiraden der am Problem der Theodicee würgenden, aber es niemals bewältigenden Theosophen und Mystiker gehören in die Rumpelkammer abgetragener und fadenscheinig gewordener Begriffe. Das lebensfreudige Element der Religion muß wieder herausgeholt, aus dem überwuchernden Gestrüpp pessimistischer Entartungen und Mißbildungen herausgerodet werden, damit das kommende Geschlecht wieder in den Jubelgesang des Psalmisten einstimmen kann: „Dienet dem Herrn in Freude!"

Nicht mehr der indische Fakir, der sich an einem Haken aufhängt, um ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, oder der „heulende" und „tanzende" Derwisch, der sich durch wahnsinnige Zuckungen künstlich in eine religiöse Ekstase versetzt, um für Augenblicke dem Erdendasein entrückt zu werden und in religiösen Halluzinationen den bestrickenden Reizen der Houris sich gefangen zu geben, sondern die lebenstrotzenden, daseinsfreudigen, in Spiel, Gesang und Tanz hervorbrechenden Hallelujarufe des psalmistischen Jubelgesangs, die dem Dionysoscult der Griechen parallel laufen, seien das fermentierende Element des neuen, lebensbejahenden religiösen Ideals. An die Stelle des verkünstelten, weil allzu vernünftelten buddhistischen Greisentums müßte wieder etwas von der überschäumend naiven Weltfreudigkeit der Naturreligionen treten.

Die allmälige Gesundung des religiösen Gefühlslebens kann sich sehr wohl im Rahmen der historischen Religionen vollziehen. Jedes Ideal wird nämlich nur durch Zwischenstufen erstrebt. Wie der vollkommen entpersönlichte Jehovah sich immer wieder Mittelglieder zwischen sich und den Menschen gefallen lassen mußte (die Logoslehre bei Philo, Jesus als Gottessohn, die zehn Sephiroth bei den Kabbalisten), eben weil das Ziel zu hoch gesteckt war, so werden wir auch unser neues Ideal der bewußten Solidarität und Perfektionierung des Menschengeschlechts nur in kleinen Zwischenstufen, in weise abgeleiteten Stadien zu verwirklichen haben. Die Bruderliebe innerhalb der Konfessionen und Nationalitäten ist eine ebensolche Zwischenstation zur allgemeinen Menschheitsliebe, wie etwa für die historischen Religionen die Engel als Vermittler zwischen Gott und Menschen. Die symbolisierende Kraft des Urchristentums hat im Gottmenschen Jesus diese Mittelstellung zu einem die gesittete Menschheit für Jahrhunderte beschwichtigenden Ausdruck gebracht. (Schluß folgt.)

[1]) Vgl. darüber neuerdings besonders Max F. Hecker, Schopenhauer und die indische Philosophie, Köln 1897, S. 120 ff.

„Es giebt keine Kinder mehr".

Von P. Berthold.

Unserer Zeit wird viel Schlimmes nachgesagt; mit zu dem Schlimmsten gehört wohl der oft wiederholte Ausspruch: „Es giebt keine Kinder mehr". Dieses Verdikt wird jedoch meist mit solchem Gleichmut gesprochen, daß deutlich aus demselben hervorgeht, wie der Abbruch an Glück, Wonne und einfacher Daseinsfreude, den es im Menschenleben bedeutet, garnicht mehr empfunden wird.

Wer soll sorglos, heiter ohne Fragen und Grübeln sich des Lebens freuen wenn nicht die Kinder, bevor sie in die Reihen der Kämpfenden treten müssen? Zum Glück giebt es eine Zeit, in der das Häßliche, das Abschreckende, das niederschmetternd Schlechte, das nicht aus der Welt geleugnet werden kann, den Erdenbürgern noch wie durch eine sonnenbeschienene Wolkenschicht entrückt ist. Es giebt eine Zeit, in der keine absichtlich errichtete Scheidewand die Weite des Blickes einnimmt, sondern in göttlich engem Gesichtskreis alles in rosiges Licht getaucht ist. Die Kindheit ist diese Zeit, in der alle Menschen unbekümmert gleich glücklich sein können, weil Wunsch und Befriedigung und Genüsse für alle (? d. Red.) gleich erreichbar sind. Diese schönste Zeit menschlichen Daseins mit ihrem charakteristischen Inhalte von Glückseligkeit sollte für so Viele aufhören müssen? Freilich, wenn man heute von so vielen kleinen, jungen Menschen Äußerungen und Antworten hört, so umfassend altklug und so traurig gescheit, da muß man auf die Idee kommen, daß sich das Kinderparadies immer mehr verschließt und mit berechtigter Angst darf man deshalb die Frage stellen, wo ist die Erklärung — nein, wo ist die Schuld für diese Erscheinung zu suchen? Das Menschengeschlecht in seiner Entwickelung ist Veränderungen unterworfen, die heute hauptsächlich in einem überhastenden Vorwärtsdrängen Ursache und Ausdruck finden. Durch die nach jeder Richtung hin größer gewordenen und noch immer größer werdenden Ansprüche, die das Kulturleben der Menschen an die Kräfte und Fähigkeiten des Einzelnen stellt, muß die Entwickelung zum modernen Menschen schon in frühester Jugend beginnen. Vererbung erworbener Fähigkeiten und die notwendige Anpassung an den Sinnschritt der Zeit bedingen es zweifellos, daß der Mensch heute die Kinderschuhe früher auszieht, um sie, wenn er irgend kann, mit Siebenmeilenstiefeln zu vertauschen.

Wenn man also in den hartbedrängten Arbeiterklassen, in den Familien der Handwerker und Kleingewerbetreibenden, wo oft Not und Mangel dem Dasein den Stempel aufdrückt, wenn man dort zuerst und häufig die Beobachtung machen konnte, daß es keine Kinder mehr giebt, wenn dort das im zartesten Alter stehende Geschlecht schon durchschnittlich alt und altklug mit überlegter Resignation in's Leben schaute, dann könnte man zur Begründung dieser Erscheinung von einem allgemeinen, unabänderlichen Zuge der Zeit sprechen, gegen den sich aufzulehnen wenig ersprießlich wäre.

Es ist sicher, daß man in jenen bedrücktesten Gesellschaftsschichten oft Kindern begegnet, die physisch und moralisch in Schmutz und Elend geboren sind, deren ganze Erscheinung infolgedessen wenig Kindliches mehr aufweist und deren Ausdruck und Wesen schon auf den ersten Blick verrät, daß sie in der kurzen Zeit ihres Daseins schon zu viel von den Nachtseiten des Lebens gesehen haben, als daß sie harmlos, froh und fröhlich hätten bleiben können.

Aber neben diesem geringen und dennoch traurig großen Prozentsatz von verkümmerten Kinderexistenzen begegnet man gerade in der kinderreichen Arbeiterklasse meist Kindern, die, wenn sie gesund und satt sind auch wirklich fröhliche, glückliche, unbefangene, meist ungezogene aber dafür auch unverzogene Kinder sind. Das Hauptmerkmal ihrer Kindlichkeit und ihres Glückes ist, daß sie spielen. Sie verstehen mit allem zu spielen: mit Schnee und Regen und Wind, mit

Papierfetzen, Garnrollen, Orangenschalen, mit den undenklichsten Dingen spielen sie und singen und pfeifen fidel ihre Gassenhauer dazu. Diese Kinder springen und tanzen auf zerrissenen Sohlen, sie klettern und schlüpfen in ungebändigtem Neugiersdrang dahin, wo sie das größte Unheil anstellen können; sie balgen sich und schimpfen sa naturalistisch wie nur möglich — aber, wenn man so einem Kerlchen einen Apfel schenkt, dann lacht er über sein ganzes verschmiertes Gesichtchen und beißt auch flugs hinein. Ja, der kleine Gassenbub freut sich an einem Apfel, weil er immer eßbereit ist, weil er selten einen Apfel bekommt und weil er ein Kind ist, das sich unbefangen einem Genuß, einer Freude hingiebt. —

Für die armen Kinder der reichen Leute giebt es so einfache Freuden nicht mehr. Es gehört zu den Privilegien der privilegierten Klassen, daß sie mit Recht sagen dürfen: es giebt keine Kinder mehr. Daß es aber dort keine Kinder mehr giebt, liegt nicht daran, daß der Zug der raschtebigen Zeit die Kleinen daran hinderte sich in Stück und Harmlasigkeit auszuleben, sondern daran, daß man die Kinder der sogenannten besseren Gesellschaftsklassen systematisch ihrer Kindlichkeit, ihrer Unbefangenheit beraubt

In Sammtkleidchen, Glacéhandschuhen und gelben Stiefelchen wandeln die kleinen, bleichwangigen Greise ehrsam durch die Anlagen und Pramenaden der Städte und wissen nicht, daß sie betrüblich unangenehm sein müssen weil sie nicht natürlich artig aber auch unartig sein dürfen.

Seitdem Pestalozzi und Fröbel behauptet haben, das Kind sei wie eine Pflanze, die beständig gehütet, gepflegt, beobachtet werden müsse, wird an der jungen Menschenpflanze von ihrem ersten Atemzuge an gegärtnert.

Nun giebt es zwar auch Wald-Wiesenblumen, die gerade wenn man sie ihrem Erdreich und der Natur überläßt, am liedlichsten gedeihen, aber diese fallen außerhalb des Bereiches der gärtnerischen Betrachtungen. Es giebt auch Topf- und Zierzewächse, die einer besonderen Pflege bedürfen; aber in beiden Fällen hat man es mit lediglich vegetierenden Organismen zu thun. Da, wo der Fröbelsche Vergleich zu hinken anfängt, da wä das Kind nicht Pflanze ist, sondern seinem Gärtner gleich ein denkender, beobachtender Mensch, da beginnt auch die Fröbelsche Methade graße Nachteile zu haben. Die Pflanze nimmt ganz unbewußt des Gärtners Sorge und Mühe hin und wenn Sonnenschein und Regen zur rechten Zeit kommen, dann entwickeln sich die Blätter und Blülen, gleichoiel ob der Gärtner den Fortschritt, den die Pflanze macht, in irgend einer Weise ignoriert oder konstatiert.

Die modernen Mütter mil ihren Beraterinnen, den Kindergärtnerinnen, begnügen sich nicht damit, still und stillfreudig die Fortschritte eines Kindes zu beadachten. Sie konstatieren alle Beodachtungen laut, sprechen in Gegenwart des Kindes von ihm und über das Kind. In einem Atem rügen und belachen sie seine Unarten und erzählen sie weiter, — kurz, statt das Kind ruhig seiner Eigenart entgegen leben zu lassen, beeinflußt man beständig sein sich entwickelndes Bewußtsein, indem man es auf sich seldst aufmerksam macht. Keine Fähigkeit, keine Regung kann in dem Kinde erwachen und sich erschließen, ohne daß lärmend darauf hingewiesen würde und damit wird das Köstlichste in der Kinderseele, die Unbefangenheit, im Keime getätet. Auch wenn Kinder nicht so gescheidt sind, wie die Mütter fast ausnahmslos glauben, merken sie bald, daß und in welcher Weise man sich mit ihnen beschäftigt und lernen auch sehr rasch eine günstige Situation nach ihrem Behagen ausnützen.

Ein Kind soll natürlich physisch und moralisch behütet und bewacht werden, es soll aber nie merken, daß es beobachtet wird; es soll seine eigene Person nie als Mittelpunkt eines Kreises, als Wichtigkeit fühlen. Aber wie früh erfahren die modernen Babies, daß sie wichlig sind! Schlaf und Erwachen, Nahrung und Verdauung, Schreien und „Liebsein“ der kleinen Weltdürger dilden weit über die Kinderstube hinaus den Gesprächsstoff des Hauses. Für die Straße wird das Kind so elegant und üppig als möglich herausgeputzt, und wenn dann die eleganten Wagendecken und Spitzenhäubchen, die grellfarbigen Mäntel, die Federhüte und überlebensgroßen Matrosentragen die Aufmerksamkeit und das Erstaunen naiver Passanten erwecken, dann denkt jede Mutter und leider nur auch zu bald jedes Kind, es sei ein Wunderwerk der Schöpfung. Das natürliche Sträuben gegen Handschuhe und ähnliche, die freie Bewegung hemmende Madequälereien gewöhnen sich die Prinzen und Prinzessinnen gar rasch ab, denn die beständig aufgestachelte Eitelkeit lehrt sie diese Dinge schätzen und mit mitleideeregender Grandezza, die nur im Affentheater erheiternd wirkt, wandeln die Bübchen und Mädchen im Banne der modernen Erziehung einher. Ja, man kann Mitleid mit den Kindern haben, die so sinnlos ihrer Freiheit beraubt werden, aber nach bedauerlicher ist es, daß diese Spitzen und Stickereien, diese Pelzchen, Kettchen und Bröschchen sich im Leben der künftigen Staatsbürger zu Wällen häufen, die schan frühzeitig die Annäherung zwischen den Besitzenden und den Minderbemittelten erschaeren. Die feinen Püppchen lernen „die armen Kinder“ gar bald von weitem kennen, daran, daß diese im Winter blaugefrorene Hände haben und Kopftücher und Mützen über die Ohren, und im Sammer verwaschene Kattunkittelchen und keine Sonnenschirme tragen. Sie setzen sich, wie sie belehrt worden, nicht mit armen Kindern auf eine Bank, denn „Gatt weiß, was man von ihnen kriegen kann“. Sie schenken ihnen herablassend mit ausgestrecktem Arm Chokolade und Banbans, die zu alt oder nicht fein genug sind, als daß das „Fräulein“ ihren Zöglingen erlaubte, sie zu essen, und weiden sich an den erstaunten, oft neidischen Blicken der kleinen Proletarier.

Jung gewahnt, all gethan. —

Es gab Zeiten, in denen ein Spaziergang für Kinder eine Freude war. Das war damals, als das Spazierengehen noch nicht zu den täglichen, drückend langweiligen Pflichten der Kinderstube gehörte. Wie müde schleppen sich die Kinder heute durch die Anlagen und Promenaden; Springbrunnen, Fischteiche, Btumen, blühende Bäume, Hunde, Reiter, Satdaten, nichts macht mehr einen Eindruck auf sie. Teilnahmlos gleiten die braunen und blauen Kinderaugen über all das hin, waran sie täglich 1—2 mal varübergezerrt werden, und die blassen Lippen der blasierten Geschöpfchen fragen nicht selten: „dürfen wir heute zuhause bleiben“? Und wenn die Kinder zuhause bleiben „dürfen“, dann giebt's im Zimmer auch keine rechte Luft, denn diese Kinder können nicht spielen. Sie können nicht spielen, weil sie zu raffiniertes Spielzeug haben, das ihrer Phantasie keinen Spielraum mehr läßt, und weil man die Unglücklichen auch niemals allein ohne Erwachsene spielen läßt.

Kein „Fräulein“, und sei es noch so kinderlieb, kann die Sprünge der kindtichen Phantasie ganz mitmachen, darum stört sie immer und am meisten, wenn sie glaubt, das Kind beständig korrigieren und belehren zu müssen. Kinderspiele darf man belauschen, wenn man sich selbst eine reine Freude machen will, aber man darf nicht mit täppischer Hand in die zarten Kreise greifen. Was dem Erwachsenen komisch erscheint, ist im Kinderspiel heiliger Ernst, der durch ein unwillkürliches Lächeln schon vernichtet werden kann. Wenn Kinder merken, daß man ihr Spiel beobachtet, dann hören sie entweder auf, zu spielen oder sie spielen bewußt weiter — d. h. sie führen eine kleine Komödie auf.

Hand in Hand mit dem beständigen, aufdringlichen Belehren und Erziehen in der Kinderstube geht ein weiteres Attentat auf den harmlosen Frohsinn der Kinder, das ist die Hygiene.

Die Gesundheit ist ein Gul, das Jedermann nur dann und nur so lange recht genießt, als man sich ohne Gedanken und Befürchtung einer möglichen Störung dem Genusse hingiebt. Deshalb ist auch die gedankenlase, von keiner

Krankheits-Erfahrung getrübte Zeit der Kindheit diejenige, in der man sich seiner Gesundheit am besten freuen kann. Wenn nun die liebenden Eltern und Erzieher sich damit begnügten, den Kindern gegenüber die Wissenden zu sein und stillschweigend oder nur durch ein mahnendes oder befehlendes Wort die Gesundheit der Kleinen zu hüten, dann wäre gegen die Hygienie im Kinderzimmer nichts einzuwenden. Aber auch hier Bewußtsein statt Harmlosigkeit und Unbefangenheit. Es ist tragikomisch, wie gebildet diese kleinen Leute sind. Schwindsucht, Diphteritis, Scharlach mit seinen möglichen Folgekrankheiten und nicht zuletzt Nervosität sind ihnen geläufige Begriffe, und die stets genährte Angst für das eigene teure Ich zieht einen geradezu verletzenden Egoismus groß. Daß bei Tisch die 10 und 12jährigen Herren und Damen ihre Weisheit leuchten lassen, daß sie genau wissen, was nahrhaft ist, was fett macht, daß sie über die Wirkung von Milch, Kakao, Obst u. s. w. ganz genau unterrichtet sind, wäre noch kaum zu tadeln, wenn es nicht das Bild des kleinen Hypochonders vervollständigte. Doch all das ergiebt sich als Wirkung von dem Begriff übergroßer Wichtigkeit seiner Person, die dem Kinde anerzogen wird; dadurch muß es vorzeitig alt, unkindlich und unfroh werden. Sehr bezeichnend für die Art und Weise, wie man heute Alles daran setzt, um den kleinen Lieblingen ihr schönes Reich und Erbe zu verderben und zu schmälern, ist die Art des geselligen Verkehrs unter den modernen Kindern. Visitenkarten, Einladungen und Absagungen, Bälle und Kaffeegesellschaften bilden ein Miniaturbild der großen Geselligkeit mit all ihren Auswüchsen von Eitelkeit und Verlogenheit, nur daß die Kinder, die so früh anfangen, es noch viel weiter bringen können in der modernen „Kultur".

Wenn man nun Kinder wirklich lieb hat und sieht, wie das Beste, Teuerste auf der Welt zur Karrikatur verzerrt wird, da kann einen manchmal ein gar mächtiger Zorn anwandeln über die Urheber der zerknitterten Kindlichkeit, die verwundert, kopfschüttelnd sagen: „es giebt keine Kinder mehr".

Staat und Kirche in Deutschland zu Ausgang des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. Unold-München.

„Ein Staat, der die Krücke der Religion borgt, zeigt uns nur, daß er lahm ist. — Entweder hat der Staat anderweitige Mittel, die Bürger zum Gehorsam zu nötigen, oder nicht. Hat er sie, dann bedarf er der religiösen Beweggründe nicht und macht sich umsonst zum Werkzeug der Kirche. Hat er sie nicht, so kann er sich auch nicht durch die Religion des Gehorsams der Ungläubigen versichern."

So schrieb vor 100 Jahren der mannhafte Vertreter deutscher Wissenschaft, Fichte, in seinen Betrachtungen über die französische Revolution. Dazumal war diese Warnung weniger berechtigt als heutzutage. Ist heute eine preußische Regierung denkbar, die einen des Atheismus verklagten Philosophen auf einen akademischen Lehrstuhl beriefe, wie es der persönlich fromme, aber gerechte und edle Friedrich Wilhelm III. that mit den schönen Worten: „Wegen seines Glaubens hat sich der Prof. Fichte vor Gott zu verantworten, nicht vor der Staatsgewalt."? Ist heute eine bayerische Regierung denkbar, wie diejenige des Ministeriums Montgelas, welches den aufgeklärten Pädagogen Niethammer an die Spitze des bayerischen Schulwesens berief und ihn in dem Lehrplan von 1809 für höhere Schulen den Religionsunterricht durch eine Unterweisung in philosophischer Moral ersetzen ließ?

Wie haben sich seitdem die Zeit geändert? In allen deutschen Staaten erblicken wir das klägliche Schauspiel, daß die Leiter des modernen Staates aus Furcht vor Wissenschaft und Aufklärung wie hilflose Kinder hinter die Rockschöße der Mutter Kirche flüchten und daß manche Vertreter deutscher Wissenschaft und Bildung die widerliche Maske der Heuchelei und Scheinheiligkeit vor ihr Antlitz halten und ängstlich jede Art von Glauben und Aberglauben schonen und schützen.

Warum das? Warum begegnet die Wissenschaft, wie auf dem letzten psychologischen Kongreß zu München, so überall dem warnend und drohend erhobenen Finger der Staatsgewalt, welcher ihr ein: „Bis hierher und nicht weiter!" zu gebieten scheint?

Es geschieht dies, um es kurz zu sagen, aus Angst vor der Sozialdemokratie. „Hier seht ihr die Folgen, wenn Wissenschaft und Bildung in die weitesten Kreise des Volkes eindringen! Unbotmäßige, begehrliche Massen, die mit Umsturz und Revolution drohen: das sind die Früchte moderner Aufklärung. Wie viel leichter sind doch die gläubigen Gemüter zu regieren, die unter der Leitung von Kirche und Geistlichkeit stehen: das sind die wahren Stützen von Staat und Gesellschaft."

Solche sind etwa die Erwägungen, welche in den leitenden Kreisen vorherrschen und welche selbst vielen einstigen Anhängern des geistigen und politischen Liberalismus so einleuchtend scheinen, daß sie scheu ihre freisinnigen Ansichten zurückhalten und im Volke allenthalben den „Glauben" zu erhalten und zu fördern streben. Allein, abgesehen davon, daß solch charakterloses, scheinheiliges Gebahren den aufrichtigen Deutschen mit Abscheu und Ekel erfüllen muß, ist es nicht auch eine kurzsichtige Selbsttäuschung, zu wähnen, in einem Zeitalter, wo alles auf Denken und Wissen hinweist, wo das diesseitige Leben und Treiben den modernen Menschen, auch den einfachsten, unaufhaltsam in seinen Wirbel reißt, künstlich frommen Glauben und naive Jenseitshoffnung aufrechthalten und verbreiten zu können? Ist es nicht ein ebenso schmähliches als aussichtsloses Unternehmen, anderen einen Glauben beibringen zu wollen, den man selbst nicht teilt, Staat und Gesellschaft, Leben und Sittlichkeit auf Anschauungen zu stützen, die heutzutage jedes Kind, das in der Geographie die Stellung der Erde im Weltall begriffen hat, als unrichtige durchschauen muß?

Nein — mögen unsere Staatslenker und unsere Gebildeten vor dieser Thatsache die Augen nicht verschließen — rückwärts können wir nicht mehr; wir können unsere Kultur und Wissenschaft nicht so weit vernichten, daß alle modernen Menschen in mittelalterlicher Geistesbeschränktheit mit kindlichem Glauben sich begnügten; wir können die selbständig gewordenen und nach Selbstbestimmung verlangenden Persönlichkeiten nicht wieder zu blindem Gehorsam gegen geistliche und weltliche Bevormundung zwingen.

Es bleibt nichts anderes übrig, als noch einen Schritt weiter zu gehen. Versuchen wir es, der Wissenschaft und der Vernunft auch die Leitung unseres privaten und öffentlichen Lebens anzuvertrauen!

Sollte die Wissenschaft, die uns gelehrt hat, dem Boden unerschöpfliche Fruchtbarkeit zu verleihen, nicht auch die Völker zu dauernder Lebenserhaltung befähigen? Sollte die Vernunft, welche den modernen Menschen in so staunenswertem Maße zur Beherrschung der äußeren Natur befähigt hat, ihn nicht auch in den Stand setzen, seine eigene Natur zu beherrschen und zu leiten?

Versuchen wir es einmal, unsere Kinder in wissenschaftlicher Gesundheitslehre zu unterrichten, und die meisten Erscheinungen toller unvernünftiger Selbstvernichtung durch unrichtige und unsittliche Lebensweise werden verschwinden. Versuchen wir es einmal, der heranwachsenden Generation in einem wissenschaftlichen Moralunterricht die Sittengebote als die unerläßlichen Bedingungen der Erhaltung der Einzelnen und der Völker, als die notwendigen Voraussetzungen aller nationalen und humanen Kultur in Geist und Gemüt einzuprägen — und sie werden als Männer und Frauen gegen die einbrechende Entartung und Entsittlichung anzu-

Digitized by Google

kämpfen wissen und streben. Versuchen wir es einmal, unsere Jugend über ihre bürgerlichen Rechte und Pflichten, über die geltenden Gesetze, über die Aufgabe und Bedeutung des Staates zu unterrichten, suchen wir Liebe und Verständnis für das irdische Vaterland zu wecken und zu pflegen — und allen staatsfeindlichen, unvernünftigen und unsittlichen Umsturzbestrebungen wird der Boden für immer entzogen sein; politisch gebildete Staatsbürger werden nicht den Lockungen und Täuschungen weltlicher und geistlicher Demagogen haltlos verfallen.

Allein anstatt den bürgerlichen und den Sittengesetzen in der Einsicht und dem Gewissen der künftigen Bürger einen unerschütterlichen Halt zu verleihen, anstatt die modernen Menschen zu Vernunft, Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung, zur Achtung ihrer selbst und des Nächsten, zu Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung zu erziehen, überläßt man die ganze sittliche Erziehung unseres Volkes ausschließlich den Kirchen, kleidet die Sittengesetze an unverständliche Dogmen und wundert sich dann, daß mit der unvermeidlichen Verwerfung solcher Dogmen und naiven Jenseitsvorstellungen auch die damit verknüpften Sittengesetze als willkürliche Satzungen, als bloßer Pfaffentrug beiseite geschoben werden.

Welcher gebildete Mensch möchte heutzutage daran zweifeln, daß es der modernen Wissenschaft gelingen werde, Antwort zu geben auf die Kardinalfrage alles Einzel- und Völkerlebens: „wie haben die Einzelnen und die Völker ihr Leben zu ordnen, um nicht bloß sich dauernd zu erhalten, sondern auch in allseitiger, besonders aber in geistig-sittlicher Kultur fortzuschreiten?“ Und sollte die moderne Pädagogik nicht im stande sein, die geeigneten Methoden zu finden, um diese Lebenswahrheiten und Lebensgesetze in Geist und Gemüt der Jugend einzuprägen, das Wissen in Können, das Denken in Wollen und Handeln umzusetzen?

Also hinweg mit dieser blöden Furcht vor der Sozialdemokratie, welche im heutigen Deutschland allen geistigen und politischen Fortschritt lähmt! Die sozialdemokratischen Lehren sind schon längst wissenschaftlich überwunden; daher wagen auch die Führer nicht mehr, mit einem ausführlichen Programm ihrer Zukunftsgesellschaft an das Licht öffentlich-wissenschaftlicher Erörterung hervorzutreten.

Tragen wir dafür Sorge, die Sozialdemokratie auch sittlich zu überwinden durch Beseitigung zahlreicher Mißstände und Ungerechtigkeiten, welche eine ethisch berechtigte Kritik herausfordern, durch Verbreitung echt sozialer und nationaler Gesinnung, durch allseitige politische Bildung und opferwilliges, gemeinnütziges Verhalten, durch Weckung einer praktisch-ethischen Lebensauffassung[1]), welche in der Erhaltung und Veredlung der Völker durch größte Tüchtigkeit und höchste Sittlichkeit der größten Zahl von Individuen die wahre Aufgabe des Einzel- und des Völkerlebens erblickt. Zu solchem Ziele werden Vernunft und Wissenschaft den modernen Menschen und die heutige Gesellschaft sicherer führen als eine Kirche, die nur Himmelsbürger und gehorsame Anhänger der eigenen Autorität zu erziehen wünscht. Und wahrlich, ein starkes, gerechtes und freies Staatswesen, das auf die Mitwirkung sittlich und politisch gebildeter, einsichtsvoller und national gesinnter Bürger zählen kann, braucht sich vor keiner radikalen wissenschaftlichen Theorie zu fürchten. Wenn es sich bemüht, die Zeit zu verstehen und auf gerechte und maßvolle Weise die mit den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen erwachsenden neuen Aufgaben zu lösen, wird es als ein Fels im Meer allen Wellenschlägen von links und rechts trotzen und die Nation unverrückt zur Erfüllung ihrer menschlich-sittlichen Bestimmung führen können. —

---

[1]) Anm. Der Verfasser dieses Artikels hat in seinem eben erschienenen Werke (Unald, Moderne Lebensanschauung, Leipzig, S. Hirzel 1896) eine wissenschaftliche Grundlegung zu einer nationalen und idealen Sittenlehre zu geben versucht. —

Streiflichter.

Menschenschutz. Mit tiefem Schmerz muß es jeden ernsten Menschenfreund erfüllen, zu sehen, daß in unserem vielgerühmten Jahrhundert, während die Behörden verhöten, daß jemand ein Thier in grausamer Weise mißhandelt, schutzlose Menschenkinder allen nur erdenklichen Verführungen und Versuchungen ausgesetzt bleiben und körperlich und sittlich verkommen können, ohne daß dagegen eingeschritten und der Schuldige zur Rechenschaft gezogen würde.

In den letzten Jahren haben sich die Schaustellungen von Angehörigen exotischer Völker in den europäischen Hauptstädten außerordentlich vermehrt. So belehrend solche Veranstaltungen für wißbegierige Besucher sein mögen, so verderblich sind sie ohne Zweifel für das geistige und sittliche Wohl der zur Schau Gestellten, die mit den Schattenseiten unserer Kultur bekannt werden und nach ihrer Rückkehr in die Heimat einen höchst nachteiligen Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausüben. Übrigens sind dergleichen Vorführungen nicht einmal immer bestimmt, der Belehrung des Publikums zu dienen. Schon der Umstand, daß die in unseren Großstädten gezeigten exotischen Truppen seit einiger Zeit meist aus Angehörigen des weiblichen Geschlechts bestehen, spricht dafür, daß die Unternehmer auf die niedrigsten Instinkte der Massen spekulieren. Da wurde mit Riesenlettern das Auftreten der „Amazonen des Königs von Dahome“, dann das von „32 Mädchen vom andern Ende der Welt“ angezeigt und jetzt kündet man wieder die bevorstehende Ankunft der „Töchter der Wüste Sahara“ an.

In den letzten Wochen war es dem Publikum möglich, einmal einen Blick hinter die Kulissen derartiger Schaustellungen zu thun. Tagtäglich hatte die Tagespresse Ursache, sich mit den im Berliner Passage-Panoptikum auftretenden Samoanerinnen zu beschäftigen. Die aus etwa 25 Mitgliedern bestehende Truppe (darunter nur drei Männer!) hat ihrem Impresario, einem Deutschen von Geburt, der früher Polizeichef in der samoanischen Hauptstadt Apia war, ein nettes Sümmchen eingebracht. Behauptet doch die Direktion des Berliner Passage-Panoptikums, für die insgesamt etwa fünf Monate dauernden Vorführungen der Samoanerinnen in ihrem Institut nicht weniger als 50,000 Mark an den Impresario gezahlt zu haben! Bedenkt man, daß die Truppe seit dem 15. September 1895 in Europa weilt und bisher in mehr als zwei Dutzend Großstädten Deutschlands, Dänemarks, Schwedens, Norwegens und Rußlands aufgetreten ist, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie einträglich das „Geschäft“ dieses Herrn sein muß. Und dabei scheint es noch zweifelhaft zu sein, ob den unglücklichen Geschöpfen das ihnen von ihrem Führer zugesicherte, kärglich genug bemessene Honorar ausgezahlt worden ist. Der „frühere Polizeichef von Apia“ behauptet zwar in einer Rechtfertigung, daß seinen Leuten die ihnen zustehenden Bezüge auf Heller und Pfennig ausgehändigt worden seien; in einer anderen Zuschrift an die Presse, giebt er aber selbst zu, „Strafgelder“ in Abzug gebracht zu haben. Der Impresario rühmt sich auch seiner Fürsorge für das leibliche und moralische Wohl seiner Schutzbefohlenen. Da muß es einigermaßen befremden, daß er bei seinen außerordentlich hohen Einnahmen erwiesenermaßen nicht dafür gesorgt hat, daß den Mädchen ab und zu unter angemessener Führung der Genuß der frischen Luft ermöglicht wurde. Wird doch jeder Verbrecher regelmäßig auf dem Gefängnishof spazieren geführt! Oder was haben die armen Fremdlinge verbrochen, daß man sie, die sich in ihrer Heimat fast beständig im Freien aufhalten, in diesem Punkte schlimmer behandelt als die ärgsten Verbrecher? Auch die von dem Impresario für die Wiederergreifung der Mädchen ausgesetzte Belohnung von 20 Mark zeugt nicht von all zu großer Fürsorge für deren Wohl. Ebenso muß es befremdlich erscheinen, daß die Unterbringung der Leute in Räumen erfolgte, die nachgewiesenermaßen unzureichend waren und sogar noch zum Trocknen von Wäsche benutzt sein sollen, obgleich die Direktion des Passage-Panoptikums bessere Räume zur Verfügung gestellt haben will. Im März litten die meisten, wo nicht alle Mitglieder der Truppe hochgradig an Husten und Heiserkeit. Dennoch mußten sie täglich acht Vorstellungen geben, das heißt tanzen und singen. Vielen Besuchern waren die Hustenanfälle, die sich nach jedem gesungenen Liede vernehmen ließen, unerträglich.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß in der letzten Woche zu wiederholten Malen Samoanerinnen ihrem Impresario entlaufen sind. Zwei davon suchten in der Wohnung einer Kostümiererin des Passage-Panoptikums Zuflucht, zwei andere, wie berichtet wird, in einer achtbaren Berliner Familie, und zwei weitere fielen bedauerlicher Weise einem Lebemann in die Hände, der sich ihre Unerfahrenheit zunutze gemacht zu haben scheint. Vier von den zuerst entwichenen, dann aber ihrem Impresario zurückgebrachten Mädchen sind wenige Tage darauf zum zweiten Male in Begleitung eines fünften weiblichen Mitgliedes der Truppe flüchtig geworden. Diese fünf Mädchen sind in Berlin geblieben, während der Impresario mit dem Rest der Truppe nach Wien gereist ist. Was soll aus den bejammernswerten Geschöpfen werden? Für jeden, der die großstädtischen Zustände kennt, ist es so gut wie sicher, daß die mit den europäischen Verhältnissen vollständig unbekannten, der deutschen Sprache nicht mächtigen vierzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen elend zugrunde gehen müssen, wenn nicht einflußreiche Menschenfreunde sich der Ärmsten annehmen und für ihre sofortige Zurückbeförderung in ihre Heimat Sorge tragen.

Digitized by Google

Es wäre die Frage ernstlich zu erwägen, ob sich nicht Mittel und Wege finden lassen, ähnliche Vorkommnisse für die Folge unmöglich zu machen. K. Freimuad.

Zur Religionsfreiheit. Zu welcher Begeiffsverwirrung die konfessionelle Beglückungs- und Verstttlichungssucht gewisser Kreise führt, davon giebt ein Artikel der „Nordd. Allg. Zeitung" Zeugnis, der sich mit der Frage der Erziehung der Kinder aon Dissidenten beschäftigt. Wir lesen da: „Die Gründe, die für den Antrog Rickerts" (der in Wiederholung einer Falk'schen Bestimmung einfache Dispensation solcher Kinder oom schulmäßigen Religionsunterricht fordert) „angeführt werden, können sicherlich nicht als durchgreifend erachtet werden. Gewiß ist es ein unerfreulicher Umstand, wenn das Kind eines Dissidenten zu Haus über die Religion nur Spott und Hohn hört uad dodurch Gefahr läuft, daß die in dem Religionsunterricht gelegten guten Keime erstickt werden. Aber es wäre das Verkehrteste, um diesen Zwiespalt zu oermeiden, das Kind oom Religionsunterricht auszuschließen. . . Jemand, der vor schulpflichtigen Kindern die Religion aerhöhnt oder oerspottet, ist wahrlich nicht geeignet, der Erzieher seines Kindes zu sein, und die richtige Lösung des Zwiespaltes wäre vielleicht nach einer ganz anderen Richtung za suchen." Diese Richtung wird dann in einer späteren Notiz dahin bestimmt, daß „in der That einem solchen Menschen die Erziehung des Kindes entzogen werden sollte." Zwei ungeheuerliche logische Erschleichungen, die zu dem Resultat führen, den Dissidenten in Parallele mit Tennkendolden, Kupplern und Verbrechern seiner Menschenrechte zu entkleiden! Erstens: „Der Dissident — einem Manne, der aar schulpflichtigen Kindern die Religion verhöhnt und verspattet!" Hat die Nordd. Allg. Zeilung vielleicht einmal etwas oon religiöser Gewissensnol, oom Ernst einer schwer erkämpften Ueberzeugung gehört? Oder wird man heute Dissident, um staotliche Carriere zu machen? Und wenn sie uns mit dem sozialdemokratischen „Massenaastritt aus der Landeskirche" kommt (den auch wir nicht billigen), dann wolle sie uns nur die Frage beantworten: Wo ist die Wahrscheinlichkeit eigener fester Ueberzeugung größer, bei diesem, übrigens keineswegs zur Parteiforderung erhobenen, Austritt einiger Hunderte, oder bei dem jährlich nach Millionen zählenden Zwangs-Massenentritt in die Landeskirche, genannt Sacrament der Taufe? Ueberdies betonten die Motioe des Antrages Rickert nicht sowohl die Gefahr aon Spott und Hohn, sondern die Wahrscheinlichkeit, daß die Lehre der Eltern mit der des Lehrers in einen für dessen Autorität oerhängnisoollen Widerspruch gerate. Zweite logische Erschleichung: „Die im Religionsunterricht gelegten Keime sind gut." Gerade dies bestreitet aber der Dissident. Ohne das Recht des Gläubigen anzutasten, der in der entgegengesetzten Ueberzeugung seine Kinder in seinem Glauben erzieht, nimmt er dasselbe Recht der pädngogischen Ueberzeugung für sich in Anspruch. Oder soll ein unfehlbares Teibunal eingesetzt werden, das offiziell ohne Rücksicht auf Privatmeinungen bestimmt, wns gut und was schlecht ist? Endlich wie denken sich die Gesetzgeber der Nordd. Allg. Zeitung die Einleitung des Verfahreus auf Entziehung des Erziehuags-rechts praktisch? Wahrscheinlich sehr einfach: Die guten Nachbnen, der Lehrer, die Kinder werden aufgefordert, oon jeder gehässigen Äußerung des Inenlpaten sofort Notiz zu nehmen und wohl darauf zu achten, ob der Vater, wenn er seinem Sohn die biblische Geschichte, etwa oon Jokobs nächtlichen Ringen mit Gott oder der Erlistung der Erstgeburt, überhört, auch nicht die Grenzen einer erlaubten Kritik überschreite! Vielleicht schafft man auch aus den brauchbarsten Agenten der Gehrimpolizei eine Art ooa Familieninspektoren für Dissidenten nad Mattgläubige! Im Nedeuamt könnten sie ja Majestätsbeleidigungen sammeln. Wahrlich es ist schwer, gegenüber einer solchen Verblendung, die Sittlichkeit durch ein Dekalogensystem zu sichern sacht, nicht satirisch zu werden. — Epimetheus.

Bücherschau.

A. M. **Die Staatskirche and das Volkselend.** Pastorenbriefe. Zürich, Verlags-Magazin. 1897. 76 S. kl. 8°.

Der anonyme Verfasser knüpft an bas bekaante Telegramm bes Kaisers über die christlich-sozialen Pastoren einen nicht übel fingierten Briefwechsel zwischen einem älteren frommen protestantischen Geistlichen und einem für sozialpolitisches Wirken begeisterten jüngeren Amtsbruder. Es berührt angenehm, daß die Persönlichkeit des konseroativen Herrn in leiaer Weise karrikiert worden ist und offenbar das Bestreben desjaaden hat, einen ehrwürdigen laudator temporis aeti darzustellen. Ganz gelungen aber ist das dem Verfasser wohl nicht. Wie seine Briefe nur mit unoerhältnismäßiger Kürze den langatmigen Episteln seines Gegners gegenüber behandelt sind, so lassen sie auch eine gewisse Oberflächlichkeit des Denkens durchschimmern, die zwar nicht gewollt sein mag, aber doch vielen schlagfertigen Streitern lai Heere Christi Unrecht thut. Ein gläubiger und im Amt ergrauter Pastor hat doch wohl noch einige bessere Argumente für seine liebgewonnene und zur Herzenssache gewordene Lebensanschauung oorzubringen, als die aom Verfasser genannten und spielend van dem jungen Heißsporn abgethanen Gründe. Vor Allem würde er wahl aeben der Deckung mit der Autorität der Kirche, des Kaisers, den trivialen Bemerkungen über die Notwendigkeit der menschlichen Ungleichheit, die Unerforschlichkeit des Ratschlusses Gottes u. ä. den Begriff der Sünde ta den Vordergrund seiner Argumentolion und die Bekämpfung der Gewissensnot durch das Gnadeneonngelium (euer Bekämpfung des äußeren Volksetends an die Seite gestellt haben. Dngegen ist der sozialpolitische Enthusiast gut geschildert und seine Aasführungen ermnngeln weder der Wärme noch der Ueberzeugungskraft, wean wir auch nicht Alles unterschreiben können. So sind seine Bemerkungen über Religiosität und Frömmigkeit (p. 48): „Die Fr. trennt, die R. vereint", „die Fr. ist egoistisch, sie neigt oiel mehr zum Haß als zur Liebe", „die R. ist duldsam", genau das Widerspiel der aortrefflichen Ausführungen, in denen Prof Foerster das Verhältnis der Beiden (Mitteil. d. D. G. E. K. III, 3. Heft) zergliedert hat. Alles in Allem ein nicht ungeschicktes Pamphlet, das nur aoch ein wenig gerechter zu sein brauchte, um auch bei den Freanden ethischer Wahrhaftigkeit Agitationskraft za entwickeln. — nz —

Dr. Emil Reich, **Volkstümliche Universitätsbewegung.** 5. Bändchea der „Züricher Reden". Bern, Steiger & Cie. 1897. kl. 8°. 36 S.

„Als am 1. Mai 1896 wie alljährlich der große Demonstrationszug der Arbeiterschaft durch die Stadl zog, da brauchte die Wiener hohe Schule nicht wie manches andere öffentliche Gebäude durch starke Polizeiabteilungen geschützt zu werden. So longe der endlose Zug an diesem Prnchtbau oorbeidefilierte, erscholl ununterbrochen aus ziel tausend Kehlen der Ruf: Hoch die Unioersität! Hoch die Wissenschaft! Mögen bold nlle deutschen Hochschulen dem Proletariat edenso beliebt werden, nls es die Wiener Unioersität seit Einrichtung ihrer aolkstümlichen Kurse ist" (p. 32.) Der Leser erfährt aber aus dem Vortrage unseres ethischen Freundes nicht nue oon kompetentester Seite über den Erfolg der Wiener Unioersitätsausdehnung, sondeen erhält auch eine gute Zusammenstellung aller ähnlichen in England, Amerika, Australien, Belgien, Slandinaoien, Dänemark u. s. w. bereits aarhnndenen Institutionen. Dr. Reich ist Vertreter des Grundsatzes: Hochschulunterricht nur durch Hochschullehrer, und tritt für Staatssubaention der Kurse ein. — uz —

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Die faziale Frage im Lichte der Philosaphie. Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte Von Dr. Ludwig Stein, Ord. Prof. der Philosophie an der Uniaersität Bern. Stuttgart, Verlag aan Ferd. Enke.

Die Arbeiterfrage. Eine Einführung. Von Dr. Heineich Herkner, Ord. Prof. der Volkswirtschaftslehre an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Zweite, oöllig umgearbeitete nnd stark oermehrte Auflnge. Berlin, J. Guttentag's Verlag.

Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Von Dr. med. Wilh. Stern, prakt. Arzt in Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler.

Kant's Ästhetik. Geschichte. Kritisch-erläuternde Darstellung. Einheit oon Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntniswert. Von Dr. Johann Goldfriedrich. Leipzig, Verlag oon Otto Weber.

Eduard Lord Herbert von Cherbury. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des Psychologismus und der Religionsphilosophie. Von Dr. C. Gütter, Privotdozent an der Uniaersität München. München, C. H. Beck'scher Verlag.

Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Herausgegeben aan Christian Meyer. Mit 4 Porträt-Tafeln. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Schweizer Freiheit — Deutsche Reaktion! Von Ferd. Heigl, Züeich. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.

Das Recht der Frau nach dem bürgerlichea Gesetzbuch. Dargestellt für die Frauen von Hermann Jastrow, Amtsgerichtsrat. Berlin, Verlag von Otto Liebmann.

Elsbeth Meyer-Förster. Meine Geschichtea. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Herausgegebea aon Signe Rink. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Kosmodieee. Von Anton Ölzelt-Newin. Leipzig und Wien, Verlag. von Franz Deuticke.

Die Konfektions-Judastrie und ihre Arbeiter. Darlegung und Kritik der Erhebungen der Reichskommission für Arbeiterstatistik und der Gesetzgebung. Von Johannes Timm. Flensburg, Verlag aon Fr. Holzhäuser.

Die Verjüagung des Liberalismus. Ein Beitrag zur Beleuchtung der inneren deutschen Politik. Von Dr. Martin Berendt. Berlin, Verlag von Leopold Zoltk.

Deutsche Nationalfeste. Mittheilungen und Schriften des Ausschusses, Heft 2 oom 15. Mai 1897. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W. Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion aerantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder in Berlin.
Deuck: W. Siedenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Moritz von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hoffen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegantester Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.—. Höchst eleg. geb. M. 7.50

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

„Deutscher Rundschau." Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

„Berliner Tageblatt." Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch.

„Über Land und Meer." Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein.

„Nation." Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe.

„Neue Freie Presse." Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die Elitesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen.

„Berliner Börsen-Courier." Seiten haben wir einem stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wie noch oft zurückkehren werden.

Marie Ebner-Eschenbach.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Die Diakonissin.

Probebild aus: „Die Berlinerin".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse wie uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte den Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: Gewiß charakterisiert vielen nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von Schlegel-Tieck, herausgegeben von W. Oechelhäuser. 1 Band von 941 Seiten Lex.-8°. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis eleg. gebunden **nur 3 Mark.**

Prediger-Gesuch.

Die **Deutschkatholische (Freireligiöse) Gemeinde**

Wiesbaden

sucht zum **1. Oktober d. J.** einen Prediger.

Theologen von entschieden freisinniger Weltanschauung wollen sich unter Einsendung von Zeugnisabschriften und Beschreibung ihres Lebenslaufes bei unserem Vorsitzenden Hrn. Architekt Ph. Schandl, event. melden. Jahresgehalt M. 3000 mit Pensionsanspruch.

Der Zeitellenrat.

Familien-Pension

Frl. **F. Beck** und Frl. **M. Bartelt.**

Berlin SW., Hallescherstr. 20.

Aufnahme für jede Freidenker. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wechselt. von 20 M. tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 Mark (auch weger à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

— Prospekte. —

Verlag von **Carl Duncker** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Eine

Ethik des Geschlechtslebens

von **G. Crusius.**

Mit einem Vorworte von Eduard August Schroeder.

Preis **1 Mk. 20 Pfg.** (Zusendung postfrei).

„Diese Broschüre, die mit einem Vorworte von Ed. Aug. Schroeder versehen ist, dürfte berechtigtes Aufsehen in Interessentenkreisen, d. h. in diesem Fall in gebildeten Kreisen erregen. Sie geht freilich so weit in ihren Forderungen, daß unsere Generation deren Erfüllung nicht erleben wird. Aber das sollte Niemanden daran hindern, das Büchlein kennen zu lernen; daß es auch eine vollständige Umwälzung der Frauenfrage bedeutet, sei aus dem Inhalte verraten." (Neue Bad. Landesztg. 1897 Nr. 280).

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. R. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 25 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Dr. Emil Reich, Die Kunst und das Volk. 26 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Prorrktor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Adalbert von Hanstein, Der Vicar. Novelle in Versen.

Ein Bändchen. Min.-Format, elegantester und gediegenster Ausstattung. Sehr geschmackvoll gebd. M. 1.—.

Eine markige, tief ergreifende Episode aus dem Leben eines katholischen Priesters, die durch die Wucht der Handlung und den Schwung der Verse bei wiederholten Rezitationen bereits solchen Ruf gewonnen hat, daß wir durch die Ausgabe in Buchform einem vielfach ausgesprochenen Wunsche genügen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2889.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 17. Juli 1897. | Nr. 29.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte dazu wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortan nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Insertions-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Juli 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Junge Liebe.

Novellen von **Karl Emil Franzos.**

Vierte vermehrte Auflage.

Inhalt: Die braune Rosa. Die Hexe. Die Vettern von Brandenegg.

Ein Band. Miniatur-Ausg. Geh. M. 3. Eleg. geb. M. 4.

„Deutsches Litteraturblatt": (H. Keck). Unzweifelhaft hat sich Franzos schon früher als sehr bedeutendes, eigenartiges Talent erwiesen. Aber dennoch sind wir überrascht durch die vorliegenden Novellen, deren Aufbau, Stil und Plastik geradezu von Meisterschaft zeugt. Wie behandelt, wie der Titel andeutet, das nicht ganz ungewöhnliche Thema der ersten, wahren Jugendliebe mit ihrer Lust und ihrem Leid. Aber die Erfindung ist in origineller, die Darstellung so fesselnd, daß wir meinen etwas durchaus Neues und Eigenartiges geleseu zu haben. Zwei der Novellen sind von tief tragischer Wirkung, aber die erschütternde Gewalt derselben wird in wohlthuender Weise gemildert durch den feinen Kunstgriff, daß der Dichter nicht selbst erzählt, sondern ältere Männer sprechen läßt über die für ihr Leben entscheidenden Jugend-Illusionen. Daher kommt es, daß wir der Erzählung von vornherein in der Überzeugung folgen, daß die tragische Katastrophe nicht zur Vernichtung, sondern zur Reinigung und Erhebung führt, und unsere Stimmung ist mit derjenigen zu vergleichen, die uns umfängt, wenn wir nach einem schweren Gewitter im Westen schon ein Stückchen Abendrot sehen, während im Osten noch der ferne Donner grollt.

„Westermanns Monatshefte": Der „Junge Liebe" hat mit „Halb-Asien" gar nichts zu thun: ihre Wurzeln sprechen und blühen aus christlich germanischem Boden hervor. Sie zeigen somit das Talent des Autors von einer neuen und zwar nicht minder vorteilhaften Seite. Die „braune Rosa" ist eine Variation des nie versagenden und nie ausgeschöpften Themas der Schlittenliebe, die „Vettern von Brandenegg" ergreifen durch die erschütternde Lebenswahrheit, die der Dichter in die einfachste Darstellung zu kleiden verstanden hat.

„Nation" (Leipzig): Mild, edelschön und rein menschlich sind die Probleme und Gestalten, ohne deshalb minder interessant zu sein. Und was vollends den Reiz der Diktion betrifft, so hat Franzos trotz aller Meisterschaft der Sprache sicherlich bisher nichts geschrieben, was an die vornehme Sprache dieser Geschichten heranreicht. Es sind Kunstwerke im edelsten Sinne des Wortes. Welcher der Geschichten der Preis gebührt, ist schwer zu entscheiden. „Junge Liebe" gehört nicht zu den Büchern, welche ihren Reiz nach einmaliger Lektüre verlieren, und wenn einem modernen Novellenbuche, so ist es diesem zu gönnen, daß es nicht bloß Leser, sondern auch Käufer finde.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Kampf ums Recht.

Roman von **Karl Emil Franzos.**

Dritte Auflage. ⊛ Zwei starke Bände. ⊛ Groß-Oktav.

Geheftet M. 10, Eleg. geb. M. 12.

Paul Heyse schreibt im „Neuen Deutschen Novellenschatz": „Einen großen Wurf hat Franzos mit dem Roman „Ein Kampf ums Recht" gethan, einem Epos in Prosa von der erschütterndsten ethischen Gewalt. Niemals ist die Kohlhaas-Idee zu mächtigerer Entwicklung gelangt, unterstützt von einem der großartigsten landschaftlichen und Kulturhintergründe, die sich überhaupt denken lassen."

W. E. Gladstone, der große englische Staatsmann und Schriftsteller, der eine Übersetzung des Werkes in England eingeführt hat, schreibt: „Der Held des Buches ist eine Charakterzeichnung, eingegeben von einer ganz ungewöhnlichen Kühnheit und Kraft des Strebens. Der Roman gleicht einem Gemälde, das von Licht und Luft strotzt. Ein Dichter, wie dieser, eröffnet und erfrischt die tiefsten und innersten Quellen unserer Natur."

Rudolf von Ihering urteilt in seinem „Kampf ums Recht": „Die Dichtung bildet ein würdiges Seitenstück zu Michael Kohlhaas von Kleist. Ein Seelengemälde von einer Wahrheit und erschütternden Kraft, daß Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Ludwig Fulda („Nation"): Eine litterarische That im vollen Sinne des Worts, eine Tragödie ergreifendster Art. Die Darstellung ist meisterhaft; eine bedeutende Idee ist fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen."

Johannes Scherr („Gegenwart"): „Nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Urteilsfähige dürften nicht anstehen, in dem Helden dieses Romans eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit durch eine Dichterfeder ins Leben gerufen wurden. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt und mit bewundernswerter Energie gelöst hat, war, die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüt aufzuzeigen."

Neue freie Presse: „Schon die Form berechtigt, das Buch den hervorragendsten Kunstwerken der Gegenwart beizuzählen, noch mehr das Problem."

Illustrierte Frauen-Zeitung: „Welche gewaltige Natur! Welche gewaltigen Menschen! Belebt durch eine hochdramatische Handlung gewährt der Roman eine so anziehende Lektüre, wie kaum ein anderes Werk unserer neuen belletristischen Literatur bietet."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1888 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Joseph Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Adolf Friedrich Graf von Schack, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— unverändert.

Berlin, im Juli 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2859.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 17. Juli 1897. | Nr. 29.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der Kaiser und das Volk. Von Dr. A. Penzig — Was heißt „Soziale Religion"? Von Prof. Ludw. Stein. — Schuggedanken und Schuggefühle. Von K. Erdmann — Nationalökonomische Ideen. Von Dr. L. Kapenstein. — Vermischtes. — Bücherschau.

Der Kaiser und das Volk.

Von Dr. A. Penzig (Charlottenburg).

Vor mir liegt eine kleine Broschüre von Dr. Bruno Wagener in Hamburg, betitelt: „Kaiser, höre die Wahrheit!" Ein offener Brief an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., (Leipzig, W. Friedrich 1897). So jung dieselbe ist, hat sie doch schon ihre Schicksale gehabt, Schicksale, die ihr die Beachtung aller für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit Eintretenden sichern müssen. Daß das Schriftchen 14 Tage nach seinem ersten Erscheinen der Beschlagnahme durch die Breslauer Staatsanwaltschaft verfiel, daß im März d. J. gegen den Verfasser und Verleger die Hauptverhandlung vor der ersten Strafkammer des Landgerichts zu Breslau wegen Majestätsbeleidigung stattfand, daß der Gerichtshof entgegen dem Antrage des Staatsanwalts, der 8 Monate Gefängnis beantragt hatte, in der Schrift weder objektiv noch subjektiv den Thatbestand der Majestätsbeleidigung finden konnte und die Angeklagten völlig freisprach, daß endlich Ende Mai vom Reichsgericht das von der Staatsanwaltschaft auf dolus eventualis gestützte Revisionsbegehren endgiltig zurückgewiesen wurde — das alles würde heutzutage noch keinen Anspruch auf besondere Beachtung begründen; ist doch der Eifer der Anklagebehörde gegen vermeintliche Preßsünder ebenso bekannt, wie die Thatsache, daß es noch immer Gerichtshöfe giebt, die objektiv das Recht zu finden bemüht sind. Aber der offene Brief, der von einem verschlossenen Schreiben des Verfassers, direkt an Se. Majestät gerichtet, begleitet war, ist niemals in die Hände des Adressaten gelangt. Noch mehr: ein Beamter der Hamburger Polizei, der allerdings auf eigene Gefahr gehandelt zu haben scheint und von der Hamburger Polizeibehörde desavouirt worden ist, hat den Verfasser, indem er die durch einen „guten Freund" im Geh. Zivilkabinet des Kaisers erlangte Kenntnis des verschlossen gewesenen Briefes verriet, über den besten Weg belehrt, wie die Stimme des Einzelnen an den Kaiser gelangen könne. Danach öffne das Geh. Zivilkabinet die aus Deutschland direkt an den Kaiser gerichteten Briefe und lege die nicht zur Vorlage geeigneten einfach ad acta. Ein Brief, der direkt in die Hände des Kaisers kommen solle, müsse — so hätte der „gute Freund" im Zivilkabinet gesagt — über England oder Amerika gehen und auf der Rückseite als Absender den Namen etwa des Herrn Poultney Bigelow oder einen der englischen Verwandten des Kaisers tragen, womöglich mit beigedrucktem Siegel. Das Zivilkabinet hat (nach der Vorrede S. 8) auf wiederholte deutliche Anfragen an Herrn v. Lucanus über diese Angelegenheit nichts geantwortet. — Nur wenige Zeitungen haben sich bisher, wie es scheint, mit dieser das größte Aufsehen herausfordernden Angelegenheit beschäftigt, sei es nun, daß sie aus prinzipiellen Gründen die Anrufung des Staatsoberhauptes zur aktiven persönlichen Mitwirkung bei der Staatsverwaltung nicht billigen oder daß ihnen der Inhalt der in der Form durchaus maßvollen, aber in der Sache sehr aufrichtigen Broschüre nicht durchweg zusagte. Man braucht indessen keineswegs ein Freund der veralteten patriarchalischen Regierungsmethode zu sein oder den Einfluß des konstitutionellen Fürsten auf die Regierung über das verfassungsmäßige Maß zu schätzen und man könnte von dem Inhalte der Schrift (die wir persönlich als ein mannhaftes und offenes Wort eines Patrioten bei der heute herrschenden Leisetreterei dringend empfehlen) ganz absehen, um doch mit schwerer Sorge zu empfinden, daß hier eine künstliche Scheidewand zwischen Kaiser und Volk aufgerichtet scheint, wie sie in normalen, auch konstitutionellen, Verhältnissen nicht bestehen dürfte, daß es, trotz aller Berechtigung einer Entlastung des Herrschers von Tausenden zudringlicher Wünsche, nicht normal ist, wenn der Schein erweckt wird, als ob Ausländer eher das Ohr desselben hätten, als Staatsbürger, und wenn der Weg vom falsch unterrichteten Kaiser an den besser zu unterrichtenden ungebührlich erschwert und in künstliches Dunkel gehüllt ist. Andererseits wird sich jedem Vaterlandsfreunde, der mit den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, rechnet, von Neuem der Gedanke aufdrängen, welche schwere Bürde das Kaisertum seinem Träger auferlegt und mit welcher Vorsicht, im Gegensatz zu den alles besser wissenden Stammtischpolitikern, alle direkt auf das Eingreifen des Staatsoberhauptes zurückzuführenden Regierungshandlungen zu beurteilen sind, wenn sich die Quellen, aus denen der Fürst seine Information über die Volkswünsche schöpft, fast ganz unserem Gesichtskreis entziehen. —

Kein verständiger Mann wird dem Kaiser zumuten wollen, was selbst dem Leiter eines größeren Geschäftshauses unmöglich ist, alle die wahrscheinlich Hunderte von täglichen Zuschriften verschiedensten Inhalts, von der einfachen Bittschrift bis zu dem von Sorge für das Staatswohl diktierten politischen Elaborat, selbst zu lesen. Ebenso darf ohne Weiteres angenommen werden, daß die Herren im Zivilkabinet selbstverständlich das besondere Vertrauen des Kaisers genießen und ihr verantwortungsvolles Amt ihrer eigenen Ueberzeugung nach im Sinne ihres Auftraggebers und zum Besten des Ganzen verwalten. Nun haben wir weiterhin für die Aeußerung der Wünsche des Volkes oder doch gewisser Mehrheiten desselben verfassungsmäßige Organe, die Volksvertretungen, und daß der Kaiser ihnen, sowie auch der in der Presse, soweit sie ihm nach eigenem Wunsch zugänglich wird, wiedergegebenen Volks-

stimme gegenüber nicht völlig unempfindlich ist, hat er zu mehreren Malen bewiesen. Welche Mängel diesen Institutionen noch anhaften, ist bekannt und hier überflüssig zu erörtern; zugegeben sei sogar, daß wenigstens bei der Reichstagswahl die Schuld für die Zusammensetzung der obersten Volksrepräsentation vorwiegend beim Volke selbst liegt. Wenn also dieses Organ nicht den vollen, tiefen, durchdringenden Klang eines mächtigen Volkswillens wiedergibt, sondern in der Regel die mißtönende Disharmonie verschieden abgestimmter Interessengruppen-Klänge, so darf man von der Regierung nicht die übermenschliche Hellhörigkeit verlangen, aus dem wüsten Geräusch gerade den richtigen Leitton und Grundbaß heraus zu finden. Daß andrerseits die von der Krone ernannten Minister aus dem Milieu des hohen Adels oder der Bureaukratie nicht die besten Leiter für den elektrischen Strom des tief unter ihnen befindlichen Volkswillens darstellen, daß allzuviel Isolatoren zwischen dem einfachen Arbeiter und der Excellenz eingeschaltet sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber selbst wenn der jedesmalige Reichstag ein treues Spiegelbild der in großen Volkskreisen vorherrschenden Stimmungen und Wünsche gäbe, wenn auch die Presse, trotz aller Verschiedenheit der Einzelauffassungen, als Sprachrohr eines, nach dem Paralleltogramm der Kräfte zu ermittelnden, Volkswillens gelten dürfte, es fehlte doch noch immer etwas. Fortschritte werden stets nur von Einzelnen gemacht, die als Pioniere einer neuen Anschauung den Weg bahnen, den Jahrzehnte später erst die große Menge betritt. Allerdings entscheidet erst die Zukunft, ob eine Idee wirklich das felsenfeste Vertrauen ihres Vertreters rechtfertigt, oder ob sie eben nur eine — fixe Idee gewesen. In der Regel nun wird man auch die Apostel einer solchen neuen Wahrheit mit Recht zunächst auf den üblichen Weg verweisen dürfen, dieselbe zu verbreiten, und falls sie eine politische ist, sie auf dem geordneten Instanzenzug zuerst den Ratgebern der Krone vorzulegen. Sind es doch diese, die selbst bei Immediateingaben wahrscheinlich vom Herrscher selbst vorerst mit einer genaueren Prüfung des Gegenstandes betraut werden müßten. Aber es ist in der That der Fall denkbar, ja sogar bei der Entfremdung eines ohne Mitwirkung der Volksvertretung ernannten Ministeriums von der Volksstimmung nicht einmal selten, daß es durchaus im öffentlichen Interesse wäre, wenn dem Staatsoberhaupt unmittelbar, ohne die durchsiebende Auslese verschiedener Körperschaften, eine Mitteilung gemacht werden könnte. Daß dieses Bedürfnis auch vom Fürsten selbst als solches oft empfunden worden ist, dafür erübrigt es sich Beispiele anzuführen von Harun al Raschid bis zum großen Friedrich. Ja wir können noch näher an die Gegenwart herangehen. Die kgl. preußische Verordnung vom 27. Okt. 1810 (Gesetzsammlung 1810 S. 3.), die die Befugnisse des Kabinetsrates regelt und formell noch heute in Kraft steht, bestimmt ausdrücklich: „Alle Sachen gehen gerade zu Unserer Höchsteigenen Eröffnung an Uns." So zweifellos es nun ist, daß diese Bestimmung wörtlich so wenig mehr ausgeführt werden kann, als das Preußen nach dem Tilsiter Frieden noch dem Deutschen Reiche ähnelt, so ist doch niemals eine abweichende Bestimmung in der Gesetzsammlung publiziert worden. Ausgehen müßte sie natürlich von dem Monarchen selbst, und der Umstand, daß heute bereits für militärische und Marine-Angelegenheiten eigene Kabinette geschaffen sind, zeigt den Weg, auf dem man zu einer bei allseitig gutem Willen befriedigenden Lösung der Aufgabe gelangen könnte. Es müßte eine eigene Abteilung für politische objektive Berichterstattung im Zivilkabinet geschaffen werden, die im Auftrage des Kaisers alle Zusendungen politischen Inhalts, die für das Ohr und Auge desselben bestimmt wären, eröffnete, nur Pamphlete mit beleidigendem Inhalt oder unpassender Sprache auszuschließen berechtigt wäre und im Uebrigen über alle Eingänge, die selbstverständlich dem Monarchen zu eigner Einsicht zur Disposition gehalten würden, in direktem Vortrage objektiven Bericht zu erstatten hätte. Wenn einmal an dieser rein referierenden Thätigkeit festgehalten, andererseits regelmäßig der Ressortminister hinzugezogen und keine Entscheidung ohne sein Gutachten getroffen würde, so dürfte auch die Gefahr, an die jeder Politiker hier sofort denkt, sich vermeiden lassen, nämlich daß sich ein unverantwortliches Kabinetsministerium neben den verfassungsmäßigen Ratgebern der Krone daraus entwickelte. Der Verfasser der oben genannten Broschüre geht freilich noch weiter. Er tritt für einen aus dem Schoße der Volksvertretung selbst hervorgehenden Volksrat ein, zu dem jede Fraktion Vertrauensmänner entsenden müßte und der ohne Bindung an vorherige Parteibeschlüsse in Gegenwart des Ressortministers oder des Monarchen selbst die Macht der Gründe für und wider einen Gesetzesvorschlag erörtern sollte. Die Schwierigkeiten eines so weitgehenden Vorschlages liegen auf der Hand. Auch handelt es sich hier nur um die Erörterung des Weges, wie die politischen Wünsche auch nur eines Einzelnen aus dem Volke direkt zur Kenntnis des Staatsoberhauptes gelangen könnten. Vor allem müßte das Volk darum wissen, daß es einen solchen Weg giebt. Die z. T. rührenden, z. T. fast komisch anmutenden Versuche, bei Spazierfahrten u. dergl. eine Bittschrift, Abhandlung oder Ähnliches direkt in die Hände des — Adjutanten gelangen zu lassen, sprechen für dies Bedürfnis eine deutliche Sprache. Wir wollen nicht die Bedeutung der sogen. Immediatgesuche, an denen so häufig Ehre, Freiheit und Leben Einzelner hängt, herabsetzen, wenn wir meinen, daß ihre Erledigung durch das Zivilkabinet bei nur vereinzelter Einholung des obersten Spruches möglich ist. Wäre das deutsche Kaisertum nur Ornament, dann dürften auch getrost alle politischen Zuschriften denselben Weg, wie bisher, wandeln. Nun aber ist — gleichviel mit welchen Empfindungen der Einzelne die Thatsache aufnimmt — der jetzige Herrscher eine energische und selbstbewußte Persönlichkeit mit starken idealistischen Antrieben und einem aufrichtigen Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit seines Amtes. Als Kaiser und Führer der preußischen Stimmen im Bundesrate hat er in gewissem Umfange ein direktes Vetorecht in der Reichsgesetzgebung. Da heißt es wohl nicht zu viel verlangen, wenn der einzelne Bürger, dessen Wohl und Wehe so innig mit dieser Gesetzgebung zusammenhängt, auch außerhalb der verfassungsmäßigen Massenvertretung sich nach einer Gewähr dafür umschaut, in dringenden und außerordentlichen Fällen direkt an den Träger der obersten Regierungsgewalt herantreten zu dürfen und seine Meinung ehrerbietig, aber fest, vorzutragen. Solange Kaiser und Volk die beiden annähernd gleichberechtigten Faktoren der Gesetzgebung sind — und wir haben keinen Anlaß, darin jetzt eine Aenderung zu wünschen — soll das Volk auch wissen, wie es mit seinem Kaiser steht. Es ist unter jener Voraussetzung ein ungesunder Zustand, wenn Fürst und Volk nur gewissermaßen auf dem Grüßfuße mit einander verkehren. Zur Gesundung unserer Verhältnisse würde es sicherlich beitragen, wenn jeder Einzelne im Volk das Bewußtsein hätte, er dürfe als ehrlicher Freund des Wohles Deutschlands in besonderem Falle auch einmal, so zu sagen, Aug' in Aug' zu dem Staatsoberhaupt sprechen.

Klarheit muß vor allen Dingen geschaffen werden über den Geschäftsgang in diesen obersten Kreisen, dessen Geheimhaltung heute, nicht im Interesse des Ansehens der Krone, zu den abenteuerlichsten Gerüchten und Vermutungen Anlaß giebt. Wir wollen nur kurz an jenen soeben vor dem Reichsgericht beendeten Prozeß gegen den Privatsekretär Pfahl in Hannover erinnern, in dem der Königl. Staatsanwalt seinem äußersten Befremden darüber Ausdruck gab, daß es dem Angeklagten offenbar gelungen sein mußte, Begnadigungen in größerer Anzahl auf geheimnisvollem Wege durch das Zivilkabinet durchzusetzen. Wird selbst eine so ungeheuerliche Behauptung, wie die von jenem Umweg der Immediateingaben über England oder Amerika keiner offiziellen Widerlegung für wert erachtet, dann ist es kein Wunder, wenn

Digitized by Google

der Mann aus dem Volke vor dem undurchsichtigen Schleier, der ihm die Regierungsmaschinerie und die handelnden Personen verdeckt, eher von Mißtrauen erfaßt wird, als von jenem Vertrauen, das der Träger der Krone nicht nur von seinen ihm „durch Dick und Dünn folgenden Märlern", sondern von allen Bürgern erwartet.

Was heißt „soziale Religion"?

Von Prof. Ludwig Stein (Bern).

(Schluß.)

Und so erwächst denn den historischen Religionen zunächst die Aufgabe, greifbare Stadien in der physischen Höherbildung und intellektuellen wie moralischen Perfektionierung des Menschengeschlechts zu errichten, d. h. einleuchtendr Imperative unseres sozialen Verhaltens gegen unsere Mitmenschen zu kreieren. Sind die alten kirchlichen Imperative verblaßt und obsolet geworden, eben *weil* sie ihrem Hauptinhalte nach lebenverneinend waren, so besitzt das neue Ideal der Höherbildung des Typus Mensch Triebkraft und Plastizität genug, um daraus neue, auf wissenschaftliche Beweisführung gegründete Imperative abzuleiten. Wenn die Religionen uns erst aus der Statistik beweisen, wie tief die Solidarität schon in der heutigen Menschennatur wurzelt, wie ein räudiges Schaf schon eine ganze Heerde anzustecken vermag, d. h. wie *ein* hereditär Belasteter schon ganze Generationen verseuchen kann, und umgekehrt eine hochgestimmte, tiefsittliche Natur unter Umständen das ganze sittliche oder intellektuelle Niveau seiner Familie, seines sozialen Kreises, weiterhin seines Volkslums, endlich der gesamten gesitteten Menschheit heben kann, (man denke an Kant und Goethe, an Carlyle und Darwin), dann wird uns die Solidarität der menschlichen Gattung in so eindringlicher, unwidersprechlicher Weise zum Bewußtsein gebracht, daß sie uns in wenigen Generationen schon zum unverlierbaren Besitztum sich auswachsen könnte.

Je mehr aber das Durchschnittsindividuum das Produkt seines sozialen und ethischen Milieus ist, d. h. die Motivationen zu seinen Handlungen den Durchschnittsanschauungen seiner sozialen Umgebung entnimmt, um so durchgreifender muß die Hebung eben dieses sozialen Milieus zum nächsten Ausgangspunkte des von allen Warmherzigen, sozial Fühlenden herbeigesehnten Prozesses der religiösen Wiedergeburt genommen werden. Denn das Milieu ist und bleibt doch das Sprachrohr, durch welches die begnadeten Naturen sich ihren Mitmenschen mitteilen und ihre eigenen Ideengänge nach und nach auf ihr ganzes Zeitalter übertragen. Auch hier also eine Art Intermundium. Wie der Logos einst spiritualistisch und die Engelschaar symbolistisch zwischen Gott und Mensch, so steht jetzt das Milieu zwischen Individuum und menschlicher Gattung. Auf der einen Seite stellt auch das größte Individuum die Summe ererbter Geistigkeit aller vorangegangenen Geschlechter in sich dar, was es sittlich dazu nötigt, alle seine Mitmenschen an seiner Geistigkeit als einer allgemeinen Kulturerbschaft partizipieren zu lassen, auf der anderen aber drückt sich das Verhältnis von Wechselwirkung zwischen Individuum und Milieu darin aus, daß das große Individuum neue Motivationen schafft und auf dem Wege des sozialen Milieus seinen Mitmenschen suggeriert. Es hinterläßt also eine um die eigene Individualität bereicherte Erbschaft, welche zunächst seinem Milieu, in letzter Linie aber der ganzen menschlichen Gattung zu Gute kommt.

Die Religionen aber haben zuhöchst den schwer erarbeiteten, aufgehäuften Kulturschatz der Menschheit sorgsam zu hüten und an ihrem Teil zu mehren. Sie sind in erster Linie dazu befähigt und darum auch berufen, weil sie eine greifbarere Instanz, ein sichtbareres Stadium darstellen, als der universalistische Gedanke der allgemeinen Menschheitsliebe oder in den Höhen der Abstraktion schwebende ethischr Postulate. Wie der pflichtbewußte Familienvater zunächst in seinem Hause die Eltern- und Geschwisterliebe pflanzt, die sich allmälig bis zur Vaterlandsliebe ausweitet und sublimiert, somit den Umkreis der in Liebe Eingeschlossenen von wenigen Exemplaren auf viele Millionen Individuen ausdehnt, so soll der ideale Geistliche seine Konfession als Sprungbrett zur Universalität der Menschenliebe ansehen. Wie der Vatrr niemals geflissentlich Zwietracht unter seinen Kindern säen, sondern immer nur Eintracht herzustellen bemüht sein wird, so ist die religiöse Toleranz nicht bloß das neidenswerte Vorrecht, sondern geradezu die sozialphilosophische Existenzbedingung des Klerus. Das hohe Lied der Toleranz, das bereits die sophokleische „Antigone" in die ewig denkwürdigen Worte zusammengefaßt hat: „Nicht mitzuhassen, sondern nur mitzulieben bin ich da," sollte rin verweltlichter Klerus, wie wir dessen Aufgaben gezeichnet haben, in mächtigen Akkorden erklingen lassen. Wie er auf der einen Seite alle zentripetalen Kräfte (altruistischen Neigungen) der Menschennatur durch den wissenschaftlichen Nachweis der ökonomischen wie sittlichen Solidarität des Menschengeschlechts zu fördern und auf's Höchste zu steigern berufen ist, so muß er auf der anderen alle zentrifugalen Ueberlebsel in drr immer noch tierischen Menschennatur, ats dn sind Klassenhaß, Standesvorurteil, Rassenverachtung, Glaubensverfolgung, Nationaldünkel, kurzum alle *trennenden* Momente in der menschlichen Gesellschaft mit Stumpf und Stirl auszumerzen suchen. In dieser *negativen* Richtung seiner sozialen Mission, d. h. in der Ausrottung aller antisozialen Instinkte, kann der Klerus vielleicht noch wirksamer und erfolgreicher sich bethätigen, als in der positivrn. Denn das soziale Ethos unseres Zeitalters, das ungeachtet so ausgesprochen antisozialer Erscheinungen, wie der Antisemitismus z. B. sie darstellt, den Zug in's Universelle unverkennbar und unverlierbar an sich trägt (Weltsprache, Weltrecht, Weltreligion, Weltmoral als Reflexe des Weltverkehrs) kommt allen Bestrebungen, welche auf Ausrottung antisozialer Tendenzen abzirlen, auf halbem Wege entgegen.

Alles in allem lautet das einzige Postulat, welches wir auf Grund dieses neuen Menschheitsideals an einen verweltlichten Klerus stellen: *Aufklärung*. Die sozialen Tendenzen der Zeit, wie wir sie hier bloßgelegt haben, müssen rückhaltlos aufgedeckt und mit dem heiligen Begeisterungsfeuer der religiösen Ueberzeugung verkündet werden. Was *Schleiermacher* vor zwei Generationen vollbrachte, daß er die Religion bei den „Gebildeten unter ihren Verächtern" zu neuem Glanze erhoben hat, das muß jetzt, nachdem wir die Ergebnisse aller Sozialwissenschaften eingeheimst haben, von diesem neuen Standpunkt aus geschehen. Die *nationale* Religion mit einem Worte muß abgelöst werden von einer *sozialen* Religion!

Unter „sozialer Religion" verstehen wir nach allem Vorangegangenen negatio die allmälige Ueberwindung der lebensverneinenden buddhistischen Elemente innerhalb der historischen Religionen, welche die Daseinsfreude schwächen und die Lebensenergie lähmen, positio die bewußte und planmäßige, durch die Religionen einzuschärfende Unterordnung des Individuums unter die ewigen Interessen der menschlichen Gattung. Dienten die historischen Religionen bisher vornehmlich als Vermittlerinnen zwischen Individuum und Universum (Gott), so sollen sie in Hinkunft ihren Horizont verengern und die Mittlerrolle zwischen Individuum und menschlicher Gattung auf Grund wissenschaftlicher Imperative pflegen. Wenn die Statistik uns z. B. lehrt, wie groß die Morbidität und Mortalität, insbesondere die Kindersterblichkeit in Industriezentren im Gegensatz zum Feldarbeitertum ist, oder die Moralstatistik uns nachweist, wie die Zahl der Verbrechen und Selbstmorde von der Witterung, dem Ausfall der Ernte und von Handelskrisen abhängig ist, oder endlich Demographie und soziale Hygiene uns darüber aufklären, wie die Fortpflanzung von Hysterischen, Psychopathen, Rückenmärlern,

Digitized by Google

Syphilitikern, Phthisikern und allen sonstigen hereditär Belasteten die kaukasische Rasse degeneriert, indem sie alle diese Krankheitsstoffe perpetuiert und dadurch den Typus Mensch physiologisch und psychisch herabdrückt, so hätte eine „soziale Religion" aus der Akkumulierung dieser Thatsachen neue Imperative für das religiöse Verhalten des Menschen zu schmieden. Die Stelle der Gotteslästerungen als des Inbegriffs höchster kirchlicher Vergehungen früherer Generationen müßten in Zukunft Menschheitslästerungen einnehmen, deren sich alle diejenigen schuldig machen, welche durch ihr Verhalten den Typus Mensch schänden und auf Generationen hinaus verstümmeln. Die Fortpflanzung der mit kontagiösen Krankheiten Behafteten oder hereditär Belasteten ist in einer sozialen Religion die höchste Sünde — eine „Erbsünde". Denn hier setzt das Individuum mit teuflischer Bosheit sein augenblickliches Individualbegehren höher als das Gattungsinteresse des Menschengeschlechts. Hat Hegel richtig gesehen, wenn er dem Fortpflanzungstrieb eine so bevorzugte Stelle in seinem System angewiesen hat, weil in der Synthese zwischen den beiden Geschlechtern zum ersten Mal das Gattungsinteresse gleichsam durch eine List der Natur dem Individuum übergeordnet wird und somit im Begattungsprozeß zum ersten Mal ein leises Windeswehen der Gattungsvernunft zum Vorschein tritt, so heißt es diese Gattungsvernunft bewußt verleugnen, wenn man durch den Zeugungsprozeß nach menschlicher Voraussicht die Gattung verschlechtert, physiologisch und psychisch untergräbt. Hier winken uns neue religiöse und ethische Imperative, die man vielleicht nach dem Vorbilde Kant's zu einer einzigen Grundformel kondensieren könnte: „Handle so, daß du in jeder deiner Handlungen nicht bloß dein eigenes, sondern zugleich das Leben deiner Mitmenschen bejahst, insbesondere aber das der künftigen Geschlechter sicherst und hebst!"

Aus diesem obersten Imperativ des neuen Ideals der Menschheitssolidarität lassen sich Tausende und Abertausende von praktischen Imperativen mannigfachster Abstufungen zur Regelung unseres sittlichen und religiösen Verhaltens ableiten. Diese neuen Imperative aber müssen uns erst durch die weichen Töne des religiösen Pathos in's Herz geschmeichelt werden, sodann durch eine Moralwissenschaft als logisch streng abgeleitetes Postulat unseres sozialen Lebens anbefohlen, durch die Kunst in allen ihren Verzweigungen anphantasiert, durch die Sozialwissenschaften andemonstriert, endlich durch eine Sozialpädagogik methodisch anerzogen werden. Alle diese fünf Instanzen müssen in zielsicherem, geschlossenem Vorgehen zusammenwirken, um uns dem Ideal der physiologischen Höherbildung, sowie intellektuellen wie moralischen Perfektionierung des Typus Mensch näher zu bringen.

Jetzt wird man auch begreifen, was wir unter religiöser „Aufklärung" verstehen und weshalb wir sie fordern. Die Kanzel ist das geeignetste Forum, den Gläubigen die brutale moralstatistische Wahrheit eindringlich zu predigen, daß die Besonnenen und Vorsorglichen heute schon spät heiraten und nur wenige Kinder erzeugen, während gerade die Leichtsinnigen und Verbrecherischen sich in's Unheimliche vermehren. Die meisten Laster, welche die Kirche jetzt bereits als solche stigmatisiert, wie Unwahrhaftigkeit, Trunksucht, sexuelle Ausschweifung, sind ja genau dieselben, welche auch die Wissenschaft für Todsünden erklären wird, weil sie eben gesundes menschliches Zusammenleben und Zusammenwirken vergiften. Nur erzeugt es in der Menge eine verhängnisvolle Begriffsverwirrung, wenn diese Laster, welche die Wissenschaft darum als solche anerkennt, weil sie die Harmonie der menschlichen Gesellschaft nicht bloß stören, sondern (generalisiert) geradezu verunmöglichen würden, auf die gleiche Linie stellt wie die fünf anderen Todsünden: Hoffart, Geiz, Neid, Zorn, Trägheit — von kirchlichen Vergehungen, wie Unterlassung des jährlichen Empfangs der Sakramente, Zuwiderhandlungen gegen die Fasten- und Abstinenzbestimmungen, der Kommunion oder Verweigerung der Beschneidung und dgl. ganz zu schweigen. Gelänge es einem verweltlichten Klerus, diese neuen sozialen Imperative mit dem gleichen Nimbus zu umgeben und mit derselben suggestiven Kraft auszustatten, die positiv etwa das Symbol des Kreuzes oder negativ die Schändung einer Hostie in sich birgt, dann wäre die soziale Religion geschaffen und somit die durchgreifende Sozialisierung des Menschengeschlechts in die glücklichsten Wege geleitet. Freilich geben wir uns keiner Täuschung darüber hin, daß dieser Uebergang zu einer sozialen Religion sich unmöglich in diesem oder in dem nächstfolgenden Geschlecht endgültig vollziehen wird. Denn auf der einen Seite ist die suggestive Gewalt der Jenseitigkeitsideale der historischen Religionen noch zu groß, auf der anderen ist das neue Ideal der bewußten Menschheitsbeglückung im Diesseits zu wenig mystisch, zu wenig die Phantasie anregend, berauschend und betäubend, um sogleich mit magischer Kraft auf die vorgeschrittene Menschheit wirken zu können. Auch hier werden wir also etappenweise vorzuschreiten haben, indem wir durch soziale Erziehung seitens der schon genannten fünf ideologischen Faktoren folgende elementare Wahrheit der nach Erlösung aus dem augenblicklichen Zwiespalt seufzenden Menschheit beibringen. „Den ersten und vielleicht größten Dienst können wir der Menschheit erweisen, indem wir uns selbst, und zwar in jeder Hinsicht, körperlich, geistig und sittlich verbessern." (Morison).

Sehen Hegel und Spencer den Sinn der Geschichte in einer Höherbildung des Menschentypus zur politischen Freiheit, so saugt unser neues, soziales Ideal diese Freiheitstendenz, die wir mit Hegel und Spencer in der sozialen Entwickelung ebenfalls punktiert angedeutet finden, als aufgehobene Momente der Gesamtentwickelung der Menschheit in sich auf. Die politische Freiheit ist nicht das Ziel, sondern nur eines der Ziele des Menschengeschlechts. Die anderen Ziele heißen offenkundig: ökonomische Proportionalität (Jedem nach seinen Leistungen), fortgesetzte Hebung der Lebenshaltung aller Bevölkerungsschichten, wodurch erst eine Bejahung des Lebens in seiner höchsten Potenz ermöglicht wird, endlich und insbesondere intellektuelle und ethische Höherbildung des ganzen Menschengeschlechts. Wenn erst diese greifbaren, schon im Diesseits sich verwirklichenden Ziele vermittelst der genannten fünf ideologischen Faktoren der gesitteten Menschheit zum klaren Bewußtsein gebracht sein werden, dann erst wird das Zeitalter der wahren Aufklärung heranbrechen. Wie Spinoza bereits „more geometrico" demonstriert hat, daß wir im Interesse unserer eigenen, wohlverstandenen Selbstliebe Gott, das All, d. h. also auch alle Kreaturen, mit einer unendlichen Liebe umfassen müssen, da sie ja alle mit uns wesensverwandt sind und wir uns also selbst lieben, indem wir sie lieben und umgekehrt sie lieben indem wir uns selbst lieben; wie schon Leibniz das Ziel des sittlichen Strebens in die Aufklärung des Geistes gesetzt hat, weil der Geist — konsequent dem Abstufungssystem der Monadentheorie — mit umso größerer Liebe das Wohl der übrigen Geister fördert, je aufgeklärter er ist, so daß man die Maxime der wesentlich von Leibniz inspirierten deutschen Aufklärungsphilosophie in die Worte fassen konnte: „Kläre dich auf und sorge für die Aufklärung deiner Mitmenschen, dann werdet ihr Alle glücklich sein" — so fordern wir im Rahmen unseres Zeitalters wesentlich das Gleiche. Die endgültige Harmonisierung unserer Individualinteressen mit den ihnen vielfach entgegenstehenden Gattungsinteressen, welche Religion und Ethik, Kunst, Wissenschaft und Erziehung anzubahnen haben, kann nur dann durchgreifend erfolgen, wenn uns die Gattungssolidarität des Menschengeschlechts, wie sie die Sozialwissenschaften heute in streng demonstrativer, geradezu zwingender Beweisführung uns vor Augen hält, durch die geschlossene

Digitized by Google

Zusammenarbeit alle höheren Formen menschlichen Zusammenwirkens lebendig zum Bewußtsein gebracht, wenn wir mit einem Wort sozial aufgeklärt werden.

Schutzgedanken und Schutzgefühle.

Von Karl Erdmann (Dresden).

Die treffliche alte Fabel vom Fuchs, der die Trauben für sauer erklärte, da er sie nicht erreichen konnte, läßt sich in Rücksicht auf den psychologischen Vorgang in doppelter Weise deuten. Nach der einen landläufigen Auffassung hat der wackere Fuchs nur damit geprahlt, daß er das nicht gewollt, was er thatsächlich nicht gekonnt. Und während er äußerlich gute Miene zum bösen Spiele machte und bei Allen, die ihn nicht durchschauten, noch einen leidlichen Abgang erzielte, wurde er doch innerlich von Aerger gepeinigt. Bei dieser Deutung wäre also der Fuchs nichts anderes, denn ein eitler Heuchler und renommistischer Geselle. Man kann indessen auch annehmen, der Fuchs habe nicht sowohl seinen Kameraden und Mitfüchsen, sondern in erster Linie sich selbst die Theorie von dem allzusauren Geschmack der Trauben vorgeredet. Und dann hat es sicher nicht lange gedauert, bis er felsenfest von ihrer Ungenießbarkeit überzeugt und von ehrlichster Verachtung gegen sie erfüllt war. Kein kleiner Erfolg, wie man sieht. Statt von dem wurmenden Gedanken an die süßen Trauben und ihre ewige Unerreichbarkeit geplagt zu werden, hat das vielgewandte Tier seinen Aerger in denkbar einfachster Weise überwunden und seinen Seelenfrieden und die Heiterkeit seines Gemütes wieder erlangt. Und bei dieser Annahme hätten wir dann einen typischen Fall vor uns, wie man zur Behauptung seines inneren Gleichgewichts gegen auftretende Störungen instinktiv Schutzgedanken und Schutzgefühle erzeugt.

Kein Mensch kann auf die Dauer eine starke gemütliche Depression ertragen. Leid, Kummer, Aerger, Schande, Selbstverachtung, Verzweiflung reiben ebenso auf, wie körperliche Schmerzen. Aber wie der physische Organismus gegen äußere Verletzungen und schädigende Eingriffe sich selbst erhält und erneut, wie bei allen auftretenden Störungen ganz spontan physiologische Prozesse ausgelöst werden, die die krankhaften Veränderungen der Gewebe beseitigen und den normalen Zustand wiederherstellen, so verhält es sich auch bei der psychischen Organisation des Menschen. Auch hier stellen sich bei gemütlichen Affektionen ganz spontan psychische Prozesse ein, die jene Störungen zu beseitigen und das seelische Gleichgewicht, den gewöhnlichen Gemütszustand, wieder herbeizuführen trachten.

Eine ganze Reihe von Vorgängen in unserem Bewußtsein kann unter diesen — so zu sagen — biologischen Gesichtspunkt gerückt werden. So die Gewöhnung, die Anpassung oder Abstumpfung, vor allem das Vergessen. Wie schnell weiß der Mensch alles Schmerzliche oder Lästige zu vergessen, zumal, wenn die peinlichen Erinnerungen seine Selbstachtung oder Eitelkeit verletzen!" „Das habe ich gethan", sagt mein Gedächtnis." „Das kann ich nicht gethan haben", sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich giebt mein Gedächtnis nach. . ." — ein nur allzu treffendes Wort aus Nietzsche's „Jenseits von Gut und Böse". Immerhin bedarf es zum Vergessen der Zeit; auch verlöschen Erinnerungen selten so vollkommen, daß nicht in stillen Stunden noch beschämende oder quälende Vorstellungen aufzutauchen vermöchten. Und so hat denn Mutter Natur, allgütig und unmoralisch wie sie ist, noch andere Mittel geschaffen, um seelische Depressionen zu lindern oder zu beseitigen. Das sind jene plötzlich aufschießenden Gedanken und Gefühle, die umwerten, umdeuten, ja fälschen, die alle peinvollen Vorstellungen verdrängen und schmeichelnde Gefühle übertönen: schützende Illusionen, Schutzgedanken, Schutzgefühle.

Nehmen wir an, es habe Einer für seine Leistungen, an die er seine besten Kräfte gesetzt, eine vernichtende, aber zutreffende Kritik erfahren, die über seine geistige Unfähigkeit keinen Zweifel mehr zuläßt. Die nächste, fast selbstverständliche und subjektiv durchaus ehrliche Reaktion ist dann die Verachtung des Kritikers: entweder man spricht ihm jegliches Verständnis ab, oder man legt ihm niedrige Motive für seine Beurteilung unter. Der bei solcher Gelegenheit entwickelte Scharfsinn im Entdecken von Gründen für das Mißwollen und die Chikanen Anderer ist meist erstaunlich. Ist die Herabsetzung und Verdächtigung des Kritikers nicht angängig, und sieht man sich genötigt, vor sich und Anderen die völlige Unzulänglichkeit der eigenen Leistung einzuräumen, so stellen sich andere tröstliche Gedanken ein: man hat sich bei der Abfassung seines Werkes in einer schlechten körperlichen Verfassung befunden; man ist in seinen Entschlüssen nicht frei gewesen oder durch eine unglückliche Verkettung von Umständen auf falsche Bahn gedrängt worden. Indem man auf diese Weise seine Leistung aufgiebt, rettet man in bequemer Weise den Selbstrespekt vor seinen Fähigkeiten und Talenten. Hat man vollends in den Tadel über sein Werk selbst wacker mit eingestimmt, so kann man über die solchergestalt bewiesene Gerechtigkeit und Objektivität, die auch den stärksten Tadel erträgt, eine erhebende Genugthuung empfinden; ja der Stolz über die eigene Seelengröße kann dann reichlich die ursprünglich erlittene Kränkung aufwiegen. Und so wird ein Ereignis, das an sich peinlich war, zu einem lustvollen.

Sprechen die Thatsachen aber so laut, daß die Einsicht von der eigenen Unfähigkeit und Talentlosigkeit sich unaufhaltsam Bahn bricht, dann taucht plötzlich die „Erkenntnis" auf, daß der „eigentliche" Wert des Menschen auf moralischem Gebiet liege, daß es bei der Schätzung des Menschen auf das Herz, nicht auf den Kopf ankomme, daß der gute Wille im Grunde allein entscheide, oder dergleichen mehr. Und durch allmähliche Steigerung aller moralischen und Herabminderung aller geistigen Werte gelangt man schließlich auf einen so hohen Standpunkt, daß eine ersahrene abfällige Kritik über Leistungen geistiger Art zu einer bedeutungslosen Kleinigkeit herabsinkt, die den Kern der Persönlichkeit nicht mehr berührt.

So wird man auf alle Fälle sich von dem niederdrückenden und peinlichen Bewußtsein seiner Unfähigkeit zu befreien wissen. Wer aber wäre wohl im Stande, in ehrlicher Bekümmernis, ohne Beschönigung und Ausreden — auch nur vor sich selbst — die eigene Dummheit zu konstatieren? Höchstens Faulheit, schlechtes Gedächtnis oder dergleichen Eigenschaften, die zwar fehlende Leistungen erklären, aber doch das Vorhandensein trefflicher geistiger Anlagen nicht ausschließen, werden ohne Weiteres eingestanden.

Selbst vor der Beschämung über ganz unbedeutende Mängel und Schwächen, die im Allgemeinen zu haben Jedermann in der Theorie zugiebt, — weiß man sich durch geeignete Vorstellungen zu schützen. Wer in Gesellschaft durch Unbeholfenheit und fehlende geistige Gewandtheit eine klägliche und stumme Rolle gespielt, wird hinterher sicher überzeugt sein, er habe an dem faden Geschwätz einer oberflächlichen Geselligkeit keinen Geschmack finden können. Oder wer nach rasch verrauchtem Jugendfeuer stumpf geworden ist, unfähig zur Begeisterung und zu träge zu energischer Ideenpropaganda, der redet sich vor, „weise" geworden zu sein und sich zu dem vornehmen und weltmännischen Standpunkte des Nil admirari durchgerungen zu haben.

Selbst zu wissenschaftlichen Theorien können Schutzideen werden.

So war Schopenhauer, wie seine Schriften darthun, von wenig Verständnis und geringer Begabung für Mathematik. Dennoch war es ihm nur dadurch möglich, diese, bei seinen sonstigen außerordentlichen Fähigkeiten geringfügige Beschränktheit seiner Talente sich selbst einzugestehen, daß er sie

als Konsequenz und Korrelat seiner geistigen Vorzüge auffaßte. Er bildete sich die Theorie, daß alle genialen Menschen — die er in seiner Weise definierte — eine „Abneigung" gegen Mathematik hätten, weil ihre Erkenntnisweise intuitiv sei und nicht an der Hand des Satzes vom Grunde, wie die des Mathematikers, einherschritte. Zwar erscheint diese Theorie gleich durch jene beiden Personen in Frage gestellt, denen Schopenhauer selbst nach Goethe am häufigsten den Charakter als Genie zuspricht: durch Plato „den göttlichen", und den „erstaunlichen" Kant, denen Niemand eine Abneigung gegen Mathematik wird nachsagen wollen; aber dennoch hielt Schopenhauer an dieser Theorie fest und gründete auf sie eine gewisse Verachtung aller Mathematik.

Viel häufiger indessen als gegen die Erkenntnis intellektueller Mängel reagiert man gegen die moralischen Schwächen durch Schutzideen und Schutzgefühle. Bei Handlungen, denen Beschämung und Verurteilung folgen sollte, stellen sich prompt die triftigsten „Gründe" und vortreffliche Motive ein.

Der Fürst, der nur seinen dynastischen Interessen folgt und seiner Ruhmsucht fröhnt, glaubt allen Ernstes, er sorge väterlich für sein Volk. Der Erzieher, der aus Aerger und Rache über erlittenen Schaden seinen Zögling züchtigt, wähnt hinterher, er habe aus Liebe, zu Zwecken der Besserung, wo möglich voll Trauer im Herzen gestraft. Der Neidische, der sich in Aerger über den Besitz Anderer verzehrt, ist überzeugt, daß ihn der Drang nach sozialer Gerechtigkeit erfülle; der Aengstliche und Schwache, dem es an der Macht gebricht, eine Fehde durchzuführen, sonnt sich in dem erhabenen Gefühle, edelmütig verziehen und Großmut bewiesen zu haben. Und wer einmal mit Konvention und Sitte gebrochen, der schützt sich vor den etwa auftauchenden Skrupeln durch das Hochgefühl, frei geworden zu sein und unabhängig von den Vorurteilen des Pöbels.

Wer kann sagen, daß er ganz frei von solchen Schutzideen und Schutzgefühlen sei? — Vielleicht nur der vollendete Cyniker.

„Wir würden uns oft unsrer schönsten Handlungen schämen, wenn die — Welt ihre Triebfedern wüßte" sagt Larochefoucauld. Man kann hinzufügen, daß jene Beschämung über unsere Handlungen auch nicht ausbleiben würde, wenn wir selbst uns unserer wahren Motive stets bewußt würden. Alles verstehen, heißt alles verurteilen — dieser Satz ist vielleicht ebenso einseitig zutreffend wie der liebenswürdigere: „Tout comprendre, c'est tout pardonner". Aber damit die gewohnte Selbstachtung, deren wir bedürfen wie der Luft, damit der bequeme Zustand einer behaglichen Selbstzufriedenheit nicht irritiert werde, dafür sorgen eben jene Schutzideen, die unsere Triebfedern umdeuten, unsere Selbsterkenntnis fälschen und es bewirken, daß die Erinnerung an eine Handlung statt zu einer peinlichen zu einer lustvollen werde.

Entwickelt sich vollends eine solche schützende Illusion zu einer herrschenden Vorstellung, die als „Konstante" auftritt und unsere ganze Lebensführung beeinflußt, dann haben wir eine jener „Lebenslügen" vor uns, wie sie uns Ibsen in jenem klassischen Gespräch der „Wildente" zwischen Gregor Werle und Dr. Relling als „Heilmittel" vorführt:

Gregor: Ist Hjalmar Ekdal krank?
Relling: Die Menschen sind leider so ziemlich sämtlich krank?
Gregor: Und welche Kur wenden Sie für Hjalmar an?
Relling: Meine gewöhnliche. Ich sorge dafür, die Lebenslüge in ihm aufrecht zu erhalten.
Gregor: Lebens — Lüge? Ich hörte wohl nicht recht —?
Relling: Ja, ich sagte die Lebenslüge, denn die Lebenslüge ist das stimulierende Prinzip, sehen Sie. Die Methode ist probat. Ich habe sie auch bei Molwig angewendet. Ihn habe ich „dämonisch" gemacht, das ist die Fontanelle, die ich ihm in den Nacken setzen mußte.
Gregor: Ist er denn nicht dämonisch?
Relling: Was, zum Teufel, soll das heißen, „dämonisch? Natürlich nur dummes Zeug, das ich erfunden habe, um ihn am Leben zu erhalten. Hätte ich es nicht gethan, so wäre der arme gutherzige Mensch schon vor vielen Jahren in Selbstverachtung und Verzweiflung untergegangen.

Auch gegen den Schmerz über äußere, von unseren Handlungen unabhängige Ereignisse, gegen Kummer, Sorge und Leid pflegen sich schützende Ideen und Gefühle einzustellen. Dabei verläuft der psychologische Vorgang in der Regel so, daß sich gewisse Momente in den schmerzlichen Erfahrungen abheben und der Erregung der Eitelkeit zum Anlaß dienen. Und das solchergestalt gereizte Selbstgefühl wird dann zur Ueberwindung der seelischen Depression ins Feld geführt. Wenn Trauernde sich in ihrem Schmerz bespiegeln, wenn sie ihren Kummer als hohe Tragik, ihre Person als interessant empfinden, und so sich selbst und ihrem Schicksal eine ungewohnte Bedeutsamkeit und Tiefe verleihen; wenn sie die Größe und Erhabenheit ihres Schmerzes als Ruhm zu deuten wissen und sich in dem Glorienschein gefallen, den ein schöner und ewiger Schmerz Ehrfurcht heischend um sie breitet: wenn unglücklich Liebende ihre Alltagsneigung zu einer unerhörten Leidenschaft umdichten und den wohligen Stolz durchkosten, sich als Ausnahmemenschen zu fühlen; oder wenn Leidtragende über ihr würdiges Benehmen, ihr gelassenes Dulden oder ihre religiöse Ergebung stolze Genugthuung empfinden und sich an ihrer eigenen Vortrefflichkeit erbauen: so erzeugen diese alle, ihren Schmerz zum Ausgangspunkt nehmend, lustvolle Gefühle, die jenen ursprünglichen Schmerz zwar nicht völlig verdrängen, ihn aber doch zu lindern vermögen. Ja, die auftretenden Mischgefühle erzeugen oft einen Gemütszustand, bei dem es fraglich bleibt ob er nicht mehr Lust als Qual bereite.

Treten diese Schutzgefühle und Schutzideen nicht spontan auf, so können sie natürlich von Anderen suggeriert werden. Wieviel Mittel der gewöhnlichen Erziehungskunst laufen hierauf hinaus! Auch solche Pädagogen, die die Zumutung „nützliche Illusionen zu züchten" zurückweisen würden, werden unbewußt sich der fraglichen Mittel bedienen, wenn es sich z. B. darum handelt, das gesunkene Selbstbewußtsein eines Zöglings zu heben. Ueberhaupt wird alles Trösten, Zusprechen, Aufrichten häufig nur in der Suggestion geeigneter Schutzideen bestehen. Besonders wirkungsvoll erweisen sich hierbei kräftige Sprüche oder Familiendevisen. Dergleichen Sentenzen wohnt eine mystische Kraft inne; sie können Wunder wirken und am meisten gerade bei denen, die ganz offensichtlich zum großen Haufen gehören.

Es liegt nahe, sich mit dem Bestehen und der weiten Verbreitung aller dieser Schutzphänomene in irgend einer Weise vom moralischen Standpunkte aus auseinander zu setzen. Die Art, wie wir dies thun, hängt von dem Maß an Strenge, Pedanterie, Humor und natürlichem Wohlwollen ab, das wir den Schwächen Anderer gegenüber anzuwenden gewohnt sind. Im Allgemeinen wird wohl immer eine gewisse Verachtung unvermeidlich sich einstellen, doch wird sie meist nur leise anklingen und mit jener wohlfeilen Güte gepaart sein, die im Gefühle der eigenen Ueberlegenheit milde verzeihend über der Anderen Fehler lächelt. Und in der That wird in den meisten Fällen ein strenger moralischer Maßstab übel angebracht erscheinen. Wenn eine brave alte Jungfer irgend einen verstorbenen oder verschollenen, an der ihm zugedachten Rolle völlig unschuldigen Jugendbekannten zu ihrem Anbeter zurecht dichtet und dann ihren Lebensabend mit dem Bewußtsein versüßt, jenem imaginären Liebhaber freiwillig ewige Treue gehalten zu haben; oder wenn ein unbegabter kleiner Beamter dem bitteren Gefühl, stets übergangen zu sein, die herbe Seite dadurch benimmt, daß er sich voller Genugthuung einbildet, zu viel Rückgrat und zu wenig Connexionen gehabt zu haben, um Karriere zu machen: so wird wohl Jedermann den armen Teufeln ihre tröstlichen

Illusionen gönnen. Und geradezu albern wäre es, die fraglichen guten Menschen und schlechten Musikanten aufklären und der schützenden Ideen berauben zu wollen.

„Nehmt einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge und ihr nehmt ihm das Glück" sagt Dr. Relling zu dem an Rechtschaffenheitsfieber leidenden Gregor Werle. Trotzdem wird aber jeder, der ein echtes Bedürfnis nach Wahrheit und Klarheit hat, *für seine Person* auch beglückende Irrtümer und mißbringende Illusionen ablehnen. Auch giebt es sicher viele Fälle, denen gegenüber Keiner einen stärkeren sittlichen Widerwillen wird unterdrücken können, der noch mit einem gewissen Sinn für Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit begabt ist. Wer an die scharfe Luft einer herben Selbstkritik gewöhnt und von tiefem Mißtrauen gegen jene selbstzufriedene Wohlanständigkeit erfüllt ist, die sich auf Beschönigung und Vertuschung aufbaut, der flieht eine Stickluft, wo Selbstberäucherung und Selbsttäuschung üppig gedeihen. Vor allem aber wird ein ethischer Perfektionismus jeglichen Selbstbetrug verwerfen, denn wer Beschämung, Reue, Zerknirschung, Gewissensbisse und dergleichen als notwendige Läuterungsprozesse auffaßt, wer die Erkenntnis der eigenen Mängel als Vorbedingung für jede ernste Arbeit an sich selbst und für jeden Vorsatz zur Besserung betrachtet: dem müßten natürlich alle Gedanken und Gefühle, die das Auftreten jener heilsamen Gemütserschütterungen verhindern, als der sittlichen Entwickelung hinderlich erscheinen. Man darf hierbei nur nicht vergessen, daß wer seine ethischen Forderungen allzuhoch spannt, leicht die natürlichen Forderungen der Selbsterhaltung verkennt. Zwischen beiden besteht ja ein ewiger Gegensatz; ihre Ansprüche gegen einander gerecht abzuwägen, die Grenzlinien genau anzugeben wo die Regungen des Egoismus durchaus notwendig, wo sie natürlich und verzeihlich, und wo sie unsittlich werden, ist schon deshalb unmöglich, weil diese Grenzlinien für jedes Individuum andere sind. Man denke z. B. an solche Phänomene wie die *Feigheit*. Es ist ja durchaus begreiflich, daß diese Schwäche in abstracto schlechthin als verächtlich gilt. Man vergißt dabei nur, daß instinktive Aengstlichkeit und ein scheues Wittern und Vermeiden der Gefahren *für schwächliche und kampfunfähige* Individuen, zumal in ungünstiger Umgebung, geradezu Lebensbedingung und ein unentbehrliches Rüstzeug für den Kampf um's Dasein sein kann. Analog steht es aber mit vielen Regungen der Selbstbehauptung. Und es entspricht nur der Gerechtigkeit, jene psychischen Phänomene, die wir gemeinhin verächtlich als „Einbildung", „Selbsttäuschung" oder „Selbstbetrug" bezeichnen, auch einmal unter einem biologischen Gesichtspunkt zu betrachten und sie als Schutzideen und Schutzgefühle zu charakterisieren.

Nationalökonomische Ideen.

Von Dr. L. Katzenstein (Berlin.)

III.

Indem in der Wirtschaftspolitik zwei Parteien, die Individualisten und die Sozialisten, einander feindlich gegenübertraten, gewöhnte man sich daran, den Individualismus und Sozialismus als sich ausschließende Gegensätze zu betrachten. Der Individualismus, welcher die Bestrebungen um die Erhaltung und Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit umfaßt, soll nach dieser Anschauung mit dem Sozialismus und dem verwandten Kollektivismus, der in allen Formen des Gemeinschaftslebens zum Ausdruck kommt, in beständigem Kampf liegen.

So armselig und unvollkommen ist die Natur des Menschen nicht, daß ein einseitiges, abstraktes System, — sei es Individualismus oder Sozialismus —, sie ganz zu decken vermöchte. Das volle Leben ist mannigfaltig und reich an Gegensätzen; es spottet aller Systeme, die es in enge Formen zwängen wollen.

Im Individualismus und Sozialismus erkennen wir zwei Seiten derselben menschlichen Natur, die sich gegenseitig ergänzen und deren ungehemmte Bethätigung nötig ist, wenn sie nicht verkümmern soll. Sie liegen im Menschen als Egoismus und Gattungstrieb. Der Gattungstrieb, die soziale Seite des menschlichen Wesens, führt zur immer höherer Gestaltung des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, wodurch der Egoismus erst zu voller Geltung kommt. Faßt man das Ego als Individualität, versteht man darunter nicht die allen gemeinsamen, animalischen Triebe, sondern das unterscheidende höhere geistige Leben, so ist ohne Egoismus eine vollkommene Ausbildung der Persönlichkeit nicht denkbar. Indem das Ego seine besten Kräfte pflegt und zur Reife bringt, erweist es der Gemeinschaft den besten Dienst, die dadurch um ein brauchbares Mitglied bereichert wird. Der Egoismus, der sich bethätigt, damit Andere sich daran erfreuen und bereichern, ist aber schon eins mit der sozialen Seite der Menschennatur; eine Scheidung läßt sich schwer durchführen, und ebensowenig lassen sich Individualismus und Sozialismus von einander loslösen.

Von Wilhelm v. Humboldt. der den Staat als ein notwendiges Uebel, bis zu Nietzsche, der ihn als ein überflüssiges Uebel ansah, hat man darüber geklagt, daß eine Ausdehnung der staatlichen Funktionen mit der Unterdrückung der Individualität gleichbedeutend sei. Der Staat ist ein Organ des menschlichen Lebens, das ebensogut wie alle anderen, sich entwickelt, wächst, sich bildet und veredelt, so lange es überhaupt lebensfähig bleibt. Daß ein solches Wachstum gewisse niedere Formen des Sozialledens und Individualledens überwindet und nicht ohne Schmerzen abstreift, ist selbstverständlich, während es auf der anderen Seite die Entwickelung höherer Lebensformen begünstigt. Ein Staat, der in ausreichender Weise für Rechtsschutz, Unterricht, Verkehrsmittel u. s. w. sorgt, der dem Einzelnen immer mehr die Bemühung um Befriedigung der elementarsten sozialen Bedürfnisse erspart, ermöglicht dadurch die Entfaltung höherer individueller Kräfte. Der Staat dient dem Menschen in dieser Beziehung wie jede andere arbeitersparende Maschine zur Ueberwindung von Raum, Zeit und Masse. Er ermöglicht durch seine Leistung ein quantitatio und qualitativ gesteigertes Menschenleben. Dieses kann aber ohne eine immer mehr wachsende Gleichförmigkeit in der Existenz der Massen nicht erreicht werden. Je weiter die Bedürfnisbefriedigung durch den Staat geht, desto mehr nimmt diese Gleichförmigkeit der Massenexistenz zu. Der Staat muß sich damit begnügen, die Formen und notwendigen äußeren Voraussetzungen für ein höheres geistiges individuelles und soziales Leben zu liefern, er muß mit der Rolle eines bescheidenen Dieners und des ehrlichen Maklers, der den höheren geistigen Verkehr vermittelt, zufrieden sein. Sobald er aber sich anmaßt, mit seinem beschränkten Polizeiverstand in das höhere Spiel der geistigen Kräfte regelnd einzugreifen, verdirbt er mehr, als er je zu nützen vermag. Auf allen Kulturgebieten sollte das Individuum in unbeschränkter Freiheit walten, während der Staat nur die materiellen und formellen Voraussetzungen in immer reichlicherer und vollkommenerer Weise herstellen sollte.

Auf wirtschaftlichem Gebiete ist es die Herstellung von Verkehrsmitteln und Verkehrsanstalten, welche sich als Formen und Voraussetzungen der volkswirtschaftlichen Thätigkeit darstellen. So bilden Eisenbahnen, Schiffahrt, Post und Telegraphie, Banken, Börsen und Märkte Gegenstände der staatlichen Unternehmung und Regelung. Auf diesen Gebieten erscheint die staatliche Thätigkeit aber nicht als Selbstzweck, sondern im Dienst und Auftrag der volkswirtschaftlichen Gemeinschaft. Deshalb darf auch hier nicht das fiskalische oder das Individualprinzip, sondern stets das Sozialprinzip vorherrschend sein.

Wo immer der Staat das Individualprinzip, das seiner Natur zuwider ist, befolgt, hat er die Volkswirtschaft schwer geschädigt. Ich erinnere hier nur daran, daß die in den

Digitized by Google

Jahren 1888 und 1889 tagende Kommission der Lords, welche das Sweating-System untersuchte, der englischen Regierung den Vorwurf nicht ersparen konnte, daß sie dasselbe durch das Submissionsverfahren begünstigt und befördert habe, weil sie nach dem Individualprinzip verfuhr.*) Nur indem der Staat ganz konsequent das Sozialprinzip durchführt, indem er überall die Würde der menschlichen Persönlichkeit höher schätzt als das materielle Gut, bietet er die Möglichkeit für eine Korrektur der Auswüchse, die in der Privatwirtschaft in Folge der Herrschaft des Individualprinzips notwendig hervortreten.

Das Individualprinzip der Privatwirtschaft und das Sozialprinzip der Kollektivwirtschaft sollen sich gegenseitig ergänzen und sich vereinen zur Entfaltung eines vollen ganzen Menschenlebens.

Vermischtes.

Einem uns von Herrn Seminarlehrer A. Moulet (Laon) zugesandten Aufruf an die Lehrer und Lehrerinnen aller Länder entnehmen wir folgende Stellen: „Vor einigen Monaten organisierte ein Gymnasialprofessor in Draguignan, H. Mieille, einen internationalen Briefwechsel zwischen Schülern englischer und französischer Gymnasien. Wie interessant und fruchtbar dies Unternehmen sein kann und schon geworden ist, abgesehen von dem Vorteil in Bezug auf die gegenseitige Sprachvervollkommnung der jungen Korrespondenten, versteht sich ohne Weiteres.

Diese schöne Initiative des Herrn Mieille zu befruchten und weiter zu gestalten, will der frühere Direktor des französischen Volksschulunterrichts, jetzt Professor an der Sorbonne, H. Buisson, einen ähnlichen Briefwechsel zwischen Lehrern und Lehrerinnen (Volksschul-, Seminar- und Gymnasiallehrer und Lehrerinnen) zu Stande bringen. Es hat sich schon ein vorläufiger Ausschuß in Paris gebildet, der noch Kräften dahin arbeitet, bereitwillige Korrespondenten in allen Ländern für die geplante Korrespondenz zu gewinnen.

Es handelt sich dabei nicht allein um ein vornehmes Mittel, Sprachkenntnisse zu vervollkommnen, indem jeder der Beteiligten wechselweise grammatikalische Fehler korrigiert und macht, Meister und Schüler wird; es handelt sich vor allem um einen freien, zwanglosen, freundlichen Austausch von Erfahrungen und Anschauungen im Gebiete des Schulwesens und der Erziehung, über Schulen und Schüler — auch Gehölter! —, über nationale und internationale Fragen, die den ganzen Lehrerstand interessieren, ohne Rücksicht auf die Grenzen der Klassen und des Landes.

Deswegen fordern wir alle Kollegen auf, dieses angefangene, segensreiche Unternehmen zu fördern, und weil es eben eine höchst ethische Bedeutung hat, zweifeln wir daran nicht, daß die Leser und Leserinnen der Ethischen Kultur für den internationalen pädagogischen Briefwechsel lebhafte Propaganda machen wollen, indem einige — viele, hoffen wir — sich bereit erklären werden, mit französischen Lehrern und Lehrerinnen in Verbindung zu treten, oder indem sie diesem Aufruf durch Wort und Schrift in ihren Kreisen und durch den Abdruck desselben in pädagogischen Lokalblättern eine erfreuliche Verbreitung sichern werden.

Eine unserer gelesensten Revuen, welche Herr Buisson selbst leitet, — manuel général (Paris) — wird dann die Briefe, welche für die Leser besonders wichtig sein werden, bereitwillig veröffentlichen. Und ist dann die Zahl dieser internationalen pädagogischen Briefe groß genug, was wir wohl zu erwarten berechtigt sind, so wird die Schulabteilung der Weltausstellung in 1900 um ein überaus interessantes und maßgebendes Dokument reicher sein.

Vorläufig sind alle Mitteilungen bezüglich der Teilnahme an der Korrespondenz an das Comité de la correspondance pédagogique internationale (Librairie Hachette et Cie. Boulevard St. Germain. Paris.) zu richten.

A. Moulet,
Professeur d'Ecole Normale.

Ohne den Wert einer solchen Korrespondenz für die internationale Verständigung der Völker zu unterschätzen, glauben wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, daß über den Wert derartiger Schülerkorrespondenzen wenigstens die deutsche Lehrerschaft meist ziemlich skeptisch denkt. Ebenso dürfte die Ausstellung besonders gelungener Briefe in Paris nicht allen Lehrern zusagen. Aber vielleicht dient auch die geplante Korrespondenz der Korrektur von Einseitigkeiten des deutschen und französischen Geistes. Als Symptom freundschaftlicher Annäherung der Völker auf ethischem Boden ist sie jedenfalls freudig zu begrüßen.

Die Redaktion.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Die Lohnfrage unter dem englischen Submissionswesen" in der Frankenstein'schen Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirtschaft 1896.

Bücherschau.

Elsbeth Meyer-Förster: Meine Geschichten. Berlin, Verlag von S. Fischer, 1897.

Elsbeth Meyer-Förster, die bereits mit einigen dramatischen und novellistischen Werken verschiedene Proben ihrer dichterischen Begabung geliefert hat, hat uns mit dem vorliegenden Buch eine bedauerliche Enttäuschung bereitet. Auch dieser Novellenband bekundet klar das Talent der Verfasserin, aber die Mehrzahl der hier zusammengestellten Erzählungen verdient es nicht, von einer Schriftstellerin, die sich einen Namen wie Elsbeth Meyer-Foerster erworben hat, veröffentlicht zu werden. Die ganze Menge der nichtssagenden, innerlich unwahren, oft sogar albernen (Heinrichs Schulspaziergang; Tielchen) Kleinigkeiten, die hier in der zweiten Hälfte des Buches geboten werden, macht den Eindruck, als seien die Geschichten in den Lehrjahren der Verfasserin entstanden und jetzt nur, wo ihr Name bekannt geworden, herausgesucht und veröffentlicht, oder als seien sie leichthin und nebenher an der Seite größerer Arbeiten geschrieben worden. Es sind novellistische Skizzen, von denen man der einen oder der andern vielleicht einmal in einer Zeitschrift begegnen dürfte, die aber gesammelt nicht erscheinen konnten, ohne ihrer Verfasserin bedenklich zu schaden. Und auch die beiden größeren Novellen, die den Band eröffnen (Die Tochter des Hauses; die Getrennten), vermögen nur schwer seine Ehre zu retten. Sie sind geschickt erzählt, sie weisen zahlreiche Feinheiten in Beobachtung und Charakteristik auf, und fesseln durch die dargestellten Konflikte. Aber auch hier stehen den Vorzügen manche Mängel gegenüber. Die geschilderten Personen sind nicht immer soweit psychologisch vertieft, ihre Handlungsweise nicht so stark motivirt, daß wir Alles, was da vorgeht, als lebenswahr und glaubhaft hinnehmen könnten, und das zarte innere Gefüge der beiden Novellen überwuchert oft eine Stimmungsmalerei, die sich bedenklich häufig in schiefen Bildern, weithergeholten Wendungen und gesuchten Ausdrücken bewegt und in uns nicht den Eindruck einer warmen künstlerischen Empfindung, sondern den einer kalten künstlichen Mache hervorruft. Als weitaus beste Arbeit erscheinen mir „Die Getrennten", eine tiefempfundene Geschichte von Liebesleid und Liebesglück, und ihr ähnliche Schöpfungen beschert uns hoffentlich die Verfasserin in ihrem nächsten Werk!

E. Höber.

Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Herausgegeben von Signe-Rink. Berlin, Verlag von S. Fischer 1897.

Grönländische Seehundsfänger und Rennthierjäger lernen wir hier als Schriftsteller kennen. Seit den siebziger Jahren giebt der Grönländer Lars Möller mit Unterstützung der dänischen Regierung ein Unterhaltungsblatt für seine Landsleute heraus, das von ihm im Winter fertiggestellt, und dann im Sommer nach Beginn der Schiffahrt über alle Kolonien Grönlands verteilt wird. Die Mitarbeiter sind ausschließlich Grönländer; sie wurden aufgefordert, Erlebnisse ihres Lebens und Treibens zu erzählen, so gut oder so schlecht sie könnten, und zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Landsleute dem Blatte beizusteuern. In reichem Maße trafen Beiträge ein, sodaß die Zeitschrift auch heute noch in voller Blüte steht. Aus dem Inhalt dieses eigenartigen Blattes hat Frau Signe Rink, deren Mann eine geraume Zeit lang Inspektor Südgrönlands gewesen ist, und die selbst alle Verhältnisse des Landes und ihrer Bewohner genau kennt, eine Auswahl getroffen und sie ins Dänische übertragen. Von dort sind die Geschichten zu uns gekommen. Da erzählen nun diese einfachen Menschen des hohen Nordens von ihren Fahrten und Unternehmungen. Sie kennen keine Künstelei und Monierertheil des Stils, sie wissen nichts von der Komplizirtheit unserer Gedanken und Gefühle — einfach und schlicht, erfüllt von naivem Glauben und innigem religiösen Gefühl, schildern sie ihre oft grausigen Erlebnisse: Seehundsfang und Rennthierjagd, Postreisen und Kajakfahrten auf dem Eismeer und den Schneegefilden ihrer Heimat. Je einfacher und knapper die Darstellung, um so wuchtiger wirkt das Geschilderte. Da wird ein Verwandter von der stürmenden See begraben, da muß ein treuer Freund einsam auf eisiger Scholle erfrieren, da sterben ganze Familien den Hungertod — der Grönländer sieht es gefaßt und stark mit an. Er kennt die Uebermacht der Elemente, denen er sich vergeblich entgegenstemmt, er weiß aber auch, daß über Allem sein Gott thront und Alles nach seinem Willen lenkt. Still und ergeben fügt er sich in sein Schicksal. — Die Erzählungen sind nicht nur ethnographisch und kulturgeschichtlich außerordentlich interessant, sie sind bedeutend allein schon in literarischer Beziehung: ganz eminent ist die Wirkung dieser schlicht und lebenswarm erzählten Geschehnisse. Und in jedem dieser jagenden und schreibenden Grönländer, deren junges Christentum sich noch nicht befreit hat von jeglichem heidnischen Gebrauch und Glauben, lebt ein ganzes sittliches Gefühl, das ihn in seiner Lebenslage verläßt, ihm immer festen Halt verleiht, und das sich hier leuchtend und wärmend über seine Schilderungen ausgießt.

E. Höber.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: W. Siedenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Elise Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegantester Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M 6.—. Höchst eleg. geb. M. 7.50

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt.

„Deutsche Rundschau." Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seinen Gegenstand würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Aufnahme finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

„Berliner Tageblatt." Es giebt kein passenderes Weihnachtsgeschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch.

„Über Land und Meer." Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein.

„Nation." Ein Buch von eigenartigem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe.

„Neue Freie Presse." Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die Ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt sich der ganzen litterarischen Gegenwart vor Augen.

„Berliner Börsen-Courier." Selten haben wir einen köstlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden.

Marie Ebner-Eschenbach.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Die Diabolissin.

Probebild aus: „Die Berlinerin".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

H. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Talon, in dem die bestbekannten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein ästhetisches Werk: es verletzt mitgende berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Trotz dem hat die vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wachsenden Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten vorzuschlagen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, dies reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbringen zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Und Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Familien-Pension

Frl. **F. Beck** und Frl. **M. Bartelt.**

Berlin SW., Hallescherstr. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wochentl. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 Mark (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8°. . . . . 30 Pfg.
Dr. A. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Forster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Zirgler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Dr. Emil Arich, Die Kunst und das Volk. 26 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Das Adoptivkind
und andere Novellen.

Von **F. Ottmer.**

Inhalt: Das Adoptivkind. Die Blinde. Eine Mutter.

Ein Band. Groß 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Berliner Tageblatt vom 3. VII. 1896: „... Ich darf wohl verraten, daß sich hinter dem Pseudonym die Gattin von Karl Emil Franzos verbirgt. Die Geschichten „Das Adoptivkind" und „Eine Mutter" berichten mit reicher Phantasie das Schicksal zweier unglücklicher Frauen. Das Interesse wird durch beide „Fälle" stark angeregt. Dazu kommt eine beachtenswerte Freiheit des Gedankens. Der Dialog ist frisch und natürlich, oft scharf, fein und geistreich ..." (Fritz Mauthner.)

Vom Fels zum Meer 1896, Heft 23. („Was wir lesen" von Anton G. Schönbach): „... Aus Oesterreich kommt dieses Buch. Wüßte ich's nicht, es wäre an einer gewissen satten Farbe des Ausdrucks zu merken. Kaum mag ich glauben, daß dieses Buch ein Erstling sein soll; der Stil zeigt ein gebändigtes Gemenge, das Urteil und Schärfe verrät. Der letzte Eindruck ist der einer gesammelten Reife. Die Stoffe sind glücklich gegriffen. Die Verfasserin schreibt lebhaft und wirksam. Dieses Buch wird schwerlich ihr letztes bleiben."

Allgemeine Zeitung (München), 6. VI. 1896: „... F. Ottmer verrät sich Reflexion mit scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken. Sie hat echtes Weibliches an sich, schreckt allen nicht vor einem schwierigen Problem zurück, und überschreitet nicht die Grenzen der Weiblichkeit. Gerade in diesen Aufsuchen von Problemen liegt die Stärke der Schriftstellerin ... Die Verfasserin berechtigt zu schönen Erwartungen. Ihre feine Bildung, ihr scharfer Blick, ihre reine Lebensauffassung, ihre poetische Empfindung, Gestaltungskraft und Beherrschung der Sprache werden ihr sicherer Führerinnen sein." (Prof. Dr. Ludwig Geiger.)

Neues Wiener Tagblatt, 31. V. 1896: „... Die Einsetzerbitten wissen, wen das Pseudonym F. Ottmer decken soll. Und der Einsetzungsweihte errät darin eine überlegene Frau, die Dame ist. Dame bis in die Fingerspitzen. Nie verliert sie sich in Einzelheiten, sie kennt keine schwächliche Sentimentalität; sie ist stark und liebt das Starke. Drum sagt sie, was sie sagen muß, mit Zartgefühl, doch ohne Brüderie. Das Tragische oder mindestens Dramatische ist ihr Gebiet. Man merkt es, die Pulse der Schreibenden fliegen, ihre Worte sagar sind klopfenden Herzen voll." ...

Presse (Wien) vom 3. VII. 1896: „Die Probleme sind interessant und vortrefflich durchgeführt, die Sprache edel, die Gedankenführung ernst" u. s. w.

Deutsches Talonblatt (Berlin) vom 9. VIII. 1896): „Zwei Novellen und eine Studie machen den Inhalt dieses elegant geschriebenen, gut ausgestatteten Büchleins aus. Das Ganze hat etwas Vornehmes und Anziehendes, ist in großer Formvollendung des Stils und feinem Eingehen auf das Problem geschrieben und wohlgeeignet, daß man mit Spannung den ferneren Werken von F. Ottmer entgegensehen darf."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Deutsches Theater u. Deutsche Schauspielkunst.

Von **Adolf L'Arronge.**

Zweite Aufl. 20 Bogen. Groß-Oktav elegantere Ausstattung. Geh. M. 2.—

Inhalt: An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin — I. Die Theater-Freiheit. — II. Die Regisseure. — III. Die Meininger. — IV. Berlin. — V. Vorschläge zur Verbesserung unserer Theater-Zustände. — VI. Bühnen-Verein und Genossenschaft.

Berliner Tageblatt: „Dem Buche mangelt es zwar an Theater-Anekdoten nicht, es enthält aber auch ein gut Stück wirklichen Theaterlebens; und zwar nicht Coulissenleben, sondern soziales. L'Arronge hat in den sieben Jahren, die er dem Theater angehört, Erfahrungen gesammelt, die unschätzbar sind, und er hat viele neue Ideen und vor allem ein warmes Herz für den Adepten der Bühnenkunst, den Schauspielerstand. Er ist nicht nur der einseitige Direktor, der vom Schauspieler alles verlangt, aber nichts dafür bietet, sondern er sucht die Schwachen überall zu stützen und materiell zu fördern."

Neue Badische Landes-Zeitung: „Alles in allem: seit langen Jahren ist kein Buch über unser Theaterwesen erschienen, das gleiche Beachtung verdient hätte, wie diese Schrift. Und da sie zugleich von der ersten bis zur letzten Seite amüsant und von drastischem Witze erfüllt ist, so wird sie diese verdiente Beachtung sicherlich auch finden."

Breslauer Zeitung: „... Ein Buch, in dem Adolf L'Arronge aus dem reichen Schatz der Beobachtungen und Erfahrungen seines der Bühnenkunst geweihten Lebens geschöpfte Erinnerungen, Rückblicke, Meinungen und Vorschläge vor dem deutschen Publikum ausbreitet. Und das deutsche Publikum wird ihm gern und aufmerksam zuhören. Denn es weiß, daß ein Mann zu ihm spricht, der als Bühnendichter und Bühnenleiter auf innigste mit dem Theater verwachsen ist. Und dieser Mann versteht überdies auf das anziehendste und feinfühligste zu plaudern und seine Darlegungen durch eine Fülle interessanter und charakteristischer Einzelheiten zu beleben. Seine Reformvorschläge werden manchen Widerspruch wecken; aber man wird stets in der Lektüre Anregung und Genuß finden."

Berliner Börsen-Zeitung: „Alle Gebildeten innerhalb und außerhalb Deutschlands werden den Inhalt des Buches sich gern zu eigen machen."

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Es giebt keine Frage des deutschen Theaters, die in dem Buche nicht ihre ebenso gründliche, wie geistvolle und originelle Erörterung findet. Jedoch auch die Form sichert der Schrift Beachtung, es ist eines der anregendsten, unterhaltendsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind; auf jeder Seite finden sich pikante und amüsante Details eingestreut und was die Hauptsache ist: diese Schilderungen aus dem modernen Theaterleben sind nicht bloß amüsant, sondern auch wahr."

Druck von W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2899.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 24. Juli 1897. | Nr. 30.

☞ An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Juli 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Das Adoptivkind
und andere Novellen.
Von F. Ottmer.

Inhalt: Das Adoptivkind. Die Blinde. Eine Mutter.

Ein Band. Groß 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Berliner Tageblatt vom 3. VII. 1896: „. . . . Ich darf wohl verraten, daß sich hinter dem Pseudonym die Gattin von Kurt Emil Franzos verbirgt. Die Geschichten „Das Adoptivkind" und „Eine Mutter" berichten mit reicher Phantasie das Schicksal zweier unglücklicher Frauen. Das Interesse wird durch beide „Fälle" stark angeregt. Dann kommt eine beachtenswerte Freiheit des Gedankens. Der Dialog ist frisch und natürlich, oft scharf, fein und geistreich . . ." (Felix Mauthner.)

Vom Fels zum Meer 1896, Heft 23. („Was wir lesen" von Anton E. Schönbach: „. . . . Aus Oesterreich kommt dieses Buch. Wurm' ich's nicht, es wäre an einer gewissen zarten Farbe des Ausdrucks zu merken. Kaum mag ich glauben, daß dieses Buch ein Erstling sein soll; der Stil zeigt ein gedämpftes Ebenmaß, das Übung und Schule verrät. Der letzte Eindruck ist der einer gesammelten Reife. Die Stoffe sind glücklich gegriffen. Die Verfasserin schreibt lebhaft und wirksam. Dieses Buch wird schwerlich ihr letztes bleiben."

Allgemeine Zeitung (München), 6. VI. 1896: „. . . . F. Ottmer vereinigt Reflexion mit scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken. Sie hat nichts Weibisches an sich, schrickt also nicht vor einem schwierigen Problem zurück, und überschreitet nicht die Grenzen der Weiblichkeit. Gerade in diesem Aufsuchen von Problemen liegt die Stärke der Schriftstellerin. . . . Die Verfasserin berechtigt zu schönen Erwartungen. Ihre feine Bildung, ihr scharfer Blick, ihre reine Lebensauffassung, ihre poetische Empfindung, Gestaltungskraft und Beherrschung der Sprache werden ihr sichere Fürsprecherinnen sein." (Prof. Dr. Ludwig Geiger.)

Neues Wiener Tagblatt, 31. V. 1896: „. . . . Die Eingeweihten wissen, wen das Pseudonym F. Ottmer decken soll. Und der Uneingeweihte erriet darin eine überlegene Frau, die Dame ist, Dame bis in die Fingerspitzen. Nie verliert sie sich in Einzelheiten: sie kennt keine schwächliche Sentimentalität: sie ist stark und liebt das Starke. Drum sagt sie, was sie sagen muß, mit Zartgefühl, doch ohne Prüderie. Das Tragische oder mindestens Dramatische ist ihr Gebiet. Man merkt es, die Psalle der Schreibenden klingen, ihre Worte jagen sind klopfender Herzen voll." . . .

Presse (Wien) vom 3. VII. 1896: „Die Probleme sind interessant und vortrefflich durchgeführt, die Sprache edel, der Gedankenführung gewiß" u. s. w.

Deutsches Zeitungsblatt (Berlin) vom 9. VIII. 1896: „Zwei Novellen und eine Studie machen den Inhalt dieses elegant geschriebenen, gut ausgestatteten Büchleins aus. Das Ganze hat etwas Vornehmes und Anziehendes, ist in großer Form vollendet, der Stil und ein feiner Eingehen auf das Problem geschrieben und wohlgelungen, daß man mit Spannung den ferneren Werken von F. Ottmer entgegensehen darf."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Norddeutsche Leute.
Novellen von Adalbert Meinhardt.

Inhalt: „De Hus is best." Auf dem Heidwigshof.

Ein Band. Groß 8°. Geh. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—.

Blätter für litterarische Unterhaltung (1 Jan. 1897): . . Es ist nicht Brillat, der nur diese Novellen diesen Namen erfand. Vermöge haben der Charaktere durchgang ein gewisses Etwas gemeinsam, was sie als Menschen eines Schlages erscheinen läßt, eben als Norddeutsche. Diese Eigenart, mit glücklicher Sicherheit erfaßt, ist mit bewußter Treue dargestellt und durchgeführt. Scheinbar harte, stürre, verschlossene Naturen zeichnet uns A. Meinhardt, Herzen, die nicht leicht zu entzunden sind. Um so nachhaltiger und rückhaltloser lieben sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Wahl traf. Auch der leise Humor, der über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: Die „Norddeutschen Leute" seien als gesunde, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen.

Hamburger Correspondent. (Nr. 1, 1897). . . . Zu jenen schriftstellernden Frauen, von denen jedes neue Buch von einem weiteren gesunden Bücherum zeugt, gehört Adalbert Meinhardt . . . Man muß der Kraft der Darstellung und Charakteristik wie der feinen Seelenmalerei volle Anerkennung zollen. Die Gegensätze, die ungemein zart und feucht angedeutet sind, finden hier auch eine harmonisch ausklingende Auflösung.

Heimgarten. (XX. 5): Die jugendliche Mutter und die heranblühende Tochter lieben denselben Mann — gewiß ein starker Conflikt, der auch energisch gelöst wird, in feiner und vornehmer Art. . . . Eine Schilderung des norddeutschen Wesens, der alles Bezeichnende ungemein fein und scharf wiedergiebt.

Il. Beiblatt zur Bergedorfer Gerold. (29 XII. 1896). . . . Die Novelle „De Hus is best" ist eine Perle deutscher Erzählungskunst und Tiefe des Problems, wie an Humor und Kunst der Charakteristik. Gleich wertvoll ist auch die zweite Novelle des Buches. Wohl macht „Henz Kirchner" das beste Buch, das A. Meinhardt bisher veröffentlicht hat.

Hannoverger Fremdenblatt. (25 Dez. 1896.) . . . wirkliche norddeutsche Leute, groß geworden in der kleinen Welt, die sie ihr Eigen nennen, darum eingeengt in ihren Ansichten und Anschauungen, rund nach außen, aber unter der unansehnlichen rauhschalte eine ein gesunder Kern, schlummert ein reiches Gemüt . . . Das Werk ist bestens empfohlen.

Bohemia. (8. März 1897.) . . . Die Verschiedenheit des Südens ist lauter, stürmischer, die des Nordens inniger, stiller, dauernder. Die Novellen behandelte diese Themen und stellen es an vier Frauenherzen dar. Beide sind mit großer Feinheit geschrieben, wenn sich bei einem Autor wie Meinhardt von selbst versteht.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Digitized by Google

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, noch Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litteror-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Ueberschau der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Lalstner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Ceforio. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Domenadenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Porobeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sullo Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ungermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilas Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutenant Burbo. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard**

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 2890.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allem Annoncenbureaus und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Glöyckl.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 24. Juli 1897. | Nr. 30.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Sozialismus und Individualismus. Von W. Kulemann. — Bemerkungen zur Moralpädagogik. Von M. Syrings. — Kommunalökonomische Ideen. Von Dr. L. Katzenstein. — Zur Volksschulreform-Bewegung. Von Dr. F. Haak. — Hamburger Arbeiterwohnungen. Von Prof. F. Tönnies. — Aus der ethischen Bewegung. — Bücherschau.

Sozialismus und Individualismus.

Von Landgerichtsrat W. Kulemann (Braunschweig).

Der frühere Herausgeber dieser Zeitschrift hatte mir vor einiger Zeit als Thema eines von ihm gewünschten Aufsatzes vorgeschlagen: „Die soziale Selbsterziehung". Vielleicht ist es übertriebene deutsche Gründlichkeit, wenn mir dabei der Zweifel aufstieß, ob nicht der Behandlung dieses pädagogischen Stoffes die Feststellung des Begriffes „sozial" vorangehen müsse. Aber ich glaube doch für diese Verschiebung des Themas außer der rein logischen Folgerichtigkeit auch noch andere Gründe geltend machen zu können, zumal wenn ich den, wie ich annehme, von Herrn Dr. F. W. Förster selbst herrührenden Leitartikel in Nr. 24. d. Bl. betrachte. Weshalb denn dieser Zorn über die Kathedersozialisten, der sich zu den nach meiner Kenntnis durchaus unzutreffenden Behauptungen versteigt, daß Delbrück das allgemeine Wahlrecht gegen Panzerschiffe feilbiete, und daß die Kathedersozialisten — denn diese sind doch wohl unter den „Hintermännern der staatlichen Sozialreform" gemeint — bei ihren Bestrebungen die Absicht verfolgten, das Aufsteigen der Arbeiterschaft aus ihrer bisherigen gedrückten Stellung auf ein höheres Niveau der Menschenwürde und Gleichberechtigung zu verhindern? Ich stimme aus vollem Herzen damit überein, in dieser Erhebung auf ein höheres Kulturniveau das letzte und wichtigste Ziel der ganzen sozialen Thätigkeit zu sehen, mag sie vom Staate oder von Einzelnen, insbesondere von der Arbeiterklasse selbst, ausgehen; aber der Herr Herausgeber möge mir verzeihen, wenn ich die Behauptung, daß die Kathedersozialisten hier auf einem grundsätzlich anderen Boden ständen, für durchaus irrtümlich und geeignet halte, das im höchsten Grade notwendige Zusammengehen aller derer, die gegen den engherzigen Klassenegoismus der Besitzenden ankämpfen und für die Arbeiterschaft günstigere Lebensbedingungen auf materiellem und ideellem Gebiete zu erringen suchen, zu erschweren. Grade aus diesem Grunde, weil es die oberste Bedingung eines Erfolges in diesem Kampfe ist, daß diejenigen, die nach ihrer Grundanschauung Bundesgenossen sein sollten, sich soweit wie möglich mit einander verständigen und es lernen, untergeordnete Meinungsverschiedenheiten zurückzustellen, scheint mir das allgemeine Thema „Sozialismus" sehr geeignet; handelt es sich doch in der That um die Feststellung eines im heutigen Sprachgebrauche noch durchaus schwankenden Begriffes.

Nun ist ja zweifellos der Soziatismus der Gegensatz zum Individualismus. Beide Begriffe beziehen sich auf das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Gesamtheit und den von ihr in Staat, Gemeinde, Familie u. s. w. geschaffenen Organisationen. Je nachdem man in diesem Verhältnisse mehr die Selbständigkeit des Einzelnen oder mehr das übergreifende Recht der Gesamtheit betont, ist man entweder Individualist oder Sozialist.

Daraus ergiebt sich nun aber zunächst ganz klar, daß die beiden Begriffe nicht absolute, unvereinbare und sich gegenseitig ausschließende, sondern lediglich relative, d. h. Richtungsgegensätze sind, wie warm und kalt, rechts und links, positio und negatio. Es giebt also bei ihnen einen Nullpunkt, und ebenso wie ein bestimmter Punkt einer Linie von einem andern aus gesehen rechts, von einem dritten aus dagegen links erscheint, so kann von einer gegebenen Entwickelungsstufe aus eine Änderung als individualistisch, von einer anderen als sozialistisch zu bezeichnen sein.

Endlich aber sind doch beide Arten der Gestaltung nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um den letzten Zweck des menschlichen Daseins, also die Ausbildung des Einzelnen zu einer voll entwickelten Persönlichkeit zu erreichen. Dieses Ziel aber ist ein pädagogisches, und deshalb muß Jeder, der es verfolgen will, die oberste Regel der Erziehung im Auge behalten, daß sie sich anzupassen hat an die Individualität und die Entwicklungsstufe des zu Erziehenden. Wenn deshalb Schmoller auf dem Kongresse des Vereins für Sozialpolitik in Frankfurt, dem auch ich beiwohnte, die ihm zur Last gelegte Aeußerung that, die im wesentlichen darauf hinaus läuft, daß die deutschen Arbeiter heute für das in England bestehende Maß von Koalitionsfreiheit noch nicht reif seien, so teile ich freilich diese Anschauung nicht, bin vielmehr der Ansicht, daß gerade die Einräumung einer solchen Rechtsstellung das beste Mittel wäre, die vielleicht heute noch fehlende Entwicklungsreife zu vollenden, und daß das Staatsgefüge stark genug ist, mäßige Erschütterungen, die gewisse Ausschreitungen hervorrufen könnten, zu ertragen, aber ich kann nicht anerkennen, daß Schmoller mit seinem abweichenden Urteile auf einem prinzipiell verschiedenen Boden stände.

Wenn in dem bezeichneten Artikel die Forderung einer staatlichen Arbeitslosenversicherung mit der Begründung bekämpft wird, daß eine solche Versicherung den Gewerkvereinen vorzubehalten sei, da die letzteren ohne dieselbe zu keiner gedeihlichen Entwicklung zu gelangen vermöchten, so ist das zweifellos ein sehr beachtenswerter Gesichtspunkt, von dem ich zugebe, daß er seitens der arbeiterfreundlichen Kreise, von denen jene Forderung ausgeht, noch nicht ausreichend gewürdigt ist. Aber wenn der Gedankengang weiter dahin ausgeführt wird: „ohne Arbeitslosenversicherung kein Wachstum der Gewerkvereine — ohne Gewerkvereine keine Erziehung der Massen zur Demokratie", so kann man doch den Zweifel aufwerfen, ob denn diese Erziehung zur

Demokratie das oberste Ziel sei. Ich glaube keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich dies Ziel sehe in der bereits erwähnten Entwicklung möglichst aller Menschen zur vollen Persönlichkeit. Ist aber das richtig, so ist die Entscheidung in dem Streite zwischen Demokratie und Aristokratie davon abhängig, welche dieser beiden Formen der Erreichung jenes Zieles am förderlichsten ist. Gewiß ist hierzu die reine Aristokratie nicht geeignet, denn sie begünstigt die Entwicklung Einzelner auf Kosten der großen Mehrzahl, und wenn Nietzsche dies für den einzigen Weg des Fortschrittes hält und der Masse nur die Bedeutung zuerkennt, ein Sprungbrett für die wenigen hervorragenden Geister zu bieten, so scheint mir das aus dem Grunde verkehrt, weil auf dem Gebiete der geistigen Entwicklung Niemand den Andern zu beschränken braucht und eine Konkurrenz, wie im wirtschaftlichen Leben, die das Emporsteigen des Einen nur auf Kosten der Übrigen gestattet, nicht stattfindet. Aber trotzdem ist m. E. die Demokratie nicht die einzig berechtigte Form, sondern muß ihre Ergänzung finden durch die Aristokratie, ebenso wie die Natur Wärme und Kälte nötig hat und keine von Beiden entbehren kann.

Die Lösung scheint mir zu liegen in dem entwickelungsgeschichtlichen Prinzipe, welches auf dem soeben abgehaltenen evangelisch-sozialen Kongresse in Leipzig von Schmoller in der Nutzanwendung auf die Mittelstandsfrage vertreten wurde, aber keineswegs von ihm zum ersten Male aufgestellt ist. Die Kultur-Entwickelung der Menschheit vollzieht sich nicht in der Weise, daß gewissermaßen das ganze Niveau wie eine einheitliche Linie oder Fläche sich höbe, sondern nur so, daß zunächst einzelne Klassen emporsteigen und eine herrschende Stellung erringen, bis nach und nach auch die übrigen folgen. Dabei ist auch ein Zurücksinken einzelner Klassen von einer bereits erreichten auf eine tiefere soziale Stufe nicht ausgeschlossen, wenn gleichzeitig eine andere Klasse emporsteigt und die erste ablöst. Das beobachten wir augenblicklich bei den Handwerkern, von denen gewisse Gruppen gegenüber den veränderten Existenzbedingungen sich nicht zu behaupten vermögen, während dagegen die höheren Schichten der Arbeiterschaft in den Mittelstand emporsteigen. Also soziale Differenzierung — das ist das Entwickelungsprinzip. Und schließlich ist dies ja nur die Anwendung eines allgemeineren Prinzipes auf das soziale Gebiet. Die ganze Kulturentwickelung vollzieht sich nach dem Grundsatze der Differenzierung. Kann man in der Tierwelt auf den niedrigeren Stufen das einzelne Tier nur als Exemplar der Gattung ansehen, so tritt auf den höheren Stufen immer mehr der Typus zurück hinter der Individualität. Noch entschiedener zeigt sich das im Menschengeschlechte.

Nun sind gewiß soziale Differenzierung und aristokratische Gesellschaftsform nicht identische Begriffe, aber sie haben doch eine gemeinschaftliche Unterlage. Je mehr ein Individuum kraft seiner natürlichen Tüchtigkeit sich über die Masse erhebt, um so näher liegt es, in der Besorgung der für alle gemeinsamen Angelegenheiten ihm einen hervorragenden Einfluß einzuräumen. Andererseits können die Kräfte nur wachsen durch Bethätigung; deshalb darf man auch dem minder Veranlagten nicht die Möglichkeit verschließen, an der Leitung des Staates teilzunehmen. Wir finden also auf sozialem Gebiete nur eine Bestätigung des allgemeinen Satzes, daß das Leben sich nicht gestalten läßt nach einem einheitlichen Prinzipe, sondern daß die Forderungen, wie sie von Vertretern der verschiedenen Richtungen ausgebildet sind, in's Extrem getrieben ausnahmslos unrichtig werden. Die aura mediocritas ist bei Licht besehen doch nicht bloß eine Philosophie der Mittelmäßigkeit und Schlaffheit, sondern der wissenschaftliche Ausdruck für die Unfähigkeit des Menschen, sich aus seiner Beschränkung zu einem Erfassen des Weltganzen zu erheben. —

In den Augen vieler Leser habe ich mich gewiß von meinem Thema, dem Sozialismus, recht weit entfernt. Dem gegenüber darf ich an meinen Ausgangspunkt erinnern, daß Sozialismus und Individualismus sich beziehen auf die Verteilung der Befugnisse zwischen den Einzelnen und der Gesamtheit bei der Ordnung der Lebensverhältnisse. Nun wird man offenbar auf einer Kulturstufe, auf der sich der Eine nicht wesentlich über den Andern erhebt, weniger Veranlassung haben, den Einzelnen in der Entfaltung seiner Kräfte zu beschränken, als wenn das unbestrittene Uebergewicht gewisser Klassen oder Personen jenen ein natürliches Anrecht auf eingreifende Gestaltung der alle berührenden Angelegenheiten gewährt. Ebenso bedeutungsvoll ist die Stufe der Kulturentwicklung für das Verhältnis zwischen Individualismus und Sozialismus unter einem anderen Gesichtspunkte. Sind nämlich die Beziehungen der Menschen unter einander noch einfach und wenig entwickelt, so ist es einerseits leichter möglich, in sie durch staatliche Regelung einzugreifen, andrerseits aber liegt ein Bedürfnis dazu in geringerem Grade vor. Beides ändert sich in der modernen Gesellschaft. Einerseits bringt die unendlich gesteigerte Mannigfaltigkeit der Beziehungen die Möglichkeit von Störungen sehr viel näher und vermehrt die Notwendigkeit einer Ordnung und Regelung, andererseits steigert diese Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der Beziehungen die Schwierigkeit einer solchen Regelung ganz ungemein. Sobald aber ein derartiger Versuch sich als unvollkommen erweist und zu Störungen führt, die man nicht im voraus berechnet hatte, erhält die Opposition gegen jeden staatlichen Eingriff und der Gedanke neue Nahrung, daß der ganze Gesellschaftsprozeß sich besser abwickeln würde, wenn man die in ihm thätigen natürlichen Kräfte frei schalten und gewähren ließe. Das Richtige und praktisch Mögliche liegt auch hier in der Mitte.

Zum Schlusse noch ein Wort über die schon im Eingange berührte besondere Form des Sozialismus: den Kathedersozialismus. Es ist m. E. verfehlt, ihn als eine einheitliche Richtung zu behandeln; die Antipoden Schmoller und Brentano fallen beide unter diese Bezeichnung. Das einzige gemeinsame Bestimmungsmoment liegt in der Auffassung, daß die in der breiten Masse der Bevölkerung bestehenden Zustände der Aenderung dringend bedürftig seien, und daß es unter die Aufgabe der Wissenschaft falle, über den Weg der Besserung nachzudenken. Also: Hebung der sozialen Lage der Arbeiterklasse, das ist der einzige Programmpunkt des Kathedersozialismus. Ihm wird auch der Verfasser des von mir angegriffenen Artikels seine Zustimmung nicht versagen. Wenn er den Kathedersozialismus bekämpft und sich auf die Seite der manchesterlichen Auffassung stellt, so dürfte dabei ein Mißverständnis obwalten. Gewiß ist Manchestertum der logische Gegensatz zum Kathedersozialismus, weil es irgendwelches Eingreifen in die wirtschaftlichen Verhältnisse ablehnt und Alles der natürlichen Entwicklung überlassen will. Aber zu diesen abgelehnten Maßregeln gehört auch die gesetzliche Schaffung von Organisationen der Arbeiter oder von Formen zum Ausgleiche entstehender Streitigkeiten, ja sogar der Erlaß von Gesetzen, welche die Eigenkraft des Arbeiterstandes im Verhältnisse zum Kapital und Unternehmer erhöhen. Diese Auffassung bekämpft der Kathedersozialismus, aber seine Vertreter gehen in ihren Ansichten auseinander, sobald es sich um den Weg handelt, Besserung zu schaffen. Die Einen wollen dadurch helfen, daß sie das Defizit der Eigenkraft des Arbeiters ersetzen aus dem großen Reservoir der Staatsgewalt, die Andern lehnen dies ab und glauben das Defizit ergänzen zu können durch Organisation. Die erste dieser Richtungen ist die staatssozialistische, die zweite die gewerkschaftliche. Der Kathedersozialismus umfaßt beide.

Ich persönlich stehe der gewerkschaftlichen Richtung näher, als der staatssozialistischen, aber ich halte auch hier

an der oben entwickelten Grundanschauung fest, daß keine von beiden ausschließlich berechtigt ist. Gewiß soll man zunächst versuchen, im Wege einer Stärkung der eigenen Kraft der Arbeiterklasse sie zu befähigen, ihren wirtschaftlichen Gegnern selbst das Gegengewicht zu halten. Aber ich halte es doch für sehr wahrscheinlich, daß dies für sich allein nicht genügt. Gesetzt aber, diese Voraussetzung erwiese sich durch die Erfahrung, die man auf dem Boden der gewerkschaftlichen Richtung selbst bei voller gesetzlicher Entwickelungsfreiheit machte, als zutreffend, vielleicht gerade deshalb, weil unter dem bisherigen Drucke die Kräfte sich nicht haben ausreichend entwickeln können — soll man dann sagen: es thut uns leid, aber das Prinzip gestattet nicht, daß wir weiter gehen? Das würde ich für ebenso unrichtig halten, als wenn ich einem Ertrinkenden deshalb ruhig zusehen wollte, weil ihm ja freisteht, sich durch Schwimmen zu retten. Hat er das bisher noch nicht gelernt, so werde ich dahin wirken, daß er es für die Folge thut, aber solange er es nicht gethan hat, muß ich ihm meinerseits Hilfe leisten.

Wie ich schon im Eingange betonte, ist auf diesem Boden sehr wohl eine Verständigung der beiden verschiedenen Richtungen möglich. Jedenfalls wäre es im höchsten Grade bedauerlich, wenn man trotz des gemeinsamen Zieles, der Arbeiterklasse zu helfen, sich nur deshalb befehdete, weil man über den Weg verschiedener Ansicht ist. Leute, wie Stumm, wollen das Gegenteil dieses Zieles; sie erstreben nichts wenigee, als die Demokratie, sondern deren gerades Gegenteil, das persönliche Gewaltverhältnis des Unternehmers über den Arbeiter in einer Form, die durch den patriarchalischen Anstrich nicht darüber zu täuschen vermag, daß ihr Grundgedanke lediglich auf dem „Willen zur Macht“ beruht. Nicht eine Hebung der Arbeiterklasse zu der Stellung sittlich verantwortungsvoller Menschen und nützlicher Staatsbürger ist das Ziel, sondern ihre Erhaltung auf dem Zustande der Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit. Ist das ein Standpunkt, der die Billigung oder auch nur mittelbare Unterstützung eines Vertreters der Kulturentwickelung verdient? Ihn zu bekämpfen, muß das gemeinsame Ziel aller derjenigen sein, die im edelsten Sinne sozial denken, ein Ziel von so hoher Bedeutung und so großer Schwierigkeit in seiner Erreichung, daß es unbedingt geboten ist, ihm gegenüber alle Meinungsverschiedenheit über den geeignetsten Weg zurückzustellen.

Bemerkungen zur Moralpädagogik.

Von M. Springer (Berlin).

Man hat von orthodoxer wie freireligiöser Seite wiederholt auf die Schwierigkeiten hingewiesen, welchen der Erzieher begegnet, wenn er ohne die Beihilfe des Begriffes eines persönlichen Gottes Kinder richtig leiten und sie zu sittlichen Persönlichkeiten heranbilden wolle, und die Erfahrung rechtfertigt diese Bedenken in umfassendem Maße. Es ist so einfach, ein Kind zu erziehen unter Hinweisen wie: „der liebe Gott hört und sieht alles, was du thust; das und das verlangt er von dir; dies und jenes verbietet er; wenn du ihm ungehorsam bist, betrübst du ihn; dann hat er dich nicht mehr lieb, sondern straft dich ꝛc.“ Dagegen ist es fast unmöglich, einem Kinde klar zu machen, daß es das Gute um des Guten willen lieben, das Böse um des Bösen willen hassen soll; und mitunter ist der Erzieher, der selbst noch mit Hilfe der alten Anschauungen erzogen worden, geradezu in Verlegenheit, wie ee dem Kinde begreiflich machen soll, daß es dieses und jenes zu meiden, anderes zu thun habe. Wenn man ein Kind zu der Einsicht bringen kann, daß durch sein Verhalten Andree geschädigt oder gefördert werden, dann ist es ja verhältnismäßig leicht, das gewünschte Ziel zu erreichen; aber wenn das Verhalten des Kindes in keinem Zusammenhange zu andern Menschen steht, und wenn die guten oder schlechten Folgen für das Kind selbst auch nicht handgreiflich daliegen, dann treten die oben erwähnten Schwierigkeiten ein.

Was nun thun? Zurück zum alten System und mit einem Begriff, der für den Erzieher keinen Inhalt mehr hat, hantieren, kann er nicht, wenn er nicht mit seinem eigenen Innern in Widerstreit geraten will. Da heißt es also neue Hilfsmittel auffinden, neue Fassungen erzieherischer Grundgedanken gewinnen. Zu diesen gelangen wir hauptsächlich dadurch, daß wir nachforschen, was denn das im Gottesbegriff Beeborgenliegende ist, dem die Kindesseele sich beugt, ferner dadnech, daß wir dem Kinde klar machen, daß stets zwei seine Handlungen sehen: sein gegenwärtiges und sein zukünftiges Ich, und endlich dadurch, daß wir es zur — Selbstliebe erziehen.

Halten wir uns zunächst bei dem ersten dieser drei Punkte auf. Natürlich hat das Kind so wenig wie der Erwachsene einen durchweg klaren Gottesbegriff. Gott lebt in seiner Vorstellung dunkel als ein allsehendes und allmächtiges Wesen, das immer und überall ist, dessen Forderungen klar und bestimmt festgesetzt sind und für alle gelten, gegen welche kein Einzelner sich auflehnen kann. Wee mit Kindern umzugehen hat, der wird nun bald die Erfaheung machen, daß ein ähnlicher Druck von der Allgemeinheit, der Welt, auf die Kindesseele ausgeübt wird. „Man darf das nicht thun“, „das schickt sich nicht“, „niemand benimmt sich so“ und ähnliche Aeußerungen haben eine ähnliche Wirkung auf die Kinderherzen wie der Hinweis auf die Gebote oder Verbote Gottes. Freilich kann hier nicht von einem allsehenden Auge die Rede sein; aber das Kind hat doch das unbewußte Bestreben, sich in Einklang mit der Allgemeinheit zu setzen. Was die Welt thut, was „man“ thut, ist Norm; dagegen giebt es kein Auflehnen; dabei braucht man kein Warum?' zu fragen; es ist etwas Allgiltiges, ein kategorischer Imperatio.

„Aber der große Vorzug einer vom Gottesbegriffe ausgehenden Erziehung“, höre ich einwenden, „ist eben der, daß das Kind sich beständig unter dem allsehenden Auge Gottes weiß.“ Ich möchte bezweifeln, daß dies ein so ganz besonderer Vorzug ist. Es mutet mich genau so komisch an, wie wenn man die beständige Aufsicht und Begleitung eines Kinderfräuleins als besonderen Vorzug der modernen Erziehung preist. Von sittlicher Selbstentscheidung, von freier sittlicher Entwicklung ist unter solch polizeilicher Aufsicht keine Rede; und ebenso wenig ist dies der Fall, wenn man sich stets unter dem Argusauge einer dämonischen Macht wähnt. „Ich lasse Euch absichtlich allein ausgehen“, sagte einst eine englische Pensionsvorsteherin zu ihren Schülerinnen, „damit Ihr Eure Freiheit richtig zu brauchen lernet, und gebe Euch nur das eine als Geleitwort mit: Ein Mädchen ist niemals allein, wenn Ehrgefühl mit ihr geht.“ Ähnlich möchte ich sagen — und ich glaube, es läßt sich auch schon Kindern begreiflich machen — daß der Mensch eigentlich nie allein ist, daß zwei immer mit ihm gehen, die seine Thaten sehen und richten: Keine fremde, dunkle Macht, sondern er selbst, wie er jetzt ist und wie er sein wird. Er selbst wie er jetzt ist — ja, auch in der Gegenwart ist der Mensch sein Kläger und Richter. Sollte es nicht möglich sein, auch einem Kinde recht deutlich zu machen, daß es bei schlechten Handlungen sofort mit sich selbst unzufrieden sein wird und seine Ruhe verliert, auch wenn kein Mensch, kein Gott es sieht? Aber noch mehr! Da ist noch jener andre, jener zukünftige Mensch. Mit der Gegenwart ist's nicht abgethan, auch mit einem Eingestehen der Schuld, einem Bereuen nicht; denn die Erinnerung an dieselbe wied immer mit herumgetragen, um noch nach langen Jahren uns mit Beschämung zu erfüllen oder mit Erbitterung gegen jene ersten Schritte auf einer abwärts führenden Bahn. Wenn einmal etwas gefürchtet werden soll — das wäre zu fürchten!

Digitized by Google

Und wenn etwas geliebt werden soll, so wäre es das eigene Ich. „Eine Predigt des Egoismus!“ Jawohl! Was liebt der Mensch nicht alles! Luxus und Zerstreuungen, Müßiggang und Arbeit, so und so viele andre Menschen, an deren Urteil ihm so unendlich viel gelegen ist. Nur sich selbst liebt er nicht genug, um etwas auf sein eigenes Urteil zu halten; nur sich selbst liebt er nicht genug, um sich die Mühe zu nehmen, etwas Tüchtiges aus seinem Ich zu machen! Man darf es Kindern wohl sagen, daß sie sich selbst so viel wert sein dürfen, um einiges Nachdenken, etwas Zeit und Mühe auf ihren innern Menschen zu verwenden. Zuerst machen sie zwar bei einer solchen Eröffnung gar große Augen, versuchen wohl mitunter ein spöttisches, überlegenes Lächeln aufzusetzen; aber unwillkürlich werden sie doch zum Nachdenken gereizt; und wenn man ihnen zeigt, daß es in ihre Hand gegeben ist, dies oder das aus sich zu machen, und daß, wenn sie etwas Tüchtiges aus sich gemacht haben, sie sich dereinst sagen können: „Es war meine freie That“, da erwacht doch mitunter der schöne Wunsch, den Versuch zu wagen.

Natürlich wollen derartige Belehrungen nicht wie das Dessert zu jeder Mahlzeit aufgetragen sein. Sie müssen der Zeit und dem Charakter angepaßt werden und bald in dieser, bald in jener Form auftreten. Im Grunde aber enthalten sie fast alle jene lebenskräftigen Keime, die im Gottesbegriffe liegen; und wo sie auf andauernd dürren, unfruchtbaren Boden fallen, da würden wohl auch die aus dem Gottesbegriffe abgeleiteten Belehrungen und Ermahnungen keine blühenden Saaten aufsprießen machen.

Nationalökonomische Ideen.

Von Dr. L. Katzenstein (Berlin.)

(Schluß.)

Der Unternehmer hat heute einen schweren Stand. Alle Mächte des Himmels und der Hölle haben sich verschworen, seine Existenz zu vernichten. Die zunehmende Ausdehnung des Marktes läßt in den entlegensten Winkeln der Erde gefährliche Konkurrenten entstehen, und als Glied der Weltwirtschaft trifft sein schuldloses Haupt jede Störung oder jede Krise, die ein Teil derselben erleidet. Machtlos steht er dem Wellenschlage des Weltmarktpreises gegenüber, der oft genug die Früchte seiner Arbeit hinwegschwemmt. Die Aufgabe, seinen Produkten einen lohnenden Markt zu sichern, stellt immer höhere Anforderungen an seinen Unternehmungsgeist, seine Thatkraft und an seine Intelligenz. Sie gönnt ihm keinen Augenblick sorgloser Ruhe, sie verlangt, daß er stets mit den stolzesten Tugenden kraftvoller Männlichkeit gerüstet sei. Es ist eine Aufgabe, von deren treuer Erfüllung das Gedeihen der gesamten Volkswirtschaft abhängt, und es ist deshalb eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade unser Staat, der mehr als jeder andere einer leistungsfähigen Volkswirtschaft bedarf, die Erfüllung jener Aufgabe erschwert, statt sie zu erleichtern. Der Staat bemüht sich, veraltete Betriebsformen durch seine Gesetzgebung zu konservieren, er setzt Prämien auf Unfähigkeit, Trägheit und Rückschritt, und er sucht den Fortschritt der Industrie, der auf ihrer Anpassungsfähigkeit an neue Formen der Technik und des Bedarfs beruht, nach allen Richtungen hin zu hemmen. Die moderne Technik begünstigt die Entwickelung der Großindustrie, die mit dem Absatz ihrer Produkte auf den Weltmarkt angewiesen ist. Sie bedarf starker und kaufkräftiger Nationen als Abnehmer ihrer Produkte, und es ist daher gegen ihr Interesse, wenn der Staat sich bemüht, durch Schutzzölle und Zollkriege die Kaufkraft dieser Nationen zu schwächen. England, dessen wirtschaftliche Leistungsfähigkeit die aller anderen Völker überragt, ist der beste Kunde des exportierenden Deutschlands, und seine Konkurrenz ist ein steter Antrieb für die Schaffenslust und den Erfindungsgeist unserer Industrie. Wir können nur von der Stärke und nicht von der Schwäche fremder Nationen leben; denn in der Weltwirtschaft, die sich immer mehr zu einem einheitlichen Organismus ausbildet, ist jedes Glied in Gesundheit und Krankheit, in Freude und Leid mit allen anderen auf das Innigste verbunden.

Der Charakter der Volkswirtschaft und die Stellung, welche der Unternehmer in derselben einnimmt, ändern sich mit der Technik der Produktion und des Verkehrs. Eine gedeihliche Entwickelung der Volkswirtschaft ist nur möglich, wenn der Unternehmer die Erfindungen der Technik zu benutzen vermag. Es ist oft mit großen Verlusten verknüpft, alte Betriebsformen in neue zu verwandeln, und nur eine kapitalkräftige Großindustrie kann den Forderungen der Technik in jedem Augenblick nachkommen. Die Großindustrie ist daher das Lebenselement der heutigen Volkswirtschaft, und wenn der Staat sie zu Gunsten der Kleinindustrie schädigt, so verletzt er damit die edelsten Teile des volkswirtschaftlichen Organismus. Die Pflicht des Staates wäre es, die mit großen Opfern verknüpften Uebergänge von einer alten zu einer neuen Technik mit allen möglichen Mitteln zu erleichtern, statt sie zu erschweren. Betriebsformen, deren Technik keine Lebenskraft mehr besitzt, lassen sich durch Gesetze nicht länger konservieren, und der Staat, der es versucht, begeht in guter Absicht einen heillosen Betrug, und indem er Hilfe verspricht, die er nicht zu bringen vermag, nimmt er seinen Opfern jede Energie, sich den neuen Formen der Technik anzupassen. Er weiht sie damit, sich und Allen zum Schaden, einem unvermeidlichen Untergang.

Der Unternehmer der Großindustrie kann auch am besten die sozialen Pflichten erfüllen, welche Staat und Gesellschaft ihm auferlegen. Je größer die Unternehmung wird, desto mehr deckt sich das Interesse der Privatwirtschaft mit dem der Volkswirtschaft. Der Unternehmer der Großindustrie sieht ein, daß es eben so sehr in seinem eigenen privatwirtschaftlichen Interesse liegt, wie in dem der Volkswirthschaft, die Leistungsfähigkeit seiner Arbeiter durch sorgfältige Pflege ihrer körperlichen und sittlichen Gesundheit zu erhöhen. Es liegt in seinem Interesse wie in dem der Volkswirtschaft, die Arbeitszeit des einzelnen Arbeiters so weit zu verkürzen, daß ihm zur Erfüllung seiner Pflichten als Mitglied des Familien- und des Staatsverbandes hinlängliche Muße bleibt. Es liegt in seinem Interesse wie in dem der Volkswirtschaft, dem Arbeiter für tüchtige und gewissenhafte Arbeit einen Lohn zu zahlen, der ihm die Entwickelung seiner produktiven Kräfte ermöglicht, und der für den anständigen Unterhalt seiner Familie ausreicht. So sichert er sich einen Stamm von Arbeitern, mit deren Hilfe er getrost allen Stürmen einer bewegten Zeit begegnen kann. Der Unternehmergewinn aber, der so viel angefeindet und gelästert wird, erhält eine glänzende Rechtfertigung, wenn er nicht mehr den persönlichen Interessen des Unternehmers dient, sondern zur Verbesserung und Vergrößerung eines Betriebes verwendet wird, dem die Interessen der Volkswirtschaft ebenso heilig sind, wie seine eigenen privatwirtschaftlichen Interessen. Damit wäre auch dem Sozialismus, der heute zu den Mächten gehört, die dem Unternehmer das Leben so sehr erschweren, der Boden, in welchem seine Existenz wurzelt, entzogen.

Wüßte ich nicht, daß der Weg zur Hölle des Wahnes mit guten und schlechten Definitionen gepflastert ist, so würde ich die theoretische und praktische Nationalökonomie als die Psychologie und Pädagogik der innerhalb einer Volksgemeinschaft in Wirksamkeit gesetzten wirtschaftlichen Kräfte bezeichnen. Nachdem die Psychologie das innere Wesen dieser Kräfte erforscht hat und die Gesetze ihrer Wirksamkeit klargelegt, nachdem sie gezeigt hat, welche Verbindungen sie einzugehen suchen und welchen Platz sie im Zusammenhang der Volkswirtschaft einnehmen, sucht die Pädagogik zu lehren,

Digitized by Google

wie sie durch sorgfältige Leitung den höheren Zwecken der menschlichen Gesellschaft zu unterwerfen sind, wie sie aus dem Reich der Willkür und der Roheit in das Reich des Gesetzes und der Kultur geführt werden: die Pädagogik erzählt, wie im Laufe der Zeiten die wirtschaftlichen Kräfte erzogen sind, wie sie humanisiert wurden und welche Aufgaben in dieser Beziehung an die heutige Volkswirtschaft zu stellen sind.

Je weiter sich die wirtschaftliche Kultur der Menschen entwickelt, um so gewaltiger werden die Kräfte, die sich ihrer Verwendung darbieten, die sie in den Haushalt des Volkes einfügen muß, indem sie ihrer Wirksamkeit Maß und Ziel setzt. Wie jede Elementarkraft üben sie, solange sie sich selbst überlassen sind, eine zerstörende Wirkung aus. Will sich der Mensch ihnen gegenüber zu erhalten suchen, so muß er sie zum Gehorsam zwingen und sie zu einer solchen Thätigkeit erziehen, daß sie neben einem Minimalschaden einen Maximalnutzen hervorbringen.

Man darf sich nur nicht verhehlen, daß die Aufgabe, welche dem Menschen mit der Erziehung der wirtschaftlichen Kräfte gestellt wird, immer schwieriger wird, weil deren Wirksamkeit intensiv und extensiv in stetiger und steigender Progression wächst. Diese Aufgabe stellt immer höhere Anforderungen an das Ethos im Menschen, sie verlangt eine immer zunehmende Konzentrierung und Anspannung aller sittlichen Kräfte, wenn sie gelöst werden soll. Soweit die sittliche Kraft des Menschen aber der wirtschaftlichen Kraft an Energie nachsteht, soweit bewahrt die letzte ihre elementare Rohheit, mit der sie wie die Sturmflut die Stätten menschlicher Kultur verwüstet.

Die Kräfte, die einmal in dem natürlichen Entwicklungsprozeß der Wirtschaft entstanden sind, lassen sich nicht ignorieren, verdammen oder wieder in das Nichts zurückführen. Wie sie notwendig entstehen mußten, so sind sie auch ein Teil der Natur aller Dinge geworden. Mit ihrer gewaltsamen Unterdrückung würde man die Entwicklung der Volkswirtschaft hemmen und damit ungezählte Keime neues Lebens ersticken. Aus ihrer Existenz erwachsen dem Menschen neue und größere Pflichten und er muß, will er ihre höhere Produktivität beherrschen, ethisch leistungsfähiger werden. Mit dem Fortschritt der Wirtschaft muß sich daher auch die ethische Kraft des Menschen entwickeln, damit er ihm zum Heil und nicht zum Verderben gereiche. Niemals aber hat man das Recht eine wirtschaftliche Kraft, die mehr Schaden als Nutzen stiftet, zu verwünschen und niemals erreicht man seinen Zweck, wenn man sie fesselt, verstümmelt oder zerstört, immer aber kann man in diesem Falle behaupten, daß der Mensch den sittlichen Anforderungen, welche ihre Erziehung an ihn stellt, nicht genügt.

In dem wirtschaftlichen Fortschritt liegt also unmittelbar ein Zwang zur ethischen Erziehung des Menschengeschlechts und er offenbart die Bedeutung der ethischen Kultur.

Nichts ist heute für den Einzelnen gefährlicher als die Isolierung und nichts notwendiger als der soziale Zusammenschluß. Gegenüber den Mächten, welche den Weltmarkt beherrschen, ist dem Einzelnen die Entscheidung über sein eigenes Geschick genommen. Er produziert die Ware, aber die Bestimmung ihres Wertes liegt völlig außerhalb seiner Gewalt. Indem der Markt die Tauschwerte seiner Waren und seines Besitzes ändert, trifft die Gesellschaft eine tief eingreifende Verfügung über sein Privatvermögen. Die Wertbestimmung unseres Vermögens hängt nicht von unserem Ermessen, sondern von dem Zusammentreffen der verschiedensten sozialen Faktoren ab. Was wir heute als den Hauptstamm unseres Vermögens schätzen, kann morgen durch eine Aenderung der Marktlage wertlos werden. Es kommen täglich Expropriationen vor, bei denen wir garnicht um unsere Meinung gefragt werden und bei denen von Entschädigung keine Rede sein kann.

So fährt z. B. der sinkende Marktpreis des Getreides häufig zum völligen Verlust der Grundrente, sodaß eine fernere Bebauung des Bodens sich nicht mehr lohnt. Während er aber für die Privatwirtschaft wertlos wird, behält er seinen Wert als Getreideland für die Volkswirtschaft, die schließlich durch den Staat dafür sorgen muß, daß der Boden nicht unbebaut bleibt. Die Volkswirtschaft hat ein bleibendes Interesse an der Kultur des Ackerbodens und an der Erhaltung des landwirtschaftlichen Gewerbes. Sie hat aber kein bleibendes Interesse an der Erhaltung des Privateigentums, sobald dieses auf den Besitzer einen Anreiz zur Bewirtschaftung nicht mehr ausübt.

Die Landwirtschaft ist deshalb in so gefährlicher Lage, weil ihr das einzige Schutzmittel gegen die Tyrannei des Weltmarktes fehlt. Dieses Mittel bezweckt die Aufhebung der Isolierung durch Zusammenschluß sämtlicher Berufsgenossen, um die Produktion und den Absatz zu regeln. Alle die mannigfaltigen Formen der Unternehmerverbände, wodurch die Industrie ihren Bestand gegen sinkende Preise zu sichern sucht, sind der Landwirtschaft versagt. Die Anzahl der Landwirte ist zu groß, um sie in einem Kartell zu vereinigen. Sie sind über ein weites Gebiet verstreut, während das Kartell lokalisiert werden muß. Ihr Betrieb ist aus verschiedenen Produktionsarten zusammengesetzt, während das Kartell nur eine einheitliche spezifische Produktion umfassen kann. Weil den Landwirten in dieser Weise die Rettung durch Kartellierung versagt ist, erwarten sie in allen Ländern Hilfe vom Staat. Sie streben nach dem Besitz der politischen Macht um vermittels derselben ihre eigenen Interessen zu fördern.

Je weiter sich die Volkswirtschaft ausdehnt und je bedeutender ihre Interessen werden, um so gefährlicher wird jede Art Gesetzlosigkeit, Unordnung, Unstetigkeit und Unsittlichkeit, die sich in ihrem Bereich geltend macht. In kleineren Verhältnissen treten die Folgen derselben nicht in so furchtbarer, erschütternder Gewalt auf, erstrecken sich nicht auf so weite Kreise und bedrohen nicht so wertvolle Güter wie heute. Heute ist das Wohl des von Steuern lebenden Staates, der von dem guten Willen und Vermögen der Volksvertretung abhängt, innig mit der Ertragsfähigkeit der Wirtschaft verknüpft. Deshalb ist jedes Mittel, das jene Gefahren abwendet und Gesetz, Ordnung, Stetigkeit und Sittlichkeit in das Wirtschaftsleben bringt, von der allerhöchsten Bedeutung. Zu diesen Mitteln gehören die Unternehmerverbände. Die Berufsgenossen verbinden sich gegen gemeinsame Feinde, sie geben die innere Zwietracht und Konkurrenz auf und bilden eine höhere Organisationsform des wirtschaftlichen Betriebes: das Kartell. Das Kartell hebt die Anarchie der Produktion auf, indem es dieselbe dem Konsum anpaßt. Es verhütet die Ueberproduktion und die daraus folgenden Krisen. Es schafft damit eine festere Grundlage für die wirtschaftliche Entwickelung, wodurch auch die Pflege der ideaten Güter eine größere Sicherheit erlangt. Die Kartelle vermögen durch Anwendung großer Kapitalien, einer vorgeschrittenen Technik und einer vollkommeneren Organisation der Arbeit die Produktionskosten zu vermindern und durch gleichmäßig niedere Preise die Kosten der Lebenshaltung so weit zu erniedrigen, daß die Erlangung von Kulturgütern größeren Volkskreisen ermöglicht wird. Indem sie Schwankungen der Produktion und der Preise verhüten, schränken sie Spekulation und den Konjunkturengewinn ein. Ihre höhere Produktivität und ihr größerer Umsatz befruchtet naturgemäß andere Industriezweige, die, in Kartellen organisiert, sich untereinander verbinden. Sie sind dann in der Lage bedeutende Mittel zur Hebung der Arbeiter-Wohlfahrt zu verwenden und damit der Majorität der Bevölkerung ein gesünderes und vernünftigeres Leben zu ermöglichen.

Diese wohlthätigen Wirkungen treten aber nur ein nach einer langen und mühsamen Erziehung des Kartells durch Staat

Digitized by Google

und Gesellschaft. Bis dahin äußeet sich diese neue wirtschaftliche Kraft mit elementarer Roheit und bringt das Gegenteil jenes Nutzens hervor: rücksichtslose Ausbeutung und Bedrückung der Konsumenten und der Arbeiter. Gegen zu hohe Peeise kann der Staat folgende Maßregeln ergreifen: Aufhebung jedes Schutzzolls und etwaiger Ausfuhrprämien und eine Steueeskala, die den Preisen entspricht. Die indirekte Steuer muß autonom in steigender Progression den Preisen folgen. Bei niedrigen Peeisen wird eine sehr mäßige Steuer erhoben, die dann ungleich stärker als die Preise steigt. Sie bedeutet eine Prämie auf niedrige und eine schwere Strafe auf hohe Preise. Die Progression verhindert die Abwälzung der Steuer und die Rentabilität zu hoher Preise.

Ferner kann der Staat volle Publizität über Organisation, Kapitalisation und Geschäftsführung veelangen, indem ee eine Kartellkommission einsetzt, welche regelmäßige Berichte einfoedert und demgemäß eine Kontrolle ausübt.

Dem Unternehmerverband muß ein ebenso umfassender Arbeiterverband gegenübee treten, dee jede Ausbeutung der vom Kartell beschäftigten Arbeiter verhindert. Der Staat muß den Arbeitern also volle Koalitionsfreiheit gewäheen.

Soll das soziale Gleichgewicht nicht gestört werden, so müssen die Pflichten mit den eewoebenen Rechten wachsen. Den Vorteilen, welche den Kartellen zufließen, müssen höhere soziale Leistungen entsprechen, die vom Staate im Interesse der Arbeiter zu fordern sind.

Eine Beteiligung weitee Volkskreise am Gewinne dee Kartelle kann durch Ausgabe kleiner Aktien ermögticht werden.

Die Gesellschaft kann durch eine allgemeine ethische Kultur der Wirtschaft und der öffentlichen Meinung die durch den Staat begonnene Erziehung der Kartelle vollenden, bis sie neben einem Minimalschaden einen Maximalnutzen hervorbringen.

Zur Volkshochschul-Bewegung.

Von Dr. Friedrich Haack (München).

Da man bekanntlich Alles beweisen kann, so halten ängstliche Gemüter, Schwarzsehee, die an edlen Bestredungen nur die möglichen Schattenseiten gewahren, auch bereits den Beweis dafür erbracht, daß die Volkshochschul-Bewegung im höchsten Grade schädlich und gefährlich sei. Sie schließen nämlich folgendermaßen: Die Hörer, welche mit geringen und unzureichenden Voekenntnissen, namentlich aber mit ungeschulter Urteilskraft an die Vorteäge herantreten, werden dadurch auf die verwoerensten Anschauungen über wissenschaftliche, desonders aber über politische Dinge gebracht. Die so entstehende „Halbbildung" habe noch niemals Segen gestiftet, wohl aber unendlichen Schaden verursacht. Mit einem Wort, das ganze Resultat der Volkshochschul-Bestredungen bestehe in einer Stärkung dee kulturfeindlichen Sozialdemokratie.

Kann man sich wohl eine verkehrtere Argumentation vorstellen?! — Das Volk zerfällt, gerade wie die sogenannten Gebildeten, in zwei grundverschiedene Klassen, in stumpfsinnige und in solche Leute, die geistiger Anregung bedürfen. Nur die Letzteren bezahlen die sauer verdienten und sehr weise verlangten Geoschen für die Hochschulkurse, die Anderen ziehen es vor, ihr Geld in Bier umzusetzen. Jene geistig regsamen Menschen aber saugen die so sehr gefürchtete Halbbildung doch täglich, stündlich in sich ein. Man vergegenwärtige sich nue, was solche Leute Alles zu hören, Alles zu sehen, Alles zu lesen bekommen! Man denke an die Unterhaltung bei der Arbeit und auf den Bierbänken, an die Reden in Volksversammlungen, an all das Gift, das in unzähligen schlechten Schriften und Blättern verzapft wird. Und Leuten, denen derlei geboten wird, möchte man die Thore der Hochschule schließen, weil sie daselbst vielleicht etwas Schädliches lernen könnten! — Gegen die in allen Volksschichten immer weiter um sich greifende Bildung wird auch die schwärzeste Reaktion vergeblich ankämpfen, denn — wie neulich in anderem Zusammenhange so trefflich ausgeführt wurde — nichts ist stärker als der Gedanke. Im Inteeesse aller wahrhaft kulturerhaltenden und kulturfördernden Elemente abee ist es gelegen, daß dem Volke die Bildung in richtiger Form dargebracht werde. Und welche Form dürfte richtiger sein, als die Belehrung durch edle, nach Objektivität stredende Männer, welche ihre Materie folgerichtig, in logischer Entwicklung vortragen? — Wahrlich, man sollte auch so viel Vertrauen in diese Männer setzen, um von vornherein überzeugt zu sein, daß sie den Stoff, über den sie Herr sind, auch dem Verständnis der großen Masse anzupassen vermögen.

Der sozialdemokratischen Weltanschauung fehlt vor allem eines ganz und gae, und das ist das Verständnis für die logisch notwendige historische Entwicklung dee gegenwäetigen Veehältnisse. Dadurch daß das Volk in den Hochschulkursen auch eine Belehrung über die geschichtliche Entwicklung aller politischen und sozialen Verhältnisse erhält, kann es in seiner unhistorischen sozialdemokratischen Weltanschauung nicht bestärkt, sondern nur erschüttert werden.

So viel vom Nützlichkeits-Standpunkt!

Die Frage hat abee auch eine ideale Seite und die steht höher, unvergleichlich höher. In früheren Jahehunderten ist das geistige Bedüefnis des Volkes durch die Kirche vollauf befriedigt worden. In unseren Tagen ist diese aber dazu nicht mehe allein imstande. Wo die kiechliche Eebauung nicht ausreicht, muß die wissenschaftliche Belehrung und vor allem Erhebung eintreten. Die Volkshochschuldestrebungen treten der immer mehr um sich greifenden Verrohung entgegen. Der Besuch der Kurse zieht den gemeinen Mann vom Wirtshausleben, vom Alkoholismus und von Ausschweifungen aller Art ab und richtet seinen Sinn auf höhere Dinge, beschäftigt ihm Geist und Phantasie.

Das Volk besteht heutzutage zum guten Teil aus Fabrikarbeitern. Nun ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß die Fabrikarbeit des Menschen Geist und Herz unbefriedigt, unbeschäftigt läßt. Während der Handwerker wie der Landmann mit Freude und Stolz auf seine Schöpfung — und mag sie noch so gering sein — blicken kann, muß der Fabrikaebeiter seinee Thätigkeit kalt und teilnahmlos gegenüber stehen, da sie kein Produkt seines Nachdenkens, sondern er nur in eine große Tretmühle eingespannt ist. Daher haben die Gebildeten, denen ja doch in erster Linie die Früchte der Fabeikarbeit zu Gute kommen, geradezu die moralische Verpflichtung, iheen Mitbrüdern, welchen sie so viel verdanken, auch ihrerseits etwas Gutes zu erweisen. Und wie könnten sie diese Verpflichtung besser einlösen, als indem sie jene an ihren geistigen Genüssen und Interessen in liebevoller Weise Teil nehmen lassen? — Das Anhören der Volkshochschulkurse giebt so dem Leben des gemeinen Mannes einen höheren, einen idealen Inhalt. In diesem Sinne sind die Bestredungen der Volkshochschul-Vereine auf das freudigste zu begrüßen. Ja, sie bilden geradezu eine der edelsten Thaten des 19. Jahrhunderts. — Es ist durchaus zu wünschen, daß sich die Volkshochschul-Vereine so rühmlich wie bisher jeder, aber auch jeder politischen Tendenz enthalten. Diese Bestrebungen stehen über den Interessen der Parteien.

Die Univeesität München kann stolz darauf sein, daß sie als eine der ersten in Deutschland in dieser Bewegung vorangegangen ist. Während in der Reichshauptstadt solche Bestreebungen bis jetzt nue privatim gefoedert worden sind, hat sich in München der Lehrkörper der Universität und derjenige des Polytechnikums — fast kann man sagen: offiziell der Sache angenommen. Nicht nur unzufriedene „revolutionär" gesinnte Privatdozenten, soudern auch wohl bestallte Professoren, unsere geistige Elite, Männer mit geoßen Namen und in hohen Stellungen leiten und lenken hier die so sehr segensreiche Be-

Digitized by Google

wegung. Das ist ein Zeichen des freieren Geistes, der doch trotz allem in Süddeutschland weht. Möge die Volkshochschulbewegung, von München ausgehend, sich siegreich über ganz Deutschland verbreiten und möge die gesammte wissenschaftliche Welt sich ihr begeistert anschließen, eingedenk des edlen Goethe'schen Wortes:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Hamburger Arbeiterwohnungen.

Von Prof. F. Tönnies (Hamburg).

Die tiefe sittliche Berechtigung des Hafen-Streiks wagt jetzt niemand mehr anzufechten; man anerkennt sie auch, indem man meine Darstellung (Braun's Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Februar und Mai 1897), totschweigt, anstatt sie zu widerlegen. Die kläglichen Wohnungszustände, unter denen ganze Scharen der Hafenarbeiter leiden, waren auch früher bekannt; zu den unmittelbaren Ursachen des Streiks gehören sie nicht — wohl aber haben sie mitgewirkt, nachdem sie während der Cholera-Monate (1892) in aller Schwere empfunden waren, um die trübe, düstere Stimmung zu vermehren, die in den darauf folgenden Jahren, während die Arbeitschancen schlechter, der Verdienst geringer wurde, dieser gesamten Arbeiterschaft sich bemächtigte; aus dieser jahrelangen Stimmung ist es hauptsächlich zu erklären, daß im Jahre 1896, als das Geschäft, d. h. der Gewinn der Unternehmer und Zwischenunternehmer einen ungeheuren Aufschwung nahm, eine desperate Entschlossenheit in allen Kreisen rasch sich ausbreitete: „jetzt müssen wir eine dauernde Verbesserung unserer Lage erreichen!" —

Aus der Mitte der Bürgerschaft, die den früheren vom Senate beantragten Entwurf eines Wohnungsgesetzes verworfen hatte, ist nun — zufälligerweise gerade als der Streik auf seiner Höhe stand (16. Dezember) — ein Antrag hervorgegangen, worin der Senat um Vorlagen ersucht wird, „durch welche in der inneren Stadt ungesunde Wohnungen beseitigt und der Wiederaufbau gesunder Wohnungen, thunlichst für dieselben Bevölkerungsklassen, welche in den betreffenden Gegenden ansässig sind, staatsseitig herbeigeführt wird, und zwar, soweit erforderlich, unter Aufwendung entsprechender Opfer von Seiten der Staatskasse." — Man kann zweifeln, ob die einstimmige Annahme dieses Antrages zu erklären ist aus dem hohen Gewissen der Hausbesitzer, die in jener Körperschaft ein so starkes Uebergewicht haben, ob aus der Angst der Situation, aber aus dem wohlverstandenen Interesse derer, die erkannt hatten, daß die sonst immer beliebte Erhaltung des bestehenden Zustandes hier unhaltbar geworden und daß nunmehr die höchstmögliche Entschädigung für den „produktiven Stand" der Hausagrarier (wie sie allgemein genannt werden) ins Auge zu fassen sei. — Die Hauptsache ist, daß die Frage nicht mehr von der Tagesordnung der Hamburgischen Gesetzgebung verschwinden kann, und daß dieser kleine Staat dadurch, mitten in der kümmerlichen sozialpolitischen Finsternis, der wir entgegenzugehen scheinen, eine Art von Leuchtturm werden kann — fast wider seinen Willen, und unter dem Einflusse der gerade für solche Fragen sehr schwerwiegenden Thatsache, daß hier Kleinstaat und Großstadt-Gemeinde beinahe zusammenfallen. Darum wird es angezeigt sein, die Sache fest im Auge zu behalten.

Sogar das „Hamburger Fremdenblatt", das meine erste Arbeit (über die Hafenarbeiter und Seeleute vor dem Streik), nicht totgeschwiegen, wenn auch ein wenig mißhandelt hat, erklärte (19. Februar 1897): „Nur in Einem müssen wir dem Verfasser völlig Recht geben: in seinen Ausführungen über die Wohnungsnot der arbeitenden Klasse" und, nach einem langen Zitat: „das sind allerdings schwere, gerechtfertigte Vorwürfe".

Meine Ausführungen konnten sich, da ich keine speziellen Studien über den Gegenstand gemacht hatte, nur auf die statistisch und offiziell festgestellten Thatsachen stützen. Ich bedaure aber, daß ich damals nicht die kurz vorher erschienene Schrift eines Hamburger Arztes*) gekannt habe, die ein noch grelleres Licht auf jenes Elend wirft und zugleich darum empfehlenswert ist, weil sie ähnlichen Untersuchungen zum Muster dienen kann.

Der Verfasser hat, nach der dort beschriebenen „Flaschenmethode" Pettenkofers, 72 Wohnungen auf ihren Gehalt an Kohlensäure (CO_2) untersucht und zwar 30 Kellerwohnungen in der inneren Stadt und der Vorstadt St. Georg, 25 Hofwohnungen in der inneren Stadt und 17 moderne Terassenwohnungen in dem Vororte Hoheluft. Ich gebe hier nur wieder, was die Prüfung der Kellerwohnungen herausgestellt hat. „Das Gesamtkriterium dieser Wohnungen", bemerkt d. Verf. (S. 6) „ist dies, daß es mit einigen Ausnahmen menschenunwürdig ist, dieselben zu bewohnen. Dafür sind einzelne dieser Wohnungen derartig hinsichtlich Licht, Wärme, Feuchtigkeit, Luftverunreinigung beschaffen, daß man Bedenken tragen müßte, einigermaßen wertvolle Sachen daselbst zu lagern".

Die 14 Wohnungen in der „Neustadt", durchschnittlich bewohnt von 3,28 Personen, hatten einen durchschnittlichen Kohlensäuregehalt, um die Mittagsstunde, von 1,45‰, 8 Wohnungen in der „Altstadt", durchschnittlich bewohnt von 3,87 Personen, solchen Gehalt von 1,92‰ (2 andere waren unbewohnt), 5 in St. Georg, bewohnt von durchschn. 4,4 Personen, von 0,83‰. „Nun ist eine allgemein anerkannte Lehre, daß CO_2 gehalte bis zu 0,7‰ eine gute Zimmerluft charakterisieren, und daß 1‰ der höchste zulässige Wert ist, bis zu dem man noch eine Luft als für längeren Aufenthalt der Menschen ohne Schädigung der Gesundheit geeignet ansehen kann." (S. 5.)

Sein Ergebnis in Bezug auf die Kellerwohnungen faßt der Urheber der Untersuchung dahin zusammen, „daß in fast allen, zur günstigsten Zeit, eine schlechte, in vielen sogar eine total verdorbene Luft herrscht. Schon aus diesem Grunde müßten diese Wohnungen mit wenigen Ausnahmen vom Bewohnen ausgeschlossen werden. „Man stelle sich nur vor, zu welchem Grade von Verunreinigung man gelangen würde, wenn man die Luft, welche des Nachts in diesen Höhlen herrscht, untersuchte. Dazu kommen noch die übrigen enormen hygienischen Mängel, die Feuchtigkeit, Kälte und vor allem der Lichtmangel, der selbst an sich sauberen Personen das Reinhalten erschwert und unsaubere in einem entsetzlichen Schmutzmeer existieren läßt, das zur fruchtbaren Kultivierung und weiteren Verbreitung pathogener Keime den besten Boden abgiebt" (S. 8). Die verdienstliche kleine Schrift schließt mit dem Ausrufe: „Die Infektionskrankheiten muß man bekämpfen, ehe sie da sind!"*) Gilt dasselbe nicht von allen moralischen Uebeln, denen eine unwissenschaftliche Staatsweisheit noch so hülflos und gedankenlos, oder vielmehr so oft mit Gedanken der Einfalt gegenübersteht?

*) Luftuntersuchungen in Hamburger Arbeiterwohnungen, von Dr. F. Jessen. Leipzig, Alfred Langhammer 1896. 12 Seiten. (Aus der „Festschrift zur Feier des 80jährigen Stiftungsfestes des Ärztlichen Vereins zu Hamburg".)

Aus der ethischen Bewegung.

Nordamerika. Der April-Nummer der „Ethical Addresses", einer schon im vierten Jahrgange vorliegenden monatlichen Serie von Abhandlungen unserer amerikanischen Freunde (Philadelphia S. Burns Weston 1305 Arch Street, Jahresabonnement, 10 Nummern, 1 Dollar) entnehmen wir folgende Notizen von allgemeinem Interesse. Die ethische Gesellschaft in Philadelphia, die bekanntlich zu Beginn des Jahres ihren Sprecher W. A. M. Salter an die Schwestergesellschaft

*) Zu Anfang Januar quittierte ich in der E. K. über mir aus Berlin zugeflossene 25 M., die ich verwenden wollte „um die Familie eines im Streik befindlichen Arbeiters aus menschenunwürdiger Wohnung zu erlösen" — es war dies eine Kellerwohnung, in jeder Hinsicht, wie ich glaube, schlimmer als die hier beschriebenen. Ich empfing dann noch 2 M. aus Berlin von „Stud. chem. als Ergebnis 3maligen Verzichtes auf warmes Mittagessen" (Hört!) und 5 M. von Dr. A. aus Werneck in Bayern. Ferner habe ich von 20 M. die mir später ein „Mitglied der D. G. E. K." mit Initialen seines Namens, für „die notleidenden Ausständigen" einsandte, die Hälfte für diesen Zweck verwandt, die andere Hälfte an die Unterstützungskasse gegeben. Im Ganzen konnte ich 56 M. für jene Familie, zur Tilgung ihrer Mietsschuld, verwenden und ihr zum 1. Mai dadurch eine, wenn auch nicht gute, so doch von Luft und Licht nicht völlig ausgeschlossene Hofwohnung verschaffen. Vorher hatte ich bei der Polizeibehörde beantragt, daß jener Keller für unbewohnbar erklärt werde. Daraufhin mußte er untersucht werden. Das Ergebnis war, daß er bewohnbar sei. Der Polizeikommissar, der mir dies mitteilte, meinte achselzuckend: „Ja, wir haben eben zu viele solche Wohnungen, wohl an die 1000". — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir auch, allen anderen freundlichen Gebern, die mir von Nord und Süd, und aus der Schweiz, Beträge zu Gunsten der Streik-Kasse anvertraut haben, persönlich zu danken und den Empfang zu bestätigen. T.

in Chicago abgegeben hat, hat einstimmig beschlossen, Dr. Stanton Coit in London aufzufordern, den Sprecherposten bei ihr anzunehmen. Aus den im ersten Vierteljahr gehaltenen Sonntagsvorträgen, die durch ein Streichquartett musikalisch eingeleitet wurden, seien hervorgehoben: Felix Adler: „Wie weit vertritt die ethische Gesellschaft die Kirche?" J. L. Elliot: „Die Forderungen sozialer Dienstleistung", M. M. Maagasarian: „Was muß ich thun, um erlöst zu werden?", W. Sanford Evans: „Sittliche und geistige Kindererziehung", Percival Chubb: „Wie vereinfachen wir unser Leben?". Auch die philosophische Gruppe hat unter Leitung von Dr. F. C. White ein Reihe von Diskussionsabenden abgehalten über das Thema: „Die Beziehungen des Bewußtseins zur Gehirnfunktion und zur Außenwelt." — Die ethische Gesellschaft in Chikago hat in ihrer Apriloersammlung eine Resolution angenommen des Inhalts: Die Gesellschaft ist, das Wort religiös in ursprünglicher und weiter Bedeutung genommen, eine religiöse Gesellschaft und soll nach ihrer eigenen Auffassung unter die Organisationen rubriziert werden, deren Sprechern das gesetzliche Recht der Eheschließung zusteht. Die endgiltige Konstituierung in diesem Sinne soll sobald als möglich in Angriff genommen werden. (Daß mit diesem Schritt an der inneren Verfassung und dem Programm der amerikanischen ethischen Gesellschaften nichts geändert wird, diese vielmehr nur von der überaus liberalen Gesetzgebung betr. Glaubensfreiheit Gebrauch machen behufs inniger Konsolidierung ihrer Mitgliedschaft, ist den Kennern amerikanischer Verhältnisse bekannt. D. Red.)

Die Schweizer Gesellschaft für ethische Kultur hat am 27. Juni d. J. ihre Jahresversammlung, diesmal in Bern abgehalten. In dem den „Ethikern" bereitwillig eingeräumten Münster fand eine mit musikalischen Darbietungen verschönte ethische Erbauungsfeier statt. Gustav Maier schreibt darüber: „Der Veranstalter, Prof. Veiter, hatte es verstanden in einer überaus sinnigen Weise im Rahmen einer Sommerfeier die herrlichsten Blüten der Dicht- und Tonkunst zu einem duftigen Strauße zu binden. Es handelte sich nicht um jene lose Verbindung von Poesie und Musik, wie wir sie ja wohl auch dann und wann erhebend in Kirchenkonzerten genießen können, sondern um einen einheitlichen Gedanken, der das Ganze erfüllte: ich möchte fast sagen, um den wahrhaft nationalen Gedanken, der alle die trennenden „Kirchentümer" einst siegreich überwinden wird.

Herr Pfarrer Pflüger gab in seiner kurzen Ansprache diesem verbindenden Gedanken treffenden Ausdruck, indem er die Grundlagen der Musik — Rythmik, Melodik und Harmonie — auf das Leben bezog, in dem sie sich verwirklichen müssen in Gestalt einer höheren Auffassung seiner Grundpfeiler: Glaube, Liebe und Hoffnung."

Bücherschau.

Friede auf Erden. Betrachtungen über den Völkerfrieden. Von Otto Umfrid, Stadtpfarrer zu Stuttgart. (Eßlingen a. N., Druck und Verlag von Wilhelm Langguth 1897.)

Dieses höchst wohlthuende Büchlein ist eine Sammlung von Vorträgen, Aufsätzen und Briefen, welche zum großen Teil bereits vereinzelt in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und hier zu einer Gesammtwirkung vereinigt worden sind. Es thut wohl, darin einem nicht-katholischen Geistlichen zu begegnen, welcher der Wahrheit und Gerechtigkeit auch im politisch-sozialen Leben unbedingt die Ehre giebt, während der größte Teil der nicht-katholischen, besonders der höheren Geistlichkeit Deutschlands entweder sich auf den Standpunkt des Militärpfarrers stellt und das Streben nach Frieden und höherer Gerechtigkeit im politischen und sozialen Leben in echtestem Polizei-Jargon als „vaterlandslos" und „revolutionär" behandelt, oder unklaren Sozialismus treibt und daneben sich durch militärisch-chauvinistische Schwärmereien an höchsten Stellen lieben Kind zu machen sucht.

Pfarrer Umfrid ist ein energischer ethischer Denker, welcher seine Urteilskraft nicht durch Interessen und Streibereien in Banden schlagen läßt. Nach den Gesichtspunkten ethischer Kultur wären etwa nur in folgenden Punkten noch einige Vorbehalte zu machen oder Vervollständigungen zu wünschen.

Zunächst werden die unseligen Uebertreibungen, mit denen Leo Tolstoi sich gegen den Patriotismus wendet, von Umfrid noch nicht ernst genug zurückgewiesen. Wenn Tolstoi sagt: „Ist das Christentum eine Wahrheit und wollen wir in Frieden leben, so dürfen wir uns nicht über die Größe des eigenen Vaterlandes freuen, sondern im Gegenteil über dessen Schwacherwerden und müssen dieses unterstützen", so ist das doch eine unglaubliche Kopflosigkeit. Ebensogut könnte man zu dem einzelnen Menschen sagen: „Willst du in Wahrheit und Frieden mit Andern leben, so darfst du dich nicht einer Stärkung deines Einflusses auf Andere freuen, sondern du mußt dich darüber freuen und dahin wirken, daß dein Einfluß und deine Stärke vermindert wird." Man darf wohl behaupten, daß derartige Verschrobenheiten und Halbwahrheiten sehr wesentlich dazu beitragen, den gesunden Idealismus der Friedensfreunde in weiten Volkskreisen unwirksam zu machen. Die „Volksseele" empfindet jene Uebertreibungen lediglich als „Verrücktheiten."

Was sodann die Entwicklung internationaler Schiedsgerichte betrifft, über welche in dem vorliegenden Buch außerordentlich Einbrucksvolles gesagt wird, so hätte vielleicht noch schärfer hervorgehoben werden können, daß die Stärkung und Reinigung des internationalen Gerechtigkeitssinnes bei den Völkern die unentbehrliche Voraussetzung für die Wirksamkeit von internationalen Schiedsgerichten bilden wird. Gewiß werden unablässig erneute Versuche der Einsetzung von Schiedsgerichten und der Durchführung ihrer Sprüche auch das ihrige dazu beitragen, um jenen Gerechtigkeitssinn zu entwickeln; aber man sollte von Seiten der Friedensgesellschaften vielleicht noch mehr und unmittelbarer, als bisher geschehen, auf die Stärkung des Gerechtigkeitssinnes selber im Widerstreit mit der nationalen Leidenschaft hinwirken, wodurch allein der schließliche Erfolg der Schiedsgerichtsbewegung gesichert werden kann, wie man ja neuerdings in dem Scheitern des englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrages und in der neusten internationalen Haltung der nordamerikanischen Regierung den Spiegel des leidenschaftlichen Volksegoismus erkennt.

Daß sogar der Gerechtigkeitssinn der Friedensfreunde selbst noch der Kultivierung, Läuterung und Befestigung bedarf, sehen wir auch in dem vorliegenden Buche in der Art, wie die türkischen Angelegenheiten behandelt werden. Am stärksten bei der englischen Kirche, aber auch bei der deutschen Geistlichkeit erkennen wir bei der Beurteilung der Orientwirren noch eine übermäßige Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, in welcher neben dem berechtigten Zorn über die Unmenschlichkeiten der türkischen Wirtschaft leider noch allzu deutlich die religiöse Erbitterung gegen die „Ungläubigen" hervortritt. Auch hier wieder teilt sich der Gerechtigkeitssinn oder wenigstens der Ausdruck desselben durch das Gefühl einer engeren sozialen Zusammengehörigkeit mit der einen der beiden streitenden Seiten, und die Resonanz dieser Leidenschaftlichkeit wirkt sehr ungünstig sowohl auf die Steigerung der Ansprüche der auch keineswegs absolut harmlosen christlichen Stämme des Orients als auf die Verstärkung der herrschenden muhamedanischen Stämme gegen die Rathschläge des christlichen Europas. Sich in die Seele der Anderen, uns Fernerstehenden hineinzuversetzen und dadurch auch in ihnen das Gemeinsame zu wecken, wird natürlich dadurch erschwert, daß man Jene auf großenteils einseitige Berichte hin als Bestien erklärt.

So sehr man also auch die Mitwirkung der englischen, der katholischen und eines leider noch sehr kleinen Teiles der nicht katholischen Geistlichkeit Deutschlands bei der Friedensbewegung begrüßen muß, so bleibt es doch sehr wünschenswert, daß das konfessionelle Element, welches hierdurch in die allgemeine menschliche Friedensbewegung hineingetragen wird, gemindert, immer mehr auch Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung zu üben.

Prof. Wilh. Foerster.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Der Kaiser von Europa, von B. v. Suttner. Nach d. Engl. d. F. A. Fawkes, Berlin, Verlag d. Romanwelt.

Utopie und Experiment. Studien und Berichte von Dr. Giovanni Rossi :c. Gef. und übersetzt von Alfred Sanftleben. Zürich 1897.

Schweizerische Blätter f. Wirtschafts- und Sozialpolitik. Herausgegeben von Dr. Hans Muller. V. Jahrg. 1 Juniheft. Bern, Steiger & Co. 1897.

Die westöstlichen Contraste, von H. v. Samson-Himmelstjerna. Samml. gemeinverständl. wissensch. Vorträge. Rud. Virchow und W. Wattenbach. Hamburg 1897.

Die Kanone als Industriehebel nach national-sozialem Rezept. Von R. E. May. Mit einem Vorwort von Dr. F. W. Förster. Zürich u. Leipzig, Verlag von Karl Henkel & Cie.

Eine Ethik des Geschlechtslebens. Von G. Cruſius. Mit einem Vorwort von Eduard August Schräder. Berlin, Verlag von Carl Duncker.

Aus Syrien. Reiseskizzen von Gustav Maier. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.

Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben und Verkündigung des nächsten Weltkrieges. Eine astrologisch-physiologische Skizze. Von Rudolf Mewes. Berlin, Max Wieland's Verlag.

Religion auf Kommando! Die neuesten Vorgänge in Preußen. Von Carl Scholl. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.

Uns droht uns von Rom? Ein Mahnruf an die Schlafenden. Von Carl Scholl. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.

Sozialr Streitfragen. Herausgegeben von Adolf Damaschke. Berlin, Verlag von Wilhelm Möller.
I. Vom Gemeinde-Finanzwesen. Von Adalf Damaschke.
II. Sonnsteuer. Von Publicanus.

Die Probleme der menschlichen Wirtschaft. Von Theodor Hertzka. I. Band: Das Problem der Güter-Erzeugung. Berlin 1897. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kranenberg, Berlin W. Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin, Druck: W. Siedenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Marie Ebner-Eschenbach.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr 8°. 19 Bog. elegantester Ausstattung mit 19 Porträts. Geh M. 6.— Höchst eleg. geb. M. 7.50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

„Deutsche Rundschau." Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

„Berliner Tageblatt." Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch.

„Über Land und Meer." Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein.

„Nation." Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe.

„Neue Freie Presse." Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze literarische Gegenwart vor Augen.

„Berliner Börsen-Courier." Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen literarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

H. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Heude, Max Kretzer, Fein Manthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander) Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

22 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manchen, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem originellen handlichen und hübschen Bande. Bedauerlich nachgiebig hatten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Augsburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von modernster Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden.

Die Diakonissin.

Probebild aus: „Die Berlinerin".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Druck von B. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Sturm u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Liszt, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Ebner, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Ebners, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

III. Band. Sättinger Episteln. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß.) Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtyrerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Ungedruckte Briefe von **Franz Grillparzer, Ludwig Börne, G. G. Gervinus, Ludwig Uhland, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Franz Dingelstedt** u. v. A. — Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama. Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867. — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** Der Alte vom Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Törp.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Kruse** (Schülerstreiche) und **Robert Waldmüller-Duboc** (Der Riese und der Schreiner). — Parabeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lyrische Gedichte von **Adolf Friedrich Graf von Schack, Ferdinand von Saar, Ernst von Wildenbruch, Hieronymus Lorm, Karl Stieler, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, J. G. Fischer, Emil Rittershaus, A. Fitger, Ludwig Fulda, Richard Leander** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Josef Victor von Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß:) Philosophische Poemata. Der wahre deutsche Kaiser u. v. a. — Essays von **Ludwig Fulda** (Paul Heyse), **R. M. Werner** (Zur Physiologie der Lyrik), **Karl Frenzel** u. A. Ungedruckte Essays und Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Paul Heyse, Emil Rittershaus, Robert Waldmüller, Ernst Wichert, Karl Goedecke, Marie von Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Julius Rodenberg, J. V. von Scheffel, Wilhelm Hertz, Josef Freiherr von Eichendorff, Albert Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852.) Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.** — Bücher-Besprechungen u. s. w.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— unverändert.

Berlin, im Juli 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8°	30 Pfg.
Dr. A. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8°	30 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8°	30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe.	M. 3.
Daraus einzeln:	
Prof. Dr Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten	30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten	30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur	30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten	30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten	30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten	20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten	30 Pfg.
Dr. Ernst Hormening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt	30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten	30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens	30 Pfg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 31. Juli 1897. | Nr. 31.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Ansendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Paeta-Anagaben werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bestes Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortan nach wie vor, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Juli 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Judith Trachtenberg.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Vierte durchgesehene Auflage. Ein Band gr. 8°. Geh. M 3,60, geb. M 5,

Tl. Petersburger Zeitung. (P. a. zugeben) „In der kurzen Zeit hat uns Franzos „Judith Trachtenberg" nun schon zum vierten Male als eines der reifsten und eigenartigsten Bücher dieses seelenkundigen Autors an dieser Stelle rühmen, und Schlag auf Schlag drei neue Auflagen nachwendig geworden, ein Beweis, wie sehr gerade dieses Buch sich in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen. Wer das Buch noch nicht kennt, möge es jetzt lesen, und wer es bereits kennt, wird nur gewinnen, wenn er es zum zweiten Male zur Hand nimmt."

Illustrirte Frauen-Zeitung. „ . . . Franzos geht tiefer als Kampers, Bernstein und Mosenthal, die das jüdische Familienleben nur von seiner lichtesten Seite kennen wollten; er zergliedert die mannigfachen Ursachen, die das Judentum noch bis in die neuere Zeit hinein in fast völliger Abkehrung von der andersgläubigen Umgebung hielten. So schildert auch die Handlung erscheint, so künstlerisch ist sie verarbeitet. Man kann das Buch nicht ohne nachgehende Empfindung aus der Hand legen. Einzelne Schilderungen, wie das Begräbnis des alten Aaronsohn und die Heimkehr Judiths aus Italien, wirken in ihrer machtig in Genuss sprechenden Anschaulichkeit geradezu erschütternd."

Hamburger Correspondent. „Mit Sonnenlicht durchflutet Franzos die Stubenwelt und schildert das wirkliche Leben mit fast photographischer Treue. Die Konversation schreitet mit straffer, eherner Konsequenz auf das Endziel zu. Die Charaktere sind scharf umrissene Gestalten von Fleisch und Blut. Fassen wir unsere Erwägungen zusammen, so müssen wir sagen, dass „Judith Trachtenberg" einen grossen Fortschritt in der Technik des Verfassers bezeichnet."

Neues Wiener Tagblatt. „ . . . Ein wahres Drama, reich an packenden Scenen, die indess nicht gewaltsam herbeigeführt werden, sondern sich völlig ungesucht ergeben, entrollt hier der Verfasser. Meisterhaft gezeichnete Figuren greifen belebend in die Handlung ein. In der Heldin tritt uns eine Gestalt entgegen, wie sie dem Bewohnern des Westens kaum unbegreiflich erscheinen würde, wenn Franzos nicht mit gewaltiger Ueberzeugungskraft ihre Handlungen zu begründen wüsste, dass wir sie vollkommen begreifen müssen."

Ludwig Fulda. (Magazin für Literatur): „Judith Trachtenberg" ist eines der besten Bücher, die Franzos geschrieben hat. Was die Gestalten und Fülle des kulturschilderndes Details und dessen glückliche Verflechtung mit einer straffen Handlung betrifft, so lässt sich der „Judith" nur „Wolcks von Parma" vergleichen. Viele kaum angedeutete Inhaltsangabe vermag natürlich den lebendigen Reichtum des Werkes an Farben und Gestalten, die markigen Linien der Handlung und die Stärke der Charakteristik nicht zu würdigen. Das Buch ist wert, gelesen zu werden; deshalb verlassen wir die kritische Tribüne und sagen: Der Dichter hat das Wort."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Norddeutsche Leute.

Novellen von **Adalbert Meinhardt.**

Inhalt: „To Hus to dek." Auf dem Heimwigshof.

Ein Band. Groß 8°. Geh. Mk. 3,—, elegant geb. Mk. 4,—.

Blätter für litterarische Unterhaltung (1. Jan. 1897): . . . Es ist nicht Willkür, die für diese Novellen diesen Namen erfand. Vielmehr haben die Charaktere durchgängig ein gemeinsames Etwas gemeinsam, was sie als Menschen eines Schlages erscheinen lässt, eben als Norddeutsche. Diese Eigenart, mit glücklicher Sicherheit erfasst, ist mit bewundernder Treue dargestellt und durchgeführt. Scheinbar harte, starre, verschlossene Naturen zeichnet uns A. Meinhardt, Herzen, die nicht leicht zu entrunden sind. Um so nachhaltiger und rückhaltloser lieben sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Stätte fand. Auch die feine Wehmut, die über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: Die „Norddeutschen Leute" seien als gesunde, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen.

Hamburger Correspondent. (Nr. 1, 1897) . . . In seinen schriftstellernden Frauen, von denen jedes neue Buch dem reifen weiteren geistigen Wachstum zeugt, gehört Adalbert Meinhardt. . . . Man muß der Kraft der Darstellung und Charakteristik wie der feinen Seelenmalerei volle Anerkennung zollen. Die Gegensätze, die ungemein zart und keusch angedeutet sind, finden aber auch eine harmonisch ausklingende Auflösung.

Heimgarten. (XX. 5.): Die jugendliche Mutter und die herangeblühende Tochter lieben denselben Mann — gewiß ein starker Konflikt, der auch energisch gelöst wird, in feiner und ungewöhnlicher Art. . . . Eine Schilderung des norddeutschen Wesens, nur alles Bezeichnende ungemein fein und scharf wiedergiebt.

Tl. Petersburger Herald. (29. XII. 1896) . . . Die Novelle „To Hus to dek" ist eine Perle deutscher Erzählungskunst und Tiefe des Problems, wie an Kraft und Kraft der Charakteristik. Gleich wertvoll ist auch die zweite Novelle des Buches. Wohl nächst „Heinz Kirchner" das beste Buch, das A. Meinhardt bisher veröffentlicht hat.

Hamburger Fremdenblatt. (27. Dez. 1896.) . . . wirkliche norddeutsche Leute, groß geworden in der kleinen Welt, die sie ihr Eigen nennen, darum eingeengt in ihren Ansichten und Anschauungen, rauh nach außen, aber unter der männlichen Außenschale edle und gesunde Herzen, schlummert ein reiches Gemüt. . . . Das Werk sei bestens empfohlen.

Bohemia. (8. März 1896.) . . . Die Leidenschaft des Guidens ist lauter, unmittelbar, die des Nordens inniger, stiller, dauernder. Die Novellen behandeln dieses Thema und stellen es an einer Frauenheroine dar. Beide sind mit großer Feinheit geschrieben, was sich bei einem Autor wie Meinhardt ganz selbst versteht.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Mein Franz.

Novelle in Versen von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage.

Ein Bändchen. Miniatur-Ausgabe. eleg. Ausstattung.
Geh. M. 1. Eleg. geb. M. 1.50.

Deutsches Montagsblatt: Die Anmut der Verse, die der Franzos dem Meister markiger Prosa, überrascht, der behagliche Humor, bei welchem hiermal zum Unterschied vom letzten früheren Schöpfungen das Lächeln die Thräne überstrahlt, vor allem die urwüchsigen, echt deutschen Hauptgestalten der kleinen Erzählung, machen dieselbe zu einer höchst dankenswerten Gabe.

Heinrich Hart schreibt im Deutschen Litteraturblatt: Die allerliebste von echtem Humor durchwürzte Dichtung verdiente die wärmste Empfehlung. Gegen ihren meisterhaften Versbau zum lauten Vorlesen sich trefflich eignend, wird sie Familien wie geselligen Kreisen hohen Genuß bereiten können.

Hamburger Nachrichten: Tausend kleine und feine Liebenswürdigkeiten flicht der Dichter in sein Liebesepos ein. Die Novelle zeichnet sich durch tiefe Herzensempfindung, nicht minder auch durch angenehmen, gesunden Humor aus.

Leipziger Illustrirte Zeitung: Eine fein ersonnene und in bester Stimmung gedichtete Novelle. Die Verse fließen leicht und wohlklingend dahin und erzählen uns eine allerliebste Geschichte: eine bald heitere, bald ernste Erinnerung aus der Burschenzeit.

Frankfurter Zeitung. (J. Proelß): Ein modernes Idyll von jener Art, wie sie Tennyson und Kopisch und von deutschen Autoren Paul Heyse mit besonderem Glück kultivieren. Mit Interesse begegnen wir dem Autor hier zum erstenmal auf dem Gebiete des epischen Humors; der lose, greift der übermütigen Studentenstreiche hat die Fabel der anmutigen Dichtung geworfen.

Johannes Scherr schreibt in der Gegenwart: Ein reichlicher Vorgang aus dem modernen Studentenleben wird mit fabulierender Laune und in wahrhaft anmutiger Form erzählt.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Lavambach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8° 19 Bog. elegant Ausstattung mit 19 Porträts.
Geh M 6.—. Höchst eleg. geb. M. 7.50

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt.

Deutsche Rundschau. Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

Berliner Tageblatt. Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch.

Über Land und Meer. Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein.

Nation. Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe.

Neue Freie Presse. Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen.

Berliner Börsen-Courier. Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Gerdes, Max Kretzer, Fein Manthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und geschmackvollster Ausstattung. Geh. M 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt mitgende berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gewöhnliche Anmut hinausgeht. Dem hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen hübschen und bändchen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch nun in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wachsenden Interesse lasen und aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lahm sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Deutsches Theater u. Deutsche Schauspielkunst.

Von **Adolf L'Arronge.**

Zweite Aufl. zu Bogen. Groß-Oktav elegantiste Ausstattung. Geh. M 2.—.

Inhalt: An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin — I. Die Theater-Freiheit. — II. Die Regisseure. — III. Die Meininger. — IV. Berlin. — V. Vorschläge zur Verbesserung unserer Theater-Zustände — VI Bühnen-Verein und Genossenschaft.

Berliner Tageblatt: „Dem Buche mangelt es unter an TheaterAnekdoten nicht, es enthält aber auch ein gut Stück wertlichen Theaterlebens; und zwar nicht Coulissenleben, sondern sozialen. L'Arronge hat in den langen Jahren, die er dem Theater angehört, Erfahrungen gesammelt, die unschätzbar sind, und er hat viele neue Ideen und vor allem ein warmes Herz für den Amboß der Bühnenkunst, dem Schauspielers stand. Er ist nicht nur der einsichtige Direktor, der vom Schauspieler alles verlangt, aber nichts dafür bietet, sondern er sucht die Schwachen überall zu stützen und unterstützen zu fördern."

Neue Badische Landes-Zeitung: „Alles in allem: seit langen Jahren ist kein Buch über unser Theaterwesen erschienen, das gleiche Beachtung verdient hätte, wie diese Schrift. Und da sie zugleich von der ersten bis zur letzten Seite amüsant und von prickelndem Reize erfüllt ist, so wird sie diese verdiente Beachtung sicherlich auch finden."

Breslauer Zeitung: . . . . Ein Buch, in dem Adolf L'Arronge aus dem reichen Schatz der Beobachtungen und Erfahrungen seines der Bühnenkunst geweihten Lebens geschöpfte Erinnerungen, Rückblicke, Meinungen und Vorschläge vor dem deutschen Publikum ausbreitet. Und das deutsche Publikum wird ihm gern und aufmerksam zuhören. Denn es weiß, daß ein Mann so ihm spricht, der als Bühnendichter und Bühnenleiter aufs innigste mit dem Theater verwachsen ist. Und dieser Mann versteht überdies auf das anziehendste und fesselndste zu plaudern und seine Darlegungen durch eine Fülle interessanter und charakteristischer Einzelheiten zu beleben. Seine Reformvorschläge werden manchen Widerspruch wecken; aber man wird sicher in der reichen Anregung und Genuß finden."

Berliner Börsen-Zeitung: „Alle Gebildeten innerhalb und außerhalb Deutschlands werden den Inhalt des Buches sich gern zu eigen machen."

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Es giebt keine Frage des deutschen Theaters, die in dem Buche nicht ihre ebenso gründliche, wie geistvolle und originelle Erörterung finden. Jedoch auch die Form sichert der Schrift Beachtung; es ist eines der anregendsten, unterhaltendsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind; auf jeder Seite finden sich pikante und amüsante Details eingeflochten und doch die Hauptsache ist: diese Schilderungen aus dem modernen Theaterleben sind nicht bloß amüsant, sondern auch wahr."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2256.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 31. Juli 1897. | Nr. 31.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Ebenbürtigkeit. Von Philalethes. — Das Phalanstère. Frei nach Fourier. Von Gustav Mayer. — Politische Bildung — sittliche Bildung. Von R. Dietrich. — Ueber sittliche und geistige Kindererziehung. Von W. Sanford Evans. — Eingegangene Schriften.

Ebenbürtigkeit.

Von Philalethes.

Das Ländchen, in welchem sich das eherne Standbild Hermann's, des freiheitsliebenden Cheruskers, erhebt, bietet gegenwärtig ein eigentümliches Schauspiel. Ein Freudentaumel hat alle Bewohner erfaßt, und eitel Jubel herrscht in den lippischen Gauen. Was ist geschehen? Hat wieder einmal das germanische Schwert dem Feinde die kostbare Freiheit siegreich abgerungen? O nein, der „richtige", der „angestammte" Herrscher hat den Kampf um die Ebenbürtigkeit siegreich durchgefochten, und nun hat er, der Biesterfelder, seinen Einzug gehalten, nachdem der Schaumburger eiligst das Feld geräumt hatte.

Es erübrigt natürlich, den „Fall" selbst einer ernsthaften Erörterung zu unterziehen. Ob der verflossene Schaumburgische Regent, wie ihm der Kaiser bezeugte, der „beste Herr" war, den die lippedetmoldische Nation je besessen hat und besitzen wird, oder ob es dem Biesterfelder gelingt, ihm diesen Ruhm streitig zu machen, dadurch wird die Weltgeschichte in keiner Weise beeinflußt werden, und dieser ganze Streit um die Ebenbürtigkeit wird einst nicht auf den Blättern der Geschichte mit ehernem Griffel eingetragen werden, sondern vermutlich einem Karl Braun des 20. Jahrhunderts zu neuen „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei" ein willkommenes Beispiel bieten.

Dagegen hat dieser einzelne Fall eine allgemeinere und typische Bedeutung, welche jeden Vaterlandsfreund zu ernstem Nachdenken stimmen muß. Denn er enthüllt die tiefe Kluft, welche zwischen dynastischen Rechtsanschauungen und dem geläuterten sittlichen Bewußtsein besteht. Zwar ist der Urteilsspruch des Schiedsgerichtes — von dem dringend zu wünschen wäre, daß er publiziert würde —, in diesem Einzelfalle so ausgefallen, wie es dem allgemeinen Rechtsbewußtsein von Anfang an entsprach, aber, wie mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann, aus formal-juristischen, nicht aus ethischen Gesichtspunkten. Es bleibt also im Prinzip der Rechtsgrundsatz bestehen, daß gewisse Menschen durch ihre Geburt höherwertig seien, andere, — in diesem Falle ist es fast das ganze Volk — minderwertig. Dagegen empört sich instinktiv das allgemeine sittliche Bewußtsein. Denn endlich ist doch nach vielhundertjähriger Aufklärungsarbeit unserer größten Geister der Grundsatz Gemeingut geworden, daß *ebenbürtig alles ist, was Menschenantlitz trägt*, wenngleich *ebenwertig* nur alle die sein können, welche auf gleicher Stufe geistiger und sittlicher Bildung stehen.

Daß dieser Grundsatz, der längst in der Rechtsordnung der Verfassungsstaaten seinen Ausdruck gefunden hat, endlich auch im dynastischen Rechte wirksam werde, ist ein dringend notwendiges Bedürfnis ethischen Fortschrittes. Er entspricht aber ebenso auch dem wohlverstandenen Interesse der regierenden Fürstengeschlechter. Denn wie viel Unsegen wird durch dieses Ebenbürtigkeits-Recht über sie gebracht! Der Gedanke, daß die Nachkommenschaft mit dem Makel der Unebenbürtigkeit für immer, selbst bis in die fernsten Geschlechter, rechtlich behaftet werde, schreckt in wirksamster Weise auch Mutige von einer „Mißheirat" zurück, eine Wirkung, welche das bloße Vorurteil, wie es ja auch in niederen Adelskreisen und selbst im Bürgertum noch weit verbreitet ist, niemals in annähernd gleicher Stärke auszuüben vermag. Dieser Zustand hat aber um so traurigere Folgen, als der Kreis der fürstlichen Familien, zwischen deren Gliedern eine „ebenbürtige" Heirat möglich ist, naturgemäß äußerst begrenzt ist, wenn auch dem hohen, ehemals reichsständischen oder landesherrlichen Adel durch die Bundesakte des Jahres 1815 das Recht der Ebenbürtigkeit gegenüber den souverainen Häusern gewährleistet worden ist. Nur in den seltensten Fällen wird ja doch bei einem Prinzen oder einer Prinzessin der Zug des Herzens so sich lenken lassen, daß er über diesen engen Kreis einiger weniger ebenbürtiger Familien nicht hinausschreitet. Und so müssen viele, wenn nicht die meisten von ihnen, hoffnungsarm und liebeleer durchs Leben schreiten. Von verdorrten und verkümmerten Existenzen fürstlicher Kreise berichtet die Tageschronik nichts, die so geschäftig minderwertige Erscheinungen mit wichtiger Miene kund giebt. Vielleicht ist es eine ebenso dringende Aufgabe ethischer Kultur, diesen Zuständen in den scheinbar auf den Höhen des Lebens wandelnden Kreisen nachzuforschen, als denen, die sich in seinen Tiefen zeigen.

Die ganze Frage hat aber auch noch eine sehr ernste Bedeutung vom ethisch-politischen Standpunkte aus. Durch das Ebenbürtigkeits-Recht erhält der Kreis der souveränen Familien notgedrungen einen internationalen und meist auch einen interkonfessionellen Charakter. In Rußland herrschte noch bis zu Peter dem Großen die Gepflogenheit, daß der Herrscher nur eine Tochter des Landes heiraten durfte, und war die Zeit dazu gekommen, so versammelte man die besten und schönsten Jungfrauen zur Auswahl in der Hauptstadt. Davon ist bei uns keine Rede mehr. Die ebenbürtige Gattin muß, da sie nur in wenigen Fällen sich innerhalb der Landesgrenze findet, außerhalb derselben gesucht werden, und auch die Verschiedenheit der Religion bildet dann kein Hindernis. Es giebt kaum heute etwas Internationaleres als der Kreis souveräner fürstlicher Häuser. Darin liegt auch wohl ein heilsames Korrektiv gegen nationale Überspanntheiten, aber anderseits muß doch die Leichtigkeit, mit der hier Vaterland und Religion gewechselt werden, zu schweren Bedenken Anlaß geben.

Digitized by Google

Schließlich muß aber die Aufmerksamkeit auch auf die fortschreitende physische und geistige Entartung hingelenkt werden, welche das Ebenbürtigkeits-Recht im Gefolge hat. Die fortdauernde Verschwägerung einiger weniger Familien führt nach einigen Generationen notwendig zu einem Zustande, welcher der Inzucht sehr nahe kommt, und es ist bekannt genug, welche traurigen Folgen daraus entspringen müssen. Das Erlöschen ganzer Linien, das häufige Auftreten von geistigen Abnormitäten, selbst Wahnsinnserscheinungen innerhalb souveräner Häuser werden dadurch leicht erklärt. Der dänische Dichter Holberg erzählt uns in einer seiner Satiren von dem fabelhaften Reiche Potu, wo die Verbrecher zunächst zur Ader gelassen werden, um zu untersuchen, ob die Frevelthat nicht durch Verdorbenheit der Säfte erklärt werde. Dieses auf höchst modernen Prinzipien beruhende kriminalistische Verfahren hätte, wenn es anwendbar wäre, nirgendwo mehr Berechtigung als gegenüber den Entartungserscheinungen, die so häufig in fürstlichen Familien beobachtet werden. Man würde dann häufig genug Anlaß haben, die rollenwidrigen Seitensprünge und das seltsame Gebahren so manches Potentaten milder zu beurteilen und mehr dem Mitleide als dem Zorne Raum zu geben. Aber wie dem auch sein mag, jedenfalls hätten gerade die ehrlichen Anhänger monarchischer Institutionen am meisten Anlaß, der Hauptquelle solcher Erscheinungen nachzugehen und diese, nämlich das Ebenbürtigkeitsrecht, zu beseitigen. Denn wenn in der großen Stabilität mit Recht ein wichtiger Vorzug monarchischer Verfassung liegt, so müssen dafür die Erschütterungen auch um so heftiger und gewaltsamer sein, welche aus den angedeuteten Verhältnissen entspringen können, ja schließlich notwendig entspringen müssen.

Dieses dynastische Ebenbürtigkeitsrecht ist ein trauriger Überrest der Feudalzeit, dem heute auch alle die historischen Voraussetzungen fehlen, die damals wenigstens vorhanden waren. Es ist auch keineswegs spezifisch deutsch, wie manche glauben. Denn nach altem germanischen Rechte waren wenigstens alle frei, d. h. nicht als Sklaven Geborene vollkommen ebenbürtig. Dieser Begriff der Ebenbürtigkeit sollte so bald als möglich sowohl aus den geschriebenen wie den ungeschriebenen dynastischen Satzungen beseitigt werden, denn er ist ein Verhängnis für die Dynastien selbst, er ist mittelbar dadurch auch ein Unglück für die Völker und steht überhaupt nach allen Beziehungen im schneidendsten Widerspruch mit jedem gereifteren sittlichen Empfinden unserer Zeit.

Das Phalanstère.*)

Frei nach Charles Fourier.

Von Gustav Maier (Zürich)

Ich gestehe, daß es ein sehr kühnes Unternehmen ist, 300 an Bildung und Vermögen ungleiche Familien zu vereinigen und alle ihre Glieder, Männer, Frauen und Kinder, nach ihren Fähigkeiten richtig einzuteilen. Mancher Leser wird sich für einen gar klugen Mann halten, indem er einwirft: „Der Weltverbesserer möge zuerst einmal versuchen, nur drei Familien in gemeinsamem Haushalte unterzubringen unter gemeinschaftlicher Bestreitung aller Ausgaben und in vollkommener Harmonie der Charaktere und der Leidenschaften; wenn es ihm gelungen sein wird, drei Hausfrauen solchergestalt an einen Herd zu bringen, dann wollen wir ihm glauben, daß es bei 30 oder 300 gelingen könne!“

Auf diesen Einwand erwidere ich: „Da alle Ökonomie nur aus großen Vereinigungen entstehen kann, so hat der liebe Gott seine Gesellschaftstheorie wohl großen Massen anpassen müssen, und nicht drei oder vier Familien!“

*) Vergl. Ethische Kultur Nr. 37.

Ein vernünftigerer Einwurf ist schon derjenige der sozialen Verschiedenheit. Wie soll man die Leidenschaften, die Interessen-Konflikte eindämmen, mit unverträglichen Charakteren und allen jenen Mißverhältnissen fertig werden, welche soviel Zwietracht in der Welt erzeugen? — Dafür aber benutze ich einen Hebel, der bis jetzt gänzlich unbekannt ist. Meine Arbeitsteilung beruht ja geradezu auf der Ausnutzung dieser individuellen Eigenschaften und Verschiedenheiten und auf deren unablässigem Kampfe, der das gemeinsame Beste herbeiführt; meine Einteilung in Gruppen und Serien gründet sich auf eben jene Mißverhältnisse, die den gegenwärtigen sozialen Zustand verwirren: sie arbeitet etwa wie der Ackerbauer, der aus dem Unrat und den Abfällen seine Reichtümer zieht; Schmutz und Unreinlichkeit, die unsere Häuser im einzelnen beflecken und verpesten würden, werden gesammelt und richtig verwendet die Quelle seines Glückes!

Wenn alle derartigen sozialen Versuche bis jetzt mißlungen sind, so liegt der Grund wohl darin, daß man sich dabei immer nur mit den Massen der armen Leute einseitig befaßt hat, indem man sie der Disziplin eines öden industriellen Klosterlebens unterwarf. Die hergebrachte Gedankenlosigkeit kann sich nicht zu einer Betrachtung der Wirkungen aufschwingen, die eine reiche Vereinigung auszeichnen würden; sie zieht es, gleich den lappländischen Wanderratten, vor, in einem am Wege liegenden Teiche zu ersaufen, anstatt von der angenommenen geraden Linie ein wenig abzuweichen.

Für eine vollkommene Niederlassung meiner 1500 bis 1600 Personen nehme ich eine starke Quadratlinie in Aussicht (die alte französische Quadratlinie = ca. 20 Quadratkilometer). Das Land muß von einem hübschen Wasserlauf durchströmt, von Hügeln durchschnitten, an einen Wald gelehnt sein, um alle möglichen Kulturen zu erlauben; es darf nicht ferne, aber auch nicht zu nahe einer großen Stadt liegen. Während ein flaches Gelände, wie die Gegend von Antwerpen, Leipzig oder Orleans ganz ungeeignet wäre für die nötige Verschiedenheit der Thätigkeit, würden die hügelige Umgegend von Lausanne, das Thal von Brüssel oder das Gelände von Poissy bei Paris sich vortrefflich für den Zweck eignen.

Man sammelt 1500—1600 Menschen einer stufenweisen Ungleichheit an Vermögen, Alter und Charakter, an theoretischen und praktischen Kenntnissen: je größer die Verschiedenheit in ihren Leidenschaften und Fähigkeiten, desto leichter und rascher wird ihre Harmonisierung vor sich gehen! — Man wird also alle Arten des Landbaues, einschließlich der Treibhauskultur, vereinigen, für den Winter und die Regentage mindestens drei geeignete industrielle Betriebe hinzufügen, auch verschiedene Zweige von Kunst und Wissenschaft (unabhängig von den eigentlichen Schulen) herbeiziehen müssen. — Vor allem wird man dann die Feststellung des Wertes aller eingebrachten Kapitalien (Ländereien, Materialien, Herden, Werkzeuge u. s. w.) erledigen müssen, um deren Wert in übertragbaren Aktien auszufertigen. Sodann wird man sich zu verständigen haben über die Art der Gewinnverteilung an der Hand der drei (!) Produktionsfaktoren: Kapital, Arbeit und Talent. Eine der größten Schwierigkeiten ist sicher, dies Alles vor Eintritt des ersten Winters zu erreichen und bis zu diesem Zeitpunkte schon überhaupt das enge Band der Gemeinschaft einer sozusagen leidenschaftlich empfundenen Zusammengehörigkeit, dasjenige, was ich mit „Harmonie“ bezeichne, geknüpft zu haben. Diese Schwierigkeit wird größer sein in den nordischen Gegenden, wo die Periode des Ackerbaues nur durchschnittlich fünf Monate beträgt, gegenüber acht Monaten in südlicheren Regionen. Unter dem 50. Breitegrad könnten die landwirtschaftlichen Arbeiten, auf die sich die Probe jedenfalls stützen müßte, im Mai erst beginnen und müßten schon im Oktober beendet sein: eine gar kurze Zeit, um jene wirtschaftliche und mo-

ralische Verschmelzung zu erzielen. Ich würde daher für den ersten Versuch ein Klima, wie das von Neapel oder Lissabon vorziehen, in welchem die Arbeit und die Verschmelzung nur durch eine drei- bis viermonatliche Winterruhe unterbrochen würden.

Was die Auswahl der Teilnehmer anbelangt, so müßte man sich an verschiedene Eigenschaften halten, die gegenwärtig für gleichgiltig oder schädlich gehalten werden, z. B. Höflichkeit der Familien, Eignung zu den schönen Künsten, insbesondere auch musikalisches Gehör. Man müßte zudem Regeln befolgen, die den Ansichten unserer Philosophen geradezu entgegengesetzt sind, z. B. die Familien mit wenigen Kindern vorziehen, wenigstens ein Drittel Unverheirateter herbeiziehen, Charaktere suchen, die als bizarr gelten, und überhaupt eine gesunde Stufenleiter erzielen nach Alter, Vermögen und geistigen Anlagen. Die Forderung einer gewissen Höflichkeit der Familien, besonders auch der niederen Klasse, begründet sich in der Notwendigkeit der gemeinsamen Kindererziehung; die Kinder reicher Leute dürften sich nicht durch rohe Formen abgestoßen fühlen, müßten vielmehr im Umgang einen gewissen Reiz finden, der sich allmählich auch auf die Erwachsenen übertragen würde und viel von einer gewissen äußeren Höflichkeit auch der Niedrigstehenden abhinge.

Die Teilnehmer müßten mindestens zu sieben Achtel aus Ackerbauern und Industriellen bestehen, der Rest aus Kapitalisten, Gelehrten und Künstlern. Auch die Kapitalien müßten gut abgestuft und frei von allzu schroffer Ungleichheit sein: diejenige Phalange, die in jedem Sinne am besten abgestuft ist, wird die soziale Harmonie und den Gewinn zur besten Entfaltung bringen.

Man ist zu glauben versucht, daß unsere sybaritischen reichen Leute nicht gern mit „Hans und Gretel" werden zusammenleben wollen: sie thun es ja aber heute schon. Ist der reiche Granddesitzer nicht heute schon gezwungen, seine Interessen mit zwanzig Bauernpächtern zu besprechen? Er ist also in der That der Associé dieser Bauern und ist genötigt, sich über Charakter, Sitten, Fleiß und Vermögen seiner guten und schlechten Pächter genau zu unterrichten; er steht mit Hans und Gretel in einem sehr direkten und demühenden Associationsverhältnis. Im Zustand der Harmonie aber wird er nur ihr indirekter Genosse sein, er wird direkt mit ihnen keine Abrechnung haben, die vielmehr Sache der Gesamtleitung ist. Somit wird er von den Unannehmlichkeiten seiner gegenwärtigen Association mit ihnen befreit sein und ihnen als ergebenen und pflichttreuen Freunden, die nach dem gleichen Ziele streben, begegnen.

Das von einer Phalange bewohnte Gebäude hat keine Aehnlichkeit mit unserer Bauart, weder mit der ländlichen, noch der städtischen. Denn um eine große „Harmonie" für 1600 Personen zu schaffen, würde keines unserer heutigen Gebäude ausreichen, weder ein Schloß wie Versailles, noch ein Kloster wie der Escurial (für einen kleinen Versuch von wenigen hundert Gesellschaftern könnte man vielleicht, wenn auch mühevoll, ein Kloster oder einen Palast, wie z. B. Meudon, zurechtmachen).

Die Wohnungen, Pflanzungen und Ställe einer solchen Gesellschaft müssen wunderbar abstechen gegen die unserer Dörfer und Flecken, die für zersplitterte und einander geradezu entgegenwirkende Familien bestimmt sind. Die Phalange errichtet, soweit es irgend die Lage erlaubt, ein regelmäßiges Gebäude anstatt jenes Chaos von Häuschen und Hütten, die an Schmutz und Mißgestalt wetteifern und das Prinzip des einfachen Eigentums zum Ausdruck bringen in dem jetzt noch geltenden Recht, die allgemeinen Interessen willkürlich schädigen zu dürfen, um der Einzellaune zu fröhnen.

Der Mitteldau des Phalanstère soll für die ruhigen Verrichtungen bestimmt sein: Speisesäle, Beratungszimmer, Bibliothek- und Studierräume, der Tempel, der Telegraph, Wachtturm, die wissenschaftlichen Observatorien u. s. w., an der Rückseite ein Wintergarten. — Alle geräuschvollen Werkstätten, Zimmerleute, Schlosser, Schmiede u. s. w., sollen zusammen nach einem Flügel verlegt werden, ebenso die Arbeitsräume der Kinder, die, was sie auch treiben, immer geräuschvoll zu sein pflegen. Mit dieser Einrichtung wird man einen gar häßlichen Uebelstand unserer zivilisierten Städte beseitigen, wo man in jeder Straße einen hämmernden Arbeiter, einen Eisenhändler oder einen Clarinette-Studierenden antrifft, um die Trommelfelle von fünfzig in der Nähe wohnenden Familien zu zerreißen. — Der andere Flügel sollte das Fremdenheim und die dazu gehörigen Unterhaltungsräume enthalten, damit die Gäste nicht den Mittelbau des Palastes versperren oder die häuslichen Beziehungen der Gesellschaft stören. — Das Versuchs-Phalansterr müßte in wenig kostspieligem Material erbaut werden, weil es bei der ersten Probe unmöglich ist, die nötige Ausdehnung und praktische Einteilung durchweg zu erraten.

Ein Zeichen der noch herrschenden falschen Geistesrichtung und Ungeschicklichkeit ist, daß es noch kein Gesetz giebt, das bestimmte Verpflichtungrn der Einzelnen für die Gesundheit und Schönheit des allgemeinen Bauwesens ausspricht. Wenn z. B. eine Stadt einen Haufen alten Mauerwerks ankauft und niederreißt, der bisher vier Straßen maskierte, so ist es doch sicher, daß die anliegenden Häuser bedeutend an Wert gewinnen: sie werden frischere Luft haben und vielleicht den Anblick eines schönen, baumbewachsenen, mit Springbrunnen gezierten freien Platzes genießen an Stelle der früheren Baracken; infolgedessen werden die Häuserwerte und die Mieten steigen. Nach Recht und Billigkeit schulden die Eigentümer der Gemeinde einen Anteil dieses Mehrwerts, da diese allein mit ihren Mitteln ihnen den Wandel nach der Seite der Nützlichkeit und Annehmlichkeit, diesen Uebergang vom Schlechten zum Besseren, verschafft hat. Aber kein Gesetz zwingt sie, etwa die Hälfte ihres Gewinnes der Gemeinsamkeit zu vergüten. Weit davon entfernt: wenn die Gemeinde, die den Hausbesitzer bereichert hat, ihn um eine noch so geringe Unterstützung bittet, so antwortet er ironisch: „Ich habe Euch ja nicht gebeten, diese Häuser niederzulegen, die mir die Aussicht versperrten; wie sollte ich Euch einen Ersatz schulden für Eure reinen Verschönerungs-Ausgaben?"

Eines der Dinge, an die unsere bisherige Zivilisation noch kaum gedacht hat, ist die Verbesserung des Elements, mit dem wir in der allerinnigsten Berührung ständig leben, der Atmosphäre. Damit ist ja nichts gethan, daß man sie in den Salons einiger Faullenzer verbessert, die selbst beim Ausgehen sich wieder im herrschenden Nebel erkälten. Man müßte sie nach einem großen System vervollkommnen, sowohl im allgemeinen mit Bezug auf das Gesamtklima, wie im besondern hinsichtlich der örtlichen Verhältnisse. Wie es damit selbst in unseren Hauptstädten bestellt ist, sieht man an einem offenen Bazar in Paris, den man Palais-Royal nennt, und dessen bedeckte Galerien weder im Sommer gelüftet, noch im Winter geheizt sind. Welche traurige Armseligkeit gegenüber dem gesellschaftlichen Zustande, in dem der Aermste Schutz und Obdach haben wird für jede seiner Verrichtungen. Der Elendeste unserer Genossenschaft, der keinen Heller Eigentum besitzt, wird in einem geschlossenen und geheizten Thorweg seinen Wagen besteigen, wird vom Palast nach den Ställen in warmen gepflasterten Gängen verkehren, wird von seiner Wohnung bis in die gemeinsamen Räume oder in die Werkstätten geheizte und gelüftete Galerien finden. Dort wird man sich im Januar überall in angenehmer Temperatur bewegen, ohne zu wissen, ob draußen Wind oder Regen, Kälte oder Wärme herrscht. Die Einzelheiten, die ich darüber zu geben gedenke, berechtigen mich zu der Behauptung, daß — nachdem die Zivilisation in 3000 Jahren noch nicht einmal richtig zu wohnen gelehrt hat — es weiter

Digitized by Google

nicht wunderbar ist, wie sie die Beherrschung und Harmonisierung der Leidenschaften verfehlte. Wenn man die kleinen Rechnungen des Einmal-Eins nicht lösen kann, so kann man recht wohl die großen Rechnungen mit Bezug auf ideelle Dinge verpfuschen.

Die bedeckten Verbindungen werden um so nötiger sein, als der rasche Wechsel der Beschäftigungen innerhalb des Phalanstère beständige Ortsveränderungen nötig macht. Die große durchgehende Verkehrsgalerie befindet sich im ersten Stock, während das Erdgeschoß vielfach von Einfahrten durchbrochen sein muß; sie wird etwa Aehnlichkeit haben mit der großen Galerie des Louvre. Bezüglich der Einteilung der Wohnungen wird man eine ineinandergreifende Einrichtung treffen müssen, so daß nicht etwa das Zentrum ein bevorzugtes Quartier bildet; eine richtige Abstufung der Mietpreise wird nach dieser Richtung auch den äußersten Flügeln ein gewisses Ansehen geben müssen, um Kränkungen der Eigenliebe und damit den Keim zur Uneinigkeit zu vermeiden.

Jede landwirtschaftliche Phalange errichtet mit Bezug auf die Lebensmittel 7 resp. 8 Klassen:

1.	für die Oberleitung	ungefähr	50	Pers.
2.	„ „ Kranken und Alten	„	50	„
3.	„ „ erste Klasse	„	100	„
4.	„ „ zweite „	„	300	„
5.	„ „ dritte „	„	900	„
6.	„ „ Kinder von 2—4½ Jahren	„	100	„
7.	„ „ Fremden (unbeschränkter Zahl)			

1500 Personen

8. „ das grobe Futter und die Abfälle für die Haustiere.

Das Mahl der Niedrigsten des Volkes, der dritten Klasse, wird unzweifelhaft dasjenige unserer heutigen Gastronomie an Geschmack und Auswahl bedeutend übertreffen. Dieses Mahl wird selbstredend gemeinschaftlich sein, und ein Familienvater von heute wird dazu vielleicht sagen: „Ich bin gewöhnt, mit Frau und Kindern allein zu essen, und das lasse ich mir nicht nehmen!“ Doch ist dieses Urteil falsch: die Gewohnheit gefällt ihm heute, weil er Besseres nicht kennt; wenn er aber einmal nur zwei Tage unter der neuen Form wird gespeist haben, so wird er der sich dort abspielenden geistigen Thätigkeit mit allen Intriguen und Kabalen des wirtschaftlich ehrgeizigen Kampfes der Arbeitsserien rasch mehr Geschmack abgewinnen, als der Langeweile seines seitherigen Familientisches.

„Man soll die Arbeit lieben!“ — so sagen unsere klugen Leute. Aber was ist denn Liebenswertes in unserem heutigen Zustand für neun Zehntel der Menschen, denen die Arbeit nur Last giebt ohne Vorteil? — Auch wird sie im allgemeinen von den reichen Leuten zurückgewiesen, die nur ihren bequemsten und einträglichsten Teil, die Leitung, zu übernehmen streben. Wie soll denn der Arme die Arbeit lieben, wenn man sie sogar dem Reichen nicht liebenswürdig machen kann?

In der Arbeit, wie im Vergnügen, ist sichtlich Abwechslung der Wille der Natur. Jeder Genuß, der länger als zwei Stunden dauert, ermüdet und bringt Übersättigung. Ein Gastmahl von vier Stunden geht nicht ohne Exzeß vorüber; eine Oper von vier Stunden langweilt endlich den Zuhörer. Periodische Abwechslung ist Bedürfnis von Leib und Seele, Vorschrift der Natur. Die Erde selbst verlangt den Fruchtwechsel und der Samen erheischt den Wechsel des Bodens. Der Magen weist die besten Leckerbissen zurück, die täglich geboten werden, und die Seele stumpft sich ab gegen jede Tugend, die nicht von einer anderen abgelöst wird. Wenn aber das Vergnügen der Abwechslung bedarf, so doch gewiß die Arbeit!

Das Leben ist eine Strafe für unsere Arbeiter, die 12 und 15 Stunden sich einer und derselben langweiligen Beschäftigung hingeben müssen; ich nehme den Minister nicht aus, der einen ganzen Tag lang seine Unterschrift auf Aktenstücke setzen muß. Im Zustand der Harmonie giebt sich jeder höchstens zwei Stunden lang der gleichen Thätigkeit hin. Ein Hauptübel unserer Industrie ist zudem, daß sie den Arbeiter, indem sie ihn auf eine einzige Funktion beschränkt, so leicht im Falle der gezwungenen Arbeitseinstellung brotlos macht. Aber in unseren fortschrittlichen Arbeits-Serien liegt der Vorzug darin, daß ein jeder sich denjenigen Arbeiten zuwendet, für die er am meisten Lust und Talent hat, und daß daher Alle, Leiter wie Untergebene, mit Feuereifer und Ehrgeiz nach der höchsten Vollendung ihrer Leistung streben.

Wenn wir heute mit der steigenden Morgenröte aus dem Palaste der Phalange 30 industrielle Gruppen in Parade herausmarschieren sähen, wie sie sich auf die Felder und in die Werkstätten verteilen, wie sie mit Triumphgeschrei und Ungeduld ihre Fahnen schwingen, so würden wir glauben, einer Truppe von Rasenden gegenüber zu stehen, die sich zu Brand und Mord auf die nachbarlichen Niederlassungen stürzen wollen. Denn so werden die Athleten der Arbeit aussehen, die unsere elenden Lohnarbeiter abzulösen bestimmt sind: sie werden Nektar und Ambrosia aus dem gleichen Boden zaubern, der den schwachen Händen unserer heutigen Lohnknechte nur Disteln und Dornen gewährt!

Soweit Fourier, der an anderen Stellen seiner Schriften seine Anschauungen wirtschaftlich und psychologisch noch tiefer begründet. Jeder Leser wird in diesen im Auszug gegebenen Auseinandersetzungen eine Anzahl bekannter Gedanken entdeckt haben: in der That ist selten ein Reicher so geplündert worden, als der schlichte Kaufmann von Besançon. Es giebt ja auch nichts Neues unter der Sonne, am wenigsten neue Gedanken! — Wer hat nicht Bellamys „großen Regenschirm“ bewundert, der doch schon vor fast 200 Jahren in der Utopie des Campanella wörtlich vorkommt und in den Laubengängen von Bern und von italienischen Städten (mit Ausnahme der Straßenkreuzungen) leibhaftig existiert? Jüngst fand ich in der geistvollen Broschüre „Merry England“ von Robert Blatchford treffende Bemerkungen über das falsche System unserer Verschwendung von Industrieprodukten. Der Autor nennt sie mit aller Bescheidenheit „seine Theorie“, weil er „sie selbst entdeckt, und seines Wissens kein anderer Schriftsteller sie je ausgesprochen habe“. Die Bemerkung erschien mir um so wunderbarer, als zufällig ich selbst wenige Wochen vorher den gleichen Gedanken in gleicher Weise (in Nr. 3 der Eth. Corr.) behandelt hatte. Des Rätsels Lösung ist wohl, daß wir beide ihn bei Fourier gefunden und unbewußt in eigene Gedanken umgesetzt hatten! — Hat Fourier bei Plato geschöpft? Und wer sagt uns, von welchem Vorgänger wiederum Plato entlehnt hat? — So stellt auch nach dieser Richtung das menschliche Geschlecht eine große Einheit dar: diese Einheit ist nur um so auffallender, wenn es sich nicht um direkte oder indirekte Übertragung, sondern um — wirklich oder vermeintlich — selbständige Entstehung gleicher Gedanken bei räumlich und zeitlich weit entlegenen Denkern handelt. Man könnte in solchem spontanen Entstehen an vielen Stellen eine gewisse Bürgschaft der Richtigkeit finden, und es ist sicher kein Zufall, daß eine Art ethischer versöhnender Gedankenrichtung sich überall hervordrängt, wo wir das Buch der Geschichte aufschlagen.

Fourier war eine schwärmerische Prophetennatur mit eminent praktischem Blick. Jahrzehntelang wartete er um die gleiche Stunde in seinem ärmlichen Bureau mit Zuversicht auf den Mann, der ihm die Mittel zur Gründung seines ersten Phalanstère zu Füßen legen würde. Und es liegt etwas unendlich Rührendes in dieser hoffenden Sehnsucht! — Sie hat sich nicht erfüllt; aber in tausend Formen treten uns die Gedanken des Phalanstère heute schon in der wirklichen Welt entgegen, freilich nicht in organisierter Ge-

Digitized by Google

stalt, aber doch in mannigfach zersplitterten Ansätzen. Unsere landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung, die Lagerhäuser und Silos, die Kommunalisierung wichtiger Bedürfnisse, unsere Volksküchen und Arbeiterkolonieen — Alles erinnert uns an Fourier. Ja, sogar das Phalanstère sehen wir, wenn auch nur in häßlichen Schattenseiten, verwirklicht in Gestalt großstädtischer Mietskasernen; einen Teil seiner Lebensweise (die Arbeit ausgenommen) finden wir ganz erträglich in unseren modernen Hotelpalästen, und wenn ich im Winter durch die, weit entlegene Häuser verbindenden, geheizten unterirdischen Gänge des Kurhauses zu Davos wandle, so taucht unwillkürlich das blasse Prophetenantlitz meines Berufskollegen vor meinem Geiste auf. — Auch Vieles seiner abenteuerlichen phantastischen Ideen hat sich erfüllt: wir haben die Landenge von Suez durchstochen und werden Panama überwinden, wie er vorausgesagt; wir verbessern das Klima und die Gesundheitsverhältnisse; wir sind daran, den Mehrwert des städtischen Bodens für die Gemeinsamkeit zu reklamieren; die Elektrizität steht im Begriff, seinen Riesen-Lichtkranz rings um die Erde zu legen, und selbst die Fabelgebilde des „Anti-Löwen" und des „Anti-Wallfisches" stehen vor unserm Blick in Gestalt des Dampfrosses und der weltverbindenden Riesenschiffe. — Was verschlägt's, daß das Phalanstère als Ganzes noch nicht erstanden ist und vielleicht nie entstehen wird? —

Viele Gedanken Fouriers, besonders mit Bezug auf sein Lieblingsfeld, die landwirtschaftliche Kultur, harren noch der künftigen Verwirklichung. Unsere Agrarier zumal würden sicherlich besser thun, sich in seine Anregungen ernst zu versenken, anstatt agitatorischen Phantomen von schwächlicher und vorübergehender Bedeutung nachzujagen!

Drei außergewöhnlich gesunde Ideen aber sind es vor Allem, die uns aus Fouriers Schriften als flammender Protest gegen unsere einseitige moderne Entwickelung entgegenblitzen, und die heute noch viel zeitgemäßer sind, als da er, am Anfang dieser Entwickelung stehend, sie wieder und wieder aussprach:

1. Das Heil der Zukunft ruht in einer organischen Verbindung der sozialen und der individuellen Entwickelung; jede einseitige Pflege der einen oder der anderen Richtung muß kulturstörend wirken.

2. Der höchste Reiz menschlicher Beschäftigung liegt in der möglichsten Intimität mit der Natur, also in der Landwirtschaft; unsere rein industrielle Entwickelung ist eine schädliche, von der Ausbildung der Technik erzeugte Einseitigkeit,

3. und vornehmlich: es ist ein gewaltiger Irrtum, den Wert der Arbeit nur nach ihrem materiellen Ertrage abzumessen. Das wahre Vergnügen an der Arbeit, das sich nicht aus Eintönigkeit, sondern nur aus dem Wechsel ergiebt, und der Ehrgeiz einer vollendeten anerkannten Leistung sind viel wichtigere Triebkräfte des individuellen und Gesamt-Fortschritts, als das schnöde Streben nach Erwerb und Besitz, wie es unsere Zeit in so hervorragendem Maße kennzeichnet.

Und diese Gedanken sind nicht nur vom sozialpolitischen, sondern vor Allem auch vom ethischen Standpunkte aus der höchsten Beachtung und Ausbildung würdig. Ein Geschlecht, das mit der Natur in innigster Verbindung lebt, mit dem Trachten nach persönlichem Glück das Streben zur Gemeinsamkeit verbindet, und in der höchsten Leistung für ihre Zwecke das Ziel des Lebens sucht, — ein solches Geschlecht wird eigentlich erst würdig sein, den Namen „menschlicher Gesellschaft" mit Ehren zu tragen!

Politische Bildung — sittliche Bildung.

Von R. Dietrich. (Erfurt).

Daß politische Bildung eine Forderung der Zeit, mehr noch: ein Pflichtgebot ist, bedarf ebensowenig des Beweises, wie daß in Deutschland bisher jener Forderung, jenem Gebote nicht genügt worden, daß niemals und nirgends, sagen wir in den letzten fünfundzwanzig Jahren, der einzige oder höchste Zweck eines Unternehmens politische Bildung, Bürgererziehung gewesen. Die sog. Ausdehnung des Hochschulunterrichts, die Ferienkurse an Universitäten (soweit sie überhaupt auf politische Bildung abzielen) fallen hier außer Betracht. Nicht daß ich solche Veranstaltungen unterschätzen möchte. Der erste Kurs des Vereins für Sozialpolitik z. B. (30. September — 5. Oktober 1895) war ganz dazu angethan, den politischen Sinn zu wecken, zu üben und zu fernerer selbständiger Betätigung geschickt und willig zu machen. Aber wie Wenigen sind Kurse dieser Art zugänglich! Und daß sie in absehbarer Zeit politische Bildung zum Gemeingut des deutschen Volkes erheben werden, ist nicht zu erwarten.

Doch eben darauf kommt es an. Also sind andere, neue Maßnahmen geboten. Man könnte da freilich einwerfen: was geschehen soll, geschieht schon, wenn auch noch nicht festgestellt worden ist, an wieviel Orten — geschieht schon nebenbei seit Anfang der Achtzigerjahre etwa. Um diese Zeit begann wenigstens eine lebhafte Bewegung für Aufnahme der Volkswirtschaftslehre, Gesetzeskunde u. dergl. in den Unterrichtsplan der Fortbildungsschule, auch der sogen. Volksschule (richtiger: Kinderschule). Und gegenwärtig mag der von den Trägern jener Bewegung geforderte Unterricht thatsächlich in vielen Schulen gedachter Art — eine über den Grad der Verbreitung aufklärende Statistik fehlt — mehr oder weniger ausgedehntes oder beschränktes Heimatsrecht erlangt haben. Wer aber unser Schulwesen und die ihm und im besonderen dem Bürgerunterricht gewidmeten Schriften kennt, kann sich mit dem, was wirklich geleistet oder nur vorgeschlagen wird, nicht zufrieden geben. Die Kritik findet dreierlei auszusetzen. Erstens ist der Unterricht parteiisch: d. h. er dient der Regierungspartei und beteiligt sich an dem sogen. Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Zweitens drängen schon das geringe Zeitmaß, welches dem Unterricht in der Politik zugeteilt ist, und das Bestreben, doch möglichst vielerlei an den Mann zu bringen, zur Oberflächlichkeit, zum Wortwissen, zum bloßen Eulernen fragwürdiger „Erklärungen" u. dergl. Von Vertiefung ist keine Rede. Drittens löst der Unterricht, selbst wenn er überhaupt nicht unzulänglich oder ganz verwerflich ist, seine Aufgabe immer nur halb, weil er isoliert und besonders von der Ethik losgelöst ist.

Bürgerliche Tüchtigkeit, als Ziel einer allgemeinen, volkstümlichen politischen Bildung, ist, sofern wir sie im ernstesten Sinne fassen, zugleich sittliche Tüchtigkeit. Es kann gar nicht anders sein; der Glaube an diese Einheit muß unerschütterlich feststehen. Keinesfalls darf der Wahn Macht gewinnen: der bürgerbildende Unterricht habe, als einfache Ergänzung des übrigen Unterrichts, nur eben eine gewisse Summe politischer Kenntnisse und Einsichten zu übermitteln. Allerdings soll die Bürgerschule*), die wir im Auge haben, als Ergänzung aller anderen Schulen**) wirken, aber als doppelte Ergänzung: denn sie hat die Erziehung zur Rechtschaffenheit (man mag sich den Begriff so inhaltreich als möglich denken) mit zu übernehmen. Wäre das auch gar nicht ihre eigenste Aufgabe, ihrem Wesen gemäß, so wäre

*) Der Name wird gestattet sein. Selbstverständlich nicht „Schule" im gewöhnlichen Sinne. Der Unterricht bewegt sich etwa in den Formen der Seminarübungen an der Hochschule, oder — es kommt auf die besonderen Verhältnisse an — in denen der Vereinssitzungen.

**) In der einfachsten Form will sie nur die Oberstufe der Kinderschule sein.

es wenigstens dringend zu wünschen, daß sie das zweite wie das erste leiste, darum, weil es geleistet werden muß, von den vielerlei Bildungsstätten aber, die wir haben, keine es leistet. Ziel der politischen Bildung ist also die Erfüllung des Bürgers mit echt ethisch-sozialer Gesinnung. Es leuchtet aber sofort ein, daß solches Ziel nur zu erreichen ist durch einen Unterrichtsbetrieb, der in die Dinge tief hineinsehen läßt, sie nach allen Seiten hin, in allen ihren Beziehungen sorgsam betrachten lehrt, und den im übrigen strenge Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit, Unparteilichkeit auszeichnen.

Schon in einem halben Jahre läßt sich, wenn wöchentlich vier Stunden in der angedeuteten Weise gearbeitet wird, Erhebliches leisten. Das Erhebliche daran ist weniger der Arbeitsstoff, das einzelne Ergebnis, die Summe der Ergebnisse, als vielmehr die Arbeitsweise, sind die tiefen Spuren, welche solche Arbeit der Persönlichkeit des Arbeitenden eindrückt, die Gewöhnung, die Lust zu solcher Arbeit.

Die Stoffe entnehmen wir, für die einfachste Gestalt der Bürgerschule, I. der deutschen Sprach- und Schriftkunde, II. der Wirtschaftslehre und Staatskunde, und weisen jeder der beiden Gruppen wöchentlich wenigstens zwei Stunden zu.

Die Wahl des ersten Lerngebiets fällt vielleicht auf; man ist geneigt zu glauben, es könne nicht als starke Quelle politischer Bildung dienen. Ein paar Worte, Andeutungen bloß, werden genügen, die Wahl zu rechtfertigen. Der tüchtige Bürger soll mit Kraft und Würde reden, sich, wie andere, ja das Wort selbst (wie Rud. Hildebrand sinnig sagt) beim Worte nehmen, Phrasen als solche durchschauen, abweisen können, ein feines Gefühl für gute, treffende Worte besitzen, im Sprechen gewandt, doch kein Schwätzer, Schreier sein. Wo und wie kann er sich nun diese Eigenschaften am sichersten erwerben? Zudem: Die Sprache ist der Spiegel der Volksseele, und Wortgeschichten sind Begriffsgeschichten — wo sprudeln anmutigere Quellen der Vaterlands- und Volkstreue und Lebensweisheit?

Das gälte also für die Bürgerschule in bescheidenster Verfassung. Sie ließe sich aber, je nach Bedürfnis oder Gunst der Umstände, sehr weit ausgestalten. Dann wären die Unterrichtsstunden bis auf (höchstens) 24 zu vermehren und in den Lehrplan als besondere Lehrgebiete aufzunehmen: zunächst III. Lebenskunde (Rechtschaffenheitslehre, oder welchen Namen man sonst vorziehen will) IV. Bildungsgeschichte — ferner V. deutsche Volks- und Landeskunde, VI. deutsche Geschichte — endlich VII. allgemeine Völker- und Länderkunde, VIII. allgemeine Geschichte. Kaum brauche ich noch zu bemerken, daß III—VI zu I und II in teilweise sehr innigen Wechselbeziehungen stehen. —

Der Plan für die praktische Ausführung ist nach diesen Grundzügen unschwer zu entwerfen.

Ueber sittliche und geistige Kindererziehung.*)

Von W. Sanford Evans (Philadelphia).

In unseren Kindern liegt die Entwickelungsmöglichkeit nicht nur zu einer Mannlichkeit und Weiblichkeit, wie sie uns erfahrungsmäßig, geschichtlich bekannt ist, sondern auch zu jenem Menschheitsideal, das wir wohl angestrebt haben, aber infolge von Hindernissen und Irrtümern nicht haben erreichen können. So sind es gerade alle edlen Triebe unserer Natur, die uns nötigen, dieses junge sprossende Leben möglichst vor Unfällen zu bewahren, es zu schützen vor jenen Irrtümern, Verwirrungen und Schwierigkeiten, die wir erfahren haben und die unsere eigene Erfahrung uns als unnötig erwiesen hat; wir müssen den Kindern die Möglichkeit verschaffen, das Ziel zu erreichen, hinter dem wir zurückgeblieben. Sie sind es, die in wenigen Jahren unsere Stelle einnehmen werden und unsere Arbeit weiterführen müssen. Geben wir uns immer Rechenschaft davon, wie sehr unser Ringen und Streben abhängig ist von jener Zuversicht, daß Andere aufwachsen, die unseren Platz würdig ausfüllen, die Ziele, nach denen wir streben, ihrerseits schätzen lernen und unser Werk zur Vollendung führen sollen? Das Leben verlöre seinen ganzen Wert und würde undegreiflich, wenn wir nicht glaubten, daß die Menschheit in ewigem Fortschritt begriffen ist. Bei dem Gedanken, nach uns komme Entartung, kann niemand seinem eigenen Leben mit Geistesstärke ins Gesicht sehen. Kinder zu haben, die besser im Stande sind zu wirken, als wir, ist eine Notwendigkeit, die uns erst unser eignes Leben wert und verständlich erscheinen läßt.

Die sittliche und geistige Entwicklung des Kindes beruht ebenso auf Gesetzen, wie jede andere Entwicklung. Die Gesetze des sittlichen und geistigen Wachstums zu entdecken und darauf ein Erziehungssystem aufzubauen, ist die drängendste Aufgabe des heutigen Erziehers.

Daß zu einer wirklichen Vorbereitung für das Leben etwas mehr nötig ist, als was unsere gewöhnlichen Unterrichtsanstalten leisten, ist völlig klar. Es giebt tausende von jungen Männern und Mädchen, besonders in unseren reichsten und gebildetsten Kreisen, die genau in der Verfassung sind, in der uns George Eliot Daniel Deronda schildert, in jener Nacht, als er in seinem Boot mit der Flut die Themse herunfrudert. Er hatte alles gehabt, was die englischen Schulen ihm geben konnten; er hatte Studienreisen auf dem Festlande gemacht, er besaß alle Vorteile, die eine reiche und gesellschaftlich günstige Stellung in der Welt mit sich bringt — und doch lungert er da auf dem Flusse herum, indem er sich die Frage vorlegt, „ob es der Mühe wert wäre, am Lebenskampfe teilzunehmen." Er hatte glänzende Talente und eine gute allgemeine Bildung, aber seine Erziehung hatte ihn nicht mit thätigem Interesse am Leben versehen. Sie war „vollendet" aber sie hatte nur die „Wurzeln der Unentschiedenheit" in ihn gelegt. . . . Wir müssen es als einen praktischen und wesentlichen Teil der Erziehung betrachten, den Kindern möglichst jenes Lebensinteresse und jene Würdigung der wahren Lebensziele mitzugeben, die sie zur eigenen Anstrengung und einem Wirken für die Welt in dem Maße ihrer Befähigung veranlassen. Es muß doch eine traurige Lücke in der Erziehung, die wir unsern Kindern geben, vorhanden sein, wenn wir auf die große Anzahl von Männern und Frauen hinblicken können, von denen ihre guten Freunde große Dinge prophezeit haben und die doch nichts dergleichen thun, nicht weil sie nicht die Befähigung zu Großem hätten, nicht weil sie nicht die nötige Bildung gehabt, sondern einfach weil sie nicht den Antrieb zu wahrhaftem Leben besitzen. . . .

Welche Verirrung des gesunden Menschenverstandes, wenn wir Kinder als gerüstet für das Leben ansehen, die nicht gegen die Versuchungen einer großen Stadt gerüstet sind! Männer und Frauen gehen zu Grunde; all ihr Talent, der ganze Reichtum, der in ihrer menschlichen Natur liegt, bleibt nicht nur ohne allen Gewinn für ihre eigene Fortbildung und für die Verbesserung der Welt, sondern wird vielleicht sogar zu einem Werkzeuge des Schlechten, einfach weil sie nicht gegen jene Versuchungen gewappnet waren, die jedem von uns entgegentreten, genau so gewiß, als die Frage nach dem Broterwerb. Können wir jemand als vorbereitet für das Leben ansehen, der nicht vorbereitet ist für jenes wichtige menschliche Verhältnis, auf das wir die Namen „Liebe" und „Ehe" anwenden? Dieses Verhältnis verlangt höhere Grundsätze und feineres Empfinden, als irgend eine Arbeit zum Broterwerb . . . können wir es einem unerleuchteten Urteil und ungeregelten Empfinden überlassen? Wir müssen nun einmal tagtäglich in allen unseren Handlungen mit unseren Mitmenschen in Berührung treten. Wie viel reicher wäre das menschliche Leben, wenn alle den glücklichen Takt und die herzliche Gemütsstimmung besäßen, die es uns möglich machen, von einander das Beste, das in uns ist, herauszuholen! . . .

Wir leben im Universum. Wir können uns darin bewegen, aber wir können aus ihm nicht entfliehen. Wir erkennen die Gesetze, die über uns walten, aber all unser Suchen läßt uns nicht ihre Quelle auffinden; wir können nicht völlig ihre geheimnisvollen Beziehungen verstehen und den ihnen zu Grunde liegenden Zweck erfassen. Ein mit Verstand und Gemüt begabtes Wesen, wie der Mensch, muß, wenn er in einem solchen Universum lebt, irgend eine Stellung zu ihm nehmen. Wenn er spazieren geht

*) Wir entnehmen diese Ausführungen in freier Uebersetzung und Auswahl dem Vorhefte der „Ethical Addresses" Serie IV, Philadelphia, S. Burns Weston, und machen unsere englisch sprechenden Mitglieder wiederholt auf diese wertvolle Vortragssammlung unserer amerikanischen Freunde aufmerksam. Die Redaktion.

und die Sterne über seinem Haupte sieht oder wenn er die Tiefe des Geheimnisses in der Enge seines eigenen Herzens erwägt, so muß er irgend eine Gemüts-Verfassung annehmen gegenüber diesem gewaltigen und ehrfurchtsgebietenden Wesen, das etwas anderes ist, als er selbst. Sonst wäre er ein Fremder im Universum und nicht sein Einwohner und weniger denn ein Mensch. Eine Religion,*) eine geziemende Stellungnahme gegen das All, die seiner selbst und des Geheimnisses, das ihn umgiebt, würdig ist, ist für den Menschen eine Notwendigkeit. Wie können wir die Kinder für diese Stellungnahme vorbereiten ohne der Gefahr des Materialismus oder des Aberglaubens zu verfallen?

Giebt es Lebensbeziehungen, für die die Kinder nicht schon einfach dadurch tüchtig werden, daß sie eine oberflächliche Litteraturkenntnis und ein paar naturwissenschaftliche Daten besitzen, giebt es Probleme, die sich nicht durch Algebra lösen oder durch eine chemische Reaktion prüfen lassen, giebt es Fragen, zu deren Beantwortung es uns nichts hilft, daß wir umsichtige Geschäftsmänner, geschickte Doktoren oder Rechtsgelehrte oder kundige Mechaniker sind, dann thun wir nicht unsere volle Pflicht an unsern Kindern, bis wir unserm Erziehungssystem einen Kursus hinzufügen, der diese Vorbereitung erteilt. Es sind sittliche und geistige Probleme, die wir angeführt haben, und die Vorbereitung für sie muß eben die sittliche und geistige Erziehung ergeben.

Keine Schule kann diese ganze Arbeit übernehmen, weil mehr nötig ist, als ein Schulkursus gewähren kann. Die Intimität der Familienbeziehungen, die eigentümliche Natur der Familienorganisation und die Konstanz der Beeinflussung giebt dem Heim eine Macht, die sonst nichts anderes ausüben kann. Damit fällt auf die Eltern eine entsprechende Last der Verantwortlichkeit, von der es kein Entrinnen giebt. Aber nachdem man der Arbeit des Hauses ihre volle Stellung eingeräumt hat, so bleibt es doch noch immer wahr, daß diese Arbeit durch einen Schulkursus ergänzt werden muß. Unser heutiges häusliches Leben bietet oft nicht die Möglichkeit für eine systematische Unterweisung, wie sie notwendig ist, und nicht alle Eltern sind im Besitz der pädagogischen Erfahrung und Geschicklichkeit, um zu den besten Erziehungsresultaten befähigt zu sein. Die moderne kirchliche Sonntagschule ist das bedeutendste und in der That der einzige bedeutende Versuch, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Aber finden wir in den kirchlichen Sonntagsschulen, was wir suchen, ein Erziehungssystem, das auf den Gesetzen sittlichen und geistigen Wachstums beruhte?

Was leistet die kirchliche Sonntagsschule? An erster Stelle lehrt sie den Katechismus. Schlägt man den Katechismus einer Sonntagsschule auf, so findet man, daß er beginnt: „Wer hat dich geschaffen?" „Gott hat mich geschaffen." „Wer ist Gott?" „Gott ist ein unendlicher, ewiger Geist, der da stets war und stets sein wird." Ein andrer Katechismus beginnt so: „Was ist das höchste und Hauptziel des Menschen?" „Des Menschen Haupt- und höchstes Ziel ist Gott zu preisen und Ihn völlig und für immer zu genießen." Dazu kommen Bibelstunden und die Unterweisung der Kinder in den Lehren der Kirche, zu der sie gehören. Was also versuchen die Sonntagsschulen zu leisten? Die Antwort lautet mit einem Wort: sie versuchen den Kindern etwas zu *lehren*. . . .

Aber können wir Kinder für die Thatsachen und Erfahrungen des Lebens vorbereiten einfach dadurch, daß wir sie etwas lernen lassen? Sehen wir nicht täglich, daß Männer und Frauen, die die Kenntnis von fast allen guten Prinzipien besitzen, die je in der Welt gelehrt worden sind, ihr Leben einrichten nach Prinzipien, die diesen völlig entgegengesetzt sind? Man kann keinen großen Maler, keinen Raphael dadurch schaffen, daß man einfach dem Kinde ein Buch mit Fragen und Antworten über das Malen in die Hand steckt. Und so wenig man einen großen Künstler durch ein Künstlerhandbuch schaffen kann, so wenig kann man ein Kind sittlich machen dadurch, daß man es Sittenregeln lernen läßt. Und entwickelt man den Verstand des Kindes, wenn man das Wort Gott in seinen Wörterschatz einfügt? „Gott hat mich geschaffen!" Wird das Kind dadurch veranlaßt, das Geheimnis des Umfanges zu würdigen oder wird es dadurch geistig geweckt? Ist nicht vielmehr dabei eine große Gefahr? Man zwingt das Kind an erster Stelle einen Begriff zu bilden, den die Menschheit erst an letzter Stelle erreicht hat. Was für Material hat es denn schon für diese Begriffsbildung? Es mag manche gute Menschen und gute Handlungen kennen und lieben, aber es hat wenig oder gar keine Kenntnis von dem, was Güte abstrakt bedeuten soll. Wie soll es das absolut Gute begreifen? Es ist schwach; es kann keine oder nur wenig Kenntnis von einer Macht haben, die seine eigene Ohnmacht übersteigt. Wie soll es die Allmacht erfassen? Es ist sich jener Denknotwendigkeit noch nicht bewußt, die uns eine Einheit in der Mannigfaltigkeit sehen läßt. Wie kann es das Geheimnis von der Einheit des Alls sich vorstellen? . . .

Was sollen wir also thun? Anstatt etwas zu lehren, müssen wir die *sittliche und geistige Natur entwickeln*. Das Kind wird dann konsequent sittlich sein, nicht wenn es sein Gedächtnis mit moralischen Regeln überfüllt hat, sondern wenn sein sittliches Urteil und Empfinden scharf und kräftig ist. Es wird geistig wach sein nur wenn seine geistigen Regungen so entwickelt sind, daß sie geistige Befriedigung verlangen. *Selbstthätigkeit* ist das neue Losungswort der Erziehung. Sittliche und geistige Selbstthätigkeit muß unser Hauptziel bei den Kindern sein, wofern wir sie für die wirklichen sittlichen und geistigen Lebenserfahrungen tüchtig machen wollen, und nicht nur für Gedächtnisproben. Sie müssen zu sittlichen und geistigen Athleten gebildet werden, die durch eine lange vorausgehende Zucht (Training) für jede Uebung und jeden Kampf fertig gemacht sind.

In den *ethischen Klassen für Kinder*, die mit der Arbeit unserer Gesellschaft verbunden sind, haben wir einen auf diesen Grundsätzen beruhenden Erziehungskursus, und ich will hier seine Hauptzüge skizzieren, um den Grundsatz zu erläutern und seine praktische Anwendbarkeit nachzuweisen.

Wir brauchen, um die sittliche und geistige Natur zu entwickeln, nicht einmal anderen Stoff zu wählen, als die Sonntagsschulen; nur müssen wir ihn in anderer Weise verwenden. Wir fangen, wie sie, mit den Geschichten des alten Testaments an. Aber wir lehren die Geschichte von Adam und Eva z. B. nicht als die Grundlage einer bestimmten Erlösungslehre oder einer anderen theologischen Theorie. Was bedeutet die Geschichte von Adam und Eva? Es ist die Geschichte vom Gange der Versuchung. Da ist etwas Verbotenes; du richtest sich der Blick darauf, bis es schöner und begehrenswerter scheint, als je. Wenn das Begehren stärker wird, so kommt der Zeitpunkt, wo eine Stimme zu sagen scheint: es ist keine Gefahr dabei, davon zu nehmen! Dann die Furcht, die den Wunsch zeitigt, noch einen anderen Teilnehmer an der Missethat zu haben, die darauffolgende Scham, das Verstecken, der Kummer, die Entrüstung und endlich die gerechte Strafe. Die Kinder verstehen diese Geschichte. Wir geleiten sie durch die volle Erfahrung, Versuchung genannt, und ihr Urteil wird dabei geübt und geklärt, und zwar gerade so wirksam, als ob wir sie irgend ein Unrecht von ihrer Seite analysieren ließen und mit dem gewaltigen Vorzug, daß wir dabei die Gefahr einer kränklichen Selbstbeobachtung vermeiden. Sie schämen sich, wie Adam und Eva sich schämen und sie empfinden die Gerechtigkeit des Urteils, wenn ihr eigenes Urteil mit der Bestrafung einverstanden ist.

In dieser Weise gehen wir dieselben Geschichten durch, die in den Sonntagsschulen erzählt werden, aber wir erzählen sie ohne jeden theologischen Hintergedanken. Die schöne poetische Geschichte Ruth's wird wegen ihrer einfachen Schönheit mitgeteilt. Sie erläutert die Beständigkeit der Liebe, die man für einander hegen kann. Wir veranlassen die Kinder nicht, die Geschichte gern zu haben, aber ganz natürlich kommen sie zu einer Bewunderung der Ruth. Sie wird in ihrem Geiste nun fortleben als Typus von etwas, das sie haben hochschätzen lernen; sie bleibt ihnen ein lebendiges und geliebtes sittliches Musterbild.

Außer den Geschichten des alten Testaments geben wir unseren Kindern auch die Erzählungen Homers, und ergänzen Beides durch passende Geschichtchen aus dem modernen Leben. . . .

Aber mehr als dieses ist nötig. Soweit die Kinder dies zu dieser Zeit Ideen vom Recht besitzen, so ist es etwas, was ihre natürliche Billigung findet. Aber das Recht ist doch immerhin etwas mehr als einfach ein Gegenstand der Vorliebe. Wir müssen in ihnen die Empfindung erwecken, daß es überdies die Verpflichtung eines universellen Gesetzes enthält. Wie sollen wir dies anfangen? Es wäre nutzlos, ihnen zu sagen: es ist ein allgemeines Gesetz, gleichviel wie wir den Ausspruch durch Zitate aus heiligen Schriften oder Aussprüchen von Philosophen stützen. Wir müssen den *Nachweis liefern* daß es ein Allgemeingesetz ist: dann geben wir ihnen einen wirklichen Begriff davon und nicht nur eine formale Behauptung. Gehen wir zurück bis zu der Zeit, als die Menschen zum ersten Male die Grundsätze von recht und

*) Wir würden sagen: Weltanschauung. Die Redaktion.

unrecht zu Gesetzen formulirten, und wählen wir die besten von diesen frühesten Gesetzbüchern aus. Die Wohl muß auf das hebräische Gesetz sollen; kein anderes läßt sich mit ihm vergleichen. Lehren wir also den Kindern diese Gesetze in ihrer geschichtlichen Fassung und erläutern wir, mit Rücksicht auf die besonderen Zeitbedingungen, die Bedeutung der angewandten Phraseologie. Dann zeigen wir, indem wir die Geschichte der Völker und der Individuen verfolgen, daß die Gesetze von da bis dahin fortbestanden haben und daß sie eben noch so wahr sind, wenn man sie, vielleicht mit einer geringfügigen Aenderung des Ausdrucks, auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwendet. Geschieht dies, — und es ist nicht so schwer — dann haben wir wirklich nachgewiesen, daß sich sittliche Vorschriften durch Allgemeinheit und Notwendigkeit charakterisieren lassen und daß sie nicht Gegenstand individueller Vorliebe sind. Wenn die Kinder dies als eine lebendige Thatsache eingesehen haben, dann sind sie bereit, dem Sittengesetz eine Verehrung zu widmen, die von ihnen niemals durch Vorsagen oder Ermahnungen erpreßt werden kann.

Da es aber keine Sittlichkeit geben kann ohne Handlung, so müssen wir in den Kindern Interesse am Leben erwecken und den sehnlichen Wunsch zum Handeln, mit andern Worten, wie schon gesagt, wir müssen ihnen gewissermaßen den Geist des wahrhaften Lebens einflößen. Wir können dies nicht ausführen, indem wir einfach die Kinder mit den Worten hinaus ins Leben schicken: „Hier ist das Leben; geh' hinaus und arbeite treulich!" Das Leben ist zu verwickelt dazu; auch reife Geister kann es irre führen. Wir werden in dieses wunderbare System der Dinge hineingeboren und betrachten es fast unvermeidlicher Weise als mehr oder weniger automatisch und unabhängig von allem, was wir oder andere thun mögen. Wenn wir diesen Eindruck in den Kindern berichtigen und sie mit eigenen Augen sehen lassen wollen, was diese Zivilisation denn wirklich ist, so müssen wir mit dem allerersten Anfange anfangen, wo erst einzelne Einschlagsfäden davon da sind, ihnen nachgehen und zeigen wie sie durchwoben worden sind, bis wir das wunderbare Gebilde von heute vor uns haben. Beginnt mit der Zeit, wo die Menschen noch nicht einmal das Feuer hatten und laßt die Kinder im Einzelnen die trostlose Lage ausmalen. Zeigt ihnen die intellektuellen und sittlichen Eigenschaften, die nötig waren, um den Wechsel herbei zu führen. Es war eine höhere Kundgebung intellektueller Kraft, als die Tiere je gezeigt haben, da der Mensch den Schluß zog, Feuer könne durch das Reiben zweier Hölzer hervorgebracht werden. Und dieselben Eigenschaften haben sich in der Verbesserung der Produktionsmethoden bis heute gezeigt, wo wir mit der einfachsten Handlung, ein Zündhölzchen anzustreichen, dieser mächtigen Kraft gebieten können. Das ist ein geistiger Triumph, der den Enthusiasmus der Kinder erwecken müßte! . . . Es schlummert eine Welt von Interesse und Belehrung in der Geschichte der Werkzeuge, dann in der Entwickelung der Sprache, der geistigen Begriffe und gesellschaftlichen Einrichtungen. Stellt nur die Unvollkommenheiten der gegenwärtigen Verhältnisse recht ins Licht und reizt die Einbildungskraft der Kinder an durch Entwürfe von dem, was in Zukunft noch geleistet werden könnte. Dann nehmt die Biographien der Menschen, die als die besten Förderer des Fortschritts in der Welt dastehen. Die Kinderherzen müssen so schlagen, wie ihre Herzen schlagen. Laßt sie mitfühlen den Ernst, die Anspannung, die Hoffnungsfreudigkeit und Entschiedenheit, die diese Männer vor recht erhielten gegenüber Unverstand, vielleicht Verfolgung bei ihren Zeitgenossen bis es ihnen gelungen, ihre geliebten Zukunftsbilder zu verwirklichen. . . .

Den Geist erfüllen mit Musterbeispielen guter Männer und Frauen, das sittliche Urteil klären und kräftigen und das moralische Empfinden steigern: die Ueberzeugung wecken, daß das Recht ein allgemeines Gesetz ist; Einsicht in die Motive und Methoden des Fortschritts verschaffen und das heilige Feuer der Begeisterung anfachen, die forschende Vernunft durch augenblickliche Schwierigkeiten leiten und ihr weite Ausblicke eröffnen — das heißt sittliche Erziehung und Lebensvorbereitung, wie sie anders nicht geleistet werden kann.

Und die geistige Vorbereitung? Wie ist unsere Gattung geistig erzogen worden? Wurde ihr in ihrer Kindheit gelehrt: „Gott ist ein Geist, unendlich in Herrlichkeit und Seligkeit, ewig, unveränderlich, unbegreiflich, allmächtig, aller Dinge kundig, der Weiseste, Heiligste, Gerechteste, Gnädigste, Nachsichtigste, der Quell aller Güte und Wahrheit"? Man lese die vedischen Hymnen auf die Maruts, die Sturmgötter: „Regenbeladen, grimmiger Kraft voll, schrecklich wie wilde Bestien, lodernd in ihrer Kraft, mit Feuerglanz und Ungestüm fahren sie dahin. Von dem Spurkranz ihrer Wagenräder strömen Regengüsse, wenn sie die Stimme der Wolken aussenden, die Blitze lächeln über die Erde, wenn die Maruts herabschauern lassen die Fette des fruchtbaren Regens." So wurde Bewunderung und Ehrfurcht zuerst in der Menschheit hervorgerufen. Sie jauchzte zu wohnen in einem All, wo gewaltige Winde die fliehenden Wolken umkreisen; sie fühlte ihre Niedrigkeit unter dem Mitternachtshimmel; die Größe und Erhabenheit des Gesetzes erhob sich vor ihr, wenn sie Jahr für Jahr trotz der Freudlosigkeit der kürzeren Tage und wachsenden Kälte das Licht triumphieren sah und wenn Jahr für Jahr die Jahreszeiten, eine jede zu ihrer Zeit und Ordnung, zurückkehrten. . . . Die Naturphänomene waren es, die die Menschen zur Andetung erzogen.

So muß auch das Kind zur Verehrung erzogen werden; nur dadurch, daß man ihm vorstellt, was es, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, verstehen kann. Die Natur muß die geistige Lehrmeisterin des Kindes sein, so gut als sie es für das Menschengeschlecht gewesen. Es wird lernen Bewunderung, Ehrfurcht, Verehrung und Liebe zu empfinden zunächst für die konkreten Dinge, die es sehen, hören und fühlen kann. Wir erzählen dem Kinde nicht, daß der Geist des Universums voller Güte und Wahrheit ist, sondern wir weisen ihm, daß Güte und Wahrheit die Prinzipien des Universums sind. Die Hebräer lernten erst, daß Gerechtigkeit in der Welt herrscht, als sie im Gefühl der Ungerechtigkeit ihrer Behandlung im ägyptischen Land, ein schwaches und verachtetes Volk, sich erhoben gegen eine Nation von Kriegern, triumphirten und ihre eigene Nation begründeten. Erst als sie sahen, daß Gerechtigkeit in der Welt triumphierte, beteten sie zu dem Weltengeist als zu dem Gott, „der uns aus Aegypten geführt hat und aus dem Hause der Knechtschaft"; erst nachdem sie in vielen Rückfällen erfahren hatten, daß die Sünde eine Schmach für jedermann sei, und daß Gerechtigkeit allein ein Volk erhöhe, vergegenwärtigten sie sich völlig, daß Gott der Gerechte sein mußte.

Wollen wir unsere Kinder geistig erziehen, so daß ihr Herz nicht nur für die Majestät und Macht, sondern auch für die Güte und Gerechtigkeit im All schlage, so müssen wir ihnen zeigen, daß diese Mächte in Wirklichkeit existiren. Wir müssen sie gewinnen, alle Dinge zu lieben, dadurch daß wir ihnen zeigen, daß alle Dinge liebenswert sind. Wenn wir sie jene Sympathie mit allen Wesen empfinden lassen, die Franz von Assisi dahin führte, alle Dinge seine Brüder und Schwestern zu nennen, wenn wir sie fühlen und wissen lassen, daß alle Menschen, Reich oder Arm, Groß oder Klein, Brüder sind: dann erst, und nur dann, werden sie in ihrer ganzen Lebenshaltung jenes Gefühl von Verehrung und Liebe ausdrücken, das die Menschen einst aufblicken ließ zum Himmel und ihnen das Wort „Unser Vater!" in den Mund legte. —

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Die Konfektions-Industrie und ihre Arbeiter. Von Johannes Timm. Darlegung und Kritik der Erhebungen der Reichskommission für Arbeiterstatistik und der Gesetzgebung. Flensburg 1897. Verlag: Fr. Holzhäuser.

Die Gewerbehygiene Preußens vom Jahre 1895 im Lichte der Fabrik-Inspektion. Von Dr. Eugen Elkan. Frankfurt a. M. 1897. Verlag von Johannes Alt.

Das Nibelungenlied und Wilhelm Jordan. Mit dem Anhange: Richard Wagner in Amerika. Von Karl Knortz, Evansville (Indiana). Glarus und Leipzig. Schweizer Verlagsanstalt.

Verse. Von Hugo Terberg. Großenhain, Verlag von Baumert und Ronge.

Das Leben. Vierteljahrsschrift für Gesellschaftswissenschaften und soziale Kultur. Herausgeber Dr. F. von Reichs. Erster Jahrgang 3. Heft. Wien und Leipzig, Verlag von Wilhelm Braumüller.

Zweiter Jahresbericht der öffentlichen Lesehalle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin für das Jahr 1896. Berlin, Druck von H. S. Hermann.

Le point de vue le plus complet du monde? par Henry Lagrésille, Paris-Nancy, Berger-Levrault & Cie. 1897.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W. Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siedenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Ueberschau der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt untrerliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt der beiden ersten Bände sei hier nur angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Haim.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Goa. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sulla Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ungermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilas Freier. Novelle von **Marie von Ebners.** — Lieutenant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Rodestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard**

von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Stinde u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz**. — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger**. — Porträts und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Liszt, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar**. — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt**. — Essays von **Josef Wellen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Bleibtreu, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im Juli 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Adalbert von Hanstein, Der Vicar.
Novelle in Versen.

Ein Bändchen. Min.-Format, elegantester und gediegenster Ausstattung. Sehr geschmackvoll gebd. M. 1.—.

Eine markige, tief ergreifende Episode aus dem Leben eines katholischen Priesters, die durch die Wucht der Handlung und den Schwung der Verse bei wiederholten Rezitationen bereits solchen Ruf gewonnen hat, daß wir durch die Ausgabe in Buchform einem vielfach ausgesprochenen Wunsche genügen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Familien-Pension
Frl. F. Beck und **Frl. M. Barteld.**
Berlin SW., Hallesches Str. 20.
Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wöchentl. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 Mark (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.
Prospekte.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

Zu unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
Dr. A. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 50 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 50 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 50 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 50 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 50 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 50 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 50 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 50 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 50 Pfg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr Sonntag 11½ bis 1 Uhr

Druck von W. Siedenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2789.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 7. August 1897. | Nr. 32.

☞ **An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.**

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen sortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im August 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Lily Schultin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M 6.—. Höchst eleg. geb. M. 7.50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Über Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue Freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die älteren von den neueren Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze literarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Seiten haben wie einen Gastlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Th. Fontane.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. A. Peuzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Das Adoptivkind
und andere Novellen.

Von **F. Ottmer.**

Inhalt: Das Adoptivkind. Die Blinde. Eine Mutter.

Ein Band. Groß 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Berliner Tageblatt vom 3. VII. 1896: „. . . . Ich darf wohl vermuten, daß sich hinter dem Pseudonym die Gattin von Karl Emil Franzos verbirgt. Die Geschichten „Das Adoptivkind" und „Eine Mutter" bereichern mit reicher Phantasie das Schicksal zweier unglücklicher Frauen. Das Interesse wird durch beide „Fälle" stark angeregt. Dazu kommt eine beachtenswerte Freiheit des Gedankens. Der Dialog ist frisch und natürlich, oft scharf, fein und geistreich . . ." (Fritz Mauthner.)

Vom Fels zum Meer 1896, Heft 23: („Was wir lesen" von Anton E. Schönbach): „. . . . Aus Oesterreich kommt dieses Buch. Wüßt' ich's nicht, es wäre an einer gewissen losen Façon des Ausdrucks zu merken. Kaum mag ich glauben, daß dieses Buch ein Erstling sein soll; der Stil zeigt ein gedämpftes Temperament, das Übung und Schule verrät. Der letzte Eindruck ist der eines gesammelten Reife. Die Stoffe sind glücklich gegriffen. Die Verfasserin schreibt lebhaft und wortgewandt. Dieses Buch wird schwerlich ihr letztes bleiben."

Allgemeine Zeitung (München), 6. VI. 1896: „. . . . F. Ottmer vereinigt Reflexion mit scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken. Sie hat nichts Weibliches an sich, scheint also nicht vor einem schwierigen Problem zurück, und überschreitet nicht die Grenzen der Weiblichkeit. Gerade in diesem Aufsuchen von Problemen liegt die Stärke der Schriftstellerin. . . . Die Verfasserin berechtigt zu schönen Erwartungen. Ihre feine Bildung, ihr scharfer Blick, ihre reine Lebensauffassung, ihre poetische Empfindung, Gestaltungskraft und Beherrschung der Sprache werden eine sichere Führerinnen sein." (Prof. Dr. Ludwig Geiger.)

Neues Wiener Tagblatt, 31. V. 1896: „. . . Die Eingeweihten wissen, wen das Pseudonym F. Ottmer decken soll. Und der Uneingeweihte errät darin eine überlegene Frau, die Dame ist. Dame bis in die Fingerspitzen. Nie verliert sie sich in Einzelheiten; sie kennt keine schwächliche Sentimentalität; sie ist stark und liebt das Starke. Drum sagt sie, was sie sagen will, mit Zartgefühl, doch ohne Prüderie. Das Tragische oder wohlberedt Dramatische ist ihr Gebiet. Man merkt es, die Pulse der Schreibenden fliegen, ihre Worte sogar sind klopfender Herzen voll." . . .

Presse (Wien) vom 3. VII. 1896: „Die Probleme sind interessant und sorgfältig durchgeführt, die Sprache edel, die Gedankenführung ernst" u. s. w.

Deutsches Volksblatt (Berlin) vom 9. VIII. 1896: „Zwei Novellen und eine Studie machen den Inhalt dieses elegant geschriebenen, gut ausgestatteten Büchleins aus. Das Ganze hat etwas Vornehmes und Anziehendes, ist in großer Form-Vollendung des Stils und ernsten Eingehen auf das Problem geschrieben und wohlgeeignet, daß man mit Spannung den ferneren Werken von F. Ottmer entgegensehen darf."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Deutsches Theater u. Deutsche Schauspielkunst.

Von **Adolf L'Arronge.**

Zweite Aufl. 10 Bogen. Groß-Oktav eleganteste Ausstattung. Geh. M. 2.—.

Inhalt: An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin — I. Die Theater-Freiheit. — II. Die Regisseure. — III. Die Meininger. — IV. Berlin. — V. Vorschläge zur Verbesserung unserer Theater-Zustände. — VI. Bühnen-Verein und Genossenschaft.

Berliner Tageblatt: „Dem Buche mangelt es zwar an Theater-Anekdoten nicht, es enthält aber auch ein gut Stück wirklichen Theaterlebens; und zwar nicht Coulissenleben, sondern soziales. L'Arronge hat in den langen Jahren, die er dem Theater angehört, Erfahrungen gesammelt, die anschaubar sind, und er hat viele neue Ideen und vor allem ein warmes Herz für den Ausbau der Bühnenkunst, den Schauspielerstand. Er ist nicht nur der einzige Direktor, der vom Schauspieler alles verlangt, aber nichts dafür bietet, sondern er sucht die Schwachen überall zu stützen und materiell zu fördern."

Neue Badische Landes-Zeitung: „Alles in allem: seit langen Jahren ist kein Buch über unser Theaterwesen erschienen, das gleiche Beachtung verdient hätte, wie diese Schrift. Und da sie zugleich von der ersten bis zur letzten Seite anregsam und von prickelndem Reize erfüllt ist, so wird sie diese verdiente Beachtung sicherlich auch finden."

Breslauer Zeitung: „. . . . Ein Buch, in dem Adolf L'Arronge aus dem reichen Schatz der Beobachtungen und Erfahrungen seines der Bühnenkunst geweihten Lebens geschöpfte Erinnerungen, Rückblicke, Meinungen und Vorschläge vor dem deutschen Publikum ausbreitet. Und das deutsche Publikum wird ihm gern und aufmerksam zuhören. Denn es weiß, daß ein Mann zu ihm spricht, der als Bühnendichter und Bühnenleiter aufs innigste mit dem Theater verwachsen ist. Und dieser Mann versteht überdies auf das anziehendste und fesselndste zu plaudern und seine Tagesgegnungen durch eine Fülle interessanter und charakteristischer Einzelheiten zu beleben. Seine Reformvorschläge werden manchen Widerspruch wecken; aber man wird stets in der lebhaftesten Anregung und Genuß finden."

Berliner Börsen-Zeitung: „Alle Genossen innerhalb und außerhalb Deutschlands werden den Inhalt des Buches sich gern zu eigen machen."

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Es giebt keine Frage des deutschen Theaters, die in dem Buche nicht ihre ebenso gründliche, wie geistvolle und originelle Erörterung findet. Jedoch auch die Form sichert der Schrift Beachtung; es ist eines der anregendsten, unterhaltendsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind; auf jeder Seite finden sich pikante und amüsante Details eingestreut und was die Hauptsache ist: diese Schilderungen aus dem modernen Theaterleben sind nicht bloß amüsant, sondern auch wahr."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2389.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 7. August 1897. | Nr. 32.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der Lehrplan der Volksschule und seine Reform. Von J. Tews — Marxismus. Von Prof. Staudinger — Naturbetrachtung und Naturgenuß. Von Dr. M. Kronenberg. — „Unter sich." Von Epimetheus. — Vermischtes.

Der Lehrplan der Volksschule und seine Reform.*)

Von J. Tews (Berlin).

Der Zentralausschuß der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" und der geschäftsführende Ausschuß des „Deutschen Lehrervereins" haben kürzlich ein Preisausschreiben erlassen, welches bezweckt, die auf der vorjährigen deutschen Lehrerversammlung gefaßten Beschlüsse zur praktischen Ausführung zu bringen. Auf jener Versammlung ist die Frage behandelt worden: „Welche Stoffe sind nach den Forderungen der Gegenwart dem Lehrplan der Volksschule hinzuzufügen, bezw. aus demselben zu entfernen?" In dem Preisausschreiben werden nun Lehrpläne für den deutschen, den geschichtlichen, den geographischen, den naturwissenschaftlichen, den Unterricht im Rechnen und in der Raumlehre, endlich für den hauswirtschaftlichen Unterricht verlangt, die den Beschlüssen jener Versammlung entsprechen. Die bemerkenswertesten Sätze in der Resolution des Lehrertages sind folgende:

1. Die deutsche Volksschule, an welche die obligatorische Fortbildungsschule als ein notwendiges Glied des Volksbildungsorganismus sich anfügt, hat die Aufgabe, die ihr anvertrauten Kinder nach Maßgabe ihrer Geisteskräfte und der verfügbaren Zeit zu vollwertigen Gliedern der gegenwärtigen nationalen Kulturgemeinschaft zu erziehen.

2. Der Volksschulunterricht ist darum so zu gestalten, daß der Weg zu den Kulturschätzen der Nation, soweit möglich, jedem Kinde geebnet, die praktische Verwertung des Kulturgutes erleichtert, das Verständnis für das Gemeinschaftsleben angebahnt und das lebendige Bewußtsein der sozialen und staatsbürgerlichen Pflichten begründet wird.

3. Der Unterricht in den unteren Volksschulklassen ist so zu gestalten, daß dieselben die Grundlage der Bildung für alle Volksklassen enthalten und den unmittelbaren Uebergang zu allen höheren Lehranstalten gestatten.

4. Auf der Oberstufe der Volksschule ist die Vorbildung für das Gemeinschaftsleben und die praktischen Lebensaufgaben des Einzelnen mehr als bisher zu betonen.

Die Bearbeitung der Pläne soll in der Weise geschehen, daß 1. eine systematische Uebersicht über die zu behandelnden Lehrstoffe gegeben wird und 2. die ausgewählten Stoffe auf die einzelnen Klassen verteilt werden.*) Es sind 2 Preise in Höhe von je 200 Mk., 6 Preise in Höhe von je 100 Mk. und 4 Preise in Höhe von je 50 Mk. ausgesetzt.

Das Preisausschreiben wendet sich selbstverständlich in erster Linie an die Pädagogen von Beruf, und an die Volksschullehrer im Besonderen, aber nicht nur an die Fachkreise. Es ist von einem Volksbildungs- und einem Lehrerverein gemeinsam erlassen worden und von der Ueberzeugung diktiert, daß die Lehrer nicht die Einzigen sind, die an dem großen Werke der Jugend- und Volkserziehung zu arbeiten haben. Zu erziehen sind alle auf der Höhe Stehenden berechtigt und verpflichtet. Erziehen können eben nur die Hochstehenden, und diese von der Natur selbst zu Erziehern und Lehrern Bestimmten finden sich in allen Berufen und Ständen. Aus diesem Grunde verdient das Preisausschreiben das Interesse aller gebildeten und für die Bildung der Jugend thätigen Kreise unseres Volkes. Der Volksschullehrplan ist eine Angelegenheit, die alle angeht, die sich um die Fortpflanzung und Fortentwicklung unserer Kultur im Volke selbst bekümmern. Das sind allerdings nicht viele. Man kann in dieser Beziehung auch bei den Fortgeschrittensten recht einseitigen und veralteten Anschauungen begegnen. Daß unsre Kultur nicht nur in den objektiven Denkmälern derselben, in den Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst, fortgeerbt und fortentwickelt werden darf, sondern vor allem in dem lebenden Geschlechte, ist vielen eifrigen Freunden der Kulturpflege anscheinend nicht klar. Es wäre sonst nicht zu verstehen, daß so viele hochgebildete Männer und Frauen an der Frage des Volksunterrichts völlig gleichgültig vorübergehen. Und doch gehört wenig Ueberlegung dazu, um sich zu überzeugen, daß unsere ganze Kulturarbeit nur dann vor dem gänzlichen oder doch teilweise drohenden Untergange gesichert ist, wenn unsere Kinder und Kindeskinder nicht nur unsere Maschinen, Bücher und Bilder erben, sondern auch so erzogen werden, daß sie alles das als lebendiges Gut in sich tragen, was tot vor ihnen liegt und steht. Was bedeutet für den jetzt lebenden Griechen die Kultur seiner Ahnen? Ja, was würde sie selbst dann für ihn bedeuten, wenn man sämtliche europäische Museen und Bibliotheken ausräumte und alles, was in Hellas, dem Peloponnes und Klein-Asien seinen Ursprung hat, wieder dorthin brächte? Wenig oder nichts. Es fehlt dort an Menschen, die fähig sind, sich in den Besitz dieser Schätze zu setzen.

Es wäre ungerecht, wenn man von jedem Künstler und jedem Vertreter der Wissenschaft verlangen wollte, er solle auch diese Seite der Kulturpflege im Auge behalten. In der Einseitigkeit besteht für einen bedeutenden Teil der Menschen ihre Größe. Mag deswegen der einzelne Künstler und Ge-

*) Vergleiche Jahrgang 1896 Nr. 25 dieser Zeitschrift.

*) Das Preisausschreiben sendet die Kanzlei der Gesellschaft für Volksbildung, Berlin N.-W., Lübecker-Str. 6, jedem Interessenten zu.

lehrte, unbekümmert darum, wer ihn verſteht und würdigt, ſchaffen und forſchen. Er mehrt den objektiven Beſtand des Kulturgutes. Aber die Geſamtheit der Künſtler und Gelehrten darf ſo nicht wirken. Bei einem nicht zu kleinen Teile derſelben muß auch der pädagogiſche Gedanke lebendig ſein, nämlich die Sorge darum, ob und wie das Volk und ſeine Jugend geleitet werden müſſen, um Beſitz zu nehmen, wenn nicht von allem Schönen und Wahren, ſo doch von dem Wertvollſten und am leichteſten Zugänglichen. Kunſt und Wiſſenſchaft können auch nur zur vollen Blüte kommen, wenn die Schöpfer und Forſcher von dem Bewußtſein getragen werden, daß eine große Gemeinde zu ihren Füßen ſitzt. Je breiter die Schichten ſind, in denen die Kunſt geſchätzt und das Wiſſen aufgenommen wird, um ſo tiefer dringen die Forſcher in die Goldſchächte ein, und um ſo höher türmen ſich die glänzendſten Höhen der Kulturarbeit.

Wenn man ſich dieſe Thatſachen nüchtern vergegenwärtigt, ſo muß man ohne weiteres nach den Bildhauern und Malern fragen, die ſich um die Einführung der Jugend und des Volkes in die darſtellende Kunſt ernſtlich gekümmert haben. Wo beſitzen wir eine Aufzählung von Bildern und plaſtiſchen Kunſtwerken, die geeignet ſein würden, die Jugend am leichteſten mit den in den Meiſterwerken dieſer Kunſt niedergelegten Ideen bekannt zu machen? Oder welcher Muſiker und Komponiſt von bedeutendem Namen hat einmal die Volksſchulliederbücher mit dem Notenſtift in der Hand durchgeſehen und den Verfaſſern dieſer Bücher ſeine beſſere Erkenntnis zugänglich gemacht? Welcher Profeſſor der deutſchen Literatur hat ſich der Mühe unterzogen, die Leſebücher und Gedichtſammlungen in den Volks- und höheren Schulen kritiſch zu beleuchten? Es ſind auch nicht viele unter den Geographen, Hiſtorikern und Naturwiſſenſchaftlern von Fach, die das aus ihrer Wiſſenſchaft in erſter Linie zu Lehrende bezeichnet haben. Die engliſchen Gelehrten ſind in dieſer Beziehung weitſichtiger geweſen.

Man mag mir entgegnen, das alles ſei Sache der Pädagogen. Da ich ſelbſt in dieſem Berufe ſtehe, glaube ich darüber ein Urteil zu haben, was der Pädagoge zu leiſten vermag und was nicht. Je jünger das Kind iſt, um ſo kleiner muß die Zahl ſeiner Lehrer und Erzieher ſein. Wie es ein Unfug ſein würde, einem Baby zwei Wärterinnen zu geben, die es abwechſelnd pflegen, ſo iſt es auch ein Unding, etwa das neunjährige Kind von einem halben Dutzend Lehrern unterrichten zu laſſen. Selbſt bei dem 12- und 14jährigen Schüler darf die Zerſplitterung noch nicht weitgehen. Aus dieſem Grunde muß der Lehrer auf den unteren Stufen aus vielen Gebieten lehren, und auch weiter aufwärts auf dem ganzen Wiſſensgebiete, in das der Schüler eingeführt werden ſoll, heimiſch ſein, um die Anknüpfungs- und Veranſchaulichungsmittel zu finden. Der Lehrer kann alſo niemals Gelehrter in einem einzelnen Fache ſein, und es iſt darum nicht ſeine Sache allein, feſtzuſtellen, was gelehrt werden ſoll. Das Wie? freilich, den Lehrgang und die Methode hat der Pädagoge zu beſtimmen. In dieſem Gedankengange bewegen ſich auch alle Reformforderungen, die von außen an die Schule herantreten. Nur iſt zu bedauern, daß diejenigen, die nicht nur fordern können, ſondern auch zu geben in der Lage ſind, ſich ſo ſelten beteiligen!

Wenn das Preisausſchreiben die mit Wiſſenſchaft und Kunſt Beſchäftigten an ihre pädagogiſchen Pflichten erinnerte, ſo möchte damit mancher neue Stein zum Aufbau der Schule der Zukunft herbeigetragen werden. Ich meine nun allerdings nicht, daß jene Männer Lehrpläne machen ſollen, aber ſie ſollten ſagen, was nach ihrer Auffaſſung aus dem betreffenden Gebiete gelehrt werden müßte. Eine Reihe von engliſchen Naturforſchern hatte vor mehr als zehn Jahren ſich zuſammengethan und kleine populäre Bücher für die Jugend geſchrieben, allen voran Michael Faraday, Hurley, Balfour Stewart, Roscoe, Geikie und Foſter. Ob dieſe Männer ihrer Wiſſenſchaft und ihrem Volke dadurch nicht mehr genützt haben, als wenn ſie unterdeſſen die eine oder die andere Unterſuchung weitergeführt hätten? Es ſcheint faſt ſo. Und wenn ein genialer Bildhauer und Maler in ſeinem Schaffen einmal ſtill halten und überſchauen wollte, was ihre Kunſt Großes aufzuweiſen hat, um die nach dem Schönen ſehnſüchtig Emporblickenden hinaufzuführen auf die Höhen, von denen aus das Schauen und Bewundern möglich iſt, ob ſie ſich damit nicht auch einen Lorbeerkranz verdienten? Und welchen erhebenden und aneifernden Eindruck würde es auf die Männer und Frauen machen, die dem Jugendunterrichte ſich gewidmet haben, wenn ſie ſähen, daß auch die Beſten unſeres Geſchlechtes die Erziehungsarbeit zu würdigen wiſſen und zu fördern ſuchen! Die alten Völker haben ihre Künſtler und Dichter geehrt, aber ihre Kinder haben ſie notdürftig gebildeten Sklaven zur Erziehung überwieſen. An der Sklavenfrage, an dem Bleigewicht der unkultivierten Maſſe ſind dieſe Völker auch zu Grunde gegangen. Und unſerer Kultur würde ein ähnliches Schickſal gleichfalls beſchieden ſein, wenn wir nicht das ganze Volk zu Mitbeſitzern und damit auch zu Hütern und Pflegern unſerer Kultur zu erziehen uns bemühen.

Was von Wiſſenſchaft und Kunſt gilt, das gilt aber auch von den durch Unterricht und Erziehung mitteilbaren Elementen des öffentlichen, gewerblichen und privaten Lebens. Auch auf dieſen Gebieten ſollten die „Meiſter“ Lehrer ihres Volkes ſein, wie es z. B. ein Benjamin Franklin geweſen iſt.

Und das Mäcenalenium? Ob es nicht eine ebenſo lohnende Aufwendung wäre, wenn ein Freund der Naturwiſſenſchaften eine Summe für das beſte naturwiſſenſchaftliche Elementarbuch hergäbe, als wenn er irgend eine Spezialforſchung durch pekuniäre Mittel unterſtützt? Die Wiſſenſchaft ins Volk zu bringen, ſcheint heute faſt noch wichtiger, als ſie in ihrer Spezialarbeit zu fördern. Denn der Rückſtand der Maſſen in dieſer Beziehung iſt ein gewaltiger. Das liegt freilich nicht nur und auch nicht zu allererſt an den Lehrplänen und Schulbüchern, ſondern noch vielmehr daran, daß auch wir den Volkslehrer noch zu den Geringſten im Volke zählen und demgemäß oft genug nicht die Kräfte für die Erziehungsarbeit erhalten, die allein befähigt ſind, ſie zu leiſten. Die Lehrerbeſoldungsfrage, die jetzt die Kommunalverwaltungen im größten deutſchen Staate allgemein beſchäftigt, iſt mehr als eine Magen- und Standesfrage für ca. 70000 Beamte. Es iſt die Entſcheidung darüber, welche Männer und Frauen wir für die Lehr- und Erziehungsarbeit in unſeren öffentlichen Volksſchulen haben wollen.

Wenn das gedachte Preisausſchreiben das Pflichtbewußtſein auf den Höhen unſeres Kulturlebens in der gekennzeichneten Richtung wecken ſollte, ſo erfüllt es eine große Aufgabe und verfehlt ſeinen Zweck ſelbſt dann nicht, wenn nicht viele der einlaufenden Arbeiten den zu ſtellenden Anforderungen genügen ſollten. Es handelt ſich offenbar darum, daß die Gegenwart ihre Anforderungen an die Erziehung der Jugend mit ganz anderen geiſtigen Mitteln unterſtützt als bisher, und daß die Beſten in allen Volkskreiſen, insbeſondere aber die am höchſten Stehenden, poſitiv an dem Erziehungswerke mitarbeiten.

Man pflegt den Wert eines Zeitalters nach ſeinen Kulturſchöpfungen zu beurteilen. Aber es iſt ganz offenkundig, daß diejenigen Epochen, in denen Wiſſenſchaft und Kunſt zur höchſten Blüte kamen, in Bezug auf die Vermittelung des Kulturgutes an die große Menge des Volkes oft einen reaktionären Charakter zeigten und dadurch den betreffenden Völkern verderblich wurden. Möchte die nächſte Zeit in unſerem Volke einen edlen Wettſtreit der Beſten und Reifſten auf dem Gebiete der Jugendbildung entfachen! Dann dürfen wir un-

Digitized by Google

besorgt in die Zukunft schauen. Unsere Jugend ist das „Volk“ der nächsten Jahrzehnte. So wie wir sie erziehen, wird sie sein und so unsere Arbeit fortführen. Das scheidende Jahrhundert überliefert dem kommenden große, unendliche geistige und materielle Schätze. Größer aber noch würde die Hinterlassenschaft sein, wenn an der Schwelle des Jahrhunderts ein Geschlecht stände, in dem alle Errungenschaften unserer Zeit in lebendiger Gestalt und mit dem Impuls der Entwickelung lebten. Haben wir in dieser Hinsicht unsere Aufgabe auch nicht voll erfüllt, so wollen wir dem neuen Jahrhundert doch wenigstens die Erkenntnis dieser großen Aufgabe in die Wiege legen.

Marxismus.

Von Prof. F. Staudinger (Worms.)

Marxismus! — Was ist das? Heutzutage ist es ein Schlagwort, mit dem man sehr oft für oder wider kämpft, nach Instinkt, nicht nach Einsicht. Es soll wirklich heute noch Menschen geben, und man hat mir gesagt, Diogenes brauche gar keine Laterne, um sie zu finden, denen es genügt, daß ein Satz von Marx herrührt; dann haben sie ihr Urteil, und rufen vivat! oder pereat! je nach dem Parteistandpunkt. Nun, unser kritisches Bewußtsein ist nicht allemal so wach, daß wir genügend vor Vorurteil auf der Hut sind. Dieser Parteidogmatismus ist eine menschliche Schwäche! Aber wir möchten sie darum doch für nichts anderes bezeichnen als was sie ist: eine recht armselige Schwäche, die eigentlich unser unwürdig ist.

Aber was ist Marxismus?

Da steht im „Kapital“ I. Bd. S. 793 (2. Aufl.) das berühmte Wort: „Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die unter ihm aufgeblüht ist. Die Hülle wird gesprengt. Die Expropriateurs werden expropriiert.“ Wie und wann soll das geschehen? Nun wenn die kapitalistische Entwickelung weit genug gediehen ist, dann bemächtigt sich das Proletariat der politischen Gewalt, verwandelt durch Staatsdekret die Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum und schafft dann die sozialistische Gesellschaft, so rasch es eben geht. — So etwa kann man den Marxismus in seiner praktischen Tendenz auffassen. (Vergl. Bebels „Frau“ 10. Aufl. S. 260 ff.)

Entspricht diese praktische Tendenz aber völlig der theoretisch-wissenschaftlichen Tendenz des Marxismus? F. Mehring (Neue Zeit Nr. 15) behauptet dies den Züricher Vorträgen von Werner Sombart gegenüber. Letzterer meint, (Sozialismus und soziale Bewegung, Jena, Fischer, S. 43) in den Schriften von Marx und Engels zögen sich zwar „Grundideen“ hindurch, aber das einheitliche System würde von anderen Gedankengängen gekreuzt. Die objektiven dauernden Grundideen sieht Sombart in der marxistischen Geschichtsauffassung, aus der als heutiges Ziel des Proletariats die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, als Weg dahin der Klassenkampf notwendig hervorgeht. Dagegen glaubt er, die störenden Gedankengänge beständen u. a. in dem Glauben, die Einführung des Privateigentums sei der Sündenfall der Menschheit, von dem ab erst die Geschichte und deren treibende Kräfte ihren Anfang nehmen, vor allem aber in dem durch die revolutionäre Zeit ihrer Entwickelung bedingten Glauben an eine gewaltsame Revolution, die sie von 1845 ab fortwährend nahe geglaubt hätten. F. Mehring sagt dagegen:

„Marx und Engels waren Oekonomen wie Politiker, und Politiker wie Oekonomen; im Lichte dieser untrennbaren Lebenseinheit wird ihr Lebenswerk überhaupt erst verständlich; hier eine Scheidung vornehmen wollen, heißt den modernen wissenschaftlichen Kommunismus in blauen Dunst auflösen.“

Wir können Herrn Sombart allerdings in dem Nebenpunkte nicht recht geben, daß der Glaube, die Geschichte und ihre heutigen Triebkräfte begännen erst mit Einführung des Privateigentums, unmotivirt sei. Wir haben bisher immer geglaubt, die Geschichte, d. h. was man eben bewußte Geschichte nennt, beginne thatsächlich erst mit dem Privateigentum: die Zeit des Gemeineigentums, der Horden und Stämme nenne man Vorgeschichte oder Urgeschichte. Und daß die Triebfedern zu Klassenkämpfen nicht wirken konnten, als es noch keine auf Besitz- und Beschäftigungsunterschieden ruhende Klassen gab, das ist doch wohl selbstverständlich. Diese Befreitung läuft also im Grunde auf einen Wortstreit über die Bedeutung des Wortes „Geschichte“ hinaus. Dagegen hat Sombart recht, völlig recht, wenn er die dauernden wissenschaftlichen Ansichten von Marx von den vergänglichen Zeitideen sondert. Daß Marx und Engels eine Revolution im alten Sinne des Wortes seit 1845 und nach 1848, die dem Proletariate die Herrschaft bringen sollte, immer wieder erwarteten, ist Thatsache; und Engels hat es zum Ueberfluß offen eingestanden, daß sie sich in der Hoffnung auf deren baldiges Eintreten geirrt hätten. Wenn der Hinweis Sombart's, daß man hier den Oekonomen Marx vom Politiker Marx, der doch nach seiner eigenen Geschichtstheorie auch nur ein Geschöpf seiner Verhältnisse sein konnte, zu trennen habe, den „wissenschaftlichen Kommunismus in blauen Dunst auflösen“ heißt: nun dann wird er sich auflösen, trotz Mehring, trotz der heutigen imposanten Gefolgschaft, über die er verfügt. Mit Bemerkungen von „Nicht-Politikern“, „Gelehrten“ und „Stubenhockern“, die Mehring nachher giebt, setzt man wohl den Gegner in den Augen befangener Leute herab, widerlegt ihn aber nicht.

Denn es ist in der That infolge des historisch ja wohl begreiflichen praktischen Glaubens, eine baldige Revolution werde dem Proletariat die Gewalt in die Hände geben, ein innerer Widerspruch in das Marxische Denken hineingekommen, ein Widerspruch, den Sombart unseres Erachtens noch gar nicht einmal scharf genug hat hervortreten lassen. Die Marx'sche Geschichtstheorie sagt: „Mit der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau (der juristische und politische Ueberbau mit seinen bestimmten Bewußtseinsformen) langsamer oder rascher um.“ (Marx, das Kapital Vorw. S. V, VI.). Das heißt doch wohl: die Aenderung der ökonomischen Grundlage ist das Bedingende. Erst wenn und soweit diese sich geändert hat, kann auch eine juristische, politische, geistige Umänderung erfolgen. — In diesem Sinne giebt Engels eine treffende Erläuterung an einem schönen Beispiel. Er sagt:

(Anti-Dühring, S. 161): Ursprünglich dem herrschenden Feudaladel zinspflichtiger Stand, hat das Bürgertum in fortwährendem Kampf mit dem Adel schließlich einen Machtposten nach dem andern erobert . . . Und wie brachte es dies fertig? Lediglich durch Veränderung der Wirtschaftslage, der eine Veränderung der politischen Zustände früher oder später, freiwillig oder erkämpft nachfolgte.“

Das ist die Marx-Engels'sche Geschichtstheorie in den für uns hier wesentlichen Grundzügen. Und diese Geschichtstheorie erkennen wir unumwunden als eine großartige, dauernde Leistung*) an. Aber diese Theorie steht, so behaupten wir, in schneidendstem Widerspruch zu dem ebenfalls marxistischen praktischen Glauben, der Sozialismus könne nun, ganz im Gegensatz zu aller früheren Entwickelung einfach derart in das Leben treten, daß das Proletariat zuerst die politische Gewalt eroberte, dann die Expropriateurs expropriierte, und hierauf die sozialistische Gesellschaft einrichtete. Nach der Logik der marxistischen Geschichtstheorie muß die Entwickelung vielmehr so von statten gehen: Erst müssen sozialistische Gebilde aufschießen, sich im Kampfe mit den kapitalistischen Gewalten behaupten, weiter entwickeln, und verkinden; und wenn sie ökonomisch mächtig genug geworden sind, dann können sie auch die ihnen und ihren Interessen entsprechenden juristischen und politischen Aenderungen

*) Wir können dieser Ansicht nur mit starkem Vorbehalt beipflichten. So wertvoll auch die Marxsche Geschichtstheorie in einzelnen Punkten sein mag, so bedeutet sie doch als Ganzes eine einseitige, materialistische Verirrung. D. Red.

durchsetzen. Das mag ein langsamer und langwieriger Entwickelungsgang sein, aber es ist der einzig mögliche.

Freilich, so langwierig wie die bürgerliche Entwickelung wird die Entwickelung zum Sozialismus kaum sein. Die kapitalistische Ordnung wälzt alle Verhältnisse in beschleunigtem Tempo um, schafft weiterreichende, tiefergreifende Beziehungen zwischen Menschen und Menschen, als sie jemals zuvor vorhanden waren und hat vor allen Dingen die Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge ganz außerordentlich gemehrt. Und die unerfreuliche Seite, welche jene Beziehungen (neben einer hocherfreulichen Seite) haben, die Wirkungen, welche durch den Umstand hervorgerufen werden, daß die gesellschaftlichen Beziehungen der Produktion mit der isolierten Beherrschung derselben in Streit geraten: diese in ihren Folgen fast für alle Menschen unerfreuliche Seite zwingt zu immer engerem Zusammenschluß, zu gemeinschaftlicher Bekämpfung der aus dem System hervorwachsenden Schäden. Die ganze Masse der korporativen Einrichtungen heutiger Tage, mögen sie nun auf wirklich sozialistisch zielbewußte oder auf engherzige privatwirtschaftliche Interessen hinauslaufen, sind ein Erzeugnis des immer tiefer in alle Schichten des Volkes einsickernden sozialistischen Bedürfnisses. Die Genossenschaften, die Gewerkschaften, ebenso wie die agrarischen Bünde, ja die Ringe der Industrie entspringen dem Bedürfnis, den unheilvollen Folgen des Raubrittertreges, den man Konkurrenzkampf*) heißt, zu entgehen. Und all diese Bestrebungen tragen mehr oder minder, teils durch den Wetteifer, teils durch den Gegensatz zur Erziehung zu sozialistischem Geiste bei. Und vermutlich werden unter diesen Vereinigungen diejenigen, welche auf konsumgenossenschaftlicher Grundlage eine Angliederung genossenschaftlicher Produktion an den organisierten Konsum zielbewußt erstreben, wie viele englischen und einige Schweizer Genossenschaften (Stephon Schwind) dereinst die Führung übernehmen und uns die Brücke zur Gesellschaft der Zukunft bauen.

Deshalb aber möchten wir politische Bestrebungen keineswegs schelten, und nicht für so nutzlos und fruchtlos halten, wie es z. B. Dr. Mülberger (Züricher Reden IV, S. 68) thut. Diese werden immer die jeweilige Begleiterscheinung der sozialen Entwickelung sein, und diese, rückwirkend, fördern oder hemmen können. Wir brauchen den politischen Kampf bei uns sogar sehr dringend, um uns erst einmal den Rechtsstaat im modernen Sinne thatsächlich zu erringen, ohne den gedeihliche soziale Entwickelung unmöglich ist. Was wir leugnen, was wir gerade auf Grund der marxistischen Geschichtstheorie leugnen, ist nur, daß auf politischem Wege der Sozialismus gemacht werden kann.

Zwar ist uns sehr wohl bewußt, was manche Marxisten dagegen sagen: Die heutige Entwickelung schaffe bereits in ihren Riesenbetrieben thatsächlich sozialistisch organisierte Einrichtungen, die nur den Herrn zu wechseln brauchten, um ruhig weiter zu fungieren. Die von Marx geforderte Grundlage zur neuen Gesellschaft sei also bereits vorhanden. Mit Vorliebe weist man zum Beweis dafür — ich habe dos in mehreren Volksversammlungen gehört — auf die Leichtigkeit hin, mit der schon heute Eisenbahnen verstaatlicht werden. Das Reisen ist absolut ohne weiteres geregelt, man braucht bloß zu rechter Zeit sein Billet zu lösen und einzusteigen. Bei Brot und Fleisch und Hemden und Hüten ꝛc. ist aber der Konsum nicht so ohne weiteres gesellschaftlich geregelt. Da bedarf es ganz besonderer neuer Einrichtungen, welche die Produktion in die Kanäle des Konsums leiten, und um diese Verteilung stattfinden zu lassen, bedarf es einer sozialistischen Schulung einer gewaltigen Menschenmasse, wie sie die politische Thätigkeit gar nicht, die gewerkschaftliche nur zum Teil leisten kann. Wenn man die Geschichte der englischen und schweizerischen Konsumgenossenschaften verfolgt (vergl. z. B. H. Müller's Geschichte der Schweizer Konsumgenossenschaften) dann merkt man, wie viel vergebliche Versuche erst gemacht werden mußten, ehe selbst so kleine Organisationen auf festen Füßen standen; man sieht ferner, auf welche Kleinigkeiten es dabei ankommt, und vor allem, welche Schulung nicht bloß der Leiter, sondern aller Genossen erfordertich ist; und diese Schulung erzeugt ihrerseits gewisse sittliche Eigenschaften, die eine ausschließlich politische Organisation gar nicht erzeugen kann.

Das ist der Grund, warum eine große Menge von ernsten Männern, die dem Sozialismus nicht bloß gefühlsmäßig sympathisch gegenüberstehen, sondern ihn in der That für das Entwickelungsziel halten, dennoch Scheu tragen, die Sozialdemokratie in ihrem Kampfe gegen die bestehende Wirtschaftsordnung zu unterstützen. Sie fürchten nicht ohne Grund, daß auf dem Wege der rein politischen Aktion nur ein Umreißen des Alten, aber kein Neubau möglich sein könnte. Und dieser Möglichkeit wollen sie denn doch unser Land und unsere Kultur nicht aussetzen.

Aber auch innerhalb der Sozialdemokratie scheint eine Wandlung im Zuge zu sein. Das Gefühl, daß es so, wie man lange träumte, nicht gehen kann, daß die erstrebte Eroberung der politischen Macht selbst im günstigen Falle nicht den Sozialismus machen könne, scheint sich neuerdings in der Partei selber langsam, aber sicher Bahn zu brechen. Langsam! Denn es ist wohl begreiflich, daß eine Volksklasse, deren erste Versuche in Deutschland, praktische Organisationen zu schaffen, durch das Sozialistengesetz gewaltsam vereitelt worden sind, eine Klasse, der außer dem politischen kein anderer Weg der Bethätigung übrig blieb, nunmehr nicht so rasch darangeht, in großem Maßstab und zielbewußt praktische Organisationen zu schaffen, über denen immer noch das Damoklesschwert möglicher zu deren Vernichtung bestimmter Gesetzgebung und Gesetzesauslegung schwebt; obwohl gerade diese Organisationen nicht in den Rahmen der politischen Partei gefesselt zu bleiben brauchen. Dennoch aber beginnt die praktische Thätigkeit. Gerade die Ansetzungen der Konsumgenossenschaften in Sachsen haben diese Grundpflanzen neuen sozialen Lebens gestärkt, und in der wissenschaftlichen Zeitschrift des Sozialismus, der „Neuen Zeit", beginnt seit einiger Zeit immer öfter ein Geist zu wirken, der eine höchst erfreuliche Wandlung anzeigt.

Wir wollen hier nur ein Beispiel aus dem letzten Hefte der „Neuen Zeit" (Nr. 31, S. 140) anführen. E. Bernstein schreibt da in einer Artikelserie „Probleme des Sozialismus": „Man versuche einmal ernsthaft, . . . sich klar zu machen, was das heißt, die Leitung von 60 000 Betrieben unter die direkte Kontrole der „Gesellschaft" zu nehmen . . . Selbst wenn die Gesellschaft nur mit den Groß- und Mittelbetrieben zu thun hätte, setzte die direkt für sie geleitete Produktion eine Verwaltungsmaschine voraus, von deren Umfang und Ausbildung selbst die heutigen Post- und Eisenbahnverwaltungen nur eine schwache Vorstellung geben . . . Es ist ganz und gar nicht zu erwarten, daß eine kommende Gesellschaftsordnung die Pflicht der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit aus der Welt schaffen wird. Der Sozialismus kann lediglich ihre Erfüllung erleichtern . . . Die Idee der Aufhebung der Selbstverantwortlichkeit ist durchaus nicht antisozialistisch. Ihre Alternative hieße entweder vollendete Tyrannei oder Auflösung jeder Gesellschaftsordnung. Noch einmal, es ist der Gedanke durchaus als utopisch abzuweisen, als ob eine sozialistische Umwälzung den Staat in eine automatische Versorgungsanstalt umwandeln könnte . . . Und hier ist der Punkt, wo die Schöpfungen der sozialen Selbsthilfe eine erhöhte Bedeutung für die Gesellschaft der Zukunft erlangen. Wäre die sozialistische Bewegung lediglich auf die politische Agitation beschränkt, so könnte sie sehr leicht in das Gegenteil von dem umschlagen, worauf sie abzielt, nämlich in eine Untergrabung nicht des bestehenden, sondern des erstrebten Gesellschaftszustandes. Das soziale Pflichtgefühl, das die politische Agitation als solche den Massen beibringt, sitzt kaum hautief . . . . Es handelt sich also, wie Marx im „Bürgerkrieg in Frankreich" darlegt, nicht darum, die Einheit der geschichtlich

*) Der Umstand, daß die Namen „Konkurrenz" und „Konkurrenzkampf" auch den dauernd nötigen und wohlthätigen Wetteifer bezeichnen, hat zu mancherlei wortspielerischen Verteidigungen des „Konkurrenzkampfes" veranlaßt. Freilich hat im obigen Sinne dieser einige gute Begleiterscheinungen; aber werden wir den Raubrittertreg loben, weil er auch Mut, Umsicht, Kameradschaftlichkeit ꝛc. entwickelt hat?

gewordenen großen Nationen aufzulösen, sondern sie auf eine neue Grundlage zu stellen. Ob das durchgängig so ausgeführt werden kann, wie es Marx . . . entwickelt, kann dahingestellt werden. Aber der Grundgedanke: die Ablösung des größten Teiles der jetzt vom Staate erfüllten Funktionen durch demokratische Selbstverwaltungskörper, muß unbedingt festgehalten werden."

Das sind goldene Worte eines Marxisten. Die können wir von A bis Z unterschreiben. Aber es sind Worte, die zwar der marxistischen wissenschaftlichen Theorie völlig entsprechen, dagegen — darüber täusche man sich nicht — den praktischen Politiker Marx in der oben genannten Richtung vollständig überwunden haben. Der Glaube, durch eine politische Revolution die sozialistische Gesellschaft machen zu können, ist völlig verschwunden; daß die politische Schulung zu dem sozialen Pflichtgefühl führen könne, welches eine sozialistische Gesellschaft verlangt, wird rundweg bestritten; es wird warnend gesagt, daß die bloß politische Agitation eher das Gegenteil des Erstrebten erreichen könne; es wird auf die erhöhte Bedeutung von Schöpfungen der sozialen Selbsthilfe und auf die Festhaltung am Prinzip der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit nachdrücklichst hingewiesen, und es wird zwar leise aber deutlich genug angedeutet, daß die praktischen Ideen von Marx ꝛc. denn doch nicht so ganz haltbar seien.

Einer der bedeutendsten Marxisten hat also hier alles das ausgesprochen, was wir oben dargelegt haben; er hat die notwendige Scheidung zwischen Marx, dem Politiker, dem Kinde der revolutionären Zeit, und Marx, dem Manne der Wissenschaft, ohne freilich das Wort zu nennen, in der Sache klipp und klar vollzogen. Wir können es nun wohl Herrn Mehring ruhig überlassen, dem gelehrten „Studenhocker" in seiner Partei zu beweisen, daß Marx und Engels nur im Lichte der untrennbaren Lebenseinheit als Politiker und Oekonomen zu verstehen seien. Die Scheidung zwischen diesen beiden Seiten wird sich durchringen, weil sie sich durchringen muß. Und wenn die deutschen Proletarier durch unverständige Politik von Seiten der Gegner auch nochmals auf den rein politischen Weg gezwängt werden sollten: auf die Dauer geht das nicht. Sobald aber die auf dem heutigen gesellschaftlichen Boden notwendige politische Entwickelungsfreiheit erst errungen ist: dann gehört zweifellos auch bei uns das erste Wort nicht der politischen Agitation, sondern der praktischen Arbeit an Schöpfungen sozialer Selbsthilfe, und der dadurch bewirkten Erziehung zu „sozialem Pflichtgefühl".

Naturbetrachtung und Naturgenuß.

Von Dr. M. Kronenberg. (Berlin.)

Wir befinden uns wiederum inmitten der Periode des Reisens und Wanderns. Wenngleich der Himmel, um mit Scheffel zu reden, heuer keineswegs alle den „allersonnigsten Sonnenschein" kosten läßt, so nehmen doch wieder viele Tausende den Wanderstab in die Hand, um in der Nähe oder in der Ferne die Freuden der Natur zu genießen. Es scheint zunächst, als ob eine gewisse Naivetät allein Vorbedingung dieser Naturgenüsse sei, und darum möchte an dieser Stelle wohl Mancher etwas verwundert fragen, ob es denn gut und nötig sei, auch über die einfachen harmlosen Naturfreuden noch zu grübeln, auch sie noch mit dem kritischen Verstande zu untersuchen und sie wohl gar auf ihre Berechtigung hin zu prüfen und er wird weiter fragen, wie man dazu kommen sollte, für einen so harmlosen und einfachen Vorgang noch nach besonderen Vorbedingungen zu suchen. Gewiß, giebt man zu, die Genüsse, welche sich innerhalb der Gesellschaft bieten, die Freuden des sozialen Lebens sind an vielerlei Bedingungen geknüpft, namentlich an diejenige, daß eine gewisse Bildungsstufe erreicht sei. Ohne ein bestimmtes Maß musikalischer Bildung enthüllen sich Niemandem etwa die Schönheiten einer Beethoven'schen Symphonie, und einen Genuß von der Betrachtung Rembrandt'scher Gemälde vermag keiner zu haben, der nicht die geschichtliche Stellung und individuelle Eigenart dieses Malers einigermaßen kennen gelernt hat. Aber sind solche Voraussetzungen auch für die einfache Natur vorhanden? Welche Zurüstungen sollten nötig sein, um diese zu genießen? Ist solcher Genuß nicht allen gleich zugänglich?

Man kann sich leicht überzeugen, daß diese Annahme irrig ist. Heine erzählt einmal, eine Bäuerin sei mit ihrer Tochter in Berlin unter den Linden spazieren gegangen. Jene hatte Sinn und Augen für das schöne saftige Grün der Bäume und machte ihre Tochter darauf aufmerksam. Diese aber sah nichts als die schmucken Uniformen der Lieutenants und, unmutig über die Störung durch ihre Mutter, entflohen dem Gehege ihrer Zähne die klassischen Worte: „Mutter, wat jehen Ihnen die jrienen Beeme an?"

Diese Anekdote illustriert recht gut die Thatsache, daß die Erscheinungen der Natur für den einfachen unaufgeschlossenen Sinn wenig kultivierter Menschen nur geringe Bedeutung und Interesse haben, jedenfalls nicht das Interesse, welches vielfach bei ihnen vorausgesetzt wird. Es kommt oft genug vor, daß Reisende, welche die Schönheit einer Gegend bewundern, sehr erstaunt sind, eine wie geringe Empfindung für diese Schönheiten bei der eingesessenen Bevölkerung anzutreffen ist, oder daß ein ästhetisch geschulter Mensch, der sich an dem Anblick etwa eines reichen Aehrenfeldes erfreut, bei dem einfachen Landmann, dem er davon Mitteilung macht, gar kein sympathisches Verständnis findet. Auch dieser freut sich vielleicht des wogenden Aehrenfeldes, aber nur, weil er im Geiste seine Scheuern mit dem Korne schon gefüllt sieht, oder weil er den Gewinn überschlägt, den er daraus ziehen wird oder ziehen könnte.

Die falsche Auffassung, als seien die Naturgenüsse für alle gleich und für alle in derselben Art zu erreichen, erklärt sich leicht aus der Naivetät, mit welcher die meisten Menschen der Außenwelt gegenüber stehen. Sie sehen wohl die Dinge, die Naturerscheinungen, aber nicht sich selbst, von deren Auffassung diese Erscheinungen selbst abhängig sind, sie sehen die Objekte, aber sie wissen nichts von deren subjektiver Bedingtheit. Der Forscher, welcher die Natur zu verstehen und erkennen sucht, weiß, wie sehr das Bild, welches er von einer bestimmten Naturerscheinung gewinnen möchte, abhängig ist von der Beschaffenheit seiner Sinnesorgane, von der besonderen Art seiner Beobachtung, der zufälligen Stellung, die er zu der betreffenden Erscheinung einnimmt, den Voraussetzungen, mit denen er an diese herantritt, kurz von den verschiedenartigsten Bedingungen, die nicht dem beobachteten Objekte, sondern dem beobachtenden Menschen angehören. Um wieviel größere Bedeutung werden also diese subjektive Bedingungen gewinnen, wo man der Natur betrachtend und genießend, also mit dem Gefühl, der wechselvollsten aller menschlichen Erscheinungen, gegenübertritt! Es giebt also so viele verschiedene Arten des Naturgenusses, als es Gefühlsarten giebt, von der rohen Unempfindlichkeit oder der durch Uebereizung und Uebersättigung entstandenen Abgestumpftheit aufsteigend bis zur höchsten Stufe der feinsten und differenziertesten Empfänglichkeit des Gefühls. Will man also die verschiedenen Arten des Naturgenusses näher betrachten, so kann es sich nicht um alle handeln, sondern nur um einige der wichtigsten typischen Fälle.

Am meisten zugänglich ist der übergroßen Mehrzahl der Menschen wohl die symbolisierende Naturbetrachtung und die Freuden, welche daraus entspringen. Ihr Wesen ist bekannt genug: eine einfache, auf sich beruhende Naturerscheinung wird nach irgend einer Seite hin vermenschlicht, durch irgend welche Zwischenglieder mit menschlichen Interessen, Absichten, Zwecken u. s. w. in Verbindung gebracht. Dieser Baumriese, der stark und frei im Boden wurzelt, in schlankem Wuchse emporsteigt und seine mächtige Blätterkrone, wie von stolzem Selbstgefühl geschwellt, hoch emporträgt, scheint dem Beobachter die echte Freiheit darzustellen, welche aus sich

selbst Kraft und Selbstbewußtsein schöpft, während jene kleinen Blumen, die in stiller Verborgenheit aufwachsen, aber dem, der sie zu finden weiß, die zierlichsten Stengel- und Blattbildungen, die schönsten und duftendsten Blüten zeigen, leicht als Symbole für jene zarten menschlichen Naturen gelten können, die nur in bescheidener Zurückgezogenheit, fern von dem Geräusch der Welt, ihr segensreiches Wirken entfalten und zur Reife bringen können. Es giebt kaum irgend welche Naturerscheinungen, die nicht in dieser Weise mit Bezugnahme auf menschliche Verhältnisse gedeutet werden und dabei oft den mannigfaltigsten Sinn empfangen könnten.

Es ist leicht einzusehen, worauf der Wert und die genußreiche Wirkung solcher symbolisierender Naturbetrachtung beruht. Einmal haben wir es nur mit einer besonderen Art der Freude zu thun, welche alle Erkenntnis gewährt. Sie ist aber hier um so größer, weil dadurch ein Mangel unseres eigenen Wesens ergänzt zu werden scheint. Wir empfinden das Gefühl der Freiheitsliebe, der Bescheidenheit, der Seldstgenügsamkeit u. s. w. — aber vergebens ringen wir danach, diese Empfindungen einmal aus uns heraus zu stellen und uns so zugänglich zu machen, daß wir das Bild aller dieser Gemütsempfindungen in uns aufnehmen könnten. Da kommt die Naturerscheinung uns zu Hilfe. Sie macht das gegenständlich, was vorher nur als verworrenes Gefühl in uns lebte; sie stellt uns das greifbar, isoliert vor Augen, was vorher im Chaos der Interessen mit unserem ganzen Wesen unauflöslich verstrickt zu sein schien. Daher ist das erste Stammeln der Erkenntnis bei Kindern und bei unkultivierten Menschen nichts Anderes als die Sprache der Naturspmbolik, und darum muß in der Erziehung der Weg zur gereiften Erkenntnis dadurch geebnet werden, daß zunächst die Phantasie des Kindes zu symbolisierender Betrachtung geweckt wird.

Die Wirkung, welche die Symbolisierung der Natur ausübt, ist eine doppelte. Gefühle und Vorstellungen angenehmer Art, erhebende und ergreifende, verstärken ihre erhebende und befreiende Wirkung, indem sie uns greifbar, gegenständlich in der Naturerscheinung vor Augen zu treten scheinen, und Gefühle und Vorstellungen niederdrückender Art verlieren zum größten Teil diese Wirkung durch die Natur-Symbolik, sodaß wir oftmals dadurch ganz von ihnen entlastet werden. Nach dieser letzteren Richtung steht der Naturgenuß auf gleicher Stufe mit dem Kunstgenuß. Auch die Tragödie beispielsweise äußert ja ihre vorzüglichste Wirkung, wie Aristoteles sagt, dadurch, daß wir von den Leidenschaften gereinigt werden, welche uns gegenständlich in der Dichtung vor Augen treten; und es ist bekannt, wie Goethe sich von belastenden Gefühlen und Erfahrungen befreit hat, indem er sie künstlerisch gestaltete. Natürlich läßt nun diese symbolisierende Betrachtung der Natur die allerverschiedensten Abstufungen und Schattierungen zu, die sich nach der allgemeinen Beschaffenheit oder auch der zufälligen Disposition des Gemüts richten. Bald ist dieses mehr geneigt, sich mystisch in die geheimnisvollen Tiefen der Naturspmbolik zu versenken, mit dem eignen Gefühl sich in die Naturerscheinungen gleichsam einzubohren, bald sucht es mehr heiter spielend von diesen aus symbolisierende Beziehungen zu sich herüber zu leiten. Jedenfalls ist aber in allen Fällen eine Bedingung für diese Art des Naturgenusses unerläßlich nämlich ein gewisses Maß von ethischer Grundstimmung, welches darin besteht, daß nicht ausschließlich egoistische Interessen den ganzen Menschen beherrschen, sondern daß das Gemüt einer mannigfaltigen Teilnahme für menschliche Empfindungen und Bestrebungen fähig ist und daß diese Teilnahme lebhaft genug ist, um den Drang, solche Empfindungen gegenständlich vor Augen zu haben, entstehen zu lassen.

Als zweiten Haupttypus der Naturbetrachtung kann man die ästhetische ansehen. Die Naturerscheinungen werden hier nicht in Beziehung auf menschliche Zustände und Empfindungen ausgedeutet, sondern in ihrem freien Dasein, in dem ursprünglichen Verhältnis, das sie sich gegenseitig gegeben haben, werden sie betrachtet und erwecken so einen bestimmten Genuß. Jene Betrachtung und dieser Genuß bewahren freilich nur selten diesen rein ästhetischen Charakter, vielmehr spielt auch hier die Symbolik die bedeutendste Rolle — wie wir denn auch bei der Betrachtung von Kunstwerken oft die stärksten Eindrücke einer unbewußt wirkenden Symbolisierung verdanken —: immerhin aber darf man wohl beide trennen, wenn es sich darum handelt, sie für die Betrachtung von einander abzugrenzen.

Die ästhetische Betrachtung der Natur hat im allgemeinen denselben psychologischen Ursprung und dieselbe Wirkung wie der Kunstgenuß. Treffend ist diese Uebereinstimmung von Kant so ausgedrückt: „Die Kunst ist schön da, wo sie als Natur, und die Natur da, wo sie als Kunst erscheint." In beiden Fällen ist es das scheinbar absichtslose Zusammenstimmen der menschlichen Geisteskräfte, der Sinnlichkeit und des Verstandes, was das Gefühl der Lust in uns erweckt. Wir sehen ein Kunstwerk vor uns, in welchem der Künstler, also ein Mensch, absichtsvoll danach gestrebt hat, Gedanken, Vorstellungen, Ideen, Gefühle, die unsichtbar in ihm wirkten, ins Sinnliche zu übersetzen, in dem harten Marmor, im Stein, im Wort oder Tonklange darzustellen; und wenn das Kunstwerk vollendet ist, so haben wir die Empfindung, daß diese Absicht gelungen sei, daß das sinnliche Material, der Marmor, Stein, die Klänge ꝛc. gar nicht anders konnte, als sich in dieser bestimmten Art zu formen. Umgekehrt ist es bei den schönen Naturerscheinungen. Wir stellen uns vor, daß die Natur von Zwecken und bestimmten Ideen nichts weiß, daß nicht die Absicht, sondern der bloße Zufall sie beherrscht, und nun scheint es uns an einem bestimmten Punkte, als ob dennoch eine bestimmte Absicht sie geleitet habe und als ob es ihr hier darauf angekommen sei, etwas Geistiges, eine Idee, überhaupt also etwas, was nur ein Mensch vorstellen kann, sinnlich zur Anschauung zu bringen. Wir sehen etwa eine einfache Hügellandschaft vor uns. Zwischen den einzelnen Erhebungen breitet sich eine regelmäßige wellenförmige Ebene aus, die mit saftigem Grün bedeckt ist; der Blick gleitet die Hügel entlang, wo die Farben der Bäume in regelmäßiger Weise schattiert sind, und vielleicht erhebt sich in harmonischer Mitte des Ganzen eine Felskuppe, welche dem ganzen Bilde einen einheitlichen Abschluß giebt. Uns scheint, als sei dies Alles nicht ein Werk des Zufalls, sondern als habe ein bewußter, absichtlich schaffender Geist die Einzelheiten dieses Bildes geordnet, diese bestimmten Farbenschattierungen hineingebracht u. s. w., — wir befinden uns in der ästhetischen Stimmung. Daher kommt es denn auch, daß Landschaftsbilder, welche irgendwie abgeschlossen sind, auch um so leichter eine solche ästhetische Stimmung hervorrufen können, wie z. B. ein See, der in der Bergestiefe ruht, oder eine Hügellandschaft, welche von Wäldern umgrenzt ist oder vielleicht ein Landschaftsbild, das etwa durch die Oeffnung in einer Burgruine wie ein Gemälde aus der Umgebung herausgeschnitten zu sein scheint.

Was die symbolisierende Naturbetrachtung von der ästhetischen vor allem unterscheidet, ist der Gemütszustand, den beide zur Voraussetzung haben. Jene kann immer, bei den allerverschiedensten Stimmungen, eintreten, ja die starken Gemütserregungen pflegen die Neigung zur Symbolisierung der Naturerscheinungen am meisten zu begünstigen; für diese ist dagegen die wichtigste Vorbedingung ein gewisses Gleichmaß der Empfindungen, eine ruhige, freie Stimmung, welche zur stillen Kontemplation hinleitet und Sinne und Geist zur unbefangenen Aufnahme der objektiven Eindrücke empfänglich macht. Eine solche Sabbathstille des Geistes, wie Schopenhauer mit einem schönen Worte diesen zur ästhetischen Betrachtung gestimmten Gemütszustand bezeichnet, ist immer nur das seltene Geschenk

Digitized by Google

weniger günstiger Augenblicke. In seiner Reinheit schildert Goethe ihn in der schönen Anfangsstrophe der „Zueignung“:

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinan mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhub sich mit Entzücken
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Anderer Art als die schöne Naturerscheinung, wenn auch nahe verwandt mit ihr, ist die erhabene Naturerscheinung. Auch hier wird Sinnlichkeit und Verstand in Uebereinstimmung gebracht, aber so, daß zunächst die Sinnlichkeit zu triumphieren scheint, um nachher desto sicherer zu unterliegen. Wenn wir die weite Meeresfläche vor Augen haben oder im Hochgebirge auf der Höhe stehen, vor uns und ringsumher die erstarrte Natur, die ungeheuren Felsmassen, die Firnen und Gletscher: dann versucht unsere Sinnlichkeit vergebens das Alles anschaulich zu fassen, vergebens sich die ungeheure Materie vorstellig zu machen, aus der dies Alles geformt ist, die ungeheure Zeit, innerhalb welcher dies Alles gebildet wurde, die gewaltigen Räume die wir vor uns sehen, und die noch viel gewaltigeren, mit denen unsere Einbildungskraft sich zu erfüllen bemüht ist. Aber nachdem dieses erste Gefühl unserer Niedergeschlagenheit vorüber ist, entsteht auch sogleich das der Erhebung, der Erhebung nämlich des Geistes, der alles das in der Idee, in der bloßen Vorstellung sich zu eigen machen kann, was die Sinnlichkeit in einem Bilde vergebens zu fassen sucht.

In der Betrachtung der erhabenen Naturerscheinungen ist das Uebergewicht der menschlichen Geisteskräfte so stark, daß keine Stimmung so wie diese von Bedeutung auch für die sittliche Erziehung ist, da ja doch alle Sittlichkeit schließlich ihren Grund darin hat, daß der Mensch sich aus eigener Geisteskraft über die Schranken zu erheben sucht, welche ihm als Naturwesen gezogen sind. Die Erfüllung mit den Vorstellungen des Erhabenen ist darum ein wichtiger Bestandteil aller ethischen Bildung, freilich die Erfüllung nicht bloß mit den Bildern des Natur-Erhabenen, sondern auch des Erhebenden im Menschenleben, wozu vor allem das sittliche Streben selbst gehört. Es besteht eine so enge Verwandtschaft zwischen allen diesen Arten des Erhabenen, daß die Stimmung, welche die eine erzeugt hat, unwillkürlich zur anderen hindrängt. So ist es z. B. mit Faust, wenn die Erhabenheit seines Strebens angesichts der gewaltigsten Naturerscheinung — des Erdgeistes — erst zum rechten Ausdruck kommt, oder wenn umgekehrt das allgemeine menschliche Streben nach den höchsten Zielen sogleich zur Anschauung der Unendlichkeit des Raumes hindrängt, die uns der Dichter sehr fein vermittelst einzelner plastischer Bilder nahe bringt:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß seine Seele aufwärts dringt;
Wenn dort, im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Bergen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Aus der Seltenheit der ästhetischen Stimmung, der Vorbedingung für den reinen Naturgenuß, erklärt sich leicht die so häufig zu beobachtende Erscheinung, daß gar viele Menschen diesen Genuß, den sie mit Absicht aufsuchen, trotz aller Bemühungen nicht finden können. Es ist leicht zu sehen, was sie daran hindert. Wer von nagenden Sorgen gequält oder von Leidenschaften ganz beherrscht wird, wer die mannigfaltigen Pläne, Wünsche, Interessen, denen er sich zugewandt hat, allzu eifrig und allzu beständig erwägt, so daß sie im Bewußtsein stets nachwirken, bei dem wird auch die Neigung zu freier Betrachtung entweder zurückgedrängt oder überhaupt zu nichte gemacht, ganz besonders der Natur gegenüber, die nicht, wie etwa ein Kunstgegenstand, in jedem Falle durch das Isoliertsein die Aufmerksamkeit fesselt. Es kann wohl vorkommen, daß grade der Anblick besonders schöner Naturerscheinungen das Gemüt von den entgegenstehenden Empfindungen entlastet, die es vorher beherrschten, aber dann dürfen diese doch immer nur in geringerer Stärke vorhanden sein. Wer aber, wie Schopenhauer sich ausdrückt, von der Herrschaft des Willens sich nicht frei zu machen im Stande ist, der kann die schönsten Punkte der Welt aufsuchen, er wird statt des erhofften Naturgenusses immer nur Enttäuschung erleben, da er statt der Natur überall sich selbst und sein ruheloses Gemüt wiederfindet.

Noch ein anderer Umstand aber kommt hinzu, um die verhältnismäßig große Seltenheit gerade des ästhetischen Naturgenusses erklärlich zu machen. Dieser ist nicht bloß von der vorbereitenden Stimmung abhängig, die zum ästhetischen Betrachten disponiert, sondern auch von der allgemeinen Geisteskultur und im besonderen von der Stufe der ästhetischen Bildung, auf welcher man steht. Es giebt zwar eine formal-sinnliche Schönheit in der Natur wie bei Kunstwerken, die keiner weiteren geistigen Interpretation bedarf: Die klaren Umrisse einer Landschaft, die Reinheit der Linien, die Einfachheit und Reinheit des in ihr herrschenden Farbentones, alles das wirkt in ähnlicher Weise unmittelbar ästhetisch wie etwa der reine Farbenton in einem Gemälde, die Klarheit der Linien in der Zeichnung oder etwa ein lang ausgehaltener reiner Ton in der Musik. Aber diese Art von ästhetischen Eindrücken, so sehr sie die breite Grundlage aller übrigen bildet, ist doch nur untergeordneter Art; vollen Wert erlangen sie erst in Verbindung mit jenen anderen ästhetischen Elementen, die zum Geiste sprechen müssen, wenn sie genußreiche Wirkungen hervorrufen sollen. Hier wird also eine gewisse Geistes- und Gemütsbildung notwendig vorangehen müssen, es muß ästhetische Erziehung eintreten. Leider sind wir nach dieser Richtung hin noch in einer Weise zurückgeblieben, die fast an Barbarei grenzt, — daher die unsägliche Begriffsverwirrung und Ratlosigkeit in ästhetischen Urteilen, die selbst bei den sonst Höchstgebildeten anzutreffen ist, — und es wäre vielleicht an der Zeit, diese Forderung nach allgemeiner ästhetischer Erziehung, welche ein sehr wesentliches Stück auch der ethischen Erziehung ausmacht, im Geiste Schillers wieder nachdrücklich zu betonen und praktisch nach und nach zur Geltung zu bringen.

Nicht diese beiden eben erörterten Arten der Naturbetrachtung — die symbolisierende und die ästhetische, — sind es indessen, die in unserer Zeit am meisten oder wenigstens am auffälligsten hervortreten, sondern eine andere, die nicht hier und dort die eine oder andere Erscheinung, vielmehr die Natur als solche, wo und wie sie auch erscheint, zu genießen trachtet. Die Natur erscheint hier dem Beobachter nicht nur in der Anschauung, sondern auch in der Empfindung im stärksten Gegensatze zu allen menschlichen Einrichtungen und wird um so leidenschaftlicher aufgesucht, je mehr diese aus Langeweile und Ueberdruß geflohen werden: es ist der Naturgenuß, welcher der Uebersättigung an den sozialen Genüssen bei dem überfeinerten und überreizten Kulturmenschen unserer Tage entspringt, eine Art der Naturbetrachtung, die man wohl als leidenschaftliche oder sentimentale bezeichnen könnte.

(Schluß folgt.)

„Unter sich“.

Von Epimatheus.

„Verhältnismäßig harmlos“ nannte es kürzlich die Kreuzzeitung, wenn „die adligen Offiziere mancher Regimenter den Wunsch hegten, in ihrem Kasino unter sich zu bleiben.“ Gewiß! Adlige Offiziere haben im Laufe der Jahrhunderte sicherlich oft weitaus bedenklichere Wünsche gehegt, geäußert und durchgesetzt, als diesen bescheidenen, so daß die nach-

sichtige Zensur des in der Wahl seiner adligen Redakteure leider von entschiedenem Unglück verfolgten Blattes ganz begreiflich erscheint. So harmlos und natürlich erscheint der Wunsch, überall hübsch unter sich zu bleiben und nur mit Seinesgleichen zu verkehren, daß wir ihn ebensogut in die ältesten Zeiten der Menschheit zurückverfolgen können, wie er noch heute der entschiedenen Sympathie aller Philister in allen Berufsständen und Volksklassen begegnet. Ja auch die herdenweise lebende Tierwelt scheint von ihm beseelt zu sein, wenn anders die Fabeln von der Unbeliebtheit des weißen Raben, der mit Pfauenfedern geschmückten Krähe und des Esels in der Löwenhaut nicht trügen. Freilich tritt eben diesem Streben nach „Exklusivität", der Karrikatur des Solidaritätsgefühls, ebenso stark das leidenschaftliche Begehren einzelner Individuen entgegen, sich über ihren Kreis zu „erheben" und in „höhere" Gesellschaftssphären einzudringen: das Strebertum, die Karrikatur der Strebsamkeit. Da können denn Konflikte nicht ausbleiben. Aber wie leicht lösten sich solche Konflikte im Mittelalter, hinter dem wir so schmachvoll zurückgeblieben! Damals gab es doch noch feste Klassen; der Einzelne hatte keinen Individualwert und zog seine Bedeutung nur aus der Angehörigkeit zur Kaste. Wehe dem Dörper, der sich unter die Dienstmannen täppisch mischte; der Unfreie, der sich beim Turnier verkappt unter die Ritter drängen wollte, ward rittlings auf die hölzernen Schranken gesetzt und um sein Pferd wurde turniert. Wehe dem Bönhasen, der sich unter den zünftigen Meistern, wehe auch dem Kind ehrbarer Leute, das sich unter dem fahrenden Volke hätte aufspielen wollen! Gelang es ausnahmsweise einmal in bedrängten Zeiten einem Dorftolpel, durch selbst seinem Herrn imponierende rohe Gewaltthätigkeit es zum Knappen, von da bis zum Ministerial und Ritter zu bringen, dann war er sicherlich der fanatischste Hüter der neuen Standesehre. Da gab es doch noch Korpsgeist! Und heute? Reißt nicht der böse demokratische Geist der Neuzeit alle von Gott geordneten Schranken zwischen Hoch und Niedrig um? In des Königs Rock steht der Bauernsohn in Reih' und Glied mit dem Adelssproß, dem es trotz der „Presse" nicht gelungen ist, das „Einjährigenexamen" zu machen. Drängt sich nicht der Tagelöhner in Verkennung der patriarchalischen Fürsorge seines Herrn in Ostelbien in die Stadt zu dem Wohlleben des Fabrikarbeiters, dieser in das Handwerk, der Handwerker an den Krämertisch, der Kaufmannssohn in die gelehrten Kreise? — und der jüdische Referendar treibt sogar die Ueberhebung so weit, selbst, man denke, Reserveoffizier werden zu wollen! Welch' eine babylonische Verwirrung! Es soll nicht mehr genügen, durch Geburt ohne Weiteres unter die „Edelsten der Nation" gezählt zu werden, man verlangt auch einen durch Leistungen für das Gemeinwohl zu erwerbenden Eigenwert des Individuums! Der Reichtum, die natürliche Vordedingung standesmäßigen Auftretens, ist leider oft an die Pfefferjäcke übergegangen; die schönsten Rittergüter fallen in die Hände von Börsenjobbern! In der Staatsverwaltung, der Domaine der zum Herrschen Geborenen, fragt man schon manchmal, nebenbei, nach dem Ausfall von Staatsprüfungen und zieht, selten, aber doch hie und da, den Roturier, der plebejisch „ochste", statt in das Korps einzuspringen, dem Manne mit dem langen Stammbaum vor! Haben wir nicht schon eine ganze Reihe von Ministern gehabt, deren Eltern simple Bürgerliche gewesen? Und wenn man auch diesen Geburtsfehler in möglichst anständiger Eile durch Nobilitierung der Einbringlinge zu tilgen bemüht ist, es macht doch immer einen schlechten Eindruck und reizt ahnenlose Streber zur Nacheiferung. — Freilich, es fehlt auch nicht an leisen Anzeichen einer besseren Zukunft. Das urgermanische Ariervolk hat sich auf seine Eigenart besonnen und erschwert wenigstens dem „semitischen Fremdling" das Leben und Fortkommen, wenn es auch in übel angebrachtem Humanitätsdusel noch nicht ganz in die Fußstapfen seiner judenmorbenden Vorväter getreten ist. Die Satisfaktionsfähigkeit ist ein vortreffliches Hausmittelchen, die Edeln von den Unfreien zu scheiden. Sogar die Burschenschaft — zwar nicht zu vergleichen mit dem Korps, aber doch besser als die farbenlosen „Finken" — wirft jetzt ihre jüdischen „alten Herren" heraus, um ganz „unter sich" zu sein. Und da will die rote Presse es einem Gardeoffizierkorps noch verübeln, daß die Herren wenigstens in ihrem offiziellen Heim vor der, leider Gottes ja sonst nicht ganz zu vermeidenden, Berührung mit minderwertigem Volk bewahrt sein wollen? —

Um aber nun ernst zu werden: An sich ist wirklich weder der Wunsch, in einem intim bekannten Milieu zu leben, noch auch das Streben, in eine wahrhaft bessere Gesellschaft zu gelangen, sittlich tadelnswert. Das gemütliche Unterschiedensein und das kraftvolle Ueberschichhinauswollen: Beides hat ethischen Wert, wenn nur Beides an der richtigen Stelle und in der richtigen Weise zu Tage treten wollte! Wenn eine Gesellschaft Wert darauf legt, „unter sich" zu bleiben, dann sorge sie auch dafür, daß dies „Unter sich" einen vollen, edlen Klang habe. Es hat Offizierkorps gegeben — und es giebt sie hoffentlich noch — deren Zugehörigkeit auch für den Draußenstehenden eine Gewähr für berufliche und sittliche Tüchtigkeit, für „Adel" im besten Sinne bedeutete. Das Volk will von anderen wissen — ob mit Recht oder Unrecht, ist ja bank der Exklusivität dieser Zirkel nicht zu entscheiden — in denen außer der Abstammung fast nur noch die Vertrautheit mit dem Gothaer Kalender und der Rangliste und die Fähigkeit, von Dienst, Pferden, Hunden und Dirnen sachgemäß sprechen zu können den gesellschaftlichen Wert des Einzelnen entscheiden. Das mag Verleumdung sein; aber der Volksinstinkt bestreitet an sich keinem Kreise, der aus seiner sittlichen oder geistigen Gleichartigkeit den Wunsch nach einem Unterschiedbleiben ableitet, die Berechtigung dazu. Solche Kreise giebt es glücklicherweise überall: wir finden sie so gut im landsäßigen Adel, wie im Bürgertum; im Gelehrtenstand und in der Kaufmannschaft — und nicht zum wenigsten auch in der Handwerker- und Arbeiter-Bevölkerung. Wenn man in Regierungskreisen von der Sozialdemokratie etwas mehr wüßte, als daß sie „auf Umsturz der Gesellschaftsordnung" sinnt, so wüßte man auch, daß das „Zielbewußtsein" der nach Bildung und Recht strebenden „Genossen" einen exklusiven Ring geschlossen hat, aus dem jeder Unwürdige, leider mitunter auch Unschuldige, strenger ausgestoßen wird, als der leichtsinnige Offizier aus seinem Korps. Man will auch da „unter sich" sein. Das Charakteristische und Rechtfertigende solcher Zirkel ist nur Eines: Keinerlei äußere Hindernisse der Geburt, des Standes u. dgl., sondern nur innere Unwürdigkeit schließt aus! Solche Zirkel lassen wir uns gefallen, aber keine anderen. In diesem Sinne rufen wir einem Jeden zu: Strebe über dich hinaus, bis du unter die Besten deines Volkes gerechnet werden darfst. Dann, und nur dann, bleibt hübsch unter Euch! —

Vermischtes.

Zu der von Herrn A. Moutet angeregten internationalen Korrespondenz geht uns aus Remda i. Thüringen folgende Mitteilung zu, die weitere Kreise interessieren dürfte:

Verehrliche Redaktion!

Vielleicht ist es von allgemeinerem Interesse, wenn ich Ihnen zur Ergänzung der Notiz über internationale Schüler-Korrespondenzen (Eth. K. Nr. 29) mitteile, daß schon vor Jahren Schüler aus eigener Initiative derartige Anknüpfungspunkte gesucht und gefunden haben. Während meiner Seminarzeit traf nämlich eines schönen Tages ein Brief aus Frankreich ein, der folgende Adresse trug: An den dritten Schüler der II. Klasse des Seminars zu Weimar. Ein französischer Seminarist, selbst dritter Schüler der II. Klasse, suchte auf diese Weise mit einem Deutschen in Verbindung zu treten. Beide haben von da ab einen ziemlich regen Briefwechsel unterhalten und durch ihre Vermittelung ist noch eine ganze Reihe solcher Korrespondenzen ins Leben gerufen worden. Wenn auch zunächst die kleinen Freuden und Leiden des Schülerlebens den Gegenstand der Erörterungen bildeten, so fand doch vielfach auch über ernstere Dinge ein gegenseitiger Gedankenaustausch statt. Einer von uns versuchte sogar eine Auseinandersetzung über den letzten deutsch-französischen Krieg und seine Folgen herbeizuführen, der Franzose hat jedoch, diesen wunden Punkt nicht zu berühren. Man mag nun über solche Korrespondenzen denken, wie man will, uns haben sie jedenfalls damals viel Freude gemacht, an der auch die teilnahmen, die nicht selbst einen solchen Briefwechsel unterhielten, da uns besonders interessant erscheinende Briefe der ganzen Klasse vorgelesen wurden. Uebrigens wollte man keineswegs es bei dieser papiernen Bekanntschaft bewenden lassen, man gedachte vielmehr sich gegenseitig Ferienbesuche abzustatten, sobald man nur erst zu Amt und Würden gelangt wäre, um sich so auch persönlich kennen und schätzen zu lernen. Ich weiß zwar nicht, ob diese geplanten Besuche später ausgeführt worden sind; sollten sie aber unterblieben sein, so ist daran vielleicht wieder einmal schuld — wie an so vielem — ein Umstand, unter dem wir mit unseren französischen Kollegen gemeinsam leiden, nämlich — das niedrige Gehalt.

H. Möricke, Volksschullehrer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siedenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Literatur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig betätigen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Verraten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

III. Band. Sältinger Episteln. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß.) Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtyrerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Ungedruckte Briefe von **Franz Grillparzer, Ludwig Börne, G. G. Gervinus, Ludwig Uhland, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Franz Dingelstedt** u. a. A. — Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama. Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867. — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** Der Alte vom Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Dóry.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Krause** (Schülerstreiche) und **Robert Waldmüller-Duboc** (Der Riese und der Schreiner). — Parabeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lyrische Gedichte von **Adolf Friedrich Graf von Schack, Ferdinand von Saar, Ernst von Wildenbruch, Hieronymus Lorm, Karl Stieler, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, J. G. Fischer, Emil Rittershaus, A. Fitger, Ludwig Fulda, Richard Leander** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Josef Victor von Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß:) Philosophische Poemata. Der wahre deutsche Kaiser u. a. a. — Essays von **Ludwig Fulda** (Paul Heyse), **R. M. Werner** (Zur Physiologie der Lyrik), **Karl Frenzel** u. A. Ungedruckte Essays und Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Paul Heyse, Emil Rittershaus, Robert Waldmüller, Ernst Wichert, Karl Goedeke, Marie von Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Julius Rodenberg, J. V. von Scheffel, Wilhelm Hertz, Josef Freiherr von Eichendorff, Albert Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852.) Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.** — Bücher-Besprechungen u. s. w.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im August 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Kampf ums Recht.

Roman von **Karl Emil Franzos.**

Dritte Auflage. ✻ Zwei starke Bände. ✻ Groß-Oktav.

Geheftet M 10. Eleg. geb. M. 12.

Paul Heyse schreibt im „Neuen Deutschen Novellenschatz": „Einen großen Wurf hat Franzos mit dem Roman „Ein Kampf ums Recht" getan, einem Epos in Prosa von der erschütterndsten ethischen Gewalt. Niemals ist die Kohlhaas-Idee zu mächtigerer Entwicklung gelangt, unsere Kunst von einem der großartigsten landschaftlichen und Kulturhintergründe, die sich überhaupt denken lassen."

W. E. Gladstone, der große englische Staatsmann und Schriftsteller, der eine Übersetzung des Werkes in England eingeführt hat, schreibt: „Der Held des Buches ist eine Charaktererscheinung, eingegeben von einer ganz ungewöhnlichen Kindheit und Kraft des Herzens. Der Roman gleicht einem Gewande, das von Licht und Luft strotzt. Ein Dichter, wie dieser, eröffnet und erfrischt die tiefsten und innersten Quellen unserer Natur."

Rudolf von Gottschall urteilt in seinem „Kampf ums Recht": „Die Dichtung bildet ein würdiges Seitenstück zu Michael Kohlhaas von Kleist. Ein Seelengemälde von einer Wahrheit und erschütternden Kraft, das Niemand, ohne auch Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Ludwig Fulda („Marion"): „Eine literarische That im vollen Sinne des Worts, eine Tragödie ergreifendster Art. Die Darstellung ist meisterhaft; eine bedeutende Idee ist fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen."

Johannes Scherr („Gegenwart"): „Nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Verschiedenartige dürften nicht anstehen, in dem Helden dieses Romans eine der eigenmächtigen und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt und wie bewundernswerter Energie gelöst hat, war, die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüt aufzuzeigen."

Neue freie Presse: „Schon die Form berechtigt, das Buch den hervorragendsten Kunstwerken der Gegenwart beizuzählen, noch mehr das Problem."

Illustrierte Frauen-Zeitung: „Welche gewaltige Natur! Welche gewaltigen Menschen! Belebt durch eine hochdramatische Handlung gewährt der Roman eine so anziehende Lektüre, wie kaum ein anderes Werk unserer neuen belletristischen Literatur bietet."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der kleine Martin.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage. Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung.
Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

St. Petersburger Zeitung. (8. Juni 1897): „Karl Emil Franzos' neueste Geschichte „Der kleine Martin" ist die reife Frucht der Erzählerkunst des Autors. Der Held der Erzählung ist der beste, edelste, selbstloseste Mensch, den man sich denken kann, nur zu weich, zu wenig mutig und schneidig für diese schnöde Welt. Mit unerbittlicher Konsequenz wird uns dargetan, wie dieser naturreinste und geistig bedeutende Mensch nicht nur die Geliebte seines Herzens vor Schmach und selbstgewählten Tode nicht retten kann, ja wie alle seine Bemühungen ihr nur zum Unheil ausschlagen. Die Geschichte ist musterhaft erzählt, jedes Wort, jeder Zug, jedes Detail paßt zum andern, alles greift so konsequent, so logisch, so unabweichbar in einander, daß man den Eindruck erhält, Alles mit eigenen Augen mit angesehen, mitfühlenden Herzens miterlebt zu haben. Der es liebe, nicht am Aeußeren zu haften, sondern sich am edlen Kern zu erbauen, wird bei der Lektüre auf seine Rechnung kommen."

Berliner Tageblatt: „Man kann diese Novelle wohl als ein Pendant zu dem großen Romane des Autors: „Ein Kampf ums Recht" betrachten, nur daß Franzos diesmal uns das Kampfgebiet von einer anderen Seite zeigt. Die Erzählung ist interessant und fesselnd vom Anfang bis zum Ende; es fehlt auch nicht trotz der tragischen Grundstimmung nicht an heiteren Scenen, die uns Land und Leute in Galizien mit köstlichem Humor vorführen."

Bohemia: „Mit sicherem Pinsel ist in die leichte, nicht denkende, die Dichtung rein oberflächlich landschaftlich-ethnographische Umrahmung ein psychologisches Problem tiefinnerlichster Art hineingezeichnet: die Erscheinung eines gemütvollen, weichen Menschen, der hilflos mit den Ränkesten und Rabenen der Welt nicht fertig zu werden weiß, der schlaff und lau im entscheidenden Augenblicke sein schönstes Glück verscherzt und nicht kein eigenes allein, der aber dann, wenn Gefahr den „Altruismus" nennt: in der Hingebung für Andere, in der verbissenen Selbstständigkeit immer wieder seine Stärke findet und offenbart. Tiefes Mitgefühl in seinem Wesen, das ihn elend werden, ja nahezu der völligen Verkümmerung anheimfallen läßt und doch wieder daraus emporsteigt, erschließt sich dem Leser voll sachender Lebendigkeit. Wie beschränken uns auf diese allgemeine Charakteristik der ergreifend schönen kleinen Geschichte, die durchwegs das Gepräge ihrer vornehmen Herkunft bewahrt."

Hamburger Fremdenblatt: „ . . . In hervorragendstem Vorzuge dieses neuen Buches sind die genialen Seelenschilderungen, eine scharfe Charakteristik der Personen und der in der bewegten, dramatisch aufgebauten Handlung verborgene sittliche Keim. Dem schönen Buch, einem echten Kinde der bekannten Muse unseres Dichters, ist manche Neuauflage vorherzusagen."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Ins Blaue hinein!

Heitere Geschichten von **Joseph Willomitzer.**

Inhalt: Das Geheimnis des Schutthauses. Der schöne Hugo. Der Löwenbändiger. In der Sturmnacht. Ein Schachspiel für Götter.

Ein Band. Groß-Oktav.

Gediegenste Ausstattung. Geh. M 2.50. Eleg. geb. M 3.50

Grimgarten. (XXI. 6.): „ . . . Sämtliche Humoresken sind wirklich und wahrhaft ungesucht, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind köstlich fesselnd und bereichern den feinen literarischen Geschmack. In den letzten Jahren, die ich keinem Humore gegönnt, der so sonnenklar die Flächen des Lebens betrachtet und die Tiefen mit so sicherlichem Genie durchgründet."

Politische Zeitung: (17. Dezember 1896): „ . . . In Willomitzer vereinigt sich der riesigmäßige Humor des deutschen Nordens mit dem südlichen Heiterkeitsreichtum des Ueberrheiners zu einer ungemein anmutenden Mischung. Er scheint er zu tanzeln, wie aber sonst nicht, hinter immer der feinsten Schelmitte sehr ernste, aus den tiefsten Gründen des Seelen- und Gemütslebens geschaffte Gedanken und Betrachtungen. Musterzeitung in dieser Hinsicht ist die Geschichte „Der schöne Hugo" gegenständig voll übermutiger Laune sind die übrigen Geschichten, worunter insbesondere „Das Geheimnis des Schutthauses" und „Der Löwenbändiger" zu herzhaftem Lachen hinreißen."

Neue freie Presse. (20. Dezember 1896): „Heiter sind diese Geschichten wohl, aber sie sind auch noch mehr als dies: heiter, am übersprudelnden darf man harmlose Heiterkeit von ihnen erwarten. Willomitzer's Humor ist mit kaustischer Satire durchsetzt, getränkt von der Ironie des Skeptikers, mit einem merklichen Ormidem auch von poetischer Schwermut. Und in dieser Schwere, in dieser männlichen Gestimmung, um welcher der Autor nicht bloß Naeven und Schmachtlinge, sondern auch soziale Frivolität verlästert und geschelt, liegt der dichterische Wert seines Buches. Ein wirklich freier Mensch denkt man sich den feinen Verfasser, ist doch nur der Humorist. Das Buch enthält fünf Erzählungen, deren Humor auf verschiedene Töne gestimmt ist. Die eine ist mehr sentimental, die andere mehr karikaturisch, die dritte rein schwerend humoristisch; nicht alle Geschichten sind gleich wertvoll, aber ebenmäßig empfunden und originell sind sie alle samt."

St. Petersburger Herold. (20. Dezember 1896): „Joseph Willomitzer führt uns in diesem seinem neuen Buche scheinbar „ins Blaue hinein"; aber durch seine feinen Humore hindurch blickt ein unbefangliches Auge für den Kern des Lebens. Ein Buch, das vielen Lesern Freude bereiten wird und das man jenen gönnt, die nicht ausgenommen sind, wenn man sie zu Ende gelesen hat."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Norddeutsche Leute.

Novellen von **Adalbert Meinhardt.**

Inhalt: „Da Hus is dot." Auf dem Heiligabol.

Ein Band. Groß 8°. Geh. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—.

Blätter für litterarische Unterhaltung (1. Juni 1897): „ . . . Es ist nicht Willkür, die für diese Novellen diesen Namen erfand. Vielmehr haben die Charaktere durchgängig ein gewisses Etwas gemeinsam, was sie als Menschen eines Schlags erscheinen läßt, eben als Norddeutsche. Diese Eigenheit, mit glücklicher Sicherheit erfaßt, ist mit bewußter Treue dargestellt und durchgeführt. Schembar harte, starre, verschlossene Naturen zeichnet uns A. Meinhardt, Herben, in nicht leicht zu entdeckenden sind. Um so nachhaltigere und eindringlichere Lieben sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Wahl traf. Auch die leise Wehmut, die über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: Die „Norddeutschen Leute" seien als gesunde, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen."

Hamburger Correspondent. (Nr. 8. 1897): „ . . . In seinen schriftstellernden Frauen, von denen jedes neue Buch von einem weiteren gelungen Bücherum zeugt, gehört Adalbert Meinhardt. . . Man muß der Kraft der Darstellung aus Charakteristik wie der feinen Seelenmalerei volle Anerkennung zollen. Die Gegenstände, die ungemein zart und feinfühlig angedeutet sind, finden hier auch eine harmonisch ausklingende Auflösung."

Heimgarten. (XX. 5.): „Die jugendliche Mutter und die verblühende Tochter lieben denselben Mann — gewiß ein starker Konflikt, der auch energisch gelöst wird, in feiner und vornehmer Art. . . Eine Schilderung des norddeutschen Wesens, die alles Beziehende ungemein fein und scharf wiedergiebt."

St. Petersburger Herold. (29. XII. 1896): „ . . . Die Novelle „Da Hus is dot" ist eine Perle deutscher Erzählungstechnik und Treue den Problems, wie an Kunst und Kraft der Charakteristik. Gleich vorzüglich ist auch die weite Novelle des Buches. Wohl macht „Heinz Kirchner" das beste Buch, das A. Meinhardt bisher veröffentlicht hat."

Hamburger Fremdenblatt. (25. Dez. 1896): „ . . . wirkliche norddeutsche Leute, groß geworden in der kleinen Welt, die sie ihr Eigen nennen, darum eingeengt in ihren Ansichten und Anschauungen, rauh nach außen, aber unter der unsympathischen Außenschale oft ein gesunder Kern, schlummert ein reiches Gemüt . . . Das Werk sei bestens empfohlen."

Bohemia. (8. März 1896): „ . . . Die Leidenschaft des Judens ist lauter, stürmischer, die des Nordens innerer, feiner, dauernder. Die Novellen behandeln dieses Thema und stellen es an zwei Frauenherzen dar. Beide sind mit großer Feinheit geschrieben, was sich bei einem Autor wie Meinhardt von selbst versteht."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 11.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2262.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 14. August 1897. | Nr. 33.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zusammen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Ausgaben werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bestes Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" [Herausgeber: Karl Emil Franzos] und umgekehrt. Der Insertions-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im August 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der Präsident.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Dritte, durchgesehene Auflage.

Ein Band 17 Bogen Groß-Oktav Gediegenste Ausstattung

Geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Diese neue, sehr billige, dabei sehr schön ausgestattete Auflage der bekannten Erzählung wird sicherlich Vielen, die nur der bequeme Preis der beiden ersten Auflagen von der Anschaffung abhielt, willkommen sein. Aus den Stimmen der Presse seien hier nur die folgenden aufgeführt:

Berliner Tageblatt: „Franzos hat diesmal das Beste gegeben, das er jemals geleistet. In gleicher Vollendung wirken hier die Erfindung des Stoffs, die Wahrheit der Situationen, die klare Zeichnung der Charaktere, der Darstellung vielen Gemütslebens, die Ausführung der einzelnen Details, die warme Sprache und die Wahl des Hintergrundes zur Schaffung eines harmonischen Ganzen."

Frankfurter Zeitung: „Der Roman ist in künstlerischer Beziehung das reifste Werk des Autors. Die Sühne des Helden ist versöhnt von jenem ergreifenden Lichtglanz, welchen die tragische Poesie ausströmt."

Gegenwart: „Die Erzählung flicht einem mächtigen, interessanten Charakterdrama; die abschattierende Zeichnung erinnert an die unerbittliche Kunst eines Hebbel oder Otto Ludwig. Der Verfasser erzählt, nicht um uns zu unterhalten, sondern um etwas zu beweisen. Dabei beweist er jedenfalls von glücklichster seine seelenkundige, schöpferische Kraft. Die Sprache ist einfach, markig, rein."

Nord und Süd: „Der Roman ist von eigentümlicher tragischer Gewalt; er ist mit gewaltigem Pathos und seinem Herzenstakt erzählt, der den Novellen dieses Autors das düstere, aber höchst wirkungsvolle Kolorit verleiht."

Blätter für litter. Unterhaltung: „Das alles ist künstlerisch der Form, der seelischen Darstellung eine vornehme Leistung, die von Franzos nur in seinem „Kampf ums Recht" übertroffen wurde. Andere Kritiker stellen sich ziehen den „Präsidenten" vor."

National-Zeitung: „Der Roman stellt ein seelisches Problem von ergreifendem Interesse ins Centrum der Handlung. Die Gewalt der Schilderung ruht auf der psychischen Zeichnung des Helden. Es ist gut, wenn unserer schwankenden, in Halbheiten und Kompromissen sich abkämpfenden Generation extreme Gestalten, wie dieser Zerrissene entgegengehalten werden. Unsere Zeit braucht Männer, da ist einer!"

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Tragische Novellen.

Von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage.

Inhalt: Meiromene. Der „Stumme."

Ein Band. 22 Bog. Groß-Oktav Gediegenste Ausstattung

Geh. M 4.—, geb. M. 5.—.

Diese billige, dabei sehr schön ausgestattete Auflage wird dem bekannten Buche sicherlich viele neue Freunde werben. Über das Werk, das die anerkannt beste Kulturnovelle von Franzos, „Meiromene," und die ergreifende Erzählung „Der Stumme" enthält, seien hier nur folgende Urteile angeführt:

Ludwig Fulda („Kaiser"): „Diese Novellen sind ein rühmlicher Beweis von dem Streben des Autors, seine Probleme immer tiefer zu fassen, immer gründlicher zu lösen. Die erste Novelle hat die Prager Judenstadt zum Schauplatz, während die zweite ins eigentlichen Halb-Asien sich absetzt. „Meiromene," diesen Uebernamen erhält Lea, die Tochter eines armen jüdischen Paares, weil sie an Wesenheit und Anmut der tragischen Muse zu vergleichen ist. Wir geben dieser mit bewundernswerter Feinheit und Zartheit behandelten und mit überlegener Kunst erzählten Novelle unbedenklich den Vorzug vor der zweiten, welche „Der Stumme" betitelt ist. Aber auch diese zweite Novelle ist — und was könnte sich Besseres zu ihrem Lobe sagen? — durchaus eines Dichters würdig, der uns im „Kampf ums Recht" einen der kräftigsten Romane unserer Literatur geschaffen."

Hamburger Nachrichten: „Das wahrhaft tragische Verhängnis der armen Unglücklichen aus dem Volke, herzbrechendes Leid greift auch die niedrigen Leute — erzählt der Verfasser mit packenden Worten, mit realistischer und poetischer Vertiefung, jeder Zug ist wahr und schlagend, es findet sich nichts Gekünsteltes und Gesuchtes. Diese Nachtstücke aus dem menschlichen Leben stoßen darum nicht ab, sondern erhalten beim Lesen in andauernder Spannung; der versöhnende Schluß erweckt ästhetische Befriedigung."

Frankfurter Journal: „In diesem Buche liebt Franzos auf der vollen Höhe seines Könnens. Beide Novellen sind gleich interessant und durch sorgliche Ausführung fesselnd. Wer sich in die „Tragischen Novellen" vertieft, wird um einen edlen Genuß reicher geworden sein."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Digitized by Google

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1888 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

III. Band. Sättinger Episteln. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß.) Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtyrerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Ungedruckte Briefe von **Franz Grillparzer, Ludwig Börne, G. G. Gervinus, Ludwig Uhland, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Franz Dingelstedt** u. v. A. — Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama. Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867. — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** Der Alte vom Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Dörp.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Kruse** (Schülerstreiche) und **Robert Waldmüller-Duboc** (Der Riese und der Schreiner). — Parabeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lyrische Gedichte von **Adolf Friedrich Graf von Schack, Ferdinand von Saar, Ernst von Wildenbruch, Hieronymus Lorm, Karl Stieler, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, J. G. Fischer, Emil Rittershaus, A. Fitger, Ludwig Fulda, Richard Leander** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Josef Victor von Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß: Philosophische Poemata. Der wahre deutsche Kaiser u. v. A. — Essays von **Ludwig Fulda** (Paul Heyse), **R. M. Werner** (Zur Physiologie der Lyrik), **Karl Frenzel** u. A. Ungedruckte Essays und Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Paul Heyse, Emil Rittershaus, Robert Waldmüller, Ernst Wichert, Karl Woedecke, Marie von Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Julius Rodenberg, J. V. von Scheffel, Wilhelm Hertz, Josef Freiherr von Eichendorff, Albert Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852.) Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.** — Bücher-Besprechungen u. s. w.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im August 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2989.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 14. August 1897. | Nr. 33.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der internationale Friedenskongreß. Von Prof. W. Foerster. — Der militärische Mut. Von Charles Richet. — Naturbetrachtung und Naturgenuß. Von Dr. M. Kronenberg. — Der Friedensgedanke in unserer Jugend. Von Dr. R. Penzig. — Aus der ethischen Bewegung. — Bücherschau. — Briefkasten.

Der internationale Friedenskongreß.

(Hamburg, August 1897.)

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Die diesjährige Versammlung des Friedenskongresses findet auf deutschem Boden statt. Wir begrüßen sie hiermit aufs Herzlichste.

Diese begeisterten und festlichen Versammlungen und die einmütige Thätigkeit der in den verschiedenen Ländern bestehenden und sich mehrenden Friedensgesellschaften, von denen sie ausgehen, sind ein Kultur-Element geworden, dessen Einfluß still, aber unverkennbar wächst. Es würde dem Geiste der Friedensbewegung, welche auch gegen jegliche Ruhmredigkeit als eines der gefährlichsten Streit-Elemente gerichtet ist, nicht ziemen, die deutlich hervortretenden Fortschritte der Verträglichkeit und des Zusammenwirkens der Europäischen Staatsregierungen als das Werk jener Bewegung zu bezeichnen; aber einen gewissen Anteil daran darf man der beginnenden „Organisation des politischen und sozialen Gewissens" sicherlich nicht absprechen.

Gerade die Staatsmänner, die Diplomaten, die leitenden Militärs und wohl auch die Fürsten selber pflegen auf solche Bestrebungen und solche Kundgebungen, wie diejenigen der Friedens-Gesellschaften und -Kongresse, mit kaum verhehlter Abneigung und Geringschätzung zu blicken. Dilettantentum, Phantasterei, besten Falles wohlgemeinter, aber unklarer und übertriebener Idealismus, so lauten in jenen Kreisen meistens die Bezeichnungen für unser Beginnen. Als ob es einen verwegeneren Dilettantismus gäbe, als denjenigen der bisherigen und gegenwärtigen Staatsleitungen, wenigstens der allermeisten derselben.

Fachmänner können natürlich auch die Staatsmänner, die Diplomaten, die Militärs in vielen technischen Feinheiten, in vielen Detailkünsten ihres Berufes sein, die auch an sich gar nicht unwichtig, die vielfach sogar wohlthätig sind, wenn sie nicht als die Summe der Weisheit desselben und überhaupt als die wesentliche Seite der Leitung der Angelegenheiten der Völker und der Menschheit betrachtet werden. Aber in allen tieferen Fragen und Aufgaben, welche das eigentliche Wesen der Staatskunst, in Summa der Pflege, Förderung und Leitung der großen Lebensgemeinschaften, von den Gemeinden und Völkern bis zur Menschheit, bilden, herrscht — mit wenigen sehr begrenzten oder sehr schnell vorübergegangenen Ausnahmen — eine manchmal heroisch kühne, meistens aber kindlich unentwickelte oder stümperhaft dreiste Unkenntnis und Unsicherheit über die wichtigsten Grundlagen, Voraussetzungen, Mittel und Wege zur gedeihlichen Ausübung dieses hohen Berufes. Gesetzgebung, Verwaltung, Erziehung und überhaupt jegliche führende Einwirkung auf die Geschicke der Völker tappen noch immer, man möchte beinahe sagen „immer mehr" im Dunkeln.

Wer wollte dem Staatsmann, der dies eingesteht, irgend einen Vorwurf daraus machen? Wir Alle sind mitschuldig an jenen Unsicherheiten, an jener Unkenntnis. — Das Problem und der ganze Beruf ist das Schwerste und Gewaltigste, was es auf Erden giebt. Denjenigen Staatslenkern aber, welche ihre Not nicht eingestehen, ihr gänzliches Unvermögen, die großen Bewegungen in der Menschheit von oben zu leiten, nicht einsehen, vielmehr in ihrer Autoritäts-Einbildung damit allein fertig zu werden glauben und dagegen die immer mehr aufzuhellende, zu verfeinernde und zu organisierende Mitwirkung Aller als thörichten Idealismus u. s. w. schmähen und verschmähen, ihnen darf der schwerste Vorwurf, die schärfste Kritik nicht vorenthalten werden.

Es geht auch überall eine Empfindung hiervon durch die Reihen der Regierenden, einschließlich der Volksvertretungen. Sie fühlen, daß sie auf allen Gebieten ihrer bisherigen, vielfach so autoritativen und anmaßenden Bethätigung, etwa mit Ausnahme der sogenannten Repräsentation, unzureichend geworden sind, unzureichend auf dem Gebiete der sogenannten idealen, wie der sogenannten materiellen Interessen. Sie fühlen, daß die Völker mündig werden. In der That sieht man immer klarer, daß mit der Schwierigkeit der Gesittungs- und Wirtschafts-Probleme auch die sittliche und intellektuelle Stärke führender Geister in allen Schichten der Bevölkerungen gewachsen ist und daß dort in neuen Formen der Organisation, deren Adel und Größe die Bezeichnung „revolutionär" gänzlich ausschließen würde, der Schwerpunkt der Leitung der Menschheit liegen wird, während Großmut und Schönheitssinn der neuen Menschheit auch den bisher leitenden Stellen und Schichten noch eine Fülle von Aufgaben und Befriedigungen belassen wird.

Jene dunkle Empfindung der Regierungen von der Macht und dem Rechte der neuen Bewegungen in der Kulturwelt hat, obwohl man noch fortfährt, die letzteren anscheinend zu unterschätzen oder als gefährlich zu verkennen, offenbar einen großen Anteil an der zweifellos in den Orientwirren jetzt an den Tag tretenden Stärkung des Solidaritätsgefühls und des entsprechenden Zusammenwirkens der Regierungen der Kulturvölker. Allmählich scheint diesem Beginn eines höheren Gemeinschafts- und Solidaritätsgefühls auch ein gewisser äußerer Erfolg zu Teil zu werden, welcher sicherlich den Zielen der Friedensbewegung auch in den Kreisen der Staatsleitungen immer mehr zur Anerkennung helfen wird.

Während sich somit nach der Seite der Regierenden für den diesjährigen Friedenskongreß lichtere Ausblicke öffnen, dürfen wir uns nicht verschweigen, daß nach der Seite der

Digitized by Google

Völker das Bild in der letzten Zeit ein recht trübes geworden ist.

Nicht blos unter den Bevölkerungen des Orients sind die Schwierigkeiten einer friedlichen Entwickelung ihres Zusammenlebens viel größer, als alle diplomatischen und geschäftlichen Schwierigkeiten, mit denen die Vertretung Europas in der türkischen Hauptstadt, die Botschafter-Konferenz, zu kämpfen hat. Nein, im Herzen Mitteleuropas haben sich die leidenschaftlichen Erbitterungen, welche zwischen den germanischen und den slavischen Stämmen in den letzten Jahrzehnten stärker emporgewachsen sind, in neuester Zeit so sehr gesteigert und zugespitzt, daß alle Menschenfreunde und Friedensfreunde davon aufs schmerzlichste ergriffen sein müssen. Gegenüber solchen Gefährdungen „ruhiger Bildung" und gerechten, friedlichen, förderlichen Zusammenlebens, gegenüber solchen allerfurchtbarsten Kriegsgefahren sind die von der Friedensbewegung bisher vorzugsweise in's Auge gefaßten Maßregeln und Vorschläge auf dem Gebiete des Völkerrechtes zunächst ganz machtlos.

In der Glut dieser Volksleidenschaften verflüchtigen sich zunächst alle Berufungen an Schiedsgerichte und dergleichen. Und der diesjährige internationale Friedenskongreß wird sich vor schmerzlichen Enttäuschungen bewahren, wenn er keinen Versuch macht, den Deutschen oder den Slaven „gut zuzureden."

Wenn die Verfeindung so hochgradig geworden ist, daß selbst auf dem Boden der gemeinsamen Volksvertretung eine Art von Kriegszustand sich entwickelt, so darf man sich nicht wundern, wenn der Ruf „ferrum sanat" („im Schwerte Heil!" eines Tages über die Lippen tritt, ein Ruf, der in diesem Falle um so gefährlicher ist, als jede der beiden streitenden Seiten außerhalb des Staatswesens, das sie umfaßt, in den Nachbarländern eine mächtige Resonanz finden würde, die alle Besonnenheit über den Haufen werfen könnte.

Was sollen die Organe der Friedensbewegung in dieser Lage der Dinge sagen und thun? Es liegt uns fern, in dem vorliegenden Begrüßungswort irgend einen Rat erteilen zu wollen. Nur das Eine möchten wir hervorheben.

Die ganze verhängnisvolle Situation, die ja auch geeignet ist, das sittliche und politische Urteil über große, nicht mit Recht gefeierte Entwickelungen der Vergangenheit erheblich zu korrigieren, könnte der Friedensbewegung zu einer entscheidenden Vertiefung gereichen. Mit aller Inbrunst sittlicher Ueberzeugung müßte das Gegenwort „ferrum non sanat" in die Welt hinausgerufen und mit allen historischen und sittlichen Argumenten entscheidendster Art gewappnet werden. Ueberhaupt wäre der Anlaß geeignet, alle diejenigen Seiten der Bewegung noch kräftiger zu betonen und zu entflammen, welche sich gegen jede Art von Kultus der nationalen Leidenschaften und Ueberhebungen richten, dagegen die Menschen immer mehr in den Kultus der höchsten Gerechtigkeit einleben, immer mehr daran gewöhnen, sich in die Seele des Andern, zumal des Gegners, zu versetzen, großmütige Gelassenheit als die höchste soziale Tugend zu üben und die Treue gegen Genossen und Freunde zu keiner sittlichen Knechtung und zu keiner Entartung derjenigen höheren Treue werden zu lassen, die wir der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit schulden.

Der militärische Mut.

Von Charles Richet.*)

Einer der größten zeitgenössischen Denker, Leo Tolstoi, hat versucht, auf die Friedensgesellschaften wegen ihrer maßvollen Haltung einen kleinen Schein der Lächerlichkeit zu werfen. Er ist der Ansicht, daß unsere Ideen, die er übrigens teilt, nur dann zum Siege gelangen können, wenn wir uns auf ein ganz anderes Prinzip stützen wollten. Man müsse, meint er, mit Entschiedenheit den Waffendienst verweigern. Wenn der Rekrut zur Fahne einberufen wird, dann sei es seine Menschen- und Christenpflicht, das Gewehr und den Säbel, die zu ergreifen man ihn zwingen will, zurückzuweisen. Er berufe sich auf das Evangelium und lasse sich lieber einkerkern, als sich zum Werkzeuge der Gewalt und des Unrechts herzugeben. Wenn 20000 Rekruten den Mut hätten, sich so zu verhalten, dann wäre die Sache des Friedens gewonnen.

Unsere Meinung (ich erlaube mir hier vorweg im Sinne meiner Freunde von der Gesellschaft für internationale Schiedsgerichte zu sprechen) ist dies nun nicht. Wir erachten es für die allererste Pflicht, sich den Gesetzen seines Landes zu unterwerfen; wir glauben, daß es ein Vaterland giebt, dem man sich im Frieden wie im Kriege zu opfern hat; wir sehen es als eine heilige Aufgabe an, der man sich ohne Pflichtvergessenheit nicht entziehen darf, in Zeiten der Gefahr dem bedrohten Vaterlande zu Hilfe zu eilen. „Wenn unglücklicherweise", sagte einmal Jules Simon, „der Krieg, ein Volks- und Verteidigungskrieg, ausbrechen sollte, so würde man sehen, daß die Friedensfreunde nicht die Letzten dabei wären, die Waffen zu ergreifen." Sie geben, indem sie den Frieden predigen, ein Beispiel von bürgerlichem Mut; sie würden in Kriegszeiten ein Beispiel militärischen Mutes geben.

Ja, wir gehen noch weiter. Wir halten es unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht nur für unsere Pflicht, bei Gelegenheit das Kriegshandwerk zu ergreifen, sondern wir glauben auch, daß der militärische Mut eine der glänzendsten Eigenschaften des Menschen ist. Niemals ist von unsern Lippen ein Wort des Tadels oder der Verwahrung gegen die tapferen Kämpfer gefallen, die ihr Leben auf dem Schlachtfelde geopfert haben oder dazu noch bereit sind. Die Nichtachtung von Gefahren, Tod, Strapazen, Hunger, Kälte und all den Uebeln, die ein Krieg in seinem Gefolge hat, ist ein so edles Gefühl, daß nur Mangel an wahrer Seelengröße es nicht zu verstehen im Stande wäre. Das Ideal des Soldaten ist die Liebe zu seinem Führer und zu seiner Fahne; diese beiden vergegenwärtigen ihm in lebendiger Gestalt und in einem Symbol, das auch der Unwissendste und Ungebildetste leicht begreift, das Vaterland, das bedrohte Vaterland, das es zu verteidigen gilt. Der Geist der Kriegszucht, Selbstverleugnung und des Opfermutes, den die Liebe zur Fahne herbeiführt, ist der Gipfel der menschlichen Tugenden.

Aber diese schrankenlose Bewunderung, die wir dem militärischen Mute widmen, zieht keineswegs auch die Bewunderung für den Krieg nach sich. Die reinste Tugend kann in den Dienst der abscheulichsten Sache gestellt werden. Edle Bestrebungen können an ein unnützes und unheilvolles Werk verschwendet werden, und leider ist dies der Fall beim Kriege und all den unfruchtbaren Opfern, die er fordert.

Wenn man mir einen etwas banalen Vergleich gestatten will: ich nehme an, man hätte an der Küste einen gewaltigen Elevator errichtet, der das Wasser aus dem Meere schöpft, um es einige hundert Meter weiter in den Küstensand laufen zu lassen, nachdem man es mit großer Mühe gehoben hat. Dann werde ich freilich in Bewunderung geraten dürfen über die Kraft der Maschine, ihre großartigen Verhältnisse, über die Leistungsfähigkeit ihrer Kessel und die Widerstandskraft ihrer Kurbelstangen — aber ich darf nicht sagen: „Fahrt nur immer fort mit dieser harten Arbeit!" denn diese Arbeit ist, aufrichtig gesagt, unsinnig, und je schöner und kräftiger die Maschine ist, desto größeres Recht habe ich zur Entrüstung darüber, daß diese ganze Kraft so übel verwendet wird.

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz eines hervorragenden Streiters für den Völkerfrieden dem ersten Zumbest der „Union pour l'action morale", einer Halbmonatsschrift, die schon im fünften Jahrgang mit gutem Erfolg für die Organisation der ethischen Bewegung in Frankreich zu wirken bemüht ist. Das Jahresabonnement für Deutschland beträgt 11 Frcs. (Paris 6 impasse Ronsin 152 rue de Vaugirard). D. Red.

Nun ist aber diese thörichte Arbeit, Wasser auf eine gewisse Höhe zu heben, um es dann wieder ins Meer laufen zu lassen, wenigstens nicht schädlich. Sie bedeutet verlorene Kraft, Aufwendung von Geist und Anürengung rein für Nichts. Aber es leidet doch mindestens Niemand darunter. Wie nun, wenn diese wunderbare Maschine, statt nur unfruchtbare Arbeit zu liefern, eine unheilvolle Arbeit ausführte, z. B. wenn man das Meerwasser, statt es zurückfließen zu lassen, in eine Stadt leiten wollte, um sie zu überschwemmen, die Wiesen, die Ernte, die Felder zu vernichten, Bibliotheken, Bildergalerien, Kunstwerke unter Wasser zu setzen, die Industrie einer ganzen Landschaft zu zerstören und einige Hunderte friedlicher Bürger im Elend umkommen zu lassen? Dann würde ich mich erst mit vollem Recht entrüsten und ich würde zu der bewunderungswerten Maschine und zu den gelehrten Ingenieuren, die sie gebaut haben, sagen: „Halt! Mag euer Werk auch geschickt und kraftvoll sein, es ist verderblich! Gebraucht euer Talent und eure Kraft zu etwas Besserem!"

Eine solche Maschine existiert nicht. Etwa, weil sie unsinnig wäre? Das glaube ich, offen gestanden, nicht; denn die Menschen haben sich etwas noch viel Unsinnigeres ausgedacht: den Krieg. Wie mächtig wir uns auch jenen Elevator vorstellen mögen, so wird er doch nie zwanzig Milliarden Franks kosten können; er wird nicht im Stande sein, dreißig Departements zu verwüsten, und trotz all der Kohlenmengen, die er verbraucht und aller aufgewandten Energie wird es ihm nicht gelingen, 200 000 Menschen in den Fluten, die er ausspeit, zu ertränken.

Nun, was diese Maschine nicht vermag, der Krieg vermag es spielend in wenigen Tagen. Zwar braucht man nicht die Dampfkraft, aber dafür die Explosivkraft des Pulvers, was ungefähr auf dasselbe hinausläuft, und statt diese auf eine unfruchtbare Arbeit zu leiten, leitet man sie auf Zerstörung und Tod. Ich brauche hier nicht zu erörtern, welche Folgen der Krieg hat; sie sind bekannt, und sie bilden einen Schandfleck unserer Civilisation.

Folglich: Kraft, Tugend, Energie, Talent, Opfermut können an verabscheuenswerte Zwecke verschwendet werden. Wir leugnen weder die Kraft, noch die Tugend, noch die Energie, noch das Talent, noch den Mut, noch die Aufopferung, die in einer Schlacht zur Entfaltung kommen: wir sagen nur, daß sie auf etwas Unsinniges verschwendet werden. . . .

Ja gewiß, wir haben die kühne Idee, die Eroberungskriege abzuschaffen, und gerade dadurch werden wir auch weiter die Verteidigungskriege abschaffen. Wenn dieses Hirngespinst von gestern, das heute schon halbe Wirklichkeit ist, einmal zum vollen Siege gelangte, dann würden wir allerdings zugleich auch den militärischen Mut abgeschafft haben. Ich meinerseits sehe darin keinen Nachteil; aber man wirft uns bisweilen vor, daß wir abschaffen wollen, was doch eine Tugend ist. Der Vorwurf ist ernst und wir müssen uns aufrichtig darüber mit unseren Gegnern auseinandersetzen.

Als wir vorhin vom militärischen Mute sprachen, haben wir ihn viel mehr von der theoretischen Seite ins Auge gefaßt, als vom realen Gesichtspunkte. Thatsächlich hat der militärische Mut auch einige Schattenseiten.*) Der Soldat ist, selbst wenn er sein Leben opfert, kein Heiliger; nichts weniger, als dies. Allmählich verliert er allen Begriff von fremdem Eigentum. Ein Heer auf dem Marsche denkt ziemlich skrupellos von dem Hause, dem Keller oder selbst von der Frau des Civilisten, ob Feind oder Freund, die es auf seinem Wege antrifft. Die Heerführer erheben Kriegscontributionen, was gewiß einer der höchsten Formen des Diebstahls gleichkommt. (? D. Uebers.) Der gemeine Soldat ahmt das Beispiel der Führer nach und greift nach Allem, was in den Bereich seiner Hand gerät. Man plündert vor der Schlacht und nachher. Die am wenigsten Tapferen sind nicht auch die am wenigsten nach Beute Lüsternen. Sie opfern gern ihr Leben, aber das Leben Anderer gilt ihnen auch nicht viel. Wenn man im Einzelnen all die Grausamkeitsakte erzählen wollte, die von den tapfersten Heeren begangen worden sind, so würde man einen wenig erbaulichen Bericht zu hören bekommen von Executionen, Erschießung, Martern und Erpressungen aller Art. Der militärische Mut fällt häufig, sehr häufig, mit anderen Eigenschaften zusammen, die vielleicht auch militärisch sind, die aber nicht gerade dazu angethan sind, allzusehr unsere Bewunderung zu wecken: Beutelust und Grausamkeit. . . .

Aber lassen wir das und nehmen wir einmal an, daß alle Kriegshelden stets menschlich seien, edelmütig, gerecht und voll ängstlicher Gewissenhaftigkeit gegenüber fremdem Gut. Kann man nun sagen, daß der Heroismus nach Abschaffung des Krieges keine Gelegenheit mehr fände zur Ausübung? Anders ausgedrückt, giebt es Mut nur dort, wo man Uniform und Säbel trägt? Und kann man Heroismus nur im Kugelpfeifen und Platzen der Granaten bewähren?

Verhielte es sich wirklich so, dann dürfte man von Mut nur auf dem Schlachtfelde sprechen, und ich glaube, man thäte den tapfern Männern, die jetzt unser Heer bilden, schweres Unrecht, wenn man ihnen den Mut absprechen wollte, weil seit 27 Jahren kein großer Krieg mehr stattgefunden hat. Nein, sicherlich, auch in Friedenszeiten kann der Offizier und Soldat Beweise von Mut ablegen und dem Vaterlande Opfer bringen. Wie? Man brauchte durchaus ein Schlachtfeld mit Toten, Verwundeten, Feuersbrünsten, Jammer und Metzelei überall, damit sich der menschliche Mut bewähren könnte? Es sollte keine andere Tapferkeit geben, als die des Soldaten und man könnte nur dann mutig sein, wenn man zu töten beabsichtigt?

Wenn übrigens Mut nur darin besteht, daß man sein Leben aufs Spiel setzt, dann finden wir rings um uns zahlreiche Beispiele davon. Die Chemiker, die mit Explosivstoffen experimentieren, die Ingenieure, die neue Maschinen erfinden, die Geographen und Seefahrer, die sich in unerforschte Gegenden hinauswagen, die Luftschiffer, die jenseits der bekannten Grenzen die Geheimnisse des unendlichen Luftraumes erforschen, die Physiologen, welche Gift- und Ansteckungsstoffe studieren, sie haben genau so, wie die berufsmäßigen Krieger, Proben von einer gewissen moralischen Energie abzulegen. Faßt man den Begriff Mut nicht viel zu enge, wenn man ihn nur auf die Träger der Uniform anwendet? Es sind wohlgemerkt nicht etwa nur die Leitenden, sondern auch die einfachen Hilfsarbeiter, die jeden Augenblick Heroismus beweisen müssen. Der Kapitän eines Ozeandampfers kommandiert zwei Dutzend tapfre Männer, welche die edelsten Tugenden entwickeln müssen: Geduld, Disziplin, Geschicklichkeit, was brauchen sie nicht alles, wenn sie in einer Nußschale gegen den entfesselten Wirbelsturm zu kämpfen haben? Der Arzt, der Lungen- und Pockenkranke behandelt, hat eine Anzahl Krankenwärter zu seiner Disposition, bescheidene Hilfsarbeiter, die in jedem Augenblick der gefährlichsten Ansteckung Trotz bieten müssen; der Ingenieur, der die Kohle aus der Mine ans Licht fördert, hat eine Schaar von Hunderten von Bergleuten unter sich, die ein schlagendes Wetter oder ein Minenbruch spurlos in der Tiefe begräbt. Ist das Leben des Fischers nicht ein fortwährender Kampf? Selbst der Bauer muß in seiner Weise einen gewissen Heldenmut bewähren, und es bedarf einer nicht gewöhnlichen Geistesstärke, um zu arbeiten, zu arbeiten ohne Pause, trotz Wetterstürme, Ungemach, Schwierigkeiten und Gefahren aller Art.

*) Die folgenden Bemerkungen müssen offenbar im Hinblick auf die frühere Art der Kriegsführung verstanden werden, selbst wenn Aehnliches auch hier und da mißbräuchlich noch heute vorkommen sollte. Ohne chauvinistische Beschönigungssucht darf man doch sagen, daß darin seit 50 Jahren Vieles besser geworden ist. D. Red.

Die Tapferkeit des Soldaten auf dem Schlachtfelde ist ein edles Beispiel; aber diese Tapferkeit kann sich nur unter Blut und Thränen bewähren, inmitten von Plünderung, Zerstörung und Brandlegung. Vielleicht war das einstmals so notwendig; aber wir hoffen, daß es bald unnötig sein wird. Vor einigen Jahren war ich in Deutschland und lebte einige Wochen in einem kleinen sächsischen Dorfe. Dort lernte ich einige Weber kennen, Leute, die noch mit der Hand, nicht mit der Dampfmaschine, arbeiteten. Als ich eines Tages mit einem dieser wackern Leute in der Umgegend spazieren ging, bemerkte ich eine Art Kreuz auf einem Hügel mit der Aufschrift: „Hier starben zweihundert sächsische Bürger bei der Verteidigung des Vaterlandes gegen die Franzosen den Heldentod.“ Unwillkürlich rief ich aus: „Wie müßt ihr uns hassen!“ Statt der Antwort zog der Weber eine kleine Medaille hervor, die er um den Hals trug: das Bildnis Jacquards, jenes großen Franzosen, der durch die Erfindung des Webstuhls soviel Existenzen gerettet hat. „Das tragen wir alle“, sagte er. Wer erschien mir wohl an diesem Tage als großer Patriot, Jacquard oder Napoleon?

Nein, tausendmal nein, wenn wir den Krieg abgeschafft haben — und das werden wir sicherlich einst — die Quelle des Mutes wird nicht mit versiegt sein. Es bleiben uns edle Thaten, aber statt die mannhaften Tugenden, die der Krieg brauchte, zu Werken des Todes auszuüben, werden wir sie zu friedlicher Arbeit brauchen. Die uns umgebende Materie ist noch völlig unbekannt; wir versuchen in ihre Geheimnisse einzudringen. Aber es bedarf ganzer Schätze von Energie, Mut und Geisteskraft von allen Seiten, um der eifersüchtigen Natur die Geheimnisse zu entreißen, die sie uns zu verbergen trachtet. Die Zusammenarbeit Aller ist nicht zu viel, wenn wir unser gewaltiges Werk zu Ende führen wollen. Es ist Platz für das Opfer der Größesten und für den Eifer der Bescheidensten.

Wir schwören es hier feierlich: Nie wollen wir versuchen, aus dem Herzen unserer Kinder die Vaterlandsliebe auszurotten. Wir wollen im Gegenteil es in ihnen zu entwickeln suchen, das edelste und reinste der menschlichen Gefühle; aber wir werden nicht die Liebe zu unserm Vaterlande im Haß des Vaterlandes Anderer bestehen lassen.

Wir werden der Jugend zeigen, daß es ein Ideal giebt: den persönlichen Mut, der keine Furcht kennt vor Gefahr und Tod, den Geist der Opferwilligkeit, des Edelmutes und der Gerechtigkeit. Unser Ideal wird sicher nicht das sein, wie es manchmal in den Geschichtsbüchern gefeiert wird: Ein Abenteurer auf einem Rappen oder Schimmel, im Uebertock, mit großem Helmbusch, hohen Stiefeln, glitzernden Sporen und einem klirrenden Säbel — der furchterweckende Held, der aus Liebe zu sich, und nur zu sich, brave Menschen, geschaffen einander zu lieben, dazu zwingt, sich wie wilde Tiere zu zerfleischen.

Wir werden unserer Jugend ein anderes Musterbild vor Augen führen. Wir werden sie lehren, daß die Todesverachtung das Ideal ist, dem man zustreben sollte, aber unter der Bedingung, daß sie einige der menschlichen Uebel zu erleichtern vermag. Und da Eroberungskriege eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben, so wollen wir ihnen weisen, daß auch Eroberungskriege zu führen sind, nicht gegen die Menschen, sondern gegen die Dinge. Der Menschengeist muß die Materie überwinden und die Unabhängigkeit der menschlichen Wesen, unserer Brüder, wird der Preis dieses mühsamen Kampfes sein, der mit all der Energie und all dem Mut zu unternehmen ist, die die Menschen bisher darauf verwandt haben, sich zu zerreißen.

Das wird in Wahrheit die neue Zeit sein. Der Tag, an dem die kolossale Summe von Kraft, Tugend und Talent, die die Menschheit zu ihrer Vernichtung gebraucht, in den Dienst des moralischen und materiellen Fortschrittes gestellt werden wird, dieser Tag wird das Kommen einer besseren Welt, als die unsere ist, bezeichnen. Noch eine Anstrengung, und wir werden sein Aufdämmern begrüßen können. Er ist nahe und wir dürfen von hier scheiden, das Herz von Hoffnung geschwellt. —

Naturbetrachtung und Naturgenuß.

Von Dr. M. Kronenberg. (Berlin)

(Schluß.)

Der sentimentale Naturgenuß ist eine durchaus moderne Erscheinung, deren Spuren man mit ziemlicher Sicherheit historisch zurückverfolgen kann. Sein Urheber ist kein anderer als J. J. Rousseau, der Genfer Philosoph. Man muß sich die Zustände des damaligen Europas und speziell auch diejenigen Frankreichs, welches zu jener Zeit ja überall tonangebend war, vergegenwärtigen, um die ungeheure Wirkung verstehen zu können, welche von diesem merkwürdigen Manne ausging. Damals war ähnlich wie heute, wenn auch in einem geringeren Grade, das ganze Kulturleben auf einer Höhe angelangt, die ein Gefühl der Uebersättigung und des Ueberdrusses allgemein werden ließ. Die „Aufklärung“ hatte alle Gegenstände des Wissens in ihren Kreis gezogen und von allem nichts anderes gelten lassen, als was der dürre, logisch geschulte Verstand in seinen Bereich ziehen konnte. Was auf den unbefangenen empfindenden Menschen am tiefsten eingewirkt, wurde in leichtfertigem Witze aufgelöst, verspottet und belächelt, die religiöse Inbrunst dem Aberglauben gleichgesetzt und selbst die Poesie einem trockenen Regelzwang unterworfen. In der Kunst überhaupt hatte man den Sinn für das Große, Monumentale verloren und hielt sich an schön geistige Tandeleien: das Rococo war alleinherrschend. Das Leben selbst zeigte die nämlichen Züge: es fehlte an großen, die Begeisterung weckenden Zielen; statt dessen ergab man sich einem raffinierten, luxuriösen Genußleben. Auf ein solches Geschlecht mußte naturgemäß das neue Evangelium, welches Rousseau verkündete, eine mächtige, zauberhafte Wirkung üben. Diese überfeinerte Kultur mit ihrer hochgeschraubten Bildung, so war seine Ansicht, führe die Menschen, statt sie besser und glücklicher zu machen, nur ins Verderben. Zurück also zur Natur müßten sie streben, ihr allein sich hingeben, von der das ganze Geschlecht der Sterblichen ursprünglich seinen Ausgang genommen, denn nur bei ihrer Einfachheit, Selbstgenügsamkeit und Ruhe finde auch das menschliche Herz den inneren Frieden, der ihm auf dem lauten Markte des verwickelten Kulturlebens nicht beschieden sein könne. Und mit derselben Begeisterung, mit der Rousseau diese Meinung verkündete, wurde sie auch von seinen Zeitgenossen aufgenommen: kaum irgend jemand hat seit den Zeiten Luther's in ähnlicher Weise die ganze zivilisierte Welt mit sich fortgerissen.

Die nächste Folge dieses von Rousseau verkündeten neuen Evangeliums, — die für uns hier zunächst allein in Betracht kommt, — war, daß man nunmehr anfing, die Natur als Ganzes mit anderen Augen anzusehen als vorher. So sonderbar diese Behauptung auch auf den ersten Blick erscheinen mag: durch Rousseau wurde eine Art neuer Sinn, der Naturſinn, den vorher nur wenige Empfängliche besaßen, den Menschen überhaupt erst eingepflanzt. Der Kultur mit ihren vielfach verwickelten Erscheinungen, die „wie eine unharmonische Menge verdrießlich durcheinanderklingen“, dieser Kultur mit ihrem Tosen und Lärmen und wildem Getriebe, welches die Menschen chaotisch durcheinanderwirbelt, setzte man die Natur als einheitliches Ganzes entgegen. Was man dort schmerzlich vermißte, das glaubte man hier zu finden: einfache, schlichte Größe, friedliche Ruhe, innere Ausgeglichenheit und Harmonie. Eine neue Empfindungsweise war damit aufgekommen und machte ihren Einfluß auf den verschiedensten Lebensgebieten und in der mannigfaltigsten Weise geltend. So ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, charakteristisch, daß, während vor dem Auftreten Rousseau's

Digitized by Google

die französische Gartenkunst mit ihren schnurgeraden Gängen, ihren abgezirkelten Rasenflächen und Bosquets die Mode beherrschte, nunmehr die regellosere englische Gartenkunst die Oberhand gewann und zuletzt selbst die geringen Zurüstungen, durch welche diese die Natur zu verbessern strebte, in üblen Ruf gerieten. Aber man ging noch weiter. Man vertiefte sich mit liebevollem Nachsinnen in die ältesten Zeiten der Geschichte, da einfache, unschuldige Naturvölker in und mit der Natur noch dahinlebten, man beneidete die wilden Volksstämme Amerikas um ihr ungebundenes Leben und ihren ständigen freien Verkehr mit der Natur, — wie denn Rousseau selbst eine Zeit lang, einem schwärmerischen Impulse folgend, unter diesen Wilden weilte, — und endlich begannen damals zwar nicht überhaupt, wohl aber in ihrer Massenhaftigkeit jene ziellosen Wanderungen, die nur den einzigen Zweck hatten, der Natur eine Zeit lang allein zu leben und sie frei von allem menschlichen Thun und Treiben um ihrer selbst willen zu genießen.

Es ist bekannt, wie dieser Naturkultus von Frankreich aus namentlich auch nach Deutschland hinüberwirkte und hier einen ähnlichen Enthusiasmus entzündete. Unter seinem Einflusse steht namentlich die ganze Sturm- und Drangperiode, deren Abgott Rousseau war und welche auch Shakespeare und namentlich Ossian nicht zum mindesten infolge dieser überschwänglichen Naturbegeisterung so hoch verehrte.

Wie das so oft geschieht, so artete freilich auch diese Begeisterung, welche der Natur galt, sehr bald in eine Art von Fanatismus aus. Der Natur zu liebe mißachtete man die wohlthätigen Einrichtungen des Kulturlebens und gefiel sich — namentlich that sich darin das junge Poetengeschlecht hervor — in einem wilden Berserkertum, bei dem sehr oft Rohheit an die Stelle von Natürlichkeit trat. Auch trat im Gefolge dieses Naturkultus eine Verweichlichung des Gefühls hervor; es machte sich eine gewisse Rührseligkeit geltend, die überhaupt dem ganzen Zeitalter seinem Charakter nach sehr nahe lag. Es war damals nichts Seltenes, daß eine Gesellschaft, namentlich wenn Poeten oder sentimentale Frauen in ihr dominierten, beim Anblick nicht blos eines schönen Landschaftsbildes, sondern selbst einer alltäglichen Naturerscheinung, auf welche man die Aufmerksamkeit richtete, plötzlich von einer Art Andachtsschauer ergriffen wurde und reichliche Thränen vergoß. Der Beifall, den die Schilderungen derartiger Szenen immer fanden, wie der allgemeine Naturenthusiasmus überhaupt, erklärt zum nicht geringen Teile den außerordentlichen Erfolg, den, abgesehen von Rousseau's Nouvelle Heloise, auch Werke wie St. Pierre's Paul et Virginie, Millers Sigwart, Goethe's Werther, vor allem auch Defoe's Robinson Crusoe und viele ähnliche Schriften damals erlangten. Selbst in Schiller's Erstlingsdramen finden sich solche Stellen sehr häufig und der jugendliche Dichter wußte, wie sehr er der größten Wirkung bei seinem Theaterpublikum sicher war, wenn er selbst den hartgesottenen Räuberhauptmann Karl Moor beim Anblick der untergehenden Sonne von Rührung überwältigt werden läßt, die sich in dem kurzen Ausruf Luft macht: „So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!"

In der Romantik feierte diese rührselige Naturbegeisterung von neuem die größten Triumphe. Seither ist dieselbe zwar mehr zurückgedrängt worden, und namentlich ihre Auswüchse machen sich weniger bemerkbar: der leidenschaftliche Naturkultus als solcher indessen ist eine dauernde Erscheinung geblieben, die mit dem Leben des modernen Menschen eng verknüpft ist. Wenn sie in den mittleren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, da man nüchterner gestimmt war, sich weniger bemerkbar machte, so ist sie dafür gerade in unseren Tagen um so stärker wieder hervorgetreten. Die Veranlassungen hierzu liegen für den aufmerksamen Beobachter auf der Hand. Auch die Gegenwart ist sich voll bewußt, wie sehr sie durch den Fortschritt menschlicher Errungenschaften alle früheren Zeiten hinter sich läßt, aber im Zusammenhange damit war auch zu keiner Zeit das Bewußtsein für alle tiefen Schatten des Kulturlebens so geschärft. Daher erinnern den modernen Menschen nicht nur die Allen sichtbaren Schäden, die diese hochgehende Kultur im Gefolge hat — beispielsweise Luxus und raffiniertes Genußleben auf der einen, Massenelend auf der anderen Seite — sondern auch die zahlreichen Hemmnisse, die sie ihm selbst bereiten, auch da, wo er einer mittleren, glücklicheren Lebenslage sich erfreut, alles gemahnt ihn, dessen Einsicht durch die ausgedehntesten Bildungsmittel so erweitert worden ist, wie wenig auch die höchstgesteigerte Kultur schon die Vorbedingungen für wahres Glück und inneren Seelenfrieden bietet. So entsteht sehr leicht die Sehnsucht nach einfacheren, natürlicheren Lebensverhältnissen und das lebendige Verlangen, diesem geräuschvollen Kulturleben, dem man sich ja nicht ganz entziehen kann, wenigstens zeitweise zu entfliehen und sich ganz der Natur in die Arme zu werfen. Denn sie bietet scheinbar das, was wir selbst so schmerzlich entbehren: die Natur ist überall sie selbst und will nicht anders erscheinen als sie ist, während im Kulturleben der Schein die beherrschende Rolle spielt; die Natur erfüllt stets ihre Bestimmung, die wir zu erfüllen uns, oft vergebens, nur bemühen; jede Naturerscheinung hat den Schwerpunkt ihres Lebens unverrückbar in sich selbst, während wir von den umdrängenden Menschen gezwungen werden, ihn unaufhörlich zu verschieben. Und so ergreift uns das Verlangen, zeitweise wenigstens im Alleinverkehr mit der Natur oder auch in der bloßen Vorstellung uns als Naturwesen zu fühlen.

Dieses Verlangen und Sehnen nach der Natur kann von höchst wohlthätigen Folgen sein und auf den Einzelnen eine veredelnde Wirkung ausüben. Denn indem wir der Natur das menschliche Kulturleben als Ganzes gegenüberstellen, lernen wir dieses in seiner Einheit überschauen; wir müssen dann von selbst ganz andere Maßstäbe anwenden, als sie die alltägliche Erfahrung uns bietet. Was uns vorher persönlich als überaus wichtig erschien, wird nun als klein oder nichtig erkannt und die großen Linien aller menschlichen Lebensführung zeigen sich dem geistigen Auge. Indem das aber geschieht, treten viele Kulturbestrebungen in ein ganz neues Licht, und wir werden sie auf der einen Seite nicht mehr überschätzen, auf der andern nicht verachten. Aber auch wenn solches weitergehende Nachsinnen sich nicht anschließt, ist es wohlthätig, schon in der Empfindung zeitweise zur Natur zurückzukehren, die als eine freundliche und friedliche Außenseite das menschliche Leben mit seinem lärmenden, rastlosen Treiben umgiebt.

Indessen es leuchtet ohne weiteres ein, daß mit dieser sentimentalen Naturbetrachtung auch erhebliche Gefahren verbunden sind, Gefahren, die gerade in unserer Zeit stärker als je hervortreten. Nichts ist so sehr imstande, zur mystischen Grübelei zu verleiten, als der beständig genährte Naturenthusiasmus. Mystik aber ist, wie Goethe treffend sich ausdrückt, die Scholastik des Herzens und die Dialektik des Gefühls: sie erschöpft und verzehrt sich leicht in Spitzfindigkeiten und Grübeleien und lenkt dadurch die Aufmerksamkeit wie von den ernsten und dringenden Aufgaben des Lebens, so auch von den starken und klaren Gefühlen ab, durch welche die gesamte Lebensanschauung schließlich allein festen Halt gewinnen kann. Aus diesem Grunde erklärt sich leicht der Unmut und Überdruß der Menschen mit gesunder Empfindungsweise, oft ohne daß sie sich über die Ursache klar wären, der bei der Lektüre jener nicht seltenen Sammlungen lyrischer Gedichte erregt wird, in denen neben zahllosen Variationen des Liebesthemas Naturmythik und Naturmystik die Hauptrolle spielen. Es bedarf schon einer großen dichterischen Persönlichkeit, um uns für dergleichen poetische Erzeugnisse ein besonderes Interesse abzugewinnen. Der Grund ist: wir wollen uns nicht fortdauernd mit Symbolen und Gleichnissen abspeisen lassen, wo wir das

Digitized by Google

volle, ganze Leben begeheen. Mag man auch gerne immer wieder zur Betrachtung der Natur zurückkehren: näher liegt uns doch dieses Leben selbst, in dem jeder Einzelne sein Dasein zu entfalten und seine Bestimmung zu erfüllen hat. Daß hierin nicht ein bloßes Sollen, sondern auch eine Thatsache ausgesprochen ist, kann jeder erfahren, der sich einigermaßen selbst beobachtet. Wer einen ganzen Tag sich dem einsamen Naturgenuß eegeben hat, dem erscheint doch leicht diese Zeit als ganz oder halb verloren oder sie schließt doch mit Unmutsempfindungen ab, wenn nicht endlich wenigstens irgend welche menschlichen Zurüstungen oder ein kurzer Meinungsaustausch, ja selbst nur die frohe Erwartung eines solchen, z. B. durch briefliche Mitteilung, durch Einteagung in ein Tagebuch — bei dem man sich ja immer vorstellt, daß es einmal gelesen werden wird — ihn an den Zusammenhang des Lebens erinnern, dem er selbst angehört.

So wichtig und woertvoll also, allgemein gespeochen, die Empfänglichkeit für die Natur ist, so sehr muß man doch auf der Hut sein, daß diese Hingabe an die Natur nicht zu einem übermächtigen Kultus ausarte, der sich der Hingabe an die menschlichen Aufgaben, Forderungen und Interessen schroff entgegensetzt. Man darf um der Naturbegeisteeung willen nicht ungerecht werden gegen diese menschlichen Einrichtungen, die uns zwar oft genug auch ihre Schattenseiten zeigen, aus denen aber doch schließlich alle die besondern Güter entspringen, deren wir als Menschen uns erfreuen; nicht zum wenigsten auch diese eigenartige Naturgenuß selbst, den nicht der Wilde haben kann, sondern nur der hochentwickelte Kulturmensch, der die Früchte der Bildungsarbeit aller vorangegangenen Geschlechter mühelos genießen darf. Erst die „Bildung des Herzens und des Verstandes", so bemerkt Lotze treffend im Mikrokosmos, „welche die Verhältnisse des Menschen zum Menschen entwickeln, macht uns empfänglich für die weiterbildende Keaft der Natur. Der stets einsam gewesene und einsam in ihr fortlebende Mensch würde kaum eine viel geößere Erweckung durch ihre Eindrücke erfaheen, als die Geschlechter der Tiere, die in all dieser Pracht dahinleben, ohne von ihr gesänftigt und veredelt zu werden."

Der Friedensgedanke in unserer Jugend.

Von Dr. R. Penzig (Charlottenburg.)

Sehr populär ist er nicht bei der jungen Sippschaft, der Friedensgedanke, täuschen wir uns nicht! Ich will nicht auf den Kampflärm exemplifizieeen, der eben aus meiner Kinderjuhe heeüber schallt — denn man würde mir sagen: ja, das sind deine Kinder; warum hast du sie nicht besser erzogen? Und ich müßte beschämt schweigen; denn der Lärm fremdee Kinderjuhen hat mit der Sprache der Feen, Erdgeister ꝛc. wenigteus dies gemeinsam, daß er nur dem Eingeweihten und Beteiligten als solchee hörbar ist, den guten Nachbarn und Freunden gegenüber aber zu dem harmlos lustigen Gezwitscher unschuldig vergnügter Musterkinderchen wird. Ich will mich auch nicht daeauf berufen, daß mein Sohn am liebsten in Wehr und Waffen einherstolziert und mit dem Ausklopjer — nicht doch, dem Tomahawk — unzählige hündische Mingo's oder hinterlistige Apachen in den Zimmerecken massaeriert. Denn Sie würden mir mit mißbilligendem Kopfschütteln bemerkbar machen, das sei eben die Folge davon, wenn man Jungens fortwährend gräßliche Mordgeschichten in die Hand gebe, — und ich hätte wieder meinen pädagogischen Klex weg. Aber ich lasse, nunmehr gewitzigt, meine Kinder aus dem Spiel und gehe ein wenig auf die Straße. Da wälzen sich mir gleich im Straßenstaub zwei eng verschlungene Körper entgegen, umgeben von einer so kampfftohen Coeona, wie sie bei den andalusischen Stierkämpfen nicht aufgeregter gedacht werden kann. „Immer feste!" scheeit dee Eine. „Gieb's ihm ordentlich!" „Hau' ihm doch eine 'runter!" „Laß' nicht locker!" tönt es durch einander, und ein Blick in die von der Anstrengung geröteten Gesichter der Kämpfenden mit den blitzenden Augen einerseits, in die vor Vergnügen strahlenden Mienen der Zuschauer andererseits belehrt mich, daß hier der Kampf freudebringender Sport ist. „Pfui, Straßenjungen!" sagen Sie, „die sind's nicht anders gewöhnt." Hm, gehen wir weiter. Da ist der Gymnasialturnplatz. Die jungen Gelehrten mit der Klassieität in der Westentasche werden doch hoffentlich friedlichere Manieren haben? — Es macht nicht ganz den Eindruck: wenigstens stürmt eben Diomedes mit einer Schaar hauptumlockter Achäee sehr realistisch auf die heilige Burg von Troja los, wo Hektor mit seinen Genossen Mienen zeigen, die nicht eben auf den Abschluß baldiger Friedensoerhandlungen schließen lassen. — „Knabenspiele!" murmeln Sie. Gewiß, aber aus Knaben werden Männer. Und diese Männer werden über die Geschicke des Landes, über Leben und Tod ihrer Mitbürgee, ja über die Zukunft des Menschengeschlechts zu bestimmen haben. Ob einst Müttee, Witwen, Beäute, Schwestern und Töchter über Erschlagene zu weinen haben werden, hier und im fremden Land, das wird in absehbarer Zeit noch immer abhängen von der Erziehung, die diesen Jünglingen gegeben wird. Ob die Menschheit weiter durch Jahrhunderte noch dem Moloch Krieg die schönste Blüte ihrer Kraft in den Rachen schieben wird zu Ehren des Gedankens: homo homini lupus, auf Deutsch in freier Uebersetzung: Das Beste am Menschen ist die Bestie, das wird bei ihnen, bei unseeee männlichen (und weiblichen) Jugend liegen. Daß also die Friedensgesellschaften neben ihrer Propaganda untee den Erwachsenen auf die Einführung des Friedensgedankens in die Erziehungspeaxis ihr Hauptaugenmerk richten müssen, ist selbstoerständlich und vielfach sind auch Forderungen in dieser Richtung erhoben worden. Es liegt in dee Natur der Sache, daß diese meist in einer Kritik der Lehrmethode und des Lehrstoffes der Schulen, besonders im geschichtlichen Unterricht, gipfeln. Ich will das hier bei Seite lassen, so wichtig eine Umwandlung unserer Unterweisung in Kriegsgeschichten in einen kulturgeschichtlichen Unterricht, die Einführung von Friedenslitteeatur in die Lesebücher, die Hervorkehrung der Menschenliebe im religiösen und moralischem Unterricht u. s. w. auch ist. Nue die psychologische Seite der Aufgabe, wie sie zunächst den Eltern, erst an zweiter Stelle dem Lehrer, obliegt, mag berührt werden.

Da stoßen wir gleich auf die gewaltige Erbschaft an kriegerischen Instinkten, die das Kind unserer Zeit aus den Jahetausende alten Gewöhnungen seiner Vorfahren im Blut und in der Anordnung seiner Gehirn- und Nervenmoleküle mitbringt. Wenn ich diese der Kürze halber als die bestiale Natur des Menschen bezeichne, so soll das kein Schimpfwort sein Man kann begeisterter Freund ethischer Kultur sein und doch in der gewaltthätigen Selbstbehauptung des Urmenschen gegen die wilden Tiere oder auch Seinesgleichen, in der rücksichtslosen Durchsetzung der Individualität bei Kraftmenschen in sturmbewegtee Zeit, in dem Ringen der Horden zu nationalem Zusammenschluß, in der Eroberungspolitik von Kulturvölkern gegen wilde Völkerschaften, u. dgl. eine wesentliche Kulturarbeit erblicken. Es wäre ein elementarer Fehler des Kulturhistorikees, wenn er die moralischen Maßstäbe seiner Zeit, in diesem Falle die heute feststehende Ueberzeugung, daß an sich Gutes nicht mit schlechten Mitteln erstrebt werden dürfe, auf die Beurteilung früherer Zustände anwenden wollte, es sei denn in einer allgemeinen vergleichenden Sittengeschichte. Waren also unsere verehrten Vorfahren bisweilen Bestien, so wollen wir ihnen das aus ihrer Zeit heraus zu Gute halten. Sollen wir nun aber diese bestiale Erbschaft mit Stumpf und Stiel auszueotten suchen? „Gewiß!" sagt der ethische Fanatiker. „Keineswegs!" rufen die Verehrer der „prächtig nach Beute schweifenden

blonden Bestie" Nietzsche's. „Eile mit Weile" sage ich. Mich haben die geballten Fäuste der Prachtjungen von vorhin nicht alteriert; im Gegenteil: sollte da einmal ein altkluger Satomo unter ihnen sein, der statt des frischen fröhlichen Raufens eine schiedsgerichtliche Entscheidung darüber vorschlüge, ob Paul stärker sei als Gustav, oder der den Kampf der Trojaner und Griechen durch eiligen Friedensschluß zu beendigen trachtete — ich würde ihn etwas mißtrauisch von der Seite ansehen. Im Kreise seiner Kameraden hat der Knabe die Aufgabe, seine Individualität durchzusetzen; was er dem Erwachsenen gegenüber noch nicht darf, ein Ich sein, das soll er hier lernen. Zur Gewinnung einer festen Persönlichkeit aber gehören vor allem dieselben kriegerischen Tugenden, die ein Volk in seiner vorgeschichtlichen Zeit erwerben mußte, um nicht an die Wand gedrückt zu werden. Kinder nur auf geistigen und sittlichen Wettstreit hinweisen, heißt sie zu Greisen machen. Nun könnten wir ihnen ja sagen: „Gut, braucht eure Körperkräfte gegeneinander, aber vergeßt nicht, daß aller Kampf nur Spiel sein darf." Aber das stimmt nicht. Es ist für Paul eine sehr ernste Ehrensache, seine körperliche Ueberlegenheit über Gustao den Kameraden zu demonstrieren; die Klassenehre erfordert, daß die Sekundaner sich von den Primanern nicht unterkriegen lassen, ganz zu schweigen von den hitzigen Kämpfen, die zwischen Schute und Schule zur herrlichen Stärkung des Gefühls der Kameradschaftlichkeit ausgefochten werden. Ob das Wilhelmsgymnasium bessere Extemporalien liefert als das Friedrichsgymnasium, das erregt die jungen Herzen nicht übermäßig; aber ob diese oder jene Mannschaft im Tauziehen auf dem gemeinschaftlichen Turnplatz, meinetwegen auch im Wettrudern oder endlich bei einer solennen Keilerei die Palme davongetragen habe, das ist eine ebenso weltbewegende Frage, wie die, ob die Arminen oder die Vandalen in diesem Semester die meisten „Blutigen eingeheimst" haben. Für uns Spiel, für sie blutiger Ernst. Verwässern wir ihnen also die natürliche Freude am Kampfe nicht; da Frieden predigen, wo jeder Muskel von Kampflust zuckt, ist ein unfruchtbares, ja ein unpädagogisches Beginnen. Aber erziehen wir da nicht Raufbolde, jene Gewaltmenschen, die dann in Zukunft die lautesten Schreier von „à Berlin", „auf nach Paris!" sein werden? Ich fürchte nichts dergleichen. Man schiebe nur bei Zeiten den Rechtsgedanken in die Faustpolitik der Jugend hinein. Genau wie die Friedensbewegung eigentlich ihren Anfang genommen hat mit den ersten Versuchen, ein internationales Kriegsrecht zu schaffen, so muß sie in der Erziehung den Kampf als berechtigtes Element der Individualbildung achten und nur Rechtswormen für ihn zu schaffen suchen. Erwachsene mit ihrer Autorität sind kaum dazu nötig. Man sehe nur, mit welcher Entrüstung Knaben einen Kameraden maßregeln, der bei einer Prügelei zu den „tückischen" Mitteln des Beißens oder Kratzens greift. Da haben Sie ein Kriegsrecht so gut wie das, das Explosivgeschosse verurteilt. Unter ärmeren Knaben gilt es für unfein, wenn jemand absichtlich dem Andern die Kleidung schädigt — die Konvention zum Schutze des Privateigentums in Kriegszeiten! Dem Erzieher bleiben noch einige moralische Winke. Wenn der Stärkere seine Kraft mißbraucht zur Versklaoung des Schwächeren (Pennalismus), wenn er gar auf Eroberungspolitik ausgeht und sich mit seinen Fäusten das Butterbrot oder die Markensammlung des Kleineren erkämpfen will, dann findet der Erzieher schon bei der Mehrzahl der Kameraden des Uebelthäters eine so starke Verurteilung dieser Gewaltherrschafts- und Tyrannengelüste, daß er sie nur durch ein ernstes mißbilligendes Wort auszulösen braucht, um die der heutigen internationalen Rechtsanschauung entsprechende Koalition aller Gutgesinnten gegen einen eroberungslustigen Friedensbrecher ins Leben zu rufen: das europäische Konzert. Vielleicht gelingt es ihm, noch einen Schritt weiter zu gehen, und die prinzipielle Entscheidung über Fragen des Mein und Dein, die Schlichtung von Beleidigungsaffairen, die Erledigung juristischer Fragen nach Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld aus der Sphäre des Faustrechts in die der schiedsgerichtlichen Entscheidung seitens der Kameraden (nicht etwa des Lehrers) überzuleiten. Kinder sind merkwürdig verständig und begreifen manchmal rascher, als Diplomaten, daß die stärkere Muskelentwicklung, Gewandtheit oder Schnellfüßigkeit eigentlich keine Entscheidung darüber geben kann, ob dies Ding dem A. oder B. gehöre, ob C., wenn er von D. beleidigt worden ist, auch noch Prügel bekommen solle, ob E. die Wahrheit gesagt oder F. eine Missethat verübt habe, oder nicht. Dann blieben, ohne daß die Freude am Kampf irgendwie geschädigt würde, nur die Fragen zur faustrechtlichen Entscheidung, die sich nicht gut anders lösen lassen: die Existenzialfrage des Individuums in seinem Eigenwerte — genau so, wie ein internationales Schiedsgericht kein Volk wird hindern können, seine nationale Eigenart dem Bedroher gegenüber mit allen Mitteln zu verteidigen.

Fügen wir noch hinzu, was ich an anderer Stelle*) einmal breiter ausgeführt habe, daß der Satz: „Gewalt schafft unter keinen Umständen, niemals und nirgendwo Recht" den Grund- und Eckstein aller Erziehung zu sozialem Zusammenleben bilden müsse; erwecken wir in dem Kinde die innigste Sympathie mit allen Mitmenschen, mehr noch, mit der ganzen Natur; erziehen wir unsere Kinder zu Deutschen, die eben, weil sie Deutsche sind, vor allen Dingen Menschen sein wollen und ihre Nationalität wohl als Eigenart, aber nicht als Berechtigung zur Mißachtung fremder Völker empfinden: dann ist das Feld frei für die eigentlichen Belehrungen der Friedensfreunde. Die Argumente, die dem Friedensgedanken unter den Völkern zum Siege helfen werden: der Abscheu vor den Gräueln des Schlachtfeldes, die sinnlose Vergeudung von Volkskraft zu einem Ziele, das durch friedliche Verständigung der Kulturvölker weitaus sicherer erreicht werden kann, die Ueberzeugung, daß die sozialen Kulturaufgaben so drängend geworden sind, daß für Rückfälle in die Barbarei der Urzeit schlechterdings nichts an Geist und Kraft mehr geopfert werden kann, kurz, die Notwendigkeit der Herrschaft des Vernunftsrechts an Stelle der vernunftslosen Gewalt, alles dies ist nicht so subtil, daß die Jugend es nicht zu begreifen vermöchte. Wenn trotzdem der Friedensgedanke in unserer Jugend nicht beliebt zu sein scheint, so liegt das daran, daß sie sich Frieden als einen thatlosen Zustand vorstellt; die Jugend aber, selbst noch unfertig, liebt nichts Fertiges: sie will kämpfen. Nicht diese Kampffreudigkeit also ist es, die ertötet werden müßte; im Gegenteil: sie ist in unseren Kindern hell zu entfachen, damit sie, bezaubert von dem Idealbild der Segnungen eines ewigen Friedens, ihre vorstürmende Vollkraft, hinter der langsam, aber unaufhaltsam, die Schlachtreihe der gereiften Männer und Frauen unter dem Friedensbanner einherschreitet, in den Dienst jener Idee stellen, die da lautet: Krieg dem Kriege. —

*) Ernste Antworten auf Kinderfragen. Berlin. F. Dümmler 1897. p. 105 ff.

Aus der ethischen Bewegung.

Der Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird nach dem letzten Beschlusse des Hauptvorstandes am 9.—11. Oktober d. J. in Berlin abgehalten werden. Die Tagesordnung ist, soweit sie bisher festgestellt worden, folgende:

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2. Kassenbericht.
3. Organisation der Wanderrednerthätigkeit.
4. Neuredaktion der „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung."
5. Stellungnahme der Gesellschaft zu der Wochenschrift „Ethische Kultur."
6. Wahl des neuen Hauptvorstandes.
7. Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag.

Digitized by Google

Zutritt und Beteiligung an der Diskussion stehen jedem Mitgliede der Gesellschaft frei. Stimmen haben nur die Delegierten des Hauptvorstandes und der Abteilungen.

Aus **München** schreibt man uns: Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Idee, das Volk durch Unterhaltungsabende, also gewissermaßen spielend, zu belehren und zu bilden, mindestens denselben Erfolg haben muß, wie ihn der glänzend gelungene Versuch der Volkshochschulvorträge ja auch hatte. Von diesem Gedanken ausgehend veranstaltete nun kürzest die hiesige Abteilung der ethischen Gesellschaft einen Vortragsabend zu dem Zweck, ein Referat des Verlagsbuchhändlers Staegmeyr über obiges Thema entgegenzunehmen. Referent wies darauf hin, daß derartige Veranstaltungen bereits in verschiedenen Städten (Berlin, Bremen, Düsseldorf ꝛc.) mit gutem Erfolg ins Leben gerufen worden seien und sich als vorzügliches Mittel bewährt hatten, die Idee der Zusammengehörigkeit aller Volksklassen zum Bewußtsein zu bringen, damit sie sich gegenseitig erziehen, denn das Beispiel sei das wichtigste Erziehungsmittel und in den Volksunterhaltungsabenden sei den Angehörigen jedes Standes Gelegenheit geboten, das Vorzügliche jeder anderen Volksklasse kennen und schätzen zu lernen. Die Gesellschaft habe die Pflicht, den höheren Ansprüchen des Volkes an das Leben, die eine Folge höherer Bildung sind, gerecht zu werden, wolle sie sich nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Allgemeinheit zuziehen. Uebergehend zu konkreteren Erörterungen erklärte Redner, es habe sich gezeigt, daß zu minimalem Preise (10 Pf. pro Abend) sehr Gutes geboten werden, ja daß sogar noch Ueberschüsse erzielt werden können, die auf Einrichtung von Volksküchen ꝛc. zu verwenden wären. Dabei könne das auf den Volksunterhaltungsabenden Gebotene noch viel umfassender und abwechslungsreicher sein und mehr bieten als blos einen einzelnen Vortrag, indem man für dieselben kleinere dramatische Aufführungen teils durch Künstler von Beruf, teils durch Laien, dann Deklamation klassischer Werke, sowie auch neuerer Litteraturerscheinungen, sodann instrumental- und vokalmusikalische Vorträge wie Solo und Duette, eventuell auch gemeinsamen Gesang von vaterländischen Liedern, gemischte Chöre, Männergesangsvortrage, endlich Referate, welche die Resultate der Wissenschaft in möglichst anschaulicher Form bieten sollen, ins Auge gefaßt hat. Der Erfolg des Vortrages des Herrn Staegmeyr war der, daß sich sofort ein Komité aus 38 Herren und Damen bildete, und aus diesen wieder eine engere Kommission, in welche die Mitglieder HH. Staegmeyr, Perl, Käb, Fr. Professor Lindemann, Frl. von Hofstetten, Hr. Fürther und Hr. Komponist Schiedmayer gewählt wurden; zu denen neuerdings sich noch Prof. Defregger, Prof. Lindemann, Prof. Thiersch, Baron Bolzogen, Graf Waldegg hinzugesellten. Damit ist also die menschenfreundliche Idee zur Verwirklichung gekommen und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie auf dem Boden Münchens, das im Vergleich zu dem kalten klassenstolzen Norden ohnehin als die beste Stätte für die gegenseitige Annäherung aller Gesellschaftsklassen gilt — man denke nur an den Alles nivellierenden Gasthausverkehr — alle Vorbedingungen zum Blühen und Gedeihen finden wird.

Bücherschau.

Bertha von Suttner, Der Kaiser von Europa. Nach dem Englischen des F. A. Fawkes. Berlin, Verlag der Romanwelt. — Unsere verehrte Freundin hat eine glückliche Hand. Es ist ihr bisher noch immer gelungen, den zwei Gefahren zu entgehen, die der Friedensbewegung mehr als anderen geistigen Strömungen drohen, ich meine, dem gerne ennuyeux und dem ridicule, qui tue. Mir ist das stets der beste Beweis für die innere Gesundheit der von ihr geleiteten Agitation gewesen. Langweilig darf die Friedensschalmei nicht werden, ist sie doch ohnehin im Nachteil gegenüber der dramatischen Wucht der leidenschaftsaufwühlenden Kriegsdrommete — und den kleinen Duoid, wie er mit seiner Schleuder gegen den gewaltig gepanzerten Goliath anmarschiert, bewahrt nur das mutige Vertrauen, das aus seinen Augen blitzt, davor, Karikatur zu werden. So ist auch das neue Buch, das B. a. S. aus dem Marmaduke, Emperor of Europa des Fawkes gezogen, weder irgendwie langweilig noch gar den Spott herausfordernd. Eine Friedensutopie vielleicht, sind doch genügend Unwahrscheinlichkeiten darin, um die Bezeichnung des Vorwortes „Phantasiestück" zu rechtfertigen; eine ernste Mahnschrift sicher, denn niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne zu nachdenklichen Betrachtungen angeregt zu sein über die Unnatur unserer internationalen Beziehungen, über die völkerpsychologische Möglichkeit ihrer Besserung und über den Einfluß einer idealgesinnten Persönlichkeit, sagen wir selbst eines „Ideologen", auf die heute vom Marxismus als materialistisch verlästerte große Menge. Aber wir können mehr sagen: das Buch ist spannend, wie ein Roman von Jules Verne und hinterläßt doch keinen Katzenjammer über den Mißbrauch einer überhitzten Phantasie. Es macht starken Gebrauch von entfernten Möglichkeiten, aber es begeht keine psychologischen Sünden. Wenn neuerdings eine so ernste Zeitschrift, wie die „Preußischen Jahrbücher" einen Vergleich mit Frankreich unter Darangabe von Metz und einigen lothringischen Gegenden mit französischer Bevölkerung erörtern konnte, ohne sofort von unsern „Deutschland über Alles"-Sängern gesteinigt zu werden, so ist es nicht zu viel poetische Lizenz, wenn die Neukalisierung des alten Streitobjekts Elsaß-Lothringen von einem Dichter einmal ernsthaft ins Auge gefaßt wird. Dichter sind ja in Deutschland ungefährlich, sie machen keine Politik, wie Unterstaatssekretäre oder Stammtischler vom Kriegerverein. Das war vielleicht früher einmal, als man noch von dem Volke der Dichter und Denker redete und noch nicht in die Bismarck'sche Schule der „Realpolitik" eingetreten war. . . .

Wir empfehlen das Buch unsern Freunden herzlich zu gemeinsamer Lesung am Familientisch. —nz—

Die westöstlichen Kontraste. Von H. von Samson-Himmelstjerna. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Heft 267. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Diese Broschüre mit dem unklaren und schlecht deutschen Titel ist einer kurzen Darstellung der geistigen Gegensätze zwischen Europa und China gewidmet, sowie einer Bekämpfung der falschen Beurteilung, die das Abendland noch immer chinesischen Verhältnissen angedeihen läßt. Gestützt auf die Schriften der besten Kenner Chinas, wie v. d. Gabelentz, E. Simon, v. Brandt, Hue, John Henry Gray, v. Richthofen a. a., wird in überzeugender Weise dargelegt, wie anders und wieviel besser die chinesischen Zustände sind, als ihr Ruf bei uns. Nach einleitenden Bemerkungen, in denen der Verfasser der durch Jahrtausende beständigen einen chinesischen Weltanschauung, die nur auf friedlichem Wege ihren Umkreis erweiterte, die unter kriegerischen Kämpfen sich ablösenden zahlreichen Kulturen des Abendlandes gegenüberstellt, weist er den Kontrast westlicher und östlicher Sitten und Anschauungen nach an einer eingehenderen Schilderung des chinesischen Familienlebens.

In China steht die Familie noch im Mittelpunkt des gesamten gesellschaftlichen, staatlichen und geistigen Lebens. Von den Normen, die das Familienleben regeln, leiten sich nach der Anschauung der Chinesen die Normen der Sittlichkeit überhaupt ab, und die Zwecke, denen die Familie dient, sind identisch mit den Zielen, denen die Menschheit überhaupt zustreben soll. Die Familie allein sorgt für die Erziehung und Bildung, für Verheiratung und Versorgung ihrer Angehörigen. In China giebt es keine Pensionate, keine Geld- und Konventionen-Ehen, keine unverheirateten Tanten und kein Zweikindersystem; es gilt für eine Schande, fast für ein Verbrechen, nicht Gatte und Vater zu werden und seine Kinder nicht selbst zu erziehen. Die Familienväter vermitteln schon frühzeitig die Heiraten und, da die Frauen vom Gebrecht ausgeschlossen sind, befinden sich die Männer um so früher in der Lage, einen Hausstand gründen zu können. Das wesentlichste Moment der Frauenfrage erledigt sich damit von selbst. Die Aufgaben und Ziele aller Erziehung finden ihren vollkommensten Ausdruck bei den allmonatlichen Festlichkeiten des sog. Ahnendienstes. Da werden die Familienglieder ermahnt, ihrer Ahnen zu gedenken und des Altertums, dem sie alles verdanken. Die Kindheit wird als „zukünftiges Altertum" bezeichnet und als Aufgabe aller sittlichen Erziehung hingestellt: dahin zu wirken, daß in ferner Zukunft auch unserer Kinder und Enkel als verdienter Vorfahren dankbar gedacht werden möge.

In einem weiteren Abschnitt behandelt der Verfasser die Entstehung der Vorurteile über chinesische Verhältnisse, die das Abendland noch in so hervorragendem Maße beherrschen, daß z. B. Gabelentz China als das bestverleumdete unter allen Kulturländern der Welt bezeichnen konnte. Die Schuld für unsere Verkennung chinesischer Zustände wird den christlichen Missionaren beigelegt, die aus betrügerischem Eigennutz beständig falsche Berichte nach Europa gesandt haben und derart im Laufe der Jahre das verkehrte Bild chinesischen Lebens zurecht konstruirt haben, das heute in der Vorstellung Europas lebt.

Das vorliegende Heft sei jedem, der auf wenigen Seiten eine einführende Orientierung über chinesische Zustände und ihr Verhältnis zu unseren Sitten erhalten will, empfohlen. Einen ebenso unangebrachten wie unbegründeten Ausfall des Verfassers auf die ethische Bewegung werden die Leser dieser Zeitschrift gelassen mithinnehmen.

E. Höber.

Briefkasten.

Aufmerksame Leserin der Ethischen Kultur. Dr. Kronenberg, der sich bis gegen Ende dieses Monats zur Erholung in der Schweiz aufhält, hofft Ihren Wunsch später erfüllen zu können, bittet Sie indessen um freundliche Angabe ihrer Adresse, um Ihnen privatim über einige Punkte Aufklärung geben zu können, welche sich der öffentlichen Erörterung entziehen.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind auch jetzt zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Tiny Schiedin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter

Gr. 8°. 19 Bog. elegant Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. M. 7.50

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Über Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue Freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen komischen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Th. Fontane.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Norddeutsche Leute.

Novellen von **Adalbert Meinhardt.**

Inhalt: „To Hus is beſt." Auf dem Hellwigshof.

Ein Band. Groß 8°. Geh. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—.

Blätter für litterarische Unterhaltung (1. Jan. 1897): „... Es ist nicht Willkür, die für diese Novellen diesen Namen erfand. Vielmehr haben die Charaktere durchgängig ein gewisses Etwas gemeinsam, was sie als Menschen eines Schlags erscheinen läßt, eben als Norddeutsche. Diese Eigenheit, mit glücklicher Sicherheit erfaßt, ist mit bewußter Treue dargestellt und durchgeführt. Schendorf, Storm, verschiedene Raabesche zeichnet uns A. Meinhardt, Herren, die nicht leicht zu entmutigen sind. Um so nachhaltiger und nachhaltender lieben sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Wahl traf. Auch die leise Schwermut, die über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: Die „Norddeutschen Leute" seien als gesunde, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen."

Hamburger Correspondent. (Nr. 1, 1897): „... Zu jenen schriftstellernden Frauen, von denen jedes neue Buch uns einem weiteren geistigen Wachstum zeugt, gehört Adalbert Meinhardt. ... Man muß der Kraft der Darstellung und Charakteristik wie der feinen Seelenmalerei volle Anerkennung zollen. Die Gegensätze, die ungemein zart und keusch angedeutet sind, finden hier auch eine harmonisch ausklingende Auflösung."

Heimgarten. (XX. 5): „Die jugendliche Mutter und die heranblühende Tochter lieben denselben Mann — gewiß an starker Konflikt, der auch energisch gelöst wird, so feiner und vornehmer Art ... Eine Schilderung des norddeutschen Bauernhofes, die alles Bezeichnende ungemein fein und scharf wiedergiebt."

St. Petersburger Herald. (29. XII. 1896): „... Die Novelle „To Hus is beſt" ist eine Perle deutscher Erzählungskunst und Tiefe des Problems, wie an Anmut und Kraft der Charakteristik. Gleich wertvoll ist auch die zweite Novelle des Buches „Wohl nächste „Heinz Kirchner" das beste Buch, das A. Meinhardt bisher veröffentlicht hat."

Hamburger Fremdenblatt. (25. Dez. 1896): „... wirkliche norddeutsche Leute, groß geworden in der kleinen Welt, die sie ihre Eigen nennen, darum engegrenzt in ihren Ansichten und Anschauungen, rauh nach außen, aber unter der unansehnlichen Außenschale zum ein gesunder Kern, schlummert ein reiches Gemüt ... Das Buch sei bestens empfohlen."

Bohemia. (6. März 1896): „... Die Leidenschaft des Neides ist immer, stumpfsinnig, die des Nordens innigst, stiller, dauernder. In Novellen behandelt diese Thema und stellen es an zwei Frauenherzen dar. Beide sind mit großer Feinheit geschrieben, wenn sich bei einem Autor wie Meinhardt von selbst versteht."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Ins Blaue hinein!

Heitere Geschichten von **Joseph Willomitzer.**

Inhalt: Das Geheimnis des Schatzhauses. Der schöne Hugo. Der Löwenbändiger. In der Christnacht. Ein Schauspiel für Götter.

Ein Band. Groß-Oktav.

Gediegenste Ausstattung. Geh. M. 2.50. Eleg. gebd. M. 3.50

Heimgarten. (XXI. 6): „Wer (P. K. Rosegger) ..... Sämtliche Humoresken sind witzig und natürlich zugleich, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind köstlich gefärbt und befriedigen den feinen litterarischen Geschmack. In den letzten Jodres die 18 kernen Humore begegnet, der in genialer die Tiefen des Lebens beleuchtet und die Tiefen mit so fröhlichem Grotze durchgründet."

Baltische Zeitung: (17. Dezember 1896.) ... In Willomitzer vereinigt sich der naturgesunde Humor des deutschen Nordens mit dem kindlichen Herzensfrohsinn des Oesterreichers zu einer ungemein anmutenden Mischung. Oft scheint er in Andeutungen, wer aber näher zusieht, findet unter der leichten Scherzhülle sehr ernste, aus den tiefsten Gründen des Seelen- und Gemütslebens geschöpfte Gedanken und Beobachtungen. Mustergültig in dieser Hinsicht ist die Geschichte „Der schöne Hugo". Gegensätze voll übermütiger Laune sind die übrigen Geschichten, worunter insbesondere „Das Geheimnis des Schatzhauses" und „Der Löwenbändiger" zu herzhaftem Lachen hinreißen."

Neue freie Presse. (20. Dezember 1896): „Heiter sind diese Geschichten wohl, aber sie sind auch noch mehr als bloß heiter, am allerwenigsten darf man harmlose Heiterkeit von ihnen erwarten. Willomitzer's Humor ist mit feinkünstlerischer Satire durchsetzt, getränkt von der Ironie des Erkennens, mit einem menschlichen Grundton auch von poetischer Schwermut. Und in dieser Schneid, in dieser männlichen Gesinnung, mit welcher der Autor nicht bloß Narren und Schwächlinge, sondern auch soziale Fragen beleuchtet und geißelt, liegt der dichterische Wert seines Buches. Ein wirklich freier Mensch, denkt man sich bei seiner Lektüre, ist doch nur der Humorist. Das Buch enthält fünf Erzählungen, deren Humor auf verschiedene Töne gestimmt ist. Die eine ist mehr sentimental, die andere mehr sarkastisch, die dritte rein scherzend humoristisch; nicht alle Geschichten sind gleich wertvoll, aber eigenartig empfunden und originell sind sie alle samt."

St. Petersburger Herald. (20. Dezember 1896): „Joseph Willomitzer führt uns in diesem seinem neuen Buche scheinbar „ins Blaue hinein"; aber durch seine kühnen Träume hindurch blickt ein unbefangenes Auge für den Ernst des Lebens. Ein Buch, das vielen Lesern Freude bereiten wird und das zu jenen gehört, die nicht ausgenommen sind, wenn man sie zu Ende gelesen hat."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. R. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1893, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Soennecken's
Schreibfedern,

☞ **Junge Lehrerin,** für höhere Schulen geprüft, geistig sehr strebsam, sucht zum Oktober leichtere Stellung als Erzieherin, in geistig hochstehender Familie. Vollständiger Familienanschluß Hauptbedingung. Gefl. Offerten unter J. S. 100 an die Exped. d. Bl. Berlin W. 10.

Familien-Pension
Frl. F. Beck und Frl. M. Barteld.
Berlin SW., Hallescheſtr. 20.
Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wöchentl. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 Mark. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.
Prospekte.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen und durch **alle Buchhandlungen** sowie von uns direkt zu beziehen:

Karl Emil Franzos,

Allerlei Geister.
Geschichten.
Inhalt: Allerlei Geister. — Originale.

Ein Band. Groß-Octav. Eleg. u. gediegenster Ausstattung. Geh. M. 2.—, hocheleg. geb. M. 3.—.

Karl Emil Franzos' neues Buch **„Allerlei Geister"** ist eine sorglich gesichtete Auswahl der besten Novellen und Novelletten, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Alle sind anziehend, mehrere auch durch erquicklichen Humor ausgezeichnet, einige wahre Kabinettsstücke deutscher Erzählungskunst.

Marie von Olfers,

Backfische und alte Jungfern.
Novellen.
Inhalt: Glücklich? — Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung. Geh. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—.

Wohl das reizendste, gemüt- und humorvollste Buch, das die mit Recht in weiten Kreisen geschätzte Dichterin hat erscheinen lassen. Während „Glücklich?" in dem Geschick zweier jungen Mädchen ein tiefgreifendes psychologisches Problem verkörpert, ist „Minchens und Pinchens Sommerfrische" eine Alte Jungfern-Geschichte voll überquellenden, dabei feinsten Humors. Das Buch wird nicht bloß viel gelesen werden, sondern sich auch sicherlich als Geschenkbuch, namentlich für junge Mädchen einbürgern. Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke durch seine Reinheit, seine Poesie und seinen Stoffkreis, wie kaum ein anderes Novellenbuch der neuesten Zeit.

Berlin W., 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.
Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.
Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 21. August 1897. | Nr. 34.

☞ **An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.**

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen soetab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im August 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen und durch **alle Buchhandlungen** sowie von uns direkt zu beziehen:

Karl Emil Franzos,

Allerlei Geister.
Geschichten.
Inhalt: Allerlei Geister. — Originale.

Ein Band. Groß-Octav. Eleg. u. gediegenster Ausstattung. Geh. M. 2.—, hocheleg. geb. M. 3.—.

Karl Emil Franzos' neues Buch **„Allerlei Geister"** ist eine sorglich gesichtete Auswahl der besten Novellen und Novelletten, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Alle sind anziehend, mehrere auch durch erquicklichen Humor ausgezeichnet, einige wahre Kabinettsstücke deutscher Erzählungskunst.

Marie von Olfers,

Backfische und alte Jungfern.
Novellen.
Inhalt: Glücklich? — Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung. Geh. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—.

Wohl das reizendste, gemüt- und humorvollste Buch, das die mit Recht in weiten Kreisen geschätzte Dichterin hat erscheinen lassen. Während „Glücklich?" in dem Geschick zweier jungen Mädchen ein tiefgreifendes psychologisches Problem verkörpert, ist „Minchens und Pinchens Sommerfrische" eine Alte Jungfern-Geschichte voll überquellenden, dabei feinsten Humors. Das Buch wird nicht bloß viel gelesen werden, sondern sich auch sicherlich als Geschenkbuch, namentlich für junge Mädchen einbürgern. Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke durch seine Reinheit, seine Poesie und seinen Stoffkreis, wie kaum ein anderes Novellenbuch der neuesten Zeit.

Adalbert von Hanstein,

Der Vicar.
Novelle in Versen.

Ein Bändchen. Min.-Format, elegantester und gediegenster Ausstattung. Sehr geschmackvoll gebd. M. 1.—.

Eine markige, tief ergreifende Episode aus dem Leben eines katholischen Priesters, die durch die Wucht der Handlung und den Schwung der Verse bei wiederholten Rezitationen bereits solchen Ruf gewonnen hat, daß wir durch die Ausgabe in Buchform einem vielfach ausgesprochenen Wunsche genügen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Digitized by Google

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. A. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
H. Rhrinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Mairr.** Groß 8°. 528 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwrnheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Zirgler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorrktor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr Ernst Harmruing, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Mryer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Das Adoptivkind und andere Novellen.

Von **F. Ottmer.**

Inhalt: Das Adoptivkind. Die Bliede. Eine Mutter.

Ein Band. Groß 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Berliner Tageblatt vom 3. VII. 1895: „. . . . Ich darf wohl verraten, daß sich hinter dem Pseudonym die Gattin von Karl Emil Franzos verbirgt. Die Geschichten „Das Adoptivkind" und „Eine Mutter" behandeln mit reicher Phantasie das Schicksal zweier unglücklicher Frauen. Das Interesse wird durch beide „Fälle" stark angeregt. Dazu kommt eine beachtenswerte Freiheit des Gedankens. Der Dialog ist frisch und natürlich, oft scharf, fein und geistreich . . ." (Fritz Mauthner.)

Vom Fels zum Meer 1896, Heft 24: („Was mir lesen" von Anton E. Schönbach): „. . . . Aus Oesterreich kommt dieses Buch. Wüßt' ich's nicht, es wäre an einer gewissen feinen Farbe des Ausdrucks zu merken. Kaum mag ich glauben, daß dieses Buch ein Erstling sein soll: der Stil zeigt ein gedämpftes Ebenmaß, das Übung und Schule verrät. Der letzte Eindruck ist der einer gesammelten Reife. Die Stoffe sind glücklich gegriffen. Die Verfasserin schreibt lebhaft und wirksam. Dieses Buch wird schwerlich ihr letztes bleiben."

Allgemeine Zeitung (München), 6. VI. 1896: „. . . . F. Ottmer vereinigt Reflexion mit scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken. Sie hat nichts Weibisches an sich, schreibt also nicht von einem schwierigen Problem zurück, und überschreitet nicht die Grenzen der Weiblichkeit. Gerade in diesem Aufsuchen von Problemen liegt die Stärke der Schriftstellerin. . . . Die Verfasserin berechtigt zu schönen Erwartungen. Ihre feine Bildung, ihr scharfer Blick, ihre reine Lebensauffassung, ihre poetische Empfindung, Gestaltungskraft und Beherrschung der Sprache werden ihr sichere Führerinnen sein." (Prof. Dr. Ludwig Geiger.)

Neues Wiener Tagblatt, 31. V. 1896: „. . . . Die Eingeweihten wissen, wen das Pseudonym F. Ottmer decken soll. Und der Uneingeweihte errät darin eine überlegene Frau, die Dame ist, Dame bis in die Fingerspitzen. Nie verliert sie sich in Einzelheiten; sie kennt keine schwächliche Sentimentalität; sie ist stark und liebt das Starke. Drum sagt sie, was sie sagen muß, mit Festigkeit, doch ohne Brutalität. Das Tragische oder mindestens Dramatische ist ihr Gebiet. Nun merkt es, die Pulse der Schreibenden fliegen, ihre Worte jagen sich klopfender Herzen voll."

Presse (Wien) vom 2. VII. 1896: „Die Probleme sind interessant und vortrefflich durchgefühlt, die Sprache edel, die Gedankenführung ernst" u. s. w.

Deutsches Salonblatt (Berlin) vom 9. VIII. 1896: „Zwei Novellen und eine Studie machen den Inhalt dieses elegant geschriebenen, gut ausgestatteten Büchleins aus. Das Ganze hat etwas Harmonisches und Ansprechendes, ist in großer Form Vollendung des Stils und ernstem Eingehen auf das Problem geschrieben und wohlgeeignet, daß man mit Spannung den ferneren Werken von F. Ottmer entgegensehen darf."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage. Ein Band gr. 8°. Geh. M. 5. Eleg. geb. M. 6.40.

Pester Lloyd: „Ein düsteres aufregendes Seelengemälde. Es ist kein gewöhnliches Schriftstellers und kein gewöhnliches Buch — das ist der erste, der letzte Eindruck, der in uns nach beendigter Lektüre erklingt."

Bund (Bern): „Die Erzählung ist ein Werk von entschiedenem Aufbau, von wahrhaft dramatischer Stimmung und von ergreifender Durchführung der Katastrophe. Der Verfasser hat auch freundliche, heitere Töne in die düstere Handlung verwebt."

Hamburger Nachrichten: „In der „Reise nach dem Schicksal" verrathen Franzos noch mehr wie früher auf freundliche Anerkennung seines Talentes: er bietet ein Nachtstück, das an genialer Meisterschaft, an seelischen Beobachtungsgaben den „Skizzen des Tenfels" von Hoffmann gleichsteht, das aber doch in gleichem Maße fesselt."

St. Petersburger Zeitung: „Das ist das Werk eines wirklichen, gottbegnadeten Dichters, der es versteht, den Leser zu einer persönlichen Anteilnahme an seinen Geschicken zu zwingen, der durch die Meisterschaft seiner psychologischen Analyse, mit der er alle Herzensregungen in die Tiefe der Menschenseele, in ihre Qualen und Leiden, ihre Sorge und ihre Angst hineinblickt, unser Blut rascher durch die Adern jagt."

Deutsches Litteraturblatt. „Ein ganz eigenartiges Buch von modernster Tendenz. Es ist durch und durch originell, und die Spannung im höchsten Grade spannend. Auch die Form verleiht ihm einen eigenthümlichen Reiz. Wenn man den jungen rumänischen Baron, seinen Landsmann und Verbündeten, in seiner Verzweiflung seine Lebensgeschichte erzählen hört, so glaubt man, zur lebendigsten Teilnahme hingerissen, das alles selbst mit zu erleben."

Magdeburgische Zeitung. „Ein seltsamer Duft und eine seltsame Beleuchtung. Die Erzählung ist meisterhaft angelegt und vom dramatischen Gesichtspunkte."

Wiener Fremdenblatt: „Der Held ist eine Art „Zauberlehrling", der seinen Vater sucht", aber kein komischer, sondern ein tragischer. Er sucht ihn, um von ihm zu erfahren, ob er seine eigene Schwester geheirathet habe oder nicht. Sagt der Graf „Nein", so ist alles gut, sagt er „Ja", so ist alles verloren. Man kann sich denken, in welcher Aufregung das Buch in Gefahr kommt, eine Aufregung, deren Schilderung übrigens ist und für sich werden ein unschätzbares Kennzeichen ist."

Innsbrucker Tagblatt: „Es ist ein erschütterndes Los, was dem uns die erzählt wird. Die Stimme des Buches schweigt, wo sie durch seinen Inhalt schaudern und warnen sollte: da kann sich die Nerven umgewandt freuen und schwärzlich sie dann der Pein. Schauer und tiefe Erregung erfüllen das Herz. Aus dem Munde des Franzos seine Heimat schildern, entfernung seinem Schilderungen eine besondere, unbeschreibliche Stimmung und seinen Gestalten ein Reichthum an Konturen und individuellen Zügen, der dieselben scharf gezeichnet und voller Leben dort den leser hinreißen läßt und ihrem Fühlen und Handeln Naturnothwendigkeit und Wahrheit verleiht."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 21. August 1897. | Nr. 34.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung. Von Dr. F. W. Foerster — Zur „sozialen Religion". Von Dr. Stanzki — Pestalozzi-Fröbel und das Kind. Von Henriette Goldschmidt. — Christentum und Politik. Von Th. Pitz. — Zeitschriftenschau. — Bücherschau. — Eingegangen.

Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung.

Von Dr. F. W. Foerster in Zürich.

Der Kern der modernen sozialen Not und der eigentliche Grund für den Grimm der Massen gegen die herrschende Wirtschaftsordnung liegt keineswegs in dem niedrigen Stande der Arbeitslöhne. Ist es doch unzweifelhaft, daß die großgewerbliche Entwickelung eine langsame Aufwärtsbewegung der Löhne mit sich bringt, denn der Fortschritt der Technik führt zwar zur Verbilligung der Kosten des Elementes „Arbeit", aber zugleich zur Erhöhung der Wochenverdienste des Arbeiters. Die gesteigerten Funktionen der verfeinerten Maschine erfordern eine höhere Lebenshaltung und eine geistige Entfaltung des sie beaufsichtigenden Menschen. Aber eben die gleiche wirtschaftliche Entwickelung, die unaufhaltsam aus der menschlichen Maschine ein Wesen mit geistigen Bedürfnissen und anspruchsvollerer Lebenshaltung macht, sie enthält auch die Ursachen einer Herabdrückung des Lebensniveaus, deren Unberechenbarkeit und Erbarmungslosigkeit gerade deshalb um so stärker zur Verzweiflung und Empörung treibt, als sie nicht mehr halbtierische Wesen, sondern Menschen betrifft, die bereits an ein Kulturdasein gewöhnt sind. Es ist deshalb sehr wohl verständlich, daß die Hauptträger der modernen sozialistischen Bewegung nicht die kartoffelessenden Hausindustriellen, sondern gerade die besser gelohnten Arbeiter der großen Industrie sind, die ihre Arbeitskräfte bald zu höchster Anspannung aus allen Winkeln der Großstädte zusammenrafft, bald unter dem Druck einer Krise auf die Landstraße weist. Also nicht die Hungerlöhne, sondern die Erscheinung der Arbeitslosigkeit enthält den eigentlichen Grund für die Stimmung der Massen gegenüber der bestehenden industriellen Ordnung. „Bei fast allen Revolutionen" so sagt Adler (Zukunft, 16. November 1895) „wirkt die Arbeitslosigkeit als treibende Kraft mit: 1830 waren es in Paris Arbeitslose, die den Straßenkampf begannen; das Jahr 1848 folgte auf eine Weltkrise und eine überall schlecht geratene Ernte; der pariser Juniaufstand war ausschließlich eine Rebellion der Arbeitslosen; und die pariser Kommune stand im engsten Zusammenhang mit der Beschäftigungslosigkeit der Kleinbürger und Arbeiter."

Es hat schon eine Arbeitslosigkeit gegeben, bevor das moderne industrielle System aufkam, aber sie ist mit der materiellen und psychischen Not der modernen Erscheinung nicht zu vergleichen. In einigen hellenischen Großstädten wurde die Arbeit des freien Bürgers allmählich durch billige Sklavenarbeit verdrängt, sodaß der Staat eine ganze Reihe von Notstandsarbeiten oder kolonisatorischen Unternehmungen einleiten mußte, um Beschäftigung zu schaffen. In Rom bestand das Heer der Arbeitslosen hauptsächlich aus den durch die Latifundienwirtschaft proletarisierten Bauern, die dann für panis et circenses zu Allem zu haben waren. Im Mittelalter verhinderte die Zunftverfassung mit ihrem gesicherten lokalen Absatz jede größere Ausbreitung von Arbeitslosigkeit; nur als mit der Zunahme der Bevölkerung die Zünfte sich schlossen, wurden diejenigen, die keine Aufnahme mehr fanden, mehr oder minder auf den Bettel angewiesen.

Wie gesagt, sind jedoch alle diese Erscheinungen der heutigen Form der Arbeitslosigkeit nicht an die Seite zu stellen. In den industriellen Verhältnissen der Gegenwart handelt es sich um einen periodischen und doch unberechenbaren Wechsel von Kulturdasein und Landstraßenleben. Dieser Kontrast ist das Unerträgliche und Unmenschliche. Alles Gerede von der wachsenden Verbesserung des Loses der Arbeiter muß verstummen gegenüber dieser gänzlichen Unsicherheit der ganzen Existenz. Unter dem Einfluß steigender Konjunkturen gewöhnt man sich allmählich an die Teilnahme an geistigen und künstlerischen Genüssen, es entwickelt sich Familienleben, die materiellen Bedürfnisse verfeinern sich — da steht man wieder unvorhergesehen vor der groben Leere der Arbeitsentlassung. Gewiß ist auch das Einkommen zahlloser kleiner Beamten und Büreauangestellten nicht minder karg wie das des Arbeiters und noch dazu mit Repräsentationskosten belastet — aber es sind doch wenigstens feste und berechenbare Verhältnisse da. Aber für die Lebenslage des großindustriellen Arbeiters trifft leider noch heute die Beobachtung zu, die Carlyle schon vor 50 Jahren dem Elend der Massen widmete: „Der Handel mit seinen weltweiten Convulsionen hat alle Pfade für sie unsicher gemacht; Festigkeit, ruhige Dauer, die ersten Segnungen des Menschen, sind ihnen fremd." Ohne diese „ersten Segnungen" fühlt sich der Mensch thatsächlich in die elementare Unsicherheit des Naturzustandes zurückgeworfen. Und beachten wir: diese Unsicherheit ist eine untrennbare Begleiterscheinung des Systems der internationalen industriellen Konkurrenz. Der Unternehmer produziert für einen fernen und mehr oder minder unbekannten Absatz; er besitzt keinerlei Kenntnis von den Quantitäten, welche sein Konkurrent auf den Markt wirft; so entstehen plötzlich Warenstauungen, in deren Gefolge Preissturz und oft genug eine Panik, die über eine ganze Reihe von Branchen übergreift. Rodbertus schildert diese Folgen der planlosen Produktion mit folgenden Worten: „Ein rasches Sinken aller Warenpreise, die vor Kurzem so lohnend waren; eine bis zur Entwertung gehende Wertverringerung der produktiven Vermögen; eine fast allgemeine Unmöglichkeit, eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen; zahllose Bankerotte oder

Digitized by Google

Zahlungseinstellungen, zeit- oder teilweise Beschränkung oder Einstellung der Produktion, Brotlosigkeit von Tausenden von Arbeitern. Das sind die in rascher Folge und Wechselwirkung sich äußernden Symptome von Erscheinungen, die das Kapital dezimieren und dem Arbeiter auch noch seine Lumpen rauben. Wenn dann am Ende solcher Vernichtungsszenen die Nationalökonomie ihre Toten zählt, so rechnet sie den Ruin der Kapitalisten nach Millionen Werten und den der Arbeiter nach tausend und abertausend Familien, die sich niemals wieder unter ihren Dächern und in ihren Kellern aus ihrem Elend aufzuraffen vermögen."

Natürlich giebt es auch noch andere Ursachen für die Arbeitslosigkeit. So z. B. die plötzliche Aufrichtung von Schutzzöllen. Als vor einigen Jahren die Amerikaner mit der betannten „Mac Kinley Bill" zum ersten Mal einen Vorstoß gegen den europäischen Import machten, da wurden Tausende von Arbeitern in Lancashire und in Sachsen brotlos. Aber auch diese Ursache der Arbeitslosigkeit ist im letzten Grunde zurückzuführen eben auf die unentwickelte Organisation der gegenwärtigen Konkurrenzwirtschaft, in welcher weder der einzelne Unternehmer, noch die einzelne Nation ihren Anteil an der allgemeinen Güterversorgung nach gemeinsamer Verabredung und Verteilung der Lieferungen produziert. Leitwort dieser Produktionsweise ist der Satz: „Jeder für sich und der Teufel hole den Letzten." —

Wer je einmal in einer Arbeitslosenversammlung gewesen ist und den in's Leere starrenden Gesichtsausdruck der Leute gesehen, wer beobachtet hat, wie die „weltweiten Konvulsionen" unserer organisationslosen Wirtschaftsweise in jenen Kreisen nur zu oft jede Berechnung von Einnahme und Ausgabe unmöglich machen und damit jeden geordneten Haushalt zerstören, der wird zu verstehen beginnen, daß die sozialistische Lehre — mag sie nun wahr oder falsch sein — nicht etwas ist, was durch die Agitatoren in die Massen hineingetragen wird, sondern ein Hoffnungsbild, das unmittelbar aus der Not des Arbeitlosen emporsteigt, der nicht begreifen will, daß die ungeheure Verschwendung von Menschenkraft und Menschengtück, die ihm in der Konkurrenzproduktion mit ihrem Wechsel von fieberhaft ausgenutzten Konjunkturen, Warenstauungen, Zusammenbrüchen entgegentritt — daß diese Vergeudung die gottgewollte und definitive Ordnung der menschlichen Wirtschaft sei. Man kann die psychische Wirkung der heutigen wirtschaftlichen Zustände auf die soziale Gedankenentwickelung des Arbeiters ganz besonders deutlich beobachten bei der Welle sozialistischer Ideen, die in den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts über die englische Gewerkvereinswelt im Gefolge großer industrieller Krisen dahinging. Bekanntlich bildeten die Trades unions bis Anfang der achtziger Jahre einen undurchdringlichen Schutzwall gegen das Eindringen sozialistischer Ideen. Im Jahre 1879 war die erste große Geschäftsstockung seit langer Zeit eingetreten. Nach Howell's Zusammenstellung haben in diesem Jahre die sieben größten Gewerkschaften zusammen fast 6 Millionen Mark für Arbeitslosenunterstützung ausgegeben. Wenn man bedenkt, daß diese Summe von nichts anderem als den ohnehin kargen Wochenverdiensten der Arbeiter bestritten worden ist, und daß hier ein Heer von Elenden und Armen, das sonst die Gesellschaft bedroht hätte, durch die Solidarität der Arbeitsgenossen über Wasser gehalten wurde — so wird man begreifen, daß schon damals in den Massen der Gedanke neu erwachte, eben dies Prinzip der Solidarität, das ihr eigenes Leben sicherte, auszudehnen auf die ganze menschliche Wirtschaft und durch planvolle Regelung der Produktion jenes Brachliegen von gesunden Arbeitskräften zu verhüten und jene unproduktiven Versicherungsgelder zu sparen. Auf die akute Geschäftsstockung des Jahres 1879 folgte nach einem kurzen Aufschwunge eine ganze Reihe verheerender Krisen. In der Schiffbau-Industrie fiel der Gesamttonnenwert der Produktion von 1 250 000 im Jahre 1883 auf 750 000 im Jahre 1884, und weiter, bis im Jahre 1886 der niedrigste Satz von 473 000 erreicht war. Tausende hochgelernter Arbeiter wurden entlassen und in die äußerste Not versetzt. Der älteste und mächtigste Gewerkverein Englands, derjenige der Maschinenbauer, der in diesem Jahre (1886) fast 1½ Millionen Mark für Arbeitslosenunterstützung ausgegeben hatte, sah sich dicht vor dem Bankerott. Der Generalsekretär Wilson legte damals in einem Vereinsberichte die Lage des Gewerkvereins dar und bemerkte dazu: „Wenn Ihr die Zeichen der Zeit leset, mit Verständnis, so werdet Ihr unsere Gesellschaft umgestalten. Es ist von der höchsten Bedeutung, daß irgend jemand diese Aufgabe ernsthaft aufnimmt, denn die obigen Zahlen bedeuten nichts Geringeres als den herannahenden Bankerott des stärksten Gewerkvereins der Welt." In dem Jahresbericht der Kesseldauer für 1886 sagt Rob. Knight: „Der Arbeiter sieht eine große und immer wachsende Klasse ererbten Reichtum genießen. Er sieht Meilen kostbarer Wohnhäuser, deren jedes von weniger Menschen bewohnt wird, wie in einem einzelnen Zimmer der Mietskaserne zusammengepferchl sind, in der er haust. Er kann nicht umhin zu folgern, daß in einem System, das solche ungleiche Verteilung der durch die Arbeit geschaffenen Reichtümer bewirkt, etwas nicht in Ordnung sein muß." In ähnlichem Sinne äußerte sich Mawdsley, der vorsichtige Sekretär der Baumwollenspinner, auf dem internationalen Gewerkschaftskongreß 1886: „ . . . Angesichts der so hoch gestiegenen Zahl der Arbeitslosen drehe sich die Frage natürlich darum, ob irgend welche Aussicht auf Besserung vorhanden sei. Ihm scheine es, daß, so lange der gegenwärtige Gesellschaftszustand zu bestehen fortfahre, keine Aussicht auf Besserung vorhanden sei. . . . Er verstünde nicht ihren Sozialismus, er habe ihn nicht studiert, wie er vielleicht hätte thun sollen. . . ."

Man sieht, wie es überall die Arbeitslosennot ist, die selbst die Vertreter der konservativsten Richtung der Gewerkvereine an der bestehenden Ordnung irre macht. Stolz auf ihre gefüllten Kassen hatten die Gewerkvereine schon ihren Frieden mit dieser Ordnung gemacht — als das Hereinbrechen der großen Krisen sie darüber belehrt, daß auch diese Organisationen nicht die Ursachen der sozialen Not berühren und daß es nötig ist, den Stromlauf zu regulieren, statt kostspielige Dämme zu unterhalten, die gegenüber den entfesselten Fluten doch versagen.

Welche sozialpolitischen Maßnahmen sind es denn nun, die das Uebel an der Wurzel treffen können? Welche Gesichtspunkte müssen die Sozialpolitik in der Arbeitslosenfrage leiten?

Im Herbst 1893 hatte bekanntlich das Frankfurter „Freie Hochstift" eine sozialpolitische Zusammenkunft zur Beratung über die Fragen der Arbeitsvermittelung und Arbeitslosigkeit veranstaltet. In der Diskussion über die hierhergehörigen praktischen Vorschläge präzisierten sämtliche gewerkschaftliche Arbeitervertreter ihren Standpunkt dahin, daß sie zwar alle kleineren Linderungsmittel dankend entgegennähmen, im übrigen aber daran festhalten müßten, daß die Ursache der Arbeitslosigkeit von diesen Mitteln unberührt bliebe, da diese in der Planlosigkeit der heutigen Güterproduktion wurzele und erst mit der Umwandelung der privatkapitalistischen Konkurrenzproduktion in die für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion verschwinden könne. Demgegenüber mahnten die bürgerlichen Sozialpolitiker, doch nicht den Zukunftsstaat in die Debatte zu ziehen, sondern das praktisch Erreichbare im Auge zu behalten. Da der Uebertritt zur kollektivistischen Ordnung sich vermutlich in diesem Jahrzehnt noch nicht vollziehen werde, so müsse man fragen: Was ist jetzt zu thun? Der Handelskammersekretär Rágóczy aus Bonn that den unglaublichen Ausspruch: „Man braucht daher nicht erst zu prüfen, aus welchen Ursachen ist sie entstanden, da wir diese Ursachen doch nicht beseitigen können; wir müssen vielmehr zunächst

prüfen, wie ist die Thatsache der Arbeitslosigkeit zu beseitigen?“ Mit Recht wies der Gewerkschaftler Cloß den Redner darauf hin, daß bei schlechten Geschäftsjahren doch auch die Handelskammerberichte stets nach den weltwirtschaftlichen Ursachen fragten, und der Vorsitzende des Buchdruckerverbandes Döblin meinte, daß es ein schlechter Arzt sei, der eine Krankheit heilen wolle, ohne ihren Herd zu erforschen.

Wie stellen wir uns zu diesem Gegensatz der Auffassungen? Ist es für den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit zunächst nicht notwendig, daß man sich um die eigentlichen Quellen des Uebels bekümmert und danach fragt, ob es in der wirtschaftlichen Entwickelung irgend eine Tendenz giebt, welche auf eine Beseitigung der Ursachen des Arbeitslosenelends hinzielt? Man braucht die Frage nur zu stellen, um sofort zu sehen, wie unhaltbar die überlegene Beschränktheit jener Sozialpolitiker ist, die da meinen, um den ersten Schritt richtig zu thun, brauche man nicht den ganzen Horizont in Augenschein zu nehmen. Wie nun, wenn die aus der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeiterorganisation entstehenden Umwandlungen der Wirtschaftsweise thatsächlich eine größere Stetigkeit des ökonomischen Prozesses zur Folge haben und damit einst den großen gewerblichen Stockungen und Unsicherheiten ein Ende machen? Müßte dann nicht schon jetzt jede kleinste Maßregel daraufhin geprüft werden, ob sie geeignet ist, jene Organisationen zu stärken, welche die Träger der einstigen vollen Rettung sind?

Wir werden im Folgenden sehen, daß in der That fast alle auf die Arbeitslosenfrage bezüglichen Vorschläge der bürgerlichen Sozialpolitiker daran kranken, daß ihre Ueberlegungen nicht auf einer weiterblickenden Beobachtung der ökonomischen Entwickelung beruhen, sondern in die Schranken eines Jahrzehnts gebannt bleiben. Alle wahrhaft großen und praktischen Staatsmänner fanden den Umkreis eines halben Jahrhunderts kaum groß genug zur Gewinnung der richtigen Sehweite für die kleinste Reform, ja der staatsmännische Genius wird überhaupt in gewissem Sinne sub specie aeternitatis säen, weil der Philisterhorizont der bloßen Jahrzehntspolitik niemals einer Nation jene weitaus schauende Entwickelungsbahn zeigen kann, welche die ideellen und materiellen Kulturkräfte beflügelt, indem sie für alle Unternehmungen das Vertrauen auf größere Zeiträume berechenbarer Entwickelung ermutigt. Colbert hat in diesem Sinne der Kulturarbeit seines Volkes weite Horizonte gegeben und daher eine unerreichte Intensität und Großartigkeit in gewerblichen und künstlerischen Hervorbringungen ins Leben gerufen; unfähige Nachfolger vermochten die Grundlagen des Riesenwerkes so wenig zu berühren, daß noch heute Frankreich seinen Reichtum Colbert's Wirken verdankt. Doch was hat das mit der Sozialpolitik der Arbeitslosenfrage zu thun? Nun — es erscheint uns unumgänglich, daß an die Lösung dieses großen internationalen Problems ebenfalls nur in großem Stile und auf Grund einer vorschauenden Gesamtauffassung der modernen Wirtschaftsbewegung herangegangen werden kann. Eine so tiefwurzelnde und weitgreifende Krankheit kann nur durch die Arbeit von Generationen geheilt werden; höchste staatsmännische Pflicht ist es daher, dieses heilende Werk nicht zu verwirren durch planlose und zusammenhangslose Experimente, die aus Mangel an Klarheit über den Lebensboden der ganzen Erscheinung oft genug gerade diejenigen Entwickelungskräfte niederhalten, die dem weiteren Blick als die Träger der endgiltigen Lösung hervortreten — sondern jede einzelne Maßnahme in klare Beziehung zu einer mehrere Generationen umfassenden Umgestaltung der Wirtschaftsorganisation zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur „sozialen Religion“.

Eine Entgegnung von Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.)

Die Darlegungen von Prof. Ludwig Stein in den Nummern 28 und 29 dieser Zeitschrift, welche sich mit dem Ideale einer „Sozialen Religion“ beschäftigen, berühren eine Anzahl der schwierigsten Probleme, die dem menschlichen Geiste überhaupt gestellt sind. Da voraussichtlich manche Leser diesen fundamentalen Problemen anders gegenüberstehen werden als der Verfasser des Aufsatzes, mag es dem Einen oder Andern erwünscht sein, einzelne Punkte auf Grund einer abweichenden Weltanschauung behandelt zu sehen. Ich möchte daran einige Ausführungen des Aufsatzes kritisch beleuchten.

Wenn ich den Verfasser richtig verstanden habe, dann verlangt er vor Allem, daß wir uns nicht mehr mit jenen Problemen befassen, die zu allen Zeiten das Gemüt des Menschen am Gewaltigsten bewegt haben: mit allen Problemen des Daseins an sich, dem Ursprung und dem Ziele dieser räthselhaften Kette, die sich um alles Geschehen schlingt, mit dem Probleme vom Werte des Lebens, von der Möglichkeit der Glückseligkeit. Er sieht das Heil darin, daß wir uns zu einer Weltanschauung bequemen, die sich etwa in folgende Worte kleiden läßt: „Wir sind einmal auf der Welt — sorgen wir jetzt dafür, daß die menschliche Gesellschaft so organisiert werde, daß ein gesundes wirtschaftliches Leben die Aufwärts-Entwickelung der Individuen und des Menschengeschlechtes verbürgt und dann — freuen wir uns in der Welt.“ —

Diese Auffassung erinnert etwas an das italienische Sprichwort: „Da wir doch einmal auf dem Balle sind, wollen wir auch tanzen.“ — Vermag der Verfasser im Ernste zu glauben, daß sich die Menschheit jemals dabei begnügen könne, in der Erlangung einer äußerlich gesicherten Existenz ihr höchstes Ideal zu sehen und in Freude und Sorglosigkeit dahin zu leben, wenn das Ziel erreicht ist? Die ganze Vergangenheit der Menschheit spricht dagegen — und darin erblicke ich den höchsten Ruhmestitel der Menschheit.

Gewiß erachte auch ich es für die dringendste Pflicht der Gegenwart, die furchtbaren Schäden zu beseitigen, die durch die himmelschreienden Mängel in unserer Gesellschaftsordnung hervorgerufen sind — aber ich kann ihr nicht die ausschließliche Bedeutung zuerkennen, die der Verfasser für sie in Anspruch nimmt. Es ist doch nur eine der vielen Aufgaben, vor die sich die Menschheit auf ihrer Wanderung gestellt sah — allerdings eine, die für uns besondere Bedeutung hat, weil sie unserem Geschlechte zur Lösung aufgegeben ist. Wer wollte aber leugnen, daß sich die Menschheit schon sehr häufig Aufgaben von ähnlicher Tragweite gegenüber gesehen hat? Wohin wäre das Menschengeschlecht gekommen, wenn es in jeder Epoche seiner Entwickelung die Stellung eingenommen hätte, die sich in dem Stein'schen Aufsatze vertreten findet?

Ich betrachte es fast als eine Degradierung der Menschheit, wenn man von ihr zu glauben vermöchte, daß sie sich der schrankenlosen Freude wieder hingeben könnte, wenn sie richtig sozialisiert wäre. Die naive Freude, die den Völkern in ihrer Kindheit eigentümlich war, ist auf ewig dahin. Nie mehr werden wir in den Jubelgesang des Psalmisten einstimmen können, der sich von einem gütigen Vater im Himmel in jeder Minute beschützt wähnte vor allem Leid und Ungemach, dem die Erde ein blühender, ihm geschenkter Garten schien. Nie mehr werden wir jauchzende Gesänge zum Himmel senden können, wie die vedischen Arier, die ihren Göttern den berauschenden Somasaft zutranken und zu deren Ruhm den Opferkuchen verzehrten — selig im Genuß des Lebens in einem reichen Lande, das Jedem Ueberfluß an Allem bot, was das Herz an irdischen Güteen nur begehren konnte. Die Zeit der Kindheit ist für die Kultur-Menschheit vorbei für immerdar; und ebenso wenig, wie ein Erwachsener jemals wieder so sorglos-froh zu werden

Digitized by Google

vermag, wie er als Kind gewesen, ebenso wenig kann die Menschheit jemals wieder das Leben in jauchzender Freude genießen, wie es der Verfasser wünscht und hofft.

Es würde der Menschheit immer wieder ergehen, wie dem von dem Verfasser so arg verkannten indischen Königssohne, der inmitten der Pracht seiner Paläste, seiner Lotosteiche, umgeben von frohen Gespielinnen, sich toseeißt und hinauszieht in die Einsamkeit und Verlassenheit, weil ihn die Erscheinungen von Alter, Krankheit und Tod aus seiner glückseligen Ruhe aufgescheucht.

Und weil der Verfasser die bewunderungswürdigste Dokumentierung menschlicher Größe als die schlimmste Verirrung der Menschheit empfindet, darum deutet er auch meines Erachtens die lebensverneinenden Elemente im Buddhismus unrichtig.

Nach Prof. Stein's Ausführungen hat der „seit dem zweiten vorchristlichen Jahehundert etwa sich allmählich einschleichende Buddhismus die Umwohner des Mittelmeerbeckens zurückgebracht und sie nach und nach auch physisch degeneriert." — Muß man wirklich umstrittene Hypothesen über buddhistische Einflüsse heranziehen, um die Erklärung für die Thatsache zu finden, daß die Griechen mit wachsender Einsicht und Erkenntnis ihre naive Lebenslust mehr und mehr verloren haben? Ist das nicht selbstverständlich? Wie geistig inferior erscheinen uns doch jene „homerischen Griechen", die Alles von der Huld launischer Götter erwarten, die kaum das Bedürfnis nach einer gerecht waltenden Weltregierung empfinden und die in Freude dahinleben, wenn sich ihre Götter durch Opfer, Gebete und Gelübde bestechen lassen! Wie wahr sagt Chantepie de la Saussaye in seinem „Lehrbuche der Religionsgeschichte": „Die homerischen Menschen bedurften ihrer Götter und erwarteten deren mächtige Hilfe, sie standen ihnen aber nicht mit einem unbefriedigten Sehnen und ungelösten Fragen gegenüber. Dies erklärt die geistige Ruhe, welche uns aus den homerischen Epen entgegenweht. Die geistigen Bedürfnisse waren noch nicht erwacht, der innere Zwiespalt noch nicht geboren, deshalb fühlte man die Unzulänglichkeit der „„seligen Götter"" noch nicht." —

Die lebenverneinenden Elemente wurden nicht nur von außen in die Völker hineingetragen, — nein, sie wuchsen organisch aus deren Geistesleben heraus. An wen sollten sich auch die mündig gewordenen Menschen wenden, die nicht mehr an die Hilfe und nicht mehr an den Schutz der Götter zu glauben vermochten, ebensowenig wie an die Weisheit des delphischen Orakels? Wohin wir auch blicken — bei allen Völkern treten Zweifel an der Erlangung des Glückes auf, wo Menschen sehend wurden unter den Keulenschlägen des Schicksals. Oder brauchte etwa Hiob erst Buddhas Rede von Benares zu lesen, um die Worte aus gepeinigtem Herzen zu stöhnen: „Warum bin ich nicht gestorben vom Mutterleibe an? Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben dem betrübten Herzen? War ich nicht glückselig? War ich nicht sein stille? Hatte ich nicht gute Ruhe? Und kommt solche Unruhe!" —

Es ist im Rahmen dieser kurzen Auseinandersetzung leider nicht möglich, darzulegen, inwiefern der Verfasser dem Buddhismus mit seiner Anklage durchaus unrecht thut. Nur das Eine soll hier ausgesprochen werden: daß gerade der Buddhismus im höchsten Maße jenes Element enthält, welches in erster Linie geeignet erscheint, uns dem Ideale näher zu bringen, das der Verfasser als das seine proklamiert — nämlich der grenzenlosen Sympathie mit allem Lebenden, die so recht eigentlich der Eckstein der buddhistischen Weltanschauung ist. Vielleicht würde Prof. Stein den Buddhismus nicht mehr so grimmig bekämpfen, wenn er seinen Blick einmal länger auf diese Seite der milden Religion des Ostens hefteten würde, die in ihren Kanonischen Büchern u. a. folgendes Ideal aufstellt:

„Mög' Sicherheit und Glück den Wesen allen
Beschieden sein und Freudigkeit des Herzens!
Was es auch giebt an lebenden Geschöpfen,
Ob schwach sie oder stark, ob lang, ob groß,
Ob mittlerer Gestalt, ob kurz, klein, breit,
Ob sichtbar oder unsichtbar sie sind,
Ob weit sie leben oder nah', ob sie
Geboren sind, ob der Geburt sie harren
— Glückselig mögen alle Wesen sein!"

(Sutta Nipâta, Metta-Sutta 4,5).

Oder findet er auch in diesen Strophen — denen mit Leichtigkeit hunderte ähnlicher Art aus den Kanonischen Büchern an die Seite gestellt werden können — jenes „verkünstelte, weil allzu vernünftelte buddhistische Greisentum", über das er die vollgemessene Schale seines Unwillens ausschüttet? — Ich fürchte, es wird sich ein Ketzer finden, der ausruft: „Was diese Strophen predigen — das ist ja: soziale Religion!" —

Pestalozzi-Fröbel und das Kind.

Von Henriette Goldschmidt (Leipzig)

In Nr. 28 dieser Zeitschrift wird die gebräuchliche Redensart „Es giebt keine Kinder mehr" auf ihre Berechtigung geprüft, und in unsern heutigen Zuständen, in unserer heutigen Erziehung begründet gefunden. Alles, was zu der traurigen Verneinung des Kindheitslebens, zur Schädigung des kindlichen Wesens bei Arm und Reich geführt, ist in einer auf Beobachtung und Erfahrung beruhenden Weise von P. Berthold klar gelegt. Um so verwunderlicher ist es, daß mitten in eine Potemik, die mit Fug und Recht namentlich die Sünden geißelt, die an den „armen Kindern reicher Eltern" heimgesucht werden, „den sinnlosen Luxus, die Sammetkleidchen, die Glacéhandschuhe, die Spitzenhäubchen, die Federhüte, die Kindergesellschaften, die Bälle" rc. — daß mitten in diese Strafreden gegen eine Hyperkultur schlimmster Art in Gesellschaft mit den Verderbern der Kindesnatur die ehrwürdigen, hehren Gestalten unserer jüngsten, schöpferischen Geister auf pädagogischem Gebiete Pestalozzi und Fröbel gestellt sind. Wer, der diesen tiefen Denkern, diesen wahrhaft kindlichen Geistern näher getreten, wird nicht mit uns sagen: „Es thut mir in der Seele weh, daß ich sie in der Gesellschaft seh'!" —

P. Berthold meint „seitdem Pestalozzi und Fröbel behauptet haben, das Kind sei eine Pflanze, die beständig gehütet, gepflegt, beobachtet werden müsse, wird an der jungen Menschenpflanze von ihren ersten Atemzügen an, gegärtnert."

Ob es gestattet ist, die Entwickelung der Pflanze als Symbol für die Entwickelung des Menschenwesens zu gebrauchen, kann bezweifelt werden: Gleichnisse hinken. P. Berthold, die auf die Wald- und Wiesenblumen hinweist, welche am besten „außerhalb des Bereiches gärtnerischer Betrachtungen gedeihen" und Frau von Marenholtz-Bülow, die auf „die durch Kultur gezeitigte Rose im Gegensatz zur Heckenrose" hinweist, um die Notwendigkeit eines erziehlichen, kultivierenden Einflusses auf das junge Menschenwesen zu erhärten, haben Beide im gewissen Sinne Recht und Unrecht.

Alle Gleichnisreden bei Seite gesetzt, bleibt es eine unumstößliche Thatsache, daß das Kind hilfloser und erziehungsbedürftiger zur Welt kommt, als irgend ein anderes lebendes Wesen. Die Frage kann nicht lauten: Soll das Kind wie manche Wald- und Wiesenblume (es giebt auch eine Wald- und Wiesenkultur) sich selbst überlassen bleiben — oder soll es gepflegt, erzogen und deshalb auch beobachtet werden? Die Frage kann nur die sein: „Welche Mittel der Erziehung, der Pflege sind für das Kindesalter die geeigneten?"

Die Mittel für die echte Pflege und Erziehung des Kindes ehelich gesucht und in genialer Weise gefunden zu haben, ist die Mission Pestalozzi's und in noch vertieferem Sinne die Mission Friedeich Frödels gewesen. Wie bedauerlich ist es, daß P. Berthold, die so klare Blicke in die Unnatur unserer Zustände gethan, die Verständnis für die Regungen der kindlichen Seele hat, nicht dem positiven Gehalte der Pestalozzi- und Frödel'schen Lehren nachgegangen ist, um in ihnen die besten Bekämpfer des durch Unvernunft und Unnatur geschaffenen Verderbens zu erkennen. Sie würde gewiß die Wurzel des Uebels mit Pestalozzi und Frödel dort gefunden haben, wo sie vorhanden: Die Wurzel des Uebels liegt in dem Mangel an einer Vorbereitung des weiblichen Geschlechts für die schwierigste und verantwortlichste Aufgabe — für die Aufgabe der Erziehung des Geschlechtes der Zukunft!

Gewiß: „Die moderne Mutter mit ihrer Beraterin, der Kindergärtnerin", ist oft eine unnatürliche Erscheinung, die die Satire herausfordert. Ist aber Frödel dafür verantwortlich, daß seine Idee in einer Weise verwirklicht wird, die ihr ganz und gar nicht entspricht?! Er geht allerdings von der wohl richtigen Ansicht aus, daß das Kind von der Stunde der Geburt an beobachtet, gepflegt, erzogen werden müsse — aber er verlangt auch „daß das weibliche Geschlecht von seinem instinktiven, passiven Sein befreit werde und um seiner erziehlichen Aufgabe willen eine Vorbereitung erhalte, die es zu gleicher Bedeutung wie das männliche Geschlecht erhebe." In der That giebt es kaum auf irgend einem Gebiete ein Mißverhältnis, wie das von P. Berthold geschilderte: „Die Kindergärtnerin, das junge, oft erst sechszehnjährige Mädchen, das häufig nur die Kenntnisse einer Volksschule als Vorbereitung für das Seminar mitbringt, dasselbe ein Jahr lang besucht — Beraterin der durch Schulen, Lyceen, Kunst und Geselligkeit gebildeten Mutter!!

Es kann hier nur angedeutet werden, daß es kein besseres Mittel giebt, die Unnatur unserer jetzigen Kindererziehung zu beseitigen, als das Studium Pestalozzi's und Fröbel's von Seiten unserer gebildeten weiblichen Jugend — und zwar nicht nur ein Studium ihrer geschriebenen Werke, sondern im Zusammenhang damit die Bethätigung dessen, worin der Lebensnerv ihrer großen Mission liegt. Die Menschenliebe, diese einigende Kraft, die aus der Kindheit uns entgegenströmt, soll in den Kindergärten, namentlich in den Volkskindergärten, als etwas, die Mißstände, die schreienden sozialen Gegensätze Versöhnendes und Heilendes sich erweisen. Ein Dienstjahr im Volkskindergarten für die zukünftigen Mütter (wie ich es bereits im Jahre 1871 gefordert), um in dem weiblichen Geschlechte das Gewissen für die verantwortlichste Aufgabe auf Erden, für die Aufgabe der Erziehung, wege zu machen — und die Kinder werden wieder „Kinder" und nicht Karrikaturen der Gesellschaftsdamen sein.

Bis dahin, bis zu dem Zeitpunkte, wo die Mütter erwachsener Töchter sich entschließen werden, diese in Frödel'sche Anstalten zu schicken, „damit sie sich auf ihren erziehlichen Beruf vorbereiten" — bis dahin wollen wir Alle, die es wie P. Berthold mit der Kindheit gut meinen, recht froh und dankbar sein, daß der Mutter in der Kindergärtnerin eine Beraterin gegeben ist, d. h. wenn jene sich raten läßt. Wäre das der Fall, so verschwänden „die Glacéehandschuhe, die gelben Stiefelchen, die Spitzenhäubchen, die grellfarbigen Mäntel, die Pelzchen, Kettchen und Beöschchen" — denn die Kindergärtnerin hat den Erziehungsgrundsatz sich zu eigen gemacht, daß „Einfachheit" die erste Bedingung nicht nur eines guten Spielmittels sei — sondern in Speise und Trank, Wohnung und Kleidung befolgt sein will. „Damit das Kind geistig und körperlich frei und ungehindert sich bewegen, spielen, sich entwickeln könne, sei seine Kleidung weder schnürend, noch pressend; solche Kleidung würde auch den Geist des Menschen schnüren, pressen, fesseln. Die Form, Farbe, Gestalt der Kleidung erscheine nie als Zweck an sich, sonst würde sie früh das Kind aus sich heraus ziehen, es eitel und äußerlich und zur Puppe statt zum Kinde, zur Marionette statt zum Menschen machen. Keineswegs gleichgiltig ist daher die Kleidung weder für das Kind, noch für den späteren Menschen." (Fröbel's Menschenerziehung.)

Die Manen Pestalozzi's und Frödel's mögen es mir verzeihen, daß ich sie von dem Vorwurfe reinigen will, sie hätten an dem Verderb, den die Hyperkultur, die Unvernunft und der Uebermut der Reichen geschaffen, Schuld — ein Pestalozzi, der gehofft, „es müsse möglich sein, die Mütter wieder zu dem zu machen, wozu die Natur sie bestimmt," ein Fröbel, der in seiner Erziehungslehre und Methode die Mittel gebracht, die die Hoffnung Pestalozzi's zu erfüllen berufen ist.

Die Verfasserin des Artikels „Es giebt keine Kinder mehr" würde ich doch bitten, die Kleinen in einem von einer rechten Kindergärtnerin geleiteten Kindergarten zu beobachten. Sie würde sich überzeugen, daß es noch Kinder giebt, die nicht „bleichwangig, wie Geeise, in Stiefelchen und Glacéehandschuhen wandeln", die sich nicht „müde durch Anlagen und Promenaden schleppen" — aus deren Gesichtern vielmehr die Heiterkeit und Freudigkeit strahlt, die das Spiel mit ihren Altersgenossen, das gesellige Spiel ihnen verleiht: sie würde sich überzeugen, daß „Fröbel ein Seher war, der tiefere Blicke in das Seelenleben der Kinder gethan, als irgend Jemand vor ihm" (Diesterweg.) Sie würde aber auch hier den Jungbrunnen entdecken, aus dem unserem Familienleben, unserer Kindererziehung die Quellen zufließen könnten; sie würde die „armen Töchter reicher Familien" hierher schicken, damit sie nicht verlernen, Kind mit Kindern zu sein.

Nicht gegen den Gebrauch, gegen den Mißbrauch hat man sich zu wenden, zu dem die beste Lehre Anlaß geben kann. Hat doch die Lehre von der Nächstenliebe, von der Feindesliebe, die Bekenner derselben nicht gehindert, mit allen Mitteln der Grausamkeit die Außenstehenden zu ihr zu zwingen, hat sich die Liebesglut doch im Errichten von Scheiterhaufen bekundet! Trotzdem bleibt die Lehre von der Nächsten-, von der Feindesliebe ein hohes, sittliches Ideal, das erzeugt zu haben die Menschheit adelt. Und ebenso (ich halte die Erziehungsaufgabe auch für eine religiöse) wird das Prinzip Friedrich Fröbel's „Das Kind müsse von der Stunde seiner Geburt an betrachtet, gepflegt und erzogen werden, als ein Kind der Natur, ein Kind der Menschheit und ein Kind Gottes" wahr bleiben. Unbestritten wahr bleibt ferner, daß das wichtigste Mittel für diese erste Erziehung „die richtige Leitung des kindlichen Spieltriebes, d. h. des Thätigkeits- und des Schaffenstriebes" ist. Frau Necker-Saussure sagt in ihrem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen und noch jetzt vielfach zu beachtenden Werke über Erziehung: „den Thätigkeitstrieb (Spieltrieb) des ersten Kindesalters in rechte Bahnen zu leiten, ist das große Rätsel gesundlegender Erziehung."

Es ginge über die Grenzen eines, oder auch mehrerer Artikel, die Erziehungslehre Friedrich Fröbel's in ihrer wahren Bedeutung und Berechtigung zu kennzeichnen. Statt dessen mögen einige seiner Aussprüche hier eine Stelle finden:

„In jedem Menschen ist die ganze Menschheit, aber in jedem auf eine ganz eigene, persönliche, in sich einzige Weise dargestellt und ausgeprägt: das Kind (jeder einzelne Mensch) durchläuft zwar die ganze, gesamte frühere Entwickelung und Ausbildung des Menschengeschlechts — sonst verstände er Vorwelt und Mitwelt nicht — aber nicht auf dem toten Wege der Nachahmung, der Nach- und Abbildung soll er sie durchlaufen, sondern auf dem lebendigen Wege der selbst- und freithätigen Entwickelung und Ausbildung."

Digitized by Google

„Darum soll und muß das Kind, der junge Mensch, gleich von seinem Erscheinen auf der Erde, gleich von seiner Geburt an in den freien, allseitigen Gebrauch seiner Kraft gesetzt werden. Das Kind soll weder teilweise gekettet, gefesselt, gewickelt — noch später gegängelt werden. Den Schwerpunkt aller seiner Kräfte und Glieder in sich zu finden, in demselben zu ruhen, darin ruhend und frei sich zu bewegen und thätig zu sein, mit eignen Händen zu greifen und festzuhalten, auf eigenen Füßen zu stehen, mit eigenen Augen zu sehen — alle seine Glieder gleichmäßig, gleich kräftig zu gebrauchen, soll der junge Mensch, das Kind früh lernen."

„Spielen, Spiel ist die höchste Stufe der Kinderentwickelung im ersten Lebensalter: es ist die freithätige Darstellung des Innern. Spiel ist das reinste, geistigste Erzeugnis, Vorbild und Nachbild des innern, geheimen Naturlebens im Menschen; ein Kind, welches tüchtig, selbstthätig, still, ausdauernd bis zur körperlichen Ermüdung spielt, wird gewiß ein tüchtiger, stiller, ausdauernder, Eigen- und Fremdenwohl fördernder Mensch. Das Spiel dieser Zeit ist nicht Spielerei, es hat hohen Ernst, tiefe Bedeutung. Die Spiele dieses Alters sind die Herzblätter des ganzen, künftigen Lebens, denn der ganze Mensch entwickelt sich und zeigt sich in demselben in seinen feinsten Anlagen, in seinem innern Sein. Wird das Kind in diesem Alter verletzt, werden in demselben die Herzblätter seines künftigen Lebensbaumes verletzt — dann, nur mit der größten Mühe und höchsten Anstrengung wird das Kind zum Mannesleben erstarken, schwer, höchst schwer, sich auf dem Entwickelungs- und Ausbildungswege vor Verkrüppelung, mindestens vor Einseitigkeit sichern." (Friedrich Fröbel's Menschenerziehung.)

Christentum und Politik.

Von Theodor Briz (Berlin-Schöneberg).

Ich kenne ein Christentum, vor dem ich hohe Achtung habe. Dies Christentum, in dessen Lehren ich unterwiesen worden bin, dessen demutige schlichte Bekenner meine ersten Wege leiteten und mir Vorbilder zum Guten waren, ist mir ehrwürdig. Auch die Bekenner dieses Christentums können freilich nicht duldsam im strengen Sinne des Worts genannt werden. Mit der Anerkennung des orthodoxen Glaubensbekenntnisses ist schon eine gewisse Unduldsamkeit verbunden. Der ehrliche Orthodoxe hat für freiere Richtungen meistens kein Verständnis, und die Ansicht von der moralischen Verwerflichkeit des Unglaubens dient ihm zur Stütze des eigenen Glaubens. Demnach übt er in der Praxis eine Duldsamkeit aus, welche auszuüben die Konsequenz seiner Ueberzeugung ihm verbieten würde. Er spricht den Ungläubigen von Schuld frei, obgleich nach dem orthodoxen Glaubensbekenntnis der Unglaube das schwerste Verschulden ist.

Dies Christentum aber, obgleich seine Lehren mit der ganzen Macht der Autorität auf mein jugendliches Gemüt einwirkten, habe ich mir nicht erhalten können. Nicht irgend welche äußere Einflüsse haben auf mich eingewirkt, sondern eigenes gründliches Denken führte mich zu der Ueberzeugung, daß das christliche Glaubensbekenntnis nicht die absolute Wahrheit enthält, die zu sein es beansprucht, sondern nur Wahrheiten, die aus der Umhüllung mit Irrthümern herauszuschälen und nach individuellem Bedürfnis zu verwerten der denkende Mensch ein Recht hat. Obgleich so in meinem Gemüt sich ein Bruch mit der anerzogenen Lehre notwendig vollzog, habe ich doch nie das Verständnis dafür verloren, welchen Wert das Christentum für seine Bekenner hat.

Es giebt aber ein anderes Christentum, das, obgleich es genau dieselben Lehren aufstellt, sich von jenem zuerst von mir erwähnten doch scharf unterscheidet. Dieser Unterschied liegt in der Wirkung, die es auf die Gesinnung und das Thun seiner Bekenner übt. Denn wie jenes demütig macht, so steht dies in Verbindung mit Hochmut und Selbstüberschätzung. Jenes erstere möchte ich das naive Christentum nennen, dies letztere das tendenziöse selbstbewußte. Jenes wird erfaßt und festgehalten aus innerer Ueberzeugung, um dessen willen, was es dem Menschen leistet, als Stärkung und Wegweiser für den Lebenslauf. Das letztere ist vielleicht oft gar nicht so sehr der inneren Ueberzeugung angemessen, als daß man aus gewissen außerhalb des religiösen Gebiets liegenden Gründen sich dazu bekennt, sich, einer Zeitrichtung gehorchend, Mühe giebt, die eigene Ueberzeugung damit in Einklang zu bringen. Jenes erstere hat seine Wurzeln in der Denkweise der Vergangenheit, die festgehalten und vererbt wurde; es hat den Anprall der modernen Kultur gegen das Christentum nicht in seiner vollen Stärke vermerkt, weil es entweder mit dieser Kultur zu wenig in Berührung kam, sie nicht in die eigene Denkweise vollständig aufnahm, oder in jenen Ueberlieferungen des Denkens, in der Pietät für das Vererbte, einen Schutz dagegen fand. Dies andere ist eine Frucht der neuzeitlichen Geistesentwicklung, ist verquickt mit mehreren neuzeitlichen auf verschiedenen Gebieten liegenden Bestrebungen. Darum ist es auch ein echtes Kind unseres Zeitalters, steht mit so manchen Irrtümern der neueren Zeit im Bunde, ist, so weit es auf unserem heimischen Boden wächst, verwachsen mit den Ideen, welche eine Zeitströmung im jungen Deutschland erzeugt hat. Es hat die Gefahren erkannt, die den überlieferten Vorstellungen von der modernen Kultur drohen, aber es fühlt sich diesen Gefahren gewachsen. Es tritt mit dem Anspruch auf, der Menschheit etwas viel Besseres bieten zu können, als alle Geistesschätze der modernen Kultur. Es fühlt sich berufen, reformatorisch zu wirken.

Unter diesen neueren Bekennern des Christentums sind gewiß Viele, die aus voller Ueberzeugung dafür eintreten. Sie stehen unter dem Einfluß einer Zeitströmung, die sich auch anderswo bemerkbar macht. Sie scheinen mir aber unter einer bedenklichen Ueberschätzung der Bedeutung und Wirksamkeit der von ihnen vertretenen Lehren für die moderne Kulturentwickelung zu leiden. Ich begreife ihre Zuversicht nicht und glaube nicht an die reformatorische Kraft der von ihnen gepredigten Lehren. Ihr Vorgehen ist fast notwendig mit einer gewissen Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit verbunden. Wenn man der Menschheit Vorstellungen aufzudrängen sucht, die ihr zu einem großen Teil fremd geworden sind, wenn man behauptet, daß nur in der Wiederannahme dieser Vorstellungen der Weg der Besserung für die Menschheit gegeben sei, so wird man leicht dazu kommen, ein äußeres Unterscheidungszeichen zum Merkmal des Wertes der Menschen zu machen; man wird Mühe haben, die Bestrebungen derjenigen gerecht zu beurteilen, die das Wahre, Gute, Richtige auf anderem Wege zu finden suchen, das Bekennen des Christenglaubens nicht für etwas Notwendiges, sondern für eine Sache des individuellen Bedürfnisses halten.

Deshalb sind diese Bekenner des Christentums mir achtbarer, als andere, deren Eifer für das Christentum weniger innerer Ueberzeugung entstammt, als zur Förderung anderer Zwecke dienen soll. Sie benutzen das Christentum als Sturmbock gegen den politischen Liberalismus, den sie hassen. Bei ihnen ist die Unduldsamkeit, die das Christentum als äußeres Unterscheidungsmerkmal aufstellt und Andersdenkende geringschätzt und verdächtigt, voll ausgeprägt. In diesem Verquicken des Christentums mit politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen, wobei die geflissentliche Betonung des Christenglaubens Mittel zum Zweck ist, liegt für echte Frömmigkeit eine große Gefahr. Da ist das Christentum oft nur ein äußerer Firnis, der Hochmut und Roheit der Gesinnung verbergen soll, und durch jede offizielle Förderung der Frömmigkeit wird natürlich die Sache schlimmer. Ein Christentum, welches allerlei Sünden und Thorheiten, die sich bei unserem Volke eingeschlichen haben, hätschelt und pflegt, welches sich mit Standeshochmut und nationalem Dünkel verbindet und das Blutvergießen in Schutz nimmt, dies Christentum hat nicht die reformatorische Kraft, die ihm beigemessen wird. Es ist vielmehr die Begleiterscheinung einer ganzen rückschrittlichen Zeitströmung. Es ist zum großen Teil die Wirkung der Furcht vor vermeintlichen üblen Folgen der politischen Freiheit, wie der Denkfreiheit und der Abwendung von der Kirche. Nach Ansicht dieser Vertreter des Christentums soll das zuchtlose Geschlecht von heute durch die Ehrfurcht vor der irdischen und vor der überirdischen Autorität im Zaum gehalten werden.

Ein Christentum aber, das so gewissermaßen zur Parteisache gemacht wird und dem die Aufgabe gestellt wird, ein bestimmtes politisches System zu rechtfertigen, wird durch diese Verbindung um so mehr gefährdet, ist um so mehr Angriffen ausgesetzt. Sein Schicksal wird verkettet mit dem jener anderen Bestrebungen, die eine vorübergehende Zeiterscheinung sind. Was ist in

Wahrheit der Zweifel, der sogenanate Unglaube? Er ist das notwendige Erzeugnis der fortschreitenden Kulturentwickelung. Dieselbe Bescheidenheit und Zurückhaltung, welche die Wissenschaft überall beobachtet, nötigt auch dazu, die überlieferten Vorstellungen einer Prüfung zu unterziehen. Der Zweifler ist in den meisten Fällen nicht unempfänglich für das Einschmeichelnde der Vorstellangen von einem persönlichen Fortleben nach dem Tode und von einer sicheren, das menschliche Leben voll Wohlwollen leitenden Fürsorge. Aber seine Wahrheitsliebe verbietet ihm, die Forderungen des menschlichen Gemüts für die Wahrheitsforschung maßgebend zu machen. Es ist ihm unmöglich, die Zweifel zurückzudrängea, die bei einer verstandesmäßigen Prüfung in ihm entstehen. Nicht nur die Wissenschaft weist jede übernatürliche Erklärung zurück; die Kulturmenschheit im allgemeinen ist von einem natürlichen Zusammenhang der Dinge überzeugt, und die Vorstellung von dem Hineinragen einer höheren Welt in die unsere ist ihr fremd geworden. So auch werden die Lebensregeln nicht mehr als der Ausfluß eines göttlichen Willens betrachtet; man ist viel mehr geneigt, ihren Ursprung in den Beziehungen der Menschen zu einander zu suchen und daraus ihre Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit abzuleiten.

Die erwähnten Vertreter des Christentums aber glauben, ganz in der Weise, wie es früher allgemein geschah, durch Berufung auf den göttlichen Willen ihren Ansichten eine besondere Autorität zu verleihen. Diese Berufung aber ist doch nur die Form, in welche, ihrem individuellen Bedürfnis entsprechend, ihre Ueberzeugung von dem Wahren nad Richtigen sich einkleidet. Menschliche Vernanft und menschliche Verstandeskräfte haben immer das Wahre und Rechte zu ermitteln. Die Berufung auf den göttlichea Willen entbindet nicht von der Verpflichtung, alle Lehren, die man predigt, daraufhin zu prüfen, ob sie mit dieser allgemein menschlichea Richtschnur übereinstimmen. Soll jene Berufung zur Rechtfertigung von Forderungen dieaea, die mit dem allgemeinen Rechtsgefühl im Widerspruch stehen, so hat sie nicht nur keine Kraft, sondern sie fordert den Widerspruch heraus und reizt zu Angriffen auf diese besondere Art des Christenglaubens. Irdische Machtgelüste verbinden sich mit dem Bemühen, durch Berufung auf eine überirdische Autorität der staatlichen Macht ein ganz besonderes Ansehen zu verleihen, das sie zugleich von dem Volkswillea unabhängig mache, von der Pflicht der Verantwortlichkeit dem Volke gegenüber entbinde. Diese Vertreter des Christentums suchen Vorstellungen von der Würde und Bedeutung des Königtums, die unserem Geschlecht fremd geworden sind, im deutschen Volk einzubürgern. Sie verbinden damit ein eigenes Interesse; sie suchen dadurch, daß sie sich als die treuestea Hüter monarchischer Rechte hinstellen, sich einen Vorzug im Staate zu verschaffen und Sonderrechte zu erwirken. Unter dem Vorgeben, daß die von ihnen vertretenen Anschauungen den besten Hort gegen die Umsturzbestrebungen bilden, nähren gerade sie die Unzufriedenheit, die der staatlichen Ordnung gefährlich zu werden droht. Keine Berufung auf überirdische Autorität wird die Mehrzahl des Volkes mit Bestrebungen aussöhnen können, die zu neuzeitlichen Rechtsanschauungen im Gegensatz stehen. Das Bemühen, die Mehrzahl des Volkes den Interessen einer bevorzugten Minderheit dienstbar zu machen, bedeutet das Streben nach Wiederaufrichtung von Vorrechten, welche die Neuzeit beseitigt hat. Die Partei der Großgrundbesitzer liebt es, sich mit dem äußeren Schein der Frömmigkeit zu schmücken. Die Annahme, daß wenigstens nicht bei allen Anhängern dieser Partei die Berufung auf das Christentum aus voller Herzensüberzeugung kommt, ist berechtigt, wenn man beobachtet, daß die Gewohnheit dieser Berufung in der letzten Zeit stark zugenommen hat. Das Hereinziehen des Christentums in die Politik ist bei den Vertretern dieser Bestrebungen neueren Datums. Es ist Parteipolitik; es soll, wie das beständige Betonen eines angeblich den Landmannsstand auszeichnenden besonders ausgeprägten monarchischen Gefühls, dazu dienen, denselben der besonderen Fürsorge des Staates zu empfehlen. In Wahrheit aber wird dadurch ein Standeshochmut gepflegt, der sich berechtigt hält, andere angeblich minderwertige Berufsstände anzufeinden und ihre Rechte anzutasten. Glücklicherweise ist doch eine große Zahl von Landwirten einsichtsvoll genug, das Trügerische dieser einschmeichelnden Vorstellungen einzusehea, und gerade in der letzten Zeit ist ein Abwenden von der agrarischen Bewegung deutlich bemerkbar.

Diese Anschauungen sind nicht die des Volkes, sondern die einer besonderen Gesellschaftsschicht. Ueberall aber erkennen wir, wie das Verquicken politischer Bestrebungen mit dem Christentum zur Verstärkung von Irrtümern dient. Mit dem Eifer für das Christentum verbindet sich das Bestreben, das staatliche Leben mit allen seinea Einrichtuagen nach dem Muster der Einrichtungen früherer Zeiten umzugestalten. Es ist nicht zufällig, daß die „Christen“ nach Prügelstrafe und anderen schönen Einrichtungen der Vorzeit rufen. Man sacht mit Mitteln zu wirken aad greift auf Mittel zurück, welche die wachsende Einsicht des Menschengeschlechts als zwecklos verworfen hatte, und darüber verkennt man die wirksameren Mittel. Man erklärt es für nötig, daß dies Geschlecht in eine harte Zucht genommen werde, damit es den Gehorsam wieder lerne, den es durch die Freiheit zu sehr verlernt habe. Auf blinden Gehorsam und willenlose Unterordnung soll, statt auf freie Ueberzeugaag, nach dieser Vorstellung die staatliche Macht sich gründen. Darüber wird verkannt, was allein den inneren Frieden sichern kann, strenge Beobachtung der Gerechtigkeit gegen Alle und das ehrliche Bemühen, die Gesetzgebung und die Staatspolitik mit dea Wünschen der Mehrheit des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen.

Zwischen den verschiedenen Bekeanern des Christentums, die ich hier geschildert habe, mag nirgends eine schroffe Grenze zu ziehen sein. Es giebt gewiß viele ehrliche Bekenner des Christentums in jenem alten Sinne. Aber die Verbindung mit rückschrittlichen staatlichen Bestrebungen ist heute ein so hervorragendes Merkmal des Christentums, daß es schwer aus dieser Verbindung zu lösen und in einer reineren Gestalt herzustellen sein wird. Wenn das Christentum eine Zukunft hat, was ich nicht entscheiden will, so wird es jedenfalls durch die Verbindung mit Bestrebungen, die man als geradezu kulturfeindlich bezeichnen kann, schwer geschädigt. Ich glaube aber, daß diese Verbindung nicht bloß zufällig ist, sondern ein Beweis dafür, daß das Christentum in unserem Zeitalter nicht die Aufgabe lösen kann, die ihm von Einigen gestellt wird, daß es bei der Denkweise der Gegenwart nicht die ihm zugeschriebene veredelnde Wirkung üben kann. Daß, wie John Stuart Mill sagt, dies Zeitalter „des Glaubens bar, aber bange vor dem Zweifel“ ist, kann noch heute als im allgemeinen zutreffend bezeichnet werden. Wenn aber die Furcht vor dem Zweifel oder die Besorgnis vor üblen Wirkungen des Unglaubens manche Menschen dazu verführt, sich zu innerer Unwahrheit zu zwingen, so ist das doch nur ein schlechter Ersatz für den naiven Glauben, der zwischen der Ueberlieferung und der eigenea Denkweise keinen Widerspruch findet.

Zeitschriftenschau.

Die Wahrheit, Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen aud Aufgaben des Menschenlebens, herausgegeben von Christoph Schrempf, bringt in Nr 91 einen bemerkenswerten Vortrag zum Abdruck, den Professor Th. Ziegler vor dem sozial-wissenschaftlichen Studentenverein in Straßburg über das Thema „Nationat und sozial“ gehatten hat. Z. untersucht die Ursachen, welche der sozialistischen Arbeiterbewegung zunächst ihren internationalen Charakter gegeben baben; der Thatsache, daß die einflußreichsten Begründer und Förderer dee Sozialdemokratie — Marx, Engels, später Liebknecht — politische Flüchtlinge waren, welche das Brot der Verbannung aßen, möchte aber doch wohl eine weit geringere Bedeutung beigemessen werden, als sie Z. ihr giebt. Gestebt er doch auch selbst zu, daß, wenn Marx kosmopolitisch gesinnt war. Lassalle durchaus im großen Sinne national dachte und empfand, und andererseits beweist es die Erfahrung hundertfältig, daß grade in der Fremde, selbst bei den ungerecht Verbannten, die Heimats- und Vaterlandsliebe nicht nur nicht erlischt, sondern häufig erst ihre rechte Stärke aud innere Kraft erhält, ja, zuweilen sogar zu leidenschaftlich verzehrender Glut entfacht wird. — Ausschlaggebend für den internationalen Charakter der Sozialdemokratie war aber einmal ihr anfänglicher utopischer Charakter und sodann die Vernachlässigung und Zurückstoßung des vierten Standes durch den Staat. Z. weist mit Recht auch auf die Stieh'schen Volksschutzregulative von 1854 hin, die nicht zum wenigsten dadurch sich schwer versündigten, „daß sie das Volk zwar in frömmelnder Weise die himmlische Heimat kennen lehren wollten, ihm dagegen Wert und Glück und Güter der irdischen Heimat nicht zum Bewußtsein brachten.“ Es kam die Zeit der Verfolgung seit 1878, welche die Saat der Bitterkeit und des Hasses nur noch steigern konnten. Indessen zeigen sich bereits bemerkenswerte Ansätze dafür, daß der Wunsch nach Beseitigung aller nationalen Differenzierung auch bei der Sozialdemokratie im Schwinden begriffen ist. Z. beruft sich dabei auf einen Aufsatz von Ed. Bernstein in der „Neuen Zeit“. In dee That sind national und sozial, wie Z. näher nachweist, keine Gegensätze, sondern Ergänzungen, die sich wechselseitig fordern. Die richtige Pflege des Nationalen, die

freilich nichts gemein hat mit chauvinistischer Großmannssucht, mit Hurrahpatriotismus auf Kommando, noch byzantinischem Zufriedensein und Zustimmen à tout prix, dieses echte Nationale zu pflegen ist einfach nichts als eine natürliche soziale Aufgabe. „Für die ganze Menschheit schaffen und wirken, das müssen wir den allergrößten Genien überlassen; für seinen Staat aber und für sein Volk kann jeder schaffen, indem er sich einfügt in dieses begrenzte Ganze. . . . Und neben diesem altruistischen Elemente der Ueberwindung des anarchischen Egoismus stehen die Tugenden der staatlichen Zucht und Ordnung und stehen bestimmte Antriebe zu allerlei sittlicher Bethätigung und Verantwortung. So bin ich Stirner und Nietzsche gegenüber staatssozialistischer Altruist, und dem feigen Wort Bodenstedt's, daß die Politik den Charakter verderbe, stelle ich das andere entgegen, daß Politik, Beteiligung am Leben seines Staates und Volkes, die hohe Schule wahrer Charakterbildung sei." —

Dieselbe Nummer der „Wahrheit" enthält auch eine feinsinnige Studie des Herausgebers Chr. Schrempf: „Von der Dankbarkeit". Es giebt wenige ethische Begriffe, die durch oberflächliche Anschauungsweise so korrumpiert worden sind, als grade dieser Begriff der Dankbarkeit. Die gemeine Betrachtungsweise hält Dankbarkeit für eine Pflicht des Empfangenden, Sch. weist dagegen treffend nach, daß sie Pflicht in erster Linie des Gebenden ist, daß dieser Dankbarkeit von selbst hervorruft, wenn er richtig giebt. Wesen und Wert des dankbaren Gedenkens beruht gerade in seiner Unverpflichtetheit. Darum kann es auch eine Dankesschuld nicht geben, denn wie kann man sich einer Schuld freudig erinnern? Und ebenso wenig hat es einen Sinn, jemanden zur Dankbarkeit zu ermahnen. Denn eine Vergeltung, die sich erst auf eine Ermahnung hin einstellt, ist natürlich keine Dankbarkeit mehr. Noch schlimmer ist es, wenn der Gebende seine Ueberlegenheit empfinden läßt und dem Empfänger gegenüber, vielleicht in bester Gesinnung, den Patron spielen zu müssen glaubt. Dann gedeiht ganz naturgemäß der Haß leichter als die Dankbarkeit. „Der Gönner thut sich vielleicht wer weiß was darauf zu gut, wie willig und reichlich er für den anderen sorgt! Und er wundert sich, daß dieser nicht so dankbar glücklich ist, wie er ihn gern sähe. Wie wenn ein Mensch mit Freude dessen gedenken könnte, daß er eine Erleichterung, ja die Möglichkeit des Daseins mit dem Verzicht bezahlen mußte, ein selbständiges, wesentlich gleichwertiges Glied in der Kette der Menschheit zu sein!" „Die Dankbarkeit ist, richtig aufgefaßt, nicht die Tugend eines Einzelnen, sondern die Frucht einer richtigen Verbindung zweier Menschen. Sie wird darum auch nicht etwa durch eine kräftige Willensanstrengung gemacht, sondern, wie alles Leben, erzeugt und empfangen." Dasselbe gilt auch von der Ehrfurcht, der Liebe, der Treue. „Vielleicht gilt überhaupt von allem wirklich Guten: es ist nie Pflicht, Tugend, Leistung des Einzelnen, sondern immer nur die Frucht einer gesegneten, weil reinen Verbindung zweier Menschen. Es kann darum auch nicht geboten, nur sorgepflanzt werden." —

Im Verlage von Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, erscheint seit vorigem Jahre eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Das Leben", Vierteljahrsschrift für Gesellschaftswissenschaft und soziale Kultur, Herausgeber Dr. F. von Reichs. Von dem reichen und gediegenen Inhalte des uns vorliegenden 3. (Juli-) Heftes nennen wir: Zur Frage der Verländerung (Verstaatlichung) des Versicherungswesens. Von Josef Mayer; Ibsen's „John Gabriel Borkmann". Von Burchard von Schrenck; Zünfte und Gilden. Von Emil Michael; Die orientalischen Fragen. Von Professor Friedrich Ratzel; Architektonische Strömungen am Ausgange des Jahrhunderts. Von F. v. Feldegg; Ueber die Ursachen der Krankheiten. Von P. J. Möbius; Die Frau gehört ins Haus. Von Dr. phil. Käthe Schirrmacher; Sozialaristokratie. Von Karl Jentsch; Ueber Festbühnen. Von Ziung; Chronik über Industrie und Handel. Von Pionier; Der Kampf um das Leben. Von Professor Karl Stooß; Selbstanzeigen von Dr. Karl Tomanig. Aus dem lesenswerten Aufsatze von Käthe Schirrmacher heben wir einige Sätze heraus. Die Verfasserin wendet sich gegen den oft gehörten Einwand, daß die Frau durch die Teilnahme am öffentlichen Leben ihrem eigentlichen häuslichen Berufe entfremdet werde, daß die höhere Erziehung, welche die Vertretee der Frauenbewegung anstreben, nicht für die Frau geeignet sei, die ins Haus gehöre. So kann aber nur sprechen, wer die Frau lediglich als Hausbalterin, nicht auch zugleich als Gefährtin des Mannes betrachtet, vor allem, wer nicht ihren hohen häuslichen Beruf als Erzieherin ins Auge faßt. „Wenn wir davon sprechen, der Frau eine gründlichere, vollständigere Ausbildung zu geben, so denken wir in erster Linie daran, daß die natürliche Erzieherin der Menschheit für ihren Hauptberuf schicklich ausgerüstet werden muß." „Wer die Frau, die Mutter, die Erzieherin auf die Enge einer Häuslichkeit beschränkt, wer sie von den großen Interessen des öffentlichen Lebens ausschließt, der macht sie selbst eng, klein, beschränkt, unfähig, Freiheit und Kraft zu erwerben, außerstande, große Tugenden, großes Entsagen zu lehren. Sie wird über ihr Haus nicht hinaussehen, sie wird eine größere Gemeinschaft als die der Familie nicht kennen. Wir aber wollen, daß als Frau und Mutter von Bürgern die verheiratete Frau sich für die Stadt, den Staat interessiere, die auch ihre Stadt und ihr Staat sind. Wir wollen, daß sie als Mensch nach ihren Fähigkeiten an dem Fortschreiten, der Entwicklung, dem Werden der Menschheit ihren Anteil nehme."

Bücherschau.

Schweizer Freiheit — deutsche Reaction. Von Ferd. Heigl, Zürich. Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. Der für den entschiedenen Liberalismus unermüdlich thätige Verfasser beklagt es mit Recht, daß die Schweiz der großen Menge unserer Reisenden gewissermaßen nur als landschaftliches Objekt bekannt ist. Zu einer Vertiefung in die Verfassungsgeschichte und Gesetzgebung des schönen Landchens nimmt sich der Durchschnittsreisende nicht die Zeit. Und doch sind die öffentlich rechtlichen Verhältnisse dort in hohem Grade interessant, weil die Schweiz bisher das einzige Land ist, wo man mit der „Souveränetät des Volkes" einen ernsthaften, wenn auch durchaus noch nicht einwandfreien Versuch gemacht hat. Wie sollte das Ergebnis nach anders sein? Die Sturzwellen weltwirtschaftlicher Concurrenz verlieren an Kraft nichts, wenn sie auch an die Molen eines vernünftig angelegten Hafens prallen; sie können nicht mehr so viel schaden, aber sie sind doch auch im Hafen noch sehr merklich. So steht es mit dem Capitalismus der Schweizerbürger, dem zwar die Schutzwehr der staatlichen Organisation die schäumenden Wellenkämme genommen hat, der aber für jeden, der einmal einige Zeit im Lande gelebt hat, doch die Bevölkerung recht anschaulich in Berg und Thal durcheinander wirbelt. Der Verfasser freilich verwahrt sich ausdrücklich dagegen, ein wirtschaftliches Idealbild entwerfen zu wollen und beschränkt sich mit weiser Vorsicht auf das rein Politische. Es ist wahrlich nicht seine Schuld, wenn das Licht, das auf die schweizerische Freiheit fällt, den schwarzen Schatten, der über Deutschlands Gauen liegt, scharf hervortreten läßt. Mit gutem Takt hat es der Verfasser im Allgemeinen vermieden, die Zustände in der Schweiz allzurosig zu schildern, wenn auch in manchen Einzelheiten eine schärfere Kritik nicht vom Uebel gewesen wäre; ich denke dabei vornehmlich an das Rechtswesen und den Fiskalismus manchee Kantone. Die kleine Schrift eignet sich — zumal auch ein kurzer Abriß der Verfassungsgeschichte der Schweiz beigegeben ist — sehr gut zu einer raschen Orientirung über die Verhältnisse der sympathischen Republik und sei besonders den in die Schweiz Reisenden bestens empfohlen. —uz—

Welche Aufgabe hat die preußische Volksschule gegenüber den sozialistischen Irrtümern und Entstellungen? Von W. Hering. Bielefeld, A. Helwig. So langatmig der Titel, so kurzsichtig die vorgetragene Weisheit. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein „Königliches Seminarlehrer" für derartige Trivialitäten ein Lesepublicum zu finden hofft, daß ein Mann, den doch sein Beruf mit dem Volke in Berührung bringt, so absolut verständnislos der großen sittlichen Bewegung gegenüberstehe, die in der sozialdemokratischen Partei eine zwar gewiß nicht fehlerlose, aber doch bedeutsame Verkörperung gefunden hat. Ganz im Jargon der berufsmäßigen Staatsretter werden die Anhänger der Partei als gewissenlose Verführer oder Verführte, Handlanger der Internationale ꝛc. bezeichnet. „Eine Welt ohne Gott, eine Menschheit ohne Glauben und Zucht, niemand gebunden ta seinem Gewissen — und da werde man nicht angst und bange!" Diese Angstmeierei würde rein lächerlich wirken, wenn sie nicht noch tieftraurig wäee. Natürlich muß zunächst die Religion, dann der patriotische Geschichtsunterricht mit historischer Wandkaele, historischen Abbildungen, nicht zu vergessen die 3 Kaiserbilder, ja auch die „Bildee der Prinzen und der Prinzessin" (!) die patriotische Schülerbibliothek und fleißiges „Heil Dir im Siegerkranz"-Singen den Kampf gegen die gott- und vaterlandslose Rotte aufnehmen. Auch nicht der keiseste Versuch, die sozialdemokratische Bewegung zu verstehen; wozu auch? Die Kabinetsordre vom 1. Mai 1889 hat ja von „sozialistischen Irrtümern und Entstellungen" gesprochen. Das genügt. Aber wozu dann den irreführenden Titel: „Pädagogische Abhandlungen" darüber setzen? Es muß heißen: „Gesinnungstüchtige Stilübungen." — —az—

Sprechsaal.

Zu Nr. 32 der „E. K." kommt Herr Professor Staudinger in seinem Artikel über den „Marxismus" auch auf meine Wenigkeit zu sprechen. Er sagt: „Wir möchten politische Bestrebungen keineswegs schelten und nicht für so nutzlos und fruchtlos halten, wie es z. B. Dr. Mülberger (Züricher Reden IV. S. 68) thut". Nun enthält aber meine dortige Ausführung keine Silbe, die zu dem Schlusse berechtigt, daß ich die politischen Bestrebungen des Arbeiterstandes verurteile. Nichts lag mir ferner. Was ich verurteilte, war nur die marxistische Politik, d. h. die Politik des blauen Dunstes, die mit Phantomen statt mit Wirklichkeiten rechnet. Diese Politik wirkt wie Opium auf die Intelligenzen und giebt um nichtiger Wahlzettel willen die soziale Organisation, d. h. das gewaltigste politische Machtmittel des Arbeiterstandes den Winden preis. Wir verdanken ihr jenes noch nie dagewesene Schauspiel einer politischen Partei, die über zwei Millionen Stimmen verfügt und im Staate nichts zu sagen hat. Das seltsame Mißverständnis meines Interpreten kann ich mir nur damit erklären, daß es auch für die halben Marxisten nur eine Art von Politik giebt — die Politik von Karl Marx.

Crailsheim. Dr. A. Mülberger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1888 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren leitischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, noch Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litterotur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 1 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer., Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Salvntalo". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sulla Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ungermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilos Freier. Novelle von **Marie von Ebners.** — Lieutenant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilie Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Sturm** u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Nissel, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Ebners, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Ebners, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weilbeecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im August 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Hochfein geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, mitunterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es gibt kein gediegeneres Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Setzen haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Fr. Fontane.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Junge Liebe.

Novellen von **Karl Emil Franzos.**

Vierte vermehrte Auflage

Inhalt: Die braune Rosa. Die Hexe. Die Vettern von Brandenegg.

Ein Band. Miniatur-Ausg. Geh. M. 3. Eleg. geb. M. 4.

Deutsches Litteraturblatt: (H. Keck). „Kunstverständ hat sich Franzos schon früher als sehr bedeutendes, eigenartiges Talent erwiesen. Aber dennoch sind wir überrascht durch die vorliegenden Novellen, deren Aufbau, Stil und Kalkeit geradezu von Meisterschaft zeugt. Sie behandeln, wie der Titel andeutet, das nicht ganz ungewöhnliche Thema der ersten, wahren Jugendliebe mit ihrer Lust und ihrem Leid. Aber die Erfindung ist so originell, die Darstellung so fesselnd, daß wir meinen etwas durchaus Neues und Eigenartiges gelesen zu haben. Zwei der Novellen sind von tief tragischer Wirkung, aber die erschütternde Gewalt derselben wird in wohlthuender Weise gemildert durch den feinen Kunstgriff, daß der Dichter nicht selbst erzählt, sondern ältere Männer sprechen läßt, über die fue ihr Leben entscheidenden Jugend-Illusionen. Daher kommt es, daß wir der Erzählung von vornherein in der Ueberzeugung folgen, daß die tragische Katastrophe nicht zur Verwirrung, sondern zur Reinigung und Erhebung führt, und unsere Stimmung ist mit derjenigen zu vergleichen, die uns umfängt, wenn wir nach einem schweren Gewitter im Freien schon ein Stückchen Abendrot sehen, während im Osten noch der ferne Donner grollt."

Westermanns Monatshefte: „Die „Junge Liebe" hat mit „Halb-Asien" gar nichts zu thun: ihre Wurzeln sprießen und blühen auf christlich germanischem Boden hervor. Sie zeigen somit das Talent des Autors von einer neuen und zwar viel minder vorteilhaften Seite. Die „braune Rosa" ist eine Variation des nie versagenden und nie ausgeschöpften Themas der Schätzerliebe, die „Vettern von Brandenegg" ergreifen durch die erschütternde Lebenswahrheit, die der Dichter in die einfachste Darstellung zu kleiden verstanden hat."

Europa (Leipzig): „Mild, edelschön und rein menschlich sind die Probleme und Gestalten, ohne deshalb minder interessant zu sein. Und was vollends den Reiz der Diktion betrifft, so hat Franzos trotz aller Meisterschaft der Sprache sicherlich bisher nichts geschrieben, was an die vornehme Sprache dieser Geschichten heranreicht. Es sind Kunstwerke im edelsten Sinne des Wortes. Welcher der Geschichten der Preis gebührt, ist schwer zu entscheiden. „Junge Liebe" gehört nicht zu den Büchern, welche ihren Reiz nach einmaliger Lektüre verlieren, und wenn einem modernen Novellenbuche, so ist es diesem zu gönnen, daß es nicht bloß Leser, sondern auch Käufer finde."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Mann und Frau.

Erzählung von **Konrad Telmann.**

Ein Band. Kl.-Oktav. Gediegenste Ausstattung.

Geheftet Mk 2. —, geb. Mk. 3.—.

Hombuerger Correspondent: (1. August 1897) „... Das ist eine der entzückendsten Erzählungen, die wir kennen. Sie spielt unter der Sonne Italiens und hat einen in den denkbar feinsten Verhältnissen des jungen Königreiches begründeten höchst originellen und anziehenden Vorwurf zum Gegenstand, der mit einer Grazie und Feinheit behandelt ist, die den in dem klassischen Lande heimisch gewordenen Schriftsteller ahnen läßt.

Konrad Telmann, der bekanntlich unlängst in Rom gestorben ist, hat viel geschrieben, und darunter vieles, das lediglich für das Bedürfnis der Tagesleküre verfaßt erscheint. Diese kleine Erzählung aber ist ein liebevoll ausgeführtes Kunstwerk, mehr noch wie, daß man es liest, sondern auch, daß man es besitzt."

St. Petersburger Herold: (20. Dezember 1896) „... Telmann zählt längst zu den meist gelesenen deutschen Erzählern der Gegenwart; sein neuestes Buch wird seine Beliebtheit sicher noch steigern. In den Vorzügen seiner frommenden Handlung und lebensvollen Charakteristik tritt hier ein, ungewöhnlich interessantes Problem, das uns ebensosehr ernst wie Gemütswärme behandelt ist. Die Erzählung spielt im modernen Italien. Monica, die Gattin eines Offiziers, den sie unendlich liebt, erfährt eines Tages, daß sie garnicht seine rechtmäßige Gattin ist; die kirchliche Trauung genügt nach dem Gesetze nicht. Wie sich die heldenmütige Frau in dieser analogen Situation benimmt, wie sich schließlich alles zum Besten wendet, mag man im Buche selbst nachlesen. Es wird sicherlich allenthalben zu den populärsten deutschen Romanen gehören."

Hamburger Fremdenblatt: (13. Dezember 1896) „... Telmann hat diese Geschichte in seinen bekannten, warmempfundenen Farben erzählt und damit ein kleines Kunstwerk geschaffen, das sich den besten seiner Schöpfungen an die Seite stellt."

Bohemia, Prag: (17. Januar 1897) „... Der Gegensatz zwischen Kirche und Staat, welcher unsere Zeit durchzittert, wirft seinen Schatten in die Ehe eines italienischen Offiziers. Der verstorbene Autor weiß die Sympathien für den Helden und sein allerliebstes naives Weibchen in dem Maße zu erwecken, daß man sich des glücklichen Ausganges man Herzen freut und dem Verfasser für das Vergnügen dankbar ist, welches er uns durch seine anmutige Erzählung bereitet hat."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10/11.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Frankfurter Allee 105.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncen-Büreaus und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 28. August 1897. | Nr. 35.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortan nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im August 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Stille Geschichten.

Von **Karl Emil Franzos.**

Ein Band. Dritte Auflage. Miniatur-Ausg. auf Butterpapier gedruckt. Geh. M. 4.—, höchst eleg. geb. M. 7,50.

Inhalt: Die Locke der heiligen Agathe. — „Zoubrie!" — Friedrich und Schiller. — Der Hiob von Auerloch. — Es liegt in der Luft! — Unser Hans.

Deutsche Litteraturzeitung: „Es wurde schwer sein zu entscheiden, welcher der sechs hier vereinigten Novellen der Vorrang gebühre — sie sind alle einander ebenbürtig in einfach edler und doch farbengesättigter Sprache, in Gedankentiefe und Kraft der Charakterzeichnung, sie alle sind durchweht von demselben Geiste echter Humanität, denselben durch Thränen lächelnden Humor und einer wundersam das Herz ergreifenden Innigkeit und Naturwahrheit. In ihrer schlichten und doch ungleich so sinnreich erfundenen, so ganz den Eindruck des wirklich Erlebten machenden Fabel kann die Novelle „Zoubrie" den besten Mustern ihrer Gattung seit den Tagen des Boccaccio und Cervantes zur Seite gestellt werden."

P. A. Anzeiger: „Die „Stillen Geschichten" sind eines der besten und interessantesten Novellenbücher, die uns in neuester Zeit vor Augen kamen."

Deutsche Zeitung (Wien): „Die vorliegenden sechs Novellen sind tiefer und edler Wirkung auf jeden Gemüt sicher, denn sie vereinigen Kraft und Originalität in Erfindung und Ausführung mit großer Gemütstiefe und einer intimen Hingebung an das Geschilderte."

Neue freie Presse: (J. J. Honegger) „Wer es versteht, jene wunderbar ergreifenden, an die tiefsten Saiten des Herzens anklingenden Tonarten anzuschlagen, deren Franzos hier Herr ist, in dem muß nicht bloß ein nachdenkender Zölibat liegen, sondern ein volles und reiches Gemütsleben und vielleicht ist die zweite Gabe mehr wert als die erste."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies Geschenkwerk von bleibendem Wert seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von ergötzlichem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse. „Man finde nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die direkten von des neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze literarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen fesselnden Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sulla Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ungermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilos Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutenant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Mario. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Rodeitus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Pseudonymus Loem, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Sturm** u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Nissel, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— unverändert.

Berlin, im August 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2389.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 28. August 1897. | Nr. 35.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Was lehrte Jesus? Besp. von Prof. W. Foerster. — Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung. II. Von Dr. F. W. Foerster. — Der internationale Frauenkongreß in Brüssel. Von Marie Stritt. — Rubenstein. Von Hans Kaeber. — Eingegangene Schriften.

Was lehrte Jesus?*)

Besprochen von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin.)

In Nummer 25 dieser Zeitschrift hobe ich eine kurze Einleitung zu einer Besprechung dieses hochbedeutsamen Buches veröffentlicht, indem ich mir näheres Eingehen auf dasselbe vorbehielt. Inzwischen sind in zahlreichen andern Zeitschriften sowie in den leitenden politischen Zeitungen Deutschlands Anzeigen und Beurteilungen des Kirchbachschen Buches erschienen, so daß jetzt meine Betrachtungen als etwas veraltet angesehen werden könnten. Ueberdies wird, wie ich an dieser Stelle mitteilen darf, von dem Verfasser selber, auf Wunsch und Bitten näherer Freunde, eine Zusammenfassung desjenigen Inhaltes der Evangelien zur baldigen Veröffentlichung vorbereitet, welcher sich noch den von ihm aufgedeckten inneren und äußeren Kennzeichen und nach Erwägungen umfassender sprachlicher, stylistischer und historisch-litterarischer Kritik als der eigentliche echte Kern der Jesuslehre deutlich nachweisen läßt.

Meine eigenen Betrachtungen über Kirchbach's Buch: „Was lehrte Jesus?" werden durch alle diese inzwischen eingetretenen Umstände allerdings eine Veränderung gegen die ursprüngliche Absicht, insbesondere eine Kürzung erfahren müssen, aber sie werden, wie ich hoffe, dadurch nicht ganz unnötig geworden sein, vielmehr auch jetzt noch das ihrige dazu beitragen können, den Lesern unserer Wochenschrift dieses Buch näher zu bringen, welches auch für alle folgenden Veröffentlichungen über denselben Gegenstand noch eine unschätzbare Grundlage bilden wird.

Unsere Leser werden es vermutlich in ihrer großen Mehrzahl nicht ungern sehen, zunächst über den Verfasser selber, welcher so große Dinge unternommen hat, einige Mitteilungen zu empfangen; denn in der That kann auch hierdurch das Verständnis der ganzen Bewegung gefördert werden. Wolfgang Kirchbach hat unter dem Titel „Selbsterlebtes" in der Leipziger Zeitschrift „Von Haus zu Haus" vor Kurzem eine Darstellung seiner Lebensentwickelung und seines bisherigen geistigen Schaffens veröffentlicht, eine Darstellung, von der es sich lohnt, eingehende Kenntnis zu nehmen. Nicht nur tritt uns darin „der ganze Mann" klar vor die Augen, sondern er führt uns auch selber mit der freudigsten Aufrichtigkeit in das Verständnis seiner persönlichen Eigenart ein. Ich gestatte mir hier, neben einigen kurzen biographischen Angaben, nur dasjenige aus diesen Selbstbekenntnissen zu entnehmen, was für die Würdigung der uns in besonderer Weise beschäftigenden neuesten Geistesthaten unseres Dichters und Denkers nähere Bedeutung hat.

Wolfgang Kirchbach ist im Jahre 1857 zu London geboren, „als der erste Sohn eines deutschen Künstlers und einer deutschen Lehrerin." Von väterlicher Seite gehört er dem thüringisch-sächsischen, von mütterlicher dem rheinländischen Stamme an. Die Stammtafeln der Geschlechter werden etwa zweihundert Jahre verfolgt und lassen vorwiegend Pastoren und einige Künstler erblicken. Die väterliche Familie hauste seit Generationen in der Gegend von Meißen. Der Vater war ein bedeutender Maler, der seiner Kunst überwiegend im Auslande, sogar in den anderen Erdteilen oblag.

Auch der jüngere Bruder unseres Kirchbach ist ein bedeutender Maler, der wohl vielen unserer Leser schon bekannt geworden ist. Wolfgang hat seine Schul-Erziehung hauptsächlich in Dresden genossen, die Alma Mater seiner Universitätsstudien war hauptsächlich Leipzig. Er hat sodann in Dresden, Leipzig, München, zuletzt vor der Uebersiedelung nach Berlin wieder (acht Jahre lang) in Dresden gelebt. Die Museen Europas von London bis Rom waren die Stätten seiner natürlichsten Studien und Beobachtungen.

„Aber das Verhängnis wollte auch", — so erzählt er uns — „wie mein Vater selbst in Südamerika war und die sehnende Phantasie des mutterlos gewordenen Knaben und Jünglings oft weinend des fernen Erzeugers gedachte, daß meine Kindesblicke zuerst auf die Wellen der Themse fielen, wo die ganze Welt ihre Handelsschiffe versammelte. Wenn meine späteren Werke bald nach Japan, bald nach Peru und Chile in's Reich der Inkas schweifen, wenn ich schon früh die Welt und alle sittlichen Lebensfragen nicht ohne diesen erweiterten Horizont verstehen konnte, so sind es eben diese ersten Eindrücke und die bewußte Erhaltung derselben von Seiten meiner Mutter, welche auch ein so ganz anderes litterarisches Bild ergeben mußten, als bei fast allen denen, neben denen ich seither gleichzeitig in Deutschland schaffen und schreiben durfte." — Kirchbach trat zuerst 1878 in die Oeffentlichkeit mit einer Reihe von „Märchen", sinnbildlichen Dichtungen, die er vom 14. bis 18. Lebensjahre geschrieben hatte. Dann kam der ebenfalls sehr früh geschaffene, aus der Persönlichkeit und dem Leben des Vaters inspirierte Künstler-Roman „Salvator Rosa", dann die Novellensammlung „Die Kinder des Reiches". Dieser folgte die Veröffentlichung der „Ausgewählten Gedichte", und hiernach kam eine Zeit ernster Studien in Kunst und Philosophie, Naturwissenschaft und sonstigem Wissen. Ein litterarisches Ergebnis dieser Zeit ist das „Lebensbuch", eine Sammlung von Essays und philosophischen Studien (1885), dem sich als poetische Schöpfung am nächsten der Roman „Der Weltfahrer" (1890) anschloß.

*) Zwei Ur-Evangelien. Von Wolfgang Kirchbach. Berlin 1897. Ferdinand Dümmler's Verlags-Buchhandlung.

Inzwischen erschien auch das Drama „Waiblinger" (Der Ingenieur), welches auf den Bühnen zu München und Dresden zur Aufführung gelangte, ferner das Bühnenmärchen „Die letzten Menschen", dessen eigenartige Poesie vielen Anklang fand, jedoch an die Darstellung zu kostspielige Anforderungen stellte, um der Aufführung teilhaftig werden zu können.

In novellistisch-epischer Richtung entstand dann eine Schilderung des Lebens der Vagabunden, der vom sozialen Leben Zertretenen, zugleich zum epischen Sinnbilde unseres sozialen Lebens überhaupt, betitelt „Das Leben auf der Walze", sowie eine Anzahl kleinerer Lebensbildchen unter dem Titel „Miniaturen".

Während der hierauf folgenden sechsjährigen Thätigkeit Kirchbach's als Theaterkritiker in Dresden sind es überwiegend dramatische Schöpfungen, welche an die Oeffentlichkeit traten: „Des Sonnenreiches Untergang", die Darstellung des Unterganges eines Sozialstaates in der tragischen Geschichte des peruanischen Inkareiches, dann eine Tragödie „Gordon Pascha", ein Drama „Eginhardt und Emma", ein Lustspiel „Jung gefreit". Und hiermit sind wir in die Zeit gelangt, in welcher zwanzigjährige ernste Studien zur Fertigstellung des Buches: Was lehrte Jesus? drängten, um „auf dem Grunde der vertieftesten Sittenlehre des genialsten ethischen Denkens vielleicht Luft und Raum zur erneuten sittlichen Vertiefung all unsers Dichtens und dramatischen Trachtens zu finden."

Die Selbstbiographie fügt noch hinzu: „Je mehr ich allüberall dem Mißverständnis der ernstesten Lebensfragen in zahlreichen Gebieten zu begegnen glaubte, desto mehr drängte es mich, auf Grund einer erneuten Uebersetzung der Lehren Jesu aus dem Griechischen sowohl unseren neueren Theologen, wie unseren Dichtern Luft, Raum, Helligkeit und Klarheit zu schaffen. Denn mit einem neuen Gewissen werden auch neue Schöpferthaten möglich sein."

Es ist von großer Wichtigkeit, aus diesem Bekenntnis zu ersehen, wie hier das Bedürfnis nach einer sittlichen Vertiefung dichterischen Schaffens nach zwei Jahrzehnten einer stark bewegten, den Menschheitshorizont in Raum und Zeit umspannenden, schöpferischen Geistesthätigkeit mit solcher Inbrunst auftritt, mit einer Inbrunst, welche in ähnlicher Lebensphase manchen andern Dichter, überhaupt viele andere ringende Seelen dem Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche zugeführt hat. Dem sehnsuchtsvollen Drange nach sittlichem Einklange und Frieden mit sich und Andern tritt mit unwiderstehlichem Zauber jenes ergreifende Menschenbild vor die Augen, in welchem sich fast alle Ideale der Menschenseele vereinigt darstellen, von dem erhabensten Heroismus bis zur rührendsten Sanftmut, Alles durchleuchtet von der machtvollen und dabei unsäglich milden, humorvollen Konsequenz eines die Höhen und Tiefen der Welt und des Lebens umfassenden Denkens.

Den Grundlagen und dem Gange der Lebensentwickelung unseres Wolfgang Kirchbach, sowie der heutigen Stufe des Denkens und Wirkens der Menschheit entspricht es, daß das Jesusbild ihn nicht mehr in das kirchliche Heiligtum des wunder- und legendenumwobenen Kultus hineinzieht, sondern daß er es hochgemut unternimmt, seinerseits dieses Menschenbild von den Trübungen läutern zu helfen, mit denen es die Jahrhunderte eines mystischen Kultus umschleiert haben, und es endlich in voller Reinheit und Größe als den ersten Verkünder des „Geistes der Menschheit" hinzustellen, in dessen Dienste, durchdrungen von dem „Urgrunde und der Macht des Alls" dieser Jesus von Nazareth sein Leben geopfert hat. —

Daß dies ein Dichter und Philosoph unternimmt, und daß er Zusammenhänge und Auslegungen sprachlicher und gedanklicher Art, litterarische und historische Beziehungen, endlich ethische Gedankenschätze und Konsequenzen enthüllt und ins hellste Licht setzt, welche fast sämtlich der kompetenten theologischen Forschung entgangen oder innerhalb derselben aus Mangel an Würdigung erahnt oder verklungen sind, das ist ein Kultur-Ereignis hohen Ranges, dessen ganze Bedeutung die Gegenwart nicht sofort erfassen wird, dessen Verkündung und Verwertung im Dienste der Erkenntnis und des Friedens der Menschheit aber um so mehr allen denjenigen am Herzen liegen muß, welche davon in tiefster Seele ergriffen sind.

Der Einwurf, man überschätze doch wohl solche anscheinend neue Forschungs-Ergebnisse auf einem Gebiete, auf welchem schon die ganze Lebensarbeit sehr bedeutender Fachmänner gewirkt und sicherlich Alles ans Licht gebracht habe, was die Unvollkommenheit unserer historischen Quellen überhaupt bieten könne, dieser Einwurf wird für Jeden, der unbefangen von der einleuchtenden Feinheit und Treue der Uebersetzungen und Erläuterungen Kirchbach's vollständige und aufmerksame Kenntnis nimmt, im Einzelnen sehr schnell dahinschwinden, im Allgemeinen aber wird er für Jeden, der einen ernsten Blick in die Geschichte menschlicher Erkenntnis-Entwickelung gethan hat, ja für Jeden, der auch nur ein wenig Menschenkenntnis hat und dieses Licht nicht in besonderen Fällen „unter den Scheffel stellt", total hinfällig sein.

Jede besondere Art der Geistesthätigkeit, jedes besondere Forschungsgebiet entwickelt in dem Geiste des Menschen, selbst des vielseitigsten und scharfsinnigsten, auch ganz besondere Benommenheiten, Grenzen und Hemmungen, und selbst das Zusammenwirken Vieler, welches schon die Wohlthat der Ausgleichung und Unschädlichmachung rein individueller Irrungen gewährt, erzeugt auch noch gemeinsame Einschränkungen seiner intellektuellen und sittlichen Leistungskraft durch die gemeinsamen Bedingtheiten, unter denen es sich nach übereinstimmenden Zielen und Methoden vollzieht. Das höher organisierte Zusammenwirken der ganzen Menschheit wird diese Nöte und Unvollkommenheiten auf das geringste Maß einschränken, aber auch dann wird das Vollkommenste auf Erden erst dadurch erreicht werden, daß man zugleich die vergangenen Zeitalter in allen großen Fragen mit zu Worte kommen läßt.

Vergegenwärtigt man sich also nur ein wenig die engen Bedingtheiten und Voraussetzungen, unter denen fast alle bisherigen Bibelforscher und Bibelübersetzer an ihre Probleme und Aufgaben herantraten, so wird man zwar mit liebevollster Nachsicht und sogar mit wärmster Dankbarkeit alles trotz jener Bedingtheiten wirklich Geleistete würdigen, aber man versteht es sofort, daß eben nicht mehr geleistet werden konnte, und daß andern Zeitalter und andern intellektuellen Forderungen und Gaben, ganz abgesehen von den Fortschritten der Quellenforschung, noch sehr viel zu denken, auszulegen und zum wahren Verständnis zu bringen übrig blieb.

Jesus von Nazareth war für den unbefangen und stetig denkenden Menschen bis jetzt ein höchst schmerzliches Rätsel. Ein ethischer Denker von einer bis in die radikalsten Extreme getriebenen Konsequenz der idealen Forderungen, eine Seele von einer unaussprechlichen Tiefe der echt menschlichen Mitempfindung und dichterischer Erhabenheit der Empfindung des Alls, ein Märtyrer und ein Held von rührender Schlichtheit und Größe, zugleich aber ein Mystiker und Wunderthäter, der in Selbstvergötterung mitunter wahrhaft zu schwelgen schien, und der dann auch unter Umständen in Accenten von unduldsamer Härte und herrischer Selbstgewißheit redete. Es war für ein konsequentes Gewissen völlig unmöglich, sich aus diesem Ganzen irgend ein Vorbild des Lebens zu machen.

Der Menschheit ganzer Jammer entströmte dieser Gestalt in aller ihrer hinreißenden Idealität und aller ihrer niederdrückenden Ueberhebung. So hatte man sich denn auch immer mehr aus einem Lehrer und einem Vorbilde für das Erdenleben einen göttlichen Erlöser in Himmelshöhen ge-

macht, und der namenlos reiche und tiefe Gehalt der Jesuslehre lag in der Kultur-Entwickelung der Menschheit fast vollständig brach, wenigstens in allen Gebieten der sozial-ethischen Entwickelung, in denen die Ueberhebungen menschlicher Autorität sich in jene Vergöttlichungen selber drapieren konnten.

Es war auch ziemlich klar, wie jene Trübungen der edlen Gestalt und ihrer Lehre entstanden sein konnten. In den jüdischen Traditionen und Visionen der damaligen Zeit lebte die politisch-soziale Sehnsucht nach einem Messias, nach einem Gesalbten (Christus), der irdische Erlösung aus Unfreiheit und Unfrieden bringen sollte. In der griechischen Ideenwelt, welche die ganze damalige Kultur zu durchdringen begonnen hatte, war der alte Götter- und Heroen-Kultus, insbesondere die verklärteste Gestalt desselben, der Apollo-Kultus, in eine gewisse Verbindung mit dem Symbolismus der Mysterien und andererseits mit dem sokratischen und platonischen Unsterblichkeitsglauben und Platons Visionen von der Weltseele getreten. Es bedarf fast keiner weiteren Zuthaten, um die Entstehung des legendarischen Christentums, nämlich des ganzen Systems von mystischen Vorstellungen über Erlösung, Fleischwerdung Gottes und ewiges Leben im Himmelreiche zu erklären, mit welchem dann die Person einer der bedeutendsten und liebenswertesten jüdischen Propheten- und Lehrergestalten umwoben wurde, deren junges, an idealen Wirkungen reiches Leben durch einen frühen Märtyrer-Tod in besonderer Weise geweiht und verklärt worden war. —

Aber alle solche nüchternen Deutungen versagten nicht blos bei den Gläubigen jegliche Wirkung im Sinne einer Befreiung ihrer selbst und der Jesusgestalt und Jesuslehre von den mystischen und visionären Trübungen. Nein, auch bei den Denkern und Forschern vermochten jene Erwägungen kein befriedigendes Verhältnis zur Jesuslehre zu begründen. So lange der Text der Evangelien in der bisherigen, in den meisten Kultursprachen anerkannten Art der Auslegung als die entscheidende Urkunde galt, war für den gewissenhaft Denkenden der Zugang zu der reinen, konsequenten Jesuslehre verschlossen und die vorbildliche ethische Wirkung ihres Urhebers durch quälende Zweifel vereitelt. Es mußte für das Wahrscheinlichste gelten, daß jene Lehre und jene Person sich zwar in einem edlen Tode bewährt, aber im Leben der Versuchung zu leidenschaftlicher Selbstüberhebung, ja zur Selbstvergötterung, mit ihrem ganzen Gefolge von Glaubensnot und Glaubenselend zahlloser schwacher Seelen, nicht widerstanden hatte. So blieb für die Gläubigen infolge mystischer Verdunkelung, hingegen für die eines denkenden Erkennens Bedürftigen infolge unvollkommener Ueberlieferung der Kern des köstlichen Schatzes ethischer Weisheit und persönlicher Vorbildlichkeit ungehoben, dessen die Menschenwelt gerade in ihrer jetzigen Entwickelungsstufe so dringend bedurfte, und dessen Gesittungswirkungen sogar in der bisherigen Unvollkommenheit der Ueberlieferung die trübenden Wirkungen der letzteren vielfach aufgewogen, vielleicht schon zeitweise überragt hatten.

In dem Buche „Was lehrte Jesus?“ wird nun, so zu sagen analytisch, nachgewiesen — und das zweite, synthetisch gestaltende Buch Kirchbach's wird diesen Nachweis vollenden, — daß es einen inneren Zusammenhang der in den Evangelien überlieferten Jesuslehren giebt, welcher sowohl nach dem Inhalt, als besonders nach sprachlichen und stylistischen Gesichtspunkten, sogar nach Regeln der poetischen Metrik mit einem hohen Sicherheitsgrade erkannt werden kann. Auf der Sicherung dieses inneren Zusammenhanges erbaut sich aber zum ersten Mal eine hohe objektive Wahrscheinlichkeit, fast Gewißheit zu Gunsten der Ausscheidung solcher Elemente der Ueberlieferung, welche nach Inhalt und Form aus jenem Zusammenhange eines großartigen Ganzen der Lehre herausfallen und sich immer deutlicher als Mißverständnisse oder Zuthaten der weiteren legendarischen und dogmatischen Entwickelung kennzeichnen. Zugleich ist aber Wolfgang Kirchbachs Kritik auch außerordentlich ergebnisreich in Vertiefung und Reinigung der Uebertragungen aus dem griechischen Texte der Evangelien gewesen, und er hat für diese Errungenschaften, bei denen er natürlich auch auf den Schultern der Vorgänger steht, die volle Zustimmung eines der ersten Kenner des Aramäischen, also der Sprache, in der Jesus selber geredet haben muß, gefunden. Endlich hat ihm die enge Anknüpfung von Form und Inhalt der Jesuslehre an die Schriften der alttestamentarischen Propheten und Weisen und an die Psalmen im Bereiche der ganzen Ausdrucksform und Redeweise der Jesuslehre die einleuchtendsten Aufschlüsse über fast alle anscheinenden Schwierigkeiten, Widersprüche, Unklarheiten, Ueberhebungen und Härten gegeben, welche in der uns vorliegenden Gestalt der Evangelien, zumal in der Lutherschen Uebersetzung, enthalten sind. Einer der wichtigsten dieser Aufschlüsse besteht darin, daß in der gehobenen Form des Lehrvortrages jener Zeit, jener Volksgruppe und ihrer rhetorischen Tradition das „Ich“ nicht den Lehrenden, sondern die personifizierte Lehre selber bedeutet. Zahllose Härten, anscheinende Ruhmredigkeiten und Selbstanpreisungen verschwinden, wenn richtig eingeleitet wird: „Die Lehre spricht“. Denn die Lehre wird in solchen Fällen mit dem Lehrer, der sich deutlich nur als ein Organ des besten Denkens der Menschheit auf seinem Lehrgebiet fühlt und giebt, ebenso wenig identifiziert, wie in der Gegenwart mit einem bedeutenden Lehrer, welcher seinen Hörern verkündet, was über gewisse Fragen die „Lehre“, d. h. die Wissenschaft, das gesetzmäßige Denken, sagt, und welcher etwa auch im Sinne dieses Denkens hinzufügt: Nur in diesem Geiste ist für menschliches Forschen Erfolg oder „Heil“ zu finden. (Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.)

In dem Sinne aller solcher, im Einzelnen überall höchst einleuchtender Auslegungen und in objektivster Zusammenfassung vieler Jesusworte, die zweifellos in jenen (oben erwähnten) großen Zusammenhang des echten Kernes der Lehre hineingehören, weist dann Kirchbach nach, daß aus der ganzen, in sich völlig konsequenten, durch höchst klares und stetiges Denken über alle großen ethischen Fragen ergreifenden Lehre alle und jede Mystik, sowohl im Verhältnis zur Gottheit, als mit Bezug auf ein künftiges Leben (Auferstehung) gänzlich ausscheidet. Die idealen Höhen der Weltanschauung, zu denen sich die überwiegend sozial-ethische Lehre erhebt, finden durchaus nur in der Idealvorstellung des „Geistes der Menschheit“ (denn das bedeutet das genau ausgelegte Wort „Des Menschen Sohn“) als der höchsten Autorität, sowie des „Geistes der Wahrheit“ als des eigentlichen Heilbringers für die Zukunft der Menschheit, ihre Gipfelung, und nur in der erhabenen kosmisch-ethischen Vorstellung von dem Urgrunde des Alls (dem „Vater“) und der Macht und Größe des Alls, in welchem der Geist der Menschheit seine bedeutsame Stellung hat, klingen sie weihevoll, aber ohne jede abergläubische Mystik aus, wogegen nach dem genauen Wortsinn von dem „Reiche im Himmel“ gar nicht die Rede ist.

Zugleich wird dann der Nachweis geführt, wie innig die nunmehr zweifellose Schlichtheit und Selbstvergessenheit dieses Lehrers der Menschheit mit der großartigen Tiefe und Konsequenz seines ethischen Denkens verbunden ist, und wie eindrucksvoll und einleuchtend nun in dieser Verbindung alle seine Lehren werden.

Was der Jesus Christus der bisherigen Fassung der Ueberlieferung von den Menschen verlangte, das klang von der Höhe seiner göttlichen Stellung in seinen letzten idealistischen Forderungen so seltsam, so welt- und menschenfremd, daß es völlig klar war, ohne übernatürliche Hilfe könne das nicht erreicht werden, wenn es überhaupt in diesem Leben erreichbar war. Deshalb blieben nicht blos die Höhen dieser Ethik, sondern auch viele schlichtere Grund-

Digitized by Google

sätze und Forderungen derselben in der christlichen Welt, bis auf eine relatio sehr kleine Zahl von Ausnahmefällen, ohne Wirkung auf das Leben und die Gesittung. Man darf sogar sagen, daß mit dem Steigen der materiellen und technisch-wissenschaftlichen Kultur, wie sie sich vorzugsweise in den christlichen Ländern entwickelte, die Mißachtung der spezifisch christlichen Ethik in der wirklichen Handlungsweise der Menschen und in ihrer gewöhnlichen attklugen sogenannten Lebensweisheit, ebensowohl bei den Gläubigen als bei den Nichtgläubigen, trotz aller religiösen Redeweise der Autoritäten und der dominirenden Schichten immer dreister wurde. Nur im unteren Volke sollte jene Ethik, d. h. die Geduld, die Selbstverleugnung, die Seligkeit der Entsagung, verwirklicht werden, was natürlich immer aussichtsloser wurde, je rücksichtsloser der Egoismus in den oberen Schichten sich geberdete, und je kopfloser sich in der Theorie oder Praxis das Uebermenschentum entwickelte.

Die von abergläubischer Mystik und von dem Anschein phantastischer Ueberhebung ihres Stifters befreite Jesuslehre stellt dagegen, wie Kirchbach jetzt nachweist, ein so gesundes und maßvolles Ganzes von wohlverbundenen ethischen Grundsätzen und Forderungen dar, und ihre idealsten Ansprüche an die menschliche Selbstverleugnung stehen in so innigem Zusammenhang mit allem demjenigen, was der konsequente Gemeinschaftsgeist, der Geist der Menschheit, für jeden Einzelnen leisten soll und wird, daß alles Paradoxe und Utopische in dieser Sittenlehre sich in den überzeugenden Eindruck geistvollster Konsequenz auflöst, wenn man überdies die zahlreichen Beispiele dabei in Erwägung zieht, in denen die Rede- und Lehrweise jener Zeit und jener Volkskultur in einen drastischen Humor auszuklingen liebte.

Es ist mit Zuversicht zu hoffen, daß Kirchbachs Darstellung der Jesuslehre, weit entfernt davon, einen neuen überschwänglichen Personen-Kultus hervorzurufen, bei der großen und wachsenden Zahl derjenigen, welche ihre Ueberzeugungen und ihr Leben auf stetiges ernstes Denken und Erkennen, als das gemeinsamste und sicherste auf Erden, gründen wollen, die Klarheit, Festigkeit und Gesundheit sittlichen Denkens und edlen Gemeinschaftslebens mächtig fördern wird. Zugleich wird aber die in jener Lehre gewährte Anknüpfung an große geschichtliche Ausblicke und Entwickelungen jener sittlichen Vertiefung eine neue Weihe geben.

Die Jesuslehre in dieser geläuterten Gestalt und endlich auch getragen von treuer Anwendung und Befolgung im Leben wird auch dazu helfen, das Verhältnis der Kulturvölker zu den andern Völkern und ihren Glaubens- und Welt-Anschauungen nachhaltig zu veredeln, was den christlichen Konfessionen trotz aller ihrer Verdienste um die Verbreitung der Kultur auf der Erde nicht in entscheidender Weise gelingen konnte, weil sie eben Religionsparteien sind.

Die gläubige Christenheit selber, und besonders ihre leitenden Organe werden die neue Jesuslehre natürlich mit Abneigung aufnehmen und weit überwiegend als künstelnde Fälschung brandmarken. Im Stillen und in den Seelen vieler geistvoller und bedeutender Menschen, welche den christlichen Kirchengemeinschaften äußerlich oder auch noch innerlich angehören, wird schon in naher Zukunft ein anderer Eindruck vorwalten. Und dieser Eindruck wird entscheidend dadurch verstärkt werden, daß sich fortan in vollster Wahrhaftigkeit auch alle diejenigen zu einer hohen und innigen Schätzung der Jesusgestalt und Jesuslehre bekennen dürfen, bei denen gewissenhaftes und stetiges Denken den Vorrang vor Glaubens-Idealen hat. Denn diese veränderte Stellung der sogenannten frei denkenden Menschen zu dem Idol der Gläubigen wird in dem gesamten Gemeinschaftsleben mächtige friedenbringende Wirkungen äußern.

Ich habe in diesen Betrachtungen Citate aus dem Buche unseres Wolfgang Kirchbach fast ganz vermieden; denn ich kann die verehrten Leser und Leserinnen nur bitten, selber an der Quelle zu trinken von dem lebendigen Wasser seiner begeisterten Darstellungen.

Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung.

Von Dr. F. W. Foerster in Zürich.

II.

Wir haben im Anfange unserer Darlegungen die regellose Produktion des Konkurrenzsystems als die Hauptursache der periodischen Arbeitslosigkeit hingestellt. Zeigen sich nun vielleicht innerhalb dieses Systems bereits Ansätze einer planvolleren Anpassung von Angebot und Nachfrage, Tendenzen zur Einschränkung jenes unberechenbaren internationalen Konkurrenzkampfes, der dem Arbeiter „Festigkeit und ruhige Dauer, die ersten Segnungen des Menschen" raubt? Zweifellos lassen sich diese Tendenzen nachweisen, und zwar nicht nur in dem stetigen Fortschritt der konsumgenossenschaftlichen Güterversorgung, sondern vor allem auch in der wachsenden Centralisation der industriellen Betriebe, in der immer größeren Ausdehnung der Unternehmerkartelle sowohl innerhalb des nationalen Lebens als auch in der Weltwirtschaft. Welche Bedeutung haben diese Kartelle? Brentano (Die Ursachen der sozialen Not, bei Duncker und Humblot) definiert sie als Vereinigungen von Produzenten, um durch planmäßige Anpassung der Produktion an den Bedarf einer Ueberproduktion und den sie begleitenden verhängnisvollen Folgen: Preissturz, Bankerott, Kapitalentwertung, Arbeiterentlassung und Brotlosigkeit vorzubeugen. Gegen diese Unternehmervereinigungen ist sowohl von staatssozialistischer wie von doktrinär-manchesterlicher Seite Sturm gelaufen worden. Aber ohne Erfolg. Denn überall da, wo das Konkurrenzsystem der großindustriellen Arbeit zur vollen Entfaltung kommt, da wird auch die Unsicherheit für den einzelnen Produzenten so groß, daß man es vorzieht, die scheinbare individuelle Freiheit im zügellosen Wettbewerbe aufzugeben und sich durch solidarisches Zusammengehen zwar die Möglichkeit des Sieges über die Mitbewerber zu nehmen, aber zugleich auch einen sicheren Gewinn zu verbürgen. Diese Ursachen der Kartellbildung treten besonders deutlich hervor in dem Jahresbericht der Handelskammer zu Duisburg (1894), wo es u. a. heißt:

„Man kann heute nicht mehr im Zweifel sein, daß diese Verbände der gewerblichen Unternehmer geradezu eine Lebensfrage für die Industrie geworden sind. Nur der heftigste Druck der darniederliegenden Verhältnisse hat die Unternehmer dazu vermocht, einen Teil ihrer Selbständigkeit aufzugeben und einer gemeinsamen Leitung zu übertragen. Schließlich besteht auch nur die Wahl zwischen dauernd unlohnendem oder verlustbringendem Betriebe und einer wenigstens einigermaßen die Mühe und Sorge entschädigenden gemeinsamen Betriebsweise. Diese Rücksichten sind stark genug, um bei den Verbänden und Syndikaten mit einigen Unbequemlichkeiten und der notwendigen Strafgewalt der Organisation zu versöhnen. Die immermehr durchdringende durch den geschäftlichen Druck sich aufzwingende Erkenntnis aber, daß wie im eigenen, so auch in anderen Industriezweigen ohne Vereinbarungen nicht mehr auszukommen sei, bietet den Verbänden gegenseitig die gebührende Rechtfertigung."

Zunächst errichtet man gemeinsame Verkaufsstellen, dann verteilt man die von den einzelnen Fabriken zu liefernden Produktionsmengen und allmählich treibt das Bedürfnis nach einheitlichem Betriebe dahin, die Produktion bestimmter Warenarten zu verteilen, bestimmte Produktionsmethoden vorzuschreiben, Verordnungen über die Behandlung des Arbeitsverhältnisses zu erlassen, ja sogar — bei Zusicherung des gleichen Gewinnbezuges die Einstellung einzelner Betriebe zu fordern.

So wird allmählich aus dem Einzelunternehmer, — dessen Selbstverantwortlichkeit das Dogma der Doktrinäre der Konkurrenzwirtschaft ist —, durch die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Entwickelung der bloße Beauftragte des Kartells, dem oft genug noch weniger Initiative zukommt, als dem Direktor einer Aktiengesellschaft. Die einzelnen früher

selbständigen Unternehmungen erscheinen fast die Werkstätten eines einzigen großen Unternehmens. Als Beispiel eines solchen Kartells in Deutschland führt Ad. Braun (Die Kartelle, Berlin, Verlag des Vorwärts) den Dortmunder Kohlen-Verkaufsverein an:

Zweck desselben ist, unter den beteiligten Gewerken jeden Wettbewerb auf dem Kohlenmarkt auszuschließen und mit anderen beim Wettbewerbe in Betracht kommenden Zechen und Zechenvereinigungen, soweit als thunlich, feste Vereinbarungen über die Beteiligung am Gesamt-Absatz, sowie über Preis und Lieferungsbedingungen zu erreichen. Die beteiligten Zechen verpflichten sich, sich den Beschlüssen, welche in den regelmäßig in jedem Monate stattfindenden Versammlungen gefaßt werden, zu unterwerfen. In diesen Versammlungen erfolgt namentlich die allgemeine Festsetzung der Mindestpreise und Lieferungsbedingungen, die Festsetzung von Beteiligungsziffern u. s. w. Seit 1. Oktober 1890 haben sich die Zechen jedes unmittelbaren Verkaufes zu enthalten; einzig die Aktien-Gesellschaft tritt mit den Kunden in Geschäftsverbindung. Der Anteil der einzelnen Zeche an dem Gesamt-Absatz wird von der Aktien-Gesellschaft festgesetzt.

Wo einmal ein Kartell geschlossen ist, da ist es leicht, allmählich die ganze Industrie unter einheitliche Leitung zu bringen. Man droht den außenstehenden Werken einfach, sie durch Preisunterbietung bankerott zu machen. So erklärt das rheinisch-westfälische Stabeisen-Syndikat: „Außerhalb des Syndikates stehen nur wenige Werke mit ganz geringer Produktion und diese im Schach zu halten, wird das Verkaufsbureau die ausgiebigsten Mittel in der Hand haben. Erfordert es das allgemeine Interesse, so kann man dieselben ganz aus dem Markte hinausdrängen."

Es ist klar, daß mit dem weiteren Fortschritt der wirtschaftlichen Entwickelung diese Kartelle schließlich international werden müssen — denn der planlosen Konkurrenz auf dem Weltmarkt stehen schließlich die gleichen wirtschaftlichen Erwägungen entgegen, wie derjenigen auf dem nationalen Markte.

Im Jahre 1889 bezifferte Schönlank die vorhandenen internationalen Kartelle auf 11. Seitdem ist diese Zahl ganz bedeutend gestiegen. Der Berichterstatter über das rheinisch-westfälische Kohlen-Syndikat stellt ein solches Kartell in nahe Aussicht. Zwischen belgischen Coaksanstalten und rheinisch-westfälischen schweben bereits Verhandlungen. (Vgl. R. E. May, Jahresbericht der Firma Alex. Jahn 1895.)

Mit Recht sieht Brentano in der Weiterausbildung der Kartelle einen der wesentlichsten Rettungswege aus der sozialen Not — wenn auch jetzt erst die ersten Ansätze einer solchen Entwickelung zu spüren sind. „Mit der Sicherung gegen ausländische und innere Konkurrenz fällt jede Ausrede gegen die Gewährung von Löhnen, bei denen sich leben läßt. Vor allem aber werden die Betriebsleitungen der Notwendigkeit enthoben, Arbeiter wegen Mangels an Aufträgen entlassen zu müssen. Kleine Schwankungen im Betriebe werden durch Kürzung oder Ausdehnung der Arbeitszeit ausgeglichen. Jeder Betrieb erlangt somit eine stetige Arbeiterschaft. Mit der Reservearmee der Arbeitslosen schwindet auch der verhängnisvolle Druck, den ihr Dasein auf die Arbeitsbedingungen der Beschäftigten übt. . . ." Und die Frankfurter Zeitung sagte in einem wichtigen Artikel gelegentlich der Diskussion über das Petroleum-Monopol im Sommer 1896 folgende treffende Worte:

„So lange die Syndikate, Trusts und Ringe nur ein Mittel des Egoismus und der Bereicherung Einzelner sind, so lange sind sie selbstverständlich verwerflich und ihre Ausschreitungen müssen rücksichtslos bekämpft werden. Indessen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß diese und ähnliche Koalitionen berufen sind, eine wichtige soziale Funktion zu erfüllen, daß sie in das Chaos der modernen Gütererzeugung regelnd eingreifen werden und so schließlich in Verbindung mit der weiteren Ausbildung des Verkehrs und der Warenstatistik den Ausgleich zwischen Konsum und Produktion schaffen können, der sich heute gewaltsam in der Form von Krisen vollzieht. Möglicher Weise gelangt die Menschheit hier in konsequenter, allerdings von der Allgemeinheit kontrollierter und geordneter Entwickelung zu demselben Ziel, das die Sozialdemokratie in ihrer primitiveren Anschauung von dem gewaltsamen Eingriff des Staates erwartet. Der Staat als solcher wird diese Aufgabe schwerlich je erfüllen können, wenigstens kaum so gut wie die Verbindung von Eigeninteresse und Unterordnung in freien, nur staatlich überwachten und vor Exzessen gesicherten Koalitionen.

Es ist klar, daß gegenüber den großen wirtschaftlichen und sozialen Perspektiven, welche die Kartellentwickelung eröffnet, die Angriffe der Vertreter der freien Konkurrenz oder der gouvernementalen Sozialisten ebenso wenig Erfolg haben werden, wie die Handwerker Erfolg hatten, als sie im Jahre 1848 auf ihrem Parlament in Frankfurt ein „Verbot der Großindustrie" verlangten. Die Centralisation der Industrie in Kartellen gehorcht eben der gleichen wirtschaftlichen Notwendigkeit, welche den einzelnen Großbetrieb über das Handwerk siegen ließ. „Eine Produktion", so sagt R. E. May in dem schon erwähnten Jahresbericht (S. 24), „welche in einem Artikel den ganzen Bedarf deckt, wird denselben bald ganz genau kennen. Eine Produktion, welche zu einer Zeit sehr stark, zu einer anderen sehr schwach ist, erfordert eine viel größere Anlage und Kapitalsanlage, als eine Produktion, die sich aufs ganze Jahr gleichmäßig verteilt. Schon hierdurch hat die Produzenten-Vereinigung den Vorteil, billiger arbeiten zu können und den Arbeitern eine regelmäßigere Beschäftigung zu gewähren. Hierzu kommt noch der außerordentliche Vorteil, die Produktion in wenigen, eventuell in einem einzigen großen Etablissement herstellen und die weniger lohnenden Betriebe einstellen zu können."

Ist es nun möglich, auf diese wirtschaftliche Entwickelung, welche, wie wir gesehen haben, die Ursachen der Arbeitslosigkeit allmählich zu beseitigen vermag, irgendwie fördernd und regulierend einzuwirken? Das ist die erste Frage, die sich jede ernsthafte Sozialpolitik in der Arbeitslosenfrage stellen muß. Unserer Ansicht nach sind hier die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen von der größten Bedeutung. Zunächst dadurch, daß sie durch den Druck ihrer sozialen Forderungen die konkurrierenden Betriebe zur Kartellierung zwingen, ferner aber auch dadurch, daß sie bereits vorhandene Kartelle im Kampfe gegen die außenstehenden Werke unterstützen und die Ausdehnung einer planvollen Produktion auf den ganzen Industriezweig herbeiführen helfen. Einer der interessantesten Belege für diese Entwickelung ist das dem Abschluß nahe englische Kohlensyndikat, dessen Entstehen zum großen Teil auch auf den Druck der mächtigen Bergarbeitervereine Englands zurückzuführen ist, die schon seit Jahren „die Regelung der Produktion" als einziges Mittel gegen die Arbeitslosigkeit auf ihr Programm gesetzt hatten. Dieses Riesenkartell würde zum ersten Mal die ganze Industrie eines Landes umfassen. Das Bedeutungsvollste an dieser Entwickelung ist das Zusammenwirken von Arbeitern und Arbeitgebern. „Da die Arbeiter in der Fortdauer des Kartells ihren Eigenvorteil sehen würden, sollen sie sich selbst verpflichten, die Arbeit dort einzustellen, wo der Grubenbesitzer den Kartellbestimmungen über Verkaufspreis und Konventionalstrafe zuwiderhandelt." Die Arbeiter sind geneigt, wie das „Handelsmuseum" berichtet, Grubenbesitzer, die das Kartell bekämpfen, durch Niederlegung der Arbeit in deren Werken zum Beitritt zu zwingen. Das Wichtigste ist, daß die Arbeiter einen Minimallohn bewilligt erhalten und daß dieser Minimallohn nicht abhängig gemacht wird von dem Marktpreise der Kohle, sondern umgekehrt dieser Preis vom Mindestlohn. Das ist natürlich nur möglich durch die Aufhebung der Konkurrenz. „Gelingt der Plan", so sagt R. E. May im Jahresbericht der Firma Jahn (Januar 1897) „dann wird er jedenfalls von grundlegender Bedeutung sein für alle großen Betriebe. Dann erwächst ständigen Einigungsämtern eine herrliche Aufgabe in der jeweiligen Festsetzung des Anteils der Arbeit und dem des Kapitals, vielleicht auch an der Festsetzung der Verkaufspreise. Werden dann in solche Einigungsämter Mitglieder einer parlamentarischen Regierung delegiert, wie wir es beim großen Kohlenstreik in England gesehen haben, so haben wir gleich die Mitwirkung des Volkes bei der Bestimmung des Mindestlohnes."

Digitized by Google

Es liegt hier auch die Antwort nahe auf die Frage, wie denn den Gefahren der industriellen Centralisation begegnet und ein Mißbrauch der in den Händen Weniger angehäuften wirtschaftlichen Macht verhütet werden könne. Die Centralisation der Arbeit ist das einzig wirksame Gegengewicht gegen eine Diktatur der centralisierten Industrie. Wo starke Gewerkvereine sind, da ist den allgemeinen kulturellen Interessen schon ein starker Einfluß gesichert. Wird diese Kontrolle noch ergänzt durch ausgebreitete Konsumgenossenschaften, welche die Interessen der Konsumenten organisiert vertreten, so ist die Allgemeinheit vor Ausschreitungen der Kartelle sicher gestellt. Man sieht hieraus wieder die unschätzbare Bedeutung der Arbeiterorganisationen für unsere ganze Kulturentwickelung. Jeder Sozialpolitiker muß sich diese Beziehungen zwischen Centralisation der Produktion und Centralisation der Arbeit klar machen, um nicht durch augenblickliche sozialpolitische Erfolge das gesunde Gleichgewicht in der Entwickelung dieser Beziehungen zu stören und z. B. durch staatssozialistische Experimente der Organisation der Arbeiter die Anziehungskraft zu nehmen.

Neben der Kartellentwickelung giebt es noch eine andere Entwickelung, welche auf die Beseitigung der Ursachen der Arbeitslosigkeit hinwirkt — und das ist die Konsumgenossenschaftsbewegung, deren Heimat in England ist, die aber von dort immer größere Gebiete auch der kontinentalen Wirtschaft, besonders in Belgien, der Schweiz und Sachsen erobert. Die Konsumgenossenschaft bedeutet einen wichtigen Schritt auf dem Wege zu jener planvollen Ausgleichung von Angebot und Nachfrage, welche die unberechenbaren Schwankungen in der Beschäftigung der Arbeiter zum Stillstand zu bringen bestimmt ist. In der Konsumgenossenschaft tritt die Gemeinschaft der Konsumenten an die Stelle der Konkurrenz privatkapitalistischer Gewinnbezieher und läßt ihre Lebensbedürfnisse auf Grund geordneter Berechnung der Nachfrage durch eigene Beamte einkaufen und schließlich selbst produzieren. Während der Unternehmer und der private Händler für einen mehr oder weniger unbekannten und schwankenden Markt arbeiten, hat der Konsumvereinsunternehmer von vornherein eine gesicherte Kundschaft. Die englischen Großhandelsgenossenschaften versorgen heute schon mehr als zwei Millionen Arbeiter. Ihr Güterumsatz — über 200 Millionen Mark — übertrifft den der größten kaufmännischen Firmen. Sie besitzen eine ganze Reihe überseeischer Dampfer und haben Einkaufsniederlassungen in Hamburg, Kopenhagen und New-York. Ihre Warenhäuser in Manchester und anderen englischen Städten nehmen ganze Straßenviertel in Anspruch. Sie besitzen große eigene Fabriken auf dem Gebiete der Schuh-, Seifen-, Bisquit- und Bekleidungs-Industrie und erobern jährlich neue Branchen. Die Hemdenfabriken der schottischen Großhandelsgenossenschaft beschäftigen allein mehrere tausend Arbeiter. Ihr großer und gesicherter Absatz ermöglicht ihnen die Herstellung vorbildlicher Arbeitsbedingungen. Innerhalb dieses genossenschaftlichen Systems der Produktion und Verteilung giebt es keine Arbeitslosigkeit mehr. Und dieser „Staat im Staate" wie Lord Rosebery den Genossenschaftsverband genannt hat, ist auf dem Wege, das System der Konkurrenz immer weiter zurückzudrängen und — genau wie das Kartell — bereits internationale Verbindungen und Vereinbarungen anzubahnen.

Es ist unzweifelhaft, daß die Kartellentwickelung und die Genossenschaftsbewegung die Träger der kommenden Wirtschaftsweise sind, die auf dem Boden der internationalen Arbeitsteilung allmählich das periodische Erdbeben der Krisen überwinden und den Segen der Dauer und Stetigkeit, der bereits auf so vielen Gebieten der Menschenarbeit ruht, nun auch auf die wirtschaftliche Thätigkeit ausdehnen wird. Auf dem Boden der Freiheit wird sich eine Solidarität entfalten, von der heute die Doktrinäre des Bestehenden, die auf die Ewigkeit unserer Zustände aus der Regelmäßigkeit schließen, mit der sie täglich die Suppe auf ihrem Tische sehen, ebenso wenig Ahnung haben, wie die Doktrinäre der Expropriation. Jedenfalls nehmen die geschilderten realen Entwickelungen zur demokratischen Kontrolle des Güterprozesses den Anhängern des Bestehenden jeden Grund, die Sozialisten als Utopisten zu verspotten, wenn diese behaupten, daß die Arbeitslosigkeit erst mit der planvolleren Organisation der internationalen Produktion verschwinden werde. Auch darin muß man den Sozialisten durchaus Recht geben, daß man keine Gegenwartspolitik ohne Zukunftsgedanken treiben könne und daß jeder einzelne Schritt in der Sozialpolitik der Arbeitslosenfrage daraufhin geprüft werden müsse, inwieweit er jene allein gründlich heilenden Entwickelungen zu hemmen oder zu fördern geeignet ist. Das ist auch der Hauptgesichtspunkt, den wir in dieser Frage herausstellen und begründen wollten. Wir haben die Tendenzen aufgedeckt, welche allein zur Beseitigung der Ursachen der Arbeitslosigkeit führen können und wir haben gezeigt, daß die Arbeiterorganisationen die unentbehrlichsten Mittel zur Förderung und Regulierung dieser Tendenzen sind. Ist doch die konsumgenossenschaftliche Entwickelung in ihrer sozialen Entfaltung einzig und allein ein Produkt der Arbeiterorganisationen. Es ergiebt sich hieraus der Leitsatz, daß jede Maßregel gegenüber der Arbeitslosigkeit von dem Gesichtspunkte zu beurteilen ist, ob sie auf den Fortschritt der Arbeiterorganisation hemmend oder belebend einwirkt. Die Sozialpolitik in der Arbeitslosenfrage muß sich diesem Gesichtspunkt schon deshalb unterordnen, weil der Fortschritt der gewerkschaftlichen Bewegung auch für alle anderen Gebiete der Sozialreform von ausschlaggebender Bedeutung ist — ja weil überhaupt jede Sozialreform, welche die Kräfte der Selbsthilfe lahm legt, zur Herabdrückung des individuellen Lebens und damit zur sozialen Reaktion führt. Denn nicht die Organisation von Opfern eines Gesellschaftsteils für den anderen, sondern die Erweckung aller Volksteile zur Selbstthätigkeit ist wahre Sozialreform. Wenn wir beachten, daß die Lohnfrage und die Frage der Arbeitszeit nur zum kleinsten Teil gesetzgeberisch beeinflußt werden kann, weil die Besonderheiten jeder Branche, ja jeder Konjunktur besondere Vereinbarungen zwischen den Kontrahenten des Arbeitsvertrages erfordern, wenn wir bedenken, daß selbst die gesetzgeberischen Maßregeln zum Schutze der Arbeiter nur auf dem Papier stehen, solange nicht mächtige und geachtete Gewerkschaften über ihrer Ausführung wachen und wenn wir uns endlich auch klar machen, daß die Teilnahme an einem aufblühenden Verbandsleben die beste und wirksamste Schule für Lebensführung, geistige Bildung und sozialpolitische Reife des Arbeiters ist — so wird uns die Rücksicht auf Entfaltung dieser sozialen Lebensgemeinschaften im Vordergrunde aller Sozialpolitik stehen, ganz abgesehen davon, daß diese Organisationen auch für die gesamte Volkswirtschaft eine steigende Bedeutung haben durch das Gegengewicht, welches sie gegenüber den Gefahren der Centralisation der Produktion geltend machen können.

Wenn wir die verschiedenen Maßnahmen überblicken, welche jetzt zur Abwehr und Linderung der Arbeitslosigkeit vorgeschlagen werden, so müssen wir leider gestehen, daß hinter vielem ehrlichem Reformeifer außerordentlich wenig Bewußtsein von der doch handgreiflichen Bedeutung des oben entwickelten Gesichtspunktes zu finden ist. Das gilt ganz besonders von den verschiedenen Vorschlägen, welche neuerdings zur Begründung einer Arbeitslosenversicherung gemacht worden sind. Den ersten Anstoß auf diesem Gebiete haben zwei Katheder-Sozialisten gegeben, Prof. Georg Adler in Basel und Prof. Schanz in Würzburg. Neuerdings ist die Idee einer kommunalen Arbeitslosenversicherung auch in das Programm der süddeutschen Volkspartei übergegangen.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Der internationale Frauenkongreß in Brüssel.

Von Marie Stritt (Dresden.)

„Die Frauentage folgen sich, aber sie gleichen sich nicht", — diese Variation des bekannten Sprichwortes konnten wir bei mehr als einer Gelegenheit auf dem jüngst stattgehabten Brüsseler internationalen Kongreß in Anwendung bringen. Schon der Eindruck der ersten Sitzung in dem von der Regierung zur Verfügung gestellten prächtigen Saale des Palais des Academies war, zumal für uns deutsche Frauen, die wir noch die imposante Massenkundgebung des vorjährigen Berliner Kongresses im Sinne hatten, der einer unliebsamen Enttäuschung. Auch der Andrang zu dem am Abend vorher stattgehabten Empfang der Delegierten hatte uns auf ein allgemeines Interesse der Bevölkerung schließen lassen, aber die äußerst geringe Beteiligung des Publikums an den Verhandlungen — die allerdings wohl auch mit der ungenügenden Bekanntmachung durch die Presse zuzuschreiben war — bewies das Gegenteil, bewies vor allem (was uns später auch durch die belgischen Gesinnungsgenossinnen bestätigt wurde), daß von einer Organisation der Frauenbewegung, ja überhaupt von einer Frauenbewegung in unserem Sinne in Belgien noch kaum die Rede sein kann. Um diese Bewegung in Fluß zu bringen, war, wie man uns sagte, der Kongreß von der Ligue belge du droit des femmes hauptsächlich veranstaltet worden, und wir wollen hoffen, daß die Erwartungen ihrer Führerinnen sich erfüllen.

Der ungünstige erste Eindruck war jedoch, wie das meist der Fall, glücklicher Weise nicht der bleibende. Sehr bald gewannen wir die Ueberzeugung, daß der Berliner Kongreß zwar eine völlig andere Physiognomie gezeigt, daß er aber keineswegs interessanter verlaufen, daß sich im Gegenteil für die Delegierten der Brüsseler vielleicht noch lehrreicher, noch gewinnbringender gestaltete. Handelte es sich dort hauptsächlich darum, einen allgemeinen Ueberblick über das gesamte Arbeitsgebiet, über die verschiedensten Bestrebungen und Forderungen der modernen Frauenwelt zu gewinnen, so wurde hier einzelnen wichtigen Fragen eine größere Aufmerksamkeit geschenkt. War dort bei der Fülle des Gebotenen eine Zersplitterung der Kräfte, körperliche und geistige Abspannung häufig nicht zu vermeiden, so gestattete hier das beschränktere Programm eine wohlthuende Konzentration, ungeschwächte Aufmerksamkeit bis zum Schluß. In Berlin wirkte der ungeheure Andrang, die Masse, besonders eindrucksvoll, hier natürlich mehr einzelne interessante und bedeutende Persönlichkeiten, die in der nicht vorhandenen Menge auch nicht gut verschwinden konnten. Auch bot sich in und außer den Sitzungen reichlich Gelegenheit für die Delegierten, einander persönlich, freundschaftlich näher zu treten, und Beziehungen anzuknüpfen, die als wertvoller bleibender Gewinn nicht nur für die Betreffenden selbst, sondern auch für unsere Sache bezeichnet werden dürfen — eine Gelegenheit, von welcher die deutschen Delegierten besonders den englischen, holländischen und einem Teil der französischen Kolleginnen gegenüber ausgiebig Gebrauch machten.

Auch von Seiten der Delegierten war übrigens die Beteiligung in Brüssel eine weit geringere als in Berlin. Amerika, Oesterreich, Italien waren gar nicht, Rußland, Finnland, die Schweiz, Schweden, Spanien, Portugal mit je einem oder einer, resp. zwei Delegierten vertreten. Am zahlreichsten waren, außer den Belgierinnen natürlich, die französischen Feministen erschienen, und zwar ihre bekanntesten Führer und Führerinnen, wie Mme. Maria Martin, Mme. Féresse-Desraimes, Mme. Potonié-Pierre, Mme. Vincent, Mr. Lacour, Mr. Jules Bois u. a. Dann folgte Deutschland, ebenfalls mit einer stattlichen Anzahl Delegierter, dann Holland und England.

Im Interesse der Sache war es sehr zu bedauern, daß — obwohl meist ganz bestimmte, spezielle Frauenfragen erörtert wurden, obwohl man sozusagen unter sich, d. h. in einem Kreise aufgeklärter wohl unterrichteter Gesinnungsgenossen war, und obwohl das belgische Vereins- und Versammlungsrecht die weitgehendsten Freiheiten gestattet — daß trotzdem der freien Diskussion nur ein beschränkter Raum gegeben, Resolutionen aber gar nicht gefaßt wurden. Ein eindringlicher, von einem großen Teil der Delegierten unterstützter Appell von Mme. Vincent an das Kongreßkomité um Aufhebung der diesbezüglichen Bestimmungen hatte keinen Erfolg.

Der erste Tag war, nach verschiedenen kurzen Begrüßungsansprachen, ausschließlich der zivilrechtlichen Stellung der Frau gewidmet. Am Vormittag erregten besonders die Referate der deutschen Delegierten über das Familienrecht des neuen bürgerlichen Gesetzbuches und über die dagegen ins Werk gesetzte Agitation der deutschen Frauen das lebhafteste Interesse. Nachmittags wurde die brennende Frage der „Recherche de la paternité", deren Verbot bekanntlich noch in allen Ländern des Code Napoléon (Frankreich, Holland, Belgien, der französischen Schweiz, den deutschen Rheinländern, Baden, Pfalz ꝛc.) eine verhängnisvolle Rolle spielt, erörtert. Für die deutschen Staaten ist diese Frage — wenn auch in sehr unzureichender Weise — durch das neue Gesetzbuch gelöst, doch war es auch für uns ungemein interessant, die so wesentlich von einander abweichenden Standpunkte und Forderungen, die bei dieser Gelegenheit geltend gemacht wurden, zu hören und zu vergleichen. Während Prof. Bridel-Genf in seinem ausführlichen, klar und übersichtlich gehaltenen Referat das Prinzip des deutschen Zivilgesetzes, nur mit einer gerechteren Normierung der Ansprüche der unehelichen Mütter und Kinder und entsprechenden besseren Schutzmaßregeln durch das Strafgesetz befürwortete, Frau Schook-Haver-Amsterdam völlig gleiche Rechte der unehelichen mit den ehelichen Kindern auch dem Vater gegenüber forderte, erklärte Frl. Dr. jur. Augspurg in zündender Rede, in Uebereinstimmung mit einem Teil der französischen Delegierten, die Erforschung der Vaterschaft und die daraus hergeleitete Unterhaltungspflicht für unzureichende, unter Umständen sogar schädliche Maßnahmen, und forderte für die unehelichen Kinder das Mutterrecht und nötigenfalls die Unterhaltungspflicht des Staates, der für so manche veraltete und kulturfeindliche Einrichtung — u. a. den Militarismus — stets Mittel zur Verfügung hat. Sehr treffend war auch die von Frau Cauer gezogene Parallele zwischen den beiden berüchtigten Paragraphen des französischen und des neuen deutschen Zivilgesetzes: „La recherche de la paternité est interdite" und „zwischen einem unehelichen Kinde und dessen Vater besteht keine Verwandtschaft." Alles in allem boten die Verhandlungen dieses Nachmittags, bei denen ab und zu das lebhafte französische Temperament die parlamentarischen Schranken durchbrach, eine Fülle interessanter Eindrücke und Anregungen.

Das Gleiche läßt sich von dem zweiten Kongreßtag sagen, zwischen welchem und dem ersten ein Tag der Ruhe, oder richtiger des Vergnügens, lag, der mit einem gemeinschaftlichen Ausflug nach Tervueren und Besuch der hochinteressanten Kongo-Ausstellung und Niederlassung, sowie der internationalen Ausstellung ausgefüllt wurde. Hierüber und über die fesselnden Vorträge und überraschenden Eindrücke im Kongo-Dorf an dieser Stelle zu berichten, muß ich mir versagen, obgleich sich bei mehr als einer Gelegenheit direkte Beziehungen zur Frauenfrage auch hier aufdrängten.

Der zweite Sitzungstag war der wirtschaftlichen Gleichberechtigung gewidmet. Freigabe aller Berufe, gleicher Lohn bei gleicher Leistung, Zulassung der Frauen zu Handels- und Gewerbegerichten ꝛc. waren die einzelnen Punkte der Tagesordnung, doch bildete eigentlich der Arbeiterinnenschutz das Hauptthema, an dessen Erörterung sich besonders die Französinnen, sowohl von der bürgerlichen wie von der sozialistischen Partei, hervorragend be-

teiligten. Auffällig und befremdlich war es für uns, daß einige der bekanntesten Führerinnen noch den laisser aller Standpunkt vertraten und sich prinzipiell gegen jeden gesetzlichen Arbeiterinnenschutz erklärten, der der Frau nur neue Fesseln anlege, einen Schutz aber einzig und allein dem Manne gegen die Frau gewähre. Allerdings erschien diese Auffassung und diese absällige Kritik dem fragwürdigen Arbeiterinnenschutz gegenüber, wie er zur Zeit in Frankreich (und wohl auch anderwärts) besteht, nicht ganz unberechtigt. Weit mehr Widerspruch fand denn auch der entgegengesetzt-extreme Standpunkt, der ebenfalls von einer bekannten Führerin vertreten wurde und weitgehendste Beschränkung der weiblichen Arbeit zu Gunsten des bekannten „Die Frau gehört ins Haus!" verlangte. Mit allgemeiner Zustimmung wurden dagegen die Ausführungen von M. Louis Frank, dem durch wertvolle Arbeiten über die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der arbeitenden Frauen bestens bekannten belgischen Feministen, begrüßt. Völlig auf dem Boden der sozialen, bürgerlichen und politischen Emanzipation der Frau stehend, trat er doch mit allem Nachdruck für einen richtigen und notwendigen Arbeiterinnenschutz ein. Die zum Schluß aufgestellten kurzen Thesen, in welche er seine Forderungen zusammenfaßte, fanden so einmütigen Beifall bei der Versammlung, daß die deutschen Delegierten die Initiative ergriffen und beim Präsidium nochmals beantragten, dieselben als Resolution des Kongresses anzunehmen, und, als dies abgelehnt wurde, wenigstens in ihrem Namen die volle Uebereinstimmung mit diesen Thesen erklärten. Sofort schlossen sich die französischen und die englischen Delegierten dieser Erklärung an.

Der Nachmittag dieses Tages war kurzen Berichten über den Stand der Frauenbewegung in den verschiedenen Kulturländern vorbehalten, bei welcher Gelegenheit ganz besonders die trotz mancher vereitelten Hoffnung der letzten Zeit so hoch erfreulichen und in so liebenswürdigster Form gebotenen Berichte der Engländerinnen Mrs. Manesiore und Mrs. Morgan-Browne mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Der letzte Morgen brachte eine Uebersicht der Frauenarbeit auf dem Gebiet der Wohlfahrtseinrichtungen, der öffentlichen Armenpflege u. s. w.; der Nachmittag Beratungen über eine allgemeine Propaganda und Vorschläge für internationalen Zusammenschluß, welch' letztere übrigens durch die Gründung des International Council of Women bereits seit vier Jahren verwirklicht sind. Sehr eindrucksvoll wirkte zum Schluß der Vortrag von Mr. Jules Bois über die psychologischen Verschiedenheiten der romanischen und der angelsächsischen Frauen. Vom Standpunkt des Feministen mußte der Vergleich natürlich zu Gunsten der letzteren ausfallen, die Mr. Bois denn auch als die wahren Regeneratoren ihres Volkes pries. Der formvollendete Vortrag schloß mit einem verheißungsvollen Ausblick in die Zukunft auf die durch die Befreiung der Frau veredelten und verfeinerten Beziehungen der Geschlechter, auf eine zu erhaffende sittliche Wiedergeburt der Menschheit durch die Frauen.

Eine gesellige Zusammenkunft in der Laiterie des Bois de la Cambre beschlaß das Programm dieses Kongresses, der vielleicht in Bezug auf die Propaganda den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprachen und hierin weit hinter dem Berliner Kongreß zurückgeblieben ist, jedoch umsomehr zur Erweiterung, Vertiefung und Klärung der Kenntnisse und Anschauungen der Delegierten selbst beigetragen hat, denen übrigens der Aufenthalt in der schönen, lebensfrohen und interessanten Stadt, die liebenswürdig gebotene, ungezwungene Gastfreundschaft stets in angenehmster Erinnerung bleiben wird.

Wir haben viel lernen können und hoffentlich auch gelernt. Ein Beweis, daß die Frauen sich überall über die letzten, selbstverständlichen Konsequenzen, über das A und O unserer Bewegung klar geworden sind, war — bei aller sonstigen Meinungsverschiedenheit — die einmütige begeisterte Zustimmung bei jedem, noch so flüchtigen Hinweis auf das Frauenstimmrecht. Ein Beweis hingegen, daß es auch überall die gleichen Gefahren zu bekämpfen giebt, war das Auftreten von Mlle. Maugeret, der Delegierten des Féminisme chrétien, die nur eine Frauenbewegung „auf christlicher, in diesem Falle katholischer Grundlage" gelten lassen wollte. Die Einmütigkeit, mit welcher die zielbewußten französischen Frauenrechtlerinnen aller Schattierungen diesem beschränkten Standpunkt entgegentraten, wirkte, zumal auf uns deutsche Delegierte, herzerfreuend und trostreich. Wir begegneten uns in dem Gedanken: c'est tout comme chez nous! aber auch in dem aufrichtigen Wunsch: Wären wir doch erst alle so weit in der richtigen Erkenntnis dessen, was uns Schaden bringt, und dessen, was Not thut! —

Aphorismen.

Von Hans Roeder (Görlitz.)

Je weniger Macht Menschen besitzen, um so mehr neigen sie dazu, die wenige Macht, die sie besitzen, Andere fühlen zu lassen.

Das Recht der Andern ist das, was übrig bleibt, wenn wir uns selber satt gegessen haben.

Die Unkultur unserer Kultur zeigt sich daran, daß im Leben die Menschen viel weniger zur Geltung kommen als die Sachen.

Die Gleichheit ist das beste Mittel, um Jedermann die notwendige Achtung vor der Ungleichheit der Menschen anzuerziehen.

Viele Enttäuschungen, die wir erleben, sind in Wahrheit Wohlthaten, weil nur sie uns befähigen, unsere Thorheiten zu erkennen und zu überwinden.

Wie die Kaufleute ihre Bilanzen ziehen, sollten auch wir anderen Menschen von Zeit zu Zeit einen Strich unter unser Leben machen, um über das endgiltig hinweg zu kommen, was einmal hinter uns liegt. Das gehört zur Oekonomie des Lebens. Wer das nicht kann und den ganzen Trödelkram, der sich im Laufe eines Menschenlebens anhäuft, mit sich herumschleppt, wird sich selbst das Leben sehr erschweren.

Wer sich der jugendlichen Unreife des menschlichen Geisteslebens bewußt geworden ist, den wird diese Erkenntnis aus allem Pessimismus hinaus zu einer bejahenden, zukunftsfröhlichen Weltanschauung führen.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Was der Kaufmann vom bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß. Von G. Hack. Verl. d. Handelsakademie Leipzig.

Die erwachte Seele. Schauspiel in 4 Aufzügen. Von Carl Kellermann. Dresden-Leipzig. E. Pierson. 1897.

Friede sei mit Euch. Ein Wort an die Christen beider Konfessionen. Von „." Berlin, Verlag von Hans Friedrich.

Die Religion Jesu Christi. Von W. Hollenberg. Bremen, Max Nößler. 1897.

Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Von F. R. Caspar. Im Selbstverlag.

Eine neue Bestallungsart. Von C. Theod. Schulz-Dresden. Berlin, Verl. d. Alt. Ges. Pionier.

Gedichte von Julius Jakob Strauß. P. Friesenhahn 1897.

Volksbildung und Volksunterhaltung von Dr. Raphael Löwenfeld. Berlin, C. Duncker 1897.

Warum sind Elternabende abzuhalten und wie sind sie zweckmäßig zu gestalten? Von Jul. Fischerdorf. Dresden 1894.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin, Druck: W. Siebenmark, Berlin O., Frankfurter Allee 105.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. A. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Judith Trachtenberg.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Vierte durchgesehene Auflage. Ein Band gr 8°. Geh. M 3,60, geb M 5.

St. Petersburger Zeitung. (Ps c Rügelgen) „In der kurzen Zeit sein wir Franzos „Judith Trachtenberg" zum ersten Mal als einen der reifsten und ergreifendsten Bücher dieses seelenkundigen Autors an dieser Stelle rühmen, sind Schlag auf Schlag drei neue Auflagen notwendig geworden, ein Beweis, wie sehr gerade dieses Buch sich in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen. Wer das Buch noch nicht kennt, möge es jetzt lesen, und wer es bereits kennt, wird nur gewinnen, wenn er es von Neuem zur Hand nimmt."

Illustrirte Frauen-Zeitung. „. . . Franzos geht tiefer als Kompert, Bernstein und Mosenthal, die bald jüdische Familienleben nur von seiner lächerlichen Seite kennen wollten; er zergliedert die mannigfachen Ursachen, die das Judentum noch bis in die neueste Zeit hinein in fast völliger Abkehrung von der andersgläubigen Umgebung hielten. So schlicht auch die Handlung erscheint, so künstlerisch ist sie verarbeitet. Man kann das Buch nicht ohne tiefgehende Empfindung aus der Hand legen. Einzelne Schilderungen, wie das Begräbnis des alten Nathan und die Heimkehr Judiths ans Italien, werden in ihrer mächtig zu Herzen sprechenden Anspruchslosigkeit geradezu erschütternd."

Hamburger Correspondent. „Mit Souveränität beherrscht Franzos die Stoffwelt und schildert das märchenhafte Leben mit fast photographischer Treue. Die Komposition schreitet mit strenger, ehernen Konsequenz auf das Endziel zu. Die Charaktere sind scharf umrissene Gestalten von Fleisch und Blut. Farben satt unsere Verwöhnungen zusammen, so müssen wir sagen, daß „Judith Trachtenberg" einen großen Fortschritt in der Technik des Verfassers bezeichnet."

Neues Wiener Tagblatt. „. . . Ein wahres Drama, reich an packenden Scenen, der Idee nicht gewaltsam herbeigezwungen werden, sondern sich völlig ungesucht ergeben, entrollt hier der Verfasser. Meisterhaft gezeichnete Figuren greifen belebend in die Handlung ein. In der Heldin tritt uns eine Gestalt entgegen, wie sie den Bewohnern des Ghetto sich unbegreiflich erscheinen müsse, wenn Franzos nicht mit gewaltiger Ueberzeugungskraft ihre Handlungen so darzustellen wüßte, daß wir sie vollkommen begreifen müssen."

Ludwig Fulda. (Magazin für Literatur:) „Judith Trachtenberg" ist eines der besten Bücher, die Franzos geschrieben hat. Was die eigenartigen und Fülle des kulturschildernden Details und deren glückliche Verflechtung mit einer kräftigen Handlung betrifft, so läßt sich der „Judith" nur „Roskilde von Parma" vergleichen. . . . Diese kurze angedeutete Inhaltsangabe vermag natürlich den lebendigen Reichtum des Werkes an Farben und Gestalten, die markigen Linien der Handlung und die Stärke der Charakteristik nicht zu würdigen. Das Buch ist neu, gelesen zu werden; deshalb verlieren wir die kritische Tribüne und sagen: Der Dichter hat das Wort."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Ins Blaue hinein!

Heitere Geschichten von **Joseph Willomitzer.**

Inhalt: Das Geheimnis des Schutthaufens. Der schöne Hugo. Der Löwenbändiger. In der Sturmnacht. Ein Schauspiel für Götter.

Ein Band. Broch. 2 Mk.

Gediegenste Ausstattung. Geh M 2.50. Eleg gebd M. 3.50.

Heimgarten. (XXI 6 K 1 Ps K Rolegger) „. . . . . Sämtliche Humoresken sind würzig und nahrhaft zugleich, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind stofflich fesselnd und befriedigen den feinen literarischen Geschmack. In den letzten Jahren bin ich keinem Humorist begegnet, der so souverän die Flachen des Lebens belächelt und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet."

Böhmische Zeitung: (17. Dezember 1896.) „. . . In Willomitzer vereinigt sich der naivgründige Humor des deutschen Nordens mit dem kindlichen Herzensfrohsinn des Leiterertheres zu einer ungemein anmutenden Mischung. Es scheint es unlaublen, wer aber näher zusieht, findet unter der leichten Zeichnhülle sehr ernste, aus den tiefsten Gründen des Seelen- und Gemütslebens geschöpfte Gedanken und Beobachtungen. Musterhaft in dieser Hinsicht ist die Geschichte „Der schöne Hugo." Gegenstücke voll überraschender Laune sind die übrigen Geschichten, worunter insbesondere „Das Geheimnis des Schutthaufens" und „Der Löwenbändiger" zu herzhaften Lachen interessiren."

Neue freie Presse. (23 Dezember 1896.) „Heiter sind diese Geschichten wohl, aber sie sind auch noch mehr als bloß heiter, am allerwenigsten darf man harmlose Heiterkeit von ihnen erwarten. Willomitzer's Humor ist mit ernstlicher Laune durchsetzt, getränkt von der Ironie des Skeptikers, mit einem merklichen Grundton auch von ascetischer Schwermut. Und in dieser Schneid, in dieser männlichen Gesinnung, mit welcher der Autor nicht bloß Narren und Schwachlinge, sondern auch soziale Fehlheit beleuchtet und geißelt, liegt der dichterische Wert seines Buches. Ein wirklich freier Mensch, denkt man sich bei seiner Lektüre, ist doch nur der Humorist. Das Buch enthält fünf Erzählungen, deren Humor auf verschiedene Töne gestimmt ist. Die eine ist mehr sentimental, die andere mehr sarkastisch, die dritte rein schercend humoristisch; nicht alle Geschichten sind gleich wertvoll, aber eigenartig empfunden und originell sind sie alle fünf."

St. Petersburger Herold. (20 Dezember 1896.) „Joseph Willomitzer führt uns in diesem seinem neuen Buche scheinbar „ins Blaue hinein"; aber durch seine kühnen Träume hindurch dringt ein unbefangliches Auge für den Kern des Lebens. Ein Buch, das vielen Lesern Freude bereiten wird und das zu jenen gehört, die nicht ausgenommen sind, wenn man sie zu Ende gelesen hat."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 15.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage ist **soeben** erschienen:

Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl.

(1845—1876).

Herausgegeben von **Dr. Bruno von Frankl-Hochwart.**

Auch unter dem Titel: **Aus dem Neunzehnten Jahrhundert.** Briefe und Aufzeichnungen.

Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** Erster Band.

Ein Band. Groß 8.°, 27 Bog. eleg. Ausst. Brosch. Mark 8, in geschmackv. Halbfrzb. geb. Mark 10.

Die Briefe gehören nicht bloß durch die Persönlichkeiten der beiden Dichter, sondern auch durch ihren Inhalt zu den bedeutsamsten und fesselndsten Erscheinungen dieser Art. Die Fülle merkwürdiger, bisher unbekannter Aufschlüsse über Politik und Litteratur Deutschlands und Oesterreichs, die ebenso geistvolle als eigentümliche Lebensauffassung beider Männer, die prächtige Form geben diesen Briefen ihren großen, dauernden Wert. Neben intimen Aufschlüssen über die bedeutendsten Zeitgenossen, namentlich auch Lenau und Grillparzer, bieten sie insbesondere auch ein Bild der düstern Zeit von 1866, wie es uns kein Historiker gleich lebensvoll entrollen kann.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Dichtungen.

Inhalt: Gertrude Jasmund (Erzählung in Versen). Gedichte

Von **H. Robertin.**

Ein Band 6 Bogen. Miniatur-Format. Geh. M. 2.—. Geb. M 3.—.

„Es scheint uns Pflicht, auf dies Büchlein hinzuweisen und es Freunden deutscher Dichtung zu empfehlen, vor Allem deshalb, weil es im besten Sinne Bändchen bietet; es ist keine Zeile darin, die nicht erlebt und empfunden war. Das ist wirklichste, wahrhaftigste Seelenleben, das unwillkürlich ergreift und fesselt. Kurz, das Erstlingswerk eines vollwichtigen Talents" (Deutsche Dichtung)

Familien-Pension

Frl. **F. Beck** und Frl. **M. Barteld.**

Berlin SW., Gallescheste. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wöchentl. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 Mark (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Tragische Novellen.

Von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage.

Inhalt: Melpomene. Der „Stumme."

Ein Band. 22 Bog. Groß-Oktav. Gediegenste Ausstattung

Geh. M 4.—, geb. M 5.—.

Diese billige, dabei sehr schön ausgestattete Auflage wird dem bekannten Buche sicherlich viele neue Freunde werben. Über das Werk, das die anerkannt beste Kulturnovelle von Franzos, „Melpomene," und die ergreifende Erzählung „Der Stumme" enthält, seien hier nur folgende Urteile angeführt:

Ludwig Fulda („Kaiser"): „Diese Novellen sind ein rühmlicher Beweis von dem Streben des Autors, seine Probleme immer tiefer zu fassen, immer gründlicher zu lösen. Die erste Novelle hat die Prager Judenstadt zum Schauplatz, während die zweite im eigentlichen Halbasien sich abspielt. „Melpomene", dessen Uebernamen erhält Leo, die Tochter eines armen jüdischen Paares, weil sie an Weisheit und Anlitz der tragischen Muse zu vergleichen ist. Wir geben diese mit bewundernswerter Feinheit und Zartheit behandelten und mit überlegener Kunst erzählten Novelle unbedenklich den Vorzug vor der zweiten, welche „Der Stumme" betitelt ist. Aber auch diese zweite Novelle ist — und was könnte sich Besseres zu ihrem Lobe sagen? — durchaus eines Dichters würdig, der uns im „Kampf ums Recht" einen der trefflichsten Romane unserer Literatur geschaffen."

Hamburger Nachrichten: „Das wahrhaft tragische Verhängnis der armen Unglücklichen aus dem Ghetto — herzzerreißendes Leid trifft auch die niedrigen Leute — erzählt der Verfasser mit zitternden Nerven, mit realistischer und poetischer Vertiefung, jeder Zug ist wahr und schlagend, es findet sich nichts Erkünsteltes und Gesuchtes. Diese Nachstücke aus dem menschlichen Leben stoßen darum nicht ab, sondern erhalten beim Lesen in andauernder Spannung; der versöhnende Schluß erweckt ästhetische Befriedigung."

Frankfurter Journal: „In diesem Buche steht Franzos auf der vollen Höhe seines Könnens. Beide Novellen sind gleich interessant und durch sorgliche Ausführung fesselnd. Wer sich in die „Tragischen Novellen" vertieft, wird um einen edlen Genuß reicher geworden sein."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Mann und Frau.

Erzählung von **Konrad Telmann.**

Ein Band. Groß Oktav. Gediegenste Ausstattung

Gebettet Mk. 2.—, geb Mk 3.—

Hamburger Korrespondent: (3. August 1887) „... Das ist eine der entzückendsten Erzählungen, die wir kennen. Sie spielt unter der Sonne Italiens und hat einen in den besonderen Verhältnissen des jungen Königreiches begründeten höchst originellen und anziehenden Vorwurf zum Gegenstand, der mit einer Frische und Feinheit behandelt ist, die den in dem klassischen Lande heimisch gewordenen Schriftsteller verrät.

Konrad Telmann, der bekanntlich unlängst in Rom gestorben ist, hat viel geschrieben, und darunter vieles, das lediglich für das Bedürfnis der Tageslektüre verfaßt erscheint. Diese kleine Erzählung aber ist ein liebevoll ausgeführtes Kunstwerk, wert nicht nur, daß man es liest, sondern auch, daß man es besitze."

St. Petersburger Herald: (20 Dezember 1886) „... Telmann zählt längst zu den mehr gelesenen deutschen Schriftstellern der Gegenwart; sein neuestes Buch wird seine Beliebtheit sicher noch steigern. Zu den Vorzügen einer spannenden Handlung und lebensvollen Charakteristik tritt hier ein ungewöhnlich interessantes Problem, das mit ebensoviel Geist wie Gemütswärme behandelt ist. Die Erzählung spielt im modernen Italien. Monica, die Gattin eines Offiziers, den sie innerlich liebt, erfährt eines Tages, daß sie garnicht seine rechtmäßige Gattin ist; die kirchliche Trauung genügt nach dem Gesetze nicht. Wie sich die heldenmütige Frau in dieser unwürdigen Situation benimmt, wie sich schließlich alles zum Besseren wendet, mag man im Buche selbst nachlesen. Es wird sicherlich allenthalb zu den populärsten deutschen Romanen gehören."

Hamburger Fremdenblatt: (13. Dezember 1886) „... Telmann hat diese Geschichte in seiner bekannten, maßvollen Art erzählt und damit ein kleines Kunstwerk geschaffen, das sich den besten seiner Schöpfungen an die Seite stellt."

Bohemia, Prag: (17. Januar 1887) „... Der Gegensatz zwischen Kirche und Staat, welcher unsere Zeit durchzittert, wirft seinen Schatten in die Ehe eines italienischen Offiziers. Der beifallsame Autor weiß die Sympathien für den Helden und sein allerliebstes naives Weibchen in dem Maße zu erwecken, daß man sich des glücklichen Ausganges von Herzen freut und dem Verfasser für das Vergnügen dankbar ist, welches er uns durch seine anmutige Erzählung bereitet hat."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10/11.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Frankfurter Allee 105.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2989.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 4. September 1897. | Nr. 36.

☞ **An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.**

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Insertions-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im September 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl.
(1845—1876).

Herausgegeben von **Dr. Bruno von Frankl-Hochwart.**

Auch unter dem Titel: **Aus dem Neunzehnten Jahrhundert.** Briefe und Aufzeichnungen.

Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** Erster Band.

Ein Band. Gross 8°, 27 Bog. eleg. Ausst. Brosch. Mark 8, in geschmackv. Halbfrzb. geb. Mark 10.

Die Briefe gehören nicht bloß durch die Persönlichkeiten der beiden Dichter, sondern auch durch ihren Inhalt zu den bedeutsamsten und fesselndsten Erscheinungen dieser Art. Die Fülle merkwürdiger, bisher unbekannter Aufschlüsse über Politik und Litteratur Deutschlands und Oesterreichs, die ebenso geistvolle als eigentümliche Lebensauffassung beider Männer, die prächtige Form geben diesen Briefen ihren großen, dauernden Wert. Neben intimen Aufschlüssen über die bedeutendsten Zeitgenossen, namentlich auch Lenau und Grillparzer, bieten sie insbesondere auch ein Bild der düstern Zeit von 1866, wie es uns kein Historiker gleich lebensvoll entrollen kann.

Karl Emil Franzos,

Allerlei Geister.
Geschichten.
Inhalt: Allerlei Geister. — Originale.

Ein Band. Gross-Octav. Eleg. u. gediegenster Ausstattung. Geh. M. 2.—, hocheleg. geb. M. 3.—.

Karl Emil Franzos' neues Buch **„Allerlei Geister"** ist eine sorglich gesichtete Auswahl der besten Novellen und Novelletten, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Alle sind anziehend, mehrere auch durch erquicklichen Humor ausgezeichnet, einige wahre Kabinettsstücke deutscher Erzählungskunst.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Täring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. R. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Täring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenhrim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harnrning, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Deutsches Theater u. Deutsche Schauspielkunst.

Von **Adolf L'Arronge.**

Zweite Aufl. 10 Bogen. Groß-Oktav eleganteste Ausstattung. Geh. M. 2.—

Inhalt: An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin — I. Die Theater-Freiheit. — II. Die Regisseure. — III. Die Meininger. — IV. Berlin. — V. Vorschläge zur Verbesserung unseeer Theater-Zustände. — VI. Bühnen-Verein und Genossenschaft.

Berliner Tageblatt: „Dem Buche mangelt es zwar an Theater-Anekdoten nicht, es enthält aber auch ein gut Stück wirklichen Theaterlebens; und zwar nicht Coulissenleben, sondern soziales. L'Arronge hat in den langen Jahren, die er dem Theater angehört, Erfahrungen gesammelt, die unschätzbar sind, und er hat viele neue Ideen und vor allem ein warmes Herz für den Adel der Bühnenkunst, den Schauspieler stand. Er ist nicht nur der einzige Direktor, der vom Schauspieler alles verlangt, aber nichts dafür bietet, sondern er sucht die Schwachen überall zu stützen und materiell zu fördern."

Neue Badische Landes-Zeitung: „Alles in allem: seit langen Jahren ist kein Buch über unser Theaterwesen erschienen, das gleiche Beachtung verdient hätte, wie diese Schrift. Und so sie zugleich von der ersten bis zur letzten Seite amüsant und von prickelndem Witze erfüllt ist, so wird sie diese verdiente Beachtung sicherlich auch finden."

Breslauer Zeitung: . . . . . Ein Buch, in dem Adolf L'Arronge aus dem reichen Schatz der Beobachtungen und Erfahrungen seines der Bühnenkunst gewidmeten Lebens geschöpfte Erinnerungen, Rückblicke, Meinungen und Vorschläge nun dem deutschen Publikum ausbreitet. Und das deutsche Publikum wird ihm gern und aufmerksam zuhören. Denn es weiß, daß ein Mann zu ihm spricht, der als Bühnendichter und Bühnenleiter aufs innigste mit dem Theater verwachsen ist. Und dieser Mann versteht überdies auf das anziehendste und fesselndste zu plaudern und seine Darlegungen durch eine Fülle interessanter und charakteristischer Einzelheiten zu beleben. Seine Reformvorschläge werden manchen Widerspruch wecken; aber man wird stets in der Lektüre Anregung und Genuß finden."

Berliner Börsen-Zeitung: „Alle Gebildeten innerhalb und außerhalb Deutschlands werden den Inhalt des Buches sich gern zu eigen machen."

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Es giebt keine Frage des deutschen Theaters, die in dem Buche nicht über ebenso gediegene, wie geistvolle und originelle Erörterung findet. Jedoch auch die Form sichert der Schrift Beachtung: es ist eines der anregendsten, unterhaltendsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind; auf jeder Seite finden sich pikante und amüsante Details eingestreut und was die Hauptsache ist: diese Schilderungen aus dem modernen Theaterleben sind nicht bloß amüsant, sondern auch wahr."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Gende, Max Kretzer, Felix Mandlnec, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Radecki, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tanale, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantestee und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5 In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Satan, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gewöhnliche Routine hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 423 Seiten davorliegen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsante als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 4. September 1897. | Nr. 36.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Attentate. Von Epimetheus. — Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung III. Von Dr. F. W. Foerster. — Literarische Streifzüge. Von Dr. Eduard Hober. — Die jugendlichen Verbrecher. Von Arthur Tr. — Aus der ethischen Bewegung. — Bücherschau. — Eingegangene Schriften. — Sprechsaal.

Attentate.

Von Epimetheus.

Wenn es Ereignisse giebt, die nach den frohmutigsten Vertreter des Glaubens an die Macht der Vernunft in der Menschheit in düstere Schwarzseherei stürzen könnten, so sind es die sich immer wiederholenden Attentate auf die Mächtigen der Welt, mit ihrem Gefolge an Unsinnigkeiten, Kopflosigkeit und Schrecken. Die Menschheit hat also wirklich nichts gelernt, seit dem man anfing Geschichte zu schreiben? Denn unter allen Zonen, in allen Epochen, unter jeder Nationalität sind sie aufgetreten, die wahnbethörten Eiferer, die da kraft eigenen Mandates die mangelhafte Gerechtigkeit des Himmels oder Schicksals zu korrigieren unternahmen, die da glaubten, dem Recht durch Gewaltthat und Unrecht zum Siege helfen zu müssen. Und unter allen Zonen, in allen Epochen, bei jeder Nationalität scheint die bedrohte Autorität niemals andere Mittel der Abwehr gefunden zu haben, als Begegnung der Gewalt mit Gewalt, als Deckung der Ungerechtigkeit mit neuer Ungerechtigkeit. Und doch ist jeder Versuch, die Unvernunft oder Böswilligkeit auf dem Thron oder Ministersessel mit Dolch oder Kugel zu beseitigen, jedes Unterfangen, den Unverstand oder Trotz der Unzufriedenen in der Lehmhütte oder im Sklavenjoch mit dem Säbel und Bajonett zu unterdrücken, eine feierliche Proklamation des Unvermögens, daß Mensch mit Mensch sich friedlich verständigen könne, eine Abdication der Vernunft als Leiterin menschlicher Handlungen zu Gunsten brutaler Bestialität, da sich der Mensch vor seinesgleichen nicht anders sichern zu können wähnt, als indem er ihn zertritt. — Eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung teilt die Attentate, gleichviel, ob sie von unten nach oben oder umgekehrt stattfanden, nach dem scheinbaren Erfolge in glückliche und unglückliche. Sie beruft sich dabei auf das Urteil der Mitwelt, die unter Umständen einen Harmodios und Aristogeiton unter die edelsten Volkshelden erhebt, unter andern Umständen dem tyrannischen Sieger im Staatsstreich Huldigungen darbringt. Aber es giebt vor der tieferblickenden Geschichtsforschung keine glücklichen Attentate, ob sie nun gelangen oder mißlangen. Gewiß sind manchmal folgenreiche Veränderungen von einer solchen That ausgegangen; sie waren, wie übrigens jedes menschliche Thun, in der That im Stande, die Geschichte der Völker zu beeinflussen, aber der Beweis soll noch erbracht werden, daß dies im Sinne der Volkswohlfahrt geschah, ganz abgesehen davon, daß sich die ihnen folgende Entwickelung noch nie nach dem Bilde gerichtet hat, das der Urheber des Attentats im kranken Hirne trug. Die erwähnte Ermordung des Hipparchos führte nicht zur kleisthenischen Demokratie, sondern zum Schreckensregiment des Hippias; der Tod Cäsars vermochte den Verfall der römischen Aristokratie nicht aufzuhalten. Man lasse die „geglückten Attentate" auch nur unseres Jahrhunderts einmal Revue passieren, die Thaten der Sand, Booth, Guiteau, Vera Sassulitsch und der Nihilisten bis zu den neuesten bedauernswerten „Helden" des Dolches, Revolvers oder Dynamits, und beobachte, ob auch nur ein einziges Mal der gewollte Erfolg, für den diese Bethörten ihr Leben ließen, eingetreten ist! Geschichtliche Entwicklungen mit so thörichten Mitteln, wie die Beseitigung einer, auch der scheinbar mächtigsten, Individualität ist, beschleunigen oder aufhalten zu wollen, das ist die Weisheit des Kindes, das den Strom in seinem Laufe zum Weltenmeer aufzuhalten unternimmt, indem es am Rande eine Handvoll Wassers eindämmt. Von dem Attentat im Großen aber, sei es nun, daß man es mit dem Anarchisten Giovanni Rossi (in seiner Utopie „der Pinarà im 20. Jahrhundert") in der Erstickung eines ganzen Parlaments und Ministeriums einschließlich des Fürstenhofes erblickt, oder mit einer Handvoll unklarer Köpfe in der gewaltsamen „Expropriation der Expropriateure" — von einem solchen Attentat das Heil der Mit- und Nachwelt erhoffen, kann nur das aus dem Gleichgewicht geratene Gehirn, das Ursache und Folge nicht mehr zu verknüpfen vermag und das übernatürliche Wunder, als ob Feigen von den Dornen und Trauben von den Disteln zu lesen wären, erwartet. Aber eine andere Folge ist bisher leider fast stets eingetreten, obwohl ebensowenig in der Vernunft begründet, als jenes Thun: die unheilvolle Verwirrung klaren Denkens bei den bedrohten Mächtigen, die sich in der Verhängung grausamer Repressionsmaßregeln äußert. Die Furcht, auch wenn sie sich mit dem Mantel des energischen Drachentöters St. Georg drapiert, ist nun einmal eine schlechte Ratgeberin. Es ist nicht sowohl die persönliche Furcht der direkt Angegriffenen — sie stehen meist hoch über solchem Verdachte — als die ihrer ängstlichen Ratgeber, die „die Verantwortlichkeit für derartige Dinge nicht tragen zu können" vermeinen. Aber was hat es Canovas del Castillo genützt, daß seit Jahren in Spanien auf das einfache Bekenntnis zum Anarchismus die Deportation gesetzt wird, daß grausame Torturen und Hinrichtungen die „Stärke" (vielmehr die angstvolle Schwäche!) der Regierung bekundeten? Und wenn heute eine Konvention aller zivilisierten Staaten zu Stande käme, um alle Menschen, deren man sich derartiger unsinniger Mordthaten versähe, aus der Kulturwelt zu verbannen, müßte nicht die Erbitterung, die die äußerst schwierige und völlig unvollkommene Auswahl solcher Fanatiker erregen würde, der Hydra für einen abgeschlagenen Kopf zehn neue wachsen lassen? Den Gipfelpunkt krankhaften Denkens oder gar heuchlerischer

Böswilligkeit aber erreichen diejenigen — sie sind auch bei uns seit dem noch unaufgeklärten Eisenbahnunglück bei Celle wieder bei der Arbeit — die die Attentatsfurcht als Vorspann benutzen wollen zur weiteren Einschränkung der Ueberzeugungsfreiheit, zur Verdächtigung des freien Gedankens und seiner Vertreter, zur Unterdrückung des langsam zum Leben und zum Bewußtsein seiner Kraft erwachenden Volkes. Sie sind die wirklichen Todfeinde der Monarchen und ihrer Ratgeber, denn sie säen jene dumpfe Erbitterung des in seinen heiligsten Menschenrechten Gekränkten, sie pflanzen den wilden Fanatismus in die Gemüter kurzsichtiger aber willensstarker Degenerierter, der um jeden Preis, auch um den des eigenen Lebens, eine Aenderung herbeiführen will, jene tierische Rachsucht, die blind und toll die Höherstehenden zu treffen trachtet; sie sind es von jeher gewesen, die für alle Attentate der erblich durch die physische und psychische Verkommenheit der Eltern Behafteten, der geistig und sittlich Zurückgebliebenen und der an der Gerechtigkeit des Weltlaufs Verzweifelten die volle moralische Schuld tragen. — Es ist leider wahrscheinlich, daß es auch in Zukunft noch immer vereinzelte Wahnsinnige geben wird, deren trübem Haß die auf der Spitze der gesellschaftlichen Leiter Stehenden, selbst wenn sie nur die obersten Beamten des sozialistischen Zukunftsstaats wären, gelegentlich zum Opfer fallen könnten — das sind Berufsgefahren, vor denen man sich mit Vorsicht so gut als möglich schützen wird, die aber nicht anders angesehen werden dürfen, als wie elementare Unglücksfälle. Aber es ist nicht nur möglich, sondern auch im Interesse der Vernunft absolut notwendig, daß endlich auch auf und neben den Thronen die Erkenntnis aufdämmere: das einzige durchgreifende Mittel gegen die Häufigkeit der Attentate, gleichviel ob sie nun von Unzufriedenen oder von terroristischen Gegnern aller Herrschaft ausgehen, ist die Gerechtigkeit.

Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung.

Von Dr. F. W. Foerster (Zürich).

III.

Wir wollen an dieser Stelle nicht die versicherungstechnischen Grundlagen all dieser verschiedenen Projekte auseinandersetzen, da sich unsere Kritik keineswegs gegen die Richtigkeit der betreffenden Aufstellungen und Berechnungen richtet. Es läßt sich kaum bestreiten, daß eine Arbeitslosenversicherung finanztechnisch durchaus durchführbar ist, und wir müssen Prof. Adler Recht geben, wenn er den Zusammenbruch der St. Gallener Arbeitslosenkasse auf einige handgreifliche versicherungstechnische Verfehlungen zurückführt und behauptet, daß man mit dem Hinweis auf das schnelle Ende jenes Unternehmens keineswegs die Lebensunfähigkeit der ganzen Idee bewiesen habe. Der Plan einer kommunalen Arbeitslosenversicherung, welchen Prof. Adler im Auftrage der Baseler Regierung ausgearbeitet hat, ist versicherungstechnisch völlig unanfechtbar. Das entscheidende Argument gegen jede kommunale und staatliche Arbeitslosenversicherung liegt unseres Erachtens in der Erwägung, daß eine solche Versicherung den Gewerkschaften ihre Hauptanziehung und das entscheidende Mittel für Erreichung größerer Stabilität und Ausbreitung nehmen würde. Eine Organisation der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen kann überhaupt nur in dem Maße existieren und wachsen, als es ihr gelingt, das bedingungslose Arbeitsangebot der Unbeschäftigten fern zu halten. Die ganze Zukunft der gewerkschaftlichen Selbsthilfe hängt ab von dem Ausbau der Arbeitslosenunterstützung. Welche Bedeutung aber diese gewerkschaftliche Selbsthilfe nicht nur für die nächstliegenden Aufgaben der sozialen Reform, sondern vor allem auch für die endgiltige Lösung des Arbeitslosen-Problems hat — das haben wir in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes darzulegen gesucht. Im Sinne ähnlicher Erwägungen hat Herkner in einer Kritik der Adler'schen Vorschläge (Soz. Praxis Nr. 39, V. Jahrg.) die Frage aufgeworfen: „Wie soll ein Gewerkschaftsleben gedeihen, wenn alle friedlichen Aufgaben eines Gewerkvereins bereits von staatlich organisierten Kassen vorweg genommen sind?“ Herkner ist der Ueberzeugung, daß die angemessene Mitwirkung der Arbeiter bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen ohne tüchtige Organisation nicht erreicht werden kann; für ihn ist deshalb eine öffentlich rechtliche Versicherung gegen Arbeitslosigkeit nur unter der Bedingung diskutierbar, daß diejenigen Arbeiter, welche einem Gewerkvereine mit ausreichender Versicherung gegen Arbeitslosigkeit angehören, vom Beitrittszwange befreit werden. In einer Entgegnung auf diese Kritik (Soz. Praxis Nr. 45, Jahrg. V.) erwähnt Adler, daß auf Grund einer ähnlichen Beurteilung des Projektes seitens der Basler Buchdrucker diesem Wunsche bereits durch Aufnahme einer Bestimmung Genüge gethan sei, die den organisierten Arbeiter vom staatlichen Versicherungszwange befreit. Adler glaubt damit, alle Bedenken beseitigt und erwartet sogar von dem neuen Gesetz einen „großartigen Aufschwung“ der Gewerkvereine, „weil dann jeder Arbeiter von Staatswegen vor die Wahl gestellt wird: Arbeitslosenversicherung beim Gewerkverein oder bei der Staatsanstalt.“ Diese Hoffnungen Adler's sind ganz besonders charakteristisch für den Geist der bureaukratischen Sozialreform, die ihre Gebilde dem Leben aufpfropft, ohne die natürlichen Bewegungen und Gleichgewichtsverhältnisse der gesellschaftlichen Kräfte zu verstehen und zu berücksichtigen. Adler übersieht völlig, daß wir heute noch nicht in Platos Idealstaat leben, sondern in einem Staate, der den Arbeiterkoalitionen nicht nur mit Mißtrauen, sondern mit offener disziplinarischer Verfolgung (vgl. das Vorgehen der Eisenbahnbehörden) begegnet — und zugleich in einem Staate, in dem das Unternehmertum mit allen Mitteln die Unterdrückung der Arbeiterorganisationen betreibt. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung würde heute ruiniert sein, wenn jeder Arbeiter gezwungen wäre, seine Zugehörigkeit zur Organisation zu verraten. Selbst in England und in der Schweiz finden es noch viele Arbeiter ratsam, in dieser Beziehung Schweigen zu bewahren. Ferner läßt Adler noch folgenden Gesichtspunkt außer Betracht: Die organisierten Arbeiter haben heute mit den äußersten Schwierigkeiten zu kämpfen, um ihre indifferenten Kollegen in die Organisation zu bringen. In Deutschland z. B. sind erst etwa 5% aller Arbeiter organisiert. Heißt nun die Parole Staatsversicherung oder Organisation, so wird die indifferente Masse in die Staatsversicherung gehen, weil die Gewerkschaft eben vielseitigere Ansprüche an den Einzelnen stellen muß. Gerade darum aber ist es nötig, der Gewerkschaft nicht das Hauptmittel der Anziehung zu rauben. In Sidney und Beatrice Webbs Geschichte der englischen Gewerkvereine heißt es in bezug auf diese Anziehungskraft:

„Der Gewerkverein ist die einzige Anstalt, die für Unterstützung im Falle der Arbeitslosigkeit vorsorgt. Gegen Krankheit oder Tod mag der Arbeiter bereits in der einen oder anderen der zahlreichen Hilfskassen versichert sein, aber Unterstützung im Falle von Arbeitslosigkeit giebt es nur im Gewerkvereine, weil es nur hier möglich ist, zu erkennen, ob derjenige, der solche fordert, außer Arbeit ist in Folge schlechten Geschäftsganges oder in Folge schlechter Führung, oder Untüchtigkeit, oder ob er überhaupt außer Arbeit ist.“

Hier wird begründet, warum man die Arbeitslosenunterstützung allein dem Gewerkverein überlassen soll. In der Motivierung haben wir einen weiteren Gesichtspunkt für die Kritik der Adler'schen Vorschläge. Adler will einem Versicherungsbeamten die Entscheidung darüber anvertrauen, ob die Arbeitslosigkeit „verschuldet“ oder „unverschuldet“ sei. Als verschuldet arbeitslos sollen diejenigen angesehen werden, die infolge freiwilligen Austritts stellenlos geworden sind, die infolge von Lohnstreitigkeiten ihre Stelle aufgegeben oder ihre Entlassung durch Faulheit, Liederlichkeit, Unor-

Digitized by Google

träglichkeit, Ungehorsam oder Trunksucht herbeigeführt haben. Herkner fragt hier mit Recht, wie denn ein solcher Beamter im Stande sein sollte, zu entscheiden, ob die Arbeitslosigkeit wirklich verschuldet oder nicht vielleicht durch den Druck unerträglicher Arbeitsbedingungen herbeigeführt sei? Adler antwortet darauf, (Soz. Praxis, Nr. 45), daß ideale Beamte überhaupt nicht zu finden seien, und daß es keine richterliche oder administrative Praxis gäbe, die alle Teile befriedige. Man müsse sich mit dem relativ Vollkommenen begnügen. — So leicht lassen sich die Bedenken doch nicht abthun. Die Praxis unserer Gewerbegerichte und des Reichsversicherungsamtes haben gewiß gezeigt, daß es auch in Deutschland unparteiische Beamte giebt — aber das, was Adler von seinem Beamten verlangt, ist überhaupt garnicht durch den bloßen guten Willen zu leisten. Kann ein solcher Beamter denn eine klare Vorstellung von den Merkmalen einer „berechtigten" Arbeitsniederlegung haben? Einen Maßstab für solche Beurteilungen giebt es überhaupt erst dann, wenn mächtige Gewerkvereine da sind, welche ganz bestimmte Arbeitsbedingungen als „fair", als Ausgangspunkte der schiedsgerichtlichen Entscheidung vereinbart haben — eine Entwickelung, die eben gerade durch die staatliche Arbeitslosenversicherung ruiniert würde. Man bedenke, daß in der Praxis der großen englischen Gewerkvereine streikende Arbeiter nur dann unterstützt werden, wenn der Generalsekretär des Verbandes sich an Ort und Stelle vor Beginn des Ausstandes ganz genau über den Thatbestand informiert, die wirtschaftliche Lage der betreffenden Industrie untersucht und gütliche Auseinandersetzung versucht hat. Es giebt manche Arbeitsniederlegung, die in den Augen eines arbeiterfreundlichen Kommunalbeamten durchaus berechtigt ist, während sie von einem Gewerkvereinssekretär als nicht unterstützungsberechtigt abgelehnt würde. Eine so genaue Information über alle einschlägigen Verhältnisse, wie sie zu einer solchen Urteilspraxis unbedingt erforderlich ist, kann nicht von einem Bureaubeamten, sondern nur von einem langjährigen Fachmann des betreffenden Gewerbes erworben werden — wie denn auch neuerdings in England die Arbitration-Praxis immer mehr zurücktritt vor der direkten Verhandlung zwischen den Interessenten, die sich nicht nach abstrakten Gesichtspunkten, sondern nach den konkreten Bedingungen weiteren Zusammenwirkens einigen.

Gerade die Schwierigkeit in der Beurteilung der „Verschuldung" in der Arbeitslosigkeit zeigt die Lebensunfähigkeit des Adler'schen Projektes am deutlichsten. Die Arbeitslosigkeit ist doch nicht immer nur ein Symptom der wirtschaftlichen Entwickelung, sondern oft auch ein Symptom sozialer Interessengegensätze. Da kann der Staat wohl Einigungsversuche machen, aber er kann keine Einrichtungen mitten in den Kampf hineinstellen, die den einen Gegner direkt unterstützen und den andern lähmen. Das verbittert den Kampf nur, um so mehr als eben dieser Staat auf die Dauer niemals den Interessen derjenigen Klasse entgegen handeln wird, die seine Organe durch materielle Macht und psychische Suggestion beherrscht. Und selbst der arbeiterfreundlichste Staat dürfte das nicht thun, was die Gewerkschaft thun muß, um überhaupt ein gewisses Niveau der Lebenshaltung behaupten zu können, nämlich das Angebot der Arbeitslosen durch Unterstützung vom Arbeitsmarkte zurückhalten. Darum soll der Staat nicht in diese Entwickelung hineingreifen — gerade im Namen des sozialen Friedens, der nur die Frucht wohlorganisierter Arbeitermassen ist, während jede Staatshilfe auf Kosten der Arbeiterorganisation nur der revolutionaren Entwickelung dient. — Prof. Adler glaubt seinem Projekt eine besondere Empfehlung beizufügen, wenn er darauf hinweist, daß „nicht mehr blos die bösen Kathedersozialisten, sondern selbst die Anhänger der Partei Stumm ihre Zustimmung zur Arbeitslosenversicherung haben verkünden lassen." Gerade der Beifall dieser Herren hätte Herrn Adler zu denken geben können: die staatliche Arbeitslosenversicherung wäre ein vorzügliches Gegenstück zum kleinen preußischen Sozialistengesetz — nämlich ein Mittel, das Aufblühen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung zu verhindern. Der nationalliberale Abgeordnete Möller hat kürzlich auf dem Arbeiter-Versicherungs-Kongreß in Brüssel aus der Schule geplaudert, als er gegenüber dem Engländer Drage die Vorteile der staatlichen Arbeiterversicherung dahin erläuterte, daß alle gewerkschaftlichen Versicherungskassen nur dazu dienten, die Widerstandskraft der Arbeiter bei Streiks zu steigern — ein Mißbrauch, dem durch Uebernahme der Versicherungskassen durch den Staat vorgebeugt werden müsse. Hier sind die Hauptwurzeln der gefeierten deutschen Sozialgesetzgebung bloßgelegt. Mit Recht bemerkt auch Dr. Schmöle in seinem Buche „die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland seit dem Erlaß des Sozialistengesetzes," daß die Ursache für die geringe Entwickelung der deutschen Gewerkschaftsbewegung hauptsächlich in der staatlichen Arbeitergesetzgebung zu suchen sei. Die englischen Arbeiter haben richtigere Instinkte für die Bedingungen ihrer Emporentwickelung gehabt als die deutschen; sie haben noch im Jahre 1882 und 1883 auf ihrem repräsentativen Kongreß Anträge zu Gunsten des Wahlrechts aller erwachsenen Männer mit großer Majorität abgelehnt, nur um ihre Kräfte ganz auf ihre Organisationen zu konzentrieren und zu verhüten, daß die Massen die Gesetzgebung in Bewegung setzten, bevor sie durch machtvolle und geordnete Organisationen selbst ein Teil des Staates geworden waren, der die Gesetze gab. Auch die langandauernde Abneigung der Gewerkschaften gegen den gesetzlichen Achtstundentag ging hauptsächlich auf das Bestreben zurück, nicht die Anziehungskraft der Gewerkschaften zu Gunsten einer erweiterten Wirksamkeit der Staatsmaschine abzuschwächen.

Der Sonnemann'sche Entwurf einer obligatorischen kommunalen Arbeitslosenversicherung, den die süddeutsche Volkspartei ihrem Programm einverleibt hat, hat die gleichen Bedenken gegen sich wie der Adler'sche. Obwohl der Arbeiter einen großen Teil der Beiträge selbst aufbringen muß, soll auch hier der „freiwillige" Austritt aus der Arbeit den Verlust der Unterstützung nach sich ziehen; ebenso wird die Unterstützung auch dann nicht gezahlt, wenn der Versicherte eine ihm angebotene Stelle „ohne genügende Gründe" ablehnt. Wer bedenkt, wie es oft in großen und kleinen Kommunalverwaltungen aussieht, die ohne Gegengewicht einflußreicher Arbeiterverbände vom Unternehmertum beherrscht sind — der wird eine Ahnung von der volksfeindlichen Wirkung all dieser Bestimmungen bekommen. Die Annahme des Sonnemann'schen Entwurfes ist eine höchst bedauerliche Verirrung der süddeutschen Demokratie. Man hat wahrscheinlich gehofft, durch diesen Programmpunkt Fühlung mit der reformatorischen Richtung innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung zu bekommen — während gerade diese Richtung ihre Lebensbedingungen durch derartige sozialpolitische Experimente bedroht sieht. Die Demokraten sollten sich doch klar darüber werden, daß gerade die unorganisierten Massen es sind, die nach Staatshilfe schreien — sei das nun die Hilfe des heutigen oder des sozialdemokratischen Staates — während nur die organisierten Arbeiter Träger demokratischer Ideen sein können. Das Sonnemann'sche Projekt aber schneidet den Arbeitern den einzigen Weg ab, auf dem sie sich gegenseitig zur Selbstverwaltung erziehen und den Keil demokratischer Institutionen in die patriarchalische und feudale Gesellschaft hineintreiben können.

Was nun schließlich die Schanz'sche Idee des Sparzwanges als Mittel der Arbeitslosenversicherung betrifft, so gelten auch hier alle die oben entwickelten Gesichtspunkte. Den Gewerkschaften würde auch auf diesem Wege ihre entscheidendste Aufgabe genommen werden. Auch ist dieser Zwang zum Sparen nicht mehr diskutierbar für jeden, der begriffen hat, daß es sich um Heilmittel für die Not von erwachsenen Männern, nicht aber von Kindern handelt.

Würde sich Herr Prof. Schanz jemals einen „Sparzwang“ gefallen lassen?

Wie steht nun die deutsche Arbeiterbewegung selbst zur Frage der gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung? Nun, es ist zweifellos zu beobachten, daß in letzter Zeit angesichts der vielen verlorenen Riesenausstände dort die Erkenntnis immer breiteren Boden gewinnt, daß ohne Arbeitslosenunterstützung an keinen Fortschritt der gewerkschaftlichen Organisation zu denken ist.*) Interessant war in dieser Beziehung die Debatte auf dem letzten (1896) deutschen Gewerkschaftskongresse. Von Seiten der revolutionären Doktrinäre war folgende Resolution vorgeschlagen:

„In Erwägung, daß es unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen unmöglich ist, der kapitalistischen Gesellschaft mit rein kapitalistischen Gegeneinrichtungen der Arbeiter erfolgreich entgegenzutreten, und daß es dem Klassencharakter der modernen Arbeiterbewegung direkt zuwiderläuft, wenn man der Arbeiterschaft durch Schaffung kapitalistischer Einrichtungen unter uns ein Interesse am modernen Kapitalismus künstlich einflößt, erklärt der Kongreß, daß keine Ursache vorhanden ist, dem Staate seine Pflichten für das Volk abzunehmen, sondern den Staat vielmehr zu zwingen, die Fürsorge für das werkthätige Volk so zu gestalten, wie wir es fordern. Deshalb verwirft der Kongreß die Arbeitslosen-Unterstützung und erwartet, daß diejenigen Gewerkschaften, bei denen diese noch besteht, dieselbe allmählich abschaffen.“

Diese Resolution wurde abgelehnt und statt dessen die folgende angenommen:

„In der Erwägung, daß die Arbeitslosenunterstützung — abgesehen von ihrem humanitärem Charakter — die Stabilität des Mitgliederstandes in den einzelnen Organisationen in hohem Maße garantiert und in der weiteren Erwägung, daß durch diese Unterstützung auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse verbessernd eingewirkt werden kann, indem das Angebot der arbeitslosen Hände unter den jeweilig geltenden Lohn- und Arbeitsbedingungen, wenn auch nicht vollständig beseitigt, so doch ganz bedeutend vermindert wird, erkennt der zweite deutsche Gewerkschaftskongreß in diesem Unterstützungszweige einen bedeutenden, ja notwendigen Förderer der gewerkschaftlichen Organisationen.“

Die Herren Adler und Sonnemann könnten viel aus diesen beiden Resolutionen lernen. Die erste Resolution ist scheinbar revolutionär und in Wirklichkeit reaktionär. Die Arbeiterschaft lehnt jede größere reformatorische Mitarbeit ab, sie wünscht „Fürsorge“ und wendet sich dazu an den Staat, d. h. an die Organisation ihrer sozialen Gegner — in dem naiven Glauben, durch Stimmzettelabgabe diesen Gegnern allmählich die Klinke der Gesetzgebung entreißen zu können — während der Staat erst wirksam die Interessen der Arbeiter vertreten wird, wenn letztere durch die wirtschaftliche Macht und soziale Reife hochentwickelter Organisation selbst ein Teil des Staates geworden sind, so daß weder „gegen“ noch „für“, sondern mit ihnen regiert wird. Gewiß liegt für die Arbeiter die Frage nahe: „Sind wir denn verpflichtet, von unseren Hungerlöhnen noch eine Versicherungskasse zu gründen, um den Industriellen ihre Reservearmee durchzufüttern und dadurch dies ganze kapitalistische System mit seiner Vergeudung von Kapital und Menschenkraft noch künstlich zu erhalten?“ Die zweite Resolution giebt die Antwort auf diese Frage. Die gewerkschaftliche Arbeitslosen-Unterstützung ist nur ein Mittel zur Stärkung der Organisationen, zur Erhöhung der Solidarität der Arbeiter. Sie löst das Problem nicht, wohl aber — so fügen wir hinzu — werden die durch sie gestärkten Organisationen allmählich zu Ausgangspunkten planvollerer Ordnung der Weltwirtschaft werden und damit wird auch die Beseitigung der Ursachen der Arbeitslosigkeit beginnen. Merkwürdigerweise findet Dr. Jastrow in Nr. 34 der „Soz. Praxis“ (Jg. 96), daß die erste, an den Staat appellierende Resolution die reifere sei, während sie unseres Erachtens eine ebenso große Naivetät wie Unfähigkeit zu eigener Arbeit verrät. Die zweite Resolution ist scheinbar staatsfeindlich, revolutionärer, aber in Wirklichkeit eine Kundgebung organisatorischer d. h. staatserhaltender und staatsbildender Kräfte. Wie konnte Herr Dr. Jastrow das übersehen? Wie kann er der deutschen Arbeiterschaft entgegenhalten, daß „in der Schweiz die Arbeiterschaft bereits in vollem Zuge ist, das Verlangen nach staatlicher Arbeitslosen-Versicherung zu unterstützen?“ Ebenso gut könnte er den deutschen Arbeitern vorwerfen, daß sie heute noch gegen Verstaatlichung der Bergwerke sind, während die schweizerischen Arbeiter schon staatssozialistische Taktik treiben und z. B. für Verstaatlichung von Eisenbahnen eintreten. Aber warum können die Schweizer das? Weil sie einen Verband der Bahnangestellten haben, der mächtig genug ist, um alle berechtigten Forderungen durchzusetzen, während die Organisation der deutschen Eisenbahnarbeiter noch in den Windeln liegt und immer wieder von den Behörden niedergeschlagen wird, weil der Staat, das „gemeinwirtschaftliche Organ“, wie es Herr Dr. Jastrow, hoffentlich nur euphemistisch, nennt, von den Unternehmerinteressen beherrscht ist. Wo immer die Arbeiter noch nicht durch gewerkschaftliche und konsumgenossenschaftliche Organisationen einen entscheidenden Einfluß auf den wirtschaftlichen Lebensprozeß der Nation erlangt haben, da ist es doch die einzig richtige sozialpolitische Taktik, jede Einmischung des Staates möglichst zurückzuhalten, damit jene Organe der unteren Volksschichten heranwachsen können. Vorher bedeutet jede Ausdehnung der staatlichen Verwaltung nur eine Machterweiterung der bevormundenden Klassen.

(Schlußartikel folgt.)

*) Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben schon längst ein sehr leistungsfähiges System der Arbeitslosenunterstützung.

Litterarische Streifzüge.

Von Dr. Eduard Löber (Berlin).

I.

Zeiten des Sturmes und Dranges sind es gewesen, die unsere Litteratur in den achtziger und ersten neunziger Jahren durchgemacht hat. Eine Bewegung, in vielen Punkten der ähnlich, die vor hundert Jahren durch die deutsche Litteratur gezogen ist, hatte die Gemüter ergriffen. Kampf gegen die Schriftsteller und die Kunstwerke, die eben Geltung besaßen, Opposition der „Jungen“ gegen die „Alten“, war das Hauptcharakteristikum dieser litterarischen Bewegung, und wieder einmal bewahrheitete sich Heines Wort, daß es in der Litteratur zugehe wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wildnis: die Väter werden von den Söhnen totgeschlagen. Wahrheit war das Schlagwort und die erste Forderung der jungen Richtung. Unwahrheit und Leblosigkeit der geschilderten Vorgänge und Personen, hellste Schönfärberei, die der Wirklichkeit hohnsprach, und mangelnde Tiefe der Charakteristik und gesamten Darstellung — das vor allem warf man den litterarischen Schöpfungen der vorangegangenen Generation vor. Die eigenen Werke der jungen Partei sollten dann zeigen, wie die „wahre“ Kunst beschaffen wäre. An Stelle der phantastisch verschlungenen und unwahren „Handlungen“ der früheren Dichtungen sollten einfache, aber treu dem Leben nachgebildete Vorgänge gestellt werden; all den blassen, edlen und schönen Personen sollten scharfumrissene Charaktere, Menschen von unserem Fleisch und Blut, mit all ihren Schwächen und Fehlern, gegenüber treten; die schwatzhafte und triviale Breite der Darstellung sollte geistige Vertiefung und Durchdringung des Stoffes ersetzen. Nicht eine Fülle von blutlosen Gestalten und bunten Ereignissen, äußerlich nur lose mit einander verknüpft, sollte die Dichtung darbieten; sie sollte Charaktere zeichnen, aus deren Wesen ihre Schicksale erwuchsen, sollte uns in ihren Seelen lesen lassen, daß wir jedes ihrer Worte, jede Handlung verstanden und lebend miterlebten. Die Fremden Ibsen und Zola, Tolstoi und Dostojewski wurden als nachahmenswerte Vorbilder gepriesen.

Aber die bedeutenden Kunstwerke, die das Programm der neuen Richtung verwirklichen sollten, blieben aus. Noch erstand dem jungen Geschlecht nicht der Dichter, der wirklich das Leben in all seiner reichen Mannigfaltigkeit treu und künstlerisch nachgebildet hätte. Was zu Tage trat, waren wenig erfreuliche Kampfprodukte; klar trugen sie die Merkmale einer Reaktionsbewegung gegen vorher Geltendes an sich: grelle Uebertreibungen, ein Hinausschießen weit über das Ziel, eine unkünstlerische Absichtlichkeit in Inhalt und Form. Hatte die frühere Generation

das Leben und die Menschen allzu freundlich und glücklich und gut dargestellt, ja befaßten sich nun die jungen Schriftsteller fast ausschließlich mit den dunkelsten Seiten des Daseins, malten schwarz in schwarz, sahen immer nur die Bestie im Menschen. Dem übertriebenen Optimismus aan ehemals folgte ein übertriebener Pessimismus. Die Neigung zum Abstoßenden und Unerfreulichen, das Wühlen im Schmutze wurden die Merkzeichen der „naturalistischen" Schule.

Heute beginnt wieder Gesundheit und besonnene Klarheit unsere Dichtung zu beherrschen. Die Stürme des litterarischen Kampfes haben sich gelegt, das fanatische Parteigeschrei „hier Idealismus!" — „hier Realismus!" ist fast verstummt. Die unreifen Schöpfungen der Sturm- und Drangjahre sinken mehr und mehr in Vergessenheit, und immer lichter tritt das Bild einer gereiften modernen Litteratur hervor. Jetzt läßt sich auch erkennen, was die litterarische Bewegung von Neuem und Wertvollem in unsere Dichtung hineingebracht hat. Ein gesteigertes Interesse für die eigene, selbsterlebte Gegenwart und ein verschärftes Beobachten und Durchdringen aller uns umgebenden Verhältnisse und Personen, eine vermehrte Teilnahme an den unteren Klassen der Bevölkerung und ein starker sittlicher und sozialer Zug — das sind charakteristische Merkmale der besten Dichtungen der letzten Jahre. Und noch ein anderer Punkt tritt dem Beobachter entgegen, der bei unserem diesmaligen Streifzug besonders hervorgehoben sei: die erhöhte Stellung der Frau in der modernen Litteratur.

Wie sich die Dichtung immer eindringlicher der Gegenwart und ihren Problemen zuwandte, da konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Frauenfrage, eines der meist behandelten Themen unserer Zeit, tiefe Schatten in sie hineinwarf. Von Ibsen bis herunter zu Felix Hollaender wurde die Frau in die Mitte vieler Litteraturschöpfungen gestellt, wurde sie in ihrer Eigenart aber in ihrem Verhältnis zum Mann von allen Seiten beleuchtet. Dies hervorragende Interesse, das ihm ziemlich plötzlich in der Litteratur gewidmet wurde, und andererseits die gesteigerte eigene Thätigkeit des weiblichen Geschlechts für seine Befreiung und Emanzipation brachten es denn naturgemäß dazu, daß mehr und mehr Frauen, die eine dichterische Begabung in sich fühlten, zur Feder griffen, um vor allem Angehörige ihres Geschlechts zum Mittelpunkt aan Dichtungen zu machen. Und unerwartet offenbarte sich da eine Fülle von Talent. Während es noch vor wenigen Jahren die einzige Marie von Ebner-Eschenbach war, der wir den Dichterlorbeer reichen konnten — die zahllosen Gartenlauben-Erzählerinnen kommen natürlich nicht in Betracht —, sehen wir heute erstaunt eine ganze Reihe von Frauen vor uns, deren litterarische Schöpfungen die höchste Anerkennung fordern. So ragen auch aus der Menge neuer Dichtungen, die während der letzten Monate in Deutschland erschienen sind, zwei Bücher hervor, von Frauen geschrieben und Frauenschicksale behandelnd, die das größte Interesse erregt haben und deren Wert das auch in vollstem Maße verdient. Es sind die Romane „Aus guter Familie" von Gabriele Reuter und „Sibilla Dalmar" von Hedwig Dohm.*)

Beide Bücher haben das Gemeinsame, daß in ihrem Mittelpunkt ein weibliches Wesen steht, ganz ein Kind seiner Zeit, das aber doch mit seiner Zeit und seiner Umgebung nicht übereinstimmt und sich nicht in sie schicken kann, sodaß es endlich an seiner Zeit zu Grunde geht. Auch das ist den Werken gemeinsam, daß ihre Verfasseerinnen mit größter künstlerischer Offenherzigkeit über ihr eigenes Geschlecht berichten, mit einem bewundernswerten Freimut das Denken und Fühlen von Frauen unserer Tage künstlerisch enthüllen. Dabei sind es nicht lichte Seiten seelischen Daseins, die beide Schriftstellerinnen zur Sprache bringen, es sind trübe wunde Stellen und tiefe soziale Schäden, an die sie rühren. Endlich ist beiden Dichtungen gemein, daß die Erlebnisse ihrer Heldinnen sich abheben von einer breiten Schilderung unserer höheren Gesellschaftskreise, die an krassester Wahrhaftigkeit, schonungsloser Offenheit und greller Beleuchtung wenige ihres gleichen besitzt. Da werden unseren „guten Familien" Spiegelbilder vorgehalten, die mit erschreckender Wahrheit ihre Unvernunft und Heuchelei, ihre vielfache Falschheit und Unsittlichkeit wiedergeben. Beide Bücher sind nicht nur bedeutende Kunstwerke, sie besitzen auch einen eminent sittlichen Wert.

Die „Leidensgeschichte" des unbefriedigten Mädchens erzählt Gabriele Reuter, Hedwig Dohm die der unbefriedigten Frau. Die Regierungsratstochter, die da aufgezogen wird in urväterlichen Anschauungen, über die sie mit ihrem klugen Geist hinausragt, unverstanden von Eltern und Freundinnen; die keinen Genuß und keine Erhebung findet in der tristen Gesellschaft und Geselligkeit, die sie umgiebt; die sich vergeblich sehnt nach dem Manne, der sie liebte und den sie lieben und achten könnte, und die dann das einmal erwachte sinnliche Begehren nicht wieder unterdrücken kann und sich daran zermartert; die endlich in ungewohnter geistiger Arbeit Ruhe und Befriedigung erlangen möchte — sie findet nirgends, nirgends Glück und Frieden. An ihrer Erziehung, an ihrer Umgebung, an ihrem Sehnen geht sie zu Grunde. Unbefriedigt an Sinnen und Verstand, körperlich geknickt und geistig gebrochen, muß sie durch trübe, einsame Jahre dem Tode entgegen dämmern. Sibilla Dalmar steht schon als Mädchen geistig hoch über ihrer ganzen Umgebung; auch sie sucht den Mann, der ihrer würdig wäre, und als sie ihn lange vergebens gesucht, schließt sie die übliche „vernünftige" Geldheirat. Nun sucht sie Befriedigung all ihrer starken Kräfte im Rausch der Geselligkeit, die sie doch mit Ekel erfüllt, in geistiger Anregung, die ihr doch keine Ruhe bietet, endlich in der „Liebe" zu fremden Männern. Mit offenen Augen rennt sie in das Verderben hinein, ihr Verstand verliert die Herrschaft über die Sinne, sie sucht Glück, Glück — und findet den Tod, als sie eben einem Kinde das Leben gegeben hat.

Agathe und Sibilla sind reiche Individualitäten, sie ragen heraus über den Durchschnitt weiblicher Wesen und sind begabt mit hellem Verstand und Sinnen; aber dennoch sind es typische Erscheinungen unserer Zeit, die das Schicksal zahllose Frauen verkörpern. Eine tiefe Tragik haftet ihnen an. Sie sind gebannt in eine Gesellschaft, deren Hohlheit und Verlogenheit und Unsittlichkeit sie empfinden, aus der sie sich aber nicht herausreißen können; sie müssen leben in einer Zeit und Umgebung, die sie nicht versteht und nicht verstehen will, die ihren berechtigten Ansprüchen und Forderungen nicht genügt. „Wir armen, um ein paar Jahrzehnt zu früh geborenen Mädchen", ruft Sibilla Dalmar aus. „Hinein geboren bin ich zwischen Morgengrauen und Tag. Ich bin doch schuldlos daran, daß ich zwischen zwei Kulturen geklemmt bin, daß ich nicht rückwärts kann zu den spinnenden, strickenden Hausfrauen, nicht vorwärts zu den freien Geschlechtern, die nach mir kommen werden. In dem rauhen Vorfrühling der Frauenfreiheit gehen wir armen Schneeglöckchen zu Grunde." Wie wahr schaut sie die Schäden ihrer Zeit: „An Erziehung glaube ich. Hätte ich eine Erziehung gehabt, wie ich sie brauchte, eine spartanische oder Rousseausche: Natur, Kraft, Turnen, Schwimmen, Jagen (pfui, nein, Jagen nicht), aber Bergsteigen, Wandern, Wandern, das soll ja eine Lust sein, über Berg und Thal, zu Schiff, zu Roß! und kaltes Wasser! Kneipp, und last not least: Arbeit! Arbeit! Und statt dessen von früh an — Toilette, Flirt, Klatsch, ein bischen Lektüre und Klavierklimpern und andere Klimper- und Stümpereien, und das in einem Lebensalter, in dem jeder begabte Jüngling ein Titanide ist, der mit Göttern oder Götzen kämpft." Wie ein Sturmwind sollte es sich erheben aus diesen Büchern und hinfegen durch unsere Gesellschaft, sie aufrüttelnd aus der schläfrigen Gleichgültigkeit, in der sie sich versündigt an ihren Töchtern und Schwestern, ihren Bräuten und Gattinnen! Der Agathen und Sibillen leben so viele — schaut nur offen um Euch!

Unsere Gesellschaft ist es, die in erster Linie das Schuldig an dem Schicksal solcher Frauen wie Agathe und Sibilla trifft. Das hat Gabriele Reuter wie Hedwig Dohm erkannt, und sie deuten es an durch die charakteristischen und überaus treffenden Schilderungen dieser „guten Kreise", die sie zu einem wesentlichen Bestandteil ihrer Bücher gemacht haben. Beschämend, aber auch heilend und aufklärend müssen Bilder wirken, wie sie Gabriele Reuter von der Konfirmation und dem Pensionsleben, dem Kaffeeklatsch, dem ersten Ball und dem Leben im regierungsrätlichen Hause mit vollendeter Meisterschaft entworfen hat! Eine Lebenskennerin und Menschendarstellerin ersten Ranges offenbart sich da, die zugleich die Fähigkeit besitzt, mit feinstem künstlerischem Zartgefühl die Schleier über den dunkelsten Tiefen der weiblichen Seelen zu lüften. Frau Hedwig Dohm wiederum stellt uns ein in den lebendigsten Farben schillerndes Bild der sogenannten „besten Gesellschaft" Münchens vor Augen. Aber welche typische Bedeutung wohnt all diesen Geldleuten, Gelehrten, Künstlern und Aristokraten inne! Diese „Haut-goût-Damen", die nur nach Sinnengenuß und Betäubung, nach irgend einer Sensation streben, unsittlich vom Scheitel bis zur Sohle; diese schemenhaften

*) Beide erschienen im Verlag von S. Fischer, Berlin.

Ehemänner, die ein gleichgültiges Weib in „heiliger Ehe“ an sich gefesselt haben, thatsächlich aber ganz anderen Damen huldigen; diese geckigen und geistreichelnden Liebhaber, die als „Freunde der Familie“ überall nur ihren parasitischen Gelüsten nachgehen — wir kennen sie alle, sie leben nicht nur in München! Mit frappierendem Temperament und funkelndem Geist hat die sechszigjährige Schriftstellerin diese Gestalten unserer Tage dem Leben nachgezeichnet.

Die beiden Romane besitzen einen ethischen Wert wie wenige deutsche Dichtungen der jüngsten Jahre. Selten sind mit solch scharfsichtiger Kühnheit, die getragen wird von größter künstlerischer Kraft, die Hüllen von tiefen sozialen Gebrechen unserer oberen Gesellschaftskreise gezogen worden, gerade der Kreise, die sich so gern als Stützen des Staates und der Gesellschaft hinzustellen lieben und sich hoch erhaben dünken über den Millionen, deren Geldbeutel nicht so groß ist wie der ihre. Mögen vor allem in diesen Schichten die beiden Bücher nicht ungelesen bleiben! Wenn sich aber die getroffenen Kreise entrüsten über diese wahren und großen Kunstwerke, sei ihnen ein russisches Sprichwort vorgehalten, das ein Geistesverwandter von Gabriele Reuter und Hedwig Dahm, das Gogol einst seinem „Revisor“ voranstellte: „Nicht den Spiegel klage an, wenn er Dir ein häßliches Gesicht zeigt!“

Die jugendlichen Verbrecher.

Von Arthur Dix, Köln b. Obra (Westpr.).

Das neueste statistische Jahrbuch für das deutsche Reich enthält als Anhang einige Tafeln, die eine lehrreiche Illustration zu einem in letzter Zeit viel erörterten Kapitel geben. Die erste Tafel veranschaulicht die Gesamtkriminalität im Reiche nach Alter und Geschlecht im Durchschnitt der Jahre 1886/95. Auf 100000 Personen der Zivilbevölkerung desselben Alters und Geschlechts kommen unter den Frauen im allgemeinen nur 200—400 Verurteilte; den höchsten Stand erreicht das weibliche Geschlecht im Alter von 25—30 Jahren mit über 500 Verurteilten unter 100 000 Frauen. Ganz anders die Männer. Unter 100 000 jugendlichen Personen männlichen Geschlechts im Alter von 12—15 Jahren befinden sich bereits gegen 700 Verurteilte; im Alter von 15—18 Jahren über 1400, im Alter von 18—25 Jahren sogar um 3500; dann tritt ein ziemlich schneller Rückgang ein; auf 100 000 Männer im Alter von 25—30 Jahren entfallen noch über 2900, von 30—40 Jahren über 2200, von 40—50 Jahren 1600, von 50—60 Jahren gegen 1100, von 60—70 Jahren noch gegen 600 Verurteilte. Es wird also in den Altersklassen von 18—21 Jahren und von 21—25 Jahren eine enorme Höhe erreicht, der ein schnelles Steigen vorangeht und ein gleichmäßiges Sinken folgt. Der Klasse vom 12.—15. Jahr entspricht etwa das 60., der vom 15.—18. das 50. Jahr.

Andere Tafeln stellen den Anteil der verschiedenen Altersklassen an den einzelnen Arten der häufigsten Verbrechen dar. Während an den anderen Verbrechen und Vergehen die Frauen im allgemeinen erst in höherem Alter namhaft beteiligt sind, ist der Diebstahl gerade unter den jüngeren weiblichen Personen bei weitem am häufigsten. In den Altersklassen von 15—18 und von 18—21 Jahren entfallen auf 100 000 Personen der weiblichen Bevölkerung mehr als 200, die wegen Diebstahls verurteilt sind. Auch bei der männlichen Bevölkerung ist für Diebstahl und für gefährliche Körperverletzung die Zeit vom 18.—21. Jahre der Höhepunkt. Während unter 100 000 Personen der männlichen Zivilbevölkerung im Alter von 18—21 Jahren etwa 625 wegen Diebstahls verurteilt sind, findet man unter den Vertretern dieser Altersstufe gar mehr als 1%, die sich der gefährlichen Körperverletzung schuldig gemacht haben! Auf gefährliche Körperverletzung und einfachen Diebstahl folgt die Beleidigung, die jedoch erst im Alter von 30—50 Jahren besonders häufig wird (über 3 %). Die Vermögens- und Roheitsverbrechen sind unter der männlichen Bevölkerung aber auch in den Altersstufen unter dem 18. Jahre bedenklich häufig. Im Alter von 15—18 Jahren kommen auf 100 000 männliche Personen etwa 260 wegen gefährlicher Körperverletzung und nahe an 500 wegen Diebstahls Verurteilte, und selbst unter den Jugendlichen von 12—15 Jahren machen sich bereits nahezu 4‰ des Diebstahls schuldig!

Im Jahre 1895 sind allein 44 384 Jugendliche wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze verurteilt, das sind 9,8% der überhaupt Verurteilten. Im Jahre 1894 waren es sogar 45 554 oder 10,2 %. Im übrigen ist es ja eine bekannte Thatsache, daß die Kriminalstatistik, wenn die Daten zeitlich und raumlich nicht weit auseinanderfallen, ungemein auffallende Uebereinstimmungen aufweist. Teils als frappanter Beleg hierfür, teils um den Anteil der Jugendlichen an den einzelnen Arten von Verbrechen zu zeigen, mag hier die folgende Tabelle eingeschaltet sein:

Verbrechen und Vergehen:	Jugendliche Verbrecher (12—18 Jahre)		
	1894	1895	% der Verurteilungen. (1895.)
Ueberhaupt	45 554	44 384	9.8
Gewalt und Drohung gegen Beamte	877	889	2,4
Hausfriedensbruch	899	891	4.4
Verletzung der Wehrpflicht	3	5	0,03
Meineid	86	70	4,0
Unzucht, Notzucht	1 017	948	22,5
Beleidigung	1 256	1 214	2,3
Mord und Totschlag	18	14	4,9
Einfache Körperverletzung	1 180	1 302	4,8
Gefährliche Körperverletzung	6 015	6 223	7,8
Nötigung und Bedrohung	332	315	2,8
Diebstahl	22 921	21 870	23,5
Unterschlagung	2 017	2 149	11,1
Raub und Erpressung	94	67	16,1
Hehlerei	1 176	1 075	14,0
Betrug	1 833	1 880	8,2
Urkundenfälschung	558	547	11,5
Sachbeschädigung	2 891	2 597	16,0
Brandstiftung	155	140	28,9

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei bemerkt, daß die letzte Spalte angiebt, wie viel Jugendliche auf 100 wegen des betreffenden Verbrechens verurteilte Personen überhaupt entfallen. —

Wie wir gesehen haben, kommen der Hauptsache nach nur die männlichen Personen in Betracht. Nun giebt es in Deutschland 14 158 000 männliche Personen im strafmündigen Alter (12 Jahre und darüber) und darunter 3 155 000 Jugendliche männlichen Geschlechts, so daß die Jugendlichen noch nicht 25% der Strafmündigen überhaupt ausmachen. Nun sollte man annehmen, daß ihr Anteil an den einzelnen Arten von Verbrechen noch weit hinter diesen 25% zurücksteht, was im allgemeinen natürlich auch der Fall ist; gleichwohl sehen wir die Jugendlichen an gewissen Verbrechen vollständig im Verhältnis ihrer Kopfzahl, ja sogar noch beträchtlich darüber hinaus vertreten, in erster Linie bei der Brandstiftung (28,9%), und dann bei Diebstahl (23,5%), Notzucht und Unzucht (22,5%); auch ihr Anteil an Sachbeschädigung, Raub und Erpressung, Hehlerei, Urkundenfälschung und Unterschlagung ist sehr groß, bedeutend größer, als der Eingriff der Jugendlichen in das Leben der Gesamtheit sein dürfte. Wenn die größte Zahl der jugendlichen Verbrecher auch auf das Alter vom 15.—18. Jahre entfällt, so ist es doch eine überaus traurige Thatsache, daß von den Knaben und jungen Leuten im Alter von 12—15 Jahren jährlich im Durchschnitt bereits 82 wegen Hausfriedensbruches, 99 wegen Urkundenfälschung, 131 wegen Beleidigung, 163 wegen Unzucht, 175 wegen einfacher Körperverletzung, 259 wegen Betruges, 408 wegen Hehlerei, 412 wegen Unterschlagung, 715 wegen gefährlicher Körperverletzung, 838 wegen Sach-

Digitized by Google

beschädigung, 1145 wegen schweren und gar 6026 wegen einfachen Diebstahls, alles in allem jährlich rund 11100 männliche Personen im Alter von 12—15 Jahren verurteilt werden müssen — das ist Einer von 163.

Besonders die Häufigkeit des Diebstahls ist erschrecklich; ziehen wir noch die weiblichen Langfinger hinzu, so sehen wir jährlich nicht weniger als rund 9000 Kinder von 12—15 Jahren, die bereits wegen Diebstahls, und zwar nahezu in jedem siebenten Falle wegen schweren Diebstahls gerichtlich bestraft werden! — — —

Woher diese große Zahl der jugendlichen Verbrecher, insbesondere die Zahl der Eigentums- und Roheitsverbrechen in so frühem Alter?! Die Wissenschaft beschäftigt sich heute mehr denn je mit dieser ebenso wichtigen wie unerquicklichen Frage. Nachdem die biologische Kriminalpsychologie der italienischen Schule die Lehre aufgestellt hatte, daß die Verbrecher gewissermaßen eine besondere Rasse bildeten, durch angeborene „Moral insanity" zum Verbrechen prädestiniert wäre, hat neuerdings die soziologische Kriminalpsychologie der Lehre vom „geborenen Verbrecher" ein Ende gemacht und das Verbrechen im Wesentlichen als soziale Erscheinung gekennzeichnet. Auch diese neue Schule erkennt vollkommen an, daß zahlreiche Verbrecher infolge erblicher Belastung die bekannten Kennzeichen körperlicher und geistiger Entartung aufweisen, gleichwohl aber leugnet sie, daß es eine besondere Veranlagung zur Begehung strafbarer Handlungen giebt; vielmehr hängt es, wie Franz von Liszt gelegentlich treffend sagt, von den äußeren Verhältnissen, von dem „Milieu social" ab, „ob die Störung des sittlichen Gleichgewichts zum Selbstmord, zum Wahnsinn, zu schweren Nervenleiden, zu körperlichen Krankheiten, unstätem, abenteuerlichem Lebenswandel oder aber zum Verbrechen führt." — Die Störung des sittlichen Gleichgewichts, die geistige und körperliche Entartung ist bedingt teils durch erbliche Belastung, teils durch die Ernährung und Erziehung in der Jugend. Ein großer Teil der Verbrecher überhaupt und insbesondere der jugendlichen Verbrecher stammt von Eltern ab, die durch Trunksucht, Prostitution und dergl. belastet sind. Zu der ererbten Schwäche tritt elende, mangelhafte Ernährung im zartesten Alter und später das schlechte Vorbild. In seinem bekannten Werk „Der Verbrecher" sagt Bär: „Der Verbrecher und der ehrliche Mensch hängt jeder ab von seiner Umgebung. Es giebt soziale Verhältnisse, die der sozialen Gesundheit günstig sind; hier giebt es keine Neigung zum Verbrechen; es giebt ein soziales Milieu, wo die Atmosphäre verderbt ist, wo ungesunde Elemente sich anhäufen, wo der Hang zum Verbrechen fruchtbar wird. — Die Verbrecherbevölkerung stammt der allergrößten Mehrheit nach aus den ärmeren, niederen Volksklassen, bei denen Kränklichkeit und Sterblichkeit viel größer ist, als bei den wohlhabenden Schichten der Bevölkerung. — Bei der großen Mehrzahl der Verbrecher ist die Erinnerung an das Elternhaus oft tieftraurig und betrübend: Unfriede und Zwist zwischen den Eltern, Roheit und gemeine Ausschweifung, Mißhandlung und Liedlosigkeit waren die Vorbilder, die sie gesehen. — Durch Vernachlässigung und Verwahrlosung werden alle angeborenen und perversen Instinkte uneingeschränkt gefördert." — Niemand wird zweifeln, daß das Elternhaus die jugendlichen Verbrecher macht; aber das Elternhaus seinerseits steht wieder unter dem Banne des „Milieu social". Das soziale Elend dringt die Eltern auf die tiefste Stufe; das Wohnungselend trägt einen guten Teil der Schuld an der Verwahrlosung der Kinder, nicht nur an der körperlichen, sondern ebenso sehr auch, besonders infolge des häufigen Zusammenlebens der verschiedenen Geschlechter verschiedensten Alters in demselben engen Raume, an der sittlichen Verwahrlosung. Das Elend der Eltern zwingt die Kinder auf die Straße, wo sie, Streichhölzchen oder Blumen feilhaltend, die Nächte hindurch das frivole Treiben beobachten müssen, oder die sittlich selbst schon völlig herabgekommenen Eltern schicken das Kind aus, um zu betteln oder gar um direkt zu stehlen. Schließlich genügt es schon, wenn die Eltern Tags über beide in der Fabrik beschäftigt sind und niemand sich der Kinder annimmt. —

Daß das „Milieu social" allein noch nicht den Verbrecher macht, soll gern zugegeben werden; die soziologischen und biologischen Faktoren müssen zusammenwirken; allein wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr auch die individuelle Anlage abhängig ist von der Geburt und Erziehung, d. h. von den Eltern, und wie sehr diese wieder unter dem Einflusse des „Milieu social" stehen, so kommt man doch zu dem Schlusse, daß die große Zahl der jugendlichen Verbrecher als eine soziale Erscheinung zu betrachten ist, im Wesentlichen abhängig von sozialen Elementen, von der sozialen Lage der Bevölkerungsklassen, aus denen die jugendlichen Verbrecher der Hauptsache nach hervorgehen. Und wenn man die oben angeführten Faktoren der Entstehung der jugendlichen Verbrecher berücksichtigt, so wird man sich über die große Zahl derselben nicht wundern dürfen. Gleichzeitig aber muß man auch zu der Ueberzeugung gelangen, daß mit der üblichen Strafe absolut nichts auszurichten ist, bekommt das empfängliche Gemüt im Gefängnis doch auch erst die rechte Anleitung zur weiteren Verbrecherlaufbahn. Aus dem jugendlichen Verbrecher kann nur durch nachhaltige Erziehung etwas Brauchbares gemacht werden, während welcher die Gesellschaft natürlich vor etwaigen weiteren Ausschreitungen gesichert werden muß. Des Uebels Wurzel aber ist damit durchaus nicht berührt, denn diese ist nicht bei dem Kinde, sondern bei den Eltern zu suchen. Körperlich und sittlich gesunde Kinder setzen körperlich und sittlich gesunde Eltern, gesunde Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse und eine gute Erziehung voraus. Nur wer diese Vorbedingungen zu gewährleisten vermöchte, wäre im Stande, die jugendlichen Verbrecher — und schließlich die Verbrecher überhaupt — aus der Welt zu schaffen. Wer an der Besserung dieser Verhältnisse arbeitet, hilft die Zahl der jugendlichen Verbrecher vermindern.

Aus der ethischen Bewegung.

Die englische Ausgabe des ersten Vierteljahrsberichts des internationalen ethischen Bundes enthält am Schluß eine dankenswerte Beigabe, die kurze Geschichte des zehnjährigen Bestehens der ethischen Gesellschaft von St. Louis. Der Rückblick ist in vieler Beziehung interessant; wir lassen ihn hier im Auszuge folgen:

„Nur wenige Leute glaubten vor 10 Jahren, daß die ethische Gesellschaft heute noch am Leben sein würde. St. Louis ist eine wesentlich conservative Stadt und nimmt auffallend Neues oder Radicales nicht allzufreundlich auf. Und doch scheint sie diese Gesellschaft nunmehr praktisch als eine ihrer stehenden Erziehungsinstitutionen adoptiert zu haben. Ist die Gemeinde allerdings allmählich immer konservativ geworden oder wurde die ethische Bewegung anfänglich mißverstanden? Vielleicht Beides. Glücklicherweise hat diese den Namen gewechselt; zu ihrem Vorteil. Zuerst war sie die „Gesellschaft für ethische Kultur". Dieser erschreckliche Titel existiert nicht mehr; sie heißt jetzt klar und einfach „die ethische Gesellschaft".

Hätten die Versammlungen der Gesellschaft am Abend eines Wochentages stattgefunden, so wären sie gewiß viel weniger beachtet worden. Aber was sollte das heißen, daß die Vorträge am Sonntag Morgen gehalten wurden? . . . . Die Leute kamen in der Erwartung, irgend etwas Radikales zu hören und befanden sich plötzlich scheinbar in der Atmosphäre einer Kirche. Freilich nicht ganz genau so. Die Atmosphäre mochte kirchlich sein, aber nicht so die Vortragsthemen; es war vielleicht eine Novelle von Hawthorne oder ein Stück von Shakespeare. Indessen es war da etwas an dem Vortrage, was ihn von einer einfach litterarisch-kritischen Studie unterschied. Wäre der Gegenstand der Besprechung der Bibel entnommen worden, man hätte es für eine Predigt gehalten; aber wie kann man aus einer Novelle eine Predigt herauslocken? Im letzten Winter gab der eine Sprecher eine Reihe von Vorträgen über „die neue Psychologie". Man kam in der Erwartung wissenschaftlicher Belehrung. Das war ein Irrtum; zwar waren die Vorträge wohl wissenschaftlich, aber es war immer jene kirchliche Atmosphäre — augenscheinlich wurden die Thatsachen und Entdeckungen der neuen Psychologie zu irgend einem besonderen weiteren Zwecke wiedergegeben. Beiläufig konnte man die Belehrung

sammeln, die man erwartete, aber es wurde das Gefühl geweckt, man sei nicht eingeladen, um mit neuer Belehrung versehen zu werden. . . .

Nun sehe man sich die Zuhörerschaft an — oder besser, denn der Ausdruck paßt nicht mehr: die Gemeinde. Giebt es in St. Louis noch etwas Aehnliches, eine ähnliche Mischung von Gesichtern und Menschen? Was dieses Durcheinander immer? Einige der konservativsten Familien der Stadt sind hier; wie wir hören, sind sie erst in den letzten Jahren gekommen; zuerst merkte man von ihnen wenig. Aber neben ihnen sitzen Ladenmädchen, Handwerker, Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen; der Schriftsetzer neben dem Bankier. Reservirte Plätze giebt es nicht. Augenscheinlich sind hier die Klassenunterschiede aufgehoben. Man bemerkt eine gute Anzahl Lehrer und Schaaren junger Leute. Aber das Seltsamste, man beobachtet auch in der Menge zerstreut hie und da einige orthodoxe Kirchenanhänger. Und sie scheinen hier ganz zu Hause; sie thun nicht, als wären sie das erste mal hier. Offenbar sind sie gekommen, weil das Tagesthema sie interessiert hat. Da sind wieder Andre, die in ihrem ganzen Leben offenbar noch nie im Innern einer Kirche waren.

Wie verstehen wir das? Offenbar glaubt der Sprecher an etwas. Und zwar mit Inbrunst. Man kann es nur nicht gut in Worte kleiden; er vielleicht auch selbst nicht. Es ist eher etwas Geistiges, das durch Alles, was er sagt, hindurchströmt. Er predigt davon ebenso gut, wie der rechtgläubige Priester vom Kreuze Christi. Man weiß manchmal nicht recht, ist es dasselbe oder etwas anderes? Aber nein, es ist nicht dasselbe, wenigstens nicht eben dasselbe, was man von der Kanzel hört. Er nennt es „Ethik" — ein Evangelium von dem Glauben an das Rechte um des Rechten willen und von Feindschaft gegen das Unrecht, weil es Unrecht ist. Nichts vom Gutsein um einer Belohnung willen oder weil es „sich bezahlt"; sondern ein gutes Leben um seiner selbst willen. Alles, was er sagt, scheint auf diesen Punkt hinzuleiten, ob er nun einen Vortrag hält über: „Was soll man gegen das Verbrechen thun?" oder „Das Problem der Arbeit" oder „Der Wert des Lebens." Es ist klar, die Gesellschaft hat keinen Glauben; wer ihr beileibe, hat keinerlei Bekenntnis abzulegen. Nach einem der „Traktate" zu urteilen, die man an der Thür erhält, ist der Zweck der Gesellschaft leicht zu verstehen; wir lesen da: „Die ethische Gesellschaft besteht zu dem Zwecke, die Menschen zu veranlassen, tiefer nachzudenken über das Gewissen, die Pflicht, die Gerechtigkeit, die Pflege der höheren Natur, die Arbeit für Andere, über edle Lebensführung in allen ihren Phasen und Sittlichkeit in allen Gestalten. Sie besteht hauptsächlich, um die Wichtigkeit der Ethik einzuschärfen." Indessen diese Worte bedeuten ein gut Teil, wenn man sich an ihre Analyse macht. Wahrscheinlich entwirft sich jedermann selbst den Glauben, der ihm genehm ist. Aber es ist ihnen grimmiger Ernst damit.

Der Sprecher scheint es sorgfältig zu vermeiden, die Glaubensüberzeugungen anderer anzugreifen. Seine Absicht ist gerade, sie bei Seite zu lassen. Das bringt manche Menschen zur Verzweiflung, die gerade wissen möchten, was der Sprecher über jeden begreiflich erreichbaren Gegenstand glaubt. Fragen sie ihn aber, so giebt er gewöhnlich zur Antwort: „Das hat mit einer ethischen Gesellschaft nichts zu thun. Ich stehe hier, Ethik zu lehren." Man könnte sagen, einen großen Teil des Erfolges, den er in St. Louis gehabt hat, verdankt er dieser Methode, „bei seinem Leisten zu bleiben."

Vielleicht die einschneidendste Neuerung, und zwar eine solche, die in der Geschichte der Gesellschaft früh eintrat, war der Schritt, der zu der Behandlung der großen sozialen Probleme des Tages führte als Gegenständen der feierlichen Sonntagsvormittags-Vorträge.

Das Publikum war zunächst etwas entsetzt. Was hatten solche Themen mit Sonntag, mit Ethik oder Religion zu thun? Das war vor 8 bis 10 Jahren. Heutzutage findet unsere Geistlichkeit in denselben Gedankenkreisen bewegliche Themata für ihre Predigten; aber damals war es eine Neuerung. Das waren „weltliche" Gegenstände und ihre Behandlung „gefährlich." Wenn der Vortragende über die „ethische Bedeutung des Anarchismus" sprach, nur er „Anarchist"; wenn von „Kommunismus", „Kommunist"; wenn über die „Gewerkvereine" ein „verbleibeter Gewerkvereinler" u. s. w. Es kostete dem Publikum etwas Zeit, bis er einzusehen anfing, daß das erste Mittel, sich mit diesen sozialen Erscheinungen auseinanderzusetzen, darin bestände, daß man etwas über sie wisse und sie als Zeichen der Zeit erkenne. Indessen, der Wink fand gute Aufnahme und jenes Vorurteil verschwand, als einige Kirchen die Methode der ethischen Gesellschaft zu adoptieren anfingen und sich vergegenwärtigten, daß die Heiligkeit eines Gegenstandes nicht so sehr von ihm selbst abhängt, als von der Art, wie man von ihm spricht.

So sucht die ethische Gesellschaft einen Erziehungsfaktor im Leben der Stadt zu bilden. . . . Nach dem schrittweise, aber sicher errungenen Triumph der ethischen Gesellschaft in St. Louis zu urteilen, darf man es aussprechen, daß das beste Mittel, ein Vorurteil zu besiegen, einfach darin besteht, das Vorurteil ruhig „niederzuleben". —

Bücherschau.

Sparsteuer. Eine Steuer zu Gunsten der Arbeit, der Landwirtschaft, des Handwerks, der Industrie, des Handels und der Beamten-, Gelehrten- und Künstlerwelt. Von Publicanus. (Soziale Streitfragen. Von Damaschke. Heft 2.) Berlin. Möller 1897. Pr. 50 Pfg.

Unsere Einkommensteuer, auch wenn progressiv, sei nicht gerecht, da sie nicht berücksichtige, wieviel Angehörige jemand versorgt, und da sie zu viel auf die unteren Stufen, die ihr Einkommen verbrauchen müssen, drücke. Eine Spartsteuer habe dagegen das Gute, daß sie gerade den Teil des Einkommens treffe, den jemand nicht verbraucht, und vor allem sei sie volkswirtschaftlich nützlich, weil sie Summen, die sonst zum großen Teil unproduktiv in Staatspapieren, Hypotheken angelegt würden, oder durch ihre Konkurrenz auf dem Markte schädlich wirkten, dem Konsum wiedergebe, da sie vom Staat und den Kommunen verausgabt werden. Verf. will, daß von den $1^1/_2$ Milliarden, die in Deutschland jährlich gespart würden, ca. $^1/_2$ 800 Millionen weggesteuert und damit die Konsum und Verkehr hemmenden indirekten Steuern überflüssig gemacht werden.

Der Grundabsicht des auf bodenreformerischen Gedanken aufgebauten Vorschlags stehen wir sehr sympathisch gegenüber, wenn wir auch nicht glauben, daß der von dem heutigen Wirtschaftssystem unabtrennbare Antagonismus wesentlich beeinflußt wird, vermöge dessen einerseits stetiges Zurücklegen und Akkumulieren notwendig ist, wenn die ganze Maschinerie nicht stille stehen soll, andrerseits aber die eben dadurch erhöhten Profitforderungen stetig wachsende hemmende Wirkungen erzeugen. Ob die vorgeschlagene Steuer steuertechnisch so leicht möglich ist, wollen wir nicht beurteilen. Daß sie bei den heutigen und noch für absehbare Zeit nicht zu ändernden ökonomisch-politischen Machtverhältnissen auf unüberwindlichen Widerstand stoßen wird, fühlt (S. 32) der Verfasser selbst. Immerhin werden wir jedem Vorschlag freundlich gegenüberstehen, der die Steuern auf diejenigen Schultern laden will, die sie am leichtesten tragen können. Wir glauben deshalb trotz obiger Bedenken die Leser der „E. K." auf das interessant geschriebene Schriftchen angelegentlichst aufmerksam machen zu sollen. St.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Michael Flüeschem, Der einzige Rettungsweg. Dresden-Leipzig. E. Pierson.

Sonnenblumen. Herausg. v. Karl Henckell. II. Jahrg. Nr. 13—16. Zürich.

Warum erstreben wir Bodenbesitz Reform? Von E. Haemening. Berlin. H. Freese.

Manchestertum, Antisemitismus oder Bodenbesitz-Reform? Von A. Damaschke, Berlin, Thormann & Goetsch.

Die Lösung der sozialen Frage durch Bodenbesitz-Reform. Dr. E. Harmening. Charlottenburg. R. Isaak.

Die entwickelungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Von J. M. Bösch. Zürich, Speidel

Eniartele Müller. Eine psychisch-juridische Abhandlung von Cav. Lino Ferriani, deutsch von Alfr. Ruhemann. Berlin 1897. Siegfr. Cronbach

Sprechsaal.

Wenn ich — wie übrigens auch andere Leute — darin irrte, daß Herr Dr. Mülberger die Politik als soziales Hilfsmittel perhorresziere, so kann ich nur mit Freuden diesen Irrtum berichtigen. Wenn indessen nun Herr Dr. Mülberger mir seinerseits den Vorwurf macht, für „den halben Marxisten" scheine es „nur eine Art von Politik" zu geben — „die von Karl Marx", so bedaure ich denselben angesichts der ganzen Tendenz meines Artikels nicht zu verstehen. Herr Dr. Mülberger nimmt es wie doch hoffentlich nicht übel, wenn ich, statt über den Marxismus zu schelten, zu begreifen und zu erklären suche, warum bisher in Deutschland die „soziale Organisation", die auch nach meiner Ueberzeugung „das gewaltigste politische Machtmittel des Arbeiterstandes" werden wird, sowohl in den Köpfen wie in der Praxis so wenig Boden gewinnen konnte?

F. Staubinger-Worms.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmt, Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siebenmark, Berlin O., Gr. Frankfurterstr. 87.

Digitized by Google

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, oder nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sulla Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ungermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilos Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutenant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Sturm** u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Nissel, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— unverändert.

Berlin, im September 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der kleine Martin.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage. Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung.
Geh. Mk. 2.—, geb Mk 3.—

Bl. Petersburger Zeitung. „Von Eingeweihten wird „Karl Emil Franzos' neueste Erzählung „Der kleine Martin" als die reife Frucht der Erzählerkunst des Autors. Der Held der Erzählung ist der tiefe, edelste, selbstlosetste Mensch, den man sich denken kann, nur zu weich, zu wenig mutig und schneidig für diese schnöde Welt. Mit unerbittlicher Wahrheit wird uns dargelegt, wie dieser vortreffliche und geistig bedeutende Mensch nicht nur die Geliebte seines Herzens vor Schmach und selbstgewähltem Tode nicht retten kann, ja wie alle seine Bemühungen ihr nur zum Unheil ausschlagen. Die Geschichte ist anziehend erzählt, jeder Zug, jedes Detail ragt zum andern, alles greift so konsequent, so logisch, so unabwendbar in einander, daß man den Eindruck erhält, Alles mit eigenen Augen mit angesehen, mitfühlenden Herzens miterlebt zu haben. Wer es liebt, nicht am Aeußerem zu haften, sondern sich mit edlem Kern zu erbauen, wird bei der Lektüre auf seine Rechnung kommen."

Berliner Tageblatt: „Man kann diese Novelle wohl als ein Pendant zu dem großen Romane des Autors: „Ein Kampf ums Recht" betrachten, nur daß Franzos diesmal uns das Kampfgebiet von einer anderen Seite zeigt. Die Erzählung ist interessant und fesselnd vom Anfang bis zum Ende: es fehlt auch trotz der tragischen Grundstimmung nicht an heiteren Scenen, die uns Land und Leute in Halbdalien mit köstlichem Humor vorführen."

Bohemia: „. . . . . Mit sicherem Pinsel ist in die feuchte, nicht drückende, die Färbung zum ablichtesend landschaftlich-ethnographische Umrahmung ein psychologisches Kabinettstück hineingemalert: die Erscheinung eines gutmütigen, weichen Menschen, der trotzdem uns das Kampfgebiet von einer anderen Seite zeigt. Die Erzählung ist interessant und fesselnd vom Anfang bis zum Ende: es fehlt auch trotz der tragischen Grundstimmung nicht an heiteren Scenen, die uns Land und Leute in Halbdalien mit köstlichem Humor vorführen."

Hamburger Fremdenblatt: „. . . . Die hauptsächlichsten Vorzüge dieses neuen Buches sind die packenden Situationen, eine scharfe Charakterzeichnung der Personen und der in der bewegten, dramatisch aufgebauten Handlung verborgene sittliche Kern. Dem scharfen Buch, einem echten Kinde der bekannten Muse unseres Dichters, ist manche Neuauflage vorher zu sagen."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Kampf ums Recht.

Roman von Karl Emil Franzos.

Dritte Auflage. ⊕ Zwei starke Bände. ⊕ Groß-Oktav.

Geheftet M. 10. Eleg. geb. M. 12.

Paul Heyse schreibt im „Neuen Deutschen Novellenschatz": „Einen großen Wurf hat Franzos mit dem Roman „Ein Kampf ums Recht" gethan, einem Epos in Prosa von der erschütterndsten ethischen Gewalt. Niemals ist die Hiobshaus-Idee zu mächtigerer Entwicklung gelangt, unterstützt von einem der großartigsten landschaftlichen und Kulturhintergründe, die sich überhaupt denken lassen."

W. E. Gladstone, der große englische Staatsmann und Schriftsteller, der eine Übersetzung des Werkes in England eingeführt hat, schreibt: „Der Held des Buches ist eine Charakterzeichnung, eingegeben von einer ganz ungewöhnlichen Kühnheit und Kraft des Strebens. Der Roman gleicht einem Gemälde, das man Licht und Luft trägt. Ein Dichter, wie dieser, eröffnet und erfrischt die tiefsten und innersten Quellen unserer Natur."

Rudolf von Ihering urteilt in seinem „Kampf ums Recht": „Die Dichtung bildet ein würdiges Seitenstück zu Michael Kohlhaas von Kleist. Ein Seelengemälde von einer Wahrheit und erschütternden Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, und der Hand legen kann."

Ludwig Fulda („Nation"): „Eine literarische That im vollen Sinne des Wortes, eine Tragödie ergreifendster Art. Die Darstellung ist meisterhaft; eine bedeutende Idee ist fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen."

Johannes Scherr („Gegenwart"): „Nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Urteilsfähige dürften nicht anstehen, in dem Helden dieses Romans eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt, und mit bewundernswerter Energie gelöst hat, war, die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüt aufzuzeigen."

Neue freie Presse: „Schon die Form berechtigt, das Buch den hervorragendsten Kunstwerken der Gegenwart beizuzählen, noch mehr das Problem."

Illustrierte Frauen-Zeitung: „Welche gewaltige Natur! Welche gewaltigen Menschen! Belebt durch eine hochdramatische Handlung gewährt der Roman eine so anziehende Lektüre, wie kaum ein anderes Werk unserer neuen belletristischen Literatur bietet."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Otto Ernst, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr 8°. 19 Bog elegant. Ausstattung mit 19 Porträts.
Geh M 6.— Höchst eleg geb Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Der Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seinem Gegenstande würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man könnte nicht leicht ein zweites Buch, wenn man schon Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die direkten von den romanischen Dichtern zu nennen, leisen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt aus die ganze literarische Gegenwart aus Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlicheren Band in gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen literarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist **soeben** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mein Franz.

Novelle in Versen von Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage.

Ein Bändchen, Miniatur-Ausgabe, eleg. Ausstattung.
Geh. M. 1. Eleg. geb. M. 1,50.

Deutsches Miniaturbuch: „Die Kunst der Verse, die bei Franzos, dem Meister markiger Prosa, überrascht, der behagliche Humor, der welchem diesmal zum Unterschied von seinen früheren Schöpfungen das Lachen die Thräne überwiegt, das alles die erzählungen, echt deutschen Hausthugenden der kleinen Erzählung, machen dieselbe in einer höchst dankenswerten Gabe."

Heinrich Keck schreibt im Deutschen Litteraturblatt: „Die allerliebste von echtem Humor durchwirkte Dichtung verdient die wärmste Empfehlung. Wegen ihres meisterhaften Versbaues zum lauten Vorlesen sich trefflich eignend, wird sie Familien wie geselligen Kreisen hohen Genuß bereiten können."

Hamburger Nachrichten: „Tausend kleine und feine Liebenswürdigkeiten flicht der Dichter in sein Liebesepos ein. Die Novelle zeichnet sich durch tiefe Herzensempfindung, nicht minder auch durch angenehmen, gemütlichen Humor aus."

Leipziger Illustrierte Zeitung: „Eine sehr artig erfundene und in bester Stimmung gedichtete Novelle. Die Verse fließen leicht und wohlklingend dahin und erzählen uns eine allerliebste Geschichte: eine halb heitere, halb ernste Umwerbung aus der Backfischzeit."

Frankfurter Zeitung. (3 Proben): „Ein modernes Idyll von jener Art, wie sie Tennyson und Goethe und von deutschen Autoren Paul Heyse mit besonderem Glück kultiviert hat. Mit Interesse begegnen wir dem Autor hier zum erstenmal auf dem Gebiete der poetischen Humore: der leise Spott der überwundenen Studentenkneipe hat die Fabel der ammutigen Dichtung gewürzt."

Johannes Scheer schreibt in der Gegenwart: „Ein neckisches Vorgang aus dem modernen Studentenleben wird mit sprudelnder Laune und in wahrhaft anmutiger Form erzählt."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10/11.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Gr. Frankfurter Straße 87.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 11. September 1897. | Nr. 37.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Ausgaben werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Insertions-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im September 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutscher Verlags-Anstalt, Berlin

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies Geschenkwerk von bleibendem Wert seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenartigem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Romane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1888 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der angenehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Ueberschau der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wie zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litteraturhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sulla Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ingermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilas Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutenant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank aus **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Pseudonymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Sturm** u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Nissel, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im September 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2299.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 11. September 1897. | Nr. 37.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Das Gottesgnadentum. Von Dr. R. Penzig. — Eine Aufgabe ethischer Kultur. Von P. Bernhold. — Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung. IV. Von Dr. F. W. Foerster. — Englische Kolonialpolitik. Von —ger. — Büchertisch.

Das Gottesgnadentum.

Von Dr. R. Penzig (Charlottenburg)

„Von Gottes Gnaden bin ich, der ich bin" ist mit Paulus (1. Cor. 15,10) stets das Bekenntnis des aufrichtig frommen Gemütes gewesen, das von dem Bedürfnis getragen ist, die ganze Fülle des eigenen Seins, die natürliche und geistige Individualität einschließlich ihres mehr oder minder bedeutsamen Berufs und ihrer Stellung in der menschlichen Gemeinschaft als unverdientes Gnadengeschenk aus der segenspendenden Hand der Gottheit entgegenzunehmen. Es ist das ureigenste Recht jedes Einzelnen, dieser seiner innigsten Glaubensüberzeugung den philosophischen oder religiösen Ausdruck zu geben, der ihm genehm ist. Die Formel, unter der dies geschieht, ist an sich völlig gleichgiltig; ihren Inhalt bildet jedenfalls das echt religiöse Gefühl der Abhängigkeit der vergänglichen Einzelexistenz vom ewigen All. Daraus folgt unmittelbar, daß diese Anschauung von der Existenz, ja Mission des Ichs durch göttliche Gnade ein Allgemeinbesitz aller religiösen Seelen ist. Die unleugbare Thatsache, daß die Entwickelung der Individualität von dem ja gewiß nach den Gesetzen der Naturnotwendigkeit festbestimmten, aber für den vergleichenden Blick zufälligen Milieu, in das diese hineingeboren ist, abhängt, findet bei dem religiösen Gemüt ihren Ausdruck in der frommen Ergebung in den Willen der Gottheit, die den Einen hoch, den Andern niedrig gestellt, aber einem Jeden seinen festen Pflichtenkreis angewiesen hat. — Neben diesem rein religiösen Gedankenkreise, dessen ethischen Wert wir hier nicht untersuchen wollen, hat sich aber unter dem Einflusse der Kirche die es von jeher vortrefflich verstand, ihren Gnadenschatz weise auszuteilen, allmählich ein neuer Begriff des Gottesgnadentums ausgebildet, das mit jener demütigen Unterordnung unter den Willen der Gottheit nur den Namen gemeinsam hat. Es ist die Idee, daß jemand durch Geburt oder Amt ein „auserwähltes Rüstzeug des Herrn" sei, ja, daß bestimmte Berufe gewissermaßen den unzerstörbaren Charakter einer besonderen göttlichen Mission und dementsprechend auch Gnadengabe an sich trügen. War der Gedanke, daß man von Gott selbst an seinen Platz gestellt sei und daß man mit dem anvertrauten Pfunde wuchern müsse, nur der Ausdruck einfacher Frömmigkeit und Ergebenheit in den höheren Willen, so trat hier das je nachdem erhebende oder bedrückende Gefühl einer Sonderbestimmung, einer von allen anderen Berufskreisen verschiedenen Sonderverantwortlichkeit und von Sonderrechten in den Vordergrund. Die Glorole des Amtes umgab den Träger desselben und hob ihn hinaus über die einfachen Rechts- und Pflichtenkreise der gewöhnlichen Menschen. Es wird Niemand Wunder nehmen, daß zu diesen von Gott begnadeten Aemtern sowohl das geistliche Hirtenamt über die Seelen, als auch das Amt des Fürsten, der der Kirche den weltlichen Arm zu leihen hatte, gerechnet wurden. Bischöfe und Könige waren im Mittelalter „Gesalbte des Herrn", denen mit dem Akt der Salbung die mystische Uebermittelung der an ihr Amt geknüpften Gnadengabe zu Teil wurde. Freilich hat diese Salbung keineswegs zu hindern vermocht, daß Empörung und Intrigue aber Uebergewalt oft genug den Träger des Amtes von seinem Sitze vertrieb. Die Auffassung des Gottesgnadentums war, solange nicht, etwa vom 11 Jahrhundert ab, der Begriff der Erblichkeit der Thronfolge und mit ihm das Legitimitätsprinzip durch das römische Recht auf germanischem Boden Eingang fand, an Bedingungen geknüpft. In der Auffassung jener Zeit mußte eine Art von Wunder, das heute freilich leicht zu durchschauen ist, die göttliche Einsetzung eines Fürsten oder Würdenträgers beglaubigen. Das beweist die Geschichte der Devotionsformel, aus der das Gottesgnadentum abgeleitet werden muß: „Non nostro merito, sed dei gratia" („Nicht aus eigenem Verdienst, sondern von Gottes Gnaden") betrachtete sich der Bischof oder Fürst als gewählt, wenn trotz der frommen Erkenntnis von der eigenen Unwürdigkeit durch die Einstimmigkeit der auf ihn gefallenen Wahl ein direktes Eingreifen der die Wahlstimmen lenkenden Gottheit offenbar zu werden schien. „Die Einmütigkeit einer Wahl betrachtete man als ein göttliches Geschenk, welches durch die Kraft des heiligen Geistes bewirkte, daß allen Wählern die richtige und daher die gleiche Erleuchtung zu Teil wurde. Daher begann man das Wahlgeschäft mit der Anrufung des heiligen Geistes (veni creator spiritus), und daher nennt man den König, dem die einmütige Wahl zuteil geworden, einen König von Gottes Gnaden." (Vgl. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen, von J. Jastrow, Stuttgart, Cotta Nachf. p. 234.) Diese Einstimmigkeit war aber insofern leicht zu erreichen, als von vornherein nur Anhänger des in Aussicht genommenen Kandidaten zusammentraten, während die Dissentierenden ihrerseits einen anderen Wahlkörper bildeten. Auch fand keine eigentliche Abstimmung in unserem Sinne statt (Mehrheitswahlen finden sich erst vom 13. Jahrhundert ab), sondern jeder Einzelne erklärte für seine Person, daß er den und den sich zum Herren nehmen wolle. „Es ist der Akt der Beherrung, ausgeführt durch den einzelnen Unterthanen. Daher folgt auch sofort auf die Wahl, mögen an derselben viele oder wenige teilgenommen haben, Treueid und Huldigung" (ebenda p. 237). So ergiebt sich die für alle, welche in dem Gottesgnadentum des Fürsten einen Gegensatz zum Volkskönigtum zu sehen glauben, recht

Digitized by Google

wundersame Thatsache, daß gerade der vom Volk gewählte Fürst seinen Rechtstitel „von Gottes Gnaden“ auf die Volksstimme stützte, die in ihrer Einmütigkeit Gottes Stimme zu vertreten schien. Und an diesem Ursprung der Macht des Königs aus dem freien Willen derer, die ihn sich „zu einem Herrn und König, zum Richter und Verteidiger des Reiches“ kürten, hat auch das Legitimitätsprinzip nichts Wesentliches zu ändern vermocht. Wohl trat an die Stelle der Wahl häufig die Erblichkeit des Thrones; aber dieser Thron war doch gegründet auf den Willen des freien Volkes. Wohl verwischte der Gedanke von der „göttlichen Einsetzung der Obrigkeit“ hie und da das Bewußtsein von ihrem menschlichen Ursprung, aber die Ueberzeugung, daß das Volk nicht um des Fürsten, sondern der Fürst an seiner Stelle um des Volkes willen da sei, ist niemals auf deutschem Boden erloschen. Selbst ein Heinrich v. Treitschke schreibt über Preußen: „Die monarchische Gesinnung . . ist die männliche Empfindung eines freien Volkes; sie entspringt der dankbaren Erkenntnis, daß unsere Krone die hohen Pflichten, um derentwillen sie besteht, immerdar erfüllt hat. In solchem Sinne ist nichts von mystischem Aberglauben; die blinde Ergebenheit gedeiht nicht mehr in unserem handfesten Jahrhundert, das schon einige Hundert deutscher Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hat . . . Die Macht dieser Krone ruhte von je her auf besseren Rechtstiteln, als Erb- und Kaufverträge gewähren können.“ —

Gewaltig ist die Verantwortlichkeit, die auf dem Träger einer Krone lastet, mag er nun nach seinem persönlichen Empfinden seinem lebendigen Gotte oder nur seinem eigenen Gewissen Rechenschaft zu schulden meinen. Von dieser Verantwortlichkeit entbindet in der That den ernst nach der Erfüllung seiner sittlichen Mission Strebenden Niemand. Aber diese Verantwortlichkeit ist nur dem Grade nach, aber nicht wesentlich verschieden von der jedes Trägers eines Amtes, gleichviel ob er in dasselbe hineingeboren oder dazu berufen worden ist. Es giebt nur die eine absolute Pflicht, das Rechte zu thun nach bestem eigenem Ermessen, ebenso für den „König von Gottes Gnaden“, wie für den einfachen Arbeiter. Von der weiteren Verantwortlichkeit dem Volke gegenüber haben weise Institutionen den Fürsten entlastet. Minister und Volksvertretung können dem König nicht das Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortlichkeit für eigne Entschließungen abnehmen, aber ihr Bewußtsein, verantwortlich zu sein für alle gesetzgeberischen Maßregeln, das sich mit dem subjektiven Gefühl treuer Pflichterfüllung deckt, bildet das Gegengewicht gegen die für einen Menschen zu schwere Last einer Krone nur „von Gottes Gnaden“.

Eine Aufgabe ethischer Kultur.

Von P. Beethold (Frankfurt a. M.)

Gelegentlich des Vorschlages zu einem neuen preußischen Vereinsgesetze wurde sehr viel von der politischen Erziehung der Unmündigen gesprochen, die durch ein Verbot Vereinen anzugehören und Versammlungen beizuwohnen erheblich geschädigt würde. In all' diesen Ausführungen ist die politische Erziehung der heranwachsenden Jugend als ein wichtiger Teil der Erziehung überhaupt bezeichnet worden. Wenn man aber genau zusieht, existiert eine solche Erziehung in dem größten Teile des deutschen Volkes gar nicht. Nur sehr wenigen Knaben und Mädchen ist es gegönnt, in einem Kreise aufzuwachsen, in dem die wichtigen Ereignisse der Zeit Gegenstand des Interesses und der Debatte sind. Im Großen und Ganzen erheben sich die Tisch- und sonstigen Gespräche wenig über jenen kleinen Kraal, der tausendfältig den ganzen Interessenkreis der Familien ausmacht.

So läßt sich denn allenthalben die unliebsame Bemerkung machen, daß die Jugend gar kein Wissen in politischen Dingen hat.

Das Interesse für Tagesgeschichte und politische Tagesfragen ist ein solches, das bei jungen Leuten sich nur in Ausnahmefällen selbständig als stark betont kundgiebt. Politisches Interesse soll aber und kann anerzogen werden, und es ist ein großer Mangel der Hauserziehung, die einen so wichtigen Faktor, wie ihn diese Vorbildung für die künftige Entwickelung der Gesellschaft ausmacht, vernachlässigt. Dies gilt in gleicher Weise für Knaben wie für Mädchen.

Wissenschaftliche und Berufsinteressen können meist frühzeitig von den sich entwickelnden Intelligenzen als integrierender Teil ihrer künftigen Existenz in sich aufgenommen werden. Politischen Interessen bleiben sie viel zu lange fremd, und die Jahre der Unsicherheit, des Orientierens und Tastens in der später noch ganz neuen Disziplin sind oft verlorene, während sie doch unter Umständen schon wichtige Bethätigung bringen könnten.

Der einfachste Weg, auf dem es möglich wäre, in den Knaben und Mädchen Interesse für die nächsten politischen und sozialen Ereignisse zu erwecken, wäre der, sie einfach die Tagesblätter lesen zu lassen; doch gerade dus ist eine Lektüre, die fürsorgliche Eltern und Erzieher der Jugend mit Recht vorenthalten. Wer sieht, wie junge Leute die Zeitung lesen, (und bei Erwägungen dieser Art muß man immer die große Menge im Auge halten, nicht einzelne, besonders brave und folgsame Musterknäblein und -Mägdelein), der kann beobachten, wie sie immer und vor Allem ihre Aufmerksamkeit dem Tagesklatsch, den sensationellen Gerichtsverhandlungen und dem Annoncenteil, soweit er in seiner Unsauberkeit oft ein nur zu entwickeltes Verständnis findet, zuwenden. Der politische Teil, der regelmäßig gelesen und in den einzelnen Ereignissen verfolgt werden muß, der Nachdenken braucht und Erklärung fordert, wird nicht beachtet und es gewöhnen sich Knaben und Mädchen gleicher Weise daran, an leicht faßlichen und leichtfertigen Dingen Freude zu finden, statt dem Verstande und dem Verständnis frühzeitig ernste Ziele zu setzen.

In der Erkenntnis nun, daß es eine politische Erziehung der Jugend geben soll und in der Einsicht, daß die bestehenden Tagesblätter in vielen Fällen einen schädlichen Einfluß ausüben können, drängt sich der Gedanke auf, daß es eine Jugendzeitung geben sollte, die das Rechte bringt und das Schlechte ignoriert. Damit ist keine Zeitung gemeint, die nach irgend einer Richtung heuchelt oder schönfärbt, die Ereignisse und Erscheinungen der Politik, soziale, wissenschaftliche oder ästhetische Fragen kindisch populär zurecht stutzt oder verwässert, sondern eine Zeitung, die der Jugend eine ehrliche, kräftige Kost bietet und sie in allen Gebieten des Wissenswerten fortlaufend unterrichtet.

Ein solches Unternehmen müßte Freunde finden, sowohl bei Eltern und Erziehern, als in jenen Kreisen der Journalistik, denen es um eine tüchtige Erziehung des Volkes zu thun ist, und die darum gern einen Teil ihrer Thätigkeit einer solchen Aufgabe ethischer Kultur widmen würden. —

Anmerkung der Redaktion. Wir nehmen, wohl im Einklang mit der Verfasserin, an, daß es sich nur um die politische Erziehung junger Leute vom 16. Lebensjahre an handelt. Diese ist nötig, und möglich, wenn dabei Politik nicht mit Partei-Dressur verwechselt wird. Das Unternehmen einer politischen Zeitung für die Jugend stellt jedenfalls für den Herausgeber so gewaltige Ansprüche an seinen pädagogischen Takt und seine Lehrbegabung, daß nur Pädagogen erster Klasse, d. h. geborene Erziehungsgenies, sich daran wagen dürften. An Pfuscherarbeit auf diesem Gebiet mangelt es nicht. Vielleicht geben die vorstehenden Ausführungen einmal einem Berufenen den schöpferischen Anstoß. —

Das Problem der Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwickelung.

Von Dr. F. W. Foerster (Zürich).

IV.

(Schluß.)

Die Gegensätze in der Arbeiterschaft bezüglich Einführung der Arbeitslosenunterstützung sind natürlich mit der Annahme der oben zitierten Resolution noch keineswegs ausgetragen. Die Diskussion geht weiter und bietet für den Sozialpsychologen viel Interessantes. Charakteristisch ist eine sozialdemokratische Stimme, die gegen die Arbeitslosenunterstützung protestiert, weil dadurch „dem Unternehmertum vor den andrängenden beschäftigungslosen Arbeitern Ruhe geschaffen würde.“ Die Sozialdemokratie hat bisher die großen Massen gänzlich mittelloser Arbeitsloser als ein Hauptmittel der Agitation gegen die bestehende Gesellschaftsordnung benutzt. Man denke an die große Wirkung all der gewaltigen Arbeitslosenversammlungen des Jahres 1894. Wir alle, die wir heute für Koalitionsfreiheit und Sozialreform eintreten, sind wie nicht durch jene Versammlungen geweckt und erschüttert worden? Das sozialdemokratische Mißtrauen ist also relativ berechtigt — je nachdem man die Aufrüttelung der öffentlichen Meinung, die agitatorische Wirkung, oder den endlichen Anfang praktischer Organisation in den Vordergrund stellt. So sehr ich nun die Verdienste der Sozialdemokratie um die Durchdringung der Gesellschaft mit sozialen Thatsachen und Ideen anerkenne, so scheint es mir doch unzweifelhaft, daß jetzt genug an Agitation geleistet ist und daß es höchste Zeit zur Organisation ist. Es giebt allerdings auch innerhalb der Organisationen noch Stimmen, welche von der Einführung der Arbeitslosenunterstützung eine Abschwächung des „Kampfcharakters“ der Gewerkschaften fürchten. Ihnen antwortet treffend eine Notiz der Deutschen Metall-Arbeiter-Zeitung (23. Januar d. J.):

„Es wäre hier mit noch einigen Worten des Gegensatzes zu gedenken, der noch gewerkschaftlich organisierte Arbeiter über die Grundlage der Berufsorganisation beherrscht. Kampforganisation oder Unterstützungsverein? Darüber erhitzen sich noch vielfach Gewerkschafter, die glauben, auf dem fortgeschrittensten Standpunkte zu stehen. Unseres Erachtens ist es unzulässig, zwischen „Kampforganisation“ und „Unterstützungsorganisation“ zu unterscheiden, weil diese Konstruktion eine gezwungene ist. Eine Kampforganisation ohne Unterstützungseinrichtungen ist nicht gut denkbar, denn ohne Unterstützung wird sich schwer kämpfen lassen. Uns ist keine Gewerkschaft bekannt, die das Unterstützungswesen hätte ignorieren können. Ob wir Mitglieder unterstützen, die durch die Verhältnisse auf die Wanderschaft getrieben worden, die in einen Ausstand eingetreten sind, um höhere Löhne zu erringen, die gemaßregelt wurden oder die momentan keine Arbeit finden können aus anderen Ursachen, das ist im Prinzip ganz gleich. Die Organisation, die unterstützt, ist ein „Unterstützungsverein“. Wenn es sich mit „unserem Prinzip“ verträgt, den Arbeitslosen zu unterstützen, der auf die Wanderschaft geht, dann kann „unser Prinzip“ nicht Schaden leiden, wenn wir auch jene Arbeitslosen unterstützen, die an den Ort gebunden sind. Eine prinzipielle Frage kommt dabei überhaupt nicht in Betracht.“

Kürzlich hat der Berliner Gewerkschafter Pörsch eine Broschüre unter dem Titel „Woran krankt die deutsche Gewerkschaftsbewegung?“ herausgegeben und darin die geringe Entwickelung der gewerkschaftlichen Arbeitslosenversicherung als Hauptursache der von ihm gerügten Schäden bezeichnet. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Gewerkschaften ohne solche Versicherung garnicht den Namen Kampforganisation verdienen, da die Mitglieder bei ihnen wie im Taubenschlag aus- und eingehen und ihre Kämpfe sich stets im Kreise herumdrehen, da sie gegenüber dem Lohndruck der Arbeitslosen nicht im Stande sind, ihre Forderungen durchzusetzen und Erreichtes festzuhalten. Er zeigt, daß unter den deutschen Organisationen nur diejenigen mit Arbeitslosenunterstützung eine gewisse Stärke und Stabilität haben. Eindrucksvoll ist auch sein Hinweis darauf, daß der englische Verband der Maschinenbauer 2½ mal mehr Ausgaben und Einnahmen hat, als alle deutschen Organisationen zusammen. Daher auch in Deutschland die vielen planlosen Streiks, während der englische Gewerkverein nur im äußersten Notfalle zur Arbeitseinstellung schreitet und im übrigen, wie es im Webb'schen Werke heißt, „mehr an die moralische Kraft großer Reservefonds glaubt.“ — Auf dem letzten Kongreß der deutschen Metallarbeiter hat der Nürnberger Arbeitersekretär Segitz in einem weitblickenden Vortrage ebenfalls für die Arbeitslosenunterstützung gesprochen — diesmal ist der betreffende Antrag noch mit kleiner Majorität abgelehnt worden, weil man sich noch nicht zur Erhöhung der Wochenbeiträge entschließen konnte; aber die deutschen Arbeiter werden noch lernen müssen, Opfer zu bringen, wenn sie überhaupt vorwärts kommen wollen. Großen Einfluß auf die mißtrauische Haltung unserer Arbeiter gegenüber dem Unterstützungswesen haben wohl die Berichte über die große industrielle Krisis der achtziger Jahre in England ausgeübt. Es schien damals angesichts des drohenden Bankerotts mehrerer großer Gewerkvereine infolge der großen Arbeitslosigkeit, als ob auch das vielgerühmte Unterstützungswesen der Trades Unions machtlos gegenüber dem periodischen Erdbeben der Konkurrenzwirtschaft sei. Die revolutionären Ideen des kontinentalen Sozialismus flammten allenthalben in der Gewerkvereinswelt auf; die alten Gewerkvereine wurden aristokratischer Versumpfung angeklagt; man begann die Versicherungskassen als eine Gefahr für den Idealismus zu betrachten. Der „neue Unionismus“ begann damals unter den ungelernten Arbeitern Kampfvereine ohne Versicherung zu begründen. Diese Entwickelung ist heute durchaus in ruhige Bahnen eingelenkt. Die alten großen Gewerkvereine haben ihre Exclusivität aufgegeben und sind dabei, sich die Verbände der ungelernten Arbeiter anzugliedern; so versöhnt sich der alte und der neue Unionismus, und der Sozialismus bleibt „Sonntagsidee“, letztes gläubig geschautes Endziel der ganzen mühsamen Organisationsarbeit.

Wie wollen an dieser Stelle einen Einwand berühren, der oft gegen die gewerkschaftliche Sozialreform gerichtet wird. Man sagt, die von den Gewerkschaften erkämpfte Erhöhung und Sicherung der Lebenshaltung komme doch immer nur einer relativ geringen Schicht der Arbeiterschaft zu Gute. Dagegen ist zu erwidern, daß eine plötzliche gleichzeitige Hebung breiter Volksmassen überhaupt nicht möglich ist. Es kann nur Schicht um Schicht emporgehoben werden. Das Charakteristische der Gewerkschaftsentwickelung ist es gerade, daß sie aus der unterschiedslosen Masse immer neue Schichten loslöst und zum Streben nach Bildung und Fortschritt emporhebt. Und die Hauptsache ist, daß eben die Pioniere des Fortschritts, die hochentwickelten Gewerkvereine, allmählich durch ihren Druck auf die wirtschaftliche Entwickelung (vgl. den Einfluß der Kohlenarbeiter auf die Kartellierung der Industrie) die Sümpfe austrocknen, in denen das „Lumpenproletariat“ gedeiht. Es giebt keinen anderen Weg. Und wenn Herr Landgerichtsrat Kulemann in Nr. 30 der „C. K.“ meiner Behauptung: „Ohne Gewerkvereine keine Demokratie“ die Frage entgegenhält, ob denn diese Erziehung zur Demokratie das oberste Ziel sei, so antworte ich: Es kommt mir nicht auf das Schema Demokratie an, aber da heute die soziale Frage für den Arbeiter vor allem die Frage nach dem Recht auf Mündigkeit ist und da diese Mündigkeit durch keine noch so humane Staatshilfe, sondern nur durch freie Bahn für die Entwickelung der Selbstverwaltung der eigenen Angelegenheiten erreicht werden kann, so ist für mich in der That keine Sozialreform diskutierbar, welche die Wirksamkeit eben jener gewerkschaftlichen Erziehung zur Selbstregierung einzuengen geeignet ist. Das ist kein Doktrinarismus — ebenso wenig wie es Doktrinarismus ist, zu behaupten, daß man das A-B-C erlernt haben muß, um lesen zu können.

Wem es deutlich geworden ist, daß der Ausbau des Gewerkschaftswesens aufs engste zusammenhängt mit dem Grade der Herrschaft, welche die Arbeiter über das Arbeitsangebot erlangt haben, der wird nicht zögern, die oben ent-

Digitized by Google

wickelten Gesichtspunkte auch auf die Organisation der Arbeitsvermittelung anzuwenden und in der wachsenden Ausbreitung kommunaler Arbeitsnachweise in Deutschland eine schwere Gefahr für die Arbeiterbewegung erblicken. Der Arbeitsnachweis muß in den Händen der organisierten Arbeiter liegen, damit diese in der Lage sind, die Verteilung der Arbeitskräfte stets in Fühlung mit der speziellen Bewegung zu halten, d. h. dafür zu sorgen, daß erstrebte oder bereits erreichte Arbeitsbedingungen nicht stets wieder durch das Angebot arbeitsloser Hände heruntergedrückt werden. Daß die Arbeiter sich in dieser Weise ihre Lebenshaltung sichern, liegt nicht blos im Klasseninteresse, sondern im Interesse der ganzen Kultur. Es ist aber keine Frage, daß sie dazu nicht in der Lage sind, wenn der Arbeitsnachweis in den Händen der Kommune liegt. Natürlich kann man keiner Kommune verwehren, solche Nachweise einzurichten, um so mehr wenn die Arbeitgeber, wie gewöhnlich in Deutschland, die Majorität in der Stadtvertretung haben — aber die sozialgesinnten Gebildeten sollten wenigstens darüber aufgeklärt werden, daß sie nicht in gedankenloser Arbeiterfreundlichkeit Einrichtungen ins Leben rufen helfen, die dem tiefer verstandenen Arbeiterinteresse gerade entgegenwirken und eine Entwickelung hemmen, die allein im Stande ist, allmählich Ordnung in unser wirtschaftliches Leben zu bringen. Die Unternehmer fördern allerorten die Entstehung solcher kommunalen Arbeitsnachweise, weil dadurch den Gewerkschaften die Verfügung über das Arbeitsangebot unmöglich gemacht wird. Nun hat man ja neuerdings versucht, durch Einführung der sogenannten „Streikklausel" den Wünschen der Arbeiter entgegen zu kommen. Eine Reihe von Arbeitsnachweisstellen stellt ihren Arbeitsnachweis in derjenigen Branche ein, in welcher gerade ein Streik ausbricht. Es ist jedoch kaum zu erwarten, daß dieser Paragraph allgemeinere Verbreitung finden wird, da die machthabenden Unternehmer ihn überall aufs äußerste bekämpfen. Der kommunale Arbeitsnachweis in Frankfurt wollte die erwähnte Streikklausel aufnehmen — was jedoch bezeichnender Weise von der Regierung nicht genehmigt wurde. Sollen die Arbeiter nun etwa die kommunalen Arbeitsnachweise unterstützen auf das Risiko hin, daß durch ein weiteres Vorrücken der Reaktion diese Institute schließlich ganz den Interessen der Unternehmer dienstbar gemacht werden? Der Vater der kommunalen Arbeitsnachweise in Deutschland, Magistratsassessor Freund in Berlin, hält es allerdings für eine Forderung der Neutralität, daß die Arbeitsämter auch während eines Lohnkampfes die Arbeitsvermittelung weiter führen. Prof. Platter nennt das in einem Aufsatze in den „Schweizerischen Blättern für Wirtschaftspolitik" eine „preußische Sorte von Gleichberechtigung" und fragt, ob man etwa einen Staat neutral nenne, der in einem Kriege den einen von beiden Gegnern mit Kanonen versorgt?

Nun hat neuerdings der hochverdiente Frankfurter Stadtrat Flesch in einem Aufsatze in der Sozialen Praxis (Nr. 15 d. Jg.) den Nachweis zu führen gesucht, daß die oben erwähnte Streikklausel eigentlich von gar keiner entscheidenden Bedeutung für die Arbeiter sei. Die organisierten Arbeiter würden im Fall eines Streiks selbstverständlich die Solidarität wahren und den kommunalen Nachweis nicht benutzen — während die Arbeiter, welche sich nicht um die Organisation kümmeen, auch ohne den kommunalen Arbeitsnachweis in der Stadt schon erfahren würden, daß infolge eines Streiks Stellen zu haben seien. Das ließe sich hören, wenn die kommunalen Arbeitsämter streng lokal blieben. Aber schon beginnen sich die Arbeitsnachweise Deutschlands zu zentralisieren, man plant engste, womöglich telephonische Verbindung aller Arbeitsnachweise — wie das ja im Wesen dieser Entwickelung liegt. So sind z. B. schon jetzt die zehn badischen Arbeitsnachweisstellen in engstem Verkehr und Austausch der Mitteilungen über den Stand des Arbeitsmarktes. Wenn nun erst eine Zentralisation über ganz Deutschland angebahnt ist, so kann diese Organisation ohne den Streikparagraphen höchst gefährlich für die Arbeiterbewegung wirken. Arbeiter aus der indifferenten Masse, die sonst nie von dem betreffenden Ausstand Kunde bekämen, würden jetzt durch durch die schnellwirkende Arbeitsvermittelung aus jeder Ferne herbeigeholt, um als Streikbrecher einzutreten. Die Unternehmer hätten Arbeitskräfte; aber die Kultur hat von diesen Unterbietungen nur Nachteil und schließlich wird auch die industrielle Arbeit unter der mangelhaften inneren und äußeren Entwickelung ihrer Arbeiter zu leiden haben. Es ist doch charakteristisch, daß heute die deutschen Fahrradfabrikanten eine Erhöhung des Schutzzolls gegen amerikanische Fahrräder verlangen, die trotz des Zolls billiger und besser sind, als die deutschen. Das kommt einfach daher, weil die amerikanischen Arbeiter doppelt so hohe Löhne als die deutschen haben und daher auch besser arbeiten. Es ist also sehr begreiflich, daß die Arbeiter überall dem kommunalen Arbeitsnachweis das größte Mißtrauen entgegenbringen und ihrerseits versuchen, dies Angebot von Arbeitskräften ganz in ihre Hände zu bekommen. Der Kampf um die Arbeitsnachweise steht z. B. augenblicklich im Vordergrunde der Berliner Arbeiterbewegung. Durch die Besitzergreifung der Leitung will man zunächst eine ständige Kontrolle über die Arbeitslosigkeit und Konjunktur im Gewerbe erreichen, zur Ausstandszeit ein wirksames Mittel zur vollständigen Sperrung der Werkstätten in der Hand haben und als einen der hauptsächlichsten Zwecke, die Maßregelung von Ausstandsleitern und Vertrauenspersonen vermindern. Nicht recht verständlich ist uns, daß selbst Herr Dr. Jastrow, der Herausgeber der Soz. Praxis, der bei jeder Gelegenheit für die Arbeiterorganisation eintritt und ihre Bedeutung für die Entwickelung gewerblicher Einigungsämter hervorhebt — jene Taktik der Gewerkschaften nicht zu würdigen vermag und es bedauert (Soz. Praxis Nr. 34, Jg. 96), daß man in diesen Kreisen „eine gewisse scharf ablehnende Haltung gegen jeden Versuch überhaupt einnimmt, irgend welche früher von den Gewerkschaften ausgeübte Thätigkeiten nunmehr auf ein höheres gemeinwirtschaftliches Organ, die Gemeinde oder den Staat, übergehen zu lassen." Diese Bemerkung des sonst so scharfblickenden Sozialpolitikers zeigt eben nur, daß der Geist der Hegelschen Staatsphilosophie auch von den unbefangensten Privatdozenten der Berliner Universität seine Opfer heischt. Der Arbeiter hat gar keine prinzipielle Abneigung gegen „gemeinwirtschaftliche" Organe. Aber der heutige Staat und die heutige Kommune sind eben keine gemeinwirtschaftlichen Organe, sondern Klassenorgane. Sie können gemeinwirtschaftlich werden, wenn die unterdrückte Klasse durch die geistige und soziale Erziehung, wie durch die wirtschaftliche Bedeutung ihrer solidarischen Organisationen ein gleichberechtigter Teil des Staates wird. Ueberträgt man aber gerade die Aufgaben, welche die Haupthebel dieser sozialen Emporbewegung sind, den Klassenorganen des Gegenwartsstaates, so stärkt man eben nur das Wachstum der Klassenorgane und unterdrückt die Zellen wahrhaft gemeinwirtschaftlicher Organe, wie sie aus dem Zusammenwirken freier Bürger eines freien Gemeinwesens hervorgehen werden. Die Londoner kommunale Behörde ist heute ein gemeinwirtschaftliches Organ; sie sorgt z. B. dafür, daß in ihren sämtlichen Betrieben und Submissionen die Arbeitsbedingungen der Gewerkschaften eingehalten werden — aber sie ist erst gemeinwirtschaftlich geworden dadurch, daß der vierte Stand seine Wirtschaftsinteressen durch achtunggebietende Organisationen und gebildete Vertrauensmänner zur Vertretung brachte. Ich will meine Auffassung noch durch ein Beispiel erläutern: Auf dem Frankfurter Sozialen Kongreß über Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittelung (1893) trat der Vorsitzende des deutschen Buchdruckerverbandes, Herr Döblin, sehr energisch dafür ein, daß der Arbeitsnachweis allein in den Händen der Arbeiter liege. Der von Unternehmern und Arbeitern

gemeinsam geleitete Arbeitsnachweis sei ein Unding, da man eine solche gemeinsame Institution nicht einfach auf die stärksten Interessengegensätze aufspropfen könne. Heute verteidigt Herr Töblin den gemeinsamen Arbeitsnachweis der Gehilfen und Prinzipale im Buchdruckergewerbe. Wie reimt sich das zusammen? Ganz einfach. Auf Grund einer vorzüglich geordneten Arbeitslosenunterstützung und gewerkschaftlicher Arbeitsnachweise ist der deutsche Buchdruckerverband zu einer so angesehenen und einflußreichen Stellung gelangt, daß die Arbeitgeber sich nicht nur zur Anerkennung der Gleichberechtigung entschlossen haben, sondern auch in eine „Tarifgemeinschaft" zur Aufrechterhaltung bestimmter Arbeitsbedingungen eingetreten sind, und zwar so, daß u. a. ein gemeinsamer Arbeitsnachweis eingerichtet wurde, von welchem diejenigen Gehilfen an erster Stelle berücksichtigt werden müssen, welche wegen nicht tarifmäßiger Löhne ꝛc. ihre Arbeit niedergelegt haben. Hier stehen also die Unternehmer mit ihren Arbeitern zusammen gegen diejenigen Prinzipale, welche die von der Gewerkschaft festgestellte Lebenshaltung herabdrücken wollen. Aber man beachte: Diese Institution ist die letzte Blüte einer langen organischen Entwickelung, sie ist vor allem die Blüte einer machtvollen Organisation der Arbeiter, die eben durch diese Organisation zu besonnenen und reifen Menschen gemacht wurden. Auf diesem Wege entstehen wahrhaft „gemeinwirtschaftliche Organe", nicht aber dadurch, daß man jenen gegenseitigen Erziehungsprozeß gewaltsam abbricht, indem man die Gegensätze, die sich klären müssen, die ungleichen Kräfte, die sich natürlich auswachsen und ausgleichen müssen, in bureaukratischen Institutionen zusammenzwängt. Das Leben selbst soll diese Formen schaffen. Wie wenig haltbar solches künstliche Zusammenwirken ist, das zeigt die Geschichte des Arbeitsnachweises in Frankfurt a. M., wo vor einiger Zeit die Arbeiter-Beisitzer ihr Amt niederlegten, weil ihr Mitverwaltungsrecht nicht respektiert wurde und der Magistrat ihren Antrag auf größere Sicherung dieses Rechtes zurückwies. Mit Recht hat der Hamburger Gewerkschafter Legien auf dem genannten Frankfurter sozialen Kongreß gesagt: wenn die Kommunalverwaltungen etwas thun wollten, so sollten sie, ähnlich wie die Stadt Paris mit ihrer bourse du travail, städtische Räume für den Nachweis hergeben — im übrigen aber den Gewerkschaften die Vermittelung der Arbeit in die Hand geben. Wieviel angemessener kann diese Vermittelung von den Fachvereinen geführt werden, als von Behörden! Und wie wichtig und bedeutsam ist die Solidarität und Organisationsarbeit, die sich dann in der Arbeiterwelt entfalten kann. Wieviel sicherer kann die ganze Organisation der Arbeitsvermittelung funktionieren, wenn sie sich an die bereits vorhandene, das Land umfassende Organisation anlehnt! In seinem Buche „Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht" (S. 124) schildert Brentano die Arbeitsvermittelung der englischen Gewerkvereine folgendermaßen:

„An jedem Orte, an dem ein Zweig eines Gewerkvereins besteht, muß der Zweigsekretär über die Mitglieder, die außer Arbeit sind, Buch führen, und sobald in irgend einer Werkstätte des Orts eine Arbeitsstelle erledigt ist, wird ein Arbeiter beordert, um nach Arbeit zu fragen. Von größerer Bedeutung ist, daß die Zweigsekretäre ferner jeden Monat dem Generalsekretär die Zahl der arbeitslosen Mitglieder ihres Zweigs und der unbesetzten Arbeitsstellen am Orte anzeigen, die Qualität der unbeschäftigten Arbeiter und der erledigten Arbeitsstellen genau bezeichnen und mit kurzen Worten über den Stand des Gewerbes am Orte berichten müssen. Sobald der Generalsekretär diese Berichte erhält, sendet er die beschäftigungslosen Mitglieder auf Kosten des Vereins von einem Orte, wo das Gewerbe schlecht steht, an einen andern, wo Arbeiter begehrt werden. Und so bewirken die Gewerkvereine aufs Schnellste die Anpassung des Angebots von Arbeit an die Nachfrage in allen Teilen des Landes, indem sie die Arbeit von Orten, wo sie nicht begehrt wird, zurückziehen, um sie an Orten, wo Nachfrage besteht, auszubieten."

Indem ich für die Ueberlassung des Arbeitsnachweises an die Arbeiter eintrete, spreche ich keineswegs einseitig für das Arbeiterinteresse. Die Unternehmer selber haben das größte Interesse an der Ausbreitung und dem innern Wachstum der Gewerkvereine, weil auch sie mit besonnenen und sozial erzogenen Männern besser auskommen als mit politischen Fanatikern und kopfloser Unzufriedenheit. Welche Gefahr der ganzen Gesellschaft droht, wenn die Entwickelung der Arbeiterorganisation nicht gleichen Schritt hält mit der Zentralisation der Produktion, das führt ein Hamburger Großkaufmann (R. E. May, Die wirtschaftliche Entwickelung Januar 1897, S. 110) in einer Betrachtung über die Entwickelung der Monopole mit folgenden Worten aus:

. . . Die Arbeiter wären verloren, wenn der Arbeitsnachweis in Händen der Arbeitgeber dem zum Arbeitgeberverbande gehörigen Trust alle Arbeitslosen zuschickte, und diese so den Trust unterstützten. Noch größer wird die Gefahr, wenn die jetzigen Bestrebungen, die Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit mit dem Arbeitsnachweis zu verbinden oder der Kommune aufzuerlegen, erst verwirklicht sein werden. Dann werden die Arbeitsnachweise die Arbeitslosen zwingen, in denjenigen Betrieb einzutreten, in welchem jeweilig ein Lohnstreik herrscht, indem sie die sich weigernden Arbeitslosen der Versicherung verlustig machen werden. Darum hütet Euch vor der Arbeitslosenversicherung in Händen des Arbeitgeber-Arbeitsnachweises, hütet Euch vor der Arbeitslosen-Versicherung in Händen der Kommune! Bei dem mangelnden Verständnis, das für diese Fragen in den herrschenden Kreisen besteht, ist sehr zu befürchten, daß es sonst mit den Arbeitslöhnen statt bergauf, wie notwendig, schnell bergab gehen werde, Industrie, Handel und Verkehr mit sich hinabreißend und unsere ganze Civilisation unter sich begrabend. . . . . Darum ihr Arbeiter, nehmt die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit in Eure Hand!"

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die übrigen Mittel, die zur Heilung von Arbeitslosennot vorgeschlagen worden sind. Es handelt sich hier vor allem um die sogenannten Notstandsarbeiten. Sie bedeuten natürlich keinen Schritt auf dem Wege zur Beseitigung der Ursachen des Uebels, sondern sind nur eine augenblickliche Linderung der Not. Oft genug dienen sie sogar dazu, mit ihren augenblicklichen Scheinerfolgen die Gedanken von der Umschau nach tieferen Heilungen abzulenken. Im Uebrigen werden sie sozialpolitisch immer noch bedeutend überschätzt. Für die Arbeiter des Baugewerbes sind sie noch am meisten am Platze — aber gerade für die Arbeiter hochgelernter Exportindustrien, die am meisten den großen Krisen ausgesetzt sind, sind diese Arbeiten im Freien mit starker Inanspruchnahme der gröberen Muskeln gänzlich unannehmbar. Mit Recht bemerkte zu dieser Frage der Gewerkschaftler Kloß auf dem mehrfach erwähnten sozialen Kongreß in Frankfurt:

„Viele Industriearbeiter sind infolge ihrer Berufsarbeit als Stubenhocker gegen die Einflüsse der Witterung so empfindlich, daß sie bei Ausübung derartiger Arbeit im Freien während der rauhen Winterszeit ihre Gesundheit gefährden. Ihre Berufsarbeit erfordert oft eine Leichtheit und Sicherheit der Hände, welche bei Handhabung der Werkzeuge bei Erdarbeiten und Steinschlagen verloren geht. Die Hoffnung, baldigst wieder im Beruf Arbeit zu bekommen und die Besorgnis der Zuziehung einer Krankheit und des vorübergehenden Verlustes der zum Beruf erforderlichen Handfertigkeit hält manche oder viele Arbeiter zurück, ihre Zuflucht zu diesen Notstandsarbeiten zu nehmen."

Die hier entwickelten Gesichtspunkte eines mit den Lebensverhältnissen der Industriearbeiter genau vertrauten Mannes sprechen auch gegen die Vorschläge, welche Gustav Maier in seiner Broschüre „Der Kampf um Arbeit" (Ferd. Dümmler, Berlin) gemacht hat. Maier befürwortet die Einrichtung großer landwirtschaftlicher Kolonien für Arbeitslose; die Mittel dazu sollen durch eine Reichs-Erbschaftssteuer aufgebracht werden. Der Verfasser vergißt, daß die landwirtschaftliche Arbeit mit dem Fortschritt der extensiven zur intensiven Kultur, mit der wachsenden Einführung von Maschinen in den Betrieb ebenso sehr „gelernte" Arbeit verlangt, wie die Industrie, und daß die gröbere ungelernte Tagelöhnerarbeit aus den von Kloß geschilderten Gründen den Industriearbeiter für die Thätigkeit seines gelernten Berufes ruinieren würde. Ferner ist doch auch zu bedenken, daß die Arbeitslosen nicht eine Gruppe von Menschen darstellen, die ein für allemal aus dem gewerblichen Arbeitsprozeß ausgeschieden sind, sondern eine quantitativ und qualitativ beständig wechselnde Masse, so schwankend, daß

Digitized by Google

die betreffenden landwirtschaftlichen Betriebe an demselben Uebel der Unberechenbarkeit leiden würden, an welchem die industrielle Produktion krankt. Es giebt Jahre, Jahreszeiten, Monate, in denen die Arbeitslosigkeit äußerst gering ist; dann wieder kommen Zeiten, in denen Tausende auf die Straße gesetzt werden — die dann vielleicht nach wenigen Wochen wieder durch eine günstige Konjunktur zusammengetrommelt werden. Wie soll dabei ein landwirtschaftlicher Betrieb gedeihen, der mehr sein will als eine bloße Form der Armenkolonie? Und welcher Arbeiter wird nicht lieber von Tag zu Tag eine Arbeitsgelegenheit in seinem eigenen Beruf erlauern, als sich in einem ganz andern Berufe festlegen und die Gelegenheit zum Wiedereintritt in die alte Arbeit verpassen? Der Ende vorigen Jahres erschienene „Report from the Select Comittee on distress from Want of Employment", mit den Ergebnissen der offiziellen englischen Enquete über Arbeitslosigkeit stellt die Einrichtung von Ackerbau-Kolonien für Arbeitslose als ein wertloses und ganz unangezeigtes Palliativmittel hin. Vorerst sei die Massen-Arbeitslosigkeit ein soziales Uebel der großen Städte, deren Bevölkerung von Landarbeit nichts verstehe und wohl auch selbst unter dem Drucke großer Notlage nur zum allergeringsten Teile zu bewegen sein würde, den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf einer Ackerbau-Kolonie zu vertauschen. Weiter habe man hinreichende Erfahrungen, um erwarten zu können, daß der Betrieb der Kolonie mit großen Verlusten verknüpft sein müßte; ferner zeigen die deutschen Kolonien, daß solche Stätten bis zu 76% von gewohnheitsmäßigen Vagabonden, Strolchen und Sträflingen besucht seien, eine Gesellschaft, die man dem achtbaren arbeitslosen Arbeiter nicht zumuten könne; eine andere Schwierigkeit bilde die Unterbringung verheirateter Arbeitsloser auf den Kolonien; und schließlich würden die tauglichsten Arbeiter auf denselben, zum Schaden der Einrichtungen, sobald sich Gelegenheit ergiebt, zu anderer Arbeit zurückkehren.

Die Arbeitslosigkeit ist nicht nur ein soziales, sondern auch ein wirtschaftliches Problem und erfordert vor allem eine wirtschaftliche Lösung, d. h. eine Lösung, die das Brachliegen menschlicher Arbeitskraft und die Verschwendung von Kapital beseitigt, welche beiden Erscheinungen heute als Folge der Anarchie in der gewerblichen Produktion auftreten. An diesen Zuständen aber wird schlechthin garnichts geändert, wenn man sich darauf beschränkt, landwirtschaftliche Ferienkolonien für die Armee der Arbeitslosen zu gründen, und dabei die Stockungen der Industrie als Naturereignisse wie Blitz- und Hagelschlag hinnimmt, gegen die man wohl Versicherungen schaffen und Schutzasyle gründen, deren verheerenden Wirkungen man jedoch nicht an der Quelle beizukommen vermag.

Es war der Zweck der vorliegenden Arbeit, deutlichst alle Palliativmittel als solche zu kennzeichnen und nachdrücklich auf alle diejenigen sozialen und wirtschaftlichen Tendenzen unserer Kulturentwickelung hinzuweisen, welche allmählich das Uebel an der Wurzel beseitigen können — deren Stärkung und Klärung daher im Vordergrunde aller sozialpolitischen Interessen stehen muß.

Hier liegen wichtige Aufgaben der ethischen Bewegung. In Deutschland sammelt sich jetzt unter Führung ehemaliger hoher Beamter wieder eine Gruppe konservativer Sozialreformer. Es ist nicht unmöglich, daß es dieser Gruppe gelingt, die Sozialreform „von oben" wieder in Gang zu bringen und durch die bureaukratische Inangriffnahme von sozialen Entwicklungen, die in organischem Aufbau von unten her verwirklicht werden müssen, der deutschen Arbeiterbewegung größeren Schaden zuzufügen, als dies durch die Verfolgung seitens Stumm und Genossen geschehen kann. Es ist daher von größter Wichtigkeit, dieser höchst wohlmeinenden Gruppe von Reformern gegenüber daran festzuhalten, daß das Ziel aller wahren sozialen und ethischen Reform, die Entwicklung des Individuums zu persönlichem Leben, nur dann erreicht werden kann, wenn man nicht vor lauter patriarchalischer Fürsorge versäumt, die persönliche Initiative und die gesellschaftsbildenden Kräfte im Arbeiter selbst zu wecken und zu erziehen. Die besten Erziehungsanstalten dafür aber sind die gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Verbände der Arbeiter. Reaktionär und kulturfeindlich wirkt jede Sozialpolitik, welche ihrer Entwicklung im Wege steht!

Englische Kolonialpolitik.

Von —gst.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten, welche in England und den englischen Kolonien mit so großem Enthusiasmus gefeiert worden sind, imponieren allen Erfolg- und Macht-Anbetern ganz gewaltig. Weniger imponieren sie dem tiefer schauenden Menschenfreunde, dessen Ohren sich durch Uebung daran gewöhnt haben, das Stöhnen der Unterdrückten auch aus dem lautesten Jubelgeschrei der Unterdrücker herauszuhören. In den letzten Tagen sind zwei Hülferufe in die deutsche Presse gelangt, welche von der brutalen Unterdrückung zu erzählen wissen, die die englischen „Herrschernaturen" an „unterworfenen Völkern" üben. Der eine findet sich in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" (21. August d. J.) und ist von einem Inder aus Lahore verfaßt, der andere im „Berliner Tageblatt" (22. August d. J.) und ist von einem egyptischen Patrioten verfaßt. Die Uebereinstimmung beider Berichte ist geradezu frappant. Am Nil und am Indus verüben die Engländer die gleichen Schändlichkeiten gegen die armen Eingeborenen und kein Mensch fragt darnach. Und diese nämlichen Engländer halten Meetings für die „unterdrückten Armenier" und andere Völkerschaften ab! Der Inder Mirza Ziaeddin Ahmal schreibt mit Recht: „Die Humanität, welche von den Engländern gepredigt wird, hat bloß den Zweck, Europa von seiner Gerechtigkeitsliebe und Vortrefflichkeit zu überzeugen. Aber ob sie Europas Aufmerksamkeit auf die Leiden der Armenier lenken, oder die Griechen ermuntern, die Kretenser zu befreien — so geschickt sie auch Europa betrügen mögen — ein scharfer Beobachter vermag leicht unter der Maske der Menschlichkeit das scheußliche Antlitz der Selbstsucht zu erkennen." Wie wahr sind diese Worte! Man sollte den Engländern, wenn sie aus politischen Schachergründen wieder Mitleid für unterdrückte Völkerschaften öffentlich heucheln, einstimmig in der ganzen außerenglischen Presse zurufen: Charity begins at home!

Nur wenige Parallelstellen aus dem Notschrei aus Indien und dem Notschrei aus Egypten sei uns anzuführen gestattet. Der Leser mag selbst die Glaubwürdigkeit beider Männer beurteilen, die 2500 Meilen von einander entfernt leben:

Der Inder schreibt: „Ganz kürzlich wurde ein Fächerschwinger von einem Engländer erschossen, weil er erschöpft war und den Fächer nicht mehr zu schwingen vermochte."

Der Egypter schreibt: „Die Engländer achten das Leben eines Egypters nicht einen Dent. Die Preisgebung des menschlichen Lebens in Egypten ist einer der Grundsätze der englischen Politik. Man urteile selbst: Eines Tages brachte ein Telegraphenbediensteter einem englischen Ingenieur eine Depesche. Da es Gebrauch ist, daß der Adressat eine Empfangsbescheinigung unterzeichnet, so verlangte der Bote von dem Engländer diese Unterschrift, die der Engländer verweigerte. Da der Telegraphenbote seine Pflicht erfüllen wollte, beharrte er auf seiner Forderung. Als Antwort lud der Engländer ganz ruhig seine Flinte und schoß auf den Egypter, der einige Augenblicke darauf tot niederstürzte. Welche Strafe hat nun der Mörder erhalten? Keine, absolut keine. Man hat ihn nach Indien weitergeschickt, und er lebt dort noch in vollständiger Frei-

Digitized by Google

heit." (Dieser Edle kann also jetzt dem verzweifelnden indischen Patrioten wieder neuen „Stoff" für Artikel über das Niederschießen indischer Eingeborener liefern!). —

Der Inder schreibt: „Im Laufe der letzten drei Monate wurden vier indische Diener von ihren Herren erschossen, bloß weil sie irgend eine Dienstleistung verweigert hatten. Keiner dieser Mörder wurde härter als mit einem Jahre Kerker bestraft, und es giebt zahlreiche Fälle, in denen Engländer, die ihre Diener im Zorn niedergeschossen, freigesprochen wurden."

Der Egypter schreibt: „Eines Tages weigerten sich die Studierenden der Universität El Azhar, der Gesundheitsbehörde einen Kranken auszuliefern; die Polizei schoß auf den Befehl ihres englischen Chefs auf die Studenten und tötete und verwundete mehrere. Der englische Oberst, der dieses Blutbad befohlen hatte, hat nicht einmal einen Verweis erhalten."

Diese Beispiele mögen genügen. Sie zeigen wieder einmal, wie wenig sittlichen Halt die „Kolonisatoren" aus den „christlichen Ländern" mitbringen und regen zur Frage an, wie die sittliche Bildung in Ländern gehoben werden könnte, die mit dem Einpauken religiöser Formeln Alles für die sittliche Heranbildung der Jugend gethan zu haben glauben! — Ist es nicht grenzenlos beschämend für die Engländer, daß vor 2100 Jahren in Indien ein Monarch herrschte, der König Asoka, der es für notwendig erachtete, einen besonderen Beamten zu ernennen, der die Verpflichtung hatte, „die gerechte Behandlung und den Fortschritt der einzelnen Stämme und der unterworfenen Rassen zu beaufsichtigen"*), wie aus einer in Felsen eingegrabenen und wieder entdeckten Inschrift hervorgeht, in welcher Asoka seinen Befehl verewigt hat! — Die sittliche Kultur der Menschheit scheint in diesen 2100 Jahren etwas zurückgegangen zu sein.**)

Bücherschau.

Utopie und Experiment. Studien und Beichte von Dr. Giovanni Rossi u. a. Gesammelt und übersetzt von Alfred Sanftleben. Zürich 1897. Für Deutschland Berlin SO., B. Zuck. VII. und 324 S. Mk. 3,20.

Es ist eine aufrichtige Bankerotterklärung des kommunistischen Anarchismus, die in diesem merkwürdigen Buche geboten wird, merkwürdig auch durch die Persönlichkeit des Verfassers und selbst des Uebersetzers. Man muß — wie Rezensent, der mit Freude daran zurückdenkt — einen Einblick in das Innenleben derartiger von der Gesellschaft verfehmter Persönlichkeiten gethan haben, um den Schlüssel zu der Gedankenwelt des Buches zu finden. Ich lernte — und im Interesse des Verständnisses möge man diese persönliche Reminiscenz entschuldigen — in dem Herausgeber dieses Buches einen Jüngling kennen von hoher dichterischer Begabung und Naturbegeisterung, die fast zur pantheistischen Identifizierung der eigenen Person mit dem All ging; einen Mystiker, dem alles Weltleid von dem fallenden Blatt bis zum sterbenden Mitmenschen dergehoch auf dem sensiblen Herzen lag — und dabei einen düsteren Fanatiker für das Recht, einen leidenschaftlichen Hasser aller „Gewalthuber", einen begeisterten Anarchisten, kurz ein Leben, das aus den schwierigsten Kindheitsverhältnissen mit energischer Kraft herausgerungen, arbeitsreich und bedürfnislos, unter inneren und äußeren Gefahren der mannichfachsten Art, unbeugsam dem Wohle der Menschheit gewidmet wurde. Es klingt beinahe trivial, wenn man sagt, daß solche Naturen unmöglich zur harmonischen Persönlichkeit ausreifen, daß ihnen Spuren der gewaltsamen psychischen Verzerrungen stets anhaften, daß sie trotz ihres sonnigsten Gerechtigkeitssinnes nicht vorbildlich wirken können. Sie sind Pioniere der neuen Kultur, die mit schwieliger und nicht immer rein zu erhaltender Hand hineingreifen in das Urwaldgestrüpp unserer gesellschaftlichen Vorurteile, die auch wohl einmal Erhaltenswertes niederlegen und eine falsche Route einschlagen und bei denen die Rabiat des Zerstörenmüssens die ruhige Festigkeit, die zum Aufbauen einer neuen Welt gehört, gefährdet. Aber es sind Kraftnaturen, die auch in ihren Irrtümern, sofern sie nur aufrichtig bleiben, noch hochinteressante Züge für den Psychologen bieten. Und aufrichtig ist das vorliegende Buch, aufrichtig bis zur äußersten Grenze. Lassen wir die beiden Utopieen von G. Rossi zunächst bei Seite, deren erstere sich kaum von den bekannten unterscheidet, während wir auf die zweite noch zurückkommen müssen, und wenden wir uns zu dem Experiment. Es handelt sich um sozialistische aber vielmehr anarchistische Experimente einer Ansiedlung freier Landarbeiter als Produktionsgenossenschaft. Es ist bekannt, und der Uebersetzer fügt dankenswerter Weise eine Sammlung abratender und spöttelnder Stimmen aus dem sozialistischen Lager bei (Timmermann, Most, Krapotkin u. a.), wie scheel der eigentliche Sozialismus derartige Versuche, die nach seiner Ansicht unter der augenblicklichen Gesellschaftsordnung notwendig mißlingen müssen, betrachtet. Und die Geschichte all dieser Gründungen scheint diesem Mißtrauen recht zu geben. Nichtsdestoweniger ist nicht allein die Energie und Zähigkeit bewunderungswert, mit der immer wieder von kühnen Bahnbrechern das Experiment erneuert wird, sondern die aufgewandte Mühe ist auch keineswegs verloren. Auf richtig gestellte Fragen erhält man immer Antwort, zwar nicht immer die erwartete und erwünschte, aber doch eine Antwort. So ist es dem Dr. Giovanni Rossi gegangen, einem italienischen Tierarzt, der, nachdem er einige Zeit für den kommunistischen Sozialismus litterarisch gekämpft und auch gelitten hatte, im Jahre 1886 den Versuch einer kollektivistischen Organisation von Bauern in Cittadella bei Stagno Lombardo, Prov. Cremona, unternahm. Auf 1050 Hektaren, die von dem Eigentümer der Kooperationsgenossenschaft in Pacht gegeben wurden, entwickelte sich in drei Jahren eine landwirtschaftliche Kolonie, die zwar keineswegs sofort die Lebenshaltung der Teilnehmer in merklicher Weise zu verbessern im Stande war, aber doch den Wert des Gutes durch verbesserte Bodenkultur beträchtlich erhöhte und wenigstens den Beweis lieferte, daß „die kollektivistische Organisation der Arbeit ohne große Schwierigkeit aber Widerstreben" durchzuführen war. Die unerwartete Antwort, die außerdem noch erteilt wurde, bestand darin — wie Rossi mit voller Aufrichtigkeit hervorhebt — daß die neue Assoziation sich „als wütende Gegnerin jeder Neuerung" entpuppte, und zwar nicht nur auf dem Gebiete landwirtschaftlicher Meliorationen, sondern auch gegenüber allen Versuchen „der Propaganda zur Befreiung aus den Banden der Vorurteile der Religion und des Egoismus." „Jene sind die bigotten Fanatiker geblieben, welche sie vorher waren, und ihr Gesichtskreis sozialer Solidarität hat sich weder erweitert noch aufgeklärt." So mußte das Experiment mißlingen. Am Ende des zweiten Jahres wurde der Urheber des Projekts selbst aus seiner Stellung als Sekretär der Assoziation gedrängt, teils weil man ihm geheime Absichten der Sozialisierung zutraute, teils weil viele, die „unter dem Herrenregime auf der obersten Stufe der Hierarchie gestanden, während die Assoziation sie tief unten plazierte, wegen des verlorenen Kammandostabes keinen Frieden finden konnten." Nach dem dritten Jahre löste der Eigentümer „friedfertigen und trägen Charakters, obwohl er sein Interesse gefunden hatte, den Pachtkontrakt auf, weil er sich langweilte bei einigen vom Zaun gebrochenen Streitigkeiten unter den Bauern, welche in der Sozietät eine verlorene Suprematie wiedererlangen wollten." Die klare Antwort, so unangenehm sie manchem klingen mag, ist also: Aenderung der gesellschaftlichen Organisation allein ist ohnmächtig mit den alten Elementen Neues zu schaffen. Erst bessert die einzelnen Menschen, dann wird auch die neue Organisation von selbst zufallen. — Weitaus interessanter ist der zweite Versuch, der in der That ein ziemlich reinliches kommunistisch-anarchistisches Experiment auf Neuland darstellt. Im Februar 1890 schiffen sich in Genua die ersten fünf Pioniere einer neuen Kolonie ein, unter ihnen natürlich G. Rossi, um im April in Cecilia bei Palmeira, Paraná, Brasilien, allwo gut sein ist, den ersten Axthieb und Spatenstich für die Hütten und Felder der Zukunftsgesellschaft zu thun. — Wir können hier die anschauliche und lebendige Schilderung, die Rossi von diesen ersten sauren Monaten des Emigrantenlebens giebt, leider nicht weiter verfolgen; hervorgehoben sei nur, daß man es mit den Grundsätzen der Anarchie außerordentlich ernst nahm. Keinerlei Autorität, auch nicht die der Mehrheit über die Minderheit, wurde gestattet, obwohl allmählich durch immer neue Nachschübe die Kolonie auf ca. 250 Personen stieg. Darin änderte auch die betrübende Erfahrung nichts, daß einer der Genossen mit der gesamten Gemeindekasse von 1250 Francs das Weite suchte, „was nicht verhinderte, die Kasse zu jedermanns Verfügung zu halten, anstatt daß man eine Autarkie unter sich ernannte." Die in der Kolonie befindlichen Frauen geben weiterhin Anlaß zum Bedauern über den Mangel an konsequent anarchistischem Denken und Fühlen. „Wir führen", heißt es, „ein gänzlich freies Leben ohne irgend ein Gesetz und wir befinden uns gänzlich wohl dabei bis auf einige kleine Chikanen unter den noch nicht von den anarchistischen Prinzipien überzeugten Frauen, aber man kommt darüber hinweg." . . . „Es giebt wohl nach viele Vorurteile von der Wurzel aus zu beseitigen; aber was wollt ihr, man kann nicht alles auf einmal machen, was uns am meisten quält, ist, daß die freie Liebe noch nicht in die Herzen unserer Genossinnen eingedrungen, was denen, die allein sind, viel Verdruß bereitet, und trotzdem hat niemand den Frauen gegenüber den Anstand verletzt."

*) Siehe Rhys Davids „Buddhism" Seite 228.

**) So dankenswert der hier gegebene Hinweis auf die Thatsachen ist, welche erneut einen gewissen pharisäischen Zug englischer Kolonialpolitik illustrieren, so sehr muß doch vom Standpunkt ethischer Besonnenheit davor gewarnt werden, aus solchen wenn auch nicht selten auftretenden Erscheinungen verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, und darüber die hohen Verdienste zu vergessen, welche gerade England um die Civilisation und Humanität in den kolonisierten Ländern sich erworben hat. Anm. d Red.

Digitized by Google

Die Eifersucht ruft „traurige Vorfälle" hervor. Mit der Zahl der Genossen wachsen die Schwierigkeiten; der „Familienegoismus" macht sich geltend. Gegen Mitte 1891 findet die erste größere Sezession statt, da die erst angesiedelten sieben Familien unter dem Vorwand, die Kolonie mit besseren Elementen neu errichten zu wollen, ihren Austritt erklären und sich des Gesellschaftskapitals bemächtigen, das sie dann unter sich verteilen. Eine Gruppe junger Leute organisiert sich neu. „Unser Leben war voll von lärmhafter Freudigkeit, erfüllt mit einem sysyphotischen Widerspruchsgeiste, der bei der Arbeit uns viel Zeit in unendlichen Diskussionen verlieren ließ und unseren Vereinigungen den Charakter revolutionärer Klubs ausprägte, so daß man den Lärm unserer gewöhnlichen Konversationen schon auf einen Kilometer Entfernung vom geschlossenen Hause vernahm. . . . Aber bei all diesen sonoren heftigen Worten erhob sich nie eine gebollte Faust" . . . „Die aus dem Bourgeoisleben hinübergenommenen anti-sozialen Anlagen, der Ich-Egoismus, Gewalt, Verschwendung, Verstellung, Geiz, alle die 7o Todsünden, welche das Paradies auf dieser Welt und nach der Meinung Einiger die Hölle auf der jenseitigen vorheißen, die konnten wir nicht ablegen an der Grenze von Cecilia wie einen schmutzigen Fetzen." Die Desertionen dauern fort. Die Auflösung der Kolonie ist nur noch eine Frage der Zeit. Nichtsdestoweniger hält Rossi das Experiment für gelungen, und in gewissem Sinne wird man ihm Recht geben. Freilich, auf die Gefahr hin, zum „intellektuellen Pödel" (daß sich doch immer Schimpfworte einstellen, wenn die Beweiskette nicht schließen will!) gerechnet zu werden, glaube ich nicht, daß viele mit Rossi meinen werden, der Beweis sei erbracht: „daß die Menschheit von heute trotz aller ihrer angeborenen und im sozialen Leben ausgebildeten Fehler, im Kommunismus und in der Anarchie leben kann, wenn am Morgen der sozialen Revolution eine intelligente und arbeitsame Minderheit in allen Berufszweigen mit der guten Initiative vorangeht." In Cecilia hat es ja an dieser Minderheit nicht gefehlt und wo ist jetzt Cecilia? Rossi ist aufrichtig genug, den Untergang derselben nicht dem hinzukommenden brasilianischen Bürgerkriege zuzuschreiben, der direkt die Kolonisten auseinandersprengte, sondern inneren Ursachen. In einem Briefe vom 6. April 1896 erkennt er scharfsinnig die schwelgende Tyrannei der anarchistischen Gesellschaft: „Es ergab sich das eigenartige Phanomen, daß ein jeder auf sich die Kontrolle jedes Genossen laden fühlte, eine, obschon vollschweigend und verkappt, viel schwerere und unerträglichere Kontrolle als die eines Werkführers in einer europäischen Werkstatt. Da in Wirklichkeit das Recht zum Müßiggang fehlte, war die Anarchie ein Wort geworden; der Ausenthalt in der Cecilia war für einige moralisch peinlich geworden." Der Streit um die Frau beschleunigte das Ende. Im April 1894 ist Alles aufgelöst. — Es ist an dieser Stelle nicht der Ort, auf die radikalen Theorien Rossi's mit Beziehung auf die leidenschaftlich gewünschte Aufhebung der monogamischen Familie einzugehen, obwohl sich der sonst so scharfsinnige Mann hier in Sophismen ergeht, die den lebhaftesten Widerspruch herausfordern. Aber man kann einen so aufrichtig Denkenden auch ganz wohl der eigenen Weiterentwicklung überlassen — sehen wir ihn doch zuletzt als zärtlichen um den Verlust des Kindes in starken Herzenstönen weinenden Vater — und daß die Experimente für ihn und seine Gesinnungsgenossen nicht verloren gewesen sind, das beweist die Utopie des Vierzigjährigen: „Der Parana im 20. Jahrhundert". Zitieren wir zum Schluß noch einige der markantesten Stellen: S. 270 ff. „Ich leugne nicht die Möglichkeit des kommunistischen Anarchismus, noch weniger die Möglichkeit, daß er direkt oder nach dem verhängnisvollen Versuche des autoritären Sozialismus an die Stelle des kapitalistischen Regimes treten könnte . . . Was ich aber bezweifeln möchte, ist, daß der anarchistische Kommunismus thatsächlich fähig sei, die Wünsche der Menschheit zu befriedigen, die Freiheit zu garantieren, die gewöhnlich teurer ist, als das Wohlergehen." „Die kommunistische Propaganda hat seinen ihrer Intensität proportionellen Erfolg gehabt; die große Masse weist ihn zurück, und unter denen, die ihn akzeptieren, weiß ich nicht, wie viele mit seiner Anwendung zufrieden sein würden." „Wenn es nun wahr wäre, daß der Stimulus des individuellen Interesses weder durch den Geist der Solidarität, noch durch die Sparsamkeit in der Produktion, noch gar durch mechanische Mithilfe ersetzt werden könnte . . . . . wäre das so verderblich?" „Vor zwanzig Jahren hatte ich im „Commune socialiste" die Verirrung, zu denken und zu schreiben, daß die Faulheit gerade so, wie heute der Eckensteher, der öffentlichen Verachtung preisgegeben sein würde . . . Heute verleugnet man die Möglichkeit des Müßigen in der zukünftigen Gesellschaft und für jeden Fall zuerkennt man ihm eine Art des Rechtes auf Faulheit. Ja, aber das ist nur in der Theorie. Wie in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart, so giebt es und wird es auch in der Zukunft Arbeitswütige geben, solche, die „so so la la" schaffen und solche, die von der Arbeit gar nichts werden wissen wollen . . . Verhindert doch, wenn ihr es könnt, daß die öffentliche Verachtung sich nicht konstituiert als die tyrannischste aller Autoritäten." „Der Kommunismus, auch der anarchistische, beschränkt die individuelle Freiheit." — Und nun schreitet Rossi zu dem Versuch einer andern Lösung, auf die Gefahr hin, von seinen Genossen wegen dieser Ketzerei exkommuniziert zu werden. Diese Lösung ist die Entfesselung der schrankenlosen Freiheit des Individuums, zu arbeiten, was es kann und was es will. Dieser Freiheit steht die andere gegenüber: von seinem Arbeitsprodukt mitzuteilen (zu schenken) wem und was man will. Rossi will beweisen, daß durch diese beiden Freiheiten eine, beileibe nicht gleichmäßige, oder gerechte Güterverteilung hervorgerufen werden wird, indem den Besten an Leistung für Andere auch das Beste von der Leistung der Anderen einfach nach dem Prinzip freiwillig vernünftiger Entschließung zufallen muß. Es ist das do ut des-Prinzip. In jedem Unternehmen, gleichviel, ob es einem Einzelnen oder der Gesamtheit zu Gute kommen soll, Volksbildungsanstalten, Straßen, Brücken, öffentlichen Gebäuden, Spitälern, aber auch zu Privathäusern vom Palast bis zur Hütte u. a. werden Freiwillige aufgerufen, die sich nach ihrem Können in Produktionsgruppen teilen. Alljährlich herausgegebene biographische Revuen: die weiße, blaue, rote bis zur schwarzen Revue teilen die Bevölkerung nach ihrem Können in ebensoviel Kasten, innerhalb derer die unentgeltliche Verteilung der Arbeitsprodukte, natürlich nach ihrem Wert und ihrer Annehmlichkeit differenziert, stattfindet. Natürlich ist alle Autorität abgeschafft, aber wie jeder sich bettet, so liegt er. Die Familie ist auf dem Wege zu verschwinden; die Frauen haben die volle Emanzipation auf dem Wege des Boykotts der Männer errungen, und ob Familienerziehung der Kinder oder Erziehungshaus — das liegt im Belieben der Eltern. Zu alle dem bedarf es, wie der Utopist versichert, auch keineswegs einer Besserung der Menschen, sondern diese Besserung ist die Folge der neuen Lebensbedingungen, die alle antisozialen Tendenzen erdrücken — So ungefähr sagt das der Sozialreformer auch, nur mit ein bischen andern Worten. Man begreift, wie vortrefflich das Experiment gewesen, wenn es zu dieser Utopie, ihren praktischen Wert hier ganz dahingestellt, hat führen können. Daß freilich auch hier der mit Arsenwasserstoffgas gefüllte Gasometer nicht fehlt, der die Träger des alten Wirtschaftssystems vernichtet, mag als acte anarchistische Unart gelten. Niemand möge sich dadurch von der Lektüre des Buches abschrecken lassen, das jedenfalls ein hervorragendes „document humain" bildet. —

— na —

G. Crusius. Eine Ethik des Geschlechtslebens. Mit einem Vorworte von Eduard August Schroeder. Berlin, Carl Duncker 1897.

Der Titel dieser Schrift verspricht zu viel. Auf 34 Seiten kann man keine Ethik des Geschlechtslebens ihrem ganzen Umfange und der Mannigfaltigkeit der dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte nach liefern, und thatsächlich hat sich der Verfasser auch dieses Ziel seinem universellen Umfange nach gar nicht gesteckt. Seine weitesten Gedanken sind folgende. Auf der Grundlage einer in aller Geschwindigkeit entworfenen kleinen Naturgeschichte Gottes und des Weltalls bestimmt er den Weltgrund als das Prinzip eines ewigen Entwicklungs- und Vervollkommnungsstrebens. Gehorsam gegen diesen Weltwillen ist ihm das Wesen des Sittlichen. Ein wichtiger Punkt dieses Gehorsams ist die Fürsorge für die Tüchtigkeit der künftigen Generation. Diese ist abhängig von der Tüchtigkeit der jeweiligen beiden Eltern. Der Verfasser berührt hier, freilich mit unzulänglichen Mitteln, eine Frage, die individual- und sozialethisch von der höchsten Bedeutung ist und an deren theoretische und praktische Lösung die Menschheit unzweifelhaft in ihrer weiteren Entwicklung mit allem Ernste wird herantreten müssen. Wir können ihm daher trotz der wunderlichen Einkleidung, trotz der viel zu eingeschränkten Behandlung der Frage, trotz der wissenschaftlichen Unhaltbarkeit mancher seiner Voraussetzungen für die Geltendmachung des großen hier in Betracht kommenden Interesses nur dankbar sein. Dagegen scheint er doch in der Art, wie er dieses Interesse in der unmittelbaren Gegenwart im Gegensatze gegen die Grundlagen unsrer gesellschaftlichen Ordnung, ohne Rücksicht auf die konventionellen Formen der Sitte zur Geltung gebracht wissen will, in einen bedenklichen Irrtum zu verfallen. Er predigt für die Fälle, wo die Bedingungen für die Erzielung eines tüchtigen Nachwuchses vorhanden sind, für den Mann ein polygames Verhalten, für das Weib ein Sichhinwegsetzen über die Verurteilung durch die monogamische Gesellschaft. Daß dabei in höchst unethischer Weise die eigene Ehre und die gesellschaftliche Stellung der Eltern, wie des Erzeugten in empfindlichster Weise beeinträchtigt wird, die doch Bedingungen nicht nur des Wohllems, sondern auch des sittlichen Verlaufs in der gegebenen Gesellschaft sind, scheint ihm nicht in den Sinn zu kommen. Auch über andere Bedenken, z. B. hinsichtlich der Erziehung, setzt er sich leicht hinweg.

Auf die an diesen Hauptpunkt noch weiter sich anschließenden Ausführungen der Schrift über einige andere damit zusammenhängende Fragen einzugehen, erscheint mir für diese Stelle nicht geeignet.

A. Döring.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmt, Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siedenwork, Berlin O., Gr. Frankfurterstr. 67.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Prafrffar Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethischr Ausblicke und Haffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Praf. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitendr Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Margenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Praf. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenhrim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pforerr Conrad Zirgler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr Ernst Haemrning, Verrohung oder Veredlung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Praf. Dr. Bruno Mrner, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Praf. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage. Ein Band gr. 8°. Geh. M. 5. Eleg. geb. M 6,40.

Pester Lloyd: „Ein düsteres aufregendes Seelengemälde. Es ist kein gewöhnlicher Schriftsteller und kein gewöhnliches Buch — das ist der erregende Schlußakkord, der in uns nach beendigter Lektüre erklingt."

Bund (Bern): „Die Erzählung ist ein Werk von mustergültigem Aufbau, von wahrhaft dramatischer Stimmung und von ergreifender Durchführung der Katastrophe. Der Verfasser hat auch freundliche, heitere Lichter in die düstere Haupthandlung getragen."

Hamburger Nachrichten: „In der „Reise nach dem Schicksal" vertieft Franzos noch mehr wie früher auf freundliche Anregungen seines Talentes; er liefert ein Nachstück, das an gemütiger Melancholie, an seelischen Beängstigungen den „Gliriren des Teufels" von Hoffmann gleichsteht, das aber auch in gleichem Maße fesselt."

St. Petersburger Zeitung: „Das ist das Werk eines wirklichen gottbegnadeten Dichters, der es versteht, den Leser zu einer gespannten Anteilnahme an seinen Gestalten zu zwingen, der durch die Meisterschaft seiner psychologischen Analyse, mit der er als Herzenskundiger in die Tiefe der Menschenseele, in ihre Qualen und Leiden, ihre Wonne und ihre Angst hinabdringt, unser Blut rascher durch die Adern jagt."

Deutsches Litteraturblatt: „Ein ganz eigenartiges Buch von packender Tragik. Es ist durch und durch originell, und die Entwicklung im höchsten Grade spannend. Auch die Form verleiht ihm einen eigentümlichen Reiz. Wenn man den jungen rumänischen Baron, seinen Landsmann am Sarabend einer furchtbaren Entscheidung seine Lebensgeschichte erzählen hört, so glaubt man, zur lebendigsten Teilnahme hingerissen, das alles selbst mit zu erleben."

Magdeburgische Zeitung: „Ein seltsamer Duft und eine seltsame Geschichte. Die Handlung ist meisterhaft angelegt und von dramatischer Wechselwirkung."

Wiener Fremdenblatt: „Der Held ist eine Art „Zauber, der seinen Vater sucht", aber kein familiärer, sondern ein tragischer. Er sucht ihn, um von ihm zu erfahren, ob er seine eigene Schwester geheiratet habe oder nicht. Sagt der Graf „Nein", so ist alles gut, sagt er „Ja", so ist alles verloren. Man kann sich denken, in welcher Aufregung das Buch zu Ende läuft; eine Aufregung, deren Schilderung übrigens an und für sich wieder ein psychologisches Meisterstück ist."

Innsbrucker Tagblatt: „Es ist ein erschütterndes Los, von dem uns da erzählt wird. Die Stimme des Blutes schweigt, um sie durch ihren Zuruf schuldig und warnen sollte: die Natur läßt die Nervösten ungestraft frevein und überliefert sie dann der Pein. Schauer und tiefe Erregung erfüllen das Herz. Aus dem Umstand, daß Franzos seine Heimat schildert, entspringt seinen Schauerbildern eine eindringende, unfehlbar wirkende Stimmung und seinen Gestalten ein Reichtum an Rassen- und individuellen Zügen, der dieselben scharf geprägt und voller Leben vor den Leser hintreten läßt und ihrem Fühlen und Handeln Naturnotwendigkeit und Wahrheit verleiht."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Gende, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Maozkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, A. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Erich von Woizogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie prachtvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Unmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse wie uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 6 Mark zu bieten. Sollte sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhänge, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Emil Franzos,

Aus der großen Ebene.

Neue Kulturbilder aus Halb-Asien.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Inhalt: Der deutsche Teufel. — Volks- und Schwurgerichte im Osten. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Nathan der Blaubart. — Der Galilei von Barnow. — Der Fehlermacher. — Ein Zündhölzchen. — Der Geistertöter. Namensstudien. — Im „Chedee". — Wunderkinder des Ghetto. — Abraham Geiger. — Eine Unglückliche. — Lateinische Mädchen. — Frauenleben in Halb-Asien.

Zwei Bände. Groß-Oktav-Format. 36 Bogen elegantester Ausstattung. Beschiert M. 6.—. Höchst elegant in einem Band gebd. M. 7.—

Die Bilder „Aus der großen Ebene", die wie hiermit in zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage vorlegen, haben sich längst, gleich ihren Vorgängern „Aus Halb-Asien" und „Vom Don zur Donau", ihren Ruf als ein Werk von bleibendem kulturgeschichtlichen und künstlerischen Werte erkämpft. Mehrere Arbeiten dieses Buches gehören zu dem besten, was Franzos auf dem Gebiete des novellistischen Kulturbilds geschaffen hat. „Alles ist so echt künstlerischem Leben erhoben; auch deutsche Frauen sollten sich den Genuß dieser überaus fesselnden Lektüre nicht entgehen lassen." (Westermanns Monatshefte.)

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Rolfs Maifahrten.

Eine Geschichte in Versen

von

Alfred Sassen.

Ein Band. 6½ Bog. Min.-Foemat. Höchst eleg. ausgestattet. Geh. Mk. 2.—. Eleg. geb. Mk. 3.—.

Verlag für ethische Kultur Berlin W. 10.

Sünde und Erlösung

von

Dr. R. Penzig.

— Groß Oktav. 32 Seiten. — Preis 30 Pg.

Familien-Pension Beck.

Berlin SW., Gallescheste. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wöchentl. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Einz. Mittagessen à 1 Mark. (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Stille Geschichten.

Von Karl Emil Franzos.

Ein Band. Dritte Auflage. Miniatur-Ausg. auf Büttenpapier gedruckt. Geh. M 5.—, hochfein eleg. geb. M 7.50

Inhalt: Die Locke der heiligen Agathe. — „Sophie!" — Friedrich von Schiller. — Der Hiob von Amerah. — Es liegt in der Luft! — Unser Hans.

Deutsche Litteraturzeitung: „Es würde schwer sein zu entscheiden, welcher der sechs hier vereinigten Novellen der Vorrang gebühre — sie sind alle einander ebenbürtig in einfach edler und doch farbengesättigter Sprache, in Gedankentiefe und Kraft der Charakterzeichnung, sie alle sind durchweht von demselben Geiste echter Humanität, demselben durch Thränen lächelnden Humor und einer wunderbaren das Herz ergreifenden Innigkeit und Naturwahrheit. In ihrer schlichten und doch zugleich so kunstreich erfundenen, so ganz den Eindruck des wirklich Erlebten machenden Fabel kann die Novelle „Sophie" den besten Mustern ihrer Gattung sein den Tagen des Boccaccio und Cervantes zur Seite gestellt werden."

B. R. Roiegger: „Die „Stillen Geschichten" sind eines der besten und interessantesten Novellenbücher, die uns in neuester Zeit vor Augen kamen."

Deutsche Zeitung (Wien): „Die vorliegenden sechs Novellen sind tiefer und edler Wirkung auf jedes Gemüt sicher, denn sie vereinigen Kraft und Originalität in Erfindung und Ausführung mit großer Gemütstiefe und einer intimen Hingebung an das Geschilderte."

Neue freie Presse: (J. J. Honegger) „Wer es versteht, jene wunderbar ergreifenden, an die tiefsten Saiten des Herzens anklingenden Tonarten anzuschlagen, deren Franzos hier Herr ist, in dem muß nicht bloß ein hochbedeutendes Talent liegen, sondern ein volles und reiches Gemütsleben und vielleicht ist die zweite Gabe mehr wert als die erste."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der Präsident.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Ein Band 17 Bogen. Groß-Oktav. Gediegenste Ausstattung.

Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Diese neue, sehr billige, dabei sehr schön ausgestattete Auflage des bekannten Erzählung wird sicherlich Vielen, die nur der bisherige hohe Preis der beiden ersten Auflagen von der Anschaffung abhielt, willkommen sein. Aus den Stimmen der Presse seien hier nur die folgenden angeführt:

Berliner Tageblatt: „Franzos hat diesmal das Beste geboten, das er jemals geleistet. Zu gleicher Vollendung wirken hier die Erfindung des Stoffs, die Wahrheit der Situation, die klare Zeichnung der Charaktere, die Darstellung tiefen Gefühlslebens, der Ausführung der einzelnen Details, die warme Sprache und die Wahl des Hintergrundes zur Schaffung eines harmonischen Ganzen."

Frankfurter Zeitung: „Der Roman ist in künstlerischer Beziehung das reifste Werk des Autors. Die Sühne des Helden ist verklärt von jenem ergreifenden Lichtglanz, welchen die tragische Poesie ausströmt."

Gegenwart: „Die Erzählung gleicht einem machtigen, tieferregten Charakterdrama; die pschychologische Zeichnung erinnert an die unerreichte Kunst eines Heibel oder Otto Ludwig. Der Verfasser erzählt, nicht um uns zu unterhalten, sondern um etwas in bewegten Fabel beweist er jedenfalls am glanzendsten seine seelenkundige, schopferische Kraft. Die Sprache ist einfach, markig, rein."

Ueber Land und Meer: „Der Roman ist von eigentümlicher tragischer Gewalt; er ist mit gewaltigem Pathos und jenem Herzenston erzählt, der den Novellen dieses Autors das dichtere, aber höchst wirkungsvolle Kolorit verleiht."

Blätter für litter. Unterhaltung: „Das Werk ist hinsichtlich der Form, der seelischen Darstellung eine vorzügliche Leistung, die von Franzos nur in seinem „Kampf ums Recht" übertroffen wurde. Andere Kritiker stellen neben den „Präsidenten" gar"

National-Zeitung: „Der Roman stellt ein seelisches Problem von ergreifendem Interesse aus Centrum der Handlung. Die Gewalt der Schilderung tritt auf der psychischen Zeichnung des Helden. Es ist gut, wenn unsere schwankenden, in Halbheiten und Kompromissen sich abflachenden Generation ernste Gestalten, wie dieser Zeitdringen entgegengehalten werden. Unsere Zeit braucht Männer, da ist einer."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10/11.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von B. Siebenmark, Berlin O., NOr Frankfurterstr. 87.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2169.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 18. September 1897. | Nr. 38.

☞ **An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zusammen tassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 27 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.**

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im September 1897.

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die Ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einem künstlerischen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Abonnements auf die „Ethische Kultur" **nur** an den Verlag Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der nun der XXII. Band erscheint, ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der angenehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern angeführt; unter den besseren ledenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig anregenden Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Vergalten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Bildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen aus **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmarl, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. a. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

II. Band. Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich. Zwei Essays von **Heinrich Heine** (Ungedruckter Nachlaß). — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg** (Sulla Felix), **Emil Rittershaus** (Bei Frau Ungermann), **Heinrich Kruse** (Der Hermes des Praxiteles), **Wilhelm Jensen** (Die hohe Steig) u. A. — Leilas Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutenant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. A. — Ungedruckte Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Heinrich Laube, Heinrich Heine** u. A. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.**

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2290.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 18. September 1897. | Nr. 38.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der internationale Arbeiterschutzkongreß in Zürich. Von Dr. F. W. Foerster. — Verschwendetes Gut. Von P. S. — Der Arbeitslohn und der Volkswohlstand. Von Dr. L. Katzenstein. — Die moralische Grundlage der Ruskin'schen Kunstlehre. Von J. Zeis. — Bücherschau. — Eingegangene Schriften.

Der internationale Arbeiterschutzkongreß in Zürich.

Von Dr. F. W. Foerster (Zürich).

Der internationale Arbeiterschutzkongreß hat für die Freunde der ethischen Bewegung eine ganz besondere Bedeutung. Viele unserer Mitkämpfer werden sich an das Kopfschütteln erinnern, mit welchem in Deutschland das Programm der D. G. E. K., die Entwicklung ethischer Kultur unabhängig von allen Verschiedenheiten der religiösen und politischen Programme zu pflegen, selbst von sonst wohlwollenden Beurteilern aufgenommen wurde. Die Gesellschaft will das öffentliche Leben unter ethische Gesichtspunkte stellen und dabei ohne die gesellschaftlichen Mächte arbeiten, die doch heute allein die realen Träger des Fortschritts sind? Ist das nicht ein Widersinn? Stehen diese Bestrebungen nicht gänzlich in der Luft? Der Verlauf des internationalen Arbeiterschutzkongresses hat die beste Antwort auf diese Fragen gegeben. Er hat die Ahnung davon in vielen Köpfen aufdämmern lassen, daß bei der stetig wachsenden Verdichtung aller gesellschaftlichen Beziehungen der Kulturfortschritt nicht mehr durch Triumphe einer Gruppe über die anderen erreicht werden, sondern sich nur so vollziehen könne, daß man die eigentliche Gesittungsarbeit loslöst von dem Streit der Parteien und Konfessionen und zum Gegenstand gemeinsamer Beratung und Verständigung macht. In diesem Sinne hat sich der Kongreß auf eine große Reihe von Resolutionen hin geeinigt, deren Bedeutung weniger in irgend einer unmittelbaren Einwirkung auf die Gesetzgebung, als vielmehr darauf beruht, daß sie das gemeinsame sozialethische Bekenntnis von Männern und Frauen der verschiedensten Nationen, Weltanschauungen und Parteien darstellen und dadurch einen nicht zu unterschätzenden moralischen Druck auf die Regierungen und die öffentliche Meinung ausüben und vor allem auch in den entgegenstehenden Interessenkreisen den alleinkräftigmachenden Glauben erschüttern, als ob sie für die Sache der Zivilisation und der Menschlichkeit kämpften.

Der Geist, der den Kongreß beherrschte, gab sich ganz besonders kund in der mit lautem Beifall aufgenommenen Bitte des Vorsitzenden: Bei Abstimmungen möge die Majorität sich aller triumphierenden Aeußerungen enthalten. Gerade in solchen Kleinigkeiten sehen wir zuerst die neuen wahrhaft sozialen Gefühle zum Durchbruch kommen, die dereinst in allen menschlichen Angelegenheiten das Recht des Stärkeren durch die Ritterlichkeit des Stärkeren ersetzen werden. Das war ja eben das Schöne und Würdige bei diesem Kongreß, daß die Tagesordnung: Der Schutz der Schwachen — zwar ohne bewußte Vorsätze, aber mit wachsender Konsequenz jeglichen Uebermut und jegliches Unmaß aus den Verhandlungen herausdrängte und jeden Redner in den Bann einer ethischen Gemeinschaft zwang — sodaß der Abgeordnete Liebknecht am Ende des Kongresses mit Recht hervorheben konnte, es habe ein wahrer Gottesfriede über der Versammlung gewaltet; das anfängliche Mißtrauen sei gewichen; jeder habe den Andern verstehen lernen; ohne jede Gehässigkeit habe man sich ausgesprochen. Das ist ja die ethische Kultur, die wir unabhängig von allen politischen und religiösen Verschiedenheiten pflegen wollen, und es ist hocherfreulich, daß gerade der greise Führer der „Revolutionäre" diesem seinem Eindruck ohne Rücksicht auf das Dogma vom Klassenkampf so warme Worte lieh. Die Herren fühlen sich eben selbst ergriffen und überrascht von den deutlichen Zeichen einer neuen Aera, in der ihre Forderungen nicht mehr gesellschaftlich geächtet, sondern als Forderungen der Gesittung über das Niveau des Klassenkampfes emporgehoben und zu einer gemeinsamen Sache aller Redlichen gemacht werden.

Die persönliche Fühlung und die gründliche Aussprache von Vertretern so verschiedener Richtungen hatten aber nicht nur den Erfolg, Gemeinsames über den Gegensätzen zu finden, sondern sie trugen vor allem auch dazu bei, diesen Gegensätzen selbst die Einseitigkeit zu nehmen und jeden Einzelnen zu zwingen, die vollen politischen und ethischen Konsequenzen seines sozialen Bekenntnisses zu ziehen. Manche noch unentwickelte Sozialreformer werden z. B. aus zahlreichen eindrucksvollen Mitteilungen seitens der Arbeitervertreter gesehen haben, daß es ohne politische Freiheit keinen wirklichen Arbeiterschutz giebt — und manche politische Vertreter des Kleinbürgertums werden Gelegenheit gehabt haben, gerade vom Standpunkte des konsequenten Arbeiterschutzes ihre Gegnerschaft gegen den reellen Sieg der großindustriellen Produktionsweise zu revidieren. Der Abgeordnete Bebel hob zwar mit Recht hervor, daß während der Verhandlungen eine tiefe Kluft offenbar geworden sei: auf der einen Seite ständen diejenigen Reformer, welche die Uebelstände des kapitalistischen Systems durch Zurückgreifen auf vergangene Formen des Gewerbebetriebs heilen wollten — auf der anderen Seite diejenigen, die das gleiche Ziel durch höhere Anordnung der durch die kapitalistische Entwicklung geschaffenen Produktivkräfte zu erreichen suchten. Aber auch diese Kluft ist keine unüberbrückbare — das leuchtet am klarsten aus der Thatsache hervor, daß ja die Arbeiterschaft selbst im Anfang ihrer sozialen Gedankenentwicklung überall von reaktionärem Haß gegen Dampf und Maschine und von Heimweh nach den gesicherten Ordnungen des Zunftwesens beherrscht wurde — bis sie allmählich begriffen hat, daß die gewaltige technische Entwickelung in sich selbst die Heilmittel

trägt gegen die Wunden, die sie in ihrem Kampf um Herrschaft über die Elemente geschlagen hat.

Die beiden oben erwähnten Gegensätze prallten besonders heftig aufeinander in der höchst lebendigen Debatte über den Ausschluß der verheirateten Frauen aus der Fabrik. Der katholische Sozialist Gaston de Wiart verteidigte mit großer Beredsamkeit einen diesbezüglichen Antrag, der den verheirateten Frauen die Fabrikarbeit verbot. Die wirtschaftliche Entwickelung habe die Frau aus dem Hause gerissen und damit die Familie aufgelöst. Das aber sei zu allen Zeiten das Zeichen des Verfalls der Gesellschaft gewesen. Auch sei die zarte Konstitution der Frau der Fabrikarbeit nicht gewachsen. Die besten Redner und Rednerinnen der freiheitlichen Sozialreformen erhoben sich gegen diesen Antrag, der in der weiteren Debatte auch noch von einem Geistlichen, Monsignore Dr. Scheicher verteidigt wurde. Es wurde zunächst mit Recht geltend gemacht, daß ein solches Verbot nur eine gewaltige Zunahme der Hausindustrie zur Folge haben werde, welche die Frau zwar scheinbar ins Haus zurückbringe, in Wahrheit aber bis in die Nacht hinein den Ihrigen entziehe. Frau Zetkin hob in zündender Rede hervor, daß nur durch die Arbeit die Frau dem Manne gleichwertige Gefährtin werden und sich diejenige ökonomische Unabhängigkeit erringen könne, welche die festeste Bürgschaft einer würdevollen Stellung im Hause sei. Gerade ihre Aufgaben als Gattin und Mutter könne die Frau nur lösen, wenn sie ein Vollmensch werde, der in lebendiger Berührung mit den Idealen der Zeit stehe. Nur eine Persönlichkeit könne Persönlichkeiten erziehen. Die Sicherung der vollen Selbstbestimmung sei der beste Frauenschutz. „Wir sehen in dieser Entwickelung keine Decadence," so rief Frau Zetkin, „die Familie als wirtschaftliche Einheit wird zerfallen, um als sittliche Einheit wieder aufzustehen." Man darf auch nicht vergessen, daß die Arbeitsbedingungen der Großindustrie gerade für die schwächere Konstitution der Frau vielfach ungleich günstiger sind, als in zahlreichen anderen Berufen, in denen heute bereits Frauen thätig sind. Je mehr die Entwickelung der Technik fortschreitet, um so mehr wird die grobe Muskelarbeit ersetzt durch die bloße Beaufsichtigung der Maschinen — und eben dieser Prozeß, indem er sich an geistige Kräfte wendet, hat im Gefolge eine immer größere Verkürzung der Arbeitszeit, sodaß sich in der That gerade hier auch für die verheirateten Frauen Erwerbsmöglichkeiten mit immer geringerer Absorbierung eröffnen.

Gewiß ging man in der Hitze der Debatte auf beiden Seiten zu weit. Es läßt sich doch wohl nicht bestreiten, daß es gewisse kritische Jahre im Leben einer kinderreichen Familie giebt, in denen zur Pflege und Erziehung der Heranwachsenden eine ungeteilte Kraft gehört. Aber man glaube nur nicht, daß beide Eltern nicht aus den natürlichsten und mächtigsten Instinkten von selbst diesem Zustande zustreben — sobald er nur irgend ökonomisch durchführbar ist. Jedes gesetzliche Verbot der Arbeit verheirateter Frauen aber wird nur den Polizeigeist stärken, der das stärkste Hemmnis einer würdigen Stellung der Frau und damit eines edlen Familienlebens ist. —

Was nun die gefaßten Resolutionen des Kongresses betrifft, so haben sie meiner Ansicht nach im Wesentlichen nur eine propagandistische Bedeutung. „Der Kongreß fordert die Regierungen auf" — diese Formel hatte sicherlich mehr symbolische als wörtliche Bedeutung: der Kongreß bezeichnete damit die von ihm festgestellten Maßregeln als Forderungen des Gesamtinteresses. Eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung dürfte mit ganz geringen Ausnahmen überhaupt eine Utopie sein. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Länder sind zu ungleich entwickelt, um solche Regelungen möglich zu machen. Man beachte, daß die Steigerung der Arbeitsleistung bei verkürzter Arbeitszeit nur eine Erscheinung sozialfortgeschrittener Länder ist, d. h. von Ländern, in welchen zugleich mit dem technischen Fortschritt in den Massen der moderne Mensch mit komplizierten Bedürfnissen und dementsprechender Betriebsamkeit erwacht ist — während für weite Schichten des russischen und italienischen u. a. Proletariats z. B. die Einführung des Achtstundentages noch keineswegs zu intensiverer Thätigkeit führen würde, da eben hier noch der Ansporn mannichfaltiger Kulturbedürfnisse fehlt, der zur Mehrleistung über die zum bloßen Lebensunterhalt nötige Arbeit hinaus drängt. Diese Bedürfnisse erwachen aber in den Massen wiederum erst parallel mit der Entfaltung der großindustriellen Technik — sodaß in der That der internationale Arbeiterschutz annähernd gleichmäßige Wirtschaftsentwickelung in der Kulturwelt voraussetzt, während in Wirklichkeit die einzelnen Länder teils im Ganzen teils auf bestimmten Arbeitsgebieten oft um mehr als ein halbes Jahrhundert getrennt sind.

Bei der Diskussion über die Aufstellung der einzelnen Forderungen an die Gesetzgebung hat sich wohl auch keiner der Zuhörer dem Eindruck verschließen können, wie ungeheuer schwierig, ja unmöglich es ist, den verwickelten und mannichfaltigen Lebensbedingungen der einzelnen Wirtschaftsgebiete mit schematischen Regelungen beizukommen. Das trat besonders auch in der Verhandlung über die Sonntagsarbeit und bei derjenigen über die Regelung der ländlichen Arbeitszeiten hervor. Man wird alle diese Abmachungen der Vereinbarung von Unternehmerverbänden und Gewerkschaften in den einzelnen Branchen überlassen müssen, und diese Gruppen wiederum werden der schwierigen Aufgaben in der Ordnung ihres Zusammenwirkens nicht Herr werden können, solange nicht der neue soziale Geist, der die Verhandlungen des Kongresses erfüllte, die Formen der gegenseitigen Auseinandersetzung von Grund aus erneuert. Der Polizei sollte man nur die allerunumgänglichsten und dringendsten Eingriffe überlassen und im übrigen lieber dieses veraltete soziale Organ durch Nichtgebrauch zum Absterben bringen, statt es durch Uebertragung neuer Funktionen immer wieder zu ernähren und zu stählen. Denn die soziale Wiedergeburt, nach der wir trachten, soll doch vor allem unter dem Zeichen der Selbstbestimmung und Mündigkeit stehen. Darum weg mit der Polizei, weg mit der entwürdigenden Kontrolle; statt dessen Entwickelung des Gewissens, Entwickelung der freien Vereinbarung freier Männer — sodaß schließlich eine gesetzliche Festlegung der vereinbarten Bestimmungen nicht mehr ein Polizeiverbot, sondern nur eine sichtbare Erinnerung an die Verabredung ist.

Jeder ist nun wieder in sein Wirkungsgebiet zurückgekehrt. Die Sozialreformer in den Nebelkreis heimischer Vorurteile, die Sozialdemokraten unter die Augen der Polizei, gefaßt auf neue Gesetze gegen ihr vaterlandsloses Treiben; der siebzigjährige Liebknecht bereit, eine viermonatliche Gefängnisstrafe wegen Majestätsbeleidigung anzutreten. Möge Allen dieser Kongreß nachleuchten, als Hoffnungsbild einer würdigeren Zukunft, einer Zeit, in der die Hetze und der Haß, die Angst und die Verleumdung, unter denen heute noch die elementarsten Forderungen der Menschlichkeit um Geltung ringen müssen, nur noch als ferner nächtlicher Spuk erscheinen und alle menschlichen Angelegenheiten im Lichte des Vertrauens und der gegenseitigen Achtung zum Austrag kommen.

Verschwendetes Gut.

Von P. S.

„Wer die Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes," hat Christus gesagt. Die Deutung des Wortes scheint so einfach, und doch sind so viel Mißverständnisse daraus entsprungen. Was kann es anders heißen als: Gebt euch ganz und rückhaltlos einem großen, idealen Lebenswerke hin, trachtet, daß nicht kleinliche Bedenken euch in eurer Arbeit hindern, macht eure Seele frei, tretet heraus aus dem dichten Dunstkreise, in dem

Digitized by Google

die Kinder der Erde wohnen; steigt hinauf zu jenen lichten Höhen, von denen ihr frei umherblicken könnt, wo ihr erst den Maßstab dafür erhaltet, was groß und was klein ist, wo ihr erst gewahr werdet, wie winzig das imposanteste Menschenwerk ist und wie unermeßlich groß das Arbeitsfeld, das der Mensch zu bebauen unternommen? Wenn ihr dann den so gewonnenen Maßstab mit hinunternehmt in das Getriebe des Alltagslebens, dann werdet ihr nicht mehr kleine Erdensorgen in euer Lebenswerk hemmend eingreifen lassen, dann werdet ihr nicht mehr bedauernd zurückblicken nach dem Tand, den ihr hinter euch laßt, sondern unentwegt das Ziel im Auge behalten, das ihr euch gesetzt habt.

Nach einer anderen Deutung wäre aber obiges Mahnwort so zu verstehen: Wenn ihr das Reich Gottes verdienen wollt, müßt ihr euch nicht nur rückhaltlos dem Dienste des Herrn hingeben, ihr dürft auch niemals ausruhen, ihr müßt unaufhörlich euch abmühen und abmühen, bis ihr unter der Last eurer Arbeit zusammenbrecht, bis ihr euch selbst vernichtet habt; denn an euch selbst, an eurem Wesen, eurer Persönlichkeit ist nichts gelegen; nur das, was ihr leistet, zählt.

Diese Auffassung, die enge mit der früher hochangesehenen Lehre von der Gottgefälligkeit der Kasteiung und Selbstvernichtung zusammenhängt, und die in allen fanatisch angelegten Gemütern so leicht Wurzel schlägt, findet heute eine große Anhängerschaft, nicht nur unter solchen, die unter dem Reiche Gottes einen Platz für sich im Himmel verstehen, sondern auch unter solchen, die das Reich Gottes schon hier auf Erden suchen. Ob nun dieses Hetzfieber, das die ganze moderne Menschheit bei der Arbeit wie beim Genusse plagt, durch Ansteckung auch in diejenigen Arbeitsgebiete übertragen worden ist, von denen es sorgfältig fern gehalten werden müßte, oder ob sich durch Tradition die ganz unchristliche Lehre von der Selbstvernichtung aus den verschwundenen Klöstern in die sie ersetzenden modernen Institutionen hinüber gerettet hat — so viel steht fest, auf allen jenen Arbeitsfeldern, die als spezifisch christlich angesehen zu werden pflegen, herrscht eine durchaus unchristliche Hetze, in der zarter organisierte Wesen, die sich da hineinwagen, zu Grunde gehen.

Wie viele Frauen und Mädchen der oberen Stände können es wohl wagen, Krankenpflegerinnen zu werden? Gewiß mag es wohl dann und wann eine geben, die allen Anforderungen genügen kann, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen; aber ein großer Teil der Neueintretenden fällt schon im ersten Jahre ab, weil der Körper den Strapazen nicht gewachsen ist, und viele andere schaffen, schaffen bis zur Bewußtlosigkeit, bis sie zur Maschine werden, und sind nach einigen Jahren aufgearbeitet. Auch ansteckenden Krankheiten würden nicht so viele zum Opfer fallen, wenn nicht ein geschwächter Körper ein so vorzüglich vorbereitetes Feld dafür wäre. Ist es wohl menschlich, ist es auch nur vom ökonomischen Standpunkte aus klug, mit dem edelsten Material so verschwenderisch, so achtlos umzugehen? Ist nur der Kranke unser Nächster und der barmherzige Samariter etwa nicht? Dürfen wir kaltherzig sagen: Die sind dazu da verbraucht zu werden, da sie sich selber dazu hergegeben haben? Sollten wir nicht gerade darum um so mehr Mitleid mit ihnen haben, um so eher geneigt sein, ihnen ihre Last zu erleichtern?

Man wird einwenden, der Uebelstand komme daher, weil sich nicht genug Frauen zum Pflegerdienste entschließen, weil eine zu große Anzahl Kranker sich auf eine zu geringe Pflegerinnenzahl verteilt. Das ist gewiß richtig; aber ließe sich nicht doch noch manches thun? Wird wirklich mit der Kraft der Pflegerinnen überall haushälterisch umgegangen? Müssen sie nicht manchen Dienst verrichten, den jedes Dienstmädchen eben so gut oder besser machen würde? Spart man nicht häufig am Dienstpersonal und verschwendet die Kraft der ausgebildeten Pflegerinnen an unrechter Stelle? Die Zahl derer, die sich der Krankenpflege widmen, würde unter den Frauen der gebildeten Stände um ein Bedeutendes steigen, wenn diesen Uebelständen ernstlich entgegengetreten würde. Denn die Frau fühlt sich zu diesem Berufe hingezogen und es sind so viele Kräfte vorhanden, die gern etwas leisten würden, der großen Ueberfüllung wegen an anderen Plätzen aber nicht ankommen. Vor der Krankenpflege scheuen sie aber zurück, weil sie sich darauf gefaßt machen müssen, körperlich und geistig dabei zu Grunde zu gehen, wenn sie nicht eine ganz ungewöhnlich gute Konstitution haben. Denn in den meisten Krankenhäusern wird dem Körper der Pflegerin bei weitem mehr zugemutet, als die heutige Durchschnittsfrau leisten kann und der Geist vollends kommt ganz zu kurz. Mit dem Umstande, daß die moderne Frau geistige Bedürfnisse hat, von deren Befriedigung ihr seelisches Wohlbefinden abhängt, wird gar nicht gerechnet. Solche Bedürfnisse werden einfach zu dem weltlichen Kram geworfen, auf den das Auge nicht mehr zurückblicken darf. Ist das recht und billig? Christus lobte Maria auf Kosten der Martha. Sollte er damit nur gemeint haben, daß es gut wäre, auf seine Worte zu hören? Sollte er damit nicht jedes rechtschaffene Streben nach der Wahrheit und Erkenntnis, jedes Ringen nach geistigem Wachstume gebilligt haben? Christus war nicht so klein, wie uns manche gern glauben machen möchten. Nun sind aber Andachtsübungen, die einzige geistige Erholung, die den Pflegeschwestern geboten wird, für die gebildete Frau unseres Jahrhunderts, auch wenn sie kirchlich gläubig ist, nicht das, was sie einer Frau aus dem Volke sind. Sie können sie wohl trösten, erbauen, stärken; sie können aber nicht ihr ganzes geistiges Leben ausfüllen, können nicht das einzige Gegengewicht sein bei harter körperlicher Arbeit. Ihr müssen einige Mußestunden am Tage bleiben, in denen sie Zeit hat, sich auf sich selber zu besinnen, in denen sie Anregung und Erfrischung in guter Lektüre, im Umgang mit anderen Menschen, oder auch in Konzerten und Theatervorstellungen sucht. Sie wird nur größere Frische und eine erneute Spannkraft in ihren schweren Beruf zurückbringen, was dem Kranken wiederum zu gute kommt.

Vielleicht ist mancher in der Theorie ganz damit einverstanden, daß die Krankenpflegerinnen ein besseres, menschlicheres Los verdienen, meint aber, daß es sich in der Praxis nicht erreichen lasse, weil eben die Arbeitskräfte fehlen, um sie zu entlasten. Bei ernstlichem gutem Willen ließe sich doch manches thun. Wenn man z. B. ein Freiwilligenkorps von Laienschwestern bildete, zu dem sich alle diejenigen stellen dürften, die entweder nicht die Körperkräfte haben, um sich ganz der Krankenpflege zu widmen, oder die sich ihrer Familie nicht so ganz entziehen möchten, wie es der Eintritt in ein Krankenhaus fordert, so hätte man schon eine nicht zu unterschätzende Hilfe. Diese Freiwilligen brauchten nur ein paar Stunden des Tages beschäftigt zu werden, könnten Aufsicht haben, Handreichungen leisten, bei der Verteilung des Essens bei den Mahlzeiten angestellt werden, kurz überall da eingreifen, wo Laienhände helfen können. Natürlich dürften nicht zu viele davon sein, so daß ihre Beaufsichtigung und Anstellung Schwierigkeiten machen oder Unordnung hervorbringen könnte. Wie viele solcher Kräfte sich ohne Schaden für die Anstalt verwenden ließen, wäre wohl bald ermittelt, und schließlich würden sie auch überflüssig werden; denn sobald das Los der Pflegeschwestern erleichtert wäre, würden neue Kräfte der Krankenpflege in Scharen zuströmen. Es gilt eben nur die vorhandenen Kräfte nutzbar zu machen und in den weitesten Kreisen das Vertrauen zu erwecken, daß mit dem anvertrauten Gute nicht verschwenderisch und rücksichtslos gewirtschaftet wird. Gewiß, körperliche Anstrengung, Entsagung, Selbstüberwindung sind unzertrennlich von dem Berufe einer Krankenpflegerin; man kann ihn nicht ergreifen, wenn man kränklich, verwöhnt oder nicht gewillt ist, seine Bequemlichkeit und seine Vergnügungen hinzugeben.

Digitized by Google

So lange aber zu allen den Opfern, die schon notwendig dazu gehören, auch noch solche hinzukommen, die nicht nur den Menschen selbst schädigen, sondern auch auf seine Wirksamkeit störend einwirken, so lange die Frau durch ihren Eintritt in den Krankenpflegerdienst sich gezwungen sieht ihr bestes Gut, was sie im Dienste der Menschheit nutzbar machen wollte, ihre Arbeitskraft, in kurzer Zeit abzuwirtschaften, so lange wird auch der schönste und edelste Frauenberuf derjenige sein, in dem das Angebot die Nachfrage lange nicht erreicht.

Der Arbeitslohn und der Volkswohlstand.

Von Dr. Louis Katzenstein (Charlottenburg).

Das wirtschaftliche Geschick der Völker wird durch die Art der Behandlung bestimmt, die sie ihren Arbeitern angedeihen lassen. Immer wird ein Volk, dessen Arbeiter Sklaven sind, oder durch Hungerlöhne zur Fristung eines elenden Daseins gezwungen werden, einer dauerhaften Grundlage für seine wirtschaftliche Entwicklung entbehren und regelmäßig wird in unserer Zeit der hochentwickelten Produktionstechnik sein Los Armut und Unbildung sein. Nie wird sich das Gewerbe Chinas oder Indiens über primitive Handarbeit erheben, nie wird in diesen Ländern eine Fabrikindustrie blühen, nie werden sie die wirtschaftliche Entwicklungsstufe Englands oder Deutschlands erreichen, solange ihre Arbeiter so kümmerliche Löhne wie bisher erhalten. Eine unentwickelte Volkswirtschaft wird aber auch jeden Fortschritt auf anderen Gebieten des Kulturlebens ausschließen, und so bleiben jenen Nationen, deren Arbeiter am Hungertuche nagen, die herrlichsten Genüsse und Güter, die unsere Zeit zu bieten hat, versagt. Das Los der Arbeiter wird schließlich immer das Los der Völker sein. Darin liegt eine hehre und unerbittliche Gerechtigkeit, welche die Geschichte der Menschheit beherrscht. Hoher Lohn ist die Ursache des Reichtums und niedriger Lohn ist die Ursache der Armut der Nationen. Diesen Satz sucht Theodor Hertzka in seinem neuen Buche*) zu beweisen und gegen jeden Einwand zu schützen. Ist ihm der Beweis desselben gelungen, so müssen wir ohne weiteres zugeben, daß er damit das wichtigste Problem der modernen Volkswirtschaft, das nach den Ursachen des Reichtums der Nationen fragt, gelöst hat. Es wird sich daher keiner der Mühe entziehen können, selbst zu sehen, wie weit er dem Gedankengang des Verfassers, den wir hier nur kurz andeuten können, zustimmend zu folgen vermag.

In Nr. 22 der „Ethischen Kultur" vom 29. Mai dieses Jahres sagte ich: „Jedes Gut kommt mit einem potenziellen Wert zur Welt, sein aktueller Wert in der Volkswirtschaft wird ihm aber erst durch die Konsumtion verliehen. Güter, die aus irgend welchem Grund nicht konsumiert werden, haben für die Volkswirtschaft überhaupt keinen aktuellen Wert. In wie weit der aktuelle dem potenziellen Werte nahe kommt, hängt von der Persönlichkeit des Konsumenten ab. Der Zweck aller Dinge ist, benutzt zu werden. Hat der Mensch die Fähigkeit, den höchsten Nutzen aus den Dingen zu ziehen, so haben sie ihren höchsten Zweck erfüllt und den höchsten Wertausdruck für die Volkswirtschaft erreicht. Es ist die Kraft der Wertschöpfung, die in den einzelnen Individuen ruht, welche schließlich den Reichtum der Volkswirtschaft bestimmt."

Durch diese Worte wollte ich die ethische Bedeutung des Wertproblems betonen und darauf hinweisen, daß der Schlüssel desselben durch die Konsumtion gegeben wird. Hertzka hat jene ethische Bedeutung übersehen — und darin liegt, wie sich zeigen wird, das Unzulängliche seiner Theorie — obschon auch ihm die Persönlichkeit des Konsumenten nicht gleichgültig ist. Aber zweifellos sucht er zu beweisen, daß der Reichtum der Nationen im letzten Grunde von ihrer Güter-Konsumtion abhängt.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen*), daß die nationalökonomische Theorie im allgemeinen nicht scharf genug zwischen Wertschaffung und Wertbestimmung unterscheidet — eine Unterscheidung, die für die Kritik der sozialistischen Arbeits-Theorie von Bedeutung ist. Die Produktion schafft nur potenzielle Werte, denen die Konsumtion erst Aktualität und eine bestimmte Größe verleiht. Hertzka zeigt nun, daß die potenziellen Werte nie auf längere Zeit die aktuellen Werte überragen können, oder in anderen Worten, daß der Produktion unübersteigbare Schranken durch den Umfang der Konsumtion gesetzt sind. Der Bedarf der Konsumenten wird zwar niemals die Grenze der produktiven Leistungsfähigkeit erreichen. Es wird immer weniger konsumiert werden als mit den vorhandenen Mitteln der Produktionstechnik hergestellt werden kann. Hierdurch erklärt es sich, daß so viele Betriebe mit veralteter Technik noch bestehen können, und daß die Maximalgrenze der möglichen Produktivität niemals erreicht wird. Die Höhe des Bedarfs ist also entscheidend für die Höhe der produktiven Leistungsfähigkeit und somit auch für den Reichtum eines Volkes. Der Bedarf eines Volkes wird aber mit ziemlicher Sicherheit durch das Einkommen der unteren Klassen und besonders durch den Arbeitslohn gemessen. Wenn ein Volk, dessen Arbeiter schlecht gelohnt werden, auch in den Besitz der vorzüglichsten Produktionsmittel gelangte, so würde es dadurch doch nicht von seiner Armut befreit werden. Denn diese Produktionsmittel haben nur dann Wert und Reichtum erzeugende Kraft, wenn ein Bedarf nach den Waren, die mit ihrer Hilfe hergestellt werden, vorhanden ist. Eine derartige Ausdehnung des Bedarfs ist aber bei dem geringen Einkommen des Arbeiters vollkommen ausgeschlossen. Niedrige Löhne machen also von vornherein einen Fortschritt zur höheren Produktionstechnik und damit die Zunahme des Reichtums der Nationen unmöglich. Auch der Außenhandel würde hieran nichts ändern, da er nur in einem Güter-Austausch besteht, und die importierten Waren bei beschränktem Bedarfe keine Verwendung finden würden. Ein Ueberschuß der Produktion, der nicht konsumiert wird, würde auch nicht zu neuen Kapitalanlagen benutzt werden können, da diese bei mangelhaftem Bedarfe sich nicht rentieren würden, und es bleibt solchen Völkern nichts übrig, als derartige Ueberschüsse in unfruchtbarer Weise zu thesaurieren. Niedrige Arbeitslöhne lassen im allgemeinen eine Maschinen-Industrie nicht aufkommen, da die Produktionskosten der Maschinen immer höher sein werden, als die der durch sie ersparten Handarbeit. Es kann daher die volkswirtschaftliche Produktion auf die Dauer nie über den Bedarf hinausgehen. Hierdurch erklärt sich die eigentümliche Erscheinung, daß der Reichtum nicht, wie er sollte, parallel mit den Reichtum erzeugenden Kräften zunimmt.

Eine Steigerung des Bedarfs kann nur durch eine Erhöhung des Arbeitslohnes erzielt werden. Hoher Lohn nötigt aber die Unternehmer, die durch denselben herbeigeführte Steigerung der Produktionskosten in anderer Weise wieder auszugleichen, damit ihr Gewinn nicht verkürzt werde. Es wird dadurch in derselben Weise wie bei der Erhöhung der indirekten Steuern ein Anlaß zur Vervollkommnung der Produktionstechnik gegeben. Die Erfindung und Vervollkommnung der Maschinen, die Verbesserung der Betriebs-Organisation, die Erleichterung des Verkehrs, sie werden zu einer immer dringenderen Notwendigkeit, sobald die Arbeitslöhne erhöht werden. Da zu gleicher Zeit auch die Konsumtionskraft des Volkes zunimmt,

*) Theodor Hertzka, die Probleme der menschlichen Wirtschaft. I. Band: Das Problem der Güter-Erzeugung, Berlin 1897. Verl. Dümmler. Der II. Band wird das Problem der Güter-Verteilung und der III. Band die soziale Lösung behandeln.

*) Vgl. Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc, 1894, Seite 1219.

so wird die Rentabilität jener Maschinen- und Betriebs-Erweiterungen gesichert. Durch die Erhöhung der Löhne wird also unmittelbar ein Antrieb zur progressiven Entwicklung der Volkswirtschaft gegeben und wird die Zunahme des Reichtums der Nationen erst ermöglicht.

Ich habe hiermit die Grundlinien der Hertzka'schen Ausführungen angegeben, auf deren interessante Einzelheiten ich hier nicht näher eingehen kann. Indem ich mich jeder Kritik des Buches enthalte, will ich doch darauf hinweisen, daß die Theorie Hertzka's durch Auslassung des ethischen Moments mangelhaft geblieben ist. Nach meiner Ansicht bedeutet jede Erhöhung des Einkommens nicht ohne weiteres eine Steigerung des volkswirtschaftlichen Reichtums. Die aktuelle Wertvermehrung wird endgültig erst durch die Art der Konsumtion bestimmt, und diese hängt von der Persönlichkeit des Konsumenten ab.

Eine Lohnsteigerung, die nicht zu einer Erweiterung und Veredlung der Kulturbedürfnisse führt, sondern in sinnloser Weise zur Befriedigung niedrigster animalischer Triebe vergeudet wird, verursacht nicht eine Vermehrung, sondern Verminderung des Volkswohlstandes. Staat und Gesellschaft müssen daher dafür sorgen, daß durch Ausbreitung der ethischen Kultur die Persönlichkeit des Konsumenten befähigt werde, durch eine rationelle Verwendung der Einkommens-Zunahme eine Vermehrung des volkswirtschaftlichen Reichtums herbeizuführen.

Die moralische Grundlage der Ruskin'schen Kunstlehre.

Von J. Feis (London.)

„Keiner meiner wahren Jünger wird jemals ein Ruskinianer sein; er wird nicht mir folgen, sondern den Antrieben seiner Seele und der Leitung seines Schöpfers." — Der Leser, der sich eingehender mit John Ruskin beschäftigen will, thut gut daran, diese Worte als Leitfaden durch seine Schriften festzuhalten. Er darf nicht erwarten, ein begrifflich geschlossenes System bei ihm vorzufinden; als Ersatz dafür aber lernt er in ihm einen Menschen kennen, der von dem unbeugsamsten Gerechtigkeitssinn und der lautersten Menschenliebe beseelt, von den feinsten, künstlerischen Empfindungen beherrscht ist. Viele seiner Bestrebungen mögen unter den jetzigen Verhältnissen höchst unpraktisch, der Versuch ihrer Verwirklichung utopisch erscheinen; sie weisen jedoch in die Richtung, welche die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft um ihrer Selbsterhaltung willen einschlagen muß. Denn eine menschenentwürdigende Arbeitsteilung und Produktionstechnik drohen aus ihr ein seelenloses, gütererzeugendes Räderwerk zu machen und mit der Aufhebung alles dessen, was dem Dasein Reiz verleiht, und die Seele erhebt, unsere Kultur um ihren Sinn, um jede höhere Bedeutung zu bringen. Ihr diesen Sinn, diese höhere Bedeutung wiederzugeben, danach strebt, darum kämpft Ruskin, und in Bezug auf diesen Punkt, der eine Reihe von hier zu erörternden Bestrebungen umfaßt, ist, wiewohl man Ruskin viele Widersprüche nachweist, kein Widerspruch nachweisbar.

In seinen frühen Werken, den „Modern Painters", den „Seven Lamps of Architecture" und den „Stones of Venice" stößt man zuweilen auf religiöse Abhandlungen, welche einen eng puritanischen Standpunkt vertreten und insbesondere den Deutschen abstoßen. Der Autor bekennt jedoch in reiferen Jahren, daß, was er über Religion geschrieben habe, ganz und gar auf Irrtum beruhe, denn er sei in den „borniertен Doktrinen einer Sekte" aufgezogen worden und habe „die Geschichte so verkehrt gelesen, als Sektierer sie zu lesen pflegen." Später nahm er sich vor, seine Jugendwerke umzuschreiben, um sie von ihren unreifen religiösen Ansichten zu befreien. Es ist schade, daß er diesen Vorsatz nicht ausführte: sein Leserkreis wäre in der Heimat ein noch größerer geworden, und er würde sich leichteren Eingang auf dem Festlande verschafft haben. Was nun aber den Vorwurf betrifft, den viele Aesthetiker gegen Ruskin's Kunstlehre erheben, daß sie allzuviel moralisiere, so wird man bei genauer Prüfung der ihr zu Grunde liegenden Moral sich überzeugen, daß sie kein aprioristisches Kartenhaus, kein Kreditiv aus Wolkenkukuksheim ist, sondern ein naturwüchsiges Produkt, das in der aufrichtigen Liebe zum Leben wurzelt.

Seine Kunstlehre beruht auf keinem abstrakten Gedanken, sondern auf den von der Menschheit im Laufe der Zeiten gewonnenen Erfahrungen hinsichtlich derjenigen Arbeiten, die den Einzelnen wie ein ganzes Volk am besten den natürlichen Lebensbedingungen anpaßten, wodurch auf ästhetischem Gebiete die schönsten Früchte reiften, welche die Menschheit jemals hervorgebracht hat oder jemals wieder wird hervorbringen können.

Freilich setzt auch jegliches Kunstschaffen einen moralischen Gedanken voraus, nämlich den Glauben, daß die menschliche Natur etwas Edles und Schönes, nicht etwas ursprünglich Gemeines und Häßliches, und jegliche Sünde eine Thorheit sei, die unterdrückt werden könne, keine Notwendigkeit, die man hinnehmen müsse. Sehr oft, sagt Ruskin, erstaunte er darüber, bis zu welcher Höhe sich die menschliche Natur erheben könne, selbst wenn die Dinge am schlechtesten stünden.

„Da ich mir die menschliche Natur erhoben vorstelle, so erscheint sie mir hinterher noch höher, als sie mir zuerst vorkam, indessen diejenigen, welche sie von vornherein gering einschätzen, sie in der Folge noch niedriger finden, als sie sich dieselbe zuerst vorstellten. Die Sache aber verhält sich so: sie ist unendlich; sie kann unendlich hoch steigen und auch bodenlos tief herabsinken, oder ihr Grundwesen — und hier ist der Glaube, den ich verlange — ist ihr Adel, nicht ihre Gesuntenheit."

Alle Bestrebungen Ruskins gehen darauf hin, Grenzlinien zu ziehen zwischen Arbeiten, welche die Menschennatur rechtmäßig entwickeln helfen und solchen, welche sie entadeln. Dies ist der gewaltige Text, über den er unaufhörlich predigt.

Die vorzüglichsten physischen und geistigen Veranlagungen bleiben unentwickelt und müssen schließlich verkommen, wenn die Arbeitsweise eines Volkes eine widernatürliche ist; d. h. wenn die immerzu neu entstehenden Thätigkeitsformen Zustände und Verhältnisse schaffen, welche ihrem innern Wesen nach den ursprünglichen Lebensbedingungen der menschlichen Natur entgegenarbeiten. Wie Pflanzen und Tiere nur veredelt werden können, indem man ihren physischen Erfordernissen und der Naturgesetzlichkeit der äußeren Umgebung aufs strengste genügt: so auch hängt die Charakterentwickelung des Menschen von lebenerhöhenden äußeren Umständen ab; kurzgefaßt: die äußere Seele der Welt muß mithelfen, die innere des Menschen zu gestalten. Erst da, wo dies geschieht, kann Sittlichkeit gedeihen. Wo der Einfluß der physischen Welt den Entwickelungsbedingungen der menschlichen Natur angepaßt ist, entspringt ganz wie von selber eine sittlich gesunde Denkweise. Wo diese Vorbedingungen fehlen, da hilft keine Gedankentreppe, um zur Sittlichkeit emporzusteigen. Die Natur gebietet aldann ein diktatorisches Rückwärts zu Verhältnissen, die ihren Satzungen entsprechen.

Die Höherzüchtung der Völkergemeinschaften durch zweckmäßig bewußte Ordnung ihrer Gesamtthätigkeiten, d. h. vor allem ihrer Thätigkeitsformen, bildet das unerschöpfliche Grundthema der Ruskin'schen Kunstlehre. Und von diesem aus erklärt er dem mehr und mehr über die ganze Welt sich verbreitenden und alle Betriebe beherrschenden Maschinenwesen den Krieg, insbesondere dem, welches Feuer und Dampf, nicht die natürlichen Elemente, Wind und Wasser, zur Grundlage hat. Er weist nach, daß es alle die zu einer höheren Charakterentwickelung erforderlichen Lebensbedingungen von Grund aus erschüttert, das Gleichgewicht zwischen körperlichen und geistigen Kräften stört, alle feineren

Digitized by Google

Instinkte abstumpft und die Daseinsfreude, die Nährquelle jeder Tugend und jedes Antriebs zur Kunst, vernichtet.

Die Weltgeschichte lehrt, daß bisher hochentwickeltes städtisches Leben den Verfall noch jeder Kultur herbeigeführt hat. Man braucht sich nur die großen Hirnzentren vergangener Zivilisationen zu vergegenwärtigen: Ninive, Babylon, Tyrus, Jerusalem, Athen, Alexandrien, Karthago, Byzanz, Rom u. s. w. Immer und immer wieder wurden solche Großstädte die Gräber höherer Menschentypen. Die Verjüngung kam stets von der Scholle her. Alles Vornehme sproß aus den der Natur am nächsten stehenden Bevölkerungsschichten, welche man darum mißbräuchlich die niedrigen nennt. Wenn wir die Geschichte der führenden Geister genau nachspüren, so entstanden sie da, wo die Eliten oder Voreliten in richtiger Beziehung zu sinnesstärkenden Arbeiten gestanden hatten. Die großen Städte nähren nicht Muskel und Nerv: sie verzehren sie.

„Das Gedeihen der Völker", sagt Gustav Freytag, „liegt in der einfachen Thätigkeit des Landmanns, der menschlichen Arbeit, bei welcher Geist, Körper, Anstrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur selber ausgeglichen werden. Wo solche Arbeit gedrückt, beschränkt, unfrei wurde, erkrankte das gesamte Volk."

Ein weitsehender römischer Dichter ahnte bereits in der sogenannten Blütezeit seines Volkes mit bangem Herzen, daß „kein Manneswuchs ländlicher Krieger nachkam, der einst das Brachfeld mit dem Sabellerstahl umgrub und auf strenger Mütter Befehl die gefällten Klötze nach Hause trug."

Die bevorrechtete Stellung der französischen Adeligen genügte nicht, um sie zu retten, nachdem sie ihre robuste Körperkraft, durch verweichlichenden Hofdienst in Paris eingebüßt hatten; noch war das encyclopädische Wissen Vieler von ihnen ein Ersatz für das gesunde Herzblut, das ihre Ahnen einstmals besaßen, da sie eine naturgemäße sinnesstärkende Arbeit übten. Vornehmheit, die, als Prädikat einer ganzen Klasse genommen, nicht auf körperlicher Kraft und Tüchtigkeit beruht, steht auf thönernen Füßen.

Zugegeben, daß eine gewisse Kultur die verschiedenartigsten Berufsstände bedingt; daß sie Bauern, allerhand Handwerker, Seeleute, Soldaten, Kaufleute, Gelehrte, Künstler und dergl. mehr nötig hat: zugegeben, daß eine große Anzahl Unglücklicher, wie jederzeit, so auch jetzt geopfert werden muß, um die fraglichen Genüsse für diejenigen zu bereiten, welche auf die dampfenden Triumph-Karren als das Endziel aller Zivilisation blicken; dies Alles als selbstverständlich zugegeben, so wird dennoch die große Frage immer mehr in den Vordergrund treten: in welchem Verhältnis diese Schar unglücklicher Maschinensklaven zu der Anzahl jener sogenannten Glücklichen steht, die sich mühelos der Früchte der dampfenden Triumph-Karren erfreuen? Unter unglücklichen Maschinensklaven verstehen wir solche — reich oder arm — welche zu sinnesschwächenden Arbeiten verurteilt sind.

Die Menschheit hat dem Maschinenwesen viel zu verdanken. Es hat mitgeholfen, den Fluch der menschlichen Arbeit bis zu einem gewissen Grade zu tilgen; denn ein Fluch ist jegliche Arbeit, welche die Möglichkeit heilsamer Entwicklung des Körpers: die Schönheit der äußeren Form und die Möglichkeit einer heilsamen Entwicklung der Seele: die Schönheit der inneren Energie, verkrüppelt. Wo hingegen das Maschinenwesen, so groß auch seine augenblicklichen materiellen Vorteile sein mögen, gegen die Möglichkeit einer solchen höheren Entwickelung sündigt: da wird es zum Fluch; denn „es giebt keinen andern Reichtum als Leben, Leben, das alle Kräfte einschließt: Liebe, Freude und Bewunderung."

Es sind die Folgen dieser materiellen Arbeitsweise: die unruhevolle Gier, welche sie in alle Kreise bringt, der ungezügelte Wille zur Macht, den sie überall wach ruft, ein Wille, der nicht beim Säen und Ernten von den ewigen Gesetzen der Natur geleitet wird; es sind die Folgen dieser mechanischen Arbeitsweise, welche „den Himmel verdüstern, die Sonne auslöschen, die Freude verdächtigen, die Hoffnung entwerten, die thätige Hand lähmen".

Die Glaubenslehren, welche früher Aehnliches verschuldet haben sollen, waren weniger unheilsvoll; die der Daseinsfreude feindliche Askese drang nicht weit über die Mauern der Klöster hinaus. Die große Volksmasse, durch ihre Arbeitsweise gezwungen, in unmittelbarer Berührung mit Mutter Natur zu bleiben, erstarkte immerfort und entzog sich mit köstlichem Humor den asketischen Zumutungen einer genußsüchtigen Geistlichkeit und den Donquixoterien eines überidealen Rittertums. Die unteren Schichten erstarkten durch ihre naturgemäßen Arbeiten und erkämpften sich nach und nach kraft ihrer Muskeln und Nerven ihre Menschenrechte; sie waren zu keiner sinnabstumpfenden, herz- und geistschwächenden Arbeit verdammt. Diese ist vielmehr erst unsrer Zeit vorbehalten gewesen, welche der Herrschaft des maschinellen Industrialismus vollkommen anheimgefallen ist. Die Geister, die wie seit einem Jahrhundert heraufbeschworen haben, gehorchen nicht mehr uns, sondern wir ihnen. Maschinentum, äußerste Arbeitsteilung, Produktion nicht mehr für herzerfreuenden, genügsamen Genuß, sondern für den von der Habgier geleiteten Erwerb, Herrschaft des Produkts über den Produzenten; das sind einige der Dämonen der „Modernität", denen wir vorerst noch auf Gnade oder Ungnade preisgegeben sind; Dämonen, welche fortwährend neue Entartungssymptome züchten.

Diese Dämonen beherrschen uns vollständig im Handel und Wandel; sie lenken und leiten alle unsere Gedanken, und eine mechanische Denkweise entsteht, welche alle schaffenden Einbildungskräfte in ihrem Fluge lähmt. Die moderne Arbeitsweise hat noch kein Jahrhundert gewirtschaftet, und die Folgen einer erschlaffenden Ueberreizung geben sich in allen Ländern kund. Der ungemein schnelle Umtrieb, die tausendfachen Eindrücke, von welchen das menschliche Gehirn fortwährend bestürmt wird: alles dies beschleunigt die körperliche und geistige Entartung auch bei den Klassen, die nicht unmittelbar im Joche der Sinn und Geist schwächenden Maschinenarbeiten stehen. Die Daseinsfreude, welche jene Gesinnungen gestaltet, woraus die Menschheit jederzeit ihre besten Kräfte geschöpft hat, scheint am Dunstkreise des Dampfes zu erlöschen. Das Schöne der wirklichen Welt wird von den Dämonen des Dampfes als eine Art Unkraut behandelt, das man unbarmherzig ausjätet. Menschen, die über diesen Verlust einen Seufzer ausstoßen, bezeichnet man als sentimentale Schwärmer. Die Begüterten aber flüchten sich während eines großen Teils des Jahres aus solchen Umgebungen, welche mit diesem Krebsleiden behaftet sind und suchen in fremden Gegenden die labenden Einflüsse der geheimnisreichen Demeter, die sie in den heimatlichen Fluren geschändet haben. Wenn man durch die Gegenden, Städte oder Stadtviertel wandelt, worin sich die heutige Industrie eingenistet hat, so ist man geneigt, mit William Morris auszurufen: wenn dies das letzte Stadium der Zivilisation sein soll, dann ist es wahrlich schade, daß sie so weit gekommen ist!

Das Mene Tekel der Verzweiflung, der Uebermüdung, des Lebensüberdrusses und der cynischen Indifferenz und wie die krankhaften Symptome alle heißen, sieht ein scharfes Auge überall da wachsen und sich verbreiten, wo die Menschen in die Maschen dieses unheilvollen Maschinen-Netzes eingesponnen werden.

Hier die Diagnose eines vielerfahrenen Arztes, welche alle Sachverständigen bestätigen:

„Die Zunahme der Nervosität in unsern Tagen", sagt Professor Erb*), „ist nur allzu begreiflich, wenn wir sie auch nicht mit Zahlen

*) „Ueber die wachsende Nervosität unserer Zeit." Heidelberg 1894

beweisen können; sie folgt mit Notwendigkeit aus den in unserer Kulturentwickelung liegenden Verhältnissen, und daß das Ende des 19. Jahrhunderts nicht ohne Grund die Signatur der „Nervosität“ trägt, liegt auf der Hand.

Es eröffnet sich damit in der That ein beunruhigender Ausblick in die Zukunft. Wird das so weiter gehen? Treiben wir einer immer größeren und weiter verbreiteten Nervosität entgegen und wird sie uns und alle heutigen Kulturvölker zum endlichen Verfall führen? Giebt es noch unberührte Völkerfamilien, welche mit frischem Gehirn und leistungsfähigen Nerven dereinst unsere Stelle einnehmen werden? Das sind große und wichtige Fragen für die Existenz der Nationen: denn diese hängt zweifellos in erster Linie von einem gesunden leistungsfähigen Nervensystem der einzelnen Volksgenossen ab.“

Ruskin sah bereits vor einem halben Jahrhundert die physische und geistige Entartung voraus, welche kommen mußte und unausbleiblich um sich greifen wird, so lange unsere jetzige maschinelle Arbeitsweise fortfährt, die Menschen in winzige Lebensfragmente zu zerstückeln und den Lebensodem der Massen „wie ein Heizmittel zu benützen, um den Fabrikrauch zu nähren.“

Es giebt eine konstruktive und destruktive Arbeitsweise, wie für ganze Familien so für Völker. Was an scheinbarem Reichtum — Geldbesitz — erworben wird, ist oftmals überteuer an Fleisch und Blut erkauft, wofür die künftigen Geschlechter aufkommen müssen.

Wenn es nur auf das Quantum Arbeit ankäme, welche geschafft wird, so müßte unsere über alle Maßen fleißige Generation die glücklichste sein, die je auf Erden wirtschaftete; doch „unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie auch sei, macht zuletzt bankrott“ — sagt der weiseste Dichter.

Unsere Zeit vergißt ob ihrer übergroßen Thätigkeit das Ziel, dem sie zusteuern müßte. Ruskin hat es stets vor Augen. Es lautet kurzgefaßt: die Vermehrung des auf die höchste Stufe seiner Vollendung gehobenen Menschentums.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß immer nur eine kleine Anzahl Menschen zur höchsten Schönheit und Geistigkeit herangebildet werden kann: doch glaubt Ruskin, daß, indem wir dieses Ziel zu erreichen suchen, selbstverständlich auch die größte Anzahl gesunder Menschen von jeder untergeordneten Gattung, die von jener Auslese abhängen, entstehen muß. Eine Nation gleicht einem Körper mit edlen und weniger edlen Organen, die beziehungsweise die höchsten und niedrigsten Arbeiten verrichten müssen. Die edlen Organe sind jedoch von der gesunden Bethätigung der niedrigen abhängig und wenn diese verletzt werden, so leiden auch jene. Oder wie Ruskin sagt: „Eine Nation ist zusammengebunden mit einem Seil, wie Männer, die einen Gletscher besteigen. Wenn einer fällt, so müssen ihn die anderen heben oder als tote Last hinter sich herschleppen, was nicht ohne Gefahr ist für sie selber.“

Wenn man die Geschichte der Familien studiert, aus deren Mitte heraus die mächtigen Persönlichkeiten hervorgegangen sind, welchen jeglicher Fortschritt in der Geschichte zu danken ist, so wird man die Regel bestätigt finden, daß die Urkraft zu ihren Leistungen, Muskel und Nerv vornehmlich in den anspruchslosen Kreisen gebildet worden ist, zumeist da, wo die Grundlage der Arbeit mit dem Landbau zusammenhing. Mächtige Männer wie Luther, Cromwell Shakespeare und viele andere von gleichem Schlage (Staatsmänner, Künstler, Dichter) sind zumeist keine Produkte des städtischen Pflasters, sondern der Scholle. Das Menschenmaterial, welches die gewaltigen Schöpfungen der Renaissance schuf, wurde zumeist unter Verhältnissen aufgezogen, welche einer höheren Entwicklung der Leibes- und Geisteskräfte insbesonders günstig waren. „Eine Menge Städtchen“, sagt Burckhardt in seinem Meisterwerke über die Renaissance, „sind ausschließlich von Bauern bewohnt, die sich des Abends Städter nennen können . . . überhaupt war ein beständiger Zustrom vom Lande nach den Städten und gewisse Bergbevölkerungen scheinen dafür eigentlich geboren.“ Es dürfte dieses wachsende städtische Leben und sein verweichlichender Einfluß nicht wenig dazu beigetragen haben, die Entartung herbeizuführen, welche auf die Blütezeit nur allzubald folgte; denn mit den Genüssen einer höheren Bildung, wie Gustav Freytag richtig sagt, wachsen auch die feindlichen Mächte, welche die menschlichen Lebenskräfte zerstören.

Schönheit und geistige Tüchtigkeit werden bei Familien und Völkern nur durch strenge und heilsame Lebensführung errungen. Sie scheinen, wie Ruskin fortwährend hervorhebt, der Lohn zu sein für den menschlichen Gehorsam gegenüber den ewigen Gesetzen der Natur, wiewohl die Enkel erst ernten, was die Ahnen gesät.

Der wichtigste Faktor im Leben eines Volkes ist seine tägliche Arbeit; sie muß mithelfen, die Meisterschaft tüchtigen Könnens (Kunst) zu ermöglichen; denn das schlichteste Kunstwerk erstrebt gleichzeitig eine höhere Entwicklung von Hand, Herz und Geist. In jeder Menschenseele regt sich die Sehnsucht nach etwas Schönerem, Besserem, Vollkommnerem, als was der jeweilige Bestand der Dinge zu geben vermag, und was der Geist sich vorstellt, möchten die Hände verwirklichen. Dieser innerste Herzenstrieb wird bei der täglichen Arbeit von den mit Dampf und Feuer betriebenen Maschinen mit eiserner Ausdauer verneint; sowohl bei den Werkleuten, die mit schweißtriefender Eilfertigkeit die sinneschwächenden Arbeiten verrichten müssen, als bei den Lenkern und Leitern der Arbeit, welche im Sturm und unter dem Schwerdruck einer ins Unendliche gesteigerten Gegenwart das Steuer der „Interessen“ handhaben. Dieses seelenlose Räderwerk wird schließlich jedes Gemütsleben im Keime ersticken. Ueberdies droht diese Art Arbeit den Garten der Zivilisation in ein Treibhaus zu verwandeln, worin man einem verweichlichenden Komfort fröhnt, während Anspruchslosigkeit und Ausdauer erschlaffen. Eine nicht unbeträchtliche Schar Menschen kann ihre Schätze mehren, ohne auch nur, wie sie einstmals gezwungen war, die Kraft ihres Faustschlags zu stärken. Unsere Kinder aber, von frühester Jugend an die trübseligen Einförmigkeiten unseres modernen Verkehrs- und Geschäftslebens gewöhnt, und umgeben von Geräuschen, Gerüchen und Anblicken, die erst ihre Sinne anekeln, schließlich aber abtöten, können in diesem Milieu ebensowenig gedeihen. Die christliche Liebe wirft sie in den Höllenschlund unserer modernen Fabrikarbeit, wohl mit dem menschenfreundlichen Sprüchlein (in etwas veränderter Form): „Was du nicht willst, das man dir thu', das füge lieber Andern zu“.

Diese häßliche Schablonenhaftigkeit unseres heutigen Industriesystems ist es, welche auf der einen Seite alle höher Veranlagten von ihr abschreckt, andererseits aber das schwindsüchtige Proletariat des Geistes vermehrt.

Hier ist das Bild, welches ein umsichtiger, welterfahrener, englischer Nationalökonom Theobald Rogers in seinem Buche über die ökonomische Auslegung der Geschichte von einem englischen Feldarbeiter entwirft:

„So sehr ich mit der Agrikultur vertraut bin, so staune ich dennoch immer wieder über die zahlreichen Geschicklichkeiten eines durchaus geschulten Landarbeiters und über die Vielfältigkeiten seiner Beschäftigungen. . . . Er pflügt eine Furche über hundert Acker Land mit der Genauigkeit eines Künstlers und beweist durch die Vollkommenheit, mit der er das Feld bestellt, die Richtigkeit seines Auges. Es ist kein Leichtes, einen Graben mit richtigem Fall zu machen. Einen richtigen Heuschober mit Strahdach zu bauen, einen Zaun gefällig zu stutzen, schnurstracks säen und mähen, das alles erfordert viel Uebung und Geschicklichkeit. Die von dem Hirten gehandhabte Scheere ist ein rohes Werkzeug, doch verrichtet sie in geschulter Hand höchst gewandt die Arbeit. Ein guter Landarbeiter weiß gewöhnlich so viel auch praktischen Landbau, als wie sein Herr, und ist so geschickt mit Vieh umzugehen, wie ein Tierarzt“ u. s. w.

Man stelle solcher vollblütigen Menschenkraft das blutleere Menschenmaterial gegenüber, welches unsere moderne Arbeitsteilung erzeugt hat, und man frage sich, welcher Typus der zu einer höheren Kulturentwicklung tauglichere ist.

Das erste Gebot des Dekalogs der Ruskinschen Kunstlehre lautet, daß zum Zwecke einer stufenweis aufsteigenden, ununterbrochenen Erziehung eines Volkes es streng durchgeführten Beschäftigungen obliegen muß. Diese Beschäftigungen, durch welche sämtliche Gliedmaßen und Sinne

entwickelt werden, dürfen zumeist nur in Handarbeiten bestehen: Handarbeit auf dem Felde und Handarbeiten im Bereich der nützlichen Künste, denn aus diesen, richtig geleitet, entwickeln sich naturgemäß die schönen Künste.

Nur in der Macht der nahrungerzeugenden Länder, meint Ruskin, liegt es, eine veredelte Menschenrasse heranzubilden; denn sie sind die Herren- und die Musterländer, indessen diejenigen, welche mehr und mehr ihre Nahrung gegen mechanische Erzeugnisse eintauschen, im Laufe der Zeit zugrunde gehen müssen. Freilich darf ein Land seine Nahrungsmittel gegen die eines anderen Klimas austauschen: Getreide gegen Orangen, Weine gegen Kaffee u. s. w.; doch unter keiner Bedingung darf sich eine ganze Provinz oder ein ganzes Land einer rein mechanischen Arbeitsweise hingeben.

„Aber was müssen wir thun," wird mancher Leser fragen, „um uns aus den ehernen Armen dieses Maschinenwesens zu befreien?"

Wir müssen, ist Ruskins Antwort, zunächst mit einsichtsvoller, nicht blinder Geduld darin verharren und unter den gegenwärtigen Umständen das Bestmöglichste zu thun trachten. Höchst wesentlich jedoch ist es, daß wir einsehen lernen, daß das System ein falsches ist, um durch eine Gegenbewegung den Lauf der Dinge nach und nach umzugestalten. Das Uebel ließe sich zum Teil dadurch heben, „daß alle Klassen einsehen lernen, welche Arbeiten gut für die Menschen sind und bereitwillig auf jede Bequemlichkeit, Schönheit oder Billigkeit verzichten, welche der Erniedrigung der Arbeiter abgerungen werden; ferner, daß alle Klassen ebenso bereitwillig nur die Erzeugnisse und Früchte einer gesunden und veredelnden Arbeit kaufen."

„Aber," wird man weiter fragen, „es muß doch Leute geben, welche die Maschinen bedienen und Leute, die in den Minen arbeiten?"

Auch darauf hat Ruskin eine Antwort. „Alle für menschliche Zwecke nötigen Maschinen könnten vom Wind und Wasser getrieben werden. Die Wasserkraft der Themse allein wurde hinreichen um Sammt und Seide für ganz England zu weben. Aber alle rein mechanischen Beschäftigungen, selbst wenn sie die Atmosphäre nicht verpesten, und die Umgebung nicht verunstalten, müssen innerhalb möglichst enger Grenzen gehalten werden, denn sie haben ihrer innersten Natur nach stets die Tendenz, das Menschentum zu entadeln."

Unsere Politiker, selbst die weisesten, erachten allezeit die jeweiligen Not- und Uebelstände als eine Folge davon, daß nicht genug Gelegenheiten vorhanden sind, mechanische Arbeiten zu verrichten. Die durch das Uebermaß solcher Beschäftigungen verursachte Entartung, so ernst und unheilsvoll sie auch ist, ziehen sie dagegen nie in Betracht.

„Die höchsten Stufen menschlicher Veredlung sind dort erreicht worden, wo man solche entwürdigenden, mechanischen Arbeiten Sklaven zuwies; da jedoch die Sklaverei politischer Art abgeschafft worden ist, so müßten die mechanischen und geistigen Beschäftigungen bei hochentwickelten Nationen das Gepräge der Strafe oder der Prüfung haben. Alle Verbrecher müßten die gefährlichen und schweren Arten der Arbeit thun, insbesondere in Minen und Hochöfen, um, soweit es thunlich, die unverschuldete Bevölkerung davon zu befreien. Ein großer Teil der bloß rohen, (nicht mechanischen) Handarbeit, besonders die der Agrikultur, müßte von den oberen Klassen gethan werden; körperliche Gesundheit, genügende Abwechslung und Ruhe für geistige Verrichtungen sind ohne solche Arbeit unerreichbar.*) Die untergeordneten Arbeiten, insbesondere in Fabriken, müßten, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse gesunde und harmonische sind, denjenigen zufallen, die jeweilig für bessere Beschäftigungen untauglich sind." —

Ruskin geht also in seiner Kunstlehre von dem Standpunkt aus, daß erst die Gesammtthätigkeit eines Volkes den Erhaltungs- und Wachstumsgesetzen des ganzen sozialen Körpers Rechnung tragen muß, damit Kunst als höchste Blüte edlen Menschentums, möglich sei. Der Einzelne muß bei der Bethätigung seiner Arbeitskraft vom Wohlgefühl durchdrungen sein, etwas Schaffenswertes zu leisten, um sich damit einem planvollen Ganzen einzufügen. Wir müssen anstreben, die sinnetötenden Maschinenarbeiten auf ein Minimum einzuschränken, um statt ihrer Arbeiten zu verrichten, welche den Glauben an die eigene Kraft wecken, das Herz offen, die Augen klar, das Gefühl warm und den Geist rege erhalten; „denn der schönste Lohn des Lebens, das Leben selbst, ist die Freude des Schaffens, der Lohn, den Gott sich selber giebt."

*) Der russische Dichter Tolstoi hat sein Leben dermaßen geregelt.

Bücherschau.

Warum sind Elternabende abzuhalten und wie sind sie zweckmäßig zu gestalten? Von Jul. Tschendorf. Dresden, Wilh. Reuter.

Die von jedem Volkserzieher tiefbeklagte Entfremdung zwischen Schule und Haus ist die Quelle vielfacher Schäden unseres Erziehungswesens. Wenn heute im Sinne der kulturfördernden Arbeitsteilung überall eine Spezialisirung der Arbeitsgebiete eintritt und der Fachtechniker die Leitung übernimmt — auf dem Gebiet der Erziehung ist das nicht angängig. Der Lehrer mag Spezialist im Unterrichten sein: für die Erziehung kann er der Mitarbeit der Eltern, diese der Mitarbeit des Lehrers nicht entbehren. In dieser Erwägung sind alle Versuche freudig zu begrüßen, die eine gedeihliche Wechselwirkung zwischen der häuslichen und Schulerziehung anbahnen. Mit Recht weist der Verfasser vor allem auf die soziale und ideale Bedeutung der Elternabende hin, die Eltern aller Stände und Parteirichtungen mit dem Berufserzieher in der Sorge um das Wohl des heranwachsenden Geschlechts vereinen; aber er zeigt auch im Einzelnen, welche Fülle von Anregung, Belehrung und wechselseitigem Verständnis beiden Teilen aus verständig geleiteten Zusammenkünften erwächst. Die Vorschläge zu ihrer zweckmäßigen Gestaltung sind durchweg praktisch und schon vielfach bewährt. Wenden sie sich naturgemäß auch mehr an die Initiative der Rektoren und Lehrer, so dürften sie doch auch bei den Eltern auf Verständnis und Anerkennung stoßen, sodaß selbst da, wo die Leitung der Schule sich zunächst einmal ablehnend verhalten sollte, eine Vereinigung gleichstrebender Eltern bald genug die Schule zu sich herüberziehen würde. Nicht zu übersehen ist, daß auch für die gesellschaftliche Stellung des Lehrers in der Gemeinde solche Bestrebungen von außerordentlicher Bedeutung sein müßten. Es handelt sich hier um ein Gebiet sozialer Bethätigung, wo man mit den bescheidensten Mitteln viel Großes und Segensreiches erreichen kann.

—nz.—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Altkonservativ. Versuch einer Zusammenstellung und Begründung altkonservativer Forderungen. Von *„*. Berlin, Imberg & Lesson 1897.

Die Geheimlehre. Die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Physiologie. Von H. P. Blavatsky. A. d. Engl. von Rob. Froebe. Leipzig, W. Friedrich 1897.

Der neue Kurs oder Die Prinzipien der deutschen Gesellschaft. Von M. H. Leipzig-Gohlis, H. Barenberg.

Vom Baume der Erkenntnis II. Das Weib. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Gizycki. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlag.

Anmerkungen zum Text des Lebens. Von Wilhelm Münch. Berlin, R. Gaertner's Verlag.

Städteverwaltung und Munizipal-Sozialismus in England. Von C. Hugo. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz.

Pax vobiscum! Von Anton Renk. München und Leipzig, Verlag von Aug. Schupp.

Die friedliche soziale Revolution am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. 2. Auflage. München und Leipzig, Verlag von Aug. Schupp.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

— Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **Conrad Ferdinand Meyer, Robert Hamerling, Theodor Storm, Friedrich Theodor Vischer, Eduard von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Sturm** u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Rissel, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

III. Band. Säkkinger Epistein. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß.) Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtnerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Ungedruckte Briefe von **Franz Grillparzer, Ludwig Börne, G. G. Gervinus, Ludwig Uhland, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Franz Dingelstedt** u. v. A. — Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama. Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1811—1867. — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** Der Alte vom Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Dörp.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Kruse** (Schülerstreiche) und **Robert Waldmüller-Duboc** (Der Riese und der Schreiner). — Parodeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lyrische Gedichte von **Adolf Friedrich Graf von Schack, Ferdinand von Saar, Ernst von Wildenbruch, Hieronymus Lorm, Karl Stieler, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, J. G. Fischer, Emil Rittershaus, A. Fitger, Ludwig Fulda, Richard Leander** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Josef Victor von Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß:) Philosophische Poemata. Der wahre deutsche Kaiser u. v. A. — Essays von **Ludwig Fulda** (Paul Heyse), **R. M. Werner** (Zur Physiologie der Lyrik), **Karl Frenzel** u. A. Ungedruckte Essays und Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Paul Heyse, Emil Rittershaus, Robert Waldmüller, Ernst Wichert, Karl Goedecke, Marie von Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Julius Rodenberg, J. V. von Scheffel, Wilhelm Hertz, Josef Freiherr von Eichendorff, Albert Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852.) Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.** — Bücher-Besprechungen u. s. w.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im September 1897.
W. 10, Friedrich Wilhelm-Str. 6.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Verlag für ethische Kultur Berlin W., 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. A. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1895, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.

Daraus einzeln:

Prof. Dr Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Prorektor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Emil Franzos,

Aus der großen Ebene.

Neue Kulturbilder aus Halb-Asien.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Inhalt: Der deutsche Teufel. — Volks- und Schwurgerichte im Osten. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Nathan der Blaubart. — Der Galilei von Barnow. — Der Feblermacher. — Ein Zündhölzchen. — Der Geistertöter. — Namensstudien. — Im „Cheder". — Wunderkinder des Ghetto. — Abraham Geiger. — Eine Unglückliche. — Lateinische Mädchen. — Frauenleben in Halb-Asien.

Zwei Bände. Groß-Oktav-Format. 36 Bogen elegantester Ausstattung. Broschiert M. 6.—. Höchst elegant in einem Band gebd. M. 7.—

Die Bilder „Aus der großen Ebene", die wir hiermit in zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage vorlegen, haben sich längst, gleich ihren Vorgängern „Aus Halb-Asien" und „Vom Don zur Donau", ihren Ruf als ein Werk von bleibendem kulturgeschichtlichen und künstlerischen Werte erkämpft. Mehrere Arbeiten dieses Buches gehören zu dem besten, was Franzos auf dem Gebiete des novellistischen Kulturbilds geschaffen hat. „Alles ist zu echt künstlerischem Leben erhoben; auch deutsche Frauen sollten sich den Genuß dieser überaus fesselnden Lektüre nicht entgehen lassen." (Westermanns Monatshefte".)

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Dichtungen.

Inhalt: Gertrude Jasmund (Erzählung in Versen) — Gedichte.

Von H. Robertin.

Ein Band. 6 Bogen. Miniatur-Format. Geh. M 2.—. Gebd. M 3.—.

„Es schient uns Pflicht, auf dies Büchlein hinzuweisen und es Freunden deutscher Dichtung zu empfehlen, vor Allem deshalb, weil es im besten Sinne Wahrheit bietet: es ist keine Zeile darin, die nicht erlebt und empfunden wäre. Das ist wirkliches, wahrhaftiges Seelenleben, das unwillkürlich ergreift und fesselt. Kurz, das Erstlingswerk eines vollwichtigen Talentes." (Deutsche Dichtung.)

Familien-Pension Beck.

Berlin SW., Gollenschstr. 20.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Volle Pension. Monatl. von 70 M., wöchentl. von 20 M., tägl. von 3 Mark an. Guter Mittagstisch à 1 Mark (auch veget. à 80 Pf.). Beste Empfehlungen.

Prospekte.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm:

Sonnabend, den 25. September, 8¼ Uhr Abds., Ziegelstr. 10/11.

1) Vorbesprechung der Programmpunkte des Gesellschaftstages.
   a) Wanderrednerthätigkeit.
      Referent: H. Rheinhold.
   b) Neuredaktion der „Einführung".
      Referent: Prof. Döring.
   c) Die Wochenschrift „Ethische Kultur".
      Referent: P. Jaffé.
2) Was wollen wir diesen Winter thun?
   Referent: Rechtsanwalt Bieber.

Sonnabend, den 9. Oktober, Vorm. 10 Uhr: Gesellschaftstag.

Sonntag, den 10. Oktober, Vorm. 10½ Uhr: Oeffentliche Volks-Versammlung mit dem Thema: Die ethische Bewegung und die Tagesfragen. Ort und Referenten werden später bekannt gemacht. Ebenso für die ff. Tage.

Sonntag, den 10. Oktober, Abends: Geselliges Beisammensein mit den auswärtigen Freunden.

Montag, den 11. Oktober: Fortsetzung und Schluß der Beratungen.

Donnerstag, den 21. Oktober, 8¼ Uhr Abds., Ziegelstraße 10/11. Pädagogische Gruppe. Frl. A. Blum: Die Dienstbotenfrage eine Frage der Volkserziehung.

Sonnabend, den 30. Oktober, 8¼ Uhr Abds., Ziegelstr. 10/11. Gruppe für ethische Bildung. Prof. B. Meyer: Ethik und Aesthetik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Correferent: Dr. M. Kronenberg.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10/11.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Druck von W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 2. Oktober 1897. | Nr. 40.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das **vierte Quartal.** Wir bitten unsere geehrten Abonnenten **das Abonnement rechtzeitig zu erneuern.** Die „Ethische Kultur" wird bemüht sein, auch im neuen Quartal, nicht nur in gleichem sondern in noch erhöhterem Maße als bisher ihrer Aufgabe nach allen Richtungen hin gerecht zu werden.

Dem Programm der Redaktion entnehmen wir folgende Stellen:

Die **„Ethische Kultur"** will gegenüber dem unruhigen **Wogen der Zeitströmungen** auf wirtschaftlichem, politischem und religiösem Gebiet einen **erhöhten Standpunkt** gewinnen, indem sie den Blick stets auf das **Ganze des Kulturfortschritts** und seinen Zusammenhang mit der **Versittlichung des Einzelnen** richtet.

Die **„Ethische Kultur"** wird, wie bisher, der Sozialethik, d. h. der Durchdringung unseres Gesellschaftslebens mit wahrhaft sittlichen Grundsätzen ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden.

Die **„Ethische Kultur"** wird, mehr als bisher, auf moralpädagogischem Gebiete im Sinne einer **einheitlichen Volkserziehung zur echten Menschlichkeit** zu wirken bemüht sein.

Die **„Ethische Kultur"** wird alle **unfruchtbaren theoretischen Kämpfe** über religiöse und philosophische Innenanschauungen abweisen. Hingegen wird sie die **notwendigen praktischen Kämpfe** auf diesem und dem wirtschaftlich-politischen Boden mit dem Geiste der Duldsamkeit und des Verständnisses für den Gegner zu erfüllen suchen und so von **sittlichen Gesichtspunkten** aus, ohne Härte, aber auch ohne Menschenfurcht, die **Zeitgeschichte beleuchten.**

Die **„Ethische Kultur"** wird auch die wissenschaftliche Arbeit am Ausbau unserer ethischen Grundanschauungen nicht vernachlässigen und den Leser über alles Bedeutende auf diesem Gebiete unterrichten.

Die **„Ethische Kultur"** wird ihr Bestreben darein setzen, eine im besten Sinne des Worts **populär** geschriebene Zeitschrift zu sein. Ihre Aufsätze sollen das Bedürfnis **weiter Kreise** nach **Klärung** und **Anregung** befriedigen.

Aus dem Mitarbeiterkreise der Zeitschrift seien hier nur die folgenden Namen genannt:

Professor **Felix Adler** (New-York). — **Dr. L. Bessler** (Bonn). — Prof. W. **Bolin** (Helsingfors). — Prof. L. **Brentano** (München). — Prof. **Döring** (Gr. Lichterfelde). — Prof. W. **Foerster** (Berlin). — Karl Emil **Franzos** (Berlin). — **Dr.** A. von **Gardan** (Berlin). — Ferd. **Heigl** (Bamberg). — Prof. **Herkner** (Karlsruhe). — Prof. Harald **Höffding** (Kopenhagen). — **Dr. Jastrow** (Berlin). — Prof. **Jodl** (Wien). — **Dr.** M. **Kelbel** (Eisenach). — Wolfgang **Kirchbach** (Berlin). — Gustav **Maier** (Zürich). — R. E. **May** (Hamburg). — Prof. A. **Mvulet** (Paris). — Prof. **Natorp** (Marburg). — Prof. F. **Paulsen** (Berlin). — **Dr Pfungst** (Frankfurt a. M.). — Pfarrer P. **Pflügee** (Dußnang i. Thurgau). — **Dr.** E. **Reich** (Wien). — Peter **Rosegger** (Graz). — Prof. von **Schulze-Gävernitz** (Freiburg i. Br.). — Frau Sanitätsrat **Schwerin** (Berlin). — Robert **Seidel** (Zürich). — Prof. **Staudinger** (Worms). — Prof. L. **Stein** (Bern). — Prof. **Steinmann** (Freiburg i. B.). — Marie **Stritt** (Dresden). — J. **Tewo** (Berlin). — Prof. F. **Tönnies** (Kiel). — Prof. Ferd. **Vettee** (Bern). — Oberregierungsrat **Dr. Wörishoffer** (Karlsruhe). — Pfarrer L. **Zieglee** (Königsberg).

Die „Ethische Kultur" erscheint wie bisher, in Wochennummern, am Sonnabend jeder Woche. Vierteljahrspreis bei allen Buchhandlungen, Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 2289), sowie bei direktem Bezug von der unterzeichneten Verlagshandlung M. 1.60. Bei directem Bezuge für das Ausland M. 2.—.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Zusendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke dem vorliegenden Hefte beigegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortan nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Oktober 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Digitized by Google

Wir beehrn uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladrn. Die 1886 brgründete „Deutsche Dichtung", von der

mit 1. Oktober 1897 der neue **XXIII.** Band beginnt,

ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgendrn Strllen eines längeren krtitischen Essay der Münchener „Allgrmeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebendrn Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik und dem Drama wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringerev Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhanblungen der bedeutenbsten Kunstrichter eine kritische Ueberschau der neuesten Erzeugnisse der schönrn Litteratur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikov-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmev alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinrn Vorrat, drn wir zum Preisr von M. 2.— für drn Band broschiert abgrben. Einbanddeckrn (Original-Decke mit reichrr Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Vrralten. Jrder Band enthält nämlich zahlreiche Novrllen, Erzählungen, Epen, Dramrn, Selbstbiographirn und Gedichtr der hrrvorragendsten deutschrn Dichtrr der Gegenwart, ferner Essays der bedeutenbsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographrn und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dirsrr Bändr eine glänzend ausgestattetr Anthologie, die rin rbrnso wertvolles als billiges Grschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Throdor Storm.** — Die Heimkrhr. Erzählung von **Ludwig Anzrngruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angrsicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Krusr.** — **Gustav Frrytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinrm Leben" — Ein Damrnabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hrbbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Frrytag, Robrrt Hamerling, Josef Virtor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Schrrrr, Throdor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Fridrich Graf von Schack, Karl Stirlrr, Otto Roquettr, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayrr** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Wernrr** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pirtsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gebichte von **J. V. v. Scheffrl, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischrr, Robrrt Hamrrling, Karl Stielrr, Conr. Ferd. Mryer, E. v. Wildrnbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Frirdrich Bodenstrdt, Wilhelm Hrrts, A. Fitgrr, Jlse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komodie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sandrrs, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Virtor von Schrffrl** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Lirzrn-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lieb-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albrrt Brckrr** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXI bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im Oktober 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Reichspost.

Postkarte.

Pfg-Marke.

An den

Verlag für ethische Kultur

Berlin W. 10.

Friedrich Wilhelm Str. 6.

Digitized by Google

Probenummern der „Ethischen Kultur“ sind zu senden an:

Ort: Name:

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Friedrich Wilhelmstr. 6.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 6.

V. Jahrgang. | Berlin, den 2. Oktober 1897. | Nr. 40.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Eine Säkularbetrachtung. Von Dr. M. Kronenberg. — Berliner Theater. Von Karl Emil Franzos. — Lohn und Preis. Von Dr. L. Katzenstein. — Der große Unbekannte. Von Dr. R. Penzig. — Streiflichter: Salon und Zuschenbeck. — Fabrikferien. — Bücherschau.

Eine Säcularbetrachtung.

Von Dr. M. Kronenberg (Berlin).

Am Anfang dieses Jahres wurde im königlichen Schlosse zu Berlin ein historisches Kostümfest gefeiert. Jeder Teilnehmer hatte dabei die Aufgabe, in seinem Gewande die Zeit des Jahres 1797 zu repräsentieren. Nicht solche Erinnerungen an Kleider sollen hier heraufbeschworen werden, wegen an Kleider der Höflinge noch an Kleider des übrigen Volkes, sondern die Erinnerung an den Geist, der damals in diesem Volke oder wenigstens in seinen Besten lebendig und wirksam war. Um in diesen Geist jener Zeit sich für einen Augenblick hinein zu versetzen, genügt es, an wenige Namen und Thatsachen zu erinnern. Als man das Jahr 1797 schrieb, war Kant ein Vollendeter, der sein Lebenswerk, wenn auch noch nicht sein Leben, abgeschlossen hatte; Fichte führte es mit jugendkräftiger Begeisterung weiter; in demselben Jahre deachte Herder seine „Briefe zur Beförderung der Humanität" zum Abschluß; in jener Zeit dichtete Goethe eifrig an seiner Tragödie des Menschenstrebens, Faust, und Schiller hatte zwei Jahre früher in den „Briefen über ästhetische Erziehung" für die Entfaltung reinen Menschentums eine neue Grundlage zu schaffen gesucht. Zu derselben Zeit hatte Wilhelm von Humboldt unter rein menschlichem Gesichtspunkt, vom Standpunkte freier Sittlichkeit, Wesen und Aufgabe des Staates zu bestimmen gesucht, bemühte sich Schleiermacher, die Religion auf ihre rein menschliche und ethische Grundlage zurückzuführen; wenige Jahre vor dem Jahre 1797 hatte Mozart seine meteorgleiche Laufbahn mit der „Zauberflöte" und dem „Requiem" abgeschlossen und drei Jahre nachher dichtete Beethoven die erste seiner Symphonien, deren letzte in eine Apotheose der Menschenverbrüderung ausklang. Das geistige Leben jener Tage zeigte einen Reichtum und eine Feuchtbarkeit, dergleichen die Welt seit vielen Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte: auf dem deutschen Parnaß blühte und grünte es allerorten, und aus den Studierstuben der Gelehrten, den Gedankenwerkstätten der Philosophen drängte ein Meisterwerk nach dem anderen ans Licht.

Die Grundidee aber, welche alle diese großen Geistesschöpfungen, so verschiedenartig sie auch sind, beherrscht, ist die der Humanität. In jahrhundertelanger Entwickelung hatte sich von den mythischen Umkleidungen, womit in alten Zeiten das Bild des Menschen umhüllt worden war, Schicht auf Schicht losgelöst, bis es nun rein und schlackenfrei jener Zeit vor Augen stand. Nun begriff man die wahre Bestimmung des Menschen: diese wurde nicht mehr außer ihm, oder gar außer der Welt, sondern in ihm selbst gesucht, alles Göttliche war eben alles Menschliche. Nun waren die Stätten des Guten nicht mehr blos Kirchen und Kapellen, nicht jene Orte, wo vermeintlich eine mystische Gnadenwirkung stattgefunden hatte, sondern

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Und ebenso stellte sich dem Sünder nicht mehr das Schreckbild von Höllenstrafen im Jenseits vor Augen, sondern, wie es Goethe einmal als Motto seiner Iphigenie voranstellte:

„Jedes menschliche Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit."

Das Grundgesetz, nach dem die Bestimmung des Menschen sich erfüllen muß, das Sittengesetz, hat Kant damals neu entdeckt und in seiner Einfachheit und schlichten Größe enthüllt. Es war gleichsam der tiefste Grundakkord jenes Zeitalters, der hier angeschlagen wurde, der Grundakkord einer großen Symphonie des Humanitätsgedankens, zu der die größten Dichter und Denker zusammenwirkten.

Und heute? Sind auch jetzt noch die Ideen lebendig und wirksam, welche jene große Zeit erfüllten? Fast scheint es so, als müßte die Frage verneint werden. Allein es scheint auch nur so. Bei näherer Prüfung verschwindet doch zum größten Teil der Anlaß zu solch pessimistischer Beurteilung. Der Strom der geschichtlichen Entwickelung gleicht oftmals den Gebirgsbächen, die dem Wanderer, der ihrem Laufe folgt, plötzlich entschwinden, dann aber an einer anderen Stelle aus der Erde mit verstärkter Gewalt wieder hervorbrechen. Auch die Humanitätsideen jener großen Zeit, die zeitweise wohl manchem ganz entschwunden zu sein schienen, sind für unser Geschlecht unverloren. Es ist wahr, sie haben in unserer Zeit nicht mehr einen so mächtigen, vollendeten Ausdruck gefunden wie damals, sie haben auch an unmittelbarer Gewalt über die Gemüter viel verloren. Aber mittelbar sind sie darum nicht weniger, sondern stärker wirksam. Denn was sie an Tiefe eingebüßt, haben sie durch Ausbreitung gewonnen. Ein Fortschritt nach der einen Seite muß ja zunächst immer mit einem Rückschritt nach der anderen erkauft werden. Nichts ist also natürlicher, als daß die humanistische Aufklärung, indem sie in unserem bildungsdurstigen Zeitalter so viele Köpfe ergriff, zunächst in vielen nur ein kümmerliches, trübes Flämmchen entzünden konnte, so daß es öfters scheinen konnte, als habe sich die Humanität in ihr Gegenteil, die Bestialität, verwandelt.

Allein mit dem Rückschritt, der hier zweifellos vorhanden ist, sollte uns zunächst ein gewaltiger Fortschritt aussöhnen, daß nämlich unsere Zeit immer stärker und immer bewußter sich bemüht, jene Humanitätsideen auch zu verwirklichen, sie aus der Höhe der Abstraktion in das Reich der Thatsachen und des concreten Menschenlebens hineinzuziehen, die sittlichen Gesetze nicht blos zum Gesetze des Einzelnen, sondern

auch des menschlichen Gemeinschaftslebens zu machen, die Individualethik zu ergänzen und auszuweiten zur Sozialethik. Es bildet vielleicht den schönsten und dauerndsten Ruhmeskranz des scheidenden Jahrhunderts, diesen Gedanken der Solidarität alles dessen, was Menschenantlitz trägt, der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen für die Verwirklichung humanen Fortschritts der Andern und der Gesamtheit, ergriffen zu haben. Er war den Goethe und Kant, Schiller und Humboldt im Wesentlichen noch fremd. Das ist für sie kein Vorwurf, wenigstens nicht vom Standpunkt des historisch Denkenden, aber ein Vorwurf wäre es, heute sich an das Beispiel jener großen Geister anzuklammern, um der Richtung zu widerstreben, in welche der Geist der Zeit allmählich auch die Widerstrebenden mit sich fortreißen wird. Niemand darf heute einen Tempel der Humanität für sich allein aufbauen, an dem die Andern keinen Anteil hätten, in dem blos Einem oder Wenigen erlaubt wäre, ganz Mensch zu sein, während ringsumher aus den Niederungen des sozialen Lebens sehnsüchtige Blicke sich dahin richteten.

Aber in einer anderen Beziehung sollten wir uns dauernd zu jener großen Zeit vor hundert Jahren — wohl der größten, welche die deutsche Nation gehabt hat — wieder zurückwenden, um nämlich im Nacherleben des Geistes jener Periode die reinen Grundideen menschlicher Gesittung, die in unserer Zeit so getrübt worden sind, zurück zu gewinnen. Denn nirgendwo und niemals sind diese so allseitig, so reich und so glänzend entwickelt und mit allen Mitteln zur Darstellung gebracht worden, als damals. Und das eben ist die Aufgabe der ethischen Kultur, welche dem kommenden Jahrhundert gestellt ist: Die soziale Erweiterung der Humanitätsideen, wie sie unsere Zeit begonnen, weiterzuführen und gleichzeitig doch ihre individuelle Vertiefung zurück zu gewinnen, welche vor hundert Jahren erreicht worden war.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos (Berlin).

Die Herbstregen strömen nieder; die Theater sind besser gefüllt, als sonst im September, und die gemischte, ja nachgerade wahrhaftig schon überaus gemischte Gesellschaft, die in Berlin das Premieren-Publikum bildet, hat sich bereits einige Male versammeln können. Viel Bedeutendes ist ihr bisher nicht aufgetischt worden; Max Halbe's „Mutter Erde" abgerechnet, scheint mir nichts darunter, was eingehender Betrachtung wert wäre. Das ist natürlich kein Zufall; Krebse und wichtige Novitäten kann man nie zugleich genießen; in den Monaten ohne „r" wird nur aufgeführt, was man geben muß, weil man es unvorsichtiger Weise genommen hat oder eben aus Vorsicht nehmen mußte, z. B. die Stücke von Kritikern oder auch von Vettern jener glücklichen Leute, die dritte Hypotheken auf und Anteilsscheine an dem betreffenden Theater haben. Für solche Dichtungen sind der Mai, Juni und August sehr passende und beliebte Monate. Im September und im April giebt's allerdings schon oder noch Krebse und Novitäten, aber noch nicht die richtigen; was den Direktoren aussichtsvoll erscheint, wird zwischen Oktober und März gegeben, wo ein Erfolg auch die volle Resonanz haben kann. Natürlich trügt der Schein sehr oft; mit den Erfolg-Propheten verglichen, sind die Wetter-Propheten Leute von untrüglichem Scharfblick; die Chancen eines neuen Stücks lassen sich auch nach der General-Probe nicht sicherer berechnen, als die der Roulette. Nach der Probe von Fulda's „Talisman" glich das Häuflein Zuschauer einem von Mitleid geknickten Trauergefolge und nach der von Sudermann's „Ehre" richtete der Direktor den geängstigten Dichter durch das Trostwort wieder auf: „Wir spielen das Stück morgen bis zu Ende, was auch kommen mag!" Wogegen nach der General-Probe von Hauptmann's „Florian Geyer" und von Halbe's „Amerikafahrer", den beiden stärksten Mißerfolgen, welche diese Dichter erdulden mußten, ein wahrer Siegestaumel herrschte. Also, die Direktoren wissen's auch nicht, aber sie glauben es zu wissen und richten danach ihren Spielplan ein. Zuweilen trifft's zu, wie z. B. in diesem September.

So erklärt sich's, daß nachdenklichen Leuten an den bisherigen Premieren, jene eine Ausnahme abgerechnet, nichts so interessant war, wie die Zusammensetzung des Publikums. Aus eigener Wahrnehmung kann ich da nicht mitsprechen; muß es nicht sein, so besuche ich keine erste Aufführung mehr, sondern die zweite, oder am liebsten die dritte, wo das Haus — eine seltsame Sache, für die ich keine Erklärung habe, aber es ist so — immer, selbst bei den erfolgreichsten Novitäten, weniger besucht ist, als vorher oder nachher und man daher ohne allzuviel Hitze und Gedrücke aufmerksam zuhören kann. Aber da ich so Gelegenheit hatte, ungewöhnlich viele Bekannte zu sehen, die noch im vorigen Jahre stets am ersten Abend da waren, so bin ich geneigt, der Beobachtung Jener zu vertrauen, die mir sagten, daß die Wandlung zum Schlechteren eine sichtliche sei.

Das wäre sehr erfreulich. Denn nur, wenn das Berliner Premieren-Publikum ein ganz schlechtes geworden sein wird, kann es wieder ein besseres werden. Ich meine das ganz ernst und es ist auch eine ernsthafte Sache, wohl wert, einmal gründlich besprochen zu werden.

Wie in jeder anderen deutschen Großstadt, z. B. in Wien, München oder Hamburg — in Paris und London war es immer anders — lockte auch in Berlin vor dreißig Jahren eine Erstaufführung die Urteilsfähigsten ins Theater: die Gebildeten, die ein aufrichtiges Interesse für die Litteratur ihrer Zeit hegten und darum das Neue nicht früh genug kennen lernen konnten, auf die Gefahr hin, sich einmal gründlich zu langweilen oder enttäuscht zu fühlen. Wer kein größeres Verständnis und darum auch keine lebhaftere Teilnahme für die Sache hatte und sich daher dieser Gefahr nicht aussetzen mochte, wartete sein ab, bis die Berufenen gesprochen hatten; wen aber das Theater überhaupt nicht interessierte, ging damals auch selten hinein. Und so vereinigte sich zu jener Zeit bei den Premieren eine Zuschauerschaft, auf welche die Stadt wohl stolz sein durfte: neben den Kritikern von Beruf die Schriftsteller und zwar lückenlos, einschließlich aller Sonntagsreiter auf dem Parnaß, dann die Künstler, ferner Alles, was in Berlin über Reichtum und Bildung zugleich verfügte, gar vielleicht einen litterarischen Salon hatte — es gab damals wirklich noch solche Leute hier — oder darin verkehrte. Dann, neben diesen geschlossenen Kreisen, die hunderte Einzelnen, denen, obwohl sie mit keinem Mäcenatentum prunkten, Bühnendichtung und Schauspielkunst richtige Herzenssache, oft die beste Freude eines sonst armen Lebens waren, endlich die Studenten, unter denen damals die Ueberzeugung herrschte, daß man noch lange nicht verdurste, auch wenn man zuweilen ins Theater gehe. An dieses Premieren-Publikum von Einst zu denken und sich das heutige anzusehen, könnte höchstens einem verbitterten Greise Spaß machen, Einem, der gern mit und in seiner Zeit lebt, wahrhaftig nicht.

Freilich, wie es so kam, ist verständlich. Der Schatten, den das Licht wirft, das Licht der jähen Größe und des jähen Reichtums dieser Stadt! Mit neuem Reichtum hält immer zunächst nur die Genußsucht gleichen Schritt, nicht die Bildung und das Streben nach feinerer Gesittung; in Zeiten eines rapiden Aufschwungs, wie ihn Berlin seit 1866 erlebt hat, mußte dies Mißverhältnis ein ungeheueres werden. Wer reich geworden ist oder doch so viel verdient, um es sich leisten zu können, will aber nicht blos genießen, sondern — öffentlich wenigstens — genau so genießen, wie der Kreis des alten Reichtums und der vornehmen Bildung; er hat Jahrzehnte zu ringen, bis er in diesen Kreis eintritt, und vielleicht gelingt es ihm nie; aber in die Loge daneben kann er sich schon heute setzen, wenn er sie bezahlen kann. Darum

Digitized by Google

drängen die Leute von gestern zu den Berliner Premieren, aber nicht darum allein. Eine erste Aufführung ist ein spannendes Schauspiel; der Zuschauer entscheidet als Richter über ein Schicksal mit; zuweilen setzt es auch aufregende Kämpfe. Kurz, eine Premiere kann die Nerven kitzeln, und das ist diesen Leuten ein Bedürfnis. Eine Wiederholung besuchen, fällt ihnen gar nicht bei — da wird man nicht gesehen, da wird weder gezischt noch applaudiert, da weiß man aus den Zeitungen bereits den Inhalt und den Wert des Stücks, wozu es noch ansehen? Ich hatte die Ehre — ein Vergnügen war es nicht — vor einigen Wochen an einer Schweizer Table d'hôte der Nachbar eines Berliner Baugrund-Spekulanten zu sein, der die Güte hatte, mir ganz ohne mein Zuthun seine Ansichten über sämtliche Bühnen-Erscheinungen des verflossenen Winters mitzuteilen. Nur über das merkwürdigste Stück, die „Versunkene Glocke", sprach er nicht und so fragte ich danach. Er kannte es nicht. „Denken Sie sich das Pech! Am Abend der Premiere — mein Sitz war natürlich schon genommen — mußte ich nach Hamburg!" — „Nun, und später?" — „Später — ich!" Ich kann leider nur die Worte hierhersetzen, nicht das Lächeln. Noblesse oblige! . . . Es giebt in Berlin mehr Leute von gestern, als in irgend einer Stadt der Welt, und so bildeten sie bald einen großen Bruchteil des Premieren-Publikums. Heute sind sie — nur einige Ausnahmefälle abgerechnet, auf die ich später zu sprechen komme — die erdrückende Mehrheit.

Das ist ein großer ethischer und ästhetischer Schaden. Jede Arbeit hat Anspruch auf gerechte Beurteilung, und Verständnis ist ohne Gerechtigkeit undenkbar. Man sage nicht, der Dramatiker schreibe für jedermann und müsse daher von jedermann beurteilt werden können; Viveurs und Viveusen mit abgekitzelten Nerven haben denn doch ihren besonderen Geschmack, der gewiß nicht jedermanns Geschmack ist. Aber selbst davon abgesehen, wo anderwärts wird ein Urteil von Leuten gesprochen, die im Grunde gar kein Interesse für die Sache haben?! Hier geschieht es, und es ist fast stets ein inappellabler Spruch über Leben oder Tod der Arbeit eines Jahres, nicht selten über die ganze Existenz eines Autors. Ein Drama, das bei der ersten Aufführung keinen vollen Erfolg erringt, ist immer, eine Komödie in den meisten Fällen tot; ich erinnere mich aus den letzten zehn Jahren eines einzigen Falles, wo ein am ersten Abend von Publikum und Kritik nur eben mit kühler Herablassung aufgenommenes Lustspiel es hinterdrein zu einem vollen Erfolg brachte: Wolzogens „Kinder der Excellenz". Die Berliner Premiere entscheidet, nicht bloß für Berlin, sondern auch für ganz Deutschland, seit mehreren Jahren auch für Oesterreich. Und das nun sind die P. T. Kunstrichter!

In ihrer ganzen Art liegt die Gefahr, und keineswegs in einer besonderen Boshaftigkeit dieser sonderbaren Gesellschaftsschicht — „Gelbblut" nennt man in Amerika die entfernt ähnliche der Goldgräber. Meines Erachtens sagt man ihnen diese Boshaftigkeit mit Unrecht nach; sie wollen Lärm bei der Premiere und machen ihn, aber ob der Lärm im Zischen oder Klatschen besteht, ist vielen ganz egal; nur einer Minderzahl macht das Zischen grundsätzlich mehr Spaß. Im Allgemeinen ist Berliner Gelbblut gutmütig, — ohne Unterschied der Konfession, wie sich denn überhaupt Christen und Juden dieser Schichte sehr ähnlich sehen — und den angeblichen Beweisen ihrer Tücke darf man nicht trauen, auch wenn sie durch noch so viele Zeitungen gehen. Als Sudermanns „Sodoms Ende" bei der Premiere im „Lessing-Theater" geteilte Aufnahme fand, brachte ein sehr großer Teil der Presse die Nachricht, die vielen Urbilder des Barczikowski hätten aus Rache gezischt. Ich war an jenem Abend im Theater; thatsächlich saßen einige Barczikowskis und noch mehr Adas in den Logen, aber gerade sie klatschten sich die Handschuhe entzwei, sicher um zu beweisen, daß sie sich nicht getroffen fühlten. Nein, wiederhole ich, nicht in ihrer vermeintlichen Bosheit, sondern in der Art ihrer Bildung, ihrer Lebensanschauung liegt die Gefahr für unser Kunstleben. Darum sind sie für das Sensationelle, das Sonderbare, das Fremdartige leicht zu haben. Darum klatschen oder zischen sie weit über alles Maß hinaus, sodaß hier oft Stücke, die anderwärts niemand aufregen, mit einem Radau oder einem Triumph schließen. Darum haften sie an Einzelheiten, wie sonst kein Publikum der Welt; hier kann ein drastisches Wort ein Stück retten oder ruinieren, eben weil so Vielen der Blick für das Ganze fehlt. Darum endlich sind sie so leicht bestimmbar. Verfügt ein Dichter über eine starke Partei oder zahlreiche Freunde, so kann er der Premiere mit einiger Ruhe entgegensehen. Allerdings — vorsichtig und besonnen müssen diese Anhänger sein, sonst erzielen sie leicht das Gegenteil. Auch dafür ließe sich mehr als ein Beispiel anführen. Aber im Ganzen ist Berliner Gelbblut leicht mitgerissen, wenn eine festgeschlossene, zahlreiche Schar von Zuschauern, die ganz genau weiß, was sie will, — nur beileibe keine bezahlte Claque darf es sein — richtig im Theater vorteilt ist. Das ist auch der Ausnahmefall, wo diese Herrschaften nicht die erdrückende Mehrheit bilden. Aber nicht jeder Dichter hat seine große Partei. . . .

Man sieht, das Uebel ist wirklich schlimm. Wie das Gelbblut allmählich das Rotblut verdrängte — das Blaublut hat, das Königliche Schauspielhaus abgerechnet, da nie eine Rolle gespielt — ist leicht gesagt: durch seine Zahl und durch sein Geld. Zuerst wichen die stillen Enthusiasten vor der Agiotage zurück; auch giebt es ja heute von dieser guten Art weit weniger, als vor dreißig Jahren. Aus anderen Gründen begannen die Künstler zu fehlen; unsere Maler und Bildhauer interessieren sich immer weniger für andre Künste, und die Studenten wieder kamen seltener, weil sie über die ästhetischen Liebhabereien ihrer Vorgänger weit hinausgewachsen sind — oh herrlich weit! Am längsten behauptete sich der alte Reichtum und die Literatur, aber auch ihre Reihen wanken. Nicht bei der ersten, sondern bei der dritten Aufführung von Halbes Jugend sah man überall Schriftsteller. Freilich, ob dies Instinkt war oder bloßer Zufall, muß sich erst zeigen. Aber wir Alle, die es ehrlich mit unserer Bühnendichtung meinen, haben nur dringend zu wünschen, daß es bei dieser Flucht aus der Premiere bleibe.

Warum, ist leicht erklärt. Die Leute von gestern kommen nur, weil „tout Berlin" kommt. Bleibt es weg, sind sie unter sich, so sind sie es nicht lange mehr. Gelbblut meidet Seinesgleichen. Wird einmal offenkundig, daß zu den Premieren außer den armen Kritikern, die ja dabei sein müssen, nur noch Parvenüs kommen, so bleiben sie alle weg. Denn nur zu dem Zweck, um nicht dafür zu gelten, waren sie da.

Ich habe mir dies Alles vom Herzen geschrieben, weil es, glaub' ich, wichtiger ist, als die wichtigste Novität — gleich wichtig wäre nur noch ein Wort über unsere Theater-Kritik, wie sie heute ist; davon später einmal. Aber einen dringlichen Anlaß, von diesen beiden Schäden zu sprechen, bietet Max Halbes neues Stück nicht. Es ist vom Publikum sehr freundlich, von einem großen Teil der Kritik mit herzlicher Wärme aufgenommen worden; daß zu beiden die Parteirichtung, der Halbe zugezählt wird, die jetzt herrschende der „Modernen", sehr wesentlich beigetragen hat, scheint mir zwar ganz zweifellos, ist aber nicht zu beklagen. Gewiß kommt auch durch zu viel Anerkennung die Gerechtigkeit, diese Grundlage allen gesunden Lebens, auch allen Kunstlebens, ins Schwanken, aber lieber mag hundert Male zu viel gelobt, als einmal zu viel getadelt sein. Denn ein ungerecht emporgelobtes Stück senkt sich dann schon allmählich auf das Niveau, das ihm zukommt, herab; ein ungerecht totgeschlagenes bleibt tot, und daß die Nachwelt dafür Sühne brächte, ereignet sich so selten, daß diese Ausnahmen gar nicht mitzählen; zudem ist auch ein Dichter

sozusagen ein Mensch, und wer vergilt ihm das erlittene Unrecht?!

Nur in zwei Fällen muß man sich scharf gegen das Emporloben der Parteien wenden: wenn der Dichter nicht bloß zu den „Alten“ oder den „Jungen“, sondern auch zu der leider nie aussterbenden Partei der Nichtskönner gehört, oder wenn es sich um ein verwerfliches Stück handelt, verwerflich, weil es auf gemeine Instinkte spekuliert. Von beidem kann hier wahrhaftig nicht die Rede sein. Max Halbe ist ein Dichter; sein Bestes die Fähigkeit, poetische Stimmung zu wecken, — ich bin überzeugt, daß er lyrische Gedichte schreibt, obwohl ich nie welche von ihm gelesen habe — daneben ein scharfer Blick für Menschen und Zustände seiner westpreußischen Heimat. Diese Vorzüge haben seiner „Jugend“ zu einem vollen Erfolg verholfen; er war verdient; daß die Technik eine teils ganz unsichere, teils ganz altmodische war, kam neben dem dichterischen Wert nicht in Betracht. Diese Unsicherheit der Technik, dazu ein sehr auffallender Mangel an Erfindungsgabe führten zur Ablehnung seiner folgenden Arbeiten: „Der Amerika-Fahrer“ und „Lebenswende“; auch da stand ihm seine Partei ehrlich bei, aber eine Rettung war unmöglich. Damals mochte Einem leicht die Frage auftauchen, ob dies seine, echte, aber gewiß nicht starke Talent — es ist glattweg Unsinn, Halbe, gleichviel in welchem Abstand, in einem Atemzuge mit Hauptmann zu nennen — recht daran thue, gerade das Drama zu pflegen; Lyrik und epische Dichtung, ob nun in Vers oder Prosa, schienen viel besser für ihn zu taugen. Diese Frage wird auch sein neuestes Drama, „Mutter Erde“ nicht verstummen machen. Auch nun noch muß „Jugend“ als Halbes bestes, ja als sein einzig wertvolles Stück gelten. Das neue Drama bietet in den beiden ersten Akten einige Scenen voll poetischer Stimmung, im dritten ein lebendiges, vermutlich auch ganz wahrheitsgetreues Genrebild aus dem westpreußischen Landleben, dazu ab und zu ein hübsches Wort und einige gut charakterisierte Nebenfiguren. Aber die drei Hauptgestalten sind so unsicher gezeichnet, so verzerrt, daß man sie nicht ganz verstehen kann, die Handlung dürftig, der Standpunkt des Dichters unklar und schwankend. Eben weil Halbe ein Dichter ist und daher auch diesen Schemen unwillkürlich einige Tropfen wirklichen Menschenbluts in die Adern gießt, ihnen ab und zu einen Naturlaut auf die Lippen legt, passiert ihm etwas sehr schlimmes: soweit die Gestalten überhaupt ein Leben führen, kehren sie sich oft gegen seinen Willen, seine Tendenz; die Sympathien des Zuschauers stehen mehr als einmal bei jener Partei, die der Autor ins Unrecht setzen will. Alles in Allem wahrhaftig kein bedeutendes Stück, das zudem im „Deutschen Theater“ schlecht genug gegeben wird. Bloß eine Nebenrolle ist glänzend, die anderen nur eben erträglich besetzt; auch eine der Hauptgestalten stört zum mindesten nicht — aber das Liebespaar! Der begabte Künstler, der den Helden giebt, spielt sichtlich gequält und unsicher eine ihm selbst unverständliche Rolle; seine aristokratische Geliebte, eine feurig und schwärmerisch angelegte Gestalt, wird von einer dicken gemütlichen Schauspielerin gegeben, die Mädchen aus dem Volke immer vortrefflich darstellt, aber hier ein Zerrbild liefert, das auf die Nerven fällt. Man hört jetzt immer sagen, das „Deutsche Theater“ sei das beste in Berlin — es ist hier nicht des Ortes, eingehend darüber zu sprechen, da ja die Mehrzahl der Leser dieses Blattes außerhalb Berlins lebt —, aber wer das behauptet, wird angesichts dieser Vorstellung gewiß zugeben müssen, daß Berlin dann vielleicht ein bestes, aber gewiß kein gutes Theater hat. Was aber Halbes Drama betrifft: wer es ansieht, gewinnt nicht viel, wer es nicht ansieht, verliert nicht viel.

Damit könnte ich schließen, wenn das an sich uninteressante Stück nicht zwei Fragen nahelegte, die allerdings von Interesse sind. Eine ästhetische Frage, die daneben auch ins Ethische hineinspielt. (Schluß folgt.)

Lohn und Preis.

Von Dr. L. Katzenstein (Charlottenburg).

Die Arbeiter haben es stets als Unrecht empfunden, daß ihnen irgend welcher Einfluß auf die Bestimmung ihres Lohnes versagt wurde, und daß sie aus günstigen Konjunkturen des Geschäfts keinen unmittelbaren Vorteil ziehen konnten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zwangsweise vorzugehen und den industriellen Frieden zu brechen, sobald sie glaubten, nach der Lage des Marktes auf einen höheren Lohn Anspruch erheben zu dürfen, den der Unternehmer nicht gutwillig anerkennen wollte. Derartige Lohnstreitigkeiten, die häufig zu langwährenden, erbitterten Streiks führten, fügten den Arbeitern und Unternehmern, sowie der gesamten Volkswirtschaft unersetzlichen Schaden zu und erzeugten soziale Klassenvorurteile und -Gegensätze, an deren unheilvollen Wirkungen der gesellschaftliche Körper schwer zu leiden hatte. Es lag im Interesse der Gesamtheit, derartige Konflikte möglichst zu verhüten und eine dauernde Grundlage für den sozialen Frieden zu finden. Zu diesem löblichen Zweck erfand man in England vor einem halben Jahrhundert das System der gleitenden Lohnskala. Diese Skala ist so eingerichtet, daß einem bestimmten Marktpreis immer ein bestimmter Lohn entspricht, sodaß sich dieser automatisch mit den Schwankungen der Marktpreise ändert. Man glaubte, durch dieses System die Arbeiter befriedigt und alle Lohnstreitigkeiten endgültig beseitigt zu haben. Man hatte sich hierin getäuscht. Ich will hier nur auf einen Streik hinweisen, der für den volkswirtschaftlichen Wert der gleitenden Skala ungemein charakteristisch ist. Im Jahre 1893 befanden sich ungefähr 300 000 Arbeiter der englischen Kohlenbergwerke in einem Ausstande, der vier Monate währte. Der gewaltige Streik war aus folgendem Anlaß entstanden. Die Hauptabnehmer der Kohle waren die Eisenwerke, Eisenbahnen und Gasfabriken, die mit den Besitzern der Kohlengruben jährliche Lieferungskontrakte abschlossen. In Zeiten geringen Konsums konnten in diesen Kontrakten sehr niedrige Kohlenpreise erzielt werden, sobald jene Abnehmer nur den nötigen Druck auszuüben versuchten. Die Grubenbesitzer setzten demselben keinen großen Widerstand entgegen, da sie unter dem System der gleitenden Skala bei niedrigen Preisen auch niedrige Löhne zahlten, und sie selbst in dieser Weise vor jedem Verkust bewahrt blieben. Sie gewährten die niedrigen Kohlenpreise auf Kosten ihrer Arbeiter, und die einzigen, die dabei gewannen, waren die großen Konsumenten.

In diesem Falle trat es klar zu Tage, daß das Prinzip, welches der Lohnskala zu Grunde liegt, wonach die Höhe des Lohnes von der Preishöhe des Arbeitsproduktes abhängt, auf falschen Voraussetzungen beruht und in der Praxis entschieden zu verwerfen ist.

Mit der Entwickelung der produktiven Technik, mit der wachsenden Ausdehnung des Großbetriebs und des Marktgebiets zeigen die Preise eine fallende Tendenz, während der Ertrag und Gewinn der Unternehmungen sich häufig nicht nur nicht verkürzen, sondern sogar steigen. Der jeweilig geltende Marktpreis ist immer der bestimmte Ausdruck für den Stand der produktiven Technik. Je höher dieser steigt, umso tiefer sinkt jener. Wenn eine Unternehmung bei sinkendem Preise mit Verlust arbeitet, so ist das ein Zeichen, daß sie den durch den Marktpreis angezeigten Stand der produktiven Technik noch nicht erreicht hat. Es ist die volkswirtschaftliche Funktion des Unternehmers, dafür zu sorgen, daß die Technik des Betriebes immer dem Marktpreis entspreche und in ihrer Entwickelung nicht unter der von dieser bestimmten Höhe stehen bleibe. Der Unternehmergewinn beruht auf dieser Funktion, und er fällt mit absoluter Sicherheit fort, sobald sie von dem Unternehmer nicht erfüllt wird. Die zulässigen Mittel, wodurch der Unternehmer jener Funktion genügen kann, sind: durch Vervollkommnung des

technischen Produktionsprozesses, durch Einführung verbesserter Maschinen und Beschäftigung technisch-geschulter Beamten und Arbeiter, durch eine umfassendere und rationellere Organisation des Betriebes und des Einkaufs- und Verkaufs-Geschäftes und durch Vermehrung des Umsatzes. Der Unternehmer kann ferner die Regierung beeinflussen, die volkswirtschaftlichen Interessen durch Erleichterung und Verbesserung des Verkehrs und durch eine gesunde Steuer- und Handelspolitik zu heben. Bei systematischer Anwendung dieser und ähnlicher Mittel kann der Unternehmergewinn unter Umständen steigen, selbst wenn die Marktpreise fallen. Tritt nun der Fall ein, daß der Unternehmer nicht die hierzu erforderliche Bildung, Fähigkeiten oder den nötigen Kredit besitzt, so wird er den Betrieb nicht auf den Stand der Preis-Technik zu heben vermögen, und er wird ohne Gewinn und häufig mit Verlust arbeiten müssen.

In beiden Fällen aber widerspricht es der wirtschaftlichen Vernunft und Gerechtigkeit, die Höhe des Arbeitslohnes von den Schwankungen des Marktpreises abhängig zu machen. In dem ersten Falle kann man annehmen, daß der Ertrag des Unternehmens trotz sinkender Preise steigt, und es müssen daher auch die Arbeiter, soweit sie durch ihre persönlichen Eigenschaften und Anstrengungen zu der Steigerung des Ertrages beitragen, an demselben durch Erhöhung des Arbeitslohns trotz sinkender Preise beteiligt werden. In dem zweiten Fall wird der Unternehmer häufig versuchen, die Produktionskosten durch Verringerung des Lohnes zu reduzieren und sich in dieser Weise bei den sinkenden Preisen vor Verlust zu schützen. Gelingt ihm dieser Versuch, so bedeutet das für die Volkswirtschaft: 1. die Abwälzung der Unternehmerpflichten und -Lasten, 2. den Stillstand der technischen Entwickelung, 3. Schwächung der volkswirtschaftlichen Produktivität, 4. dauernde Störung des sozialen Friedens und 5. Proletarisierung der Arbeiter. Es ist für die Volkswirtschaft vorteilhafter, wenn der Unternehmer in diesem Falle seinen Betrieb einstellt, statt ihn durch Verminderung des Arbeitslohnes weiter zu führen. Ist der Unternehmer im Stande, seine volkswirtschaftliche Funktion nach allen Richtungen hin voll und ganz auszuüben, so ergiebt sich als normaler Zustand der Volkswirtschaft, daß Lohn und Gewinn steigen, während die Preise fallen. Dadurch wird in gleicher Weise dem Vorteil der Konsumenten, Arbeiter und Unternehmer gedient und die Solidarität ihrer Interessen begründet. Indem dadurch die feindlichen Gegensätze dieser Klassen aufgehoben werden, wird eine dauernde Grundlage für die Entwickelung der Volkswirtschaft und für die Sicherung des sozialen Friedens geschaffen.

„Der große Unbekannte".

Eine pädagogische Plauderei von Dr. R. Penzig (Charlottenburg)

Den Richtern und den eifrigen Zeitungslesern ist er längst wohlbekannt, der große Unbekannte, jenes lächerlich naive Verlegenheitsprodukt einer lahmen Verbrecherphantasie, der allemal dann auftaucht, wenn der Besitz des Corpus delicti erklärt werden soll. Aber auch in der Kinderstube ist er ein wohlbekannter Gast: er ist der geheimnisvolle unsichtbare Vollbringer der verschiedensten Schandthaten; er hat dem neuen Schaukelpferde bei Nacht den Schwanz ausgerissen, den Henkel der Geburtstagstasse abgeschlagen und den unbegreiflichen Klex in die Reinschrift gezaubert. Denn wenn die Mutter mit dem verstümmelten oder befleckten Objekt seiner mysteriösen Thätigkeit in den Kreis ihrer Kinder tritt und fragt: „Wer hat das schon wieder gemacht?" dann schallt ihr aus allen Ecken die Antwort entgegen: „ich nicht", „ich gewiß nicht", „ich weiß es nicht" ꝛc., und dabei sehen meist die Aeuglein so aufrichtig in die Welt, als ob die Kenntnis von Wirkungen ohne Ursache die alltäglichste Erfahrung des Kinderlebens wäre. Er bekommt denn auch hier seinen eigenen Namen, der große Unbekannte: es ist der Herr „Vonselbst". Denn inquiriert die Mutter, deren Scharfblick nicht jenes leichte Erröten, deren Ohr das leise Stocken der Stimme nicht entgangen ist, den Verdächtigen schärfer, dann stellt sich wohl bald die befremdliche Thatsache heraus, daß zwar Oscar gestern Abend vor dem Schlafengehen noch mit seinem Pferde gespielt habe, es sei aber „ganz heil" gewesen; nur hätte er, wie schließlich herauskommt, (leider ohne das Bewußtsein, ein Wunder sich vor seinen leiblichen Augen vollziehen zu sehen!) bemerkt, wie der Schwanz „ganz von selbst, wirklich Mama, ganz von selbst" losgegangen sei. Und so treibt er seinen Schabernack weiter, der listige Kobold Vonselbst, ein perverses Heinzelmännchen, und wandert von der Kinderstube auch in's Schulzimmer, obwohl ihm da Dutzende von aufmerksamen Kinderaugen auf den Dienst passen und das Dasein erschweren, obwohl ihm die Lehrerin hier feierlich längst mit dem Satze: „Keine Wirkung ohne Ursache" das Todesurteil gesprochen hat. —

Wenn nun dergleichen Scenen sich nur bei Kindern abspielten, die als hoffnungslos „verlogen" den kopfschüttelnden Eltern schwere Sorge bereiten, so böte die sittliche Beurteilung dieses Versteckspiels keine Schwierigkeiten. Und in der That giebt es zahlreiche streng sittlich denkende Eltern, die hier mit dem schweren Geschütz des Vorwurfs der Lüge das verstockte Gewissen ihrer Kinder bombardieren. Aber das überaus häufige Vorkommen solcher unerklärlicher Missethaten, deren Urheber zu ermitteln den Eltern nur selten gelingt, auch bei sonst gut gearteten und zur Wahrhaftigkeit erzogenen Kindern, die Ratlosigkeit, mit der die Mutter dem Unisono der Kinderstimmen gegenüber steht, die in seltener Einmütigkeit die Urheberschaft ablehnen, die Gefahr, durch Mißtrauen in das gegebene Wort das zarte Gerechtigkeitsgefühl des Kindes zu verletzen oder gar auf gut Glück oder unter einem Vorurteil einen Unschuldigen zum Sündenbock zu stempeln, — alles dies regt doch zu starken pädagogischen Bedenken an. Es wird sich einerseits darum handeln, die Frage zu erwägen, welches Verfahren der Erzieher einzuschlagen habe, um die Wahrheit zu ermitteln, also den großen Unbekannten zu entlarven; andererseits um die richtige, d. h. weder zu strenge noch zu laxe, Beurteilung dieser weitverbreiteten Unart.

Was nun das erste anbelangt, das Inquisitionsverfahren, so ist für ein solches, sofern es nicht völlig unfruchtbar und darum pädagogisch verwerflich sein soll, die erste Bedingung, daß die Kinder überhaupt in einem richtigen Vertrauensverhältnis zu ihren Eltern stehen. Dazu gehört, daß sie dieselben nicht nur als strenge Richter oder gar als leicht erzürnbare Tyrannen fürchten, sondern auch als liebe- und verständnisvolle Berater, als verzeihungsfreudige Verwalter des Gnadenschatzes lieben. Es gehört dazu, daß im Allgemeinen das „die Wahrheit sagen" die Regel ist, von der dieser Fall nur eine, gleichviel ob berechtigte oder unberechtigte, Ausnahme wäre; endlich, daß die Kinder die Ueberzeugung haben, auf mutwillige oder leichtsinnige Zerstörung irgend eines Gegenstandes sei nicht schon Kapitalstrafe gesetzt und reumütiges Eingeständnis irgend einer Schuld wirke stets strafmildernd. Diese Vorbedingungen erzieherischer Gegenwirkung gegen die Verheimlichungs- und Vertuschungssucht sind ja allgemein bekannt. Zu wünschen läßt, aus naheliegenden Gründen, bei vielen Familien nur die relative Unempfindlichkeit den Eigentumszerstörungen gegenüber. Die Mutter, der es sauer wird, für die Kleidung ihrer Kinder zu sorgen, kann nicht immer die mutwillige oder leichtsinnige Vernichtung derselben mit dem philosophischen Gleichmut aufnehmen, der im rein pädagogischen Interesse zu wünschen wäre. Dafür hat sie freilich in dem Hinweis auf die Schwierigkeiten der Anschaffung ein wirksames Motiv zur Schonung der Gegenstände vor der wohlhabenden voraus. — Sind nun diese Vorbedingungen gegeben, dann kann ein für alle-

Digitized by Google

mal das allgemeine Grundgebot gestellt werden: Wer etwas „gethan" hat, meldet es selbst den Eltern. Das ist ein Gebot des Vertrauens und der Selbstachtung. „Du wirst doch nicht warten wollen, bis andere dein eigenes Thun anzeigen müssen! Nur feige Menschen verstecken sich vor den Folgen ihrer That; der Mutige oertritt sie, auch wenn er weiß, daß ihn dafür Strafe erwartet." Es ist in der That wohl möglich, auf Grund einer solchen Gewöhnung eine Kinderstube rein von dem unwürdigen Versteckspiel Adam's zu halten, wie manche Erfahrung beweist. Aber es wird doch nur die Ausnahme sein. Zu tief sitzt die so auch schon beim domestizierten Tier, dem Hunde und Pferde, wahrzunehmende sittliche Schwachheit auch im Menschenherzen, die einen Aufschub der Entdeckung törichter Weise der Selbstbezichtigung vorzieht, jene unbestimmte Hoffnung, es werde sich nur diesmal zu unsern Gunsten ein Wunder ereignen, das uns den Folgen unserer That entzöge. Und, wir wollen es nicht vergessen, es ist eine solche Selbstanklage doch ein Stück von sittlichem Heroismus, der nicht ohne Weiteres von jedem Kinde zu erwarten ist; sind doch die Charakteranlagen — nicht ohne unsere und unserer Vorfahren Schuld — von der sensitiven Scheu vor allem Unangenehmen bis zu der s. g. „Abgebrühtheit" außerordentlich verschieden verteilt. Damit hängt es zusammen, daß wenigstens nach meiner Erfahrung jenes Ideal vollkommenster Aufrichtigkeit meist nur in Familien mit einem einzigen oder doch nur wenigen Kindern erreicht wird. So oft uns also auch unser erster Ukas zu helfen vermocht haben wird, es werden Fälle eintreten, wo zur Zeugenvernehmung geschritten werden muß. Hier kann die Familie vom Staat lernen, freilich nicht nur, wie man das machen soll, sondern z. T. auch, wie nicht. Bekanntlich fordert der Staat von jedem seiner Bürger, wenn er vor Gericht tritt, um der Wahrheit Zeugnis abzulegen, eine feierliche Bekräftigung dieser Absicht durch den Eid. Der umsichtige Psychologe, der mit den gegebenen Größen, nicht mit Idealforderungen rechnet, wird den Eid unter der Sanktion der Staatsautorität, also mit Hinweis auf die Wichtigkeit der Unterordnung unter den Gemeinwillen, für durchaus berechtigt und heilsam halten. Das schließt nicht aus, daß die bestehende religiöse Uniformirung desselben als historisch zwar verständliche, aber allmählich zu beseitigende Halbheit bedauert werden muß, weil eben der Staatsbürger, nicht der Konfessionsangehörige, dem Staatsorgan, nicht seinem Priester, etwas verspricht. Daß der Staat weder den Angeklagten vereidigt noch eine Aussage, die auf Selbstzüchtigung hinauslaufen würde, erzwingt, sei nebenbei bemerkt. Nun kann es sich natürlich nicht darum handeln, etwas dem feierlichen Eid Aehnliches in die kleinen Verhältnisse unserer Kinderstube einführen zu wollen, obwohl wir sie außer Acht lassen dürfen, daß für das Kind eine solche Untersuchung über eine läßliche kleine Sünde dieselbe schauervolle Wichtigkeit besitzt, wie die Gerichtsverhandlung für den Erwachsenen; aber Eines können und sollten wir in der That nach dem Muster des Staates einführen: die Unterscheidung der im leichten Gespräch geäußerten Aussage und der bedeutungsvollen Antwort auf eine der Ermittelung der Wahrheit gewidmete Befragung. Das läßt sich leicht machen und wird wohl fast unwillkürlich von einsichtigen Eltern meist schon geübt. Eine solche Befragung muß einen feierlicheren Charakter tragen; darum häufig ein Personenwechsel, indem die Mutter gewissermaßen als öffentliche Anklägerin in dem Verfahren wider Unbekannt dem Vater als dem Richter die Untersuchung unterbreitet. Der Geist unparteiischer Gerechtigkeit und der Ernst einer auf den wichtigen Zweck der Wahrheitserforschung gerichteten Untersuchung liegt über dem Ganzen, ohne daß dieser Ernst schon vorgreifend in Strenge ausartete.

Nicht die Bestrafung eines Schuldigen, sondern die Aufklärung eines wirklichen Sachverhalts ist die Aufgabe, und gerade darum müßte die Leidenschaftlichkeit des Verletzten, auch da, wo wirklich die Eltern die schließlich Leidtragenden sind, aus der Sphäre der Richterschaft ausgeschlossen bleiben. Wenn man nun zur Zeugenvernehmung schreitet, so ist es sehr angebracht, die Kinder auf die Wichtigkeit ihrer Aussage direkt hinzuweisen. Natürlich nicht so, als ob leichtfertiges Umgehen mit der Wahrheit, also Flunkern, überhaupt erlaubt und ziemlich harmlos wäre, sondern unter Betonung des Umstandes, daß jetzt auf die wahrheitsgetreue Beantwortung der Fragen das größte Gewicht gelegt werden müsse, weil das Interesse aller in Frage komme, nicht unschuldig unter einem fremden Verdacht zu leiden. Neben dieser rein praktischen Belehrung wird eine große Anzahl von Eltern geneigt sein, noch weiter zu gehen und die Heiligkeit der Wahrheit überhaupt zu betonen, genau so, wie der Staat sich nach Hilfe bei der religiösen Organisation umsieht, um die Warnung vor falschem Zeugnis noch mit der Androhung von jenseitigen Strafen zu verschärfen. So wenig es nun auch billig wäre, dem Religiösen die Ableistung eines religiös gefärbten Eides zu versagen, und so sehr daran festzuhalten ist, daß der Staat vor allen Dingen für die Gesamtheit seiner Bürger eine rein staatliche Eidesformel, neben jener, besitzen müsse, so wenig dürfte auch christlichen Eltern das Recht verschränkt werden, ihre Kinder durch den Hinweis auf den wahrhaftigen Gott, den Feind des Vaters der Lüge, durch ausdrückliche Beziehung auf seine Allwissenheit, die in die dunkelsten Winkel des menschlichen Herzens hineinleuchte, zur lauteren Wahrhaftigkeit anzuspornen. Das ist Sache der religiösen Eltern selbst. Aber unentbehrlich scheint diese starke religiöse Betonung der Wahrhaftigkeit als einer zur theologischen Moral gehörigen Pflicht gegen Gott selbst nicht zu sein; nicht einmal ganz unbedenklich. Wir haben hier stets eine und dieselbe Erfahrung. Der Religiöse sieht sich gezwungen, jedem Vergehen des Einzelnen gegen die Grundsätze der menschheitsverbindenden Sittlichkeit einen doppelten Charakter beizulegen, den man der Kürze halber mit den Worten Sünde einerseits, Unrecht andererseits bezeichnen könnte. Die religiöse Moral kann nicht dabei stehen bleiben, ein Handeln einfach als Unrecht wider die Mitmenschen oder Verstoß gegen die Gesetze der Sittlichkeit zu verpönen, sie muß, ihrem Ursprung nach, darin auch noch ein religiöses Vergehen, eine Auflehnung gegen das ausdrückliche Gebot Gottes erblicken — und Viele sehen ja gerade darin den Vorzug der religiös begründeten Sittlichkeit, daß sie mit einem ganz anderen Ernst, mit heiligerem Zorn der menschlichen Schwachheit entgegentrete, als die lahme Nützlichkeitsmoral. Ob nun diese Cumulierung (Häufung) der sittlichen Verurteilung, die mit den schärfsten Mitteln des religiösen Empfindens das verstockte Herz des Sünders erschüttern soll, bei Erwachsenen eine heilsame Wirkung auszuüben im Stande ist, mag hier ununtersucht bleiben; dem Kinderherz gegenüber schießt sie wohl über das Ziel hinaus und zeitigt unerfreuliche Nebenwirkungen. Ohne auf die Selbstbekenntnisse starker religiöser Naturen zurückzugreifen, die vielfach bekennen, wie sie das harte Gesetz des eifrigen Gottes in ihrer Jugend fast zur völligen Verzweiflung an ihrer Seligkeit getrieben habe, sei nur bemerkt, daß gerade diese alles Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen zerschmetternde Reue in der contritio, der Zerknirschung des Sünders, der ganzen Theologie als die heilsamste Frucht des Gesetzes gilt, weil sie den Boden der menschlichen Seele aufreiße und empfänglich mache für die Gnadenbotschaft. Nun liegt ja gewiß Konsequenz darin — wie denn überhaupt das ganze kirchliche Lehrgebäude ein unerreichtes Muster von rücksichtsloser Konsequenz ist — daß der Religiöse sich mit seiner Heilsbotschaft nicht nur an die Reifen, Erwachsenen wendet, sondern auch an die unmündigen Kinder; er wird darum auch behaupten, daß alle Stufen des Heilweges auch schon vom Kinde könnten beschritten werden und daraus das Recht ableiten, auch Kindern schon

mit der ganzen herben Strenge des Gesetzes und der Lieblichkeit der Gnade entgegenzutreten. Aber so folgerichtig dieser Gedankengang auch ist, so wenig beachtet er doch das Grundgesetz alles Geschehens, das Gesetz der Entwickelung. Auch der sittliche Charakter will seine Geschichte haben und allmählich aus einfachen Formen zu komplizierteren Entwickelungsstadien aufsteigen. Daß Mannesspeise nicht Kinderspeise ist, soll nur auf religiösem Gebiet nicht gelten? Der ganze Schrecken des von Gott Verstoßenseins des Sünders soll schon auf das zarte Kindergemüt fallen, nur damit es die Seligkeit des durch Gnade vermittelten Wiederzu-Gott-Kommens schmecke? Nein, das Kind ist weder der Reue noch der Gnadenbeseligung im richtigen Maße fähig, weil es ihm überhaupt noch an Lebenserfahrung, d. h. der annähernd richtigen Bemessung und Bewertung alles Thuns und Handelns fehlt. So wird ihm die Bedrohung mit dem Worte Sünde entweder zur unerträglichen Marter, die den Gewissenskonflikt ins Maßlose verschärft, oder — der weitaus häufigere Fall — es wird dagegen abgestumpft, weil ja jedes Vergehen eine Sünde gegen Gott bedeutet und das religiöse Empfinden hat schließlich eine Abschwächung statt der Stärkung erfahren. Jene Erkenntnis, daß der Mensch infolge seiner natürlichen Schwachheit niemals zur völligen Harmonie seines Könnens und Sollens gelangen könne, liegt naturgemäß erst am Ende einer intensiven Lebenserfahrung, die auf einen unter fortwährendem Straucheln und Wiederaufrichten zurückgelegten Weg zurückblickt, aber nicht am Anfange der Laufbahn, die das jugendliche Herz noch, der schönsten Hoffnungen, vielleicht Illusionen, des gewaltigsten Selbstvertrauens in die eigene Kraft voll, vor sich liegen sieht. Ja noch mehr: jene kirchlich geforderte reuige Zerknirschung mag immerhin einen starken religiösen Wert besitzen, insofern sie durch das Bewußtsein der sittlichen Ohnmacht des Menschen die rückhaltlose Hingabe an die göttliche Allmacht erleichtert, aber sie ist nur von geringem pädagogischen Werte. Wohl kann Reue den Antrieb zum Besserwerden bilden, aber nur, wenn sie sich in den Grenzen des Reinmenschlichen hält, wenn sie den freudigen Optimismus, man werde bei der nächsten Gelegenheit stärkere sittliche Kraft entwickeln, gerade nicht zerstört — wie das die ausgesprochene Absicht der religiös empfohlenen Reue ist. Jenes hoffnungslose Zurückstarren auf die nun einmal verübte That, die durch keine menschliche oder göttliche Macht ungeschehen gemacht werden kann, das selbstquälerische Zergliedern der eigenen Aktion und ihrer Motive führt allzu leicht zum Zweifel am eigenen Können, zur Lähmung der sittlichen Energie, die sich dann gern in den weiten Mantel der allgemeinen menschlichen Ohnmacht und Sündhaftigkeit zu hüllen weiß. Aus diesen Gründen dürfte die Belastung der Unwahrhaftigkeit noch mit dem Charakter einer schweren Sünde gegen das achte Gebot, die durch keine Reue wieder gut gemacht werden könne, eine ziemlich zweischneidige Waffe in dem Kampf gegen die Lüge bilden. Der Hinweis ferner auf das Auge, das auch das Verborgenste sieht, auf die Allwissenheit der göttlichen Macht, mag wohl am Anfange sittlicher Entwickelung nicht ohne pädagogischen Wert sein — wie das Märchen „Gott überall" in sinniger Form verdeutlicht; aber kommt schon das Märchen mit der Veranschaulichung dieser Allgegenwart nicht anders zurecht, als indem es den Blitz und einen schwarzen Mann mit feurigen Augen als Hilfskräfte heranzieht, so ist es klar, daß die lebendige Vorstellung von der Allgegenwart Gottes in demselben Maße verblassen muß, als das heranwachsende Kind keinerlei Anzeichen von der göttlichen Mitwisserschaft entdeckt. Bleibt aber die äußere Strafe für eine unentdeckte Freveltat aus — wie sie es thatsächlich doch häufig genug thut — und muß der Religiöse, um diesen Mangel zu maskieren, die innere Gewissensangst des Sünders als die einzige unfehlbar eintreffende Strafe gelten lassen, so ist nicht einzusehen, warum man nicht lieber gleich rein auf ethischem Boden bleibt und, ohne das Kind mit einem mystischen Auge, das durch alle Verhüllungen direkt in's Herz sieht, zu ängstigen, einfach die Thatsache zugiebt, daß ein Unrecht einmal unentdeckt bleiben könne, und nur die psychologisch richtige Bemerkung daran knüpft: „Auch in diesem Falle wird dir, dem Uebelthäter, nicht wohl werden bei deiner verborgenen Schuld." Nur aufrichtiges Bekenntnis und darauf folgende Strafe oder Verzeihung haben die Kraft, die nagende Qual des bösen Gewissens zu lindern.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Salon und Zwischendeck. Vor einigen Tagen war in den Zeitungen viel die Rede von dem neuen Dampfer des „Norddeutschen Lloyd", „Kaiser Wilhelm der Große", und man wußte nicht genug zu erzählen von seiner Größe und der alles Dagewesene übertreffenden Pracht seiner äußeren wie inneren Einrichtung. Der Zufall wollte es, daß mir nach der Lektüre einer solchen Schilderung in dem unten besprochenen Buche von Wilhelm Münch „Anmerkungen zum Text des Lebens" nachfolgende Stelle auffiel: „Mit Ausdrücken der ungemessensten Bewunderung erzählt man von der Einrichtung moderner großer Auswandererschiffe. Alles was Prächtiges und Ueppiges ersonnen werden kann, ist da zu finden; von Marmor, Gold und Krystall, von Samt und Seide erglänzen die Räume; edle Kunstwerke fehlen nicht, und notürlich noch viel weniger alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten, welche die heutige Technik zu liefern vermag; von dem, was der Gaumen Köstliches begehren kann, wird nichts vermißt. So freundlich umfängt die Kultur eines glücklichen Jahrhunderts die Menschenkinder, um ihnen über die kleinen Unbequemlichkeiten einer Seereise durch holde Sinnenerquickung hinwegzuhelfen. Freilich nicht alle! Nur diejenigen, welche den Preis der ersten Klasse zu zahlen vermögen oder doch wenigstens der zweiten! Was die übrigen betrifft, so ist es natürlich und nun einmal nicht zu ändern, daß dieselben — auch auf den unvergleichlichen Prunkfahrzeugen der neuesten Entwicklungsstufe — ganz wie ehedem transportiert werden, zusammengepfercht, fast erstickend in schlechter Luft, endlosem Unbehagen und hundert peinlichen Entbehrungen und Verübungen preisgegeben. Das sind aber eben nur die Passagiere der dritten Klasse! Es könnte freilich jemandem in den Sinn kommen, daß Mensch und Mensch nicht so grundverschieden behandelt werden dürften; daß nicht an den Einen ohne Notwendigkeit verschwendet werden solle, was vielen Anderen so herb vorenthalten werde; daß das gemeinsame Fahrzeug ein wenig die menschliche Gesellschaft abbilden solle; daß trotz etlicher Revolutionen und reichlichen Freisinns noch sehr häßliche Züge die Gesellschaft durchziehen. Das alles könnte jemandem in den Sinn kommen bei der Besichtigung jenes Stolzes seiner Verfertiger und Besitzer, des schönen neuen Auswandererschiffes."

Fabelferien. Eine optische Fabrik in Schöneberg bei Berlin, welche 300 Arbeiter beschäftigt, hat, wie wir der „Soz. Praxis" entnehmen, die Einrichtung getroffen, daß eine Woche im Jahr der gesamte Betrieb ruht. Während dieser Zeit werden den Arbeitern die Löhne voll ausbezahlt. Ein sehr erfreuliches Vorbild sozial-ethischer Bethätigung, das hoffentlich viel Nacheiferung findet. K.

Bücherschau.

Anmerkungen zum Text des Lebens. Von Wilhelm Münch. Berlin, R. Gaertner's Verlag.

Wenn man begründete Veranlassung hat, das Leben mit einem Buche zu vergleichen, so gilt dasselbe auch dasselbe, wie von jedem wertvollen Buche: viele, wenn nicht die meisten Menschen, gelangen nicht über das Buchstabieren hinaus, sie reihen mühselig Wort an Wort und Satz an Satz, ohne deren Inhalt zu ahnen, manche auch, die weiter vorgeschritten sind, lesen zu flüchtig über das Ganze hin, so daß sie nicht mehr als die an der Oberfläche liegenden Ergebnisse auflesen können, und nur wenige suchen auch in der Tiefe nachzugraben, um den geheimsten Sinn des Gelesenen ans Licht zu ziehen. Aus solcher den tieferen Zusammenhängen der Lebenserscheinungen gern nachspürenden Sinnesart ist die vorliegende Schrift entsprungen. Der bescheidene Titel „Anmerkungen" zum Text des Lebens soll darauf hindeuten, daß dieser Text in seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit nicht vollständig, auch nicht systematisch, sondern nur da und dort commentiert wird, wo gerade eine interessante Stelle zum ruhigen Verweilen und Nachsinnen einlädt.

Es giebt eine nicht geringe Anzahl von Schriften, die in ähnlicher Weise eine Reihe von Aphorismen aneinandergereiht haben, oder es giebt wohl nur sehr wenige, die bei aller reichen Mannigfaltigkeit so viel innere Einheit und bei aller Ungezwungenheit des Tones soviel sittlichen Ernst aufweisen. Der Verfasser — von dem nebenbei bemerkt sein mag, daß er, bisher als Provinzialschulrat in Koblenz thätig, vor kurzem als Professor der Pädagogik an die Berliner

Universität berufen wurde — gehört nicht zu denen, welchen es auf möglichst parabare Zuspitzung des Gesagten ankommt, die sich bemühen, nicht auf den Gedanken selbst, sondern auf die eigene Geschicklichkeit bei der Formung desselben die Aufmerksamkeit des Lesers hinzulenken: ihm ist es um die Sache selbst zu thun, die ihm, wie man unschwer bemerkt, immer ein Stück seines eigenen Selbst bedeutet. Und es ist ein reiches inneres Erleben, auf welches diese kurzen, prägnanten, sprachlich überaus fein geschliffenen Betrachtungen hindeuten, die bald an unscheinbare Naturvorgänge symbolisierend anknüpfen, bald direkt sich dem lauten Markt des Menschenlebens zawenden. Ein einheitlicher warmer Grundton edler Teilnahme an allem menschlich Wertvollen und Guten durchzieht die ganze Schrift; aber auch andere, schärfere Töne, die des Spottes und der Ironie, stehen dem Verfasser zu Gebote und sie wendet er namentlich an, um für die einfache, schlichte Naturwahrheit einzutreten und gegen die Erscheinungen der Unnatur in unserem modernen Leben sich zu wehren, namentlich gegen das Hohle des gesellschaftlichen Treibens, wodurch die einfachen menschlichen und insbesondere sittlichen Wertunterschiede allmählich bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden sind. Wohl nicht zufällig knüpfen dabei viele Betrachtungen an Erscheinungen des Hochgebirges der Alpenwelt an, wo der Geist Jean Jaques' den Empfänglichen ergreifen muß. Einige kürzere Aphorismen mögen hier mitgeteilt werden:

Umgebende Luft. Sie duften nicht, Flieder und Maiblumen und Jasmin, obwohl sie in einer Fülle von Blüten den Garten zieren, sie duften nicht, wenn statt des echten Aromen wohliger Wärme winterliche Kühle sie umfängt. Es geht ihnen nicht anders als jenen reichen Menschenherzen, die auch der mild umgebenden Luft dedüesen, um das auszustrahlen, was Eigenes und Köstliches in ihnen ruht.

Mancherlei Intimität. Zwischen Menschen der höheren Gesellschaftskreise entspinnt sich oft, nachdem die stammenden Thore der ersten Ceremonien passirt sind, rasch eine große Intimität; man findet sich gegenseitig reizend und bezeugt das durch viel Süßigkeit der Mienen und auch wohl den Austausch der wärmsten Handedrücke. Diese rasche Vertraulichkeit erinnert – da doch einmal die Gegensätze im Leben sich berühren — sehr an die rasch erreichte Cordialität der Kuoten. Sie könnte auch noch an etwas Anderes erinnern, wenn aber doch in Wirklichkeit die beiden Arten des überstürzten Anschlusses himmelweit abliegen: nämlich das leichte und sinst unmittelbare innere Sichverstehen der Menschen von daher Sinnesart, die unter sich gewissermaßen eine unsichtbare Kirche bilden und zur gegenseitigen Erkennung eines eigenen Zeichens, wie etwa der besondere Händedruck der Freimaurer ist, nicht bedürfen.

Haltbare Liebe. Die meisten tragen die Vaterlandsliebe, wie ihren Rock — aus feinem, gutem Stoffe, aber haltbar erst dadurch, daß er mit einem ordinären Gewebe gefüttert ist, nämlich mit dem Hasse aber der Geringschätzung gegen die Fremde.

Kurzer Flug. Nur wenige Vögel giebt es, die niemals fliegen und nur wenige Menschennaturen sind so durchaus spießbürgerlich, daß sie nicht auch einmal den Flug höherer Empfindungen — der Liebe, der Begeisterung — kennen lernten. Aber bei manchen geht dieser Flug nur wie bei den Hühnern oder Gänsen über den nächsten Zaun oder in mäßiger Höhe über die Erde hin, worauf sie alsbald wieder auf dem gemeinen Erdboden aufkommen und herumtreten oder watscheln, wie es ihrer Natur entspricht.

Deutung. Darum ist uns die Rose die reizvollste unter den Blumen, weil sie bei zarter Außenfärbung in immer neuen Tiefen immer dunklere Glut birgt, oder ahnen läßt, und damit zum Bilde der schönsten menschlichen Seelen wird. —

Diese wenigen Zeilen mögen genügen, um einige Anhaltspunkte zur Beurteilung des Ganzen zu geben und zur eingehenden Lektüre zu veranlassen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne dem Verfasser für die Fülle von Anregungen und Belehrung herzlich dankbar zu sein. K

Das Buch Jesus. Zwei Ur-Evangelien, neu nachgewiesen, neu übersetzt, geordnet und aus den Kulturen erklärt von Wolfgang Kirchbach. (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.)

Wie in der Besprechung von Kirchbach's Buche „Was lehrte Jesus" in Nr. 35 dieser Zeitschrift bereits angekündigt werden konnte, ist jenen ersten Darlegungen jetzt das vorliegende Buch gefolgt. Auf Grund des in dem ersteren Buch veröffentlichten Nachweises der reineren Zusammenhänge in dem Texte der Evangelien, sowie auf Grund der in demselben gegebenen, von historisch-kritischer und philosophischer Betrachtung gestalteten und bestätigten genaueren Uebersetzungen und Worterklärungen ist in diesem zweiten Buche der Versuch gewagt, ein „Buch Jesus" zusammenzustellen, d. h. die Gesamtheit derjenigen Lehren und Aussprüche Jesu sachlich geordnet zusammenzufassen, welche nach logischen und stylistischen Gesichtspunkten mit hoher innerer Wahrscheinlichkeit als echt und ursprünglich angenommen werden dürfen.

Der Unterzeichnete möchte es vermeiden, in dieser Zeitschrift gar zu ausschließlich als der Referent in Sachen der „Kirchbach'schen Bewegung" aufzutreten. Es ist wünschenswert, daß baldigst auch andere Urteile darüber hier zum Ausdrucke kommen, sollten es auch ganz scharf ablehnende sein. Die Gesundheit dieser Entwicklung kann dabei nur gewinnen.

Das zweite Buch fordert die Kritik auch noch mehr heraus, als das erste; denn die Meinungen über die Auswahl, die Wortfassung und die Folgeordnung desjenigen, was nun wirklich als ursprüngliche und charakteristische Jesuslehre anzuerkennen sein soll, werden sehr verschieden sein. Wolfgang Kirchbach ist gewiß selbst weit entfernt von der Meinung, hier schon etwas völlig Abschließendes gegeben zu haben.

Von meinem eigenen Eindrucke will ich nur Folgendes sagen: Man darf das „Buch Jesus" keinesfalls endgültig beurteilen nach der Wirkung, welche der Text zusammen mit den Erläuterungen Kirchbach's hervorbringt, wenn man das Ganze ohne längere Unterbrechungen im Zusammenhange auf einmal liest. Nicht als Lesebuch, sondern als Erbauungs- und Erquickungsbuch muß diese „gereinigte" Jesuslehre in die Seele aufgenommen werden. Kommt man nämlich später nach der summarischen Kenntnisnahme auf einzelne Stellen oder Abschnitte zurück, dann erst entfaltet die reine Größe dieser der Sprache unserer Gedankenwelt näher gebrachten und doch ihrer Zeit- und Lokalfarbe nicht beraubten Jesusworte, zusammen mit der diskreten und feinsinnigen Auslegung Kirchbach's ihre Wirkung ohne Gleichen.

Man wird eben „selig stille", einiger mit sich und andern. Und der verstimmende Eindruck der häufigen „Wiederholung", die eben einer vergangenen Lehr- und Vortrags-Weise musischer Art und der alten mündlichen, rhapsodischen Verbreitungsweise solcher hohen Worte und Lehren angehört, wird dann schnell überwunden sein.

Eines noch bin ich verpflichtet, zur Verteidigung des Verfassers und des Verlegers gegen Mißdeutung hier ausdrücklich mitzuteilen. Mehrere tausend Exemplare von dem „Buch Jesus" waren in der Eile des Druck-Betriebes bereits in die Welt hinausgegangen, bevor Verfasser und Verleger wahrnahmen, daß die Ausstattung und die buchhändlerische Verwertung des Umschlages sehr ernste ethische und ästhetische Bedenken nicht blos erwecken konnte, sondern bei vielen von uns erwecken mußte. Das Kreuzes-Symbol auf der vorderen Seite des Umschlages widerspricht gerade Kirchbach's Grundanschauung, welche von dem abergläubischen Symbolismus des dogmatischen Christentums so himmelweit entfernt ist. Die symbolisierenden Umschlags-Ornamente schienen also, zusammengehalten mit dem kühnen Freiheitssinn tief sittlichen und wahrhaftigen Denkens, welcher das Buch durchweht, zu Gunsten einer gewissen sensationellen Wirkung eine schmerzliche Lüge zu enthalten. Ebenso erschien es bei näherer Erwägung unzulässig, auf den inneren Umschlagsseiten buchhändlerische Empfehlungen stehen zu lassen. Das „Buch Jesus" mußte daran ganz frei bleiben. Verfasser und Verleger haben sofort dafür gesorgt, daß alle nach seiner hinausgehenden Exemplare auch in dieser Hinsicht einwurfsfrei sind. Prof. Wilhelm Foerster.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henkell. II. Jahrgang. Heft 13—16. Verlag von Karl Henkell & Co., Zürich und Leipzig. —

Unter dem Sammelnamen „Sonnenblumen" veröffentlicht Karl Henkell seit anderthalb Jahren eine Blütenlese aus der lyrischen Poesie aller Völker. 24 Nummern bringt jedes Jahr, und jedes Heft ist einem Dichter allein gewidmet. Auf seinem Kartonpapier ist da mit zarten Lettern eine bescheidene Auswahl aus den Gedichten eines Autors gedruckt; sein Bild, sein Namenzug und eine charakteristische Vignette zieren außerdem jedes der überaus geschmackvollen Heftchen. Schon die Betrachtung solch einer Sonnenblume ist ein Genuß. Er wird jedoch noch vervollkommnet durch die Lektüre der treffenden Auswahl aus der Lyrik der einzelnen Autoren, der sich öfters noch kurze Prosa-Auszüge anreihen. Den Schluß bilden stets wenige biographische und ästhetische Bemerkungen über den Dichter. Die uns dies Mal vorliegenden Hefte sind Jaroslav Vrchlicky, dem großen tschechischen Dichter, Leopold Jacoby, Giacomo Leopardi und dem Romantiker Novalis gewidmet. Wer sich für den billigsten Preis (jedes Heft kostet einzeln 10 Pf., der ganze Jahrgang nur 2,25 Mk.) eine in geschmackvollstes Gewand gekleidete Auswahl aus den Meisterschöpfungen der Lyrik aller Nationen anschaffen will, dem seien Henkells „Sonnenblumen" aufs Wärmste empfohlen. E. H.

Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich 1897. Von Gustav Maier. Bern, Steiger's Verlag.

Möge niemand versäumen, sich durch die Lektüre dieses zusammenfassenden und lichtvollen Berichts ein Bild von der geistigen und moralischen Bedeutung des obengenannten Kongresses zu machen. Die Verhandlungen bieten nicht nur für den Sozialpolitiker viel Anregung, Herr Maier hat mit besonderer Sorgfalt die interessante Generaldebatte über die Frauenfrage ausgearbeitet, die sich an den Antrag auf Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen anschloß. Auch die Debatte über den Achtstundentag ist fesselnd wiedergegeben. In einem Nachwort bringt der Verfasser des Berichtes den Gang und die Ergebnisse der Verhandlungen vom kulturellen Gesichtspunkte aus. r.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kraaenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87

Digitized by Google

Marie Ebner-Eschenbach.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Brouillon, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 6 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert dieses nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbarer Leser und Leserinnen finden."

Die Diakonissin.
Probebild aus: „Die Berlinerin".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann werktäglich 6 bis 10 Uhr abends, Sonntags 10 bis ½1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 4000 Bände.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

Gesammelte Schriften

von

Philipp Kniest.

Erster bis vierter Band.

Von der Wasserkante.

Bilder aus dem Seeleben.

Vierte Auflage.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" I. Band).

Ein Band gr. 8° 18 Bogen gediegenster Ausstattung.

Inhalt: Die Husheersche. — Sjoukelina's Jugend. — Die alte Brig. — Nach dem Eismeer. — Der Missionsschuner. — Der verrückte Kapitän. — Abgetakelt und gesloppt. — Pedro Garcia. — Die Nixe. — Aus dem alten Hause. — Jungfrau Dykstra. — Windstille.

Wind und Wellen.

Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" II. Band).

Ein Band gr. 8° 16 Bogen schönster Ausstattung.

Inhalt: Die „Hoffnung". — Der Damen-Kapitän. — Noch einmal nach See. — Der alte Buchhalter. — Lüder Rohrpenn's erste Reise.

Kaufleute und Schiffer.

Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" III. Band).

Ein Band gr. 8° 14 Bogen schönster Ausstattung.

Inhalt: Adam Jensen. Kaufmännische Erzählung. — Lübische Schläge. Eine wahre Geschichte. — Jan Ballast. Erzählung.

An Bord und Strand.

Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" IV. Band und „Kaufleute und Schiffer" II. Band).

Ein Band gr. 8° 13 Bogen schönster Ausstattung.

Inhalt: Konsul Franzen. Erzählung. — Kritische Tage. Erzählung. — Papa Olivari. Ein Bild von der Wasserkante. — Ein altmodischer Kaufmann.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich und führt daneben seinen besonderen Titel.

Preis pro Band broschiert M. 2.—, eleg. gebd. M. 3.—.

Die Veranstaltung einer Gesamt-Ausgabe — der fünfte Band wird im Frühling nächsten Jahres folgen und weitere werden sich ihm anschließen, — die schöne Ausstattung, der überaus billige Preis werden sicherlich dazu beitragen, die ohnehin so gern gelesenen Bücher dieses wahrhaft edlen Volksschriftstellers in immer weitere Kreise zu tragen. Verdient es irgend einer unserer Erzähler, populär zu werden, so Philipp Kniest. Das mögen die folgenden Urteile der Presse beweisen:

„Kniest's Bücher sind Gesundbrunnen, die uns den überreizten Kopf, das wildpochende Herz, die krankhaft von Sensations-Romane und unnatürlichen Novellen erregten Nerven wieder gesund machen können mit ihrem schlichten und doch so tiefen Ernst, mit ihrem einfachen aber urwüchsigen und erfrischenden Humor."

Neue Preußische (Kreuz)-Zeitung.

„Wir haben lange nichts mehr gelesen, was uns so aufrichtig angesprochen, was uns so warm ums Herz werden ließ, als diese durch und durch gesunden Bücher mit ihrer gemütsinnigen, echt volkstümlichen Sprache."

Illustrierte Zeitung.

„Wahrer, liebenswürdiger, anheimelnder, herzerquickender ist sicher seit langer Zeit nichts geschrieben worden, als diese vortrefflichen Darstellungen."

Weser-Zeitung.

„. . . So müssen diese markigen Geschichten Jeden unendlich anheimeln . . . Hier erschließt sich eine neue Welt voll packender Eindrücke, ergreifender Situationen und echten, tüchtigen, herzgewinnenden Menschentums."

Ueber Land und Meer.

„Eine Lektüre, aus der der **Gebildete** und der **Ungebildete gleichen** Gewinn und **gleiche** Anregung schöpft. Bücher, die **allen** Volksbibliotheken zur Anschaffung empfohlen sein mögen."

Velhagen & Klasings Monatshefte.

„Diese Geschichten gehören zu dem **Besten, was die Novellistik leisten kann** . . . Sie sind so recht eigentlich eine geeignete Nahrung für den **besten Kern des Volkes** und darum werden sie sich erhalten, sollten sie auch langsamer Boden gewinnen."

Hamb. Correspondent.

„Die Erzählungen lesen sich wie Selbsterlebtes, aus der Fülle der Anschauungen heraus Gestaltetes. Es ist Alles **gesund** daran: die Weltanschauung, die Erfindung, der tiefe Ernst und der neckische Humor, während die Form mit **wahrer Meisterschaft** gehandhabt ist. Als Familien- und Volkslektüre der weitesten Verbreitung würdig . . ."

Deutsche Rundschau.

„In Wochen schmerzensvoller Krankheit hat mir dies Buch viel Erquickung geschaffen. Diese Bemerkung allein ist, wie mir scheint, innerhalb einer seufzenden sonnenarmen Menschheit, eine kräftige Empfehlung. **Um die Menschheit hat sich verdient gemacht, wer solche erquickliche Bücher schreibt."** C. Juncke im **Bremer Kirchenblatt.**

Durch jede Buchhandlung sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2209.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung“. Annoncen-Bureaux und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 23. Oktober 1897. | Nr. 43.

☞ **An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur“ richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Ausfindung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur“ interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 40 beilegen lassen. Porto-Ausgaben werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.**

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur“ erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt“ hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung“ (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Oktober 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Soeben erschienen! Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Byron, der Uebermensch,

sein Leben und sein Dichten.

Von

Carl Bleibtreu.

Ein Band. Groß Oktav. Feine Ausstattung. 4 Mk. Geb. 5 Mk.

Der bekannte Verfasser bietet hier eine neue Art literarhistorischer Kunstübung, er einen großen Dichter weniger aus seinem Milieu, als seinem Charakter heraus zu erklären versucht. Zugleich wird hier die Klopstocksche Phrase vom „Uebermenschen“ auf ihre reale Möglichkeit untersucht und dargethan, daß ein wahrer Uebermensch wie Byron stets zugleich moralische Größe in sich darstelle. Zumal Byrons heldenhafter und im höchsten Sinne sittlicher Charakter wird gegen thörichte Verleumdungen vertheidigt, als auch seine dem unterschätzte Dichtergröße in ihrem wahren Werte beleuchtet. Gerade jetzt, wo die orientalische Frage sich aufrollt und das philhellenische Parteinehmen zu Gunsten der Türkei darin eingreift, dürfte diese erste abschließende Byronstudie allgemeines Interesse erregen.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Volks-Maifahrten.

(Eine Geschichte in Versen.)

Mit 100 Bildern

von

Alfred Hassen.

Ein Band. 6½ Bog. Mini-Format. Reich illustr. ausgestattet.

Geh. Mk. 2.—. Eleg. geb. Mk. 3.—

Verlag für ethische Kultur Berlin W 10.

Sünde

und

Erlösung.

von **Dr. R. Penzig.**

Groß Oktav. 32 Seiten. Preis 50 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage ist **soeben** erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Karl Emil Franzos,

Aus der großen Ebene.

Neue Kulturbilder aus Halb-Asien.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Inhalt: Der deutsche Teufel. — Volks- und Schwurgerichte im Osten. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Nathan der Blaubart. — Der Gahlen von Barnow. — Der Fehlermacher. — Ein Zündhölzchen. — Der Geistertötee. — Namensstudien. — Im „Cheder“. — Wunderkinder des Ghetto. — Abraham Geiger. — Eine Unglückliche. — Lateinische Mädchen. — Frauenleben in Halb-Asien.

Zwei Bände. Groß-Oktav-Format. 36 Bogen elegantester Ausstattung. Broschiert M. 6.—. Höchst elegant in einem Band gebd. M. 7.—.

Die Bilder „Aus der großen Ebene“, die wie hiermit in zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage vorlegen, haben sich längst, gleich ihren Vorgängern „Aus Halb-Asien“ und „Vom Don zur Donau“, ihren Ruf als ein Werk von bleibendem kulturgeschichtlichen und künstlerischen Werte erkämpft. Mehrere Arbeiten dieses Buches gehören zu dem besten, was Franzos auf dem Gebiete des novellistischen Kulturbilds geschaffen hat. „Alles ist zu echt künstlerischem Leben erhoben; auch deutsche Frauen sollten sich den Genuß dieser überaus fesselnden Lektüre nicht entgehen lassen.“ (Westermanns Monatshefte“.)

Nicht anders ist es in unseren Tagen mit der Entwicklung des Nationalgefühls gegangen, seitdem mit der Wiederherstellung des Kaiserreiches auch der deutsche Nationalstaat begründet und consolidiert worden ist. Das reine Nationalbewußtsein lebt heute nur in Wenigen. Ehedem war Beides, politisches Freiheits- und Nationalgefühl, unzertrennlich verbunden, jedes forderte zur Ergänzung das Andere, so wie es beispielsweise Ludwig Pfau, einer der besten Vorkämpfer jener Zeit, einmal in seinen Dichtungen ausdrückte, wenn er, zu den nationalen Genossen gewendet, klagte:

Und was uns fehlt zum Gedeihn,
Ich denk, das muß die Freiheit sein.

und wiederum den Freiheitsgenossen zurief:

Der hat die Freiheit nie gekannt,
Der sie nicht sucht im Vaterland!

Heute dagegen beobachtet man das seltsame Schauspiel, daß vorzugsweise diejenigen mit dem Worte „national" sich brüsten, welche die Freiheit unterdrücken wollen. Aber was schlimmer ist als dies, das Nationalgefühl selbst ist in der schlimmsten Weise entartet: aus dem Hochgefühl, das die Zugehörigkeit zu einer großen Kulturnation wohl erwecken darf, ist der nationale Hochmut geworden, der andere Völker herabsetzt, um das eigene zu erheben; der nationalen Begeisterung ist der nationale Fanatismus nachgefolgt, der wie aller Fanatismus negatio ist und wirkt, dessen Kennzeichen der Haß ist: in diesem Falle der Haß sowohl nach außen als nach innen, gegen andere Völker wie gegen andere Volksgenossen, denen man die nationale Zugehörigkeit abspricht. Auch die Nationalitätsidee hat ihr Jacobinertum — es bildet das hauptsächliche gemeinschaftliche Ingrediens in dem Vorstellungsgemengsel der verschiedenen antisemitischen und ihnen verwandten Richtungen — ihr Jacobinertum in den mannigfaltigsten Schattierungen, von Robespierre bis hinab zu Marat, von weniger abstoßenden bis hinab zu den für jedermann widerwärtigen Erscheinungen. Dieses nationale Jacobinertum steht auf gleicher Basis mit dem analogen der französischen Revolution, ja auch mit dem Pfaffentum innerhalb der Kirchen: es ist nicht zusammenfassend, sondern ausschließend, es späht umher, welchen Volksgenossen, ganzen Ständen, Konfessionen, Bevölkerungsgruppen sich der Makel des Antinationalen denunziatorisch anheften lasse, es läßt nur die Teilnehmer seines Hasses gelten, zieht so den Kreis immer enger und enger, bis schließlich, wie wir es jetzt bereits auf deutschem Boden, genau so wie bei den Jacobinern der Freiheitsidee, anfangen können zu beobachten, die verschiedenen mehr oder weniger fanatischen Arten des Pfaffentums hassend sich selbst vernichten. Was hat die religiöse Inbrunst eines wahrhaft Frommen, der auf seinen Knieen ein Reich sucht, das nicht von dieser Welt ist, noch gemein mit dem pfäffischen Wesen, das sich hinter der religiösen Maske verbirgt; was die Freiheitsbegeisterung der Barnave, Lafayette, Condorcet ꝛc. mit dem Fanatismus der Jacobinerhorden, die unter dem Rufe vive la liberté! die armen Opfer der Guillotine verhöhnten; und was die wahre Nationalitätsidee und das echte Nationalgefühl mit dem „nationalen Empfinden" jener, welche unaufhörlich den Haß nach außen und innen schüren, welche beständig die Menge lärmend darauf hinzuweisen suchen, da und dort könne man Antinationale erblicken und sie müßten gekreuzigt werden?

Und neben diese ernsteren und gefährlichen Entartungen der Nationalitätsidee stellen sich die carrikaturartigen, welche mehr die Satire herausfordern. Sie haben ihr Charakteristikum in der nationalen Phrase, mit welcher man bald bloß sinnlos hantiert, bald bestimmten politischen Absichten zu Hülfe zu kommen sucht. Da spricht man vom „nationalen Sinne" und meint damit das eifrige Befürworten und Bewilligen recht vieler Panzerschiffe, von der „Bethätigung nationaler Gesinnung" und meint damit das Hurrahrufen und Flaggenhissen bei der Durchfahrt des regierenden Fürsten oder seiner Verwandten, von der „Unterordnung unter nationale Gesichtspunkte" und versteht darunter die blinde Unterordnung unter die väterliche Fürsorge der jeweiligen Regierung. Es ist nicht möglich, alle diese mannigfaltigen Karrikaturen auch nur halbwegs vollständig zu bezeichnen. Wenn man sie übersieht, so möchte man fast meinen, ein neckischer Kobold Insse wie der Knabe Lenker im Faust auf den Köpfen das nationale Flämmchen mit der verschiedenartigsten Leuchtkraft, von der stärksten bis zur schwächsten, umhertanzen:

Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angespritzt,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An jenem hält sich's, dem entschlüpft's,
Gar selten aber flammt's empor
Und leuchtet rasch im kurzen Flor,
Doch meistens, eh' man's noch gekannt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.

Man kann es wohl verstehen, wenn solchen Entartungen der Nationalitätsidee gegenüber viele der Besten, und grade unter den Vorkämpfern menschlicher Freiheit und Gesittung, sich ganz von ihr abwenden zu müssen glauben. Aber sollte das auch wohl die berechtigte Stellungnahme des ethisch Denkenden sein, der die Gesamtheit menschlichen Fortschrittes im Auge hat? Darüber mögen in einem Schlußartikel noch einige Ausführungen gestattet sein.

Moralische Energie.

Von Professor Wilhelm Foerster. (Berlin.)

II.

Laut Mitteilung der Redaktion haben mehrere Leser den Wunsch ausgesprochen, daß ich meinem ersten Aufsatze über moralische Energie (in Nr. 41) einige nähere Ausführungen und Erläuterungen folgen lassen möge.

Leider ist diese Aufforderung anonym erfolgt, sodaß ich noch nicht im Stande war, mich mit diesen Lesern in Verbindung zu setzen und nähere Auskunft darüber zu erlangen, in welchen Punkten hauptsächlich Erläuterungen und Vervollständigungen meiner allerdings sehr knappen Darlegungen gewünscht werden. *)

Ich habe schon im Eingange meines vorerwähnten Artikels angedeutet, daß ich für die Gedanken, die ich in meiner Weise zu gestalten versucht habe, keine Priorität beanspruche. Es lag mir nur daran, gewisse, zwischen den mechanischen Vorgängen in der Natur und den Vorgängen des menschlichen Seelenlebens obwaltende, schon früh, z. B. von Aristoteles, geahnte und jetzt immer deutlicher von der naturwissenschaftlichen Erkenntnis an's Licht gebrachte, Beziehungen fruchtbar machen zu helfen für die Klärung einiger Grundfragen des moralischen Empfindens und Handelns.

*) Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit im Interesse der Befriedigung und der so wünschenswerten Ausbreitung des Leserkreises der Wochenschrift den Wunsch aussprechen, daß unsere Leser sich noch viel öfter entweder an die einzelnen Mitarbeiter oder an die Redaktion mit Urteilen und Ratschlägen wenden möchten, aber nicht anonym. Ich weiß sehr wohl, daß Viele in solchen Fällen die Anonymität lediglich aus Bescheidenheit vorziehen, aber dieser Gesichtspunkt sollte nicht entscheiden; denn die Anonymität erschwert die Verständigung und kostet dem kritisierten Verfasser, indem sie ihn überwiegend drückt, viel mehr Kraft und Zeit als die lebhafteste Correspondenz, welche zu einer Art von Klärung führt. (Die Redaktion schließt sich diesen Wünschen ganz an.)

Ich möchte bei diesem Anlaß auch bemerken, daß es ein tiefes Bedürfnis der Schriftsteller ist, unter Umständen auch direkte und vertrauliche Zustimmungs-Aeußerungen, gerade auch von Seiten ganz schlichter Leser, aber womöglich nicht anonym, zu empfangen. In solchen Urteilen, mögen sie auch mit Kritik gemischt sein, liegt keinerlei Ueberhebung selbst des schlichtesten Lesers, sondern nur eine Gegengabe, die durch nichts anderes ersetzt werden kann und der Seele des Schriftstellers wohlthuender und heilsamer ist, als die größten Anerkennungen von Seiten der sogenannten Welt.

Versuche dieser Art sind schon um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert, z. B. bei Leibniz, dann aber allgemeiner in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgetaucht. Die Oberflächlichkeit und Verwegenheit, mit der sie in dieser Zeit, u. A. von La Mettrie, vertreten wurden, brachte jedoch bald eine so entschiedene Gegenwirkung gegen die ganze Betrachtungsweise hervor, daß erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch besonders große Erfolge der naturwissenschaftlichen Arbeit die Kulturwelt jenen Fragen wieder ernstlich zugewendet werden konnte. Und auch jetzt wieder hat der Radikalismus, mit welchem die Erschließung neuer Zusammenhänge innerhalb unseres Weltbildes zuerst verkündet zu werden pflegt, in den weitesten Kreisen andauernde Abneigung gegen die Annahme von Zusammenhängen des Denkens mit den Gesetzen des Energie-Haushaltes der großen Natur zu Wege gebracht.

In der Erwartung, daß mir von den erwähnten Lesern unserer Zeitschrift die oben erbetenen Andeutungen zugehen werden, will ich mich heut auf die Erörterung zweier Beispiele beschränken, welche mir in letzter Zeit als geeignete Anlässe zu einer erläuternden Anwendung jener Grundzüge entgegengetreten sind. —

Der eine dieser Anlässe ist der von den Zeitungen zu Anfang dieses Monats veröffentlichte und seitdem als authentisch angenommene Brief des Herrn Professor Theodor Mommsen in Sachen der Kämpfe der Deutschen in Oesterreich wider die Slaven.

Dieser Brief ist eines der deutlichsten Beispiele für die Gefahren einer vorzeitigen und unbemessenen Umsetzung von moralischer in kinetische Energie.

Beim Abdrucke des Briefes sagt die Vossische Zeitung:

„Patriotischer Zorn hat dem greisen Gelehrten die „Feder in die Hand gedrückt, die abgeklärte Weisheit des „Forschers, der den letzten Grund und eigentlichen Cha„rakter der Geschehnisse aus dem hundertfältigen Um und „An von Zufälligkeiten und Nebensächlichem herauszu„schälen gewohnt ist, hat sie geführt“ . . . .

Diesen Begleitworten des freisinnigen Blattes erlaube ich mir einzig und allein die Kraftstelle des Mommsen'schen Briefes gegenüberzustellen, welche folgendermaßen lautet: „Seid hart! Vernunft nimmt der Schädel der Czechen nicht an, aber für Schläge ist auch er zugänglich.“ Und das nennt man die abgeklärte Weisheit des Forschers. Wohin geraten wir denn mit solcher Forscherweisheit? Wohin anders als in die bodenloseste vorgeschichtliche Roheit?!

Ich nehme zur Verteidigung des ausgezeichneten, über allen Zweifel hinaus ehrenwerten und hochgesinnten Gelehrten an, daß sein Brief sicherlich nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, und daß diese Veröffentlichung nur von der Leidenschaft der österreichischen Freunde veranlaßt worden ist.

In brieflichen Aeußerungen ganz vertraulicher Art, deren Wirkungsgrenzen man selber fest in den Händen hat, darf man es wohl wagen, sich durch kinetische Schärfe des Wortes mitunter von tiefstem moralischen Unmut zu befreien, wenn nach den Goethe'schen Worten:

„. . . . . Der Uebermut
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
In's Mißbehagen des Gefühls versetzt.“

Aber in einen Wirbel der Leidenschaften hinein, wie er sich jetzt in Wien entwickelt hat, wo sich statt des ernsten und für alle Seiten förderlichen Rechts- und Ideen-Kampfes der moralischen Energie das Schimpfen und Schreien, das Lärmmachen und Toben der niedrigsten Formen kinetischer Energie auf allen Seiten, in einer auch für uns Deutsche höchst beschämenden Weise entwickelt und jegliche Ruhe sittlicher Erwägungen niedergetreten hat, in einen solchen Wirbel hinein ein Wort, wie das von den Schlägen auf die Czechen-Schädel ertönen lassen, das ist doch zum Mindesten eine recht gefährliche Unvorsichtigkeit.

Die ganze Auffassung, als ob irgend welche sozialen und politischen Erfolge solider und dauernder Art jemals durch leidenschaftliche Selbstbehauptung mit den Mitteln der Gewaltthat und der klopffechterischen Roheit in Worten und körperlichem Gebahren errungen werden könnten, ist doch eine jammervoll rückständige, und wenn sie auch von den größten Historikern vertreten würde.

Die Geschichtsschreibung hat leider noch nicht gelernt, in diesen Fragen stets mit ethischer und wissenschaftlicher Konsequenz zu Ende zu denken. Sie hat die großen Verkettungen des Unrechts mit dem Elend noch nicht zur Genüge an's Licht gebracht, weil sie die moralischen Zusammenhänge meistens nicht weit genug verfolgt und sich selber nur allzu leicht von den unmittelbaren Erfolgen der Augenblicks-Energie, wie von einer Fata morgana, auf Irrwege locken läßt.

Dazu kommt, daß das große Martyrium der Kulturwelt, die Ueberhitzung der besten Köpfe durch Ueberanstrengung, allzuleicht die Vertiefung des Denkens dieser Köpfe sowie ihren legitimen Einfluß auf die Steigerung der moralischen Energie im Sinne reinster Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit geradezu verkümmert und mitunter auch die bedeutendsten Historiker zu Herolden maßloser nationaler und politischer Leidenschaft macht.

Es wäre doch ratsam, einmal recht ernst darüber nachzudenken, wie viel unsägliches Elend solch' ein Wort, wie das von den Schlägen auf die Czechenköpfe, in den Volksmassen der kämpfenden Nationalitäten bis in die vielartigsten Lebenskreise hinein anrichten muß. Wenn die Führer sich paroxystisch in Worten geberden, dann giebt es unten eine Steigerung der niedrigsten Brutalitäten.

Die Reichsdeutschen, zumal die Herren Professoren in Deutschland, sollten jetzt etwas besseres thun, als sich zum Resonanzboden der an sich so erklärlichen Leidenschaft ihrer Brüder in den Grenzmarken zu machen. Es handelt sich doch auch um die sittliche Höhe deutscher Geisteskultur und nicht blos darum, augenblickliche Bedrängnisse mit Preisgebung sittlicher Würde zu überwinden.

Ein ganz anderes Bild, welches in gewisser Beziehung dem Idealismus der Slaven zur Ehre gereicht, bietet uns der in Nr. 45 dieser Zeitschrift mitgeteilte Brief von Leo Tolstoi an eine Stockholmer Zeitung zu Gunsten der russischen Volksgruppen, welche, ganz im Sinne des christlichen Idealismus von Tolstoi selber, mit anscheinender sittlicher Konsequenz, jedenfalls mit der hohen moralischen Energie eines die furchtbarsten Leiden auf sich nehmenden Märtyrertums, die Einordnung in den Militärdienst verweigern, weil sie jegliche Art der schädigenden oder gar zerstörenden Aktion des Menschen gegen das Leben des Mitmenschen für unzulässig halten. Mit anderen Worten, sie wollen das soziale Zusammenwirken der Menschen lediglich auf die höheren und feineren Einwirkungen von Seele zu Seele, auf die aufbauenden und verbindenden, vertiefenden und heilenden Mittel und Wege der Uebertragungen der moralischen Energie von Organismus zu Organismus, sowohl im Bereiche der individuellen als der sozialen Organisation, begründen und die groben, zerstörenden und erniedrigenden Wirkungen der kinetischen Energie, wie sie sich im Kämpfen und Strafen darstellen, absolut ausschließen.

Dort der deutsche Professor als energischer Rufer zu gewaltthätigem Streite, hier Tausende von russischen Bauern als ebenso energische Vertreter der höchsten Abneigung gegen alle Gewaltthat. Seltsame scheinbare Umkehrung der Stellungen zu den Kulturproblemen!

Es ist jedoch klar, daß der extreme Idealismus der russischen „Duchoborzen“ und ihres Fürsprechers eine ebenfalls noch unreife soziale Erscheinung ist. Wie hoch und rein auch sein Ziel ist, so geht der wahre Weg zu diesem Ziel doch nicht durch die krasse Trennung ganzer Volksgruppen innerhalb einer größeren Gemeinschaft von den Gesetzen und Ordnungen dieser Gemeinschaft; denn durch diese Trennung wird erst

Digitized by Google

recht wieder gewaltthätige Energie auf der andern Seite entfesselt. Der rechte Weg zu jenem Ziel geht vielmehr durch eine echt moralische, geduldige und stetige Wirksamkeit fortschreitender Gesittungsarbeit auf dem Boden der bestehenden Gemeinschafts-Einrichtungen. Dem Gewaltkampfe wird viel mehr Abbruch gethan durch Verfeinerung seiner Formen, durch größtmögliche allmähliche Einschränkung mit Hülfe der Organisation friedlicher Vermittelungen, durch Pflege der Menschlichkeit und Großmut mitten im Kämpfen, als durch Lossagung von den bestehenden Gemeinschaftsordnungen und durch mehr oder minder zu Aberglauben und Gewaltthat zurückführende, blinde Unterordnung unter „heiligliche" Gebote einer „höheren" Autorität, die doch erst mit Maß und Weisheit ausgelegt werden müßten.

Auch ist schließlich noch hervorzuheben, daß der bloße Waffenkampf an sich noch nicht die schlimmste Form der sozialen Konflikte ist. Fehlt die echt soziale Selbstbeschränkung, die im Bunde mit Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit steht, in einem Kulturzustande, der etwa in der blossen nervösen Abneigung gegen grobe Gewaltthat schon eine höhere Gesittung zu erkennen meint, so können sich vielleicht widerwärtigere und gefährlichere Zustände entwickeln, als in den Urzeiten des Krieges Aller gegen Alle.

So kann z. B. die Art manchen Kämpfens der Parteien mit den vergifteten Waffen der Lüge und Ungerechtigkeit viel zerstörender wirken, als der Krieg. Und der politische Kampf in den Versammlungen der Volksvertretung scheint sich auch an einigen Stellen immer mehr zu solchen niedrigen Formen zu entwickeln, daß man fast daran irre werden könnte, die bezüglichen staatsrechtlichen Ordnungen als Kulturfortschritte zu betrachten, wenn man nicht bei ruhiger Betrachtung die Ursachen dieser widerwärtigen Uebergangszustände in den großen Verschiedenheiten der Entwickelungsstufen vieler der jetzt zum Zusammenwirken gelangenden Elemente erkännte, und wenn nicht bereits an andern Stellen sich eine edlere Haltung jener Kämpfe durchsetzte und behauptete.

Die Lehren der Eisenbahnunfälle.

Von Dr. L. Katzenstein (Charlottenburg).

Es kann einem Staatswesen keine größere Gefahr entstehen, als wenn das Volk von einem Gefühl der Unsicherheit gegenüber irgend einem Zweige der staatlichen Verwaltung ergriffen wird; denn es wird dadurch der Existenzgrund und Existenzzweck des Staates selbst in Frage gestellt. Die ersten Anfänge jeder staatlichen Gemeinschaft deuten darauf hin, daß die Menschen sich enger an einander schlossen und sich verbanden, um sich gegen gemeinsame Not und Gefahr zu schützen und zu versichern. Die Sicherheit ist das elementare Bedürfnis jeder sozialen Organisation, ohne dessen Befriedigung eine Verfolgung weiterer und höherer sozialer Zwecke nicht zu denken ist. Es muß daher als die erste und wichtigste Aufgabe jeder staatlichen Thätigkeit angesehen werden, Sicherheit als die Grundlage jeder Art gesellschaftlicher Kulturarbeit zu schaffen. Nur wenn das Volk von dem festen Vertrauen erfüllt ist, daß der Staat den Willen und die Kraft besitzt, Sicherheit auf allen Gebieten des nationalen Lebens zu verbürgen, ist die Autorität des Staates unumstößlich gegen jeden Angriff befestigt. Eine Erschütterung dieses Vertrauens ist daher sehr gefährlich; denn sobald das Volk zu zweifeln beginnt, daß der Staat den Zweck, zu dessen Erfüllung er entstanden ist, wirklich auch erfüllen könne, ist es um die Autorität des Staates geschehen.

Wenn das Gefühl der Unsicherheit alle Klassen des Volkes ergriffen hat, so kann man annehmen, daß die Ursache in einem Grundfehler der staatlichen Verwaltung liegt. Seine schlimmen Folgen offenbaren sich nur gerade dort am deutlichsten, wo das Leben und Eigentum der Bürger unmittelbar bedroht werden. Diese Erfahrung erleben wir jetzt im Eisenbahnwesen, dessen Verwaltung nicht schuldiger ist als die anderen Zweige der staatlichen Verwaltung, auf dessen Gebiete sich die Schuld aber am schwersten rächt. Auf allen Gebieten der Verwaltung des preußischen Staates herrschen der Fiskalismus und der Assessorismus, überall erzeugen sie jenes Gefühl der Unsicherheit und der Unruhe in allen Klassen des Volkes, überall untergraben sie in verhängnisvoller Weise die geheiligte Autorität des Staates, nirgends aber zeigen sich ihre Wirkungen so fühlbar wie heute im Eisenbahnwesen.

Jede Verwaltung muß es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansehen, stets in inniger Berührung mit den Bewegungen des Volkslebens zu bleiben, um mit fortschreitender Kultur auch steigenden Anforderungen zu genügen. Nur wenn die Verwaltung sich eine derartige Anpassungs- und Entwickelungsfähigkeit bewahrt, kann sie ihren Existenzzweck erfüllen und dem Volke unendlichen Nutzen bereiten. Sie kann sie aber nicht bewahren, wenn sie sich in das Joch des Fiskalismus und des Assessorismus spannen läßt. Jener lebt nur von Ueberschüssen und dieser von Formeln — beide aber haben von der lebendigen Seele des Volkes, von seinem Denken und Wollen keine Ahnung. Eine Verwaltung, die sich dem Fiskalismus und Assessorismus übergiebt, verliert jeden Zusammenhang mit dem wirklichen Volksleben und seiner Entwickelung. Sie vermag daher ihren eigenen sozialen und staatlichen Zweck nicht zu erfüllen, und statt unendlichen Nutzen stiftet sie unendlichen Schaden. So mußte es sich denn auch ereignen, daß das preußische Eisenbahnwesen den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügt. Die Unfälle, die wir jetzt fast täglich zu beklagen haben, lassen sich in ihrem letzten Grunde darauf zurückführen, daß die Leistungen der Eisenbahn-Verwaltung mit der Entwickelung der Volkswirtschaft sich nicht erhöht haben. Die Ausrüstung des Eisenbahnbetriebes hat nicht in demselben Verhältnis wie der Verkehr zugenommen. Eine dem Verkehr vollkommen entsprechende Ausrüstung wäre aber möglich gewesen, da die Verwaltung immer mit Ueberschüssen gerechnet hat. Diese Ueberschüsse sind von Jahr zu Jahr gestiegen, — ein Zeichen, daß der Verkehr von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewonnen hat. Die Eisenbahnverwaltung aber hat, da sie vom Assessorismus beherrscht wird, die Bedeutung dieses Zeichens nicht verstanden. Hätte der Assessorismus auch nur das geringste Verständnis für die Bedürfnisse und Anforderungen der Volkswirtschaft, so hätte er dem Fiskalismus widerstehen müssen, der die Ueberschüsse möglich machte und sie für die allgemeine Staatskasse beanspruchte, während das Eisenbahnwesen selbst keinen Nutzen davon hatte. Ohne Assessorismus gäbe es auch keinen Fiskalismus und ohne Fiskalismus wahrscheinlich keinen Assessorismus. Es sind zwei Wuchergewächse, die sich gegenseitig stützen und stärken, und die dem Staate alle gesunden Lebenssäfte entziehen. Der Fiskalismus hat jene Ueberschüsse durch sein falsches Sparsystem möglich gemacht — sie wären dem Staate und der Staatskasse aber nicht verloren gegangen, wenn sie nicht vorhanden gewesen wären. Denn hätte man sie, ihrem wahren Zweck getreu, für die Ausdehnung und Verbesserung des Eisenbahnbetriebes verwandt, so wären sie der ganzen Volkswirtschaft zu Gute gekommen und hätten eine Stärkung der Steuerquelle ergeben, die jenen Verlust durch einen höheren Steuerertrag im Laufe der Zeit wieder ausgeglichen hätte. Doch eine Verwaltung, die sich dem Fiskalismus und Assessorismus ergeben hat, ist immer kurzsichtig und engherzig. Sie sieht nicht, daß die Rentabilitäts-Rechnung eines gewöhnlichen Privatunternehmens bei staatlichen Unternehmungen nicht angebracht ist. Der Staat rechnet nicht mit dem Nutzen von heute auf morgen; er rechnet mit dem Ergebnis von Jahrhunderten. Sein wahrer Gewinn liegt in dem Gedeihen der Volkswirtschaft, in dem Wohlstand

aller Klassen und in der Blüte der Kultur. Dem Fiskalismus und Assessarismus ist an diesem Interesse des Staates nichts gelegen — sie suchen es im Gegenteil zu unterdrücken und sie sind daher im wahren Sinne des Wortes staatsfeindlich. Diese Wahrheit kann nicht deutlicher gelehrt werden, als es jetzt die Eisenbahn-Unfälle thun. Um die Ueberschüsse zu erzielen, muß an Beamten-Besoldungen und an Ausgaben für Betriebsmaterial gespart werden. Die Unterbeamten und Arbeiter, denen die Sicherheit des Verkehrs hauptsächlich anvertraut ist, sind großenteils schlecht gelohnt und überlastet. Von dem Lokomotivpersonal sind 7398 bis zu 12 Stunden, 5726 12—14 und 2369 14—16 Stunden ununterbrochen beschäftigt, von dem Zugbegleitungspersonal sind 5895 bis zu 14 Stunden im Dienst und 4164 bis zu 16 Stunden. Von 18 867 Weichenstellern haben 11 234 eine 10—12 stündige Dienstzeit, während 2876 bis zu 14 Stunden und 480 bis zu 16 Stunden im Dienst sind. Ihr Gehalt entspricht durchaus nicht den Leistungen, die von ihnen verlangt werden; es reicht im allgemeinen zum anständigen Unterhalt einer Familie nicht aus. Es ist kein Wunder, daß diese Beamten die beständige Nervenanspannung, der sie unterworfen sind, nicht lange ertragen. Ihre Kraft wird früh verbraucht, und sie ist dann den Anstrengungen und Gefahren des Dienstes nicht mehr gewachsen. In Zeiten sehr lebhaften Verkehrs reicht auch die Zahl der Beamten nicht aus. Es werden dann technisch ungeschulte Leute eingestellt, deren Ungeschicklichkeit die Gefahren des Dienstes nach bedeutend erhöht und vermehrt. Es kommt noch hinzu, daß am grünen Tisch von Juristen Dienstvorschriften ausgearbeitet werden, deren Anwendung häufig unmöglich ist, oder die den Dienst erschweren statt ihn zu erleichtern, und die die Beamten verwirren und entmutigen. So erklärt es sich, daß die Sicherheit des Verkehrs um so mehr abnimmt, je mehr er selbst infolge wirtschaftlichen Aufschwungs zunimmt. Dann häufen sich die Unfälle, die Leben und Gut zerstören und die ein Gefühl der Unsicherheit in allen Klassen des Volkes verbreiten. Hätte die Verwaltung weniger die Erzielung von Ueberschüssen im Auge gehabt, hätte sie ihre Beamten reichlicher besoldet und ihre Kraft durch Vermehrung ihrer Zahl besser geschont, wäre sie mehr dem Rate der Techniker als dem Rate der Assessoren gefolgt, so wäre ein großer Teil jener Unfälle ganz unmöglich gewesen. Der Fiskalismus hat Geld gespart und Menschenleben vernichtet. — Eine Folge desselben Systems ist auch die mangelhafte Wagenstellung, die der Unzulänglichkeit des Materials und der Dienstordnung zur Last fällt, die aber gerade in Zeiten lebhaften Verkehrs die deutsche Volkswirtschaft schwer schädigt. Die Verwaltung spart und die Industrie verliert unwiederbringliche Vorteile. Alle diese Mißstände würden nicht in so hohem Maße aufgetreten sein, wenn die Wasserverwaltung durch Förderung des Wasserstraßensystems die Eisenbahnverwaltung entlastet hätte. Es wäre dann auch wohl den Ueberschwemmungen in ihren verheerenden Wirkungen vorgebeugt worden. Daß dies nicht geschehen, ist wieder eine Folge des herrschenden Fiskalismus und Assessorismus. Auch in der Wasserverwaltung sitzen zu viele Juristen und zu wenige Techniker. Es giebt heute im Staatsleben wenige Momente, die den Menschen zu großen Thaten begeistern können, nichts aber zeigt den Materialismus unserer Zeit nackter und abschreckender als der Fiskalismus, der in allen Zweigen der staatlichen Verwaltung das Leben und seine höchsten Güter nach einem rohen und eines großen Staates unwürdigen Rechnungssystem der Füllung des Staatssäckels opfert. Das absolut sichere Facit dieser superklugen Rechnung ist aber, daß das Volk an dem Beruf des Staates verzweifelt, daß es die Achtung vor seiner Autorität verliert, und daß es seine Rettung schließlich vom Sozialismus erwartet. Wenn der Sozialismus wächst und gedeiht, so liegt das nicht an der Verrohung des Volkes, sondern an der Verrohung der staatlichen Organe, die mit dem Geistesleben des Volkes keine Berührung suchen und seine Ideale einem seichten Fiskalismus zum Opfer bringen. Ein Staatsmann im wahren Sinne des Wortes, der mehr ist als der gewöhnliche Praktiker, wird die Staatsgefährlichkeit dieses Systems nicht verkennen. Solche Staatsmänner kann man heute aber mit der Laterne suchen, und daher geht die Geschichte ihren alten Schlendrian, bis — ?

Die Dienstbotenfrage eine Frage der Volks-Erziehung.

Von Anna Blum (Spandau).

II.

Wem diese Schilderung zu kraß erscheint, der verfolge mit mir als typisches Beispiel den Lebensgang eines Dienstmädchens, wie ich deren viele beobachtet habe. Ich hatte in meiner Klasse eine Schülerin, Tochter eines Arbeiters, der nicht zu den schlechtestgestellten gehörte. Aberdie Familie war groß, die Kinder entstammten zwei Müttern; die zweite Frau war eine Stiefmutter im Sinne des Märchens von der Pech- und Gold-Marie. Meine Schülerin, die älteste Tochter, trug alle Last der nachfolgenden jüngeren Stiefgeschwister. Der eigne Vater nahm sich des Kindes nicht an; von der häuslichen Arbeit erdrückt, — Sommer und Winter mußte das Mädchen von seinem 10. Jahre an früh um 4 Uhr das ärmliche Lager verlassen, für den Vater, der einen weiten Weg zur Fabrik hatte, das Frühstück bereiten und die Hausarbeiten: Wasserholen, Holzhacken u. s. w. vor der Schule besorgen — von der Stiefmutter unbarmherzig geschlagen, schlecht gekleidet und noch schlechter ernährt, verkümmerte das Kind an Leib und Seele; die Schule war der einzige Ort, wo es sich wohl fühlte. Endlich kam die Schulentlassung. Am Tage vor der Konfirmation trat das Mädchen mit einem Herzen voll Bitterkeit, mit unentwickeltem Körper und kaum mit den nötigsten Sachen versorgt — den Einsegnungsunterricht behielt die Stiefmutter unter dem Vorgeben, er müsse geschont werden, zurück — in einen Dienst als Kindermädchen. Ich kannte die „Herrin", Frau eines kleinen Beamten, und ging zu ihr, sie bittend, sich des Mädchens anzunehmen, indem ich ihr dessen Leidensgeschichte erzählte. Die Frau war nach außen respektabel, eine gute, sorgende Hausfrau und Mutter, von morgens bis abends selbst thätig, aber — Mitleid mit dem Dienstmädchen lag ihr fern. Der ausgehungerte, sich entwickelnde Körper verlangte noch reichlicher Ernährung, das überbürdete Kind bedurfte der nötigen Ruhe. Beides wurde ihm vorenthalten. Das Kind naschte und schlief öfter bei der Arbeit ein, die von morgens 5 bis abends 10 Uhr dauerte, denn es waren drei kleine Kinder zu besorgen. Nach wenigen Wochen wurde das Mädchen entlassen mit dem Vermerk im Dienstbuch: „naschhaft und träge". Das Elternhaus war ihm verschlossen, also ein neuer Dienst, und zwar bei einer Bäckerfrau. Hier die alte Plage; zwar satt zu essen, aber keine Ruhe, keine freundliche Anleitung. Ich war in dieser Zeit wegen Krankheit mehrere Monate beurlaubt und abwesend. Als ich heimkehrte und mich nach dem Mädchen erkundigte, das mir immer wie eine lebende Anklage war der Seele stand, hörte ich von der letzten „Herrin", einer Krämerin, es habe sie bestohlen und sitze nun. Der Grund des Diebstahls? — Das Mädchen sei abgerissen, ohne Sachen zu ihr gezogen, berichtete die Frau, es habe nicht einmal Schuhe auf den Füßen gehabt. Sie habe die Beschaffung eines Paars Schuhe unter Androhung der Entlassung verlangt. Da habe das Mädchen — wer versteht nicht dessen Seelenangst, dessen Furcht vor Stellenlosigkeit, die Ohdachtlosigkeit bedeutete? — ihr 10 M. aus der Ladenkasse entwendet und sich Schuhe und Schürzen dafür gekauft. „Und Sie haben gleich Anzeige von dem Diebstahl gemacht?" — „Natürlich, ich konnte doch die Diebin nicht ungestraft gehen lassen." — In anbetracht der Verhältnisse war die Strafe milde, 6 Wochen Gefängnis. Nach der Entlassung hatte sich das Mädchen aufs Land vermietet. Ich verlor dasselbe so weit es ging, nicht aus den Augen. Es lohnte mir diese Teilnahme mit rührender Anhänglichkeit, die mir bewies, welch guter Grund vorhanden war, auf dem unter günstigen Entwicklungsverhältnissen so viel Gutes hätte erbaut werden können. Noch Jahren trat ich meine frühere Schülerin einst, immer noch den Leidenszug im Gesicht, ein Kind im Wagen, eins in Erwartung. „Sie sind verheiratet?" — „Seit einem halben Jahre. — Mein

Mann mußte erst dienen; wir kannten nicht früher heiraten" — sie hatte wohl eine stumme Frage in meinen Blicken gelesen — „aber jetzt geht es mir gut. Mein Mann hat Arbeit und ist gut zu mir." — Die ganze Verfassung der Frau, die ungefähr 22 Jahre alt war — aber schon seit 8 Jahren selbständig den Kampf ums Dasein gekämpft hatte, zeigte mir, daß sie wohl viel erfahren, aber nichts gelernt hatte. Mit Betrübnis schaute ich das kommende Elend dieser Ehe, dieser Kindererziehung voraus. Denn wie kann eine so unerzogene, unwissende Frau Kinder erziehen, einen Haushalt in Ordnung halten und einen Mann, der vielleicht auch nie ein Familienleben kennen gelernt hat, an das Haus fesseln? Die aus beiderseitiger Schuld geschlossene Ehe mußte ja den Ehegatten und ihren Kindern zum Unsegen werden. Dennoch hatte dieses Mädchen endlich einen Ort gefunden, wo sie zu Haus war, der ihr gehörte.

Ein anderer Fall mit gleicher Vorgeschichte. Auch hier war es eine Stiefmutter, die das unerzogene, unentwickelte und in keiner Weise für den Dienst vorgebildete Mädchen in die Welt mit ihren Versuchungen hinausstieß. Mit natürlichen Anlagen ausgestattet, lernte es in den verschiedenen Häusern doch so viel, daß es mit 18 Jahren zu einer wirklichen „Herrschaft" kam. Von dem Hausherrn selbst verführt, stand sie bei der Entbindung, da sie, um die Schande möglichst lange zu verbergen, die schwere Arbeit, die man von ihr forderte, zu lange fortgesetzt hatte. Der Dienstherr, der den Zustand des Mädchens genau kannte, duldete es, das nichts mehr zu verbergen war. — Der „Herr" blieb, was er war, der geachtete Bürger und Stadtverordnete, der Vater einer großen Familie, der streng auf den sittlichen Schutz seiner drei heranwachsenden Töchter achtete. — Ich könnte diesen Bildern noch andere anreihen. Alle stehen unter dem gleichen Unglücksstern; zu früh und ohne Halt ins Leben hinausgestoßen, zu Hausfrauen gekommen, die nur danach fragten, welchen Nutzen sie von dem Mädchen hatten, die keine Verpflichtung fühlten, die junge, verwahrloste Menschenpflanze, die unter etwas Pflege und bei dem Sonnenschein, den freundliche Fürsorge überall ausbreitet, vielleicht noch zu retten, für die Gesellschaft zu einer ordentlichen Hausfrau, zu einer pflichttreuen Mutter zu erziehen gewesen wäre, wirklich in ihr Haus zu nehmen, d. h. in ihre hausmütterliche Fürsorge einzubeziehen.

Diesen trüben Bildern stehen auch freundliche gegenüber, und letztere bilden, nach meiner Erfahrung, die Mehrzahl. Aber die unglückliche Minderzahl der jungen Kinder, die als Dienstboten den Kampf mit dem Leben aufnehmen müssen, ohne in irgend einer Weise für denselben gerüstet zu sein, wird überall da zur Mehrzahl, wo die wirtschaftliche Lebenslage der Kreise, denen sie entstammen, sinkt. Je größer die wirtschaftliche Not der Eltern ist, desto geringer ist das Maß von hauswirthschaftlicher Vorbildung, von sittlichen Eindrücken, mit denen die Töchter das Elternhaus verlassen, und desto früher werden sie zum Verlassen desselben gezwungen. — Auch die intellektuelle, durch den Schulunterricht bewirkte Entwicklung, sowie das Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, die die Mädchen der lohnarbeitenden Stände mit ins Leben hinausnehmen, alles steigt und fällt — mit nur ganz seltenen Ausnahmen — mit der Verbesserung oder Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage der Eltern.

Um nicht einer falschen doktrinären Auffassung beschuldigt zu werden, will ich hier einschalten, daß ich wohl weiß, wie Arbeitsscheu, Verschwendung, Trunksucht und Unsittlichkeit der Männer und Frauen, sowie Mangel an hauswirtschaftlichen Kenntnissen und Fertigkeiten letzterer bei sonst guten Lohnverhältnissen die Not bewirken, aber häufiger ist sie die Ursache, und die Laster sind die logische Folge. Die Wechselwirkung von Not und Verschuldung ist eine so innige, daß es schwer fällt, Ursache und Wirkung zu trennen. Die Erfahrung lehrt: Bessere wirtschaftliche Lage der Eltern — bessere Erziehung der Kinder, und bei mehr Mitteln mehr Vorsorge für ihr Fortkommen. Die Töchter besser situierter Arbeiterfamilien treten daher besser vorbereitet in den Dienst, wenn sie es nicht vorziehen, als Lehrmädchen in ein Geschäft einzutreten und sich zu Verkäuferinnen auszubilden, was die Schülerinnen, welche mit verhältnismäßig guten Kenntnissen ausgerüstet die 1. Klasse der Volksschule verlassen, vielfach thun. Eine Minderzahl auch solcher Mädchen sucht aber ihren Erwerb auch als Dienstmädchen, und in der Regel sind es solche, deren Mütter vor ihrer Verheiratung selbst gute Dienstmädchen waren und mit Stolz von ihren guten Herrschaften erzählen. — Endlich habe ich noch eine dritte Gruppe von Mädchen in Spandau beobachtet, und ihre Zahl ist sehr groß, die in dem Dienen nur ein Uebergangsstadium zur Fabrikarbeit sehen. Der verhältnismäßig hohe Tagelohn, welchen die Fabrikarbeiterinnen erhalten, 1,75 bis 2,50 M., die leichte Arbeit, besonders in den Munitionsfabriken und Laboratorien, wo Mädchen in großer Zahl eingestellt sind, überhaupt in Spandau 5000—6000) die völlig freien Abende und Nächte, die arbeitslosen Sonn- und Festtage, endlich die vollständige Ungebundenheit ihrer Lebensführung, für die sie nur ihren Eltern verantwortlich sind, wenn diese ihr Recht der Aufsicht beanspruchen oder behaupten, alle diese Umstände verlocken viele Mädchen, den Erwerb in den Fabriken jedem andern vorzuziehen. Nur werden sie in den königl. Fabriken nicht vor vollendetem 16. Jahre aufgenommen, und die zwei Jahre, die zwischen der Schulentlassung und diesem Termin liegen, werden durch Dienen ausgefüllt. Immer auf das Dasein der Fabrikarbeiterin hinschauend, ist solch ein Mädchen wenig gewillt, etwas zu lernen; widerwillig fügt es sich dem Zwange, diesen abwerfend, sobald es gesetzlich zulässig ist. Selbst die Mütter warten oft sehnlich darauf, wenn die Tochter als Fabrikarbeiterin zahlt ihnen Kostgeld und unterstützt sie vielleicht noch in anderer Weise. In der Privatindustrie werden die Mädchen früher als Arbeiterinnen eingestellt, und wo diese vorherrscht, ist vom Dienen der Mädchen noch weniger die Rede. So ist es erklärlich, daß das Angebot der Dienstmädchen, besonders der tüchtigen, oft die Nachfrage am Orte selbst nicht deckt, und wenn nicht der Zuzug vom Lande erst nach den kleinen Städten und von diesen nach den Großstädten wäre, so würde hier und da ein Mangel an Arbeitskräften für die Hausarbeit eintreten. Das „Mädchen für alles" ist gesuchter, als Kinderfräulein und Stütze. Aber auch ein großer Teil der Landmädchen wendet sich nach kurzem Einleben in die Verhältnisse der Fabrikarbeit zu, und vermehrt die große Zahl der Existenzen, die auf der Straße enden.

Es ergiebt sich aus meinen Darlegungen, kurz zusammengefaßt, daß die Dienstmädchen sich meist aus ungeeigneten Kräften rekrutieren, aus kaum Vierzehnjährigen, die ihre Laufbahn als Kindermädchen beginnen, und die, wenn sie auf der Wanderung von Haus zu Haus etwas lernen, es vielleicht zum „Mädchen für alles" aber wohl gar bis zum Hausmädchen oder zur Köchin bringen. Meist aber fallen sie, wie schon dargethan, früher ab, und wenn sie sich nicht der Fabrikarbeit widmen, so lassen sie sich wohl nach kurzer Lehrzeit als Schneiderin nieder, die Unzahl der traurigen Existenzen vermehrend, die durch Nadel und Nähmaschine Erwerb suchen. — Es ist nur eine kleine Minderheit, die im Dienste ergraut; es sind das die wenigen, die eine gute Stelle gefunden haben. Wenn vom Berliner Hausfrauenverein schon Prämien für ein fünfjähriges Beharren in demselben Dienste gegeben werden, so ist das ein Beweis dafür, wie selten Dienerinnen lange in der Familie bleiben. Die Prämien gelten dann übrigens ebensogut den Herrschaften wie den Dienerinnen. Meine langjährige Erfahrung hat mich zu der Ueberzeugung geführt, daß die „Dienstbotenfrage" meist zugleich eine Herrschaftsfrage ist. Hat das junge Kind, das in den Dienst eintritt, das Glück, zu einer guten Hausfrau zu kommen, die selbst etwas versteht, nicht zu viel verlangt, das Mädchen freundlich anleitet, mit Einsicht für seine Bedürfnisse sorgt, es fürsorglich überwacht, daß es nicht in schlechte Gesellschaft gerät, so findet es Freude am Dienen und denkt nicht daran, sich andern Erwerben zuzuwenden. Solches Mädchen setzt seinen Stolz darein, ein tüchtiges Dienstmädchen zu werden, und wenn es sich — bedeutend später als die Fabrikarbeiterin und die Näherin — verheiratet, dann tritt es mit seinen Ersparnissen, und, was mehr wert ist, mit seinen hauswirtschaftlichen Kenntnissen gut ausgerüstet in die Ehe, die dann, wenn der Mann nur einigermaßen ordentlich und arbeitstüchtig ist, auch eine glückliche wird. Selbst als Wittwe ist das frühere tüchtige Dienstmädchen in einer bessern Lage als andere Wittwen ihrer Klasse. Wenn sie als Ernährerin der Familie an die Stelle des Mannes treten muß, so findet sie bessere Arbeitsgelegenheit, versteht das Erwarbene besser zusammenzuhalten, und erzieht ihre Töchter wieder zum Dienen, das ja, wie ich öfter solche Frauen äußern hörte, ihre beste Zeit im Leben war. Solche Dienstboten, die von tüchtigen Hausfrauen dazu erzogen wurden, zeigen den Weg zur Lösung der Dienstbotenfrage und beweisen, daß er zumeist auf dem Gebiete der Erziehung liegt.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

M. Jokai und die Nazarener. Zu dem Thema, welches Tolstoi jüngst in seinem Briefe über die Duchoborzen behandelt hat, liefert die „Frankf. Ztg." in nachfolgender Correspondenz aus Budapest einen interessanten Beitrag.

Im ungarischen Tiefland und in den abgeschlossenen Gebirgsthälern des benachbarten Siebenbürgen breitet von Jahr zu Jahr die Sekte der Nazarener sich mehr und mehr aus, den Menschen ein Wohlgefallen, den Behörden aber ein Dorn im Auge und von ihnen mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgt. Es ist ja sonderbar genug, daß der christliche Staat Leute nur darum foltert, weil es ihnen ernst ist um die Lehre des Christentums, aber unsere offizielle Moral verträgt solche Widersprüche und der Spießbürger stößt sich nicht einmal an ihnen. Ganz natürlich findet er es namentlich, daß die Militärbehörde unbarmherzig hinter den Nazarenern her ist, die, getreu dem Worte Christi, sich weigern, Waffendienste zu leisten. Einem Offizier war es vorbehalten im Pester Lloyd die empörenden Ungerechtigkeiten der Heeresleitung gegen die Nazarener ehrlich zur Sprache zu bringen und so den gedankenlosen Philister zu beschämen. Nun hat auch Moriz Jokai für sie das Wort ergriffen in einem Feuilleton des Magyar Hirlap, das so interessant ist, daß es in seinen Hauptstellen wiedergegeben sein mag. Der alte Herr schreibt unter dem Titel „Die Nazarener bei mir" folgendes:

„Einen Tag vorher hatten sie mir gemeldet, daß sie eine Deputation zu mir entsenden würden. Ich war bereit, sie zu empfangen. Genau um die festgesetzte Stunde erschienen sie: sieben Vertreter der Nazarener aus sieben verschiedenen Altföldstädten unter ihnen Feldarbeiter, Handwerker, Fodenlonten, Grundbesitzer. Ihr Sprecher war ein Feldarbeiter, ein älterer Mann mit gesunder Gesichtsfarbe.

Auf meine Frage, welches eigentlich die richtige Benennung ihrer Konfession sei, antwortete er: „Die Getreuen der Gebote Christi."

Darauf brachte der Sprecher vor, daß neuerlich die bürgerlichen Behörden den Nazarenern Schwierigkeiten machten bei der Loosschreibung von gelosten Häusern; aber viel schwerer sei die Klage, daß die Militärbehörden mit großer Strenge gegen die nazarenische Jugend vorgingen, denen ihr Glaube das Waffentragen verbiete: sie lehrten sie ein und zwängen andere zum zwölfjährigen Dienst bei der Sanitätstruppe. Dem abzuhelfen, bäten sie mich um meine Vermittlung.

Worum grade um meine?

Deshalb, weil ich der Präsident des ungarischen Friedensvereins sei.

Ich legte ihnen darauf meine Ansichten dar. Ich glaube bestimmt, daß die heutige Generation noch ständigen Frieden genießen wird, aber nur deswegen, weil sie bis an die Zähne bewaffnet ist. Jede Großmacht, jeder Herrscher, jede Regierung weiß, daß die übrigen Großmächte ebenso gerüstet sind, wie sie, und deshalb hüten sie sich vor jedem Friedensbruch, der Verderben über Sieger wie Besiegte bringen müßte. Der bewaffnete Friede ist eine schwere Last für uns, aber an dem Tage, da wir die Waffen niederlegen, bricht der Krieg aus und die bewaffneten Nationen teilen sich in das Gut der Waffenlosen. (?)

Ich sagte, daß jede Nation auf der weiten Welt außerhalb ihres Landes noch Verwandte habe, der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Russe, nur der Ungar habe keine Heimat außer der seinigen. Wenn wir diese Heimat der Fremdherrschaft überlassen, so harrt unser nur die Knechtschaft, der Untergang unserer Nation. Und bei dieser Katastrophe verlieren auch die Nazarener, wie die ihnen gleichgesinnten Duchoborzen und Bezpogorzen in Rußland, die in die Einöden des Kaukasus verbannt worden sind.

Darauf erwiderten sie, daß Christus den Waffendienst verboten habe.

Ich brachte ihnen meine Bibel und zeigte ihnen darin, daß unter den vier Evangelien Markus, Lukas und Johannes keine Silbe über den Satz Christi haben „wer das Schwert ergreift, den tötet das Schwert", blos Matthäus führt ihn an. Christus aber verstand den Satz ganz anders, als ihn die Nazarener auslegen. Christus hat mit diesen Worten nicht den Wehrdienst, nicht die Landesverteidigung verboten, denn zu seiner Zeit war Judäa römische Provinz und das jüdische Volk nicht wehrpflichtig, sondern er verstand darunter den Mord, auf den Todesstrafe gesetzt war. Auch in den zehn Geboten, die Jehova vom Berge Sinai gegeben hat, ist ja der Mord verboten und doch hat derselbe Jehova den Führern des jüdischen Volkes befohlen, daß sie in den eroberten Philisterstädten alle Männer töten, und im Namen Jehovas hat das Volk Israel mit dem Schwerte die Fremden unterjocht. Auch Gott macht einen Unterschied zwischen dem Totschlag und der Heldenthat im Dienste des Vaterlandes.

Darauf erwiderten die Nazarener daß Christus befiehlt (Math. V.) die Feinde zu lieben und Gutes zu thun denen, die uns verfolgen.

Ich befolge dieses Gebot, antwortete ich, ich hasse keine Nation. Den Deutschen, den Russen, den Romanen schätze ich gleich hoch und wünsche ihnen Glück in ihrem Lande, ich wünsche, daß auch zu ihnen der heilge Geist herniedersteige, und daß auch sie uns lieben. Nie möchte ich haben, daß unsere Jugend mit dem Schwerte sich gegen einen unserer Nachbarn wende, ich verurteile jede Gehässigkeit, jedes böse Wort; aber die Waffen der Verteidigung aus der Hand zu geben, kann ich nicht raten.

Darauf erwiderten meine Gäste, es sei auch gar nicht ihre Forderung, daß ganz Ungarn die Waffen niederlege, ihr Wunsch sei nur, daß ihre Anhänger ausnahmsweise den obligatorischen Heeresdienst bei den unbewaffneten Teilen der Armee ableisten dürften.

Aber dann wird ja Jedermann sich als Nazarener deklarieren, um dem Waffendienste entgehen.

Dem ist nicht so, sagte darauf der eine der Nazarener über den gonzen bosnischen Feldzug mitgemacht hat — als Krankenpfleger). Darum wird noch nicht jedes Ungar Nazorener werden; denn um Nazarener zu werden, genügt es nicht, keine Waffe zu berühren, sondern zuvor muß man sich von jeder Sünde reinigen; der Nazarener stiehlt nicht, betrügt nicht, fröhnt nicht der Lust, trinkt keinen Wein, flucht nicht, raucht nicht, schwört nicht, aber er hält sein Wort, er faulenzt und schlemmt nicht, sondern arbeitet, er teilt sein Vermögen mit den Armen, ehrt Gott und liebt die Menschen, schwere Proben muß der bestehen, der in den Nazarenerbund aufgenommen werden will. Es bleiben noch genug Menschen, die andere Tugenden haben. Diese Alle mögen Soldaten werden!

Ich mußte zugestehen, daß die Gesetze des Nazarenertums durchaus ehrenwert seien.

Auch dies erkannte ich an, daß die Nazarener die treuesten Bekenner Christi seien. Ich auch bin es, ich kann die ganze Bibel auswendig und singe den Psalter Davids. Ich bin auch Präsident des Friedensvereins und bethätige meine ganze Kraft, wo es gilt, auf die Erhaltung des Friedens hinzuwirken. Aber wenn dies mein Vaterland mit Knechtschaft bedroht wird, (was Gott verhüten möge), mein Haupt ist kahl, mein Bart ist grau, aber ich werde das Schwert umgürten, auf das Pferd steigen und in die Honvedschaft einrücken. Die Bibel ist voller goldener Sprüche, aber vor mir steht auch das eiserne Wort: Ne bántsd a magyart! (Thu' dem Ungar nichts zu Leide!)

Darauf boten wir beiderseits um Entschuldigung und trennten uns mit freundschaftlichen Händedrücken."

* * *

Sportfexerei und Nationalfeste. Frhr. v. Tettenborn-Tilleda, einer der Eigentümer des für die Nationalfestspiele am Kyffhäuser in Aussicht genommenen Geländes, veröffentlicht in der „Sangerh. Ztg." einen Einspruch nicht nur gegen die Errichtung der Festspielstätte am Kyffhäuser, sondern überhaupt gegen die Abhaltung von nationalen Festspielen. Es heißt darin: „Wir halten es für unsere Pflicht, unsere Meinung öffentlich auszusprechen, damit man höheren Orts nicht glaube, die ganze Umgebung des Kyffhäusers sehne den Freudentanz um den Spielplatz mit auf. Ich bin fest überzeugt, daß fast sämtliche umwohnenden Landwirte ebenso denken wie wir. Es ist natürlich leicht, sich mit dem Schilde des Patriotismus zu decken. Was hat denn aber die Sportfexerei, auf die diese ganze Sache hinauslaufen würde, mit dem Patriotismus zu thun? Nicht auf den Leuten, die diese Spiele als Sport betreiben, beruht die Zukunft unseres Volkes; und nur solche würden bei den Wettkämpfen konkurrieren können. Etwas anderes ist es, unsere Jugend durch Turnen und Spielen abzuhärten, etwas anderes, diese Jugend systematisch einem ernsten Berufe abspenstig zu machen und sie zu Gladiatoren heranzubilden. Denn jemand, der einen ernsten Beruf hat, wird keine Zeit haben, sich Wochen, ja Monate lang zu trainiren.

Vermischtes.

Der nordamerikanische Botschafter in Berlin Andrew Dr. White, welcher nicht nur im politischen, sondern auch im allgemein geistigen Leben der großen Republik eine führende Rolle spielt, hat sich jüngst in einem Privatbriefe, der uns freundlichst zur Verfügung gestellt wird, in bemerkenswerter Weise über Felix Adler und sein Werk geäußert. Der Brief ist an unseren Mitarbeiter Dr. Katzenstein gerichtet, der jüngst im „Zeitgeist" einen Artikel „Ethische Kultur" (namentlich auch mit einer vortrefflichen Charakteristik Adlers) veröffentlicht hatte und lautet:

„Ich las mit großem Interesse den Artikel über Felix Adler welchen Sie mir jüngst geschickt haben. Ich kenne ihn seit mehreren Jahren gut, und durch meine Einwirkung ist ihm vor drei Jahren eine Professur an der Cornell-Universität übertragen worden.

Ich besuche oft seine Sonntagsvorträge in New-York und niemals, ohne daß meine Bewunderung und Achtung für ihn vermehrt wird. Auf einen Punkt in ihrem vortrefflichen Artikel möchte ich noch

hinweisen, der Adler's Werk mehr nach seiner vergangenen, als gegenwärtigen Stellung angeht. Ich denke nicht, daß eine Zeit lang irgend welcher nennenswerter Widerstand gegen dieses Werk sich geregt hat, im Gegenteil, ich war sehr erfreut zu bemerken, daß solche führende Männer auf der christlichen Seite, wie Bischof Potter von der bischöflichen und Charles Butler von der presbyterianischen Kirche, ihrer Bewunderung dafür und ihrer Bereitwilligkeit damit zusammen zu wirken, Ausdruck gegeben haben.

Ich speiste mit Adler einige Zeit, bevor ich nach Europa herüberkam, und war sehr erfreut, bei ihm dasselbe schlichte und einfache Wesen wie ehedem zu bemerken. In der That glaube ich, daß er beständig mit den Jahren fortschreitet. Einige seiner Freunde klagten früher nicht selten, er wäre etwas zu pomphaft („bumptious") obgleich ich selbst dergleichen nie bemerkte, aber ich glaube nicht, daß irgend jemand jetzt dergleichen behaupten könnte.

Mit wiederholtem Danke u. s. w.

Anbr. D. White.

Bücherschau.

Die erwachte Seele. Schauspiel in 4 Aufzügen von Carl Kellermann. Dresden-Leipzig. E. Pierson.

Fängt eine Kritik damit an, daß die gute Absicht des Verfassers gelobt wird, so wird dem Leser unheimlich. Das „dicke Ende kommt noch," denkt er, oder weniger vulgär ausgedrückt: Der Kritiker entledigt sich des Rockes seiner natürlichen Gutmütigkeit, um dann in Hemdsärmeln erbarmungslos zustoßen zu können. Ich möchte nicht, daß meine Einleitungsworte so aufgefaßt würden. Die Gerechtigkeit erfordert es hier, dem offenbar noch jugendlichen Verfasser zunächst Dank zu sagen für die freudliche Absicht, mit der er die ethische Bewegung einmal auf die Bühne zu bringen gesucht hat. Nater ihrem eigenen Namen heißt das. Dean anonym ist sie längst, wie im Leben, auch ehe sie den offiziellen Taufnamen erhielt, so auch in den dramatischen Werken der Neuzeit bei Richard Voß, Max Halbe, Gerhard Hauptmann u. a., um nur einige Namen zu nennen, vor den Lampen erschienen. Aber freilich — Herr Kellermann gerade hätte besser gethan, sie nicht dem verehrten Publikum vorzustellen. Denn der dramatische Versuch ist gänzlich mißraten. Und dergleichen färbt leider leicht auf die Sache ab. Sagen wir noch kurz, daß eine gewisse intuitive Geschicklichkeit des bühnentechnischen Aufbaus zu loben ist aber dann erheischt es die Pflicht des Kritikers, gegen den Mangel an Selbstkritik aufzutreten, wie er in dem Büchlein zu Tage tritt. Man schreibt ja dergleichen, wenn man jung und enthusiastisch ist, gewiß. Aber früher wenigstens ließ man es nicht drucken. Hier ist die Handlung: Ein Pfarrhaus-Milieu, der Vater Vertreter des Alten, der Sohn, auch cand. theol., glaubensentfremdet und sozialisierend. Ein Schloß; der Baron mit den Anschauungen des Freiherrn a. Stumm, seine Tochter, durch die „ethische Zeitschrift" und eigene Meinung sehr „modern empfindend." Natürlich finden sich Romeo und Julia. Sogar sehr. Er hat ein sozialistisches Pamphlet geschrieben, das die Minenarbeiter seines Schwiegervaters revoltiert. Sie glaubt an ihn, soll aber einen Husarenoffizier heiraten. Dazwischen liebt der mit Recht so beliebte Arzt die Schwester des Candidaten. Der alte Herr Pfarrer wird vom Baron gegen den Umsturz wobil gemacht und im richtigen Moment vom Schlage gerührt. Den Baron ereilt dasselbe Schicksal bei dem demonstrativen Fackelzug seiner streikenden Arbeiter gelegentlich des verfehlten Verlobungsfestes seiner Tochter. Es geht sogar ein Schuß los, glücklicherweise ohne zu treffen. Das geht aber auch das ethische Band, das die jungen Seelen aneinander zu fesseln schien. Der sozialisierende Candidat erweist sich als feiger Egoist und in der Baronesse „erwacht die Seele." Was aus ihnen wird, interessiert, nun der Verfasser endlich offenbar merkt, die Zuschauer nicht mehr, denn er schließt sein Stück damit. Es dürfte auch weder den Verfasser, noch die Leser dieses interessieren, im Einzelnen die psychologischen Unwahrscheinlichkeiten nachgewiesen zu sehen, die jede Figur des Dramas, von dem Helden bis zu den Statisten, Lakai und Arbeiter, an sich tragt. Genug, der Autor will die Gegenwart schildern und kommt nicht über unbeholfene Verzeichnungen derselben hinaus. Wir müssen doch mahnen: Wer von der Bühne herab zu unserer Zeit sprechen will, der muß erstens etwas zu sagen haben und zweitens über den Hörern stehen. Nun, Kellermann hat noch nichts zu sagen und auch sehr haarlose Hörer meistern ihn in der Anschauung des Wirklichen. Vgl. die Parodie der Volksversammlung! Vielleicht wartet er mit seinem nächsten Drama zehn Jahre. Die Welt verliert nichts und er gewinnt. —nz—

Gedichte von Julius Jakob Strauß. Leipzig. P. Friesenhahn. 1897

Ein gewisses poetisches Talent mit anerkennenswerter Formgewandtheit. Keines von den Gedichten ist schlecht, keines rein erkünstelt — und doch recht warm wird dem Leser nicht dabei. Man wird den Eindruck nicht los, daß häufig Reim und Rhythmus den Gedanken führen, nicht umgekehrt. Und doch erkennen wir den echten Dichter an dem Toilettenreichtum, der seinen Ideen zur Verfügung steht, damit sie sich nach Laune bald so, bald anders kleiden. Niemals aber darf das Reimbedürfnis das poetische Bild hervorrufen, sonst „wird es danach", wie z. B. S. 23, wo der in die Höhenluft des Ideals strebende, aber an den Boden der Wirklichkeit gefesselte Dichter „des Duakels (?) schweres Sklavenjoch durch nebelkalte Steppe" schleppt und im „Bannkreis des Walles (?) der Natur" bleiben muß, oder S. 85, wo wir „im Sturm und Wellen-Bauve zum Manne" erstarken und „in der Kazüten Wände gute Lände", soll heißen Landung, erwarten. In seinen politischen Liedern strebt der Verfasser nach epigrammatischer Zuspitzung, vermeidet dabei aber nicht Banalitäten wie in „Grober Unfug," „Wahlaufruf" u. a. Die wenigen Uebersetzungen zeigen, daß J. J. Strauß ein geschickter Nachempfinder ist; seiner formalen Schulung dürfte die Beschäftigung mit solchen Aufgaben zunächst zu Gute kommen. Der Verlag hat das Bändchen recht gefällig ausgestattet. —nz—

Briefkasten.

M. J. Wetzlar. Ihre Zweifel beziehen sich auf Nr. 46, wo im Leitartikel der Ueberzeugung Ausdruck gegeben ist, daß „Niemand sich ungestraft von den allgemeinen Richtlinien von Sitte und Recht entferne, während der in derselben Nummer enthaltene Aufsatz: „Ein stiller Märtyrer", den „Verstoß des Schmedenrads gegen die Sitte nach Moral" gewissermaßen rechtfertige. Der anscheinende Widerspruch löst sich durch die scharfe Unterscheidung von Sitte und Sittlichkeit. Ich gebe nicht zu, daß der aus Gewissensbedenken selbst gegen den Wunsch seiner nächsten Angehörigen die Kommunion verweigernde Schmied sich gegen die Moral, d. h. Sittlichkeit, vergangen habe, wohl aber ist er in einen Gegensatz zur Sitte geraten, der ihn eben zu einer Art Martyrium verurteilte. Die Sitten einer Zeit, eines Volkes, die Gebräuche einer Religionsgesellschaft ꝛc. sind der Niederschlag des allgemeinen sittlichen Zustandes der Gedankenwelt unserer Vorfahren, der Einzelne, der in sie hineingeboren wird, verhält sich zu ihnen zunächst empfangend, indem ihm die von der Sitte geforderten ethischen Grundsätze (denken Sie an Blutrache, die Form der Ehe, das Privateigentum, Autoritätsverhältnisse u. s. w.) als das sittliche Erbteil seiner Väter, fast unbewußt in Fleisch und Blut übergehen. Wäre damit das ganze Verhalten des Einzelnen zur Sitte erschöpft, so säßen wir noch heute einzeln, wie wilde Tiere, im Urwald und äßen Eicheln, vorausgesetzt, daß uns unser Nachbar sie nicht wegnähme. Nun aber giebt es eine ethische Entwicklung, die natürlich nur so vor sich gehen kann, wie die physische: Der ererbte Grundstock von Eigenschaften, Willensimpulsen, ꝛc. wird durch die individuelle Differenzierung im Einzelnen verändert, erweitert, bezw. beschränkt. Dazu bedarf es eines schöpferischen Verhaltens des Individuums, bei dem es sich im Namen der künftigen Sittlichkeit häufig zu der angergenen, in der Sitte niedergelegten, in Gegensatz setzen muß. Fragen Sie nach der Quelle, aus der dieses reformatorisch wirkende Ich schöpft, dann stehe ich mit Ihnen vor dem Rätsel des Lebens, speziell des Fortschritts in der Menschheit, überhaupt. Aber diese Thatsache, daß die Menschheit das Ich aus sich gebiert, und wiederum vom Ich eine Förderung ihres Gesamtlebens erfährt, wird nicht leicht abgeleugnet werden können. So bestehen stets mindestens zwei Sittlichkeitsstufen neben einander, die gewordene und die werdende; je nachdem das Einzelbewußtsein der einen aber anderen angehört, ist man Vergangenheits- oder Zukunftsmensch. Verstößt nun ein Zukunftsmensch, wie der Schmiedconrad, gegen die Vergangenheitsmoral, die religiöse Sitte in diesem Fall, so kann, da er im Sinne der Zukunftsmoral gehandelt hat, von Strafe für Unsittlichkeit gar nicht die Rede sein. Er büßt es, daß er seiner Umgebung voraus ist, mit Mißverstandenwerden — ein allgemeines Schicksal der Vorkämpfer. Hätte er sich aber wirklich gegen die Sittlichkeit vergangen, in diesem Falle: hätte er bei klarem Bewußtsein gegen seine Ueberzeugung nur „um des unanerkannten Gottes" Anderer willen, seine Osterbeichte vor dem Geistlichen abgelegt, so hätte er in der Freude seines Weibes, der Nachbaen u. s. w. über seine Bekehrung zwar den Genuß der Uebereinstimmung mit der Sitte seiner Zeitgenossen gehabt, aber sicher in der tieferen Selbstverachtung seiner Schwachheit eine überaus empfindliche und doch nur gerechte Strafe für die Verleugnung der Zukunftsmoral davon getragen. Durch die geringere oder höhere Bewertung der individuellen Aufrichtigkeit unterscheiden sich nämlich hier die Gegenwarts- und Zukunftsmoral.

Darum wäre es auch aergeblich, einem Max Stirner seinen sittlichen Anarchismus ins Gewissen schieben zu wollen, wie Sie andeuten. Der Denker, der die letzten Konsequenzen seines Denkens zieht, unbekümmert um das Entsetzensgeschrei der Mitwelt, handelt sittlich völlig korrekt. Eine andere Frage ist es, ob sein Denken von uns als richtig aaerkanat werden kann. Das verneine ich.

Dr. P.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Pendlerstr. 28

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur R. Fried Bieber in Berlin. Druck: W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87

Wir beehren uns hiermit zum Abonnement auf unsere Halbmonatsschrift

Deutsche Dichtung

Herausgeber: **Karl Emil Franzos**

ergebenst einzuladen. Die 1886 begründete „Deutsche Dichtung", von der

mit 1. Oktober 1897 der neue, XXIII. Band begonnen hat,

ist eine durchaus eigenartige belletristisch-kritische Zeitschrift. Über ihr Programm mögen die folgenden Stellen eines längeren kritischen Essay der Münchener „Allgemeinen Zeitung" orientieren:

„Es ist dem Herausgeber gelungen, seine Zeitschrift zu einem der vornehmsten, gediegensten und angesehensten litterarischen Organe in Deutschland zu machen. Das Programm der „Deutschen Dichtung" ist weiter und mannigfaltiger als das unserer belletristischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Autoren unserer neuesten Litteratur werden den Lesern vorgeführt; unter den besseren lebenden Schriftstellern sind nur wenige, die sich nicht thätig beteiligen. Möge unser lesendes Publikum der geistig vornehmen Zeitschrift die Teilnahme, die es ihr so rasch und warm entgegengebracht hat, nach Verdienst auch weiterhin kräftig erhalten."

Den größten Raum und die eifrigste Pflege widmet die „Deutsche Dichtung" der **Novelle in Prosa.** Der Novelle in Versen, sowie der Lyrik und dem Drama wendet die „Deutsche Dichtung" zwar geringeren Raum, aber nicht geringere Sorgfalt zu. Der litterar-historische und ästhetisch-kritische Teil der „Deutschen Dichtung" umfaßt neben größeren populären Abhandlungen der bedeutendsten Kunstrichter eine kritische Ueberschau der neuesten Erzeugnisse der schönen Litterotur, die den Leser rasch, kurz und zuverlässig orientiert.

Die **„Deutsche Dichtung"** erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats in Heften von 3½ bis 4½ Bogen größten Lexikon-Formats. Zwölf Hefte bilden einen Band. **Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark. Abonnements** nehmen alle **Buchhandlungen, Postanstalten,** sowie die **Verlagsbuchhandlung** entgegen. Ebenso sind **Probenummern gratis und franko** von ihr zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portralts (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Porodeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Silger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Sökkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXII bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, im November 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 73.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann Wochentags 12 bis 3 nachmittags und 6 bis 10 Uhr abends Sonntags ½10 bis 1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 5000 Bände.

In unserem Verlage ist **soeben** erschienen:

Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung.

Eine Mahnung zur Vorsicht
gegenüber
der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis.

Von Dr. **F. W. Foerster.**

Gr. 8°. Eleganteste Ausstattung. 4 Bogen. Geheftet Mk. 1.—.

Die Schrift des bekannten Sozial-Ethikers und Mitherausgebers der „Ethischen Kultur" wird allenthalben durch die Bedeutung der Frage die sie behandelt, wie durch ihren Inhalt größte Beachtung finden. Sie legt die entscheidende Bedeutung dar, welche innerhalb der Gesamtheit sozialer Probleme die Arbeitslosenfrage annimmt, prüft auf Grund eines umfangreichen Materials die Vorschläge, welche bisher zur Bekämpfung der Arbeitslosennot gemacht worden sind und weist nach, wo die Lösung des Problems zu suchen ist: auf Grundlage der Selbsthülfe der Arbeiter.

Die Schrift wendet sich an weite Kreise und wird zweifellos große Verbreitung finden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.

Berlin W, 10, im November 1897.

Verlag für ethische Kultur.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Wer that's?

Roman von **Konrad Telmann.**

Ein Band 18 Bogen gr. Oktav. Gediegenste Ausstattung. Geh. Mk 4,—, eleg. geb. Mk 5,50.

Der Roman — ein Kriminal-Roman, dem es aber an einem verschwindenden Ausfluß nicht fehlt — versetzt den Leser in **fast atemlose Spannung.** Aber nicht dies ist sein Hauptvorzug, sondern die **ergreifende Führung der Handlung,** die **psychologische Vertiefung der Charaktere, die ausgezeichnete Schilderung** italienischen Lebens. Das Werk wurde von dem im Januar d. J. dahingeschiedenen Autor im November 1896 vollendet, ist also sein **letzter,** aber wohl auch sein **bester** Roman.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.

Berlin W. 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M.
Neue Kramse 19/21.

Reichhaltigste Wochenschrift für Jedermann:

DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Preis vierteljährlich **M. 3.50.**

Postzeitungspreisliste für Deutschland No. 7211 a,
Postzeitungspreisliste für Österreich-Ungarn No 3538 a.

Probenummern und Prospekte gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

November-Programm.

Sonnabend, den 27. November, abds. 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10/11.

Monatsversammlung. Diskussionsthema: Was wollen wir diesen Winter thun?

a) Werkeltags- oder auch Sonntagsvorträge? Belehrung oder auch Erbauung? Referent: Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller.

b) Gestaltung der geselligen Abende. Referent: Hr. Eisenstädt.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Kampf ums Recht.

Roman von **Karl Emil Franzos.**

Dritte Auflage. — Zwei starke Bände. — Groß-Oktav.

Geheftet M. 10, Eleg. geb. M. 12.

Paul Heyse schreibt im „Neuen Deutschen Novellenschatz": „Einen großen Wurf hat Franzos mit dem Roman „Ein Kampf ums Recht" gethan, einen Epos in Prosa von der erschütterndsten ethischen Gewalt. Niemals ist der Kohlhaas-Idee zu wuchtigerer Entwicklung gelangt, unterstützt von einem der großartigsten landschaftlichen und Kulturhintergründe, die sich überhaupt denken lassen."

W. E. Gladstone, der große englische Staatsmann und Schriftsteller, der eine Übersetzung des Werkes in England eingeführt hat, schreibt: „Der Held des Buches ist eine Charakterzeichnung, eingegeben von einer ganz ungewöhnlichen Kühnheit und Kraft des Strebens. Der Roman gleicht einem Gemälde, das vom Licht und Luft Kraft. Ein Dichter, wo hierher, eröffnet und erfrischt die tiefsten und innersten Quellen unserer Natur."

Rudolf von Ihering urteilt in seinem „Kampf ums Recht": „Die Dichtung bildet ein würdiges Seitenstück zu Michael Kohlhaas von Kleist. Ein Seelengemälde von einer Wahrheit und erschütternden Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Ludwig Fulda („Nation"): „Eine litterarische That im vollen Sinn des Worts, eine Tragödie ergreifendster Art. Die Darstellung ist meisterhaft; eine bedeutende Idee ist fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen."

Johannes Scherr („Gegenwart"): „Nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Urteilsfähige dürften nicht anstehen, in dem Helden dieses Romans eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt und mit bewundernswerter Energie gelöst hat, war, die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüt aufzuzeigen."

Neue freie Presse: „Schon die Form berechtigt, das Buch den hervorragendsten Kunstwerken der Gegenwart beizuzählen, noch mehr das Problem."

Illustrierte Frauen-Zeitung: „Welche gewaltige Natur! Welche gewaltigen Menschen! Belebt durch eine hochdramatische Handlung gewährt der Roman eine so anziehende Lektüre, wie kaum ein anderes Werk unserer neuen belletristischen Literatur bietet."

In unserem Verlage ist erschienen und durch **alle Buchhandlungen** sowie von uns direkt zu beziehen:

Marie von Olfers,

Backfische und alte Jungfern.

Novellen.

Inhalt: Glücklich? — Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Ein Band Groß 8°. Gediegenste Ausstattung. Geh. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—.

Wohl das reizendste, gemüt- und humorvollste Buch, das die mit Recht in weiten Kreisen geschätzte Dichterin hat erscheinen lassen. Während „Glücklich?" in dem Geschick zweier jungen Mädchen ein tiefgreifendes psychologisches Problem verkörpert, ist „Minchens und Pinchens Sommerfrische" eine Alte Jungfern-Geschichte voll überquellenden, dabei feinsten Humors. Das Buch wird nicht bloß viel gelesen werden, sondern sich auch sicherlich als Geschenkbuch, namentlich für junge Mädchen einbürgern. Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke durch seine Reinheit, seine Poesie und seinen Stoffkreis, wie kaum ein anderes Novellenbuch der neuesten Zeit.

Berlin W., 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck von W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

☞ Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin bei, das wir der Beachtung der Leser empfehlen.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2289.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 4. Dezember 1897. | Nr. 49.

☞ An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 40 beilegen lassen. Porto-Ausgaben werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen sortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Dezember 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ola Hansson, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts Geh. M. 6 — Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbilder versetzen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Autoren zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Marie Ebner-Eschenbach.

Probebild aus: „Die Geschichte des Erstlingswerks".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann Wochentags 12 bis 3 nachmittags und 6 bis 10 Uhr abends Sonntags ½10 bis 1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 5000 Bände.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung“ besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Deckr mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben“ — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Schrrr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stielrr, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen“ und „Aus der römischen Campagna“), **Anton von Werner, Alexander Liezrn-Mayer, Karl Gehrts** u. a. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXII bleibt der Preis von M 8.— unverändert.

Berlin, W. 10.
Kaiserin Augustastr. 77.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Diakonissin.
Preisbild von „Die Berlinerin“.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

H. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung Geb. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband geb. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvollr Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen.“

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gewöhnliche Ansicht hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert.“

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen.“

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 6 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können.“

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso anregend als gediegen ist.“

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden.“

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2200.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 4. Dezember 1897. | Nr. 49.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: National. Von Dr. M. Kronenberg — Themis in der Politik. Von Prof. F. Staudinger — Die Todesstrafe eine Frage der Volkserziehung. Von Anna Blum — Streiflichter: Klerikalismus; Die Koalitionsfreiheit. — Vermischtes. — Bücherschau.

National.

Von Dr. M. Kronenberg. (Berlin.)

II.

Diejenigen, welche vom Standpunkte einer höheren sittlichen Kultur aus sich als Gegner einer besonderen nationalen Denk- und Empfindungsweise bekennen, pflegen vor allem auf deren Ausartungen und ihre schlimmen Folgeerscheinungen hinzuweisen. Welchen Wert könnte oder vielmehr welchen sittlichen Unwert müßte wohl eine Idee haben, welche die Menschen entzweit, statt sie zu einander zu führen und zu versöhnen, aus der eine solche Saat der Unvernunft und vor allem des Hasses hervorsprießt, wie es überall beobachtet wird? Allein kein Schluß ist unberechtigter als der von der Entartung einer Sache auf diese selbst, von der Karrikatur auf das ideale Gegenbild, von der unnatürlichen Verzerrung auf die reine und natürliche Form einer Idee.

Die natürliche Form? So wäre also das nationale Bewußtsein kein künstliches Produkt der trüben Gährung unserer Zeit, von unklaren Köpfen aus nebelhaften Vorstellungsmassen erzeugt, sondern in der Natur des Menschen und seiner höheren Entwicklung begründet? In der That ist dies der Fall. Alle Kulturentwickelung besteht, nach einem treffenden Worte Hegels, im letzten Grunde darin, daß der menschliche Geist sich fortschreitend seiner selbst bewußt wird, seiner selbst, d. h. auch seiner Stellung in der Welt, der Natur und im Verhältnis zu den anderen Menschen. Unentwickelte Völker haben kein nationales Bewußtsein und können keines haben. Aber auf einer höheren Stufe, wenn vor allem das geistige Leben innerhalb einer natürlichen Volksgemeinschaft reicher, tiefer und verfeinerter geworden ist, entwickelt sich immer lebhafter das Bewußtsein, mit einer engeren Kulturgemeinschaft unauflöslich verbunden zu sein, in und mit ihr die eigene Existenz mitzuempfinden und mit zu genießen, ihre Freuden wie ihre Leiden, ihre Aufwärtsbewegung wie ihre Erniedrigung. Den national Gesinnten kennzeichnet es, daß er mit vollem Bewußtsein sein geistiges Sein in dem Boden nationaler Kultur wurzeln läßt, aus dem es ja auch schon von Natur emporgewachsen, daß er mit Klarheit einsieht, empfindet und dankbar sich zur Anerkennung bringt: das Beste zum Aufbau der eigenen Persönlichkeit haben die von zahlreichen Geschlechtern aufgespeicherten Kulturschätze des eigenen Volkes gespendet, seine Dichter und Denker haben auch mir den Weg zu höherer Lebensführung erleuchtet, seine Lieder sind auch mir von früh an erklungen, um frohe Ahnungen in mir zu wecken, die höhere Gesittung, welche Tausende vor mir erarbeitet, hat auch mich sogleich zu einer höheren menschlichen Stufe empvorgehoben, kurz alle Keime der Bildung, welche immer um mich gelegt waren und mich noch jetzt wie die Luft, die ich athme, umgeben, tragen in ihrer eigentümlichen Färbung und Mischung durchaus den nationalen Charakter.

Es giebt schlechterdings keinen anderen Inhalt nationaler Gesinnung, als dieses Bewußtsein der Solidarität mit dem nationalen Kulturleben, darum auch mit den Kulturgenossen. Nichts ist deshalb törichter als dem, der, auf solches Bewußtsein gestützt, nationale Gesinnung für sich in Anspruch nimmt, diese absprechen zu wollen — so wenig man überhaupt etwas rein Innerliches, Gefühl oder Gesinnung, jemandem streitig machen kann — nichts ist auch leichter, als bestimmte Merkmale äußerer Art aufstellen zu wollen, etwa das Bekennen bestimmter politischer oder sonstiger Ueberzeugungen, oder gar die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession oder Race u. dergl.*) Das einzige, aber auch rein negative, Merkmal äußerer Art, welches es giebt, ist die Gemeinschaft der Sprache, als des Trägers einer bestimmten Kulturgemeinschaft. Im Uebrigen ist stets die möglichst mannigfaltige Mischung von Volkselementen, welche nach Abstammung, Race, Religion u. s. w. verschieden sind, die unerläßliche Voraussetzung aller höheren, also auch der nationalen Kultur gewesen, und in vielen Fällen kann selbst der Fremdling, der eine Nationalität aufgiebt, um einer anderen sich zuzuwenden, in dieser — man denke etwa an Chamisso! — festere Wurzel schlagen, als Tausende von „raseinreinen" Autochthonen, deren Vorfahren seit Jahrhunderten auf der heimischen Scholle saßen.

Zur nationalen Gesinnung im höchsten Sinne gehört freilich nicht bloß das Bewußtsein der Solidarität mit den Genossen nationaler Kultur, sondern auch die Entschlossenheit, die daraus entspringenden sittlichen Pflichten auf sich zu nehmen. Soweit diese besondere Art sind, kann man sich am ehesten darüber klar werden, wenn man erwägt, daß für eine Gemeinschaft von Menschen das Nationale dieselbe Bedeutung hat, wie für den Einzelnen der Begriff der Persönlichkeit. Je höher diese entwickelt ist, um so mehr wird sie andere Persönlichkeiten auch der entgegengesetztesten Eigen-

*) In einer Schrift „Reines Deutschtum" von Dr. Friedrich Lange, dem bekannten ehemaligen Herausgeber der „Täglichen Rundschau" ist ganz konsequent vom Standpunkte des nationalen Jakobinerlums aus ernsthaft die Prüfung der nationalen Gesinnung gefordert und es sind dafür bestimmte Merkmale, als: bestimmte politische Ueberzeugungen, konfessionelle Besonderheiten, namentlich aber auch anthropologische Merkmale z. B. bestimmte Schädelbildung, Haarfarbung und dergl. aufgestellt worden. Man kann unschwer ermessen, daß vor einer solchen anthropologischen Untersuchungskommission $^{9}/_{10}$ aller Deutschen nicht bestehen würden und als „reines" deutsches Resultat höchstens Herr Lange mit wenigen blondgelockten Teutschen übrig bliebe.

art, achten und tolerieren, niedriger Stehende nach Möglichkeit zu dem eigenen höheren Standpunkte hinaufzuheben suchen, aber auch diesen wie jenen gegenüber sich selbst behaupten, denn „höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.“ Ganz dasselbe gilt von der Individualität im Großen, der nationalen Kulturgemeinschaft. Auch sie hat ein Recht, ja die Pflicht, ihr Eigenstes und Bestes, eben die nationale Persönlichkeit, wenn man diesen Ausdruck vielleicht anwenden darf, zu behaupten: gleichartigen Volksindividualitäten gegenüber vor allem, indem sie dem Angriff die Abwehr als Notwehr entgegenstellt, unentwickelten Volksgemeinschaften gegenüber vor Allem, indem sie, bei aller Teilnahme und Toleranz, bedacht bleibt, nicht durch allzu enge Gemeinschaft mit ihnen auch auf ihre niedrigere Entwicklungsstufe zurückzusinken. Wer, statt die geistig niedriger Stehenden zu sich emporzuziehen, in deren engste Gemeinschaft sich begiebt und, aus welchen Motiven immer, es nicht achtet, ohne Widerstand es duldet, daß er seiner besten Eigenart entkleidet wird, der kann nicht vom Standpunkte der Klugheit, aber auch nicht von dem der Ethik gerechtfertigt werden. Nicht anders im Verhältnis der Nationalitäten. Den Helden von Marathon und Salamis dankt es die gesamte Kulturwelt noch heute, daß sie die griechische Nationalität vor dem Ansturm der Barbaren gerettet haben. Oder hätten sie gelassen der weiteren Entwickelung der Dinge zuschauen und abwarten sollen, wie weit die aufstrebende nationale Kultur der Perser sich der ihrigen gegenüber durchsetzen werde?

Von ähnlichen Gesichtspunkten aus mag man auch die heftigen nationalen Kämpfe beurteilen, welche gegenwärtig die Deutschen Oesterreichs führen. Man mag die vielen unerfreulichen und abstoßenden Erscheinungen, die sich hierbei zeigen, so lebhaft als möglich beklagen — sie treten übrigens fast durchweg im Gefolge jener Entartungen der Nationalitätsidee hervor, von denen vorher die Rede war —, so ist doch der einmütige Widerstand eines ganzen Volkes — nicht bloß der führenden Politiker, — das Gefühl der engsten nationalen Solidarität, das sich hier zeigt, ein Schauspiel durchaus erhebender Art. Und der Widerstand selbst ist auch der Hauptsache nach gerechtfertigt, denn er bezweckt doch, wenigstens im Sinne der Besten, die an ihm teilnehmen, nichts Anderes als die Verteidigung der nationalen Güter, die Selbstbehauptung der nationalen Individualität, die von allen Seiten bedroht ist, bedroht zunächst gerade an dem Punkte, der für alles nationale Leben am wichtigsten ist: in dem Geltungsbereiche der nationalen Sprache. Gewiß haben auch die anderen, offensichtlich in lebhaftem Aufstreben begriffenen Völkerschaften Oesterreichs das unbestreitbare Recht, ihre nationale Eigenart voll zu entwickeln. Aber darf diese Anerkennung des Rechtes der anderen Nationalität so weit führen, die eigene ohne Widerstand preiszugeben, und um so mehr preiszugeben, wenn diese sich der kulturellen Ueberlegenheit bewußt ist und es zweifellos ist, daß, was hier an deutschem Wesen vernichtet wird, einen vielleicht unersetzlichen Verlust auch für den Kulturfortschritt der ganzen Menschheit bedeutet? Es gab eine Zeit, wo man glaubte, die Sittlichkeit kenne bloß altruistische Gebote, keine egoistischen. Heute ist denn doch die Ueberzeugung fast Gemeingut geworden, daß beide ihr gesondertes Recht haben. Das gilt auch für das sittliche Verhältnis verschiedener Volksgemeinschaften. Mag immerhin auch der national Gesinnte sich bemühen, das Bleibende, das Dauernde im Auge behaltend, Vergangenes und Zukünftiges überdenkend, die eigene Nationalität zeitweise zu vergessen, in die fremde sich liebevoll zu versenken und ihr keine mögliche Anerkennung, ja selbst keine Hilfsbereitschaft zu versagen: im Augenblicke der Gefahr, der berechtigten Abwehr ist es ebensolche nationale Pflicht, mutig und affektvoll Partei zu ergreifen, und dann mag selbst ein übereiltes Wort der leidenschaftlichen Empörung eher gerechtfertigt erscheinen als mattherziges Beiseitestehen, das aus wohlmeinender abstrakter Gerechtigkeit ungerecht wird gegenüber den eigenen Volksgenossen.

Vielleicht ist es dem österreichischen Staatswesen mit seinem bunten Gemisch von Nationalitäten vorbehalten, gleichsam das Paradigma zu werden, an dem die Entwickelung der Nationalitätsidee vorbildlich abgewandelt wird, so daß schon darum nicht blos vom nationalen Standpunkte, sondern auch von dem des allgemeinen Kulturfortschritts die dortigen Kämpfe die größte Aufmerksamkeit verdienen. Jedenfalls bedeuten auch diese nationalen Kämpfe unserer Zeit ein sehr wichtiges Moment in dem Aufsteigen zu höheren ethischen Lebensformen; der allgemein menschliche Kulturfortschritt muß sich vollenden, indem die Nationalitäten die höchstmögliche Stufe ihrer Entwickelung erreichen. Denn der abstrakte Begriff der Menschheit besitzt seine Wirklichkeit erst in den Nationen, sowie diese in der Gesamtheit der Individuen, welche ihre Glieder bilden. Nationalismus und Humanismus bilden, richtig verstanden, keinen Gegensatz, vielmehr bezeichnen die drei Worte Persönlichkeit, Nationalität, Humanität nur die drei sich ergänzenden idealen Erscheinungsformen alles Kulturfortschrittes. Die Entartungen, welche das Nationale vielfach zeigt, dürften darum grade die Freunde und Förderer ethischer Kultur am wenigsten irre machen, sie dürften nicht Veranlassung geben, das Nationale zu bekämpfen und sich selbst desselben zu entäußern, sondern es reiner und tiefer, im Einklang mit den allgemeinen ethischen Grundsätzen, zu entwickeln. Denn es giebt, wie ein treffendes Wort Goethe's lautet, zwar nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten, aber ebenso auch nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächte.

Themis in der Politik.

Von Prof. F. Staudinger (Worms).

Nehmen wir einmal an, es wolle ein Deutscher in einer deutschen Zeitung im Ernste schreiben: „das Königtum gewaltsam aus dem Wege zu räumen, möge ja einige praktische Bedenken haben; sonst würde ihn der formale Rechtsbruch, der in solcher Revolution von Unten liege, wenig anfechten.“ — Was möchte wohl die Folge für den sein, der solches schriebe? Zunächst würde die gesamte patriotische Presse von Nord bis Süd, von Ost bis West sich bis zur Heiserkeit ereifern über die bodenlose Nichtswürdigkeit, die sich über allgeheiligte Institutionen, verfassungsmäßig verbriefte und durch Eide bekräftigte Rechte des Monarchen so gewissenlos hinwegzusetzen im Stande wäre. Und in der That: daß solche Rede gewissenlos wäre, wer mag es leugnen? Aber es hätte schwerlich dabei sein Bewenden. Das Ding hätte doch wohl sein gerichtliches Nachspiel, und wenn ein Beamter so etwas sagte, wäre er wohl die längste Zeit Beamter gewesen. Hat man doch in Preußen bloß deshalb einen Bürgermeister gemaßregelt, weil er sein Zimmer einer Sozialdemokratin vermietet hatte.

Aber ein Deutscher darf in einer deutschen Zeitung ungescheut schreiben: „die Institutionen des Reichsparlamentarismus aus dem Wege zu räumen, wäre unschwer ins Werk zu setzen, wenn man nur wüßte, was an Stelle des demolierten Gebäudes kommen sollte. . . Sonst würde mich der formale Rechtsbruch, der in solcher „„Revolution von oben““ enthalten ist, wenig anfechten.“ Die patriotische Presse von Nord bis Süd, von Ost bis West ist hierbei garnicht in sittliche Entrüstung ausgebrochen, sie hat nicht deduziert, daß der Verfasser sich mit solchen Worten an der Majestät des Gesetzes und der Verfassung versündige; sie spricht von keiner bodenlosen Nichtswürdigkeit und eidvergessenen Gewissenlosigkeit, was sie im vorgenannten Falle sicher nicht versäumt hätte. Im Gegenteil! Man munkelt, daß gerade diese Sätze vielfach mit sehr beifälligem

Schmunzeln begrüßt worden sind. Und was die rechtlichen Folgen betrifft? Nun, bis jetzt liegen noch keine Erfahrungen vor, daß jemand, der derart über die Verfassung redete, benachteiligt worden wäre. Wir möchten auch wirklich nicht, daß dies geschehe, denn wir sind der Meinung, es sei weit besser für das Gemeinwesen, wenn jemand offen sagen kann, wo es ihn drückt, als wenn er den Groll innerlich zu Gift und Galle verwandelt, ohne ihn äußern zu dürfen. Darum hoffen wir auch nicht des Denunziantentums bezichtigt zu werden, wenn wir mitteilen, was ohnehin alle Welt weiß; daß nämlich Herr Reichsgerichtsrat Otto Mittelstädt in seinen Briefen „Aus der Flut" obige Sätze geschrieben hat.

Ja, die Themis nimmt sich anders aus in der Politik, wie im bürgerlichen Leben. Wie Herr Mittelstädt wohl als Richter den Schriftfälscher angefahren haben würde, der ihm so leichthin gesagt hätte: „Wenn's keine üblen Folgen für mich gehabt hätte, so hätte mich die Fälschung wenig gekümmert!" Ob wohl Herr Mittelstädt in seiner Antwort darauf das Wort „gewissenlos" gespart hätte? — Allein wir unsererseits sind weit entfernt davon, dies Wort auf Herrn Mittelstädt selber anwenden zu wollen; er ist ja da nicht besser und nicht schlechter, als die Mehrzahl unserer gebildeten Mitbürger.

Aber diesen letzteren einschließlich des Herrn Mittelstädt dürfte etwas anderes mangeln. Schreiber dieses hörte vor einigen Wochen einen wirklich gebildeten Mann fragen: „Finden Sie nicht, daß die allgemeine Bildung unserer gebildeten Kreise in den letzten Jahrzehnten ganz erschreckend niedergeht? Diese können ja gar nicht mehr denken, sobald es über die alltäglichen Dinge hinausgeht!" Das ist zweifellos richtig und der Grund dafür liegt auf der Hand. Unseren Gebildeten fehlt größtenteils etwas, was unsere Väter doch einigermaßen besaßen: eine einheitliche, den thatsächlichen Verhältnissen angepaßte Weltanschauung. Die Weltanschauung der Modernen besteht, sobald der engere Kreis des Fachs und des gesellschaftlichen Lebens überschritten wird, aus zusammenhangslosen Scherben und Bruchstücken aller möglichen, mit einander oft ganz unvereinbaren Gedankengänge. Sonst ganz gescheite Menschen machen dann, wenn sie über allgemeine Fragen sprechen, etwa den Eindruck, den ihnen selber jemand machen würde, der Eisen zu leimen, und Holz zu schmieden, Kanarienvögel mit Schwefelsäure zu füttern und Topfpflanzen in Hochöfen zu treiben sich unterfinge.

Das ist nun auch in hohem Maß bei Herrn Mittelstädt der Fall. Und da dieser als Reichsgerichtsrat einigen Einfluß hat, und seine Briefe wohl von vielen Gebildeten als Weisheit bestaunt werden, und weil in dieser Verwirrung der Geister eine öffentliche Gefahr liegt, so ist es nötig, daß wir unsere Behauptung an einigen Beispielen begründen. Viele sind nicht dazu nötig.

Wenn man Herrn Mittelstädts Gleichgiltigkeit gegen den Staatsstreich liest, so sollte man glauben, er gehörte auch zu den „patriotischen Gemütern", die in der Niederwerfung des Volkes, vor allem des vierten Standes, das Heil des Staates — will sagen: ihr eigen Heil — erblicken. Aber dem ist keineswegs so. An anderer Stelle schreibt Herr Mittelstädt, er wünsche ein „soziales" Königtum, „aller Rücksichten und Fesseln von Aristokratie und Bourgeoisie entledigt." Und wieder an anderer Stelle sagt er geradezu: „Nein! Soll unsere Monarchie der einseitigen Bevorzugung eines Standes verdächtig werden, dann dürfte ihre besondere Zuneigung lediglich dem vierten Stande zufallen." Das ist wirklich brav gedacht. Allein schade, daß ein Staatsstreich, den Herr Mittelstädt dabei so leicht nimmt, das Königtum mit unerbittlicher Folgerichtigkeit in die Fesseln von Junkern und Junkergenossen schlagen und nur diesen zur Knutung des Volks dienen würde, und daß umgekehrt ein „soziales" Königtum nur dann möglich wäre, wenn es in strengster Wahrung der Verfassung und des Reichsparlamentarismus an dessen volkstümlicher Weiterbildung selbstlos mithülfe. Logisch kann Herr Mittelstädt also nur eines von beiden wollen: „Staatsstreich mit Junkerherrschaft und Knebelung aller Volksfreiheit" oder „soziales Königtum mit Reichsparlamentarismus". Staatsstreich und soziales Königtum für vereinbar zu halten, stellt — wir bedauern es aussprechen zu müssen — Herrn Mittelstädt's politische Bedeutung genau auf die Stufe der Rede jenes Darmstädters, der im Jahre 1848 die deutsche Republik mit dem Großherzog von Hessen an der Spitze forderte. Glaubt Herr Mittelstädt wirklich ernstlich, daß die Wölfe, die eben gegen die Reichsverfassung die Zähne fletschen, etwas vom sozialen Königtum wissen wollen? Aber ausschlachten werden und thun sie die Thatsache weidlich, daß ein Hüter der höchsten Themis des Reichs betr. des formalen Rechtsbruchs so gar laxen Anschauungen huldigt.

Herr Mittelstädt schreibt ferner, gleich nachdem er seine Gleichgiltigkeit gegenüber dem formalen Rechtsbruch bezeugt hat:

„Die vermeintlich sittliche Entrüstung, die sich regelmäßig zu erheben pflegt, sobald die Eventualität des Staatsstreichs auch nur erwähnt wird, ist teils zu heuchlerisch, teils zu naiv, um auf mich Eindruck zu machen. Dieselben Leute, die sich keinen Augenblick besinnen würden, die königliche Gewalt durch Streichung von ein paar Verfassungsparagraphen sei es ganz zu beseitigen, sei es zu einem leeren Prunkstück parlamentarischer Regierung herunterzudrücken, geberden sich wie toll, sobald davon die Rede ist, die Monarchie könne ihre souveräne Gerechtsame auch einmal gegen die Verfassung und gegen verfassungsmäßige Volksrechte geltend machen."

Wir möchten da zunächst wieder den Richter Mittelstädt fragen, was er wohl seiner Zeit einem Diebe geantwortet hätte, der sich damit hätte entschuldigen wollen, der Andere habe gedroht, ihn zu bestehlen. Er wäre wohl kaum „naiv" genug gewesen, solch bubenhafte Rechtfertigung gelten zu lassen. Aber auf politischem Gebiete, da gerät Themis ins Wanken. Da sagt sie kaltblütig: Weil die Andern die von ihnen beschworene Verfassung gegenüber der Krone brechen wollen, deshalb darf die Krone die von ihr beschworene Verfassung gegenüber den Anderen brechen. Das ist in der That „naiv".

Mittelstädts Argumentation wäre also selbst dann haltlos, wenn feststände, daß es Parteien gäbe, die der Krone gewaltsam etwas anhaben wollten. Allein es fragt sich, ob diese Voraussetzung zutrifft. — Nun die Sozialdemokraten! antwortet man da: die wollen doch notorisch die gewaltsame Revolution! — Gewiß stand einmal im kommunistischen Manifest und sonstigen älteren Schriften etwas derart. Seit langen Jahren hat man nichts mehr davon gehört; und entgehen kann so etwas nicht gut: solche Kundgebung wäre in allen Zeitungen besprochen worden. Wohl aber kann man in den Hamburger Nachrichten und sonst schon öfters lesen, daß es angenehm wäre, wenn die Sozialdemokratie zum gewaltsamen Aufstande gereizt werden könnte, da man dann leichter mit ihnen fertig werde. Solchen ungefähr dem sittlichen Standpunkte eines Zulu entsprechenden Aeußerungen haben die Sozialdemokraten, so viel wir wissen, allemal kaltlächelnd geantwortet, daß es ihnen gar nicht einfalle, ihren Gegnern den Gefallen zu thun und den gesetzlichen Boden zu verlassen. — Wir dürfen also ruhig sagen: Es denkt heute kein Mensch an eine gewaltsame Revolution von unten behufs Abschaffung oder Beschränkung des Königstums, selbst die extremsten Parteien nicht. Nur gewisse Kreise, die sonst, wenn es andere Leute im Zaum zu halten gilt, nicht genug von Recht und Gesetz und Ordnung zu reden wissen, sie reden heute auffälliger Weise von Verfassungsbruch und Staatsstreich. Und die Entrüstung darüber, daß gerade solche Leute, die sonst von christlicher Sitte, Heiligkeit der Rechtsordnung ꝛc. triefen wie ein Oelbaum; daß gerade solche Leute von einem Staatsstreich so ungeniert sprechen als gelte es ein Butterbrotessen: diese Entrüstung soll geheuchelt sein?! Herr Mittelstädt ist in der That sehr „naiv".

Digitized by Google

Freilich eines leugnen wir nicht: Es gibt große, sehr große, weit über die Sozialdemokratie hinausgehende Volksschichten, die die gegenwärtig im Reich und besonders in Preußen herrschende Politik mißbilligen und eine Aenderung derselben erstreben. Diese Schichten möchten allerdings eine den modernen Verhältnissen nach ihrer Ansicht angemessenere Gesetzgebung und einen nach ihren Begriffen freiheitlicheren Ausbau der Verfassung. Aber seit wann ist denn solches Bestreben strafwürdig, so lange es sich im Rahmen von Gesetz und Verfassung hält? Die Worte „verfassungsmäßig" „gesetzlich" thun hier alles zur Sache. Und diese Worte übergeht der Herr Reichsgerichtsrat in obigen Sätzen da, wo es sich um Bestrebungen des Volkes handelt ganz auffällig, so daß es klingen muß, als ständen bei uns in Deutschland die Befürworter der gewaltsamen Revolution von unten den Befürwortern der gewaltsamen Revolution von oben sich schroff gegenüber, und als vergössen jene nun Krokodilstränen über das Unterfangen des letzteren. Nein! Nein! So steht die Sache nicht, so durchaus nicht. Hier müssen wir unserem Themistokles doch ganz gewaltig sein Konzept verbessern. Die Sache steht in Wirklichkeit so:

Weil eine Reihe „patriotischer Gemüter" in allen Knochen spüren, daß das Volk sie in nächster Zeit auf gesetzlichem Wege in den Volksvertretungen bei Seite drängen und auf gesetzlichem Wege in eben diesen Volksvertretungen mancherlei durchsetzen wird, was den Interessen besagter patriotischer Gemüter nicht so ganz entspricht: deshalb möchten sie, die sich sonst als geborene Hüter von Gesetz und Ordnung gebärden, dieser auf gesetzlichem Wege kaum vermeidbaren Eventualität dadurch entgehen, daß sie meineidig den ungesetzlichen Weg des Verfassungsbruchs empfehlen.

So liegt die Sache heute klar und unzweideutig für jeden der sehen kann. Und so muß sie dem Volke gezeigt und dargestellt werden, wenn man ihm Wahrheit bieten will. —

Die Dienstbotenfrage eine Frage der Volks-Erziehung.

Von Anna Blum (Spandau).

(Schluß.)

Hilfe können nur die Hausfrauen selbst schaffen, indem sie es sich zur ernsten Pflicht machen, jedes in ihr Haus eintretende Mädchen als ein ihrer Fürsorge anvertrautes Glied desselben zu betrachten, welches sie sittlich zu beeinflussen, hauswirtschaftlich zu erziehen, und welchem sie so den Weg ins Leben zu ebnen haben. Solche Fürsorge wird, besonders bei jüngeren Mädchen, nicht ohne Erfolg sein. Zeigen sich die Mädchen aber den erziehlichen Einflüssen gegenüber unempfänglich, dann muß einem solchen Mädchen wirklich durch ein gewissenhaftes Zeugnis der Weg des Weiterdienens versperrt werden und es kann das als eine Säuberung des Standes nur gewünscht und gutgeheißen werden. Je mehr die schlechten Elemente aus ihm verdrängt werden, je mehr wird das Dienen für die sittlich höher stehenden Töchter der Arbeiter, sowie für Töchter kleiner Handwerker und Beamten wieder zur Regel und zur Vorschule für die Gründung des eigenen Hausstandes werden. Und darin liegt die weittragende soziale Bedeutung der Dienstbotenfrage, daß die Dienstmädchen, wenn sie nach mehrjährigem Dienst in guten Familien des gebildeten Mittelstandes — gut für mich nicht gleichbedeutend mit reich — in die Ehe treten, die sittlichen und wirtschaftlichen Keime, die sie selbst in sich aufgenommen haben, hinaustragen ins Leben, hineintragen in ihre Kreise und diese dadurch heben und veredeln. Nur durch solche tüchtigen Hausfrauen und Mütter würde die Ehe im vierten Stande glücklicher gemacht, die Volkserziehung gefördert, die Volksbildung gehoben werden. Und noch ein weiterer Segen würde durch diese erziehliche Fürsorge erzielt werden: eine wirkliche Ueberbrückung der Klassenunterschiede, eine Versöhnung des Klassenhasses. Wie jetzt die Mädchen aus dem Dienste häufig in ihre Kreise zurückkehren — mit Haß im Herzen, mit Neid gegen die Bessergestellten und mit dem Verlangen, es ihnen gleichzuthun in Luxus und Vergnügen, zurückkehren, ohne richtig etwas gelernt zu haben, weil sie den Dienst zu oft wechselten und das Dienen zu früh aufgaben, da kann von einer solchen Ueberbrückung nicht die Rede sein; dagegen werden die Dienenden, welche die vorher erwähnte treue Fürsorge erfahren haben — man kann es an tüchtigen ehemaligen Dienstboten schon jetzt beobachten — die Zuneigung für die Familien, denen sie so viel zu danken haben, in ihr Leben mit hinausnehmen; eine richtige Würdigung der Standesunterschiede wird sie, und durch sie ihre Männer und Kinder, abhalten, mit Neid auf die besser gestellten Kreise zu sehen.

Darf man aber den Hausfrauen die Pflicht auferlegen, ihre Dienstmädchen zu erziehen? — Eine gesetzliche Pflicht gewiß nicht; eine moralische aber werden sie kaum ablehnen können, weil alles, was in den Bannkreis ihrer Familie, in ihren Wirkungskreis eintritt, auch ihrer Fürsorge anvertraut ist, und dann, weil es ihre soziale Pflicht ist, da helfend einzugreifen, wo nur — wie die sozialen Verhältnisse jetzt liegen — sie allein helfen können. Unleugbar übernehmen dabei die größte Pflicht die Hausfrauen, die ein junges, eben erst aus der Schule und dem Elternhause ins Leben tretendes Mädchen in ihr Haus aufnehmen. Sie würden zunächst manche Rücksichten nehmen müssen auf die junge Dienerin, diese würden sich aber später reichlich lohnen. Ich weise zuerst auf das Ernährungs- und Ruhebedürfnis hin. Mit unentwickeltem Körper, welcher der Pflege bedarf; mit ungeordneten und ungezügelten Trieben, welche der Zucht bedürfen; ohne sittlichen Halt, der auch bei ihrer Jugend kaum zu fordern ist; mit geringen Fertigkeiten und noch geringerem verwertbarem Wissen ausgerüstet, treten die Mädchen in den Dienst, und doch werden häufig von ihnen gleich Leistungen verlangt, denen sie nach Entwicklung und mangelnder Vorbildung nicht gewachsen sein können. Da muß denn dem Körper auch eine reichliche, gute Ernährung und ausreichende Ruhe auf einer guten Lagerstatt gewährt werden. Oft ist mir von Mädchen, wenn ich nach dem Grunde des Stellenwechsels fragte, gesagt worden: ich mußte hungern. Hörte man dagegen die Herrin, so beschwerte sie sich über die nicht zu stillende Eßlust und über die Naschhaftigkeit des Mädchens, vor der nichts sicher sei. Beide hatten mit ihrer Klage recht; die Hausfrau überlegte nur nicht, daß der junge Körper, dem bisher sein Recht auf Ernährung nicht voll gewährt worden war, bei der doppelten Kraftanstrengung, die ihm nun zugemutet wird — Wachstum und Arbeit von früh bis spät — auch der doppelten Nahrungszufuhr bedarf; daher die anstandslose Eßlust und die Naschhaftigkeit, die aus ersterer hervorgeht, wenn sie nicht in geordneter Weise befriedigt wird. Reichliche Ernährung ist also das erste, was die Hausfrau dem jungen Mädchen schuldet, das sie in ihr Haus nimmt; das zweite ist ausreichende Ruhe. Bleichsucht und Nervosität sind nicht mehr ein Privileg der bemittelten Stände, sie machen sich in der Entwicklungszeit aller Mädchen bemerkbar und fordern überall Fürsorge in bezug auf körperliche Pflege, Nachsicht in bezug auf Leistungen und Rücksicht auf das Maß der Anstrengungen, die man einem so jungen Mädchen zumuten kann. In wie seltenen Fällen aber üben Hausfrauen, die ein so junges Mädchen nahmen, um eine billige und willige Arbeitskraft zu haben, diese Nachsicht und Rücksicht aus! Da wird über Trägheit und Arbeitsscheu des Mädchens geklagt; die tiefer liegenden Ursachen macht sich dieselbe Hausfrau, die über das körperliche Wohlbefinden der eigenen, in demselben Alter stehenden, an denselben Entwicklungserscheinungen kränkelnden Tochter mit liebevoller, oft zu ängstlicher, verzärtelnder Sorge wacht, hier nicht klar. Ein wenig von dem Ueberschuß dieser Sorge und Pflege auf das junge Dienstmädchen verwendet würde für dieses eine körperliche und seelische Wohlthat sein; denn nichts verbittert so sehr, wie ungerechte, die an die äußerste Kraft reichende Forderungen und lieblose Beurteilung der Leistungen. Was die Hausfrau für ihre eigene Tochter an Pflege und Rücksicht in ähnlicher Lage wünschte, ist sie auch ihrem Dienstmädchen schuldig. Außer dem Arbeitsmaß ist auch die Arbeitszeit oft den Kräften nicht angemessen. Wie lang darf der Arbeitstag der Dienstmädchen sein? Hierin sind sie, junge wie ältere, der gedankenlosesten und schonungslosesten Willkür ausgesetzt, gegen welche die Gesindeordnung ihnen keinen Schutz bietet. Vom frühesten Morgen bis in die Nacht werden oft Anforderungen an sie gestellt, ohne daß es eine Ruhepause für sie giebt. Wenn auch in manchen Stunden der Arbeit weniger ist, so sind es keine Ruhezeiten, denn meist hat das Mädchen keinen Raum, in den es sich ein wenig zurückziehen, sich hinsetzen,

Digitized by Google

einmal etwas für sich arbeiten, oder aber — schrecklicher Gedanke! — für sich lesen könnte, um auch den so notwendigen ergackenden Wechsel aoa körperlicher Anstrengung und geistiger Auffrischung einmal an sich empfinden zu können. Das Mädchen wird als Maschine betrachtet, und die Hausfrau klagt über Trägheit, über ungenügede Leistungen desselben, wenn sie es nicht stets beaufsichtigt, oder darüber, daß sie das Mädchen beim Staubwischen oder dergl. überm Lesen ertappt habe. Wer oerschuldet auch diese Nachhaftigkeit? Doch nur die „Herrin", die dem berechtigten Bedürfnisse nicht Rechnung trägt. — Die mit Recht scharf aerurteilte Hintertreppen-Literatur, deren Käufer und Leser die Dienstboten sind, würde am besten dadvrch unterdrückt, weun die Herrschaften für eine passende Lektüre der Dienstleute Sorge trügen und diese an gesundere Kost gewöhnten. Anstatt die Bücherschränke der heranwachsenden Töchter ängstlich vor der jungen Dienerin zu oerschließen, sollte die Herrin ihr ab und zu selbst ein Buch daraus wählen und ihr hin und wieder eine Stunde Zeit gewähren, es zu lesen. Eine freundliche Frage aach dem Gelesenen bei der gemeinsamen Arbeit in Zimmer oder Küche würde gewiß auf guten Boden fallen. Manche Stunde, die jetzt dem Tanzboden, dem Treppenklatsch, dem zu so vielen Unsittlichkeiten Veranlassung gebenden Stehen aor den Hausthüren gespendet wird, würde dann der geistigen Fortbildung der Mädchen, d. h. der Volkserziehung, geweiht werden. — Und wie steht es mit der Sonntagsruhe der Dienstmädchen in vielen Häusern? Die meisten Gastereien werden in allen Familien, deren Glieder in der Woche durch Amt oder Erwerb viel in Anspruch genammen sind, auf den Sonntag verlegt. Das Sonntagsessen soll besser als das der Woche sein — das Ueberbleibsel der gut bürgerlichen Sonntagsfeier älterer Zeit, zu der Kirchgang und Sonntagsbraten gehörten — der erstere ist vielfach geschwunden, letzterer geblieben. Die Mehrarbeit in Küche und Haus fällt meist der Dienerin zu, ihre Sonntagsmeist auch Feiertagsruhe illusorisch machend. Den Dienstleuten gewährt das Gesetz auch darin keinen Schutz. Die einzige Bestimmaug, die darauf sich bezieht, auch zugleich die einzige Befriedigung geistiger Bedürfnisse, zu der die Herrschaft aerpflichtet ist, lautet: (Gesindeordnung, S. 16 § 84) „Die Herrschaft muß dem Gesinde die nötige Zeit zur Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes lassen und dasselbe dazu fleißig anhalten." Wie steht es aber mit der Beachtung dieser Verpflichtung? Wenn ich auch die Bevormundnng des „Anhaltens" bei älteren Mädchen aerwerfe, so halte ich es doch für Pflicht der Hausfrau, dem Mädchen beim Dienstantritt bestimmt zu sagen, in welchen Zwischenräumen es zur Kirche gehen darf. Ein religiöser Zug — der mit dem dagmatischen und konfessionellen Glauben nichts zu thun hat — lebt mächtig im Volke und er sollte nicht unterdrückt, sondern als oft einziges Mittel der Erhebung des Gewütes aon allen, die ein Mandat zur Volkserziehung haben — dazu rechne ich auch die Hausfrauen, die Dienstdaten halten — gepflegt und gefördert werden. Die geistige Erhebung, die der Gebildete bei Anhörung edler Musik, beim Anblick eines Kunstwerkes, beim Genuß eines klassischen Dramas empfindet, wird dem Ungebildeten meist nur durch den Gottesdienst gewährt. Die Kirche ist, zumal in kleinen Städten und auf dem Lande, wo jede Gelegenheit zu edler Unterhaltung für das Volk fehlt — sind doch Veranstaltungen zu bildenden und veredelnden Volksbelustigungen selbst in Großstädten noch gering an Zahl dem Bedürfnis gegenüber — der einzige Ort, wo edle Musik, edler Gesang erhebend an sein Ohr klingt und durch dieses ins Herz dringt; die Predigt des Geistlichen ist oft die einzige bildende Rede, die auf ihr Gewüt einwirkt.

Wir hätten nun aon der Zucht zu reden, worunter ich die Erziehuag zur Sittlichkeit verstehe. Da wird fast noch mehr gefehlt, als auf den aarher berührten Gebieten. — Häufig in unsittlicher Umgebung aufgewachsen, durch die das Ehr- und Schamgefühl, beide Wächterinnen weiblicher Sitte, in dem jungen Mädchen unterdrückt oder ertötet wurden, mit unklaren, in der Entwickelungszeit begründeten Trieben und Begierden, bedarf es einer strengen Aufsicht, ernster Mahnung, gütiger Zurechtweisung und der Behütuag aor allen Gelegenheiten, durch die es in Versuchung geraten kann. Wie steht es aber mit Aufsicht, Mahnung, Zurechtweisung und Behütung? Wie viele Hausfrauen kümmern sich darum, wo das Mädchen die ihm gewährten freien Nachmittage und Abende aerbringt? Wie viele Hausfrauen kömmern sich darum, in welcher Gesellschaft ihre Kindermädchen die Zeit des Spazierengehens mit den Kindern sich aufhalten? Eine Sorglosigkeit, durch die auch ihre Kinder häufig körperlich und sittlich geschädigt werden. — Und nun die Schlafgelegenheiten? Meist sind sie durch die ganze Wohnung von dea Schlafräumen der Herrschaft getrennt, aon der Hintertreppe aus erreichbar, oder gar auf dem Boden liegend, Thür an Thür mit den Schlafkammern von Offiziersburschen, Gesellen u. s. w.; sie sind oft so recht geeignet, die Mädchen aor ihren eigenen Begierden und deaen der Männer im Hause aogelsfrei zu machen. Wen trifft die moralische und müßte anch die gesetzlich aerfolgbare Schuld treffen, wenn das Mädchen, wie leider so oft, sittlich fällt und dann auch häufig körperlich and moralisch zu Grunde geht? Die Hausfrau, die das ihr anaertraute Mädchen, — ihre Geschlechtsgenossin — nicht behütete, die die Gelegenheit zu Versuchung und Fall nicht beseitigte, sa viel in ihrer Macht stand. Die Hausfrau hat die moralische Verpflichtung, ihr Dienstmädchen — je jünger dasselbe ist um so mehr, nicht nur oor Versuchung und Fall zu behüten, so weit es ihr möglich ist, sandern dasselbe auch zur Sitte zu erziehen und anzuhalten. Wo die Verpflichtung anerkannt und erfüllt wird, trägt sie, unoerdesserliche Ausnnhmen adgerechnet, auch gute Früchte.

Selbstzucht ist dabei das erste Erfordernis des Erziehers; eigne Wahrhaftigkeit, Ernst gepaart mit echter Freundlichkeit, Sicherheit im Befehlen und festes Beharren bei dem Befohlenen, eine feste Hausordnung, Nachsicht bei unaerschuldeten Versehen, liebreicher Tadel bei Vergehen, ernste Strafen bei Verschuldungen sind die Mittel, auch lügenhafte, trotzige und widerspenstige Mädchen zu erziehen und zu bessern. Sind diese Mittel nutzlos erschöpft, aber erst dann, sa muß das unoerbesserliche Mädchen mit der wahrheitsgemäßen Nennung der Entlassungsgründe entlassen werden. Wie steht es nun mit der Verpflichtung zur Unterweisung der Mädchen in den Hauhaltungsarbeiten? Nimmt eine Hausfrau ein junges, eben schulentlassenes Mädchen in ihren Dienst, weil sie ein älteres Mädchen nicht dezahlen kann oder nicht Arbeit genug für ein solches hat, sa muß sie sich sagen, daß sie damit die Verpflichtung übernimmt, das Mädchen für den Haushalt zu erziehen.

Zu dieser Aufgabe gehört viel Geduld, Selbstbeherrschung und eigne Kenntnis der komplizierten Wirtschaftsmaschinerie. Dem Anordnen muß stets das Vormachen vorangehen. Fehlen der Hausfrau die oben bezeichneten Eigenschaften, oder hat sie keine Zeit, oder fehlt ihr die Kraft, dann darf sie kein so junges Mädchen in ihr Haus nehmen, denn es ist in jedem Falle eine Versündigung, eine Aufgabe zu ubernehmen, der man nicht gewachsen ist oder die man nicht erfüllen will. Der erste Dienst ist oft der entscheidende für die ganze Entwickelnug und Lebensführung des jungen Mädchens, und die erste Hausfrau, in deren Haus es eintritt, übernimmt eine große Verantwortlichkeit dem Mädchen und der Gesellschaft gegenüber, deren Glied es ist. Nun wenden manche Hausfrauen, mit denen ich diese Seite der Volkserziehung eingehend besprochen habe, ein: Ja, wenn ich das Mädchen herausgefüttert, ihm Anstand und Manieren beigebracht, es die Hausarbeit gelehrt habe, dann verläßt es mich oder fordert größeren Lahn. Es ist ein undankbares Geschäft, das Einlernen junger Mädchen (es ist bezeichnend, daß auch das Wort „abrichten" gebraucht wird). Die Lahnfrage zuerst widerlegend kann man nur entgegnen, der Geselle fordert und erhält auch mehr Lohn von seinem Lehrmeister, als er als Lehrling erhalten hat, und niemand findet in seiner Forderung eine Undankbarkeit. Kann oder will die „Lehrherrin" ihrem jungen Dienstmädchen keinen höheren Lohn geben, oder will dieses in ein nnderes Haus gehen, wa es noch Neues lernen kann, so muß die Herrin es gehen lassen, ohne es undankbar zu schelten. Ein Zurückbehalten auf Kosten des Mädchens wäre ein Egoismus, dessen sich meine „Ideal-Hausfrau" nicht schuldig machen darf. Ihr bleibt das Bewußtsein, einem jungen Menschenkinde den Lebenskampf erleichtert und dem Kreise, aus dem es stammt, ein gutes Pflanzreis gerettet zu haben. In der richtigen Erwägung, daß die beste Dienstbotenschule der kleine aon der Hausfrau selbst geführte und wohlgeordnete Haushalt ist, daß es aber schwierig ist, solche Hausfrauen zu bewegen, unwissende Mädchen unter Zahlung aon Lohn zu tüchtigen Dienstmädchen heranzubilden, haben einige Frauenaereine die Frage der Erziehung der weibl. Dienstboten, die Familienerziehung der Anstaltserziehung vorziehend, dahin zu lösen gesucht, daß sie junge Mädchen, besonders Töchter solcher Mütter, die, aus welchen Ursachen immer, ihnen keine Anleitung geben können, für 1 Jahr in kl.nen Haushaltungen unterbringen, u. zw. gegen eine angemessene Entschädigung für

Kost- und Lehrgeld, wobei sich die Vorstandsdamen das Recht der Beaufsichtigung des Pfleglings vorbehalten. Erst nach diesem Lehrjahr wird das Mädchen gegen Lohn vermietet; aber immer, solange es sich nicht selbst der Beaufsichtigung entzieht, steht das Mädchen unter dem Schutze seiner Pflegerin. In Lissa in der Provinz Posen besteht die Einrichtung schon mehrere Jahre und soll höchst segensreich wirken. Auch in Chemnitz i. S. traf ich ähnliche Veranstaltungen, die der Initiative einzelner Damen entsprangen. Ich fand in dem Hause der bekannten Frau Ue. Enzmann — bekannt durch die Fürsorge für die zahlreichen Fabrikarbeiterinnen dortiger Stadt — ein junges schulentlassenes Mädchen, das sie zum Anlernen in ihr Haus genommen hatte. Sie sorgte für sämtliche Bedürfnisse des Mädchens, forderte aber keine anderen Leistungen als die mit dem Anlernen verbundenen notwendigen Arbeiten. An den von der Hausarbeit freien Stunden besuchte das Mädchen die Fortbildungsschule, wo es neben der Fortbildung in den Hauptfächern des Schulunterrichts in allen im Haushalt notwendigen Nadelarbeiten weitergeführt wurde. Da in dem Hause mehrere Dienstboten waren, oblag die eigentliche Anleitung des Haushaltungslehrlings diesen, die Oberaufsicht übte aber die Hausfrau selbst. Die Dame teilte mir mit, daß diese Einrichtung, im eigenen Hause junge bedürftige Mädchen für das Dienen vorzubilden, in mehreren guten Familien eingeführt sei und schon vorzügliche Resultate erzielt habe.

Aber alle diese Veranstaltungen, zu denen ich die Bestrebungen des Vereins Jugendschutz, des Vereins zur Fürsorge schulentlassener Mädchen rechne, so vorzüglich und dankenswert sie sind, so sehr sie auch davon zeugen, wie immer weitere Kreise das soziale Denken lernen, sich immer mehr ihrer sozialen Pflichten bewußt werden, sie kommen doch nur einer verschwindenden Minderzahl der hilfsbedürftigen Mädchen der lohnarbeitenden Stände zu gute.

Es ist das eigentümliche Wesen des Altruismus, daß, indem wir das beste anderer vertreten, wir indirekt stets für unser eigenes Wohl sorgen. Auch hier wird mit besser erzogenen, besser vorgebildeten, anhänglicheren und sittlicheren Dienstboten mehr Wohlbehagen in unser eigenes Heim ziehen, wird so manche sittliche Gefährdung der eigenen Kinder verhütet. Und wenn endlich durch Verheiratung diese Mädchen in ihre eigenen Kreise zurückkehren, werden die in gebildeteren Kreisen aufgenommenen Bildungskeime befruchtet und aus der Saat sprießen geordnete Arbeiterhaushaltungen, häusliche Männer, die Freude an ihren Kindern haben und sich in einem behaglichen Heim, das nur eine wirtschaftliche Frau ihnen bereiten kann, wohlfühlen, da sprießt endlich eine bessere Erziehung der Kinder hervor, die zu einem leiblich und geistig gesunden Geschlecht heranwachsen. —

Wie die einzelne Hausfrau und Dienstherrin meines Erachtens eine Pflicht hat an der Lösung der Dienstbotenfrage mitzuwirken, so auch die Gesellschaft. Die Veranstaltungen zur sittlichen Hebung der Dienstboten gehen jetzt meist nur von der inneren Mission aus; es müßten Vereinigungen in größerer Zahl geschossen werden, wo den Dienstmädchen an ihren freien Nachmittagen und Abenden eine edle Unterhaltung geboten würde. Größer aber noch als die Verpflichtung der Einzelnen und der Gesellschaft ist die des Staates. Ehe nicht bessere Maßnahmen zur Verhütung der Verwahrlosung und der sittlichen Gefährdung der schulpflichtigen, zur obligatorischen Fortbildung der schulentlassenen Jugend getroffen werden, d. h. ehe nicht die Zwangserziehung für alle im Elternhaus sittlich gefährdeten Kinder und die obligatorische Fortbildungsschule für die männliche und weibliche Jugend eingeführt wird, eher wird auch die Dienstbotenfrage nicht zu einer befriedigenden Lösung kommen. Sittliche Bewahrung und ausreichende Schulung des heranwachsenden Geschlechtes sind die wichtigsten Heilmittel der sozialen Not, an der unsere Zeit krankt. Und die Hausfrau, die auch nur ein junges Mädchen vor dem sittlichen Fall bewahrt und sie zu einer tüchtigen Frau hat erziehen helfen durch Unterweisung und Beispiel, hat ein Sandkorn zum Kulturbau der Ewigkeit beigetragen. Ihre Arbeit, so unscheinbar sie nach außen ist, trägt reiche Frucht.

Streiflichter.

Klerikalismus. Die Angelegenheit des „falschen Erzherzogs" in Aachen hat die deutschen und ausländischen Zeitungen vor Kurzem in ausgiebigster Weise beschäftigt. Sie bot dem sensationshungrigen Publikum pikanten Gesprächsstoff und jetzt, nachdem die widerwärtige Komödie ein jammervolles Ende gefunden hat, ist das Interesse für den Gegenstand wieder erloschen. Indessen kommt diesem „Fall", nach unserem Dafürhalten, doch eine weit größere Bedeutung zu, als ihm die Berichte der Tagespresse zuerteilt haben. Diese Bedeutung legen wir nicht dem Schwindel als solchen bei, sondern vielmehr dem merkwürdigen Milieu, in dem er sich abgespielt hat, in dem er Gläubige fand, in dem er überhaupt möglich war. Dieses Milieu war eine gut bürgerliche klerikale Familie und wir stehen nicht an, offen auszusprechen, daß wir den Klerikalismus*) dieser Familie direkt für das Unheil verantwortlich machen müssen, das über sie — scheinbar so unverdient — hereingebrochen ist. Ein so eigenartiger Schwindel konnte nur in einem Kreise gelingen, dessen Gedankenwelt dem wirklichen Leben vollkommen entfremdet ist. Ein unter dem Banne des Klerikalismus stehendes Individuum glaubt an eine solche Menge der wunderbarsten Dinge, für welche eine Erfahrung zu erlangen für den menschlichen Geist schlechterdings unmöglich ist, daß alles, was die ausschweifendste Phantasie eines Mannes wie des Schlossers in Aachen auszudenken vermag, dagegen verblassen muß. Denn alle seine wunderbaren Erzählungen sind doch nur Armseligkeiten gewesen gegen die Wunder, die sich beständig für den Gläubigen ereignen, der sich auf Schritt und Tritt von seinem Schutzpatrone überwacht glaubt und der mit der überirdischen Welt unaufhörlich in Verbindung steht — von den wunderbaren Heilungen durch den heiligen Rock und die Quelle von Lourdes ganz zu schweigen. Gegen diese Tatsache war das Erscheinen eines Erzherzogs in Aachen eine verhältnismäßig sehr wahrscheinliche Sache und wer möchte es so erstaunlich finden, daß sie in dem klerikalen Kreise Glauben fand? Im Gegenteil — die Entlarvung des Schwindlers in diesem Milieu wäre das größere Wunder gewesen!

Diese Behauptung wird man erst dann wahrhaft gerechtfertigt finden, wenn man das Aachener Vorkommnis mit einem anderen aus der jüngsten Zeit in Parallele stellt — dem Taxil-Vaughan-Schwindel. — Die Einzelheiten dieses Falles sind gleichfalls längst durch die Tagespresse so ausführlich abgehandelt worden, daß wir sie füglich als allgemein bekannt betrachten dürfen. Also interessiert auch bei diesem Falle lediglich das klerikale Milieu, in dem auch dieser merkwürdige Schwindel sein wohlvorbereitetes Feld vorfand. Staunend stand die civilisierte Menschheit vor den Erfolgen, die ein rachsüchtiger Aufschneider mit den plumpsten, handgreiflichsten Lügen, mit jahrelang aufrecht gehaltenen blödsinnigen Behauptungen in den höchsten klerikalen Kreisen mit leichter Mühe erzielte, Erfolge, die denkenden Menschen geradezu das Blut in den Adern erstarren machten, als sie von dem Treiben dieses wohl lediglich als pathologische Erscheinung ganz zu begreifenden grausamen Spaßvogels nachträglich Kenntnis erhielten.

Der „falsche Erzherzog" und Taxil gehören zusammen; sie sind Folgen gleicher Ursachen. Wer sie als isolierte, zufällige Erscheinungen auffaßt, der ist nicht in der Lage die Erfolge beider richtig zu deuten.

Parum sere est per causas sere. Beide Ereignisse sind Symptome gleicher Art, denen eine eminente kulturelle Bedeutung zukommt, welche über die aktuelle Bedeutung turmhoch emporragt! Das muß ausgesprochen werden, denn diese Symptome lassen wieder klar, erschreckend klar, die Thatsache erkennen, daß die Volkskreise, welche jahrhundertelang unter dem Banne des Klerikalismus gestanden haben, in intellektueller Beziehung bedenklich zurückgeblieben sind. Das Tragische an dieser Erscheinung ist dies, daß keine Anzeichen auf eine Aenderung dieses Zustandes hindeuten. Aberglaube und Wunderglaube nisten sich mehr und mehr in die klerikalen Volkskreise ein, und der Freund einer gesunden Aufwärtsentwickelung der Menschheit steht händeringend beiseite und weiß keinen Rat in dieser Not.

Derweil beginnt das unerbittliche Schicksal zermalmend mit den Zurückgebliebenen abzurechnen. Das zeigt uns der Verfall einiger vom Klerikalismus beherrschten Völker schon heute mit furchtbarer Klarheit. Blicken wir nur auf Spanien! Wie ist dieses reiche Land heruntergekommen, weil es sich seit den Tagen Philipps nicht in seiner Weltanschauung verändert hat! Ein Staat, in welchem am Ende des 19. Jahrhunderts ein Ministerium einzig und allein aus dem Grunde zurücktreten muß, weil ein

*) Darunter ist natürlich nicht die katholische Religion verstanden, die wie jede andere auf Toleranz Anspruch hat, sondern das aufklärungsfeindliche, kirchliche System geistiger Bevormundung. Es spielt in der katholischen Kirche die größte Rolle, findet sich aber nicht bloß hier.

Minister für die Ausführung einer im Gesetze vorgeschriebenen Amtshandlung exkommuniziert wird — der ist dem sicheren Untergang geweiht. Er kann den Wettkampf auf keinem Gebiete mehr mit anderen Staatsgebilden aufnehmen, die sich der Umklammerung durch den Klerikalismus zu erwehren wußten.

Es wäre nicht ganz korrekt zu behaupten, daß es der Klerikalismus direkt sei, der die Staaten zum Niedergang führen muß. Das Gesetz wäre richtiger also auszudrücken: Die mangelnde Entwicklungsfähigkeit ist es, welche Völker, Familien und Individuen dem Verfalle entgegenführt, denn nur die mangelnde Entwicklungsfähigkeit hält die Herrschaft einer überkommenen rückständigen Weltanschauung aufrecht, welche von fortgeschrittenen Geschlechtern längst überwunden ist. Ursache und Wirkung verschlingen sich auch auf diesem Gebiete so innig miteinander, daß man schließlich nicht mehr sagen kann: das ist die Saat und das ist die Ernte.

Von diesem höheren Gesichtspunkte aus kann man nicht sagen: „der Klerikalismus — das ist der Feind" wie es einst Gambetta that. Nein, die geistige Lethargie, das Ignorieren neuer Erkenntnis, sie machen es erst möglich, daß der Klerikalismus überhaupt existieren kann — sie sind der Feind.

Moderne Weltanschauung und Klerikalismus — das sind die zwei ungeheuren Gegensätze, zwischen denen eine Versöhnung niemals möglich ist. Sie schließen einander aus — da giebt es keinen Kompromiß, weder theoretisch noch im Leben. Und gerade im Völkerleben zeigt sich das schon heute mit furchtbarer Deutlichkeit. Die klerikalen Volkskreise werden zur Zeit, auch in Deutschland, mehr und mehr aus allen führenden Plätzen verdrängt, sie werden mehr und mehr zu niedriger Lebenshaltung herabgedrückt und verkümmern allmählich. Diese traurige Thatsache ruht auf so unumstößlich festen, wissenschaftlicher — vor allem statistischer — Grundlage, daß sie selbst von den deutschen klerikalen Führern öffentlich — z. B. auf den letzten Katholiken-Versammlungen — zugegeben und beklagt worden ist.

Ist nun aber anzunehmen, daß die herrschenden Kreise in unserm Vaterlande, daß die Regierungen, die unabweisbaren Schlüsse aus den Thatsachen ziehen? Will man abwarten, bis weitere Vorkommnisse gleich der Affaire des „falschen Erzherzogs" und des Taxil-Vaughan-Schwindels neues Material zur Beurteilung der Sachlage liefern? Sollte nicht allmählich auch den offiziellen Kreisen ein Verständnis dafür aufgehen, daß die Vertreter einer Weltanschauung, die sich auf eine von allen religiösen Voraussetzungen freie humane Ethik stützt, zuverlässigere Garantien für die Aufwärtsentwicklung unserer Kultur bieten werden, als diejenigen Volkskreise, die in mittelalterlicher Weltanschauung erstarrt sind?

Ach! kein Stern leuchtet vor unsern Blicken auf; um uns brütet die Nacht. — Sandhi.

Die Koalitionsfreiheit. Unter diesem Titel hat Herr von Rottenburg, der frühere Unterstaatssekretär und jetzige Kurator der Universität Bonn in der „Sozialen Praxis" einen längeren in No. 6 zum Abschluß gebrachten Essay veröffentlicht, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlich empfehlen. Herr von Rottenburg sieht mit Recht in der Koalitionsfreiheit der Arbeiter den Schlüsselpunkt zu der Frage: Friedliche oder gewaltsame Sozialreform? Aus der Freiheit muß auch nach seiner Meinung uns die Heilung der sozialen Schäden kommen. Wir heben die resumierenden Schlußworte des Aufsatzes hier heraus:

So legen also die Thatsachen ein vollgiltiges Zeugnis zu Gunsten der Koalitionsfreiheit ab. Ihre Beweiskraft läßt sich auch nicht dadurch abschwächen, daß man den deutschen Arbeiter für geringwertiger erklärt als den englischen und französischen. Lange vor unseren westlichen Nachbarn haben bei uns die Volksschulen und der Dienst im Heer eine edukatorische Wirkung auf die Massen des Volkes ausgeübt, und wir haben sie als politisch majorenn anerkannt, indem wir das allgemeine Wahlrecht einführten. Dem gegenüber darf der Einwand, daß die in Frankreich und England gemachten Erfahrungen keine Gültigkeit für Deutschland beanspruchen dürfen, als Ausdruck der Willkür gekennzeichnet werden. In Wahrheit müssen diese Thatsachen bestimmend auf das Rechtsbewußtsein jedes objektiv urteilenden Menschen wirken, bestimmend in der Richtung, daß die gesetzliche Anerkennung der Koalitionsfreiheit im Interesse der arbeitenden Bevölkerung, der Arbeitgeber und des ganzen Gemeinwesens geboten ist.

Die zentrifugalen Neigungen, die sich heute unzweifelhaft in großen Massen unserer Nation geltend machen, sind nur zum geringen Teil durch die sozialdemokratische Partei in Bewegung gesetzt worden. In früheren Jahrhunderten sind die Grundfesten des staatlichen Zusammenlebens der Menschen Angriffen ausgesetzt gewesen, welche mit einer Dialektik begründet und in einer Sprache vorgetragen worden waren, an deren verführerischen Reiz die Versuche unserer heutigen Sozialdemokratie nicht im Entferntesten heranreichen. Ich erinnere nur an Rousseau's Discours sur l'origine et les fondements de l'inegalité parmi les hommes. Aber weder den Bastille-Stürmern noch den Volkshaufen, die im Oktober 1789 nach Versailles zogen, schwebte das Ideal Jean Jaques' vor; mit dem Rufe: „Wir werden keinen Mangel an Brot mehr leiden, wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen" wurde die königliche Familie nach Paris zurückgebracht. Der überwältigenden Mehrzahl derjenigen, welche heute an der Wahlurne ihre Stimme für den sozialdemokratischen Kandidaten abgeben, liegt der Gedanke an Abschaffung des Eigentums sehr ferne; sie wollen eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage, aber eine Verbesserung auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung.

Deshalb ist die Gefahr, die uns bedroht, nicht gering einzuschätzen; aber sie schließt nicht die Zuversicht auf eine Gesundung unseres Gemeinwesens aus. Wer das Anwachsen der Sozialdemokratie auf die Anziehungskraft ihrer Theorien zurückführt, muß an der Zukunft des Staates verzweifeln, denn auf die Dauer lassen sich solche Geister durch keinen Hexenmeister bannen, das Haus müßte rettungslos versausen. Handelt es sich dagegen darum, daß die Mühseligen und Beladenen in dem Kampfe ums Dasein bessere Bedingungen verlangen, so stehen wir nicht vor der Notwendigkeit einer Anarchie, sondern vor der einer Reform, welche die Grundlagen unseres Gemeinwesens intakt erhält und ihm die Kraft giebt, die Geistesschwachen und Böswilligen, die an jenen Grundlagen zu rütteln wagen, mit Gewalt abzuwehren.

So haben denn diejenigen, welche für eine solche Reform eintreten, den berechtigten Anspruch als eine staatserhaltende Partei bewertet zu werden; sie wissen sich frei von jeder Verantwortlichkeit dafür, daß die Sozialdemokratie immer neue Zuzüge von Hülfstruppen erhält!

Vermischtes.

Die „Vereinigungen der Wohlfahrtsbestrebungen", welche sich seit dem September a. J. — 10 an der Zahl bis jetzt — in verschiedenen Gegenden Berlins gebildet hatten, haben sich vereinigt, indem ihre Vorsitzenden und Schriftführer sich als „Komite für die Zentralisation der Wohlfahrtspflege in Berlin" konstituirt haben.

Das also gebildete Komité hat aus sich heraus einen Arbeitsausschuß gewählt, welcher sich aus theoretisch und praktisch für die Zentralisationsbestrebungen sich interessirenden Personen kooptiren kann.

Derselbe ist vom Komité beauftragt, planmäßig mit der Anregung von Zentralisationen in den bis jetzt noch nicht berücksichtigten Teilen der Stadt vorzugehen.

Auch soll er nach und nach mit allen in Betracht kommenden, der Wohlfahrtspflege obliegenden, Faktoren in Verbindung treten, um eine prinzipiell und praktisch die Zentralisationsbestrebungen fördernde Stellung derselben anzubahnen. Es ist dabei zu bemerken, daß sowohl die Vertreter der öffentlichen Armenpflege, als auch die der kirchlichen und eine Anzahl privater Wohlthätigkeitsvereine durch ihre einzelnen Vertreter schon jetzt in den verschiedenen „Vereinigungen" eifrig mitarbeiten.

Es soll endlich die Bildung einer Zentralkasse, aus welcher alle aus dem Zentralisationswerk erwachsenden Verwaltungskosten zu bestreiten sind, in die Wege geleitet werden. Dabei wird die Hoffnung gehegt, daß die großen Wohlthätigkeitsvereine Berlins, die teilweise bisher schon zu den Kosten der einzelnen Vereinigungen beisteuerten, nun zur Zentralkasse beitragen und daß auch ganz besonders Privatpersonen diese bedenken werden.

Der Ausschuß soll vor allen Dingen dahin streben, daß die kommunale, kirchliche und private Armenpflege einträchtig zusammenarbeiten und dafür sorgen, daß das letzte Ziel aller Zentralisationsbestrebungen — die nachhaltige, gemeinsame Fürsorge für wirklich Bedürftige — im Vordergrund bleibt.

Der Arbeitsausschuß des „Komités für die Zentralisation der Wohlfahrtspflege in Berlin".

Adler, Kandidat der Theologie, Wörtherstr. 48 — Cuno, Magistrats-Assessor und Vorsteher des Armenamts III, Thurmstr. 30. — Köhler, Prediger und Stadtvikar, Ackerstr. 146 — Dr. phil. Albert Leon, Wichmannstr. 14. — Frl. Luise Roloff, Nettelbeckstr. 14. — Frl. Alice Salomon, Schillstr. 10. — Frau Sophie Susmann, Pallasstr. 25.

Bücherschau.

Pfeiffer, Eduard: Eigenes Heim und billige Wohnungen. Ein Beitrag zur Lösung der Wohnungsfrage, mit besonderem Hinweis auf die Erstellung der Kolonie Ostheim-Stuttgart. 2. Aufl. XII und 240 S., 8 lithogr. Tafeln. — Stuttgart, K. Wittwer. — 3 M.

Die Wohnungsfrage ist ebensosehr eine sittliche wie eine wirtschaftliche Frage. Das ist schon oft und anschaulich genug nachge-

wiesen worden. Und auch die besondere ethische Aufgabe gemeinnütziger Bauvereine bedarf nicht mehr weitläufiger Klarlegung. Sie erscheint offenbar als eine doppelte. — Jene Vereine haben erstens kleine billige Wohnungen zu erstellen. Billige Wohnungen, d. h. gesunde, bequeme, heimelige und sichere Wohnungen, um niedrigen, d. h. ohne Gewinnzuschlag, nach den Baukosten und Steuerlasten bemessenen Preis. Sicher vor Beunruhigung durch Mietzinssteigerung, nur auf das wirklich nötige beschränkt, ohne Luxus. — Die zweite ethische Aufgabe gemeinnütziger Bauvereine besteht darin, den Hausspekulanten und Wucherern — die von Staat und Gemeinde geduldet und womöglich noch gefördert werden — das Handwerk zu legen, dadurch, daß man der Bauthätigkeit von vornherein weitere Grenzen und Ziele steckt, also nicht blos den dringendsten Bedürfnissen genügen, sondern auch den Beziehern mittlerer Einkommen verhältnismäßig billige Wohnungen verschaffen will. Dazu gehören aber sehr reiche Mittel, die z. B. der Stuttgarter Verein bei weitem nicht besaß oder besitzt. Deshalb, und weil er erst Baugrund erwarb, als die Bodenpreise auch am Rande der Großstadt schon hoch hinauf getrieben waren, konnte und konnte er seine zweite Aufgabe nur in ganz bescheidenem Maaße erfüllen. Die erste dagegen hat er mustergiltig gelöst. Die Preise allerdings (für dreizimmerige Wohnungen 252—312, zweizimmerige 204—254, Dachwohnungen 138—180 Mk.) erscheinen etwas hoch, aber sie sind auch aufs sorgfältigste und uneigennützigste bemessen — die Verwaltungskosten z. B. müssen durch die Mietzinsen nicht mit aufgebracht werden, — und außerhalb Ostheims kosten (in Stuttgart) ähnlich ausgestattete, aber in Kasernen gelegene Wohnungen 100—200 Mk. mehr. So sind die Wohnungen des Vereins, ihren Preisen nach, für Stuttgarter Verhältnisse doch billig. Und billig auch in dem vorhin umschriebenen Sinne. Die folgenden kurzen Angaben mögen das beweisen. Die Kolonie im ganzen zeigt den größtmöglichen Formen- und Farbenreichtum. Kaum gleicht ein Häuschen völlig dem andern. Erker, Türmchen, Balkone, Veranden fast überall, Vor- und Hintergärtchen. Meistens sind nur zwei Häuser zusammengebaut. Also Luft und Licht zur Genüge. Dazu breite, wohl gepflegte Straßen, teilweise mit Baumreihen besetzt und gärtnerische Anlagen an mehreren Plätzen und Ecken. Aber nun die Wohnungen selbst. Die meisten Häuser enthalten drei. Jede ist für sich abgeschlossen, besteht aus zwei oder drei Zimmern, Küche, Abtritt, Bodenkammer, Keller, Raum für Holz. Wie reichlich im besonderen sind die Küchen ausgestattet: mit Wasserleitung, Schüttstein, Spültisch und mehreren Gestellen. Selbstverständlich durfte der Verein seine Fürsorge auf die Befriedigung des Wohnbedürfnisses allein nicht beschränken. So siedelte er denn Bäcker, Metzger, Händler und Handwerker verschiedener Art an — letztere bedachtsamer Weise in einem besonderen Quartier, — richtete eine Apotheke ein, berief Arzt und Hebamme, erstellte eine Badeanstalt, ein Spritzenhaus und einen stattlichen Bau für Krippe und Kindergarten. Die Bewohner der Kolonie selbst gründeten einen Bürgerverein, dem von Seiten der Baugesellschaft Bibliotheks- und Lesezimmer geboten wurden. Und schließlich, doch nicht zuletzt, erhielt Ostheim auch ein eigenes Postamt. Daß die Kolonie alle diese Einrichtungen braucht, wird man sofort zugeben, wenn man erfährt, daß sie 4000 Seelen zählt. Rund 80% sind „Angehörige des Arbeiterstandes." Unter den übrigen 20% befanden sich 1895 30 Angestellte in Geschäften und bei Privaten, 7 Geschäfts- oder Ladeninhaber, 6 Kaufleute, 12 Beamte, je 1 Geistlicher, Arzt, Schriftsteller, 5 Pensionäre. — Damit dürfte ein ungefähres Bild der eigenartigen Kolonie, die wie eine Stadt für sich erscheint, gegeben sein. Und der Verein wird noch zwei solcher Städtchen bauen: ein Westheim und ein Südheim. Möge man an andern Orten seinem Beispiele nachfolgen. Reichliche Anleitung dazu bietet Pfeiffers treffliches Buch. Wir verweisen noch besonders auf die hier niedergelegten Ergebnisse der vom Verein veranstalteten Erhebungen über die Wohnverhältnisse der ärmeren Klassen in Stuttgart — auf die sorgfältigen Erwägungen, welche für das Bauunternehmen im einzelnen maßgebend waren — die ausführliche Beschreibung aller geschaffenen Einrichtungen — die vorsichtigen Bestimmungen über den Verkauf der Häuser — die Berichte über die Thätigkeit anderer gemeinnütziger Bauvereine. Natürlicherweise beantwortet Pfeiffer auch die Frage nach den tatsächlichen und den pflichtmäßigen Leistungen des Staates und der Gemeinden. Er gelangt da — wie eben jeder Einsichtige — zu dem Schluß, daß in erster Linie die Gemeinden zum Bau billiger Wohnungen berufen seien. Leider hat noch keine diesem Beruf sich wirklich gewidmet. R. D.

Die friedliche soziale Revolution am Anfange des 20. Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. 2. Aufl. München-Leipzig. A. Schupp.

Wiederum ein Rückblick aus dem Jahre 195.. Wir müssen gestehen, daß diese Form sozialer Zukunftsbilder uns, nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden ist, nicht gerade mehr glücklich erscheint. Ohne eine gewisse Vergewaltigung der Geschichte, der ihre Bahnen vorgeschrieben werden, und ohne recht breite, darum verwischte, Pinselführung geht es nicht ab. Für den sehr beachtenswerten Inhalt der vorliegenden Broschüre wäre eine nüchternere wissenschaftlichere Darstellung geeigneter gewesen. Der Grundgedanke ist der, daß die allgemeine europäische Abrüstung und die Einführung der europäischen Schiedsgerichte nicht nur die Kriegsgefahr auf ein Minimum herabdrücken, sondern uns auch dem sozialen Frieden mittelbar näher führen wird. Das geschehe durch Ersparnis von 1500 Millionen Kronen an den Ausgaben für Armeen und Kriegsschiffe und durch Konvertierung der Staatsschuldtitres in niedriger verzinsliche Papiere, die ebenfalls 1500 Millionen für Kulturaufgaben ergäbe. Die bisher bereits abwärts gehende Bewegung des Zinsfußes für alle Staats-, Provinzial-, Kreis-, Gemeinde- und Hypothekenanlehen auf landwirtschaftliche und städtische Realitäten müsse gesetzlich festgelegt werden, bis der übliche Zinsfuß nur 1% betrage. Der Abfluß des Kapitals aus der soliden, aber unvorteilhaften Anlage in Staatspapieren zur Investierung in industriellen Unternehmungen und die daraus resultierende Verringerung der Unternehmergewinne müsse den Arbeitnehmern in einer stetigen Lohnsteigerung zu Gute kommen; damit werde die größte Ungleichheit der Einkommen beseitigt werden, ebenso die Arbeitslosigkeit und der „Proletarier" werde zum Besitzenden. Die „soziale Revolution" werde sich so ohne jede Gewaltsanwendung in friedlichster Form vollziehen. — Es will uns scheinen, als ob eine so durchgreifende Zwangskonvertierung und Reduktion des Zinsfußes nicht ganz so friedlich abgehen würde. Sie ist immerhin eine Art Konfiskation des Einkommens, und wenn der Verfasser uns auch versichert, die Staatsgläubiger würden das „mit Freuden annehmen," so hegen wir nach den Erfahrungen, die auf diesem Gebiete neuerdings gemacht worden sind, dnran doch einige stille Zweifel. Wenn nun eine „Vereinbarung mit den Gläubigern" nicht zu Stande käme, was dann? Die verschiedene „Expropriation der Expropriateure!" — Etwas Zukunftsmusik liegt auch in der Annahme, daß bereits im Anfang des nächsten Jahrhunderts „fast alle europäischen Regierungen den Unterricht der Kinder in den Moral- und Sittengesetzen der ethischen Bewegung für obligatorisch erklärt und jede Staatsanstellung sowie die Erlangung des aktiven und passiven Wahlrechts von dem Nachweise der genauen Kenntnis derselben abhängig gemacht" haben. Heißt das nicht die Widerstandskraft der alten Religionen unterschätzen und die Resultate der ethischen Bewegung überschätzen? So rasch gehen Kulturfortschritte nicht vor sich. — Angesichts des augenblicklich besonders in Oesterreich sich abspielenden Nationalitätenhaders bedarf es ebenfalls eines starken Glaubens, um mit dem Verfasser zu schreiben: „Willig erkennen die kleineren Nationalitäten die Superiorität der größeren, in deren Mitte sie leben, an, willig erkennen sie die Notwendigkeit an, daß das Staatsgefüge einer einheitlichen Staatssprache bedürfe, die selbstverständlich nur die entwickeltste sein kann. Die größeren Nationen, die Träger der Kultur und des Fortschritts, haben gerne ihre Hände zu einem gerechten Vergleich geboten, der den kleineren Sprachstämmen den Schutz ihrer Muttersprache und nationalen Sitten verbürgt." — Daß die Menschheitsentwickelung in der Richtung erfolgen wird, wohin der Verfasser zeigt, glauben auch wir. Aber hüten wir uns doch vor Illusionen über eine nahe Zukunft des Friedenreiches — freilich ohne darum müde zu werden, an seinem Ausbau zu arbeiten! —nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die soziale Frage und ihre Lösung. Allogsbetrachtungen von Adam Ego. Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger, Bremen.

60 Sätze gegen die Irrlehren der Kirchen. Von G Schwarz, vorm. ev. Pfarrer. Fünfte Auflage. Selbstverlag des Verfassers.

Am Ende des Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein. Band I. Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Bruno Gebhardt Band II. Die Frau im neunzehnten Jahrhundert. Von Minna Cauer. Verlag von Siegfried Cronbach. Berlin.

Mein Bekenntnis. Aus den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Arztes und Naturforschers. Verlag der Schnitzler'schen Buchhandlung, Wetzlar.

Das Ende naht! Von Leo Tolstoi. Verlag von Karl Henckell & Co., Zürich.

Der kleine Martin. Erzählung von Karl Emil Franzos. Verlag: Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Allerlei Geister. Geschichten von Karl Emil Franzos. Verlag Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. Erzählung von Karl Emil Franzos. Verlag: Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Christlicher Sozialismus. Kritische Betrachtungen nebst sozial-ethischen Erörterungen. Von E. Mühlermann. Bern. Steiger & Co.

Ueber die Grundthatsachen des sozialen Lebens. Von Prof. Dr. F. Tönnies. (Züricher Reden Bd. VII.) Bern. Steiger & Co.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Junge Liebe.

Novellen von Karl Emil Franzos.

Vierte vermehrte Auflage.

Inhalt: Die braune Rosa. Die Hexe. Die Vettern von Brandenegg.

Ein Band. Miniatur-Ausg. Geh. M. 3. Eleg. geb. M. 4.

Deutsches Litteraturblatt: (H. Keck). „Unzweifelhaft hat sich Franzos schon früher als sehr bedeutendes, eigenartiges Talent erwiesen. Aber dennoch sind wir überrascht durch die ausgezeichneten Novellen, deren Aufbau, Stil und Kolorit geradezu von Meisterschaft zeugt. Sie behandeln, wie der Titel andeutet, das nicht ganz ungewöhnliche Thema der ersten, wahren Jugendliebe mit ihrer Lust und ihrem Leid. Aber die Erfindung ist so originell, die Darstellung so fesselnd, daß wir meinen etwas durchaus Neues und Eigenartiges gelesen zu haben. Zwei der Novellen sind von tief tragischer Wirkung, aber die erschütternde Gewalt derselben wird in wohlthuender Weise gemildert durch den feinen Kunstgriff, daß der Dichter nicht selbst erzählt, sondern ältere Männer sprechen lassen über die für ihr Leben entscheidenden Jugend-Illusionen. Dabei kommt es, daß wie der Erzählung von ausgetobtem in der Ueberzeugung folgen, daß die tragische Katastrophe nicht zur Verzweiflung, sondern zur Reinigung und Erhebung führt, und unsere Stimmung ist nur derjenigen zu vergleichen, die uns umfängt, wenn wir nach einem schweren Gewitter im Westen schon ein Stückchen Abendrot sehen, während im Osten noch der ferne Donner grollt."

Westermanns Monatshefte: „Die „Junge Liebe" hat mit „Halb-Asien" gar nichts zu thun; ihre Wurzeln sprießen und blühen aus christlich germanischem Boden hervor. Sie zeigen somit das Talent des Autors von einer neuen und zwar nicht minder vorteilhaften Seite. Die „braune Rosa" ist eine Variation des sie versagenden und sie ausgeschlderten Themas der Schlüsterliebe, die „Vettern von Brandenegg" ergreifen durch die erschütternde Lebenswahrheit, die der Dichter in die einfachste Darstellung zu kleiden verstanden hat."

Europa (Leipzig): „Mild, edelsohn und rein menschlich sind die Probleme und Gestalten, ohne deshalb minder interessant zu sein. Und was auszeichnend den Reiz der Dichtung betrifft, so hat Franzos trotz aller Meisterschaft der Sprache sicherlich bisher nichts geschrieben, was an die vornehme Sprache dieser Geschichten heranreicht. Es sind Kunstwerke im edelsten Sinne des Wortes. Welcher der Geschichten der Preis gebührt, ist schwer zu entscheiden. „Junge Liebe" gehört nicht zu den Büchern, welche ihren Reiz nach einmaliger Lektüre verlieren, und wenn einem modernen Novellenbuche, so ist es diesem zu gönnen, daß es nicht bloß Leser, sondern auch Käufer finde."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Kampf ums Recht.

Roman von Karl Emil Franzos.

Dritte Auflage. ❁ Zwei starke Bände. ❁ Groß-Oktav.

Geheftet M. 10. Eleg. geb. M. 12.

Paul Heyse schreibt im „Neuen Deutschen Novellenschatz": „Einen großen Wurf hat Franzos mit dem Roman „Ein Kampf ums Recht" gethan, einem Epos in Prosa von der erschütterndsten ethischen Gewalt. Niemals ist die Nothhaas-Idee zu mächtigerer Entwicklung gelangt, unterstützt von einem der großartigsten landschaftlichen und Kulturhintergründe, die sich überhaupt denken lassen."

W. E. Gladstone, der große englische Staatsmann und Schriftsteller, der eine Übersetzung des Werkes in England einführen hat, schreibt: „Der Held des Buches ist eine Charakterzeichnung, eingegeben von einer ganz ungewöhnlichen Kühnheit und Kraft des Strebens. Der Roman gleicht einem Gemälde, das von Licht und Luft strotzt. Ein Dichter, wie dieser, eröffnet und erfrischt die tiefsten und innersten Quellen unserer Natur."

Rudolf von Ihering urteilt in seinem „Kampf ums Recht": „Die Dichtung bietet ein würdiges Seitenstück zu Michael Kohlhaas von Kleist. Ein Seelengemälde von einer Wahrheit und erschütternden Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Ludwig Fulda („Nation"): „Eine litterarische That im vollen Sinn des Worts, eine Tragödie ergreifendster Art. Die Darstellung ist meisterhaft; eine bedeutende Idee ist fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen."

Johannes Scherr („Gegenwart"): „Nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Urwüchsige dürften nicht suchen, so dem Helden dieses Romans eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit durch eine Dichterfeder ins Leben gerufen wurden. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt und mit bewundernswerter Energie gelöst hat, war, die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüt aufzuzeigen."

Neue freie Presse: „Schon die Form berechtigt, das Buch den hervorragendsten Kunstwerken der Gegenwart beizuzählen, noch mehr das Problem."

Allg. Frauen-Zeitung: „Welche gewaltige Natur! Welche gewaltigen Menschen! Belebt durch eine hochdramatische Handlung gewährt der Roman eine so anziehende Lektüre, wie kaum ein anderes Werk unserer neuen belletristischen Litteratur bietet."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage sind soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie direkt von uns zu beziehen:

Gesammelte Schriften von Philipp Kniest.

Erster bis vierter Band. Preis pro Band broschiert M. 2.—, eleg. gebd. M. 3.—.

Von der Wasserkante.

Bilder aus dem Seeleben.

Vierte Auflage.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" I. Band).

Ein Band gr. 8° 18 Bogen gediegenster Ausstattung.

Inhalt: Die Husheersche. — Sjoukelina's Jugend. — Die alte Brig. — Nach dem Eismeer. — Der Missionsschimmer. — Der verrückte Kapitän. — Abgetakelt und gesloppt. — Pedro Garcia. — Die Nixe. — Aus dem alten Hause. — Jungfrau Dykstra. — Windstille.

Wind und Wellen.

Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" II. Band).

Ein Band gr. 8° 16 Bogen schönster Ausstattung.

Inhalt: Die „Hoffnung". — Der Damen-Kapitän. — Noch einmal nach See. — Der alte Buchhalter. — Lüder Rohrpenn's erste Reise.

Kaufleute und Schiffer.

Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" III. Band).

Ein Band gr. 8° 14 Bogen schönster Ausstattung.

Inhalt: Adam Jensen. Kaufmännische Erzählung. — Lübische Schläge. Eine wahre Geschichte. — Jan Ballast. Erzählung.

An Bord und Strand.

Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben.

(A. u. d. T.: „Gesammelte Schriften" IV. Band und „Kaufleute und Schiffer" II. Band).

Ein Band gr. 8° 15 Bogen schönster Ausstattung.

Inhalt: Konsul Franzen. Erzählung. — Kritische Tage. Erzählung. — Papa Olivari. Ein Bild von der Wasserkante. — Ein altmodischer Kaufmann.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich und führt daneben seinen besonderen Titel.

von Bauernfeld, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, A. Fitger, Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Otto Roquette, Ernst von Wildenbruch, Ilse Frapan, Felix Dahn, Ludwig Fulda, Julius Stinde u. v. A. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Adolf Wilbrandt, Ludwig Uhland, Robert Franz, Franz Liszt, Heinrich Heine, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Friedrich Bodenstedt** und **Ferdinand von Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. A. — Kleine Aufsätze und Recensionen von **Ludwig Fulda, A. E. Schönbach, Karl Weitbrecht, Karl Blind, Franz Muncker, Franz von Löher, J. J. Honegger** u. A.

III. Band. Säkkinger Episteln. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß). Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtyrerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Ungedruckte Briefe von **Franz Grillparzer, Ludwig Börne, G. G. Gervinus, Ludwig Uhland, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Franz Dingelstedt** u. a. A. — Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama. Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867. — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der Alte am Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Döry.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Kruse** (Schülerstreiche) und **Robert Waldmüller-Duboc** (Der Riese und der Schreiner). — Parabeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lyrische Gedichte von **Adolf Friedrich Graf von Schack, Ferdinand von Saar, Ernst von Wildenbruch, Hieronymus Lorm, Karl Stieler, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, J. G. Fischer, Emil Rittershaus, A. Fitger, Ludwig Fulda, Richard Leander** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Josef Victor von Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß:) Philosophische Poemata. Der wahre deutsche Kaiser u. a. A. — Essays von **Ludwig Fulda** (Paul Heyse), **R. M. Werner** (Zur Physiologie der Lyrik), **Karl Frenzel** u. A. Ungedruckte Essays und Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Paul Heyse, Emil Rittershaus, Robert Waldmüller, Ernst Wichert, Karl Goedeke, Marie von Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Julius Rodenberg, J. V. von Scheffel, Wilhelm Hertz, Josef Freiherr von Eichendorff, Albert Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852.) Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.** — Bücher-Besprechungen u. s. w.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXII bleibt der Preis von M 8.— ungeändert.

Berlin, im November 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

November-Programm.

Donnerstag, den 11. November, abds. 8 Uhr. Gesellige Vereinigung Lindenstr. 105, bei Zimmermann. Großer Saal.

Freitag, den 19. November, abds. 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe. Frl. Dr. jur. **Anita Augspurg:** Vorzüge und Mängel im Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuches.

Sonnabend, den 27. November, abds. 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatsversammlung. Diskussionsthema: Was wollen wir diesen Winter thun?

a) Werkeltags- oder auch Sonntagsvorträge? Belehrung oder auch Erbauung? Referent: Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller.

b) Gestaltung der geselligen Abende. Referent: Hr. Eisenstädt.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W 10.

Sünde
und
Erlösung.

von **Dr. R. Penzig.**

Groß Oktav. 32 Seiten. Preis 50 Pfg.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Rolfs Maifahrten.

Eine Geschichte in Versen
von
Alfred Sassen.

Ein Band. 6½ Bog. Min.-Format.
Höchst eleg. ausgestattet.
Geh. Mk. 2.—. Eleg. geb. Mk. 3.—.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann Wochentags 12 bis 3 nachmittags und 6 bis 10 Uhr abends Sonntags ½10 bis 1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 5000 Bände.

Druck von W. Siedenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2389.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 27. November 1897. | Nr. 48.

An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke der Nummer 40 beilegen lassen. Porto-Auslagen werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortan nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Uebereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im November 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Die Diakonissin.
Probebild aus: „Die Berlinerin".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexandre Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Adlonsche Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dann hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend hatten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit bewährtem wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten acht Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Bin ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das daher auch tabellarisch ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Otto Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts Geh. M 6.— Höchst eleg. geb. M. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze literarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Tragische Novellen.

Von Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage

Inhalt: Melpomene — Der „Stumme"

Ein Band. 22 Bog. Groß Oktav — Gediegenste Ausstattung

Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Diese billige, dabei sehr schön ausgestattete Auflage wird dem bekannten Buche sicherlich viele neue Freunde werben. Über das Werk, das die anerkannt beste Kulturnovelle von Franzos, „Melpomene," und die ergreifende Erzählung „Der Stumme" enthält, seien hier nur folgende Urteile angeführt:

Ludwig Fulda („Nation"): „Diese Novellen sind ein rühmlicher Beweis von dem Streben des Autors, seine Probleme immer tiefer zu fassen, immer gründlichere zu lösen. Die erste Novelle hat die Penger Judenstadt zum Schauplatz, während die zweite ein eigentliches Halb-Asien sich abspielt. „Melpomene", diesen Uebernamen erhält Lea, die Tochter eines armen jüdischen Poeten, weil sie an Gestalt und Antlitz der tragischen Muse zu vergleichen ist. Wer geben dieser mit bewundernswerter Feinheit und Zartheit behandelten und mit überlegener Kunst erzählten Novelle unbedenklich den Vorzug vor der zweiten, welche „Der Stumme" betitelt ist. Aber auch diese zweite Novelle ist — und was ließe sich Besseres zu ihrem Lobe sagen? — durchaus eines Dichters würdig, der uns im „Kampf ums Recht" einen der lesenswertesten Romane unserer Litteratur geschaffen."

Hamburger Nachrichten: „Das wahrhaft tragische Verhängnis der armen Unglücklichen aus dem Volke — der verbrechende Leib trifft auch die niedrigen Leute — erzählt der Verfasser mit rührenden Worten, mit realistischer und poetischer Vertiefung, jeder Zug ist wahr und schlagend, es findet sich nichts Erkünsteltes und Gesuchtes. Diese Novellen aus dem menschlichen Leben stoßen darum nicht ab, sondern erhalten beim Lesen in andauernder Spannung; der verschwindende Schluß erweckt ästhetische Befriedigung."

Frankfurter Journal: „In diesem Buche steht Franzos auf der vollen Höhe seines Könnens. Beide Novellen sind gleich interessant und durch sorgliche Ausführung fesselnd. Wer sich in die „Tragischen Novellen" vertieft, wird um einen edlen Genuß reicher geworden sein."

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Domenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Paradeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXII bleibt der Preis von M. 8.— ungeändert.

Berlin, W. 10.
Kaiserin Augustastr. 77.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann Wochentags 12 bis 3 nachmittags und 6 bis 10 Uhr abends Sonntags ½10 bis 1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 5000 Bände.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2200.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 18. Dezember 1897. | Nr. 51.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der Fall Dreyfus. Von Philalethes. — Aba Negri. Von Henriette Fürth. — Kritiker oder Lohnschreiber? — Die Frauenfrage vor hundert Jahren. Von B. Berthold. — Streiflichter: Aus der Heimat des Grafen Baden. — Maßregelung. — Tage der Hoffnung. — Vermischtes. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften. — Briefkasten.

Der Fall Dreyfus und seine Lehren.

Von Philalethes.

Von dem spannenden Drama, welches die Aufschrift Dreyfus trägt, ist der erste Akt zu Ende gespielt. Der erste Akt, denn so sehr es auch scheint, als ob die Sache zu einem vorläufigen Abschluß gekommen sei, so bedeuten doch zweifellos die Vorgänge der letzten Wochen nur den Auftakt zu nachfolgenden noch heftigeren Erregungen.

Es scheint nicht angemessen, in diesem Stadium der Dinge über die Frage, ob Dreyfus schuldig oder unschuldig sei, ein Urteil zu fällen; denn so sehr auch die größte Wahrscheinlichkeit für das letztere spricht, so hat doch der Außenstehende immer nur ein unzuverlässiges Material vor sich, auf welches er sein Urteil aufbauen kann; und andrerseits wenn Männer von so hoher geistiger und sittlicher Bedeutung wie Scheurer Kestner, Gabriel Monod und andre felsenfest von der Unschuld des unglücklichen Verbannten überzeugt sind, so ist doch diese Meinung einzelner noch keine absolute Bürgschaft für die unumstößliche Richtigkeit ihres Urteils. Man darf namentlich annehmen, daß es an den entscheidenden Stellen innerhalb der französischen Regierung ebenfalls nicht an Männern rechtlicher Gesinnung fehlt, welche vom Gegenteil überzeugt sind.

Nur eine Thatsache steht bis jetzt ohne Zweifel fest: es giebt eine Reihe von Gründen und Motiven sachlicher und persönlicher Art, welche die Zuverlässigkeit des gegen Dreyfus ergangenen kriegsgerichtlichen Urteils aufs schwerste erschüttert haben, und dieses Urteil ist von einer solchen Härte, ja man muß sagen, Grausamkeit, daß es ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit wäre, es einen Augenblick länger fortbestehen zu lassen, als die Unerschütterlichkeit des richterlichen Urteils vorhanden ist. Warum also wird nicht zu einer Revision des Prozesses geschritten? Der Grund dafür liegt nicht, wie es scheinen könnte, in formalen Gründen sondern in Gründen außerhalb der Sache, und das ist es, was diese Angelegenheit so besonders denkwürdig macht.

Den deutlichen Hinweis auf diese außerhalb der Sache liegenden Gründe haben die letzten französischen Parlamentsverhandlungen gebracht durch die immer wiederholten Hinweise der Minister auf die Ehre der Armee, die Sicherheit und die Ehre des Vaterlandes, welche man im Auge behalten müsse. Es ist nicht unmöglich, daß zu den vielen geheimnisvollen Vorgängen, die in diesen Prozeß hineinspielen, auch ein wichtiges Staatsgeheimnis gehört, welches bei einer Revision des Prozesses preisgegeben werden und dann dem französischen Staate schweren Schaden zufügen müßte. Existiert ein solches Staatsgeheimnis, dann allerdings würde das französische Ministerium sich in einem schweren Dilemma befinden. Auf der einen Seite stände es der Verpflichtung gegenüber, der Gerechtigkeit zum Ausdruck zu verhelfen, auf der andren der Verpflichtung, den Staat nicht zu schädigen oder gar zu gefährden. Allein es giebt auch in diesem Dilemma keine Wahl. „Nichts ist unerträglicher," sagt Kant, „als Ungerechtigkeit, alle andern Uebel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen." Auch die Ungerechtigkeit gegen einen Einzelnen darf also niemals das Mittel sein, mit welchem man das vermeintliche Wohl vieler zu fördern sucht. Wenn also wirklich der schwer denkbare Fall vorhanden wäre, daß im Staatsinteresse ein Einzelner leiden müßte, dann kann und darf ihm höchstens ein freiwilliges Martyrium angesonnen werden, nicht aber die Unterwerfung unter brutale Gewalt. Man kann sich wohl vorstellen, daß, wenn dem unglücklichen Gefangenen auf der Teufels-Insel, von dessen Charakter man, selbst wenn er das Verbrechen begangen haben sollte, keine durchaus geringe Meinung haben darf, angesonnen würde, sein Los im Interesse des Vaterlandes schweigend weiter zu dulden, bis ihn ein glücklicher Zufall zu erlösen vermöge, oder auch vielleicht bis an sein Ende, — daß er dann vielleicht imstande sein würde, sein Los freudig zu ertragen gleich so vielen andern, welche vor ihm Märtyrer gewesen sind. Denn nicht die äußere Pein, die jemand erduldet, ist das Schlimmste, sondern das Bewußtsein, welches sie begleitet, der Vergleich des bestehenden Zustandes mit dem sinnsollenden, der Wirklichkeit mit den Forderungen der sittlichen Gesetzgebung welche jeder Mensch, selbst der schlimmste Verbrecher, in seiner Brust trägt.

Indeß es ist nicht wahrscheinlich, daß ein solches Staatsgeheimnis die gedachte entscheidende Rolle spielt; sehr viel wahrscheinlicher ist, daß die leitenden Männer glauben, die Sicherheit des Staates werde bei einer Wiederaufnahme des Prozesses durch die Steigerung der Volksleidenschaften gefährdet, welche schon jetzt einen so hohen Grad erreicht haben. Und eben diese Volksleidenschaft ist es, welche in der ganzen Angelegenheit die betrübendste Rolle spielt. Wie der Chor in der griechischen Tragödie begleitet hier ein bacchantischer Chorus fanatisierter Volksmassen die Entwicklung des Trauerspiels, welches den Namen Dreyfus trägt; aber dieser Chorus sucht nicht, wie dort, die Stimme der Vernunft und Gerechtigkeit zu Gehör zu bringen, sondern er agiert ausschließlich im Sinne der Ungerechtigkeit, des Hasses, der Verfolgungssucht. Nichts wäre trauriger, als wenn man sich vorstellen müßte, daß das französische Volk, dem man mit Recht nachrühmt, daß es gerade den Unglücklichen und Verfolgten gern und oft in überschwenglicher Weise sein Mitgefühl zuwendet, dem man speziell die Eigenschaft beilegt, welche mit dem im Deutschen fast unübersetzbaren Wort „chevaleresque" bezeichnet wird, daß dieses Volk in seiner übergroßen Mehrheit

greifens in den Weltverlauf glücklicherweise keine offizielle Meinung zu haben braucht, während, wie auch schon heute, dem überzeugten Bekenner einer Konfession ein seinem Glauben entsprechender Zusatz unbenommen bliebe? Ich will nicht von dem Gewissenszwang reden, der dem Dissidenten und dem einfach Ungläubigen zumutet, die Wahrheit seiner Aussage durch eine subjektive Unwahrheit zu bekräftigen — aber sollte es nicht an der Zeit sein, daß der Staat, wie er es bei der Zivilehe bereits gethan, auch hier die konfessionellen Eierschalen endlich einmal abstreifte und das Bewußtsein ausdrückte, daß er, auch ohne religiöse Sanktion, ein Organ der Sittlichkeit ist und als solches, nicht als weltliche Dependenz der Kirche, berechtigt ist, seine Glieder in Eid und Pflicht zu nehmen? Er gewänne dabei noch die Entlastung von dem unwürdigen Zwange, den Schwörenden einer Herz und Nieren prüfenden Abschätzung zu unterwerfen, in wie weit wohl sein Glaube an eine jenseitige Vergeltung, an Höllenstrafen und Himmelsfreuden, die subjektive Wahrscheinlichkeit einer richtigen Aussage zu erhöhen oder zu vermindern geeignet sei! Und er leistete der Ethik einen wertvollen Dienst, indem er die rein sittliche Verpflichtung des Menschen, im Verkehr mit seinen Mitmenschen, vor allem aber vor der Vertretung der Gesamtheit, heiße diese nun Obrigkeit oder Gericht, die lautere Wahrheit zum Ausdruck zu bringen, ohne alles transscendente Beiwerk ins hellste Licht rückte. — Selbst ein so maßvoller Mann, wie Paulsen (System d. Ethik, II. p. 541) nennt den Eid, in dem Maße, als die Wirksamkeit der transscendenten Sanktion zurückgetreten ist, eine „furchtbar gefährliche Waffe der äußersten Gewissenslosigkeit“ und G. Runze (Ethik p. 210) gibt zu, daß er „weder das einzige, noch das normale Mittel der sittlichen Wahrhaftigkeit, vom religiösen Standpunkt aber ein bedenkliches Mittel“ sei.

Nun aber gibt es noch einen dritten Standpunkt der Eidesnot gegenüber, den Standpunkt, der den Eid in jeder Form als sittliche Ueberhebung und unmoralische Bindung des Willens unter die eigene beschränkte oder gar unter fremde Einsicht verwirft. Es sind jetzt etwa 1860 Jahre her, daß ein gewisser jüdischer Rabbi Jeschu ben Joseph von Nazareth, von dem die Schriftgelehrten der Generalsynode wohl Einiges gehört haben, die sittliche Forderung mit allem Nachdruck stellte: „Ihr sollt ganz und gar nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei Jerusalem, denn sie ist des großen Königs Stadt. Auch sollst Du nicht bei Deinem Haupt schwören, denn du vermagst nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen.“ Die Eidesnot, die damals bestand, hat derselbe Menschheitslehrer gekennzeichnet mit dem Wort von den schweren und unerträglichen Bürden, die das Pharisäertum den Menschen auf den Hals lege und selbst nicht mit einem Finger anrühre. Seine Meinung war in der That, daß echt sittlicher Fortschritt mit der Anrufung der Gottheit zur Zeugenschaft und zum Rächeramt nicht vereinbar sei, daß ferner die bedingungslose Auslieferung des eigenen Willens an einen anderen, auch in bester Absicht, zur Unsittlichkeit führen müsse; der Mensch sei nun einmal nicht absoluter Herr der Zukunft. — Ich halte diesen Standpunkt für zu weitgehend im Blick auf unsere Gesellschaftsordnung, die eine zwar nicht absolute, aber doch relativ ziemlich weitgehende Einschränkung des Einzelwillens der Gesamtheit gegenüber verlangen muß; für einen weltflüchtigen kleinen sittlichen Kreis Gleichdenkender mag, wie das thatsächlich ja auch unsere Erfahrung lehrt, die feierliche Form der Verpflichtung überflüssig werden. Aber es ist, als ob der weitsichtige Ethiker jener Zeit vorahnend alle die sittlichen Gräuel geschaut hätte, die aus den Formen des Amts- und Diensteides sich thatsächlich ergeben haben und noch immer ergeben. Das ist die dritte, vielleicht die schlimmste Eidesnot, unter der unser Volkstum leidet. Ich denke hier nicht zunächst an den Fahneneid, dessen sittliche Beurteilung ja mit dem ethischen Urteil über die Notwendigkeit des Krieges steht und fällt, sondern an die Verwüstung, die die Gewöhnung an den Amtseid auch bei sonst gewissenhaften Menschen anrichtet, und zwar ihnen selbst unbewußt. Daß auf Aussagen, die unter dem Amtseid, selbstverständlich gutgläubig, abgegeben worden sind, zweifellos eine Anzahl von Personen verurteilt worden ist, und noch heute fast täglich verurteilt wird, deren Schuld ohne das Gewicht jenes Amtseides nicht völlig erwiesen gewesen wäre, ist allen aufmerksamen Zeitungslesern bekannt — wir brauchen auf besondere Fälle, die noch in aller Gedächtnis sind, nicht erst hinzuweisen. Aber selbst solche Justizirrtümer wären nicht die Hauptsache. Die Eidesnot besteht nicht so sehr bei den unschuldig Verurteilten, als bei den Männern, meist Subalternbeamten, denen ihr Eid eine fast übermenschliche Aufmerksamkeit und Gewissensschärfe zur Pflicht macht. Gerade die Beamten der öffentlichen Sicherheit z. B., deren Beruf sie fortwährend zur Zeugnisablegung vor die Schranke des Gerichtes ruft, müssen unter der Last des Amtseides, wenn sie gewissenhaft verfahren, fast zusammenbrechen. Ob überhaupt, juristisch zu sprechen, ein promissorischer Eid ungezählte assertorische Eide zu decken im Stande ist, mag unerörtert bleiben, aber eine Revision der Eidesgesetzgebung würde sich auf diesen Punkt vornehmlich erstrecken müssen und können, indem der Amtseid, wie sonst überall, nur als eine generelle feierliche Erklärung des Willens zu pflichtmäßiger Amtsführung angesehen werden darf, in allen konkreten Fällen aber dem Zeugnis der Beamten keine größere Glaubwürdigkeit beigemessen werden dürfte, als dem eines beliebigen anderen Zeugen.

Also: Einschränkung des Eides auf das Allernotwendigste, Einführung einer rein bürgerlichen Eidesformel und Beschneidung der Auswüchse des Amtseides — das sind unsere Mittel gegen die Eidesnot.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos (Berlin).

Es giebt vortreffliche Stücke, über die sich nicht viel sagen läßt, und mißlungene, die im Zuschauer eine Fülle von Betrachtungen erwecken, deren Aussprache ihm Bedürfnis ist. Ein Stück dieses Schlages ist Georg Hirschfelds Schauspiel „Agnes Jordan“, das im „Deutschen Theater“ in einer so guten Darstellung gegeben wurde, wie sie an dieser Bühne in letzter Zeit nicht mehr zu sehen war. Dennoch war der Mißerfolg sichtlich und er hat nach unserer leidigen Art — denn in Berlin fällt, im Gegensatz zu Paris, nie bloß das Stück durch, sondern gleich immer der ganze Dichter — auch die bisher geltende Meinung über Hirschfeld's „Mütter“ umgeworfen. Nun ist dies merkwürdige Stück, in allem Guten und Schlimmen ein richtiges Erstlingswerk, ja zweifellos seinerzeit überschätzt worden, aber man darf es deshalb heute nicht unterschätzen; die feine Beobachtung, der starke Stimmungsgehalt wiegen die Mängel der Technik unendlich weit auf, und diese Mängel waren zudem bei einem Zwanzigjährigen selbstverständlich. Freilich, gerade wer „Die Mütter“ würdigte, muß von „Agnes Jordan“ sehr enttäuscht sein. Es ist zu bedauern, und bei unserer Armut an wirklichen Talenten nicht bloß in Hirschfeld's Interesse zu bedauern, daß er nach jahrelanger Arbeit nur eben dies neue Ding da zustande gebracht hat, technisch eine Stümperei — im Vergleich dazu sind „Die Mütter“ meisterhaft gezimmert — und ohne Stimmungsgehalt. Was aber die Beobachtung betrifft, so macht nur einiges Nebensächliche den Eindruck der Wahrheit und des Lebens.

Es ist also nicht der Wert des Schauspiels, der mich dabei verweilen läßt, sondern weil es vortreffliche Gelegenheit bietet, einige allgemeine Fragen zu erörtern.

Seit zehn oder zwölf Jahren wird auch in Deutschland die angeblich neue Heilslehre verkündet, wie leicht eigentlich

Jedem, der beobachten kann, das Dichten werden muß: er braucht das Beobachtete bloß wiederzugeben und hat uns ein treues Abbild des Lebens und schon darum eine vollwichtige Dichtung geschenkt. Ganz neu ist ja diese Heilslehre nicht; sie kehrt in Zwischenräumen von 50—60 Jahren wieder; nach 1770 haben sie die Stürmer und Dränger verkündet, zwei Menschenalter später Georg Büchner und seine Nachfolger; nun wieder die Naturalisten. Das ist natürlich kein Zufall; beginnt die Dichtung einer Zeit das Leben zu vernachlässigen, so kommt der Rückprall ins andere Extrem und die Beobachtung wird als die Hauptsache gepriesen. Das aber ist sie nicht, sondern nur eine Hauptsache. Wer nicht um sich sieht, nicht seine Umgebung, seine Nächsten betrachtet und das Gesehene in seinen Gestalten wiedergiebt, ist überhaupt kein Dichter; wer diesen Namen verdient, thut es, ob er will, ob nicht, weil er gar nicht anders kann, mag er nun ein Naturalist, Realist oder Idealist sein. Verschieden ist nur zweierlei: was den einzelnen Dichter vornehmlich zu beobachten interessiert, und die Art, wie er es wiedergiebt. Dem Idealisten ist der Geist, das Gemüt die Hauptsache und alles andere verwirrende Zuthat; er scheidet es aus und schmilzt das, was ihm an dem Beobachteten wichtig war und darum haften geblieben ist, im Feuer seiner eigenen Individualität um. Der Realist hingegen beobachtet daneben auch das Körperliche, das scheinbar Zufällige im Menschen, ebenso das Milieu — aber er berichtigt die einzelne Beobachtung durch viele andere, verzichtet nicht auf das Ungewöhnliche und macht es doch nicht zur Hauptsache, kurz: er malt nach dem Leben. Der Naturalist aber will photographieren; so, meint er, kann es ihm gar nicht fehlen; es muß ja echt sein, das Leben selber bieten, denn er hat es so gesehen. Und darin eben steckt der Grundirrtum dieser Richtung, ein so greifbarer Irrtum, daß kein großes Talent lange Jahre gebraucht hat, um ihn zu erkennen; Friedrich Schiller und — der Name in gebührendem Abstand genannt, aber er gehört hierher — Gerhart Hauptmann hoben als Naturalisten begonnen, aber geblieben sind sie es nicht. Gegen zweierlei namentlich sträubt sich ein entwickelter Kunstverstand. Vor Allem gegen den Wahn, als ob sich das Leben überhaupt bis ins Kleinste getreu in einen Roman setzen oder auf die Bühne stellen ließe. Selbst der eingefleischteste Naturalist muß das Wichtige stark betonen, Licht und Schatten verteilen, vor allem aber kondensieren, sonst würde ja der Roman hundert Bände erfordern und das Drama tausend Abende. Der Naturalismus kann also auch nicht ganz und gar „natürlich" sein, und was ist von einem künstlerischen Prinzip zu halten, dessen volle Durchführung überhaupt nicht denkbar ist?! Nun aber der zweite, womöglich noch größere Mangel. Je sorglicher der Naturalist den beobachteten sonderbaren Einzelfall mit all seinen Zufälligkeiten nachbildet, desto größer wird für ihn die Gefahr, uns Anderen, die wir den Fall nicht kennen, unwahr und unnatürlich zu erscheinen.

Für diese beiden Gefahren des Naturalismus ist dies Schauspiel ein so drastisches Beispiel, wie man ein gleich lehrreiches lange suchen könnte.

Georg Hirschfeld will uns das Schicksal zweier Menschen vor Augen stellen. Andere Dramatiker lösen die Aufgabe, indem sie uns diese Menschen in jenen Tagen oder Wochen, wo sich ihr Schicksal entscheidet, vorführen; was vorhergegangen, erfahren wir, so weit es uns interessieren muß, zwischendurch, und was folgen wird, sagt uns der Ausgang oder läßt es erraten. So verfährt aber nicht etwa bloß der Idealist oder Realist, sondern auch der Naturalist, sofern er eben Instinkt oder Verständnis für das Wesen der dramatischen Kunstform hat, z. B. Hauptmann in seinen Erstlingswerken. Gewiß war der Dichter der „Versunkenen Glocke" in jenen Jahren, da er „Vor Sonnenaufgang" und „Das Friedensfest" schrieb, ein überzeugter Naturalist, und doch — wie wirksam ist Alles auf eine knappe Spanne Zeit zusammengedrängt. Kurz, anders wird es kein wirklicher Dramatiker machen wollen, oder auch nur machen können; sein künstlerischer Instinkt zwingt ihn dazu.

Hirschfeld aber will es anders machen. Seine Heldin verheiratet sich 1865 und bis zur Verlobung ihres ältesten Sohnes, 1896, möchte er uns ihr Schicksal wissen lassen; das sind 31 Jahre, und mehr als drei Stunden darf das Stück doch nicht dauern, sonst führt es selbst Herr Brahm nicht auf. Da hilft er sich denn dadurch, daß er eben einzelne Bilder aus den verschiedenen Jahren giebt; es sind ihrer zusammen sechs, ursprünglich werden es gewiß einige mehr gewesen sein. Wenigstens wären sie ebenso berechtigt, wie jene, die er uns giebt. Das Stück beginnt mit der Hochzeit der Heldin; ihre Verlobung ist ebenso wichtig; der Tag, wo sie sich ihrer Liebe bewußt wurde, auch, und von Rechtswegen müßten wir, um sie nach dieser Methode des Charakterisierens ganz genau kennen zu lernen, auch mindestens je ein Bild aus ihrer Kinder-, dann ihrer Backfisch- und endlich ihrer Mädchenzeit zu sehen bekommen. Das zweite Bild spielt 1873; der Mann läuft bereits längst dralle Dienstmädchen nach und behandelt die Frau und ihre Verwandten brutal, aber das wird er ja auch schon früher gethan haben, und dasselbe thut er 1882, wo der dritte Akt spielt, noch immer; entweder ist das Bild von 1873 ganz überflüssig, oder es sind noch einige mehr berechtigt. Die Frau geht endlich davon; die Kinder bleiben verlassen zurück, das vierte Bild; die Frau entschließt sich, zurückzukommen, das fünfte. Dann scheint in vollen vierzehn Jahren nichts besonderes mehr vorgegangen zu sein, bis sich, wie gesagt, der Aelteste, Hans, 1896 verlobt, sechstes Bild. Nun giebts aber da noch einen zweiten Sohn, Ludwig, der hoffentlich auch noch heiraten wird. Die Beifügung eines siebenten Bildes kann also noch erfolgen. Und Agnes Jordan als Großmutter wäre ein achtes u. s. w.

Ganz unwillkürlich, gegen meine Absicht, bin ich in diesen Ton verfallen, denn ernsthaft kann man über eine solche Technik nicht sprechen. Oder müßte wirklich erst auseinander gesetzt sein, wie kindlich, roh, unbehilflich sie ist, wie dieses Zusammenfügen willkürlich herausgegriffener Bilder nun und nimmer ein Bild, ein Kunstwerk ergeben kann?! Aber etwas Anderes muß gesagt werden, wie Hirschfeld dazu gekommen ist.

Ganz einfach, haben Viele geantwortet, weil er eben kein wirkliches Drama schreiben kann. So einfach aber liegt die Sache, wie ich glaube, doch nicht. Daß das Drama bei ihm nicht, wie bei Hauptmann, die Kunstform ist, die er unter dem Zwange seiner künstlerischen Individualität instinktiv wählen muß, daß er kein geborener Dramatiker ist, glaube auch ich, sonst hätte er „Agnes Jordan" gewiß anders zu komponieren versucht. Zudem erweisen „Die Mütter" wohl eine dichterische, aber keine spezifisch dramatische Begabung; die Vorzüge dieses Werks kämen vielleicht sogar in einer Novelle noch wirksamer zur Geltung. Und ebenso glaube auch ich, daß Hirschfeld, da er in den Jahren seit diesem Erstlingswerk nichts an Technik hinzugelernt, wohl aber Vieles verlernt hat, nun bittere Not hätte, ein wirkliches Drama zu schreiben. Aber ebenso fest bin ich überzeugt, daß er eben hinzugelernt hätte, statt zu vergessen, wenn er nicht unter dem Bann einer unhaltbaren Kunstdoktrin stände. Insofern ist er ein Opfer des Naturalismus, wie er sich in gewissen Köpfen malt, noch immer malt, obwohl jene Dichter, an die auch diese Extremen glauben, ihn stets anders und verständiger aufgefaßt haben, eben weil sie Dichter sind und Kunstverstand haben.

Aehnlich liegen die Dinge, was den Eindruck der Naturtreue betrifft, den das Werk mühselig anstrebt und nicht erreicht.

Das Schauspiel führt uns Ehe- und Lebensverhältnisse aus mäßig begüterten, jüdischen Kaufmannskreisen Berlins vor Augen. Hirschfeld selbst stammt aus diesen Kreisen.

Als er uns vor einiger Zeit in einem Einakter „Zu Hause", diese Schichte in häßlichem Lichte vorführte, versicherten seine Freunde, es seien Eindrücke seiner eigenen Jugend, so habe er es gesehen. Das Gleiche haben sie nun gesagt, und die Regie des „Deutschen Theaters" hat uns noch mehr gesagt: sie hat geduldet, daß Ludwig, der Sohn des ungebildeten, rohen, zügellosen Gustaa Jordan, in der Maske des Dichters gegeben wurde! Ich würde die Thatsache bezweifeln, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Bei den ersten Aufführungen mußte der Zuschauer scharf hinblicken, um zu erkennen, daß im fünften Akt nicht der Dichter selbst spielte, und daß sich am Schluß nicht jener Schauspieler für das Mischmasch von Zischen und Beifall bedankte. Ich habe Hirschfeld nie gesprochen, weiß nichts von ihm, kann seine Einflußnahme auf die Regie nicht abschätzen. Darum nehme ich an: es lag nicht in seiner Macht, diese ungeheuerliche Taktlosigkeit zu verhindern. Aber wen immer er hier auf die Bühne gebracht hat, das eine bezweifle ich keinen Augenblick: es sind Menschen, die er aufs genaueste kannte, und verschiedene Umstände, insbesondere kleine Züge, die gewiß beobachtet, nicht erfunden sind, drängen mir den Schluß auf, daß er sich sehr treu an die Natur gehalten hat.

Und dennoch sagen alle, wohlgemerkt alle, die etwas von diesen Kreisen wissen: „So sieht es dort nicht aus! Gewiß, viele dieser Kaufleute aus der Graßbeeren-, Köpenicker- oder Neanderstraße mauscheln, wie die Jordan, Weiß, Wiener u. s. w. in diesem Schauspiel, aber das ist auch die einzige Aehnlichkeit. Diese Menschen empfinden in Wahrheit ganz anders, sind im Guten wie im Schlimmen grundverschiedene Menschen. Herr Hirschfeld kennt sie nicht oder er hat ein Zerrbild liefern wollen." Und derselben Meinung sind jene, die zwar zu der Köpenickerstraße im besonderen keine sozialen Beziehungen unterhalten, aber die deutschen Juden im allgemeinen sehr wohl kennen. Ich aber glaube: Hirschfeld hat eben das Malheur gehabt, nur ausnahmsweise brutales und erbärmliches Pack genau beobachten zu können, und das weitaus größere Malheur, es nach der Doktrin der fanatischen Naturalisten photographieren zu wollen. Er ist unnatürlich geworden, weil er sich zu ängstlich an die Natur gehalten hat.

Ich glaube also, daß Gustav Jordan gelebt hat aber nach lebt. Aber ein zweites Exemplar wird man nicht finden, und wenn man die ganze Köpenickerstraße samt allen Nebenstraßen durchsuchen wollte. Es ist nicht die Art jüdischer Familienväter, ihren Dienstmädchen schamlos nachzustellen, ihre Frauen aber brutal zu behandeln und den Bildungstrieb dieser Frauen zu verhöhnen. Es ist nicht ihre Art, ihre Kinder vom Lernen abzuhalten und ihnen statt dessen unpassende Romane in die Hand zu geben; nicht ihre Art, leichtfertig mit der Gesundheit dieser Kinder umzugehen und die Gebote des Arztes in den Wind zu schlagen. Von alledem ist das Gegenteil wahr und typisch. Der jüdische Geschäftsmann dieser Schichte ist ein zärtlicher, oft nur allzu zärtlicher Vater, der die Gebote des Arztes übertreibt und durch seine Aengstlichkeit Schaden anrichtet; er findet es ferner durchaus in der Ordnung, daß seine Frau gebildeter ist als er, und ist oft genug um so stolzer auf sie, je weniger er von den Büchern, an denen sie Freude hat, versteht. Die Ehre seines Hauses aber wahrt er unverdrüchlich, wie immer es auch um seine Vergnügungen außerhalb des Hauses bestellt sei. Auch als Geschäftsmann ist dieser Herr Jordan ein Unikum. Hier nur eine Probe. Er will, um sein kleines Geschäft zu vergrößern, 60 000 Mark bei einem Freunde leihen. Wie wird er dies in Wahrheit beginnen? Er wird Einsichtnahme seiner Bücher anbieten, um zu erweisen, daß er kreditwürdig ist. Jordan aber gerät, als der Freund dies Selbstverständliche wünscht, vor Zorn außer sich!

Genau dasselbe gilt von Agnes Jordan. Auch sie ist den Frauen dieser Kreise so unähnlich als möglich. Sie wissen sich zu wehren, und wenn sie Alles dulden, den Skandal im Hause sicherlich nicht. Aber ihre Kinder lassen sie nicht im Stich, und wenn sie sich mit Männern verloben, die nicht richtig deutsch sprechen, so sind sie klug genug, die Erziehung zur Grammatik bis nach der Hochzeit aufzusparen. Freilich sind das nur Kleinigkeiten, die nicht schwer wiegen gegenüber der Schwächlichkeit, mit der dieser Charakter überhaupt gezeichnet ist. Will man einmal inne werden, was eine geniale Schauspielerin einer schwachen Rolle aus Eigenem geben kann, so lese man zuerst das Buch und sehe sich dann Frau Sorma in der Titelrolle an.

Ein einzelner Gustav Jordan mag einmal in der Köpenickerstraße zu beobachten gewesen sein, eine Agnes Jordan hat nie gelebt. Darum wären diese Gestalten unter allen Umständen verfehlt, auch wenn sie nicht mit dem Anspruch, als Typen zu gelten, vor uns hingestellt wären. Nun ist dies aber zudem der Fall. So sei die alte Generation gewesen, hören wir im letzten Akt.

Dadurch wächst der ästhetische Mangel ins Ungeheure und wird obendrein zum ethischen Makel des Werks. Es ist keinem Schriftsteller, auch nicht dem Schriftsteller jüdischen Stammes zuzumuten, daß er deshalb, weil wir in den Zeiten des Antisemitismus leben, die Juden lichter male, als sie sind. Aber schlechter, als sie sind, darf er sie nicht zeichnen, am wenigsten in diesen Zeiten. Und thut er es dennoch, so wird er sich der Gefahr aussetzen, daß man zur Erklärung Vermutungen heranzieht, die für ihn nicht schmeichelhaft sein können.

Kandidatenfreuden.*)

Vor ein paar Monaten wurde ich im großen Staate New-York von der Partei der Unabhängigen als Kandidat für den Gouverneursposten aufgestellt. Meine Gegenkandidaten waren John T. Smith und Blank J. Blank. Diesen Herren gegenüber glaubte ich erheblich im Vorteil zu sein — ich erfreute mich nämlich eines guten Rufes. Wenn sie aber — das konnte man leicht aus den Zeitungen ersehen — je gewußt hatten, was es heißt, einen fleckenlosen Namen zu tragen, so war diese Zeit längst vorüber. Offenbar hatten sie sich in den letzten Jahren mit den schändlichsten Verbrechen ganz vertraut gemacht. Aber während ich mich insgeheim an dem Bewußtsein meiner Ueberlegenheit ergötzte, lauerte schon ein trübes Unbehagen im Hintergrunde meiner Seele und nagte an den Wurzeln meines Glückes. Mich quälte der Gedanke, daß nun mein Name fortwährend in Verbindung mit demjenigen solcher Menschen genannt werden würde. Aber wie ich's mir auch überlegte, zurücktreten konnte ich nicht mehr; ich war meinen Wählern gegenüber gebunden und ich mußte den Kampf fortsetzen. Als ich beim Frühstück mechanisch die Zeitung überblickte, stieß ich auf folgenden Artikel, und ehrlich gestanden, hat mich noch nie im Leben etwas dermaßen verblüfft:

„Meineid. — Da nun Herr M. Twain öffentlich als Kandidat für den Gouverneursposten auftritt, wird er sich vielleicht zu einer Erklärung herbeilassen, wie es kam, daß er im Jahre 1863 zu Wakawak in Cochinchina von vierundbreißig Zeugen des Meineids überführt wurde. Der Zweck dieses Meineids war, eine arme eingeborene Witwe und ihre hilflosen Kinder der elenden kleinen Bananenpflanzung zu berauben, welche ihnen in ihrer Not und Verlassenheit allein Nahrung und Unterhalt gewährte. Herr Twain ist es sich selbst und dem großen Volke schuldig, um dessen Stimmen er sich bewirbt, diese Angelegenheit aufzuklären. Wird er es thun? —"

Ich meinte, mich rühre der Schlag vor Entsetzen. Eine so grausame und herzlose Beschuldigung! Cochinchina hatte ich nie gesehen und von Wakawak niemals gehört. Ich hätte eine Bananenpflanzung nicht von einem Känguruh unterscheiden können. Ich war ratlos, von Sinnen, wußte mir nicht zu helfen! So

*) Die politische Verläumdungsseuche, welche nirgendwo schlimmer ist, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird hier von dem bekannten Humoristen Mark Twain in einem satyrisch gewendeten Berichte beleuchtet, den wir dem jüngsten Hefte der „Deutschen Volksstimme" entnehmen.

verging der Tag, ohne daß ich einen Entschluß faßte. Am nächsten Morgen brachte dieselbe Zeitung folgende kurze Notiz:

„Bezeichnend. — Herr Twain hüllt sich, wie man bemerkt, über den Cochinchina-Meineid in ein vielsagendes Schweigen."

Während des ganzen Wahlkampfes wurde ich, beiläufig gesagt, von dieser Zeitung nicht anders erwähnt, als der „schändliche meineidige Twain."

Die „Gazette" brachte nun zunächst folgendes:

„Anfrage. — Wird der neue Gouverneurskandidat die Güte haben, einige seiner Mitbürger, die ihre Stimmen nicht leichtsinnig abgeben wollen, über einen geringfügigen Umstand aufzuklären? Wie kam es, daß seine Schlafgenossen in Montana dann und wann kleine Wertsachen verloren, die jedesmal an Herrn Twains Person oder in seinem „Koffer" (einem Zeitungsblatt, in welches er seine Habseligkeiten einzuwickeln pflegte) vorgefunden wurden, bis man sich endlich veranlaßt fühlte, ihm zu seinem eigenen Besten eine freundliche Verwarnung zu erteilen? Man theerte und federte ihn, ließ ihn auf einem Balken reiten und gab ihm schließlich den Rat, an dem Platz, den er gewöhnlich im Lager einnahm, eine bleibende Lücke zu lassen. Wird er dem Rate folgen? —"

Konnte man sich etwas ausgeklügelt Boshafteres vorstellen, zumal ich zu keiner Zeit meines Lebens in Montana gewesen bin.

Von da ab nannte mich dieses Journal nie anders als den „Montana-Dieb Twain."

Ich kam so weit, daß ich mich fast fürchtete, eine Zeitung in die Hand zu nehmen; ungefähr wie jemand, der eine wollene Decke, die er nötig braucht, aufheben möchte, aber eine Klapperschlange darunter vermutet. Eines Tages las ich Folgendes:

„Der Lügner ist entlarvt! — Durch die beschworenen Aussagen der Herren Michael O'Flanagan, Snub Rafferty und Catty Mulligan aus Five Points und Water Street*) wurde festgestellt, daß Herrn Mark Twains schändliche Behauptung, als wäre der verstorbene Großvater unseres edlen Bannerträgers Blank J. Blank wegen Straßenraubes gehängt worden, eine gemeine, aus der Luft gegriffene Lüge ist. Für tugendhafte Männer ist es eine niederschmetternde Erfahrung, daß man zu solchen unehrenhaften Mitteln greifen kann, um einen politischen Erfolg zu erringen, daß man sich nicht scheut, die Toten noch im Grabe zu beschimpfen und auf ihren geachteten Namen Verleumdungen zu häufen. Wenn wir an den Schmerz denken, den diese elende Lüge den unschuldigen Verwandten und Freunden des Verewigten bereitet haben muß, sind wir fast versucht, das betrogene und beleidigte Publikum zu schneller, wenn auch ungesetzmäßiger Rache gegen den Verleumder aufzustacheln. Aber nein — überlassen wir ihn den Qualen eines gepeinigten Gewissens! — Sollte jedoch der Fall eintreten, daß das Publikum, von Leidenschaft übermannt, in blinder Wut dem Verleumder körperliche Mißhandlungen zufügte, so liegt es auf der Hand, daß kein Schwurgericht die Thäter für schuldig erklären, kein Richter sie strafen könnte."

Der geschickt abgefaßte Schlußsatz bewirkte, daß ich noch in derselben Nacht in größter Eile aus dem Bette und zur Hinterthür hinausflüchten mußte, während das „betrogene und beleidigte" Publikum vor dem Hause wütete und tobte wie brandende Meereswogen, in seiner gerechten Entrüstung beim Kommen Möbel und Fenster zerschlug und beim Gehen soviel von meinem Eigentum mitnahm, als es tragen konnte.

Und doch kann ich meine Hand auf die Bibel legen und versichern, daß ich Herrn Blank's Großvater niemals verleumdet habe. Ja noch mehr — ich hatte bis zu jener Stunde seinen Namen nicht einmal nennen hören.

Gelegentlich will ich nur erwähnen, daß das Journal, welchem obiges Inserat entstammt, mich von nun an immer „Twain, den Leichenschänder" bezeichnete.

Der nächste Zeitungsartikel, der meine Aufmerksamkeit erregte, lautete wie folgt:

„Ein netter Kandidat! — Herr Mark Twain, der gestern Abend bei der Volksversammlung der Unabhängigen eine donnernde Rede halten sollte, glänzte durch Abwesenheit. Ein Telegramm seines Arztes meldete, daß er von einem durchgegangenen Gespann zu Boden geworfen worden sei und an einem doppelten Beinbruch in großen Schmerzen darniederliege, und so weiter, und so weiter, noch ein ganzer Haufen ähnlichen Unsinns. Die Unabhängigen gaben sich alle Mühe, die elende Notlüge hinunterzuschlucken und zu thun, als ahnten sie den eigentlichen Grund der Abwesenheit jenes Verworfenen nicht, den sie zu ihrem Bannerträger erloren haben. Gestern Abend sah man einen gewissen Menschen im Zustande viehischer Betrunkenheit in Herrn Twains Hotel hineintaumeln! Es ist unbedingt Pflicht für die Unabhängigen, zu beweisen, daß dieses zum Tier entwürdigte Geschöpf nicht Mark Twain selbst gewesen ist. Jetzt endlich sind sie gefangen — hier giebt es kein Entrinnen! Im Donnerton ruft die Volksstimme: „Wer war der Mensch?" —

Unglaublich, völlig unglaublich, daß es wirklich mein Name war, den man mit diesem schmachvollen Verdacht in Verbindung brachte! Waren doch drei Jahre über mein Haupt dahingegangen, seit ich einen Tropfen Ale, Bier, Wein oder überhaupt ein geistiges Getränk angerührt hatte.

Es zeigt, wie abgestumpft ich schon mit der Zeit geworden war, daß ich es ohne Schmerz ertragen konnte, mich in der nächsten Nummer dieses Journals ganz selbstverständlich als Herr „Delirium Tremens Twain" erwähnt zu finden, obgleich ich sicher sein konnte, daß das Blatt mit unwandelbarer Eintönigkeit fortfahren werde, mich bis ans Ende so zu bezeichnen.

Unter den Postsachen, welche ich täglich erhielt, begannen jetzt anonyme Briefe eine große Rolle zu spielen. Die Form derselben war meistens folgende:

„Wie war's denn mit die alte Bettelfrau, die sie von Ihrer Dürschwelle mit Fußdritte wegjachten?"

Pol. Pry."

Dann weiter: —

Sie haben Dathen gethan, welche Niemand bewußt sind wie mir. Rücken Sie nur ein paar Batzen raus an ihren Ergebenen oder Sie sollen durch die Zeitungen was hören von Handy Andy.

So ungefähr lauteten sie. Auf Wunsch könnte ich damit fortfahren, bis der Leser übergenug hat.

Bald darauf überführte mich das bedeutendste republikanische Journal einer großartigen Bestechung und das demokratische Hauptblatt bezichtigte mich eines niederträchtigen Erpressungsversuches. Auf diese Weise erwarb ich zwei neue Titel: „Twain, der elende Verführer" und „Twain, der schändliche Räuber."

Inzwischen verlangte man mit solchem Toben eine „Antwort" auf all die entsetzlichen Beschuldigungen, die gegen mich laut geworden waren, daß die Redakteure und die Führer meiner Partei behaupteten, es wäre mein politischer Ruin, wollte ich länger bei meinem Schweigen verharren. Wie um ihr Verlangen noch dringender zu machen, erschien schon am nächsten Tage folgendes in einer Zeitung:

„Seht einmal den Menschen! — Der Kandidat der Unabhängigen schweigt noch immer, weil er nicht zu reden wagt. Alle gegen ihn erhobenen Anschuldigungen sind vollauf bewiesen worden und sein fortgesetztes, beredtes Schweigen hat deren Wahrheit genug bestätigt, so daß er nun mehr für alle Zeit überführt dasteht. — Ihr Unabhängigen, seht ihn Euch einmal an, euern Kandidaten! Seht den verruchten Meineidigen, den Montana-Dieb, den Leichenschänder! Betrachtet euch euern Delirium Tremens, den elenden Verführer, den schändlichen Räuber! Schauet ihn an — genau und gründlich — und dann sagt, ob ihr mit gutem Gewissen einem Schurken eure Stimme geben könnt, der sich durch seine entsetzlichen Verbrechen eine so grauenvolle Auswahl von Ehrentiteln erworben hat und es nicht wagt, den Mund aufzuthun, um auch nur einen einzigen von sich zu weisen."

Ich sah keine Möglichkeit, mir die Sache zu ersparen, und so machte ich mich denn tief gedemütigt daran, eine „Antwort" auf den Wust von grundlosen Beschuldigungen und boshaften Lügen vorzubereiten. Aber ich brachte diese Aufgabe nicht zu stande. Denn schließlich setzte man der empörenden Verunglimpfung, die der Parteihaß mir angethan, noch die Krone auf, indem man neun zerlumpte Kinder in allen Farbenschattierungen, die kaum laufen gelernt hatten, abrichtete, bei einer öffentlichen Versammlung auf die Rednertribüne zu stürzen, sich an mich zu drängen und mich „Papa" zu nennen!

Das gab den Ausschlag. Ich strich die Flagge und ergab mich. Zum Wahlkampf im Staate New-York bei Besetzung des Gouverneurpostens reichten meine Kräfte nicht aus. Ich sandte meinen Verzicht auf die Kandidatur ein und unterzeichnete mich in der Bitterkeit meines Herzens als

Ihr ergebener ehemaliger Ehrenmann Mark Twain.

*) Eine berüchtigte Gegend New-Yorks, wo viel irisches Gesindel wohnt.

Zerknitterte Naturen.

Von Dr. M. Kronenberg (Berlin).

Als problematische Naturen bezeichnet Goethe einmal solche Menschen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. „Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Zumeist gehören hierher Naturen, welche nur darum mit dem Leben nicht zurechtkommen können, weil sie in sich selbst zu widerspruchsvoll sind, und die darum so viele Widersprüche in sich bergen, weil sie zu reich entwickelt sind, weil vor allem ihr sittliches Bewußtsein zu differenziert, zu fein auseinandergezogen, zu reflektierend ist, um im Zusammenstoß mit der umgebenden Welt rechtzeitig, entschlossen und genugthuend die Stellung so nehmen zu können, wie es der einfache gesunde Sinn vermag. Solche Charaktere spielen ja in den Fin-de-siècle-Romanen unserer Tage eine bedeutende Rolle.

Allein es giebt daneben auch Naturen, die nur deshalb keiner Lage gewachsen sind, weil ihr sittliches Bewußtsein nicht zu reich, sondern zu arm ist, zu einfach und unentwickelt, um sich den unendlich mannigfaltigen Beziehungen des Lebens anpassen zu können. Das innere Dämonium solcher Menschen ist das Gutsein, das brennende Verlangen nach sittlicher Bethätigung, aber ohne daß dem durch Einsicht und reiche Lebenserfahrung Weg und Ziel sicher bestimmen würde; sie sind ganz Edelmut, Aufopferung, Hingebung aber das alles nur triebartig, nur instinktiv, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie mit den altruistischen Pflichten die egoistischen in Einklang zu setzen sind. Solche Naturen können schärfere Konflikte mit der umgebenden Welt fast niemals bestehen, aber auch durch wenige heftige Zusammenstöße, selbst durch die geringfügigen Konflikte, die jeder Tag bringt, werden sie dauernd zermürbt: die Welt, die sie nicht versteht, Konvention und Sitte, die ihnen Widerstand leisten, das Schlechte, was ihnen entgegenwirkt, das alles scheucht sie in ihr Inneres zurück, verschüchtert sie, krümmt und drückt gleichsam ihr ganzes Wesen, bis es am Ende ganz zerknittert ist. Jeder hat wohl einmal Gelegenheit, derartigen Menschen im Leben zu begegnen, aber nur der menschenkundige Beobachter findet, oft zu seiner Ueberraschung, immer mit lebhafter Rührung, das edle Gestein wieder, das in der Tiefe des Gemüts für alle anderen verschüttet liegt.

Solche zerknitterten Naturen hat in seinen jüngst erschienenen Dichtungen Karl Emil Franzos mit Meisterschaft vor Augen gestellt. In einer Sammlung ganz kurzer Erzählungen unter dem Titel „Allerlei Geister" werden einige Gestalten dieser Art mehr skizzenhaft gezeichnet, aber in ihrer Gesamtheit ergänzen sie sich in vortrefflicher Weise. Ganz besonders aber gehören dazu die Helden der beiden Erzählungen voll lebhaft ergreifender Tragik: „Leib Weihnachtskuchen und sein Kind" und „Der kleine Martin".*) Schon durch ihre äußere Erscheinung hat der Dichter eine Andeutung auch ihres inneren Wesens gegeben: beide sind unansehnliche, kleine Menschen, die gleichsam mimosenhaft allmählich sich zusammengezogen haben, bei denen nicht bloß das Gemüt, sondern auch der Körper zusammen gekrümmt, in sich selbst zurückgescheucht zu sein scheint durch die gewaltsamen, rauhen Stöße von außen. Das Milieu, in dem beide tragische Helden sich bewegen, ist nur geographisch gleicher Art — die Bukowina, Galizien und ihre Grenzgebiete mit ihrer noch weit zurückgebliebenen Bauernbevölkerung — im übrigen aber ganz verschieden: auf der einen Seite ein armer, durch Not und Sorge frühzeitig verkümmerter jüdischer Schankwirt, den schon seine Stammeszugehörigkeit zum stillen Dulden und Leiden bestimmt zu haben scheint, auf der anderen Seite ein in dem elendesten podolischen Dorfe vorkommender Advokat, der aber einst als der hochbegabte Sohn eines adligen, angesehenen Gerichtspräsidenten einer glänzenden Zukunft entgegen zu sehen schien. Beide sind erfüllt von der echtesten, ja der höchsten ethischen Gesinnung, beide bewähren sie in den Thaten edelster Aufopferung. Aber eben darum, und weil sie so sehr von Hingebung für andere erfüllt sind, daß sie sich selbst vergessen, weil sie nur auf die höchsten sittlichen Ziele achten, nicht auf die Wege, die zu ihnen hinführen, werden sie allmählich immer ebarmungsloser von der Welt auf sich selbst zurückgeworfen, zermürbt und zerknittert, und, in schärfere Konflikte hineingetrieben, gehen sie rettungslos zu Grunde, nicht ohne zuletzt noch durch einen Akt besonders hochherziger Gesinnung ihrem Untergang eine höhere Weihe gegeben zu haben. Von beiden darf das gelten, was vom kleinen Martin gesagt wird:

„Er war einer jener wenigen Menschen, die gleichsam das Widerspiel der meisten anderen sind und uns darum, wenn wir sie recht erkennen, so fremd und erkältend anmuten: sie können nur thatkräftig sein, wo es ein Opfer für andere gilt, und schmettert sie das Schicksal nieder und fühlen sie nicht um anderer willen den Zwang sich zu erheben, so bleiben sie am Boden liegen."

In beiden Erzählungen werden eine Fülle der wichtigsten ethischen Probleme angeregt. Wie es der Art der Dichtung entspricht, wird darauf weniger durch Reflexion, als durch Charaktererscheinungen, Situationen, kurz durch Schilderung von Geschehnissen hingewiesen. Aber so sehr ist der Dichter selbst, wie man unschwer bemerken kann, auch von den allgemeinen sittlichen Problemen erfüllt, die sich hier zeigen, daß er ihnen an Ruhepunkten der Handlung auch selbst nachzuspüren sucht.

Die große Menge geht achtlos, wenn nicht gar höhnend und spottend an solchen edlen, aber zerknitterten Naturen vorüber, wie sie Franzos hier gezeichnet hat. Man möchte sie zu dem Bilde des unglücklichen Leibko, des armen Pächters der Branntweinschenke in Winkowce, oder zu dem des verkümmerten Advokaten Martin von Hilbrich in Humora hinführen, um sie verstummen zu machen. Dem Denkenden und nach sittlicher Aufklärung Strebenden aber muß um so eher die Lektüre solcher Dichtungen anempfohlen werden. Er wird sie nicht ohne innere Bereicherung aus der Hand legen. Denn auch hier sind Menschen, und je weiter sie von uns, den durch Formen und Konventionen aller Art Verhärteten, abstehen, um so bedeutungsvoller ist die allgemeine ethische Einwirkung, die wir durch sie empfangen können.

*) Alle drei Schriften bei der Verlagsanstalt Concordia erschienen.

Streiflichter.

Zum Nationalitätenhader. Der Professor an der Lemberger Universität Dr. Oswald Balzer, hat einen offenen Brief an Prof. Mommsen publiziert, in Erwiderung auf den bekannten Brief, den dieser jüngst an die N. freie Presse in Wien gerichtet hatte. Prof. Balzer untersucht darin sehr eingehend das historische Verhältnis von Germanen und Slaven, und schließt dann u. A. mit folgenden Worten:

„Wohlan denn: Fort mit verblümten Reden und dem ganzen Mummenschanz! Der Schrei der Entrüstung, der aus Ihrer Brust gedrungen ist, war kein Hilferuf, die gefährdete Kultur zu retten, es war ein Schmerzens- und Verzweiflungsschrei über die den Händen der Deutschen entschlüpfende Vorherrschaft. Man soll die Dinge beim rechten Namen nennen, und sich nicht hinter die Maske der Kultur stecken, wo es sich um andere Aussichten und Ziele handelt. Dies liegt nicht bloß im Interesse der Wahrheit, sondern auch der Deutschen selbst. Denn der den Slaven ins Gesicht geschleuderte Vorwurf der Barbarei und Unkultur wäre, wenn er wahr sein sollte, zugleich eine schwere Selbstanklage der Deutschen vor Gott und vor dem Weltgericht. Die Deutschen haben die Kultur unter die Slaven zumeist nur unter der Bedingung getragen, daß dieselben ihr höchstes Gut, die eigene Nationalität aufgäben; wo die Slaven diesen Preis nicht zahlen wollten, dort stellten die Deutschen einer selbständigen Kulturentwickelung Hindernisse in den Weg; sie wollten auch nicht zulassen, daß dieselben die Kultur weiter verbreiten, obzwar gerade die Deutschen immer damit prahlen, daß sie stets in erster Reihe im

Dienste der Civilisation gestanden sind. Slavische Völker, welche ihre nationale Eigenart nicht eingebüßt, und sich dennoch zu Kulturvölkern emporgeschwungen haben, sind es also ohne, ja sogar gegen den Willen der Deutschen geworden. Dies ist wohl der eigentliche Grund, warum sie jetzt mit Vorwürfen der Barbarei und Unkultur überhäuft werden. Wäre dies aber wahr, wen würde wohl die Schuld treffen?

Die Slaven denken nicht daran, die Stätte zu slavisieren, wo Mozart und Grillparzer ruhen. Die Geschichte zeigt, daß sie deutsche Länder überhaupt nicht slavisierten; sie deweist hingegen, daß nur die Deutschen slavische Gebiete germanisierten. Die Slaven wollen nur, daß die Stätten, wo einst Premisl Ottokar auf dem Throne prangte, wo Johann Nepomuk den Märtyrertod fand, wo Palacky und Smetana zur ewigen Ruhe bestattet wurden, slavisch bleiben, wie sie es durch vierzehn Jahrhunderte gewesen sind. Man darf sie ihnen nicht unter Berufung auf Kulturinteressen rauben, denn sie sind gewillt, und verstehen es auch, allein, ohne fremde Bevormundung, an der Förderung dieser Interessen zu arbeiten. Die deutsche Kultur ist weder die erste noch die letzte, und überhaupt nicht die einzige, die zur Vollkommenheit führt. Als Gleiche neben Gleichen wollen die Slaven Arm an Arm mit dem deutschen Volke an dem gewaltigen Bau menschlicher Kultur schaffen. Damit wird dem Fortschritt des Werkes wohl am besten gedient sein.

Mit berechtigtem Nationalstolz haben Sie in Ihrem Aufruf Schillers Namen genannt. Die Slaven verehren den Meister nicht weniger als Sie selbst und das gesammte deutsche Volk; sie verehren in ihm nicht nur einen Deutschen, sondern zugleich eine der ersten Größen in der Kulturentwickelung der Menschheit. Allerdings verehren sie nicht bloß seine Ruhestätte, sondern auch die erhabenen und tiefsinnigen Ideen, die der geniale Dichter zum Ausdruck gebracht hat. Es wäre zu wünschen, daß sich auch die Deutschen nicht einzig und allein auf den rein äußerlichen Kult seiner Gradplatte beschränkten. Dann dürften die hochherzigen Worte des Dichters, die ich zu Beginn dieser Zeilen angeführt habe, — „Raum für alle hat die Erde" — den Deutschen wohl Gelegenheit bieten, mit ihrem Gewissen abzurechnen, und ihr Verhältnis zu den Slaven von einem richtigen Gesichtspunkte aus zu erfassen."

Es kennzeichnet die ganze Wirrnis, welche auf dem Gebiete der nationalen Fragen herrscht, daß selbst ein Mann wie Prof. Balzer, der ganz offensichtlich nach einem gerechten Urteil strebt, sich nicht enthalten kann, gegen eine ganze Nation die entehrendsten falschen Beschuldigungen zu erheben. Entehrend sind sie, denn welcher Vorwurf kann schlimmer sein, als daß die Deutschen nach Unterdrückung anderer Völker strebten, daß sie nur zu den eigennützigsten Zwecken germanische Kultur verbreitet, noch mehr aber Barbarei und Unkultur — ein seltsamer Widerspruch! — unter den Slaven gefördert hätten. Durchaus falsch sind diese Anschuldigungen, aber will etwa Herr Balzer behaupten, daß die jüngsten widerwärtigen Pöbelexcesse in Prag eine Frucht deutscher Einwirkung sind?

Aber gleichviel, Herr Balzer giebt selbst den Weg der Verständigung an, — er ist identisch mit dem ethischen Kultur: „Als Gleiche neben Gleichen wollen die Slaven Arm an Arm mit dem deutschen Volke an dem gewaltigen Bau menschlicher Kultur schaffen." Wohlan denn! Auf beiden Seiten möge man zunächst dahin streben, die Entartungen der Nationalitätsidee — bei Anderen wie bei sich selbst — vom Standpunkte einer gereinigten Sittlichkeit aus zu beseitigen. Dann mögen Slaven und Germanen im friedlichen Wettbewerb ihre Sonderkultur ausbreiten, nicht durch Gewalt, durch Bedrückung, sondern dadurch, daß jede Nation versuche, mit *ihren* Mitteln, reich oder gering, und nach *ihrer* Eigenart dem Fortschritt der ganzen Menschheit zu dienen. Welches Volksstamm in diesem Wettbewerb die Palme erringen und erweisen wird, daß *sein* Ring der echte, daß er sich um die Kultur das höhere Verdienst erworben — das mag nach abertausend Jahren dann der weise Weltenrichter entscheiden, von dem Lessings Nathan spricht.

Wann ersteht uns ein Verkündiger der *nationalen* Toleranz, dessen Wort es diesem Hohenliede der religiösen Toleranz gleich thäte? K.

* * *

Formales Recht und Menschlichkeit. In dem Prozeß gegen die früheren Direktoren des Belle-Alliance-Theaters Maurice und Häsener spielte, wie die „Berliner Zeitung" mitteilt, der Vermittler Sahlke als Zeuge eine höchst merkwürdige Rolle. Er hatte den Auftrag, Leute mit Kapital den Direktoren zuzuführen, und daß er sich dieser Aufgabe gewachsen zeigte, bewies die stattliche Zahl der Geschädigten. Der Agent hatte unter seinem Eide ausgesagt, daß er zu den Leuten immer nur von „Einlagen" gesprochen habe, eine Behauptung, mit der ein später vorgewiesener Brief des S. im schroffsten Widerspruch stand, wonach der Bewerber sein Geld nur als „Sicherheit" hinterlegen sollte. Der Verdacht, daß der Zeuge eines Meineides sich schuldig gemacht, war angesichts jenes Schriftstücks ein dringender. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Rösicke, gab das denn auch unverhohlen zu verstehen und im Auditorium machte sich jene dumpfe, bange Schwüle bemerkbar, die sich zu verbreiten pflegt, wenn man im Geiste einen Menschen unter dem Gewicht seiner Schuld bereits zermalmt und zerschmettert sieht. Die Zeugenvernehmung war beendet. „Zeuge Sahlke, treten Sie noch einmal vor!" sagte der Präsident und jeder fühlte, daß nunmehr die Katastrophe hereinbrechen müsse. „Ihre beschworene Aussage", sagte Herr Rösicke, „widerspricht diesem Schreiben. Sie hätten danach einen Meineid geleistet. Bevor ich jedoch Ihre Vernehmung für beendet erkläre, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß es als Richter meine Pflicht ist, Sie vor der Begehung eines so schändlichen Verbrechens, wie es der Meineid ist, nach einmal zu warnen und sie vor dem Zuchthause zu retten. Ich schließe nunmehr die Beweisaufnahme und mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie noch jetzt erklären können: „Ich verweigere meine Aussage!" Und „Ich verweigere meine Aussage!" klang es als Echo zurück. Herr Sahlke suchte seinen Platz unter den Zeugen wieder auf. Er war gerettet und erleichtert atmete das Auditorium wieder auf.

Uns aber, bemerkt dazu der „Vorwärts", fiel eine andere ähnliche Szene ein, die leider nur sehr unähnlich geendet. Damals hieß der Vorsitzende allerdings Brausewetter und der Staatsanwalt war Benedix. Zur Verhandlung stand der berüchtigte Gummischlauch-Prozeß, den die Polizei gegen eine Anzahl Redakteure angestrengt hatte. Einer der massenhaft aufgebotenen Zeugen hatte die Frage des Staatsanwalts, ob er bereits einmal bestraft sei, mit „Nein" beantwortet. Herr Benedix aber konnte das Gegenteil beweisen. Einer der ebenfalls als Zeuge anwesenden Kriminalkommissare hatte ihn aus den mitgebrachten Akten belehrt, daß dieser Zeuge schon bestraft sei. Der Staatsanwalt gab jetzt diese seine Wissenschaft zum besten, knüpfte daran seinen Antrag, den Mann, als des Meineides dringend verdächtig, zu verhaften, und so geschah es. Aus dem Gerichtssaale ward der Unglückliche in das Untersuchungsgefängnis geführt und später zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Herr Rösicke hat aber gestern gezeigt, daß man das Gesetz auf das Peinlichste beobachten kann und dennoch die Menschlichkeit nicht zu vergessen braucht!

* * *

Wissenschaftliche- und Offiziersehre. Ein Professor der Kunstgeschichte und ein Museumsdirektor waren vor etwa anderthalb Jahren in eine scharfe litterarische Fehde geraten, wobei dem ersten Herrn der unangenehme Vorwurf unerlaubten Plagiates gemacht worden war. Die Thatsache einer sehr weitgehenden Benutzung fremden litterarischen Eigentums mußte derselbe zugeben; er berief sich aber darauf, daß er in der Einleitung den Geplünderten einmal kurz zitiert habe und daß im Uebrigen diese Gepflogenheit „in akademischen Kreisen durchaus gebräuchlich" sei. Die Folge war eine schwere Rüge seitens der philosophischen Fakultät, der er angehörte; von einer Disziplinarverhandlung durch die vorgesetzte Behörde aber verlautete nichts. —

Nun will es die Ironie des Schicksals, daß die beiden gelehrten Herren Reserve-, bezw. Landwehr-Offiziere waren. *Waren*, denn das Militär-Wochenblatt brachte kürzlich die Notiz, daß die feindlichen Brüder mit schlichtem Abschied entlassen waren. Wahlgemerkt *beide*; denn die bloße Verabschiedung des erstgenannten Herren hätte ja den Anschein erwecken können, als mische sich die Militärbehörde in den wissenschaftlichen Streit ein. Wie die „Bresl. Zeitung" aus zuverlässiger Quelle mitteilt hat das militärische Ehrengericht beiden Herren den Offiziersrang aberkannt, weil sie es unterlassen haben, ihre Angelegenheit vor den militärischen Ehrenrat zu bringen. Wie man sieht, hatte sich das Ehrengericht, unbekümmert um den materiellen Inhalt der entstandenen Differenzen, lediglich mit der Prüfung der Frage zu beschäftigen gehabt, ob die Austragung dieser Differenzen in der für den Offizier gebotenen Weise erfolgt war. Da diese Frage verneint wurde, war die Entfernung aus dem Offizierstande die notwendige Folge.

Es ist schwer, hier keine Satire zu schreiben. Man denke sich etwa den bekannten Konflikt Fichte's mit der Jenenser Universitätsbehörde so geordnet, daß Reservelieutenant Fichte mit schlichtem Abschied entlassen wird und nun „Kamerad" Schillee gesellschaftlich von ihm abrückt. O, über das Volk der Dichter und Denker!

werden jedoch wegen des demoralisierenden Einflusses, welchen sie ausüben, nicht gerne und nur im Notfalle aufgenommen." Die Demoralisation findet ihre deutlichere Erklärung im Jahrbuche 1895, wo das Wort „Demoralisation" eine daukenswerte Erklärung erfährt. Man liest daselbst: „Die aus Barnslaw bezogenen aber eingewanderten Arbeiter arbeiten mehr stabil, werden aber nur ungern aufgenommen, da dieselben mehr aufgeklärt sind und einen höheren Lohn beanspruchen." Sa denken alle Großen und Mächtigen Galiziens über die Barnslawer Arbeiter.

Wer aber glaubt, daß solche Zustände eines Kulturstaates unwürdig sind, muß sein Bestes dazu beitragen, an deren Stelle würdigere zu setzen, und sich nicht damit begnügen, sich ihrer blas zu schämen.

* * *

Maßregelung. Die Königliche Bergwerksdirektion im Saarrevier hatte, wie wir der „Saz. Praxis" entnehmen, noch dem Streik 1893 zahlreiche Bergarbeiter wegen ihrer Beteiligung am Ausstande abgelegt. Die „Berg- und Hüttenarbeiterzeitung" in Bochum veröffentlichte nun dieser Tage folgendes Schreiben:

Königliche Bergwerksdirektion

Nr. 10145. Saarbrücken, 28. Oktober 1897.

Auf Ihr an die Königliche Berginspektion VIII zu Neunkirchen gerichtetes und an uns am 22. d. Mts. zur Entscheidung abgegebenes Gesuch um Wiederanlegung erhalten Sie hiermit nach Prüfung der Verhältnisse zum Bescheid, daß Sie wegen ihres Verhaltens im Streik 1893 dauernd abgelegt worden sind. Sie sind und bleiben für immer abgelegt. Vagel.

Gesehen: K. Berginspektion 8.
Lohmann.

Wir halten es für unmöglich, daß die vorgesetzte Behörde dies Verfahren billigen sollte. Die Beteiligung an einem Streik ist gesetzlich erlaubt; straft man Arbeiter dafür — nach nach vier Jahren! — durch dauernden Ausschluß von der Arbeit, so ist das ebensowenig humun wie klug; denn auf solche Weise wird der sozialdemokratischen Agitation die wirksamste Waffe gegeben.

* * *

Tage der Hoffnung. Unter dieser Ueberschrift giebt das „Berl. Tageblatt" die folgende hübsche Zuschrift einer Leserin wieder, die jetzt Inhaberin eines großen Geschäftes in Dresden ist:

„Zu Nutz und Frommen meiner Mitmenschen möchte ich eine kleine Begebenheit erzählen, die sich zwar schon vor Jahren zutrug, die aber jedesmal, wenn die Weihnachtszeit naht, mich mit wehmütiger Erinnerung erfüllt. Mein Mann hatte, als unser zweites Kind geboren wurde, um unser Einkommen zu vergrößern, sich bei einem Unternehmen beteiligt, das in kurzer Zeit unser ganzes Vermögen verschlang. Nach Ablauf eines Jahres waren wir ruiniert und standen verzweifelt vor der Frage: was beginnen? Mein Mann beabsichtigte, in Stellung zu gehen, mir aber war der Gedanke, unthätig zu sein, unerträglich, und ich beschloß, mit ein paar hundert Mark, die mir ein Onkel leihen wollte, ein Geschäft zu errichten. Bald war der kleine Laden eröffnet — aber die Kunden blieben aus, die Freundinnen und all die bekannten Damen, auf die ich so sicher gerechnet hatte, kamen nicht — nur die ärmsten Leute kauften, und meine Unkenntnis und Zaghaftigkeit bemerkend, handelten sie so, daß der Verdienst gleich Null war. — Auch die Bemühungen meines Mannes waren vergeblich — er fand kein Engagement. Wenn er Abends mutlos vom vergeblichen Suchen heimkam, saß ich frierend in dem kleinen Laden, und all meine erzwungene Heiterkeit konnte ihn nicht über die sorgen Einnahmen täuschen. Die Weihnachtszeit kam heran. In den großen Geschäften und Bazaren drängten sich die Menschen — bei uns blieb es leer. Das arme Volk kaufte erst in der letzten Woche, hieß es.

Wieder ein kalter Abend. Wir saßen stumm einander gegenüber. Da trat eine ältere Dame herein und wünschte Geschenke für ihre Dienstboten zu kaufen. Ich legte ihr eine, wie ich wohl wußte, sehr geringe Auswahl vor und glaubte schon, sie würde fortgehen, aber nein, sie kaufte, kaufte über alle meine Erwartungen! Und als sie ging und der erste Hundertmarkschein in unserer Kasse lag, da war es mir, als löste sich all die Bitterkeit und der Gram von meiner Seele ab, und ich weinte, weinte, als ob ich mich auflösen wollte.

Und es war, als hätten wir von der Zeit an Glück gehabt. Bald richtete sich der Laden ein, mein Mann war unentbehrlich, und heute haben wir ein großes Geschäft und eine stattliche Anzahl von Verkäuferinnen.

Jüngst sah ich jene Dame wieder — sie wurde mir vorgestellt. Als ich sagte, daß sie mir als Kunbin bekannt sei, und sie fragte, warum sie uns nicht mehr besuche, da antwortete sie mit feinem Lächeln: „Ich gehe prinzipiell nur in kleine Geschäfte!"

O, meine reichen Mitschwestern! Könnt Ihr nicht zur Weihnachtszeit ähnlich handeln? Seid den kleinen Geschäftsleuten, was mir einst jene Dame war: ein beglückender Engel!"

Wir zweifeln nicht, daß die warmherzigen Worte der Einsenderin ein lautes Echo finden werden.

Vermischtes.

Die vom Verein Frauenwohl eingesetzte Kommission gedenkt nunmehr gegen die Mißstände im Bühnenwesen energisch vorzugehen; an den Beratungen nehmen auch hervorragende Künstlerinnen Teil. Zunächst ist in der Delegiertenversammlung folgender Beschluß gefaßt worden:

1. Im Interesse der weiblichen Bühnenangehörigen bei der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger Schritte zu thun, um im Statut für beide Geschlechter gleiche Bedingungen zu erzielen. 2. In gleichem Sinne sich an den Deutschen Bühnenverein zu wenden, um entsprechende Veränderungen der Kontraktformulare zu erlangen. 3. Erwägungen anzustellen auch darauf hin, ob und durch welche gesetzliche Maßnahmen Abhilfe für vorhandene Schäden zu schaffen sei.

Der Jahresbericht der öffentlichen Lesehalle zu Königsberg i. Pr., einer Gründung unserer Gesellschaft, verzeichnet für die Zeit vom 1. November 1896 bis 30. Juni 1897, also in 8 Monaten 15 599 Besucher, die an 236 Tagen bei einem täglichen Durchschnitt der Besucherzahl von 66,1 neben den 117 Zeitungen und Zeitschriften 1702 Bücher lasen. Die unparteiische Zusammensetzung des Komitées und die wohlwollende Haltung der Stadtbehörde und der Bürgerschaft verbürgen wohl den weiteren guten Fortgang des volksfreundlichen Unternehmens.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Ueber den Zusammenhang zwischen Ethik und Aesthetik. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausgegeben von Dr. Ludwig Stein, Band IX). Von Dr. M. J. Berdyczewski. Bern, Verlag von Steiger & Cie.

Von zwei Erlösern. Roman von Hans Land. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, eine Konsequenz moderner Weltanschauung. Von Dr. med. Heinr. Wehberg. Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken.

Friede auf Erden. Von Otto Umfried, Stadtpfarrer. Verlag Eßlingen u. N. Wilh. Langguth. 2. Auflage.

Gelandet. Von Maria Janitschek. Verlag der Romanwelt, Berlin.

Der Nachbar. Von Wilhelm Jensen. Verlag der Romanwelt. Berlin.

Conrad der Leutenaat. Von Carl Spitteler. Verlag der Romanwelt. Berlin.

Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform. Wohltechnische Erörterungen von R. Siegfried. Berlin, Verlag von Herm. Walther.

Katholizismus als Fortschrittsprinzip? Von Dr. phil. E. Wahrendorp. 2. Aufl. Verlag der Haadelsdruckerei Bamberg.

Briefkasten.

Ernst Adolf. Mit Vergnügen haben wir aus Ihrem freundlichen Schreiben ersehen, daß ein engerer Verkehr von Redaktion und „schlichten Lesern" auch Ihnen für beide Teile nützlich erscheint. Hätten wir daran gezweifelt, so würde uns gerade Ihr Brief eines Besseren belehren; denn Ihre Bemerkungen über den Wert einer, wenn auch bescheidenen, Mitarbeit und über das Empfinden des „Mannes aus dem Volke," der eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit habe, ohne trotzdem an dem Entstehen und der Entwicklung seiner Zeitung thätiges Interesse hege, enthalten wertvolle Fingerzeige für eine Redaktion, die gerne von Allen verstanden würde. Besten Dank und Gruß.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: W. Siedenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der kleine Martin.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage. Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung.

Geh. Mk. 2.–, geb Mk. 3.–

St. Petersburger Zeitung. (P. von Kügelgen:) „Karl Emil Franzos' neueste Geschichte „Der kleine Martin" ist die reife Frucht der Erzählerkunst des Autors. Der Held der Erzählung ist der beste, edelste, selbstloseste Mensch, den man sich denken kann, nur zu mild, zu wenig mutig und schneidig für diese schnöde Welt. Mit unerbittlicher Stabilheit wird uns dargelegt, wie dieser vortreffliche und geistig bedeutende Mensch nicht nur die Geliebte seines Herzens aus Schwach- und Selbstgewähltem Tode nicht retten kann, ja wie alle seine Bemühungen ihr nur zum Unheil ausschlagen. Die Geschichte ist meisterhaft erzählt, jeder Zug, jedes Detail zahlt zum andern, alles greift so lückenlos, so logisch, so unabwendbar in einander, daß man den Eindruck erhält, Alles mit eigenen Augen mit angesehen, mitfühlenden Herzens miterlebt zu haben. Wer es liebt, nicht am Reißzeug zu haften, sondern sich am edlen Kern zu erbauen, wird der der Lektüre auf seine Rechnung kommen."

Berliner Tageblatt: „Man kann diese Novelle wohl als ein Pendant zu dem großen Romane des Autors: „Ein Kampf ums Recht" betrachten, nur daß Franzos diesmal aus das Kampfgebiet von einer anderer Seite zeigt. Die Erzählung ist interessant und fesselnd vom Anfang bis zum Ende; es fehlt auch trotz der tragischen Grundstimmung nicht an heiteren Szenen, die uns Land und Leute in Halbdutzen mit köstlichem Humor vorführen."

Bohemia: „. . . Mit sicherem Pinsel ist in die leichte, nicht drückende, die Wirkung ein absichtsgetreue landschaftlich-ethnographische Umrahmung ein psychologisches Kabinettstück hineingemeistert: die Erscheinung eines gutmütigen, weichen Menschen, der hilflos mit den Raubeinen und Robotern der Welt nicht fertig zu werden weiß, der schlaff und zag im entscheidenden Augenblicke sein schönstes Glück verscherzt und nicht fern eigenes allein, der ahne darin, was Comme den „Altruismus" nennt: in der Hingebung für andere, in der herzhaften Selbstlosigkeit immer wieder seine Stärke findet und offenbart. Diesen Widerspiel in seinem Serien, das ihn elend werden, in nahezu der auflösen Verkümmerung anheimfallen läßt und doch wieder darüber emporhebt, erschließt sich dem Leser voll packender Lebendigkeit. Sie beschränken uns auf diese allgemeine Charakteristik der ergreifend schönen kleinen Geschichte, die durchwegs das Gepräge ihrer vornehmen Herkunft bewahrt."

Hamburger Fremdenblatt: „. . . Die hauptsächlichsten Vorzüge dieses neuen Buches sind die wuchtigen Seitenschilderungen, eine scharfe Charakteristik der Personen und der in der bewegten, dramatisch aufgebauten Handlung verborgene sittliche Kern. Dem schönen Buch, einem echten Kinde der bekannten Muse unseres Dichters, ist manche Neuauflage vorherzusagen."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Das Adoptivkind und andere Novellen.

Von **F. Ottmer.**

Inhalt: Das Adoptivkind. Die Blinde. Eine Mutter.

Ein Band. Groß 8°. Geh. M. 4.–, eleg. geb. M. 5.–.

Berliner Tageblatt vom 3. VII. 1896: „. . . Ich darf wohl der raten, daß sich dieser dem Pseudonym die Gattin von Karl Emil Franzos verbirgt. Die Geschichten „Das Adoptivkind" und „Eine Mutter" berichten mit reicher Phantasie das Schicksal zweier unglücklicher Frauen. Das Interesse wird durch beide „Fälle" stark angeregt. Dazu kommt eine beachtenswerte Freiheit des Gedankens. Der Dialog ist frisch und natürlich, oft scharf, fein und geistreich . . ." (Felix Mauthner.)

Vom Fels zum Meer (1896, Heft 23: „Was wir lesen" von Anton E. Schönbach): „. . . Aus Oesterreich kommt dieses Buch. Wüßt' ich's nicht, es wäre an einer gewissen sorten Farbe des Ausdrucks zu merken. Kaum mag ich glauben, daß dieses Buch ein Erstling sein soll; der Stil zeigt ein geschmeidiges Ebenmaß, das Übung und Schule verrät. Der letzte Eindruck ist der einer gesammelten Reife. Die Stoffe sind glücklich gegriffen. Die Verfasserin schreibt lebhaft und wirksam. Dieses Buch wird schwerlich ihr letztes bleiben."

Allgemeine Zeitung (München), 6. VI. 1896: „. . . F. Ottmer besitzt feinsinnige Reflexion mit scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken. Sie hat nichts Weibisches an sich, scheidet also nicht von einem schwierigen Problem zurück, und überschreitet nicht die Grenzen der Weiblichkeit. Gerade in diesem Aufsuchen von Problemen liegt die Stärke der Schriftstellerin. . . . Die Verfasserin berechtigt zu schönen Erwartungen. Ihre feine Bildung, ihr scharfer Blick, ihre ernste Lebensauffassung, ihre poetische Empfindung, Gestaltungskraft und Beherrschung der Sprache werden ihr sichere Führerinnen sein." (Prof. Dr. Ludwig Geiger.)

Neues Wiener Tagblatt, 31. V. 1896: „. . . Die Eingeweihten wissen, wen das Pseudonym F. Ottmer decken soll. Und der Uneingeweihte errät darin eine überlegene Frau, die Dame ist in die Fingerspitzen. Nie verliert sie sich in Einzelheiten; sie kennt keine schwächliche Sentimentalität; sie ist stark und liebt das Starke. Drum sagt sie, was sie sagen muß, mit Taktgefühl, doch ohne Prüderie. Das Tragische oder mindestens Dramatische ist ihr Gebiet. Man merkt es, die Pulse der Schreibenden fliegen, ihre Worte sogar sind klopfender Herzen voll. . . ."

Presse (Wien) vom 3. VII. 1896: „Die Probleme sind interessant und vortrefflich durchgeführt, die Sprache edel, die Gedankenführung ernst" u. s. w.

Deutsches Volksblatt (Berlin) vom 9. VIII. 1896: „Zwei Novellen und eine Studie machen den Inhalt dieses elegant geschriebenen, gut ausgestatteten Büchleins aus. Das Ganze hat etwas Vornehmes und Anziehendes, ist in großer Form-Vollendung des Stils und ernstem Eingehen auf das Problem geschrieben und wohlgeeignet, daß man mit Spannung den ferneren Werken aus F. Ottmer entgegensehen darf."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Norddeutsche Leute.

Novellen

von

Adalbert Meinhardt.

Inhalt: „Ta Hus is dest." Auf dem Heiligenhof.

Ein Band. Groß 8°. Geh. Mk. 3.–, elegant geb. Mk. 4.–.

Blätter für litterarische Unterhaltung (1. Jan. 1897): „. . . Es ist nicht Willkür, die für diese Novellen diesen Namen erkoren. Vielmehr haben die Charaktere durchgängig ein gemeinsames Gepräge gemeinsam, was sie als Menschen eines Schlages erscheinen läßt, eben als Norddeutsche. Diese Eigenheit, mit glücklicher Sicherheit erfaßt, ist mit bewunderter Treue dargestellt und durchgeführt. Scheinbar harte, starre, verschlossene Naturen zeichnet uns A. Meinhardt, Herzen, die nicht leicht zu ergründen sind. Um so nachhaltiger und rückhaltloser treten sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Wahl traf. Auch die leise Wehmut, die über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: Die „Norddeutschen Leute" seien als gesunde, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen."

Hamburger Courierbundent. (Nr. 6. 1897): „. . . In jenen schriftstellernden Frauen, von denen jedes neue Buch von einem weiteren geistigen Wachstum zeugt, gehört Adalbert Meinhardt. . . . Man wird der Kraft der Darstellung und Charakteristik wie der feinen Seelenanalyse volle Anerkennung zollen. Die Gegensätze, die ungemein zart und keusch angedeutet sind, finden hier auch eine harmonisch ausklingende Auflösung."

Heimgarten. (XX. 3.): „Die jugendliche Mutter und die heranblühende Tochter lieben denselben Mann – gewiß ein starker Konflikt, der auch energisch gelöst wird, in feiner und vornehmer Art . . . Eine Schilderung des norddeutschen Wesens, die oftra Beziehende ungemein fein und scharf wiedergiebt."

St. Petersburger Herald. (29. XII. 1896): „. . . Die Novelle „Ta Hus is dest" ist eine Perle deutscher Erzählungskunst und Tiefe des Problems, wie an Kunst und Kraft der Charakteristik. Gleich wertvoll ist auch die zweite Novelle des Buches. Recht nächst „Hering Kirchner" das beste Buch, das A. Meinhardt bisher veröffentlicht hat."

Hamburger Fremdenblatt. (25. Jan. 1897): „. . . wirkliche norddeutsche Leute, groß geworden in der kleinen Welt, die sie ihre Eigen nennen, darum engrenzt in ihren Ansichten und Anschauungen, kaum nach außen, aber umso tiefer anschaulichen Ausschnitte enthalten gesunder Kern, schlummert ein reiches Gemüt . . . Das Werk sei bestens empfohlen."

Bohemia. (9. März 1896): „. . . Die Leidenschaft des Südens ist lauter, stürmischer, die des Nordens inniger, stiller, dauernder. Die Novellen behandeln dieses Thema und stellen es an zwei Frauenherzen dar. Beide sind mit großer Feinheit gezeichnet, was sich bei einem Autor wie Meinhardt von selbst versteht."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Judith Trachtenberg.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Vierte durchgesehene Auflage. Ein Band gr. 8°. Geh. M. 3.00, geb. M. 5.

St. Petersburger Zeitung. (P. v. Kügelgen:) „In der kurzen Zeit, seit mir Franzos „Judith Trachtenberg" zum ersten Mal als einer der reifsten und ergreifendsten Bücher dieses feinsinnigen Autors an dieser Stelle rühmen, sind Schlag auf Schlag drei neue Auflagen notwendig geworden, ein Beweis, wie sehr gerade dieses Buch sich in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen. Wer das Buch noch nicht kennt, möge es jetzt lesen, und wer es bereits kennt, wird es gewinnen, wenn er es zum Neuem zur Hand nimmt."

Illustrirte Frauen-Zeitung. „. . . Franzos geht weder wie Kompert, Bernstein und Moleschott, die das jüdische Familienleben nur von seiner düstersten Seite kennen wollten; er vergleichend die mannigfachen Nüancen, die das Judentum nach dies oder jenem in fast völliger Abgeschlossenheit von der andersgläubigen Umgebung bieten. So schlicht auch die Handlung erscheint, so kunstvoll ist sie verwoben. Man kann das Buch nicht ohne tiefgehende Sympathie aus der Hand legen. Einzelne Schilderungen, wie das Begräbnis des alten Nathan und die Heimkehr Judiths aus Italien, werden in ihrer mächtig zu Gemüt sprechenden Realistik gerade zu erschütternd."

Hamburger Correspondent. „Mit Sängerinnen beherrscht Franzos die Stoffwelt und schildert das wirkliche Leben mit fast photographischer Treue. Die Komposition schreitet mit straffer, ehrner Konsequenz auf das Endziel zu. Die Charaktere sind scharf umrissene Gestalten von Fleisch und Blut. Fassen wir unsere Eindrücken zusammen, so müssen wir sagen, daß „Judith Trachtenberg" einen großen Fortschritt in der Dichtkunst des Verfassers bezeichnet."

Neues Wiener Tagblatt. „. . . . Ein wahres Drama, reich an packenden Szenen, die indeß nicht gewaltsam herbeigeführt werden, sondern sich gefällig ungesucht ergeben, entrollt hier der Verfasser. Meisterhaft gezeichnete Figuren greifen belebend in die Handlung ein. In der Heldin tritt uns eine Gestalt entgegen, wie sie den Bewohnern des Westens fast unbegreiflich erscheinen würde, wenn Franzos nicht mit gewaltiger Ueberzeugungskraft ihre Handlungen so darzustellen wüßte, daß wir sie vollkommen begreifen müssen . . ."

Ludwig Fulda. (Magazin für Litteratur:) „Judith Trachtenberg" ist eines der besten Bücher, die Franzos geschrieben hat. Was die Breitdarkeit und Fülle des kulturschildernden Details und dessen glückliche Verflechtung mit einer straffen Handlung betrifft, so läßt sich der „Judith" nur „Moloika von Psarma" vergleichen . . . Diese kaum angedeutete Inhaltsangabe vermag natürlich den lebendigen Reichtum des Werkes an Farben und Gestalten, die markigen Linien der Handlung und die Staele der Charakteristik nicht zu würdigen. Das Buch ist wert, gelesen zu werden; deshalb verlassen wir die kritische Tribüne und sagen: Der Dichter hat das Wort."

In unserem Verlage ist **soeben** erschienen.

Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung.

Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis.

Von Dr. **F. W. Foerster.**

Gr. 8°. Eleganteste Ausstattung. 4 Bogen. Geheftet Mk. 1.—.

Die Schrift des bekannten Sozial-Ethikers und Mitbegründers der „Ethischen Kultur" wird allenthalben durch die Bedeutung der Frage die sie behandelt, wie durch ihren Inhalt größte Beachtung finden. Sie legt die entscheidende Bedeutung dar, welche innerhalb der Reformfrage sozialer Probleme die Arbeitslosenfrage einnimmt, prüft auf Grund eines umfassenden Materials die Vorschläge, welche bisher zur Bekämpfung der Arbeitslosennot gemacht worden sind und weist nach, wo die Lösung des Problems zu suchen ist: auf Grundlage der Selbsthülfe der Arbeiter.

Die Schrift wendet sich an weite Kreise und wird zweifellos große Verbreitung finden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung

Berlin W. 10, im November 1897.

Verlag für ethische Kultur.

Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M. Neue Kräme 19/21.

Reichhaltigste Wochenschrift für Jedermann:

DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Preis vierteljährlich M. 2.50.

Postzeitungspreisliste für Deutschland No. 7011.

Postzeitungspreisliste für Österreich-Ungarn No. 3338.

Probenummern und Prospekte gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Dezember-Programm.

Sonnabend, den 18. Dezember, abds. 8½ Uhr, Gruppe für ethische Bildung: Vortrag Dr. Berendt: Ueber demokratische und aristokratische Strömungen unserer Zeit. — Diskussion.

Sonntag, den 2. Januar 1898, nachm. 6½ Uhr, in Zimmermann's Festsälen (Lindenstr. 103). Vortrag: Geheimrat Prof. Dr. Förster: Tagesgeschichte und öffentliches Gewissen. Nachher: Geselliges Beisammensein.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Bergkrystalle.

Gedichte von **Wilhelm Arminius.**

Ein Bändchen Miniatur-Format.

Hocht elegant ausgestattet. Geh. M. 2.— Eleg. geb. Mk. 3.—

Aus den sich durchweg mit besonderer Wärme äußernden Stimmen der Kritik heben wir hervor:

Prof. A. Biese im Deutschen Wochenblatt: „ . . Ein anmutiges Talent das schlichte, echte Töne findet."

Karl Busse in den Blättern für litter. Unterhaltung: „ . . Da ist feines Naturgefühl, da ist poetische Besonnenheit, da ist Leichtflüssigkeit und Liedhaftigkeit der Form, ein unterscheidungsfähiges nationales Gemüt . . "

Dr. Ludwig Jakobowski in Internationale Litteraturberichte: „ . . . Ein Dichter von Physiognomie und Eigenart . . Kein Schutzbefliss steht ihm über die Schulter. . . . Im Liebesduft „Alaska" findet der Dichter jene Einfachheit, Klarheit und Ungesuchtheit, die echt und intim wirkt . . "

Dr. Gustav Zieler in der Nordd. Allgem. Zeitung: „Ein ungewöhnliches Formtalent, das die Sprache zu meistern und mit kräftig plastischer Anschaulichkeit die Schwingungen seiner Dichterphantasie in klangvolle Verse zu bannen weiß, ein Poet aber auch von ungewöhnlichem Gedankenreichtum ist Wilhelm Arminius."

Berlin W 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie von uns direkt zu beziehen:

Leib Weihnachtskuchen und sein Kind.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Zweite Auflage.

Ein starker Band. Groß-Oktav. Eleganteste Ausstattung.

Geh. M. 5.—, hocheleg. geb. M. 6.—

Berliner Neueste Nachrichten: „Wohl niemals ist das Leben des jüdischen Stammvolks so ergreifend geschildert worden."

St. Petersburger Herold: „Auch künstlerisch betrachtet, der beste Roman von Franzos."

Hamburger Correspondent: „Das Werk eines echten Poeten, des höchsten Lobes werth!"

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Wer that's?

Roman von **Konrad Telmann.**

Ein Band 18 Bogen gr. Oktav. Gediegenste Ausstattung. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5,50.

Der Roman — ein Kriminal-Roman, dem es aber an einem verlöschenden Ausklang nicht fehlt — versetzt den Leser in **fast atemlose Spannung.** Aber nicht dies ist sein Hauptvorzug, sondern die **ergreifende Führung der Handlung, die psychologische Vertiefung der Charactere, die ausgezeichneten Schilderungen** italienischen Lebens. Das Werk wurde von dem im Januar d. J. dahingeschiedenen Autor im November 1896 vollendet, ist also sein **letzter,** aber wohl auch sein **bester** Roman.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.

Berlin W 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Karl Emil Franzos,

Allerlei Geister.

Geschichten.

Inhalt: Allerlei Geister. — Originale

Ein Band. Groß-Oktav. Eleg. u. gediegenste Ausstattung. Geh. M. 2.—, hocheleg. geb. M. 3.—.

Karl Emil Franzos' neues Buch **„Allerlei Geister"** ist eine sorglich gesichtete Auswahl der besten Novellen und Novelletten, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Alle sind anziehend, mehrere auch durch erquicklichen Humor ausgezeichnet, einige wahre Kabinettsstücke deutscher Erzählungskunst.

Berlin W., 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck von W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2260.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung" Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 24. Dezember 1897. | Nr. 52.

Am **1. Januar 1898** beginnt der **sechste Jahrgang** unserer Zeitschrift und wir beehren uns, hiermit zum **Eintritt in's Abonnement** ergebenst einzuladen. Die „Ethische Kultur" wird bemüht sein, auch im neuen Quartal, nicht nur in gleichem, sondern in noch erhöhterem Maße als bisher ihrer Aufgabe nach allen Richtungen hin gerecht zu werden.

Dem Programm der Redaktion entnehmen wir folgende Stellen:

Die **„Ethische Kultur"** will gegenüber dem unruhigen **Wogen der Zeitströmungen** auf wirtschaftlichem, politischem und religiösem Gebiet einen **erhöhten Standpunkt gewinnen**, indem sie den Blick stets auf das **Ganze des Kulturfortschritts** und seinen Zusammenhang mit der **Versittlichung des Einzelnen** richtet.

Die **„Ethische Kultur"** wird, wie bisher, der Sozialethik, d. h. der Durchdringung unseres Gesellschaftslebens mit wahrhaft sittlichen Grundsätzen ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden.

Die **„Ethische Kultur"** wird, mehr als bisher, auf moralpädagogischem Gebiete im Sinne einer **einheitlichen Volkserziehung zur echten Menschlichkeit** zu wirken bemüht sein.

Die **„Ethische Kultur"** wird alle **unfruchtbaren theoretischen Kämpfe** über religiöse und philosophische Innenanschauungen abweisen. Hingegen wird sie die **notwendigen praktischen Kämpfe** auf diesem und dem wirtschaftlich-politischen Boden mit dem Geiste der Duldsamkeit und des Verständnisses für den Gegner zu erfüllen suchen und so von **sittlichen Gesichtspunkten** aus, ohne Härte, aber auch ohne Menschenfurcht, die **Zeitgeschichte beleuchten.**

Die **„Ethische Kultur"** wird auch die wissenschaftliche Arbeit am Ausbau unserer ethischen Grundanschauungen nicht vernachlässigen und den Leser über alles Bedeutende auf diesem Gebiete unterrichten.

Die **„Ethische Kultur"** wird ihr Bestreben darein setzen, eine im besten Sinne des Worts **populär** geschriebene Zeitschrift zu sein. Ihre Aufsätze sollen das Bedürfnis **weiter Kreise** nach **Klärung** und **Anregung** befriedigen.

Aus dem Mitarbeiterkreise der Zeitschrift seien hier nur die folgenden Namen genannt:

Professor Felix **Adler** (New-York). — **Dr. C. Besler** (Bonn). — Prof. W. **Bolin** (Helsingfors). — Prof. L. **Brentano** (München). — Prof. **Döring** (Gr. Lichterfelde). — Prof W. **Foerster** (Berlin). — Karl Emil **Franzos** (Berlin). — **Dr.** A. von **Gordon** (Berlin). — Ferd. **Heigl** (Bamberg). — Prof. **Herkner** (Karlsruhe). — Prof. Harald **Höffding** (Kopenhagen). — **Dr. Jastrow** (Berlin). — Prof. **Jodl** (Wien). — **Dr.** M. **Keibel** (Eisenach). — Wolfgang **Kirchbach** (Berlin). — Gustav **Maier** (Zürich). — A. E. **May** (Hamburg). — Prof. A. **Monter** (Paris). — Prof. **Natorp** (Marburg). — Prof. F. **Paulsen** (Berlin). — **Dr. Pfungst** (Frankfurt a. M.). — Pfarrer P. **Pflüger** (Dußnang i. Thurgau). — **Dr.** E. **Reich** (Wien). — Peter **Rosegger** (Graz). — Prof. von **Schulze-Gävernitz** (Freiburg i. Br.). — Frau Sanitätsrat **Schwerin** (Berlin). — Robert **Seidel** (Zürich). — Prof. **Staudinger** (Worms). — Prof. L. **Stein** (Bern). — Prof. **Steinmann** (Freiburg i. B.). — Marie **Stritt** (Dresden). — J. **Lews** (Berlin). — Prof. F. **Tönnies** (Kiel). — Prof. Ferd. **Vetter** (Bern). — Oberregierungsrat **Dr. Wörishoffer** (Karlsruhe). — Pfarrer L. **Ziegler** (Königsberg).

Die „Ethische Kultur" erscheint wie bisher, in Wochennummern, am Sonnabend jeder Woche. Vierteljahrspreis bei allen Buchhandlungen, Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 2331), sowie bei direktem Bezug von der unterzeichneten Verlagshandlung M. 1.60. Bei directem Bezuge für das Ausland M. 2.—.

☞ An die P. T. Freunde der „Ethischen Kultur" richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalte der „Ethischen Kultur" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Eine Postkarte haben wir zu diesem Zwecke wiederholt beitegen lassen. Porto-Ausgaben werden wir bereitwilligst ersetzen. Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Sämtliche Inserate der „Ethischen Kultur" erscheinen fortab nach unserem, mit der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" hier abgeschlossenen Übereinkommen, zugleich in der Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung" (Herausgeber: Karl Emil Franzos) und umgekehrt. Der Inseraten-Preis für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile stellt sich für beide Blätter auf 40 Pfennige.

Berlin, im Dezember 1897.
W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

Verlag für ethische Kultur.
Richard Bieber.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Geschäftsstelle: Berlin N., Ziegelstraße 10/11.

Auskünfte über die ethische Bewegung, Anmeldung neuer Mitglieder, Verteilung der Satzungen u. s. w.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 10.

Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich.

Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.**

Gr. 8. Auf getöntem Papier mit Ornamenten und farbiger Einfassung XL und 338 Seiten Preis geheftet Mk. 2.—

Der poetische, nationale und litterar-historische Wert dieser Sammlung ist von der Kritik mit Wärme anerkannt worden. Wir geben nachstehend einen Auszug aus dem reichen Inhalt des Buches:

Vorwort des Herausgebers. — Autoren-Register. (Biographisch-bibliographische Notizen über die im Buche vertretenen Dichter.) — **I. Dichtungen von Robert Hamerling.** Maete. — Aus der epischen Dichtung „Homunkulus". — Aus der Tragödie „Panther und Wölfin". **II. Gedichte** von Franz **Grillparzer,** Friedrich **Halm** und Anastasius **Grün.** (**Fr. Grillparzer**: Die Verlobten. An Kathi Fröhlich (1817). 18 Aug. 1830. An die Erzherzogin Sophie. An die Berliner (1843). 1844. 1855. Epigramme. — **Fr. Halm**: Vertieren. Erinnerung an Enk. An Lili. Am Weidenstege. Rostem und Suhrab. — **A. Grün**: Spruch. Volkslieder aus Krain. Berthold Schwarz. Nürnberger Tand.) **III. Wiener Poeten I. Gedichte** von Eduard von **Bauernfeld,** Julius von der **Tenn,** Ludwig **Foglar,** Hermann **Rollet,** Josef **Mauthner,** Wilhelmine Gräfin **Wickenburg-Almasy,** Albrecht Graf **Wickenburg,** Robert **Zimmermann,** Ferdinand von **Saar** u. A. **IV. Aus der epischen Dichtung Meister Gottfried von Aarl Beck.** Ein Tag im Dorfe. — **V. Aus den Alpenländern. Gedichte** von P. K. **Rosegger,** Karl Gottfried Ritter von **Leitner,** Stephan **Milow,** J. V. **Zingerle,** Angelika von **Hörmann,** Robert **Hamerling** u. A. — **VI. Dramatische Dichtungen** von Ludwig **Anzengruber** und Franz **Nissel.** — **VII. Aus Böhmen und Mähren.** Alfred **Meißner,** Alfred **Klaar,** Emil **Klaar,** Sigmund **Kolisch** u. A. **VIII. Totengarten. Gedichte** von Karl Egon von **Ebert,** Hermann von **Gilm,** Otto **Prechtler,** Emil **Kuh** u. A. **IX. Neue Namen. Gedichte** von Josef **Winter,** Richard **Kralik,** Maria **Janitschek,** J. J. **David** Eduard **Wengraf,** Friedrich **Adler** u. A. — **X. Ein Trauerspiel oder Opfer um Opfer.** Ein musikalisches Drama von Friedrich **Hebbel.** — **XI. Wiener Poeten II. Gedichte** von Hieronymus **Lorm,** Ludwig **Anzengruber,** August **Silberstein,** Eduard **Mautner,** Ada **Christen,** Ludwig August **Frankl** u. A. — **XII. Epische Dichtungen** von Marie von **Ebner-Eschenbach,** Karl von **Thaler,** Siegfried **Lipiner,** Karl Emil **Franzos** u. A.

Durch alle Buchhandlungen, sowie von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Von Band I—III der „Deutschen Dichtung" besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von M. 2.— für den Band broschiert abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je M. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit zahlreichen Autographen und Portraits (Band I auch mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine glänzend ausgestattete Anthologie, die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur der eines Bandes angeführt:

I. Band. Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimlehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Ceforiv. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Die gute Herrin. Ein nordisches Idyll von **Heinr. Kruse.** — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" — Ein Domenodenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Schwert, Hammer, Buch. Scenen von **Friedrich Halm.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Parodeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Gustav Freytag, Robert Hamerling, Josef Victor von Scheffel, Anton von Werner, Wilhelm Scherer, Theodor Storm, Johannes Scherr, Karl Goldmark, Adolf Friedrich Graf von Schack, Karl Stieler, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld.** — Essays von **Josef Bayer** (Zur Technik der Dichtkunst), **Karl Weinhold** (Gustav Freytag), **Karl Emil Franzos** (Josef Victor von Scheffel), **Anton von Werner** (Erinnerungen aus Karlsruhe), **Wilhelm Jensen** (Theodor Storm), **Jakob Minor** (Wilhelm Scherer), **Ludwig Pietsch** (Anton von Werner) u. s. w. u. s. w. — Lyrische Gedichte von **J. V. v. Scheffel, Theodor Fontane, Fr. Th. Vischer, Robert Hamerling, Karl Stieler, Conr. Ferd. Meyer, E. v. Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Ludw. Fulda, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Hertz, A. Fitger, Ilse Frapan** u. v. A. — Mädchenrache. Komödie von **Eduard von Bauernfeld.** — Über eine Akademie der deutschen Sprache von **Daniel Sanders, Hermann Paul** und **Reinhold Bechstein.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel** („Auch ein Trompeter von Säkkingen" und „Aus der römischen Campagna"), **Anton von Werner. Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. A. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker** u. A.

Für Band IV, sowie die Bände XIII—XXII bleibt der Preis von M 8.— unverändert.

Berlin, W. 10.
Kaiserin Augustastr. 77.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Oeffentliche Lesehalle: N., Neue Schönhauserstr. 13.

Geöffnet unentgeltlich für jedermann Wochentags 12 bis 3 nachmittags und 6 bis 10 Uhr abends Sonntags ½10 bis 1 Uhr vormittags, 5 bis 10 Uhr nachmittags.

Circa 150 Zeitschriften, 5000 Bände.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2280.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Sämtliche Inserate erscheinen auch in der „Deutschen Dichtung". Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Kaiserin Augustastr. 77.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.

V. Jahrgang. | Berlin, den 25. Dezember 1897. | Nr. 52.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Treuga dei. Von Dr. R. Penzig. — Streiks und Aussperrungen unter ethischem Gesichtspunkt. Von Dr. J. Jastrow. — Briefkasten. Von Dr. M. Kronenberg. — Recht geht vor Gewalt. Von A. Gundaccar von Suttner. — Streiflichter: Die Kunst zu schenken; „Nur" ein Schaffner. — Briefkasten.

„Treuga dei."

Von Dr. R. Penzig (Charlottenburg).

Als die Kirche des Mittelalters noch die alleinige Hüterin von Sitte und Recht war, hatte sie, wie rühmend trotz aller Mißgriffe im Einzelnen anerkannt werden soll, neben dem Bewußtsein der Macht über die Gemüter der Zeitgenossen auch meistens ein scharfes Bewußtsein von ihrer Pflicht, die rohen Sitten der Zeit nach der Richtung der Menschlichkeit hin zu mildern. Aus diesem Bewußtsein entstammte die Einrichtung des „Gottesfriedens", der „Treuga dei", die im elften Jahrhundert erst für Frankreich, dann für Deutschland und in der Kirchenversammlung von Clermont für die ganze Christenheit bindende Kraft erlangte. Gegenüber dem unbändigen und rohen Fehdewesen des Adels, unter dessen Grausamkeit gerade der kleine Mann, der hörige Bauer, am schlimmsten litt, versuchte die Kirche eine Schonzeit für die Bedrängten und Zertretenen durchzusetzen, auch hier in weiser Anlehnung an altgermanische Bräuche beim Kultus der Nerthus, aber natürlich vorzugsweise unter Rücksichtnahme auf die kirchlichen großen Feste. So wurden die Adventszeit mit dem Weihnachtsfeste, die Passahwoche und Pfingstzeit — ganz abgesehen von dem Versuche, auch drei Wochentage dem Kampfeslärm zu entziehen — zu Zeiten, da „unter allen Christen, Freunden und Feinden, Nachbarn und Fremden, ein heiliger und unverletzlicher Frieden herrschen" sollte, so daß „jedermann zu jeder Stunde vollkommene Sicherheit genieße und frei von jeglicher Furcht vor seinen Feinden unter dem Schutz des göttlichen Friedens thun könne, was ihm gelegen ist." —

Dieser Gottesfriede hat äußerlich nicht lange gelebt. Zwar war er in abgeschwächter Form in die Gesetzsammlungen der nächsten Jahrhunderte, z. B. den Sachsenspiegel übergegangen; aber in dem Maße, als die Kirche sich verweltlichte, d. h. in diesem Falle, als sie ihr Hauptinteresse in der Gewinnung der „Mächtigen der Erde" sah, und in dem Maße, als der weltliche Arm zu schwach wurde, Satzungen, und wären es selbst solche der Kirche gewesen, allgemeine Anerkennung zu schaffen, verschwand auch die schöne Sitte, noch ehe sie es recht geworden, wieder aus dem öffentlichen Leben. Aber nicht ebenso aus dem Bewußtsein der Menschheit. —

Kirchliche, ja alle regelmäßig wiederkehrenden Feierzeiten sind der Ausdruck eines tiefen Bedürfnisses der Menschennatur. Mag das physische Ruhebedürfnis die Sonntags- oder Sabbatfeier hervorgerufen haben, das seelische Bedürfnis nach einem Stückchen Gottesfriedens mitten in dem Lärm und der Unruhe des Auseinanderprallens menschlicher Wünsche und Leidenschaften hat von jeher unter allen Völkern, mit oder ohne die Mitwirkung der Priesterschaft, an der Wende der Jahreszeiten einen Ruhepunkt und eine Selbstbesinnungspause verlangt, in der der Einzelne eine Weile vergessen darf, daß Mensch- und Kämpfer-Sein nach dem Dichterworte zusammenfällt, in der er in den Kreis der Familie zurücktaucht, um hier zu lernen, wie hoch reines Menschentum über aller Parteiangehörigkeit und über allen Entzweiungsgründen der Gegenwart steht. Welchen Namen die Kirche nun solcher Festesfeier geben mag, welche historische oder mythische Erinnerungen sich an den Volksgebrauch knüpfen, das ist sachlich von geringerem Interesse. Gerade Weihnachten, das heidnische Julfest, der Tag der winterlichen Sonnenwende, zeigt uns diesen Gottesfriedenscharakter am deutlichsten; ist es doch, wenigstens in der germanischen Welt, aber von dort aus auch schon vielfach unter den Romanen und Slaven, zum einfachen Kinderfest geworden, an dem die Liebe der Familienglieder ohne Rücksicht auf den bekenntnismäßigen Wert des Tages einen einmütigen Ausdruck im Geschenk-Geben und -Nehmen findet. Es ist der Tag, an dem auch wir Erwachsene, wie die Kinder stets, „uns etwas bieten" lassen, ohne daß zornig gleich das verletzte Selbstgefühl sich aufbäumle, der Tag, an dem wir Anderen gleichsam offiziell Liebes erweisen dürfen, ohne erst vorsichtig sondieren zu müssen, ob unsere Gabe auch willkommen sein wird.

Aber wichtiger, als diese Liebesbeweise unter Angehörigen, Freunden und Bekannten, die ja meist nur der Ausdruck anerkannter Beziehungen sind, wäre es, wenn der alte Gedanke des Gottesfriedens unter allen Menschen im Schatten der Weihnachtstanne, wenn auch nur auf Augenblicke, wieder in die Herzen einzöge. Unsere Zeit, die die Gegensätze politischer, religiöser und sozialer Ueberzeugungen auf allen Gebieten öffentlichen Lebens so hart zusammenstoßen sieht, hat vielleicht mehr, als je, eine Ruhepause nötig, die es ermöglicht, daß wir durch den sich senkenden Staub der Arena wieder einmal die menschlichen Züge unserer Gegner erblicken, die dem erhitzten und fanatisierten Kämpfer erlaubt, den Helm der Prinzipienfestigkeit und den Panzer der Parteiangehörigkeit abzulegen und mit den Schweißtropfen auch die bösen Linien der Leidenschaftlichkeit aus dem Antlitz, mit dem er vor seine Kinder treten will, wegzuwischen. Dem Kampfe aus dem Wege gehen kann heute Niemand, am wenigsten die, die ein Herz für die Zukunft ihres Volkes, für den vernünftigen Fortschritt auf dem Wege der Gesittung haben. Menschlich entschuldbar, aber doch von der Warte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) angesehen tief traurig ist es, daß dieser Kampf noch immer in den Formen der brutalen Durchsetzung des eignen Ichs, der eigenen Gedanken, die sich so oft mit egoistischen Interessen gatten, geführt wird. Wir wissen es

Digitized by Google

zwar, daß unter unsern Gegnern, mögen wir sie nun mit in Kampfeshitze geprägten Namen als Dunkelmänner, Junker, Manchesterleute, Umstürzler, Ultramontane oder Vaterlandsfeinde bezeichnen, eine ansehnliche Anzahl von Männern ist, die genau so wie wir, ihrer Ueberzeugung treu, das Beste des Volksganzen auf ihrem Wege suchen; stets, wo wir auf den Einzelnen treffen, zerstört der Eindruck menschlich wahrhaftiger Natürlichkeit das karrikierte Popanzbild, das uns die Parteibrille gezeigt hatte, — aber zu selten wird gerade den energischsten Vorkämpfern im Streit dieses Bewußtsein nationaler, nach mehr menschlicher Zusammengehörigkeit mit unseren Gegnern aufgerüttelt. Wir sollen nicht einstimmen in den Ruf: Friede, Friede auf Erden, wo doch kein Friede ist und auch kein Wohlgefallen an den Menschen, aber, was wir wollen und wünschen, ist dies, daß ein Teilchen jenes Gottesfriedens, den Kirche und Staat vergeblich dem Volk aufzunötigen suchten, sei und von selbst in den Herzen der Männer aufkeime, die in den Feiertagen, kampfzerstoßen und müde der Verdächtigungen ihres ernsten Wollens, zurückkehren in den Schoß ihrer Familie, um hier neue Kraft zu gewinnen, für die Zukunft ihres Volkes zu streiten. Hier ist dieser Friede zu finden; denn die junge Generation kennt glücklicherweise noch nicht die Gegensätze, die unser Volksleben zerklüften und sie wird, erwachsen, über die Schlagwörter und Fehderufe lächeln, unter denen jetzt der eine Teil des Volkes verbittert den andern des Verrats am Wohle der Gesamtheit bezichtigt. Sie werden andere Kampfesparolen haben, gewiß, — aber für sie, wie für uns, mag ein Gottesfrieden in festlicher Zeit dazu helfen, daß sich politische Gegner, Rechtgläubige und Ketzer, Arm und Reich immer wieder zeitweise, wenn auch nur feiertäglich, zusammenfinden in dem Gedanken menschlicher Solidarität.

Streiks und Aussperrungen unter ethischem Gesichtspunkt.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow (Berlin).

Bis vor wenigen Jahrzehnten waren in allen europäischen Staaten Arbeitseinstellungen auf Grund gemeinsamer Verabredung der Arbeiter gesetzlich untersagt. Dies war eine grundsätzliche Stellungnahme zu den Streiks unter einem ethischen Gesichtspunkt, denn der Gesetzgeber ging hierbei von der Anschauung aus, daß die Klasse der Arbeiter in einem Gehorsams- und Unterordnungs-Verhältnis zu der Klasse derer stände, denen sie Arbeit thut, und dieses Verhältnis des Gehorsams und der Unterordnung enthält einen ethischen Gesichtspunkt. Diese Stellungnahme erwies sich aber als unhaltbar. Die sittlichen Anschauungen, nach denen ein Teil der Bevölkerung zum Herrschen, ein anderer zum Beherrschtwerden da ist, waren schon längst geschwunden, als die Gesetzgebung sie in dieser Spezialfrage noch aufrecht zu erhalten suchte. Was ehemals als sittlich berechtigt erscheinen konnte, weil es der Ausfluß einer herrschenden und allgemein anerkannten sittlichen Weltanschauung war, wurde in sein Gegenteil verkehrt, seitdem an Stelle dieser Anschauung eine andere getreten war, welche für den rechtlichen Verkehr der Menschen untereinander die Gleichberechtigung alles dessen, was Menschenantlitz trägt, an die erste Stelle setzte. Die Folge dieses Umschwunges war, daß in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts die Koalitionsverbote, wenigstens soweit sie gewerbliche Arbeiter betrafen, in den westeuropäischen Staaten nach und nach aufgehoben wurden.

Seitdem nun gemeinsame Verabredungen der Arbeiter zum Zweck der Arbeitseinstellung gesetzlich erlaubt waren, seitdem sie (bei uns in Deutschland seit den siebziger Jahren) eine häufige Erscheinung des gewerblichen Lebens wurden, erhob sich nun unter ethischem Gesichtspunkt die entgegengesetzte Forderung. Es machte sich vielfach die Meinung geltend, daß jetzt, wo der Kampf der Arbeiter für die Verbesserung ihrer Lage gesetzlich erlaubt sei, diejenigen, welche für eine ethische Fortentwicklung unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eintreten wollen, bei einem Streik nicht unparteiisch bleiben, sondern für den Arbeiter, als den bis jetzt zurückgehaltenen und nun emporstrebenden Teil Partei ergreifen müssen. — Auch diese Anschauung geht von einem ethischen Gesichtspunkte, dem des Mitleids, der Sympathie o. ä. aus. Allein auch sie ist in ihrer Allgemeinheit ethisch nicht haltbar. Die Beseitigung der Koalitionsverbote hat den Sinn, daß das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter am offenen Markt ein Verhältnis zweier gleichberechtigter Teile, und wenn es zum Kampfe führt, ein Kampf zweier gleichberechtigter Teile ist. Es kann unmöglich als sittliche Pflicht der Unbeteiligten hingestellt werden, ohne Prüfung der Sachlage sich stets für den einen Teil erklären zu müssen.

Ist dies richtig, so kann die ethische Bewegung zu den Arbeitseinstellungen als solchen eine grundsätzliche Stellung überhaupt nicht einnehmen. Sie betrachtet sie als wirtschaftliche Kämpfe, in denen der Recht hat, der Recht behält. Vom ethischen Standpunkte aus kann man sich gegen einen Streik, der beispielsweise den Tagelohn von Bauarbeitern von 6 Mark auf 7 Mark erhöhen will, durchaus nicht mit der Motivierung erklären, daß auch schon 6 Mk. sehr anständig sei; denn wenn die Lage des Arbeitsmarkts derart ist, daß die Bauarbeiter die 7 Mark erzwingen können, so hat ihre Arbeit den Marktwert von 7 Mark, und es besteht für sie kein Grund, sie billiger wegzugeben. Wenn anderswo Bauarbeiter, die nur 3 Mark erhalten, 3,50 Mark verlangen, aber schon am nächsten Tage durch massenweis herbeigeströmte Bauarbeiter sich außer Brot gesetzt sehen, so war es trotz aller Bescheidenheit ihrer Forderung unrecht, den Streik zu beginnen, denn nach der Lage des Arbeitsmarktes war auch der bescheidene Preis nicht niedriger als die Marktlage. Es ist auch garnicht einzusehen, was in einem Falle wie dem letzteren eine Parteinahme ethisch gesinnter Männer und Frauen den Arbeitern nützen könnte, am allerwenigsten, wenn sie mit der Motivierung erfolgte, stets zu Gunsten der Arbeiter Partei zu ergreifen.

Was von den Streiks der Arbeiter gesagt ist, gilt im allgemeinen ebenso von den Aussperrungen durch die Arbeitgeber. Denn es macht keinen Unterschied, ob die Arbeitseinstellung dadurch entstanden ist, daß die Arbeiter, oder dadurch, daß die Unternehmer sie proklamierten. Bei vielen Bewegungen ist die Grenze kaum noch sichtbar. Wenn auf einen kleinen Streik die Unternehmer mit einer großen Aussperrung antworten, um die Aufhebung des Streiks zu erzwingen, und wenn dann die Arbeiter, um die Zurücknahme der Aussperrung zu bewirken, einen Totalstreik proklamieren, so wird es schwer zu sagen sein, ob die Bewegung ein Streik oder eine Aussperrung ist. Den augenblicklichen Lohnkampf in der englischen Maschinenindustrie pflegt man den Maschinenbauer-Streik zu nennen, während der Kampf seiner Entstehungsgeschichte nach sowohl korrekter als eine Aussperrung zu bezeichnen wäre.

Wenn die ethische Bewegung zu Streiks und Aussperrungen grundsätzlich und allgemein nicht Stellung nehmen kann, so bleiben demnach für sie nur Ausnahmefälle übrig, in denen von einem ethischen Standpunkte aus in den Kampf einzugreifen ist.

Die erste und wichtigste dieser Ausnahmen betrifft die Kampfesmittel. Auch wenn man sich ganz auf den manchesterlichen Standpunkt stellt, daß im Lohnkampf wie in jedem Preiskampf das freie Spiel der Kräfte entscheidet, (und man muß sich auf diesen Standpunkt stellen, da er der ganzen heutigen Regelung zugrunde liegt) so wird dadurch der Satz nicht aufgehoben, daß auch dieser Kampf, wie jeder andere, nur mit honnetten Mitteln geführt werden soll. Sobald daher ein Teil in dem Kampfe Mittel anwendet, die unter ethischen Gesichtspunkten bedenklich erscheinen, so ist

ein Eingreifen derer, die für ethische Gestaltung aller öffentlichen Verhältnisse eintreten, berechtigt und geboten. Ein besonders bezeichnendes Beispiel lieferte hierfür der große Hamburger Hafenstreik. Im Ganzen hat dieser Streik elf Wochen gedauert, vom 21. November 1896 bis 6. Februar 1897. Um die Forderungen der Arbeiter aber drehte sich der Streik nur in den ersten Tagen. Der weitaus größte Teil jener elf Wochen wurde mit dem blos formalen Streit ausgefüllt, ob über die Arbeiterforderungen verhandelt werden, oder ob die Arbeiter erst zur bedingungslosen Wiederaufnahme der Arbeit gezwungen werden sollten. Ein Verhandlungsvorschlag nach dem andern wurde von den Arbeitern begrüßt, von den Unternehmern abgelehnt, und zwar keineswegs blos angebrachter Maßen, sondern mit der prinzipiellen Begründung, daß sie sich auf Einigungsverhandlungen überhaupt nicht früher einlassen wollten, als bis die Arbeiter zur Arbeit zurückgekehrt seien. Dieses Verhalten ist sittlich nicht zu rechtfertigen. Innerhalb der sittlichen Gemeinschaft der Menschen giebt es keinen Kampf, in welchem dem Gegner nicht das Unterhandeln gestattet sein müßte. Wenn dieser Grundsatz selbst zwischen feindlichen Staaten allgemein anerkannt ist, so ist es unmöglich, ihn unter Volksgenossen als nicht vorhanden zu betrachten. Wenn versucht worden ist, die Weigerung der Unternehmer damit zu begründen, daß das Verhalten der Arbeiter bei Inscenierung des Streiks schroff und herausfordernd gewesen sei, so kann die thatsächliche Begründung dieses Einwandes völlig dahingestellt bleiben; denn auch wenn ein Kampf dadurch entstanden ist, daß der eine Teil schroff und herausfordernd sich benommen hat, so hört doch darum der Kampf nicht auf, ein Kampf unter Menschen zu sein. Weil also die Versagung der Verhandlungen und die Absicht, die Arbeiter, indem man ihnen jede Möglichkeit des Einlenkens nahm, zu einer fruchtlosen Fortsetzung des Kampfes und zu einer Erschöpfung ihrer Gewerkschaftskassen zu nötigen, ein sittlich nicht einwandfreies Kampfesmittel war, deswegen war hier ausnahmsweise ein Eingreifen der ethischen Bewegung geboten. Als der Verband der deutschen Metallindustriellen dem Hamburger Arbeitgeber-Verband von Berlin aus eine Sympathie-Kundgebung zuschickte, wurde aus den Kreisen der Berliner ethischen Gesellschaft auf den 13. Dezember 1896 eine öffentliche Versammlung in das Berliner Konzerthaus berufen, welche beweisen sollte, daß jener Verband weder die Anschauungen der Berliner Bürgerschaft im allgemeinen, noch auch die des Berliner Großunternehmertums darstelle. Auf besondere Einladung an Vertreter der Berliner Industrie waren u. A. erschienen: der Vorsitzende der Speichereis- und Kellerei-Berufsgenossenschaft, (zu welcher die Hafenarbeit gehört), der norddeutschen Holzberufsgenossenschaft, des Zentralausschusses kaufmännischer und industrieller Vereine, u. A. m. In der Debatte trat deutlich hervor, daß auch vonseiten solcher Großunternehmer, welche über die Streitpunkte selbst nicht urteilen wollten, jenes Nichtverhandlungsprinzip verworfen wurde. Mit Einstimmigkeit wurde von der Versammlung folgende Resolution angenommen:

> „Die am 13 Dezember im Konzerthaus versammelten Männer und Frauen aller Stände Berlins erblicken in den Arbeitsstreitigkeiten an dem ersten Hafen Deutschlands eine Angelegenheit von mehr als lokaler Bedeutung. Sie halten den Standpunkt, daß solche Streitigkeiten durch Niederwerfung des einen oder andern Teiles beendigt werden müßten, für veraltet, und sprechen die Ueberzeugung aus, daß der Versuch eines Schiedsgerichts oder Einigungsamts wiederholt werden muß. Die Versammlung beauftragt ihr Bureau, diesen Beschluß zur Kenntnis der beiden streitenden Teile zu bringen."

Einen zweiten Grund des Eingreifens kann bei diesem Kampf wie bei jedem andern der Umstand geben, daß die Interessen der Neutralen durch den Kampf berührt werden. Auch hierfür bietet der Hamburger Hafenstreik ein hervorragendes Beispiel. Daß eine elfwöchige Blockade über den ersten deutschen Hafen nicht eine interne Angelegenheit des Hamburger Unternehmertums ist, ist eine so offenkundig zu Tage liegende Thatsache, daß sie allein genügt hätte, um ein Eingreifen zu Gunsten einer Beendigung des Streiks, oder wenigstens eine Demonstration, welche dem overwiegenden Teil seine Verantwortung klar machte, gerechtfertigt hätte. Noch handgreiflicher zeigte sich das Interesse der Neutralen in dem schweizerischen Eisenbahnerstreik am 12. und 13. März d. J. Hier griff die öffentliche Meinung zu Gunsten der Arbeiterforderungen ein, weil man diese Forderungen für gerecht hielt, und weil das Verkehrsinteresse die denkbar schleunigste Gewährung der Forderungen dringend verlangte. Der korrekte Beginn und die schnelle Beendigung dieses Ausstandes haben ihm den Namen des „Musterstreiks" verschafft. Man kann mit Zuhülfenahme der Phantasie diese Fälle weiter ausspinnen: wenn ein ebensolcher Eisenbahnstreik angesichts einer unmittelbaren Kriegsgefahr ausbricht, wenn beim Herannahen einer Seuche, in der Desinfektionsindustrie die Arbeiter streiken, — wer wird da sagen, daß Unbeteiligte sich nicht für die schnelle Beendigung des Streiks interessieren sollten? Aus allgemeinen menschlichen Gründen wird man vielmehr jeden Druck auf die streikenden Teile, ein provisorisches Abkommen zu treffen, billigen, und schon, um diesen Druck auszuüben, wird man ein Eingehen auf die Sache selbst, und zum Mindesten die Beantwortung der Vorfrage, ob nicht vielleicht einer der beiden Teile in offenbarem Unrecht sei, als erfordertich zugeben müssen.

Endlich kann drittens auch das Objekt des Kampfes selbst ein ethisches Eingreifen erfordern. Das deutlichste Beispiel für einen Streik um rein sittlicher Forderungen willen ist das wiederholt schon vorgekommene Verlangen weiblicher Arbeiter, einen Angestellten, der sich unsittliche Zumutungen herausgenommen hat, zu entlassen. Kommt es wegen der Weigerung zum Streik, so ist auf einen solchen Streik die allgemeine Regel von der Nichteinmischung nicht anwendbar. Hier wird jedermann es billigen, daß die öffentliche Meinung sich mit dem Fall beschäftigt, ihn bis in alle Einzelheiten untersucht, und wenn das Recht auf Seiten der Arbeiterinnen ist, mit allen erlaubten Mitteln für sie eintritt. Prinzipiell aber macht es keinen Unterschied, ob einzelne Mädchen wegen der Gefährdung ihrer Tugend streiken oder ob eine ganze Klasse weiblicher Arbeiter streikt, weil sie Löhne von einer Niedrigkeit erhält, die sie auf schändlichen Nebenerwerb hindrängt. Daher die Sympathien für die streikenden Konfektionsarbeiterinnen bis in die Kreise der Regierung, ja sogar bis in die national-liberale Partei! Was aber bei der weiblichen Arbeit besonders klar ist, der enge Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Lohn, das gilt von all und jeder Arbeit überhaupt. Es giebt eine gewisse Grenze der Entlohnung, unterhalb derer ein den Sittengesetzen entsprechendes Leben so unendlich hohe Anforderungen an die Willenskraft des Einzelnen stellt, daß sie normalerweise nicht mehr zu befriedigen sind. Ebenso giebt es andrerseits eine gewisse Ausdehnung der Arbeitszeit, die mit der sittlichen Würde des Menschen nicht mehr vereinbar ist. Es giebt ferner Streiks, die ausschließlich um hygienische Forderungen geführt werden. So hat in Berlin vor einigen Jahren ein Töpferstreik stattgefunden, wegen der Forderung, daß die Fenster vor dem Ofensetzen verglast werden sollten, und nicht nachher. Die Streikenden stellten eine Statistik über die Häufigkeit der Lungenschwindsucht in ihrem Berufe auf, und machten in hohem Grade glaublich, daß die mörderischen Wirkungen dieser Krankheit bei ihnen davon herrührten, daß sie in zugigen Räumen arbeiten mußten. Nachzügler dieses Streiks machen sich noch jetzt alljährtich bei Herannahen des Winters geltend. Streiks um sittliche Forderungen sind ferner alle Arbeitseinstellungen, die wegen Beeinträchtigung staatsbürgerlicher Rechte erfolgen, so namentlich auch wegen der schwarzen Listen über Arbeiter, die von ihrem Koalitionsrecht Gebrauch gemacht haben. Es giebt also keine Kategorie von Arbeiterforderungen, in welcher

nicht unter Umständen auch das sittliche Moment so stark in den Vordergrund treten könnte, daß unter diesem Gesichtspunkte ein Eingreifen Unbeteiligter gestattet und erforderlich würde.

Gegen diese Formulierung, daß die ethische Bewegung nur ausnahmsweise in Streiks eingreife, wird man zunächst den Einwand erheben, daß die thatsächliche Stellung eine andere sei. Könne man doch in den Zeitungen unaufhörlich nam wohlmeinenden Eingreifen Unbeteiligter lesen. Diese, allerdings sehr verbreitete Anschauung beruht auf einer optischen Täuschung. Eben weil das Eingreifen die seltene Ausnahme ist, erregt es Aufsehen, und wird allgemein besprochen, selbst nachdem der Anlaß geschwunden ist. In den letzten 4 Jahren haben nach einer (übrigens nicht einmal vollständigen) Statistik in Deutschland an Streiks stattgefunden: 116+131+142+483 872 Streiks. Allein im Jahre 1895 haben in den 4 Ländern Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Englnnd an Streiks stattgefunden: 142+205+405+876 1628. Kann man es angesichts dieser Zahlen anders wie als Ausnahme betrachten, wenn in einem Lande ein-, zwei- oder dreimal jährlich sich die öffentliche Meinung zu einem Eingreifen aufrafft?

Gewichtiger ist schon ein zweiter Einwand. Die Personen, welche sich für eine ethische Fortentwickelung unserer öffentlichen Angelegenheiten interessieren, stellen sich als unparteiisch hin; thatsächlich aber hätten sie nach niemals anders als zu Gunsten der Arbeiter interveniert. Die Thatsache muß zunächst als richtig zugestanden werden. Sie hat aber andere Gründe, als die Parteilichkeit der Ethiker. In einem größeren und lange andauernden Streik sind die Arbeiter unbedingt auf die öffentliche Meinung angewiesen; die Unternehmer nicht in gleichem Maße. Während diesen gegenüber, wenn sie unrecht haben, eine passive Stellungnahme erforderlich ist, genügt den Arbeitern gegenüber das blaße Schweigen, um sie matt zu setzen. In dem kürzlich stattgefundenen Berliner Formerstreik waren die Streikenden im Unrecht. Als die ersten Versuche, die öffentliche Meinung mobil zu machen, ein rein negatives Ergebnis hatten, traten die Führer selbst sofort für die Beendigung des Streiks ein, und er endete in einer Weise, als ob die öffentliche Meinung sich passiv gegen die Streikenden erklärt hätte. — Ein fernerer Grund liegt darin, daß in dem Hauptpunkte, in welchem eine ethische Stellungnahme gegen streikende Arbeiter zu verlangen wäre, in der Frage des Vertragsbruchs, diese Stellungnahme überaus erschwert ist. Abgesehen von Fällen wirklicher Notlage, ist die sittliche Forderung zu erheben, daß Arbeiter, die streiken wollen, zunächst ordnungsmäßig kündigen (wie man dies in englischen Zeitungen tagtäglich lesen kann), und daß Arbeiter, welche sich das Recht vorbehalten wollen, bei verbesserter Konjunktur in jedem Augenblick die Arbeit einzustellen, von dem Rechte des § 122 der Gewerbeordnung Gebrauch machen sollen, bei Eingehung des Arbeitsvertrages die gesetzliche 14tägige Kündigungsfrist gänzlich auszuschließen. Gleichwohl ist es sehr schwer, Arbeitern, die unter Vernachlässigung der Kündigungsfrist in Ausstand treten, mit sittlicher Entrüstung ihren Wortbruch entgegenzuhalten. Denn sie thun nichts Schlimmeres, als was in andern und höheren Berufsständen ebenfalls üblich ist. Der Schuhmacher, der uns versprochen hat, ein Paar neue Stiefel pünktlich Donnerstag abends zu liefern, steht zu uns in einem Vertragsverhältnis. Wenn ihm andere Arbeit dazwischen kommt, die ihm lohnender aber dringender erscheint, und er läßt uns im Stich, so wird er vertragsbrüchig. Trotzdem ist dieses Ereignis so alltäglich, daß wir uns kaum darüber aufregen. Mit welchem Recht verlangen wir, daß der Arbeiter ein höheres Maß von Sittenstrenge entfalten solle als der Unternehmer? Wäre nicht vielmehr die umgekehrte Forderung richtig, daß in dieser Beziehung die höheren Stände den unteren mit gutem Beispiel voranzugehen hätten? Hat aber beispielsweise der Lieutenant, der eine Flasche Wein bestellt und sie nachher nicht bezahlt, auch nur entfernt eine Vorstellung davon, daß er zu dem Wirt in einem zweiseitigem Verhältnis steht, in welchem dieser den Vertrag erfüllt hat, er selbst aber (der Lieutenant) vertragsbrüchig geworden ist? Und denkt man in unserer Gesellschaft über einen solchen Offizier hart oder milde? Bezeichnet man ihn etwa als einen wortbrüchigen Menschen? Wenn heute ein sittlich entrüsteter Leitartikel über vertragsbrüchige Arbeiter erscheint, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Schriftsteller, der ihn verfaßte, im eigenen Leben schon mehr als einmal eine Redaktion, der er einen Artikel zugesagt hatte, im letzten Augenblick im Stiche ließ, ohne daß er sich selbst darum des Vertragsbruchs bezichtigte, ja ohne daß er auch nur ein Wort der Entschuldigung schrieb. Trotz alledem mag immerhin an jenem Einwande soviel berechtigt sein, daß mehr als bisher dafür geschehen könnte, die Arbeiter für den Gedanken zu erziehen, Kündigungsfristen entweder innezuhalten, oder von vornherein auszuschließen. Nur täusche man sich darüber nicht, daß diese Forderung nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung hat, solange die Arbeiter-Organisationen so klein bleiben, wie sie heute sind. — Und damit ist ein fernerer Grund dafür beigebracht, daß die öffentliche Meinung sich soviel eher bewegen läßt für, als gegen die Arbeiter Partei zu ergreifen. Dieser Grund liegt in der Schwäche der Arbeiterorganisationen. Man läßt sich zu leicht dadurch täuschen, daß man in einem Streik hört, „die" Bergarbeiter oder „die" Metallarbeiter ꝛc. hätten dies oder jenes verlangt. Thatsächlich sind es immer nur Bruchteile einer Arbeiterkategorie, die den Kampf für ihren ganzen Stand führen müssen. In Deutschland umfassen z. B. die sozialdemokratischen Gewerkschaften im Durchschnitt nicht mehr als 5,42 % der Gesamt-Arbeiterschaft, und nur Handschuhmacher, Kupferschmiede und Buchdrucker gelangen über 30 %. Letztere stellen mit 37 % schon den Höchstsatz dar. Der stärkste Hirsch-Duncker'sche Gewerkverein, der der Maschinenbau- und Metallarbeiter, weist rund 27000 Mitglieder auf, während vorhandene Metallarbeiter allein über 600000 anzunehmen sind. Die dritte Kategorie, die der christlichen Arbeitervereine, ist numerisch noch geringer. Dazu kommt, daß diese Verschiedenheit der Arbeiter-Organisation ihre wirtschaftliche Kraft nach schwächer gestaltet, und daß die internationale Verbindung noch immer im Argen liegt. Für die Schuhmacher hat kürzlich ihr internationales Sekretariat berechnet, daß in den 5 Ländern Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Belgien, Dänemark von 300000 Schuhmachern nur 20000 organisiert seien.

Solange die Arbeiter keine umfassendere und nachhaltigere Organisation besitzen, als die gegenwärtige, solange wird jenes bloße Moment des Mitleids und der Sympathie mit einer aufstrebenden Klasse aus den Gründen für ein Eingreifen bei Streiks nicht ganz verschwinden. Dazu kommt noch speziell in Deutschland, daß diese Organisationen polizeilich und rechtlich in ihrem Bestande bedroht werden, und dadurch in immer höherem Maße die Sympathien außenstehender Unbeteiligter wachrufen. Alle diejenigen, welche sich darüber beklagen, daß die öffentliche Meinung zu oft für die Arbeiter intervenirt, statt die streitenden Teile sich selbst zu überlassen, übersehen, daß der Erfüllung ihres Wunsches gerade das Mittel dienen würde, das sie am meisten verabscheuen: große und handlungskräftige Arbeiter-Organisationen.

Böcklin.

Von Dr. M. Kronenberg (Berlin).

Zum ersten Male wurde mir die Bedeutung des Meisters nahe gebracht, als ich im Vorübergehen an den Schaufenstern einer Kunsthandlung eine Nachbildung des „Geigenden Eremiten" erblickte. Man sieht auf diesem Bilde einen alten,

Digitized by Google

von der Schwere der Jahre bereits gebeugten Einsiedler in seiner schmalen Klause; eben hat er vielleicht sein Ave Maria gebetet, nun geigt er vor dem Bilde der Mutter Gottes, das er mit ein paar bescheidenen Blumen schmückte, noch ein einfaches frommes Liedchen, so gut es geht und so weit die zitternden Finger sich der Anstrengung nicht versagen. Seinem Thun aber lauschen ein paar Englein; das eine lugt neugierig durch eine Oeffnung des Pförtchens, andere horchen von oben her auf die Töne in der stillen Klause, in den Gesichtern aller aber malt sich Teilnahme und Verwunderung, Freude und Erstaunen über das seltsame Treiben des alten Einsiedlers.

Das Bild ergriff mich sogleich mit einem seltsamen Zauber, nach Tagen und Wochen stellte sich das Gesehene unwillkürlich immer wieder vor Augen und schließlich suchte ich mir einmal Rechenschaft zu geben über die Gründe der tiefen Wirkung, welche gerade dieses Kunstwerk vor so vielen anderen, die ich sah, hervorgebracht hatte. Ich glaubte diese Gründe ungefähr so aussprechen zu können. Dieses Werk ist nicht nur ausgezeichnet durch die Macht schöpferischen Phantasie, durch die Feinheit der Komposition, der Zeichnung, die Virtuosität der Farbengebung, sondern es enthält überdies eine ganze Epopöe menschlichen Lebens, die mit den eigenartigen Mitteln dieser Kunst, der Malerei, vorgetragen wird. Dieser stille Klausner steht schon fast außerhalb des menschlichen Lebens, sein Körper wird ihm nur noch eine kurze Weile angehören, sein Wille ist ihm aber längst schon entflohen, er begehrt, hofft und wünscht nichts mehr. Auch die Engel, die ihm zuhören, sind bedürfnislos, aber nicht, weil sie nichts mehr wünschen, sondern weil sie nie begehrten und zu begehren brauchten. So sehen wir hier die zwei äußersten Grenzpunkte alles menschlichen Lebens vor uns, und indem die nachbildende Phantasie von einem zum andren hinübergleitet, mag sie die tausendfachen Arten menschlichen Seins mit seinen tausendfach verschieden gesteigerten und verminderten Hoffnungen und Begehrungen an sich vorüberziehen lassen. Und sie kann das um so leichter, als ein feines Band jene beiden äußersten Endpunkte verknüpft: auch der weltabgeschiedene, bedürfnislose Klausner ebenso wie die über die Wirklichkeit erhobenen bedürfnislosen Engel sind noch mit dem breiten Lebensstrom zwischen ihnen ein wenig verbunden: jener durch die unschuldige Freude an ein paar Blumen und an einigen schlichten Melodien, diese durch die Teilnahme, welche sie solchen stillen Freuden schenken.

Ich fand den Eindruck, den zuerst dieses Bild mir gemacht hatte, später auch an anderen desselben Meisters bestätigt, ergänzt und vertieft, so namentlich an der „Pieta", die eine der schönsten Zierden der Berliner Nationalgalerie bildet. Man sieht hier den starren Leichnam Christi auf einen kalten Stein gebettet und über ihn geworfen die Mutter, in verzweifeltem Schmerze aufgelöst. Darüber aber erscheinen in Rosenwolken selige Engel, der eine hinunterreichend, die anderen teilnahmsvoll hinunterblickend. Auch hier werden die äußersten Endpunkte des menschlichen Empfindungslebens an einander geknüpft: auf der einen Seite der ewige, unauflösliche Schmerz, auf der anderen die ewige, untilgbare Seligkeit. Und wiederum deutet beides auf einander hin: die Blumengewinde, die sich am Fuße des kalten Steines hinziehen und der Ausdruck der stillen Teilnahme in den Gesichtern der seligen Engel weisen gegenseitig auf einander hin, knüpfen leise Fäden von dem höchsten Schmerze bis zur seligsten Freude, und an ihnen durchläuft der teilnehmende Betrachter die ganze unendliche Skala menschlichen Empfindens.

Böcklin ist — und darauf namentlich beruht seine Größe — einer der phantasiegewaltigsten Künstler neuerer Zeit, ja fast aller Zeiten. Indessen, solche Phantasie, die das Entlegenste zu verknüpfen weiß, kann auch ins Bodenlose geraten, und selbst Böcklin ist zuweilen dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Seine ächte, begnadete Künstlerschaft hat er aber bewährt, indem er Meisterwerke schuf, welche, aus der kühnsten Phantasie geboren, zugleich den höchsten Zielen menschlicher Versittlichung dienten, dem Ziele vor allem, das menschliche Wollen, Denken, Empfinden, das sich im Alltagsgetriebe gern an den beschränktesten Kreis heftet, zu lösen, von der Erdenschwere zu befreien und empfänglich zu machen für alles menschliche Leben in seiner reichen Mannigfaltigkeit. Und darum, wenn jetzt dem Meister, da er das psalmistische Alter erreicht hat, von allen Seiten der Kranz gereicht wird, so dürfen dem Chor der Huldigenden auch diejenigen sich anschließen, welche im Sinne ethischer Kultur auf die größtmögliche Vervollkommnung menschlichen Lebens den Blick vorzugsweise gerichtet halten.

Recht geht vor Gewalt.*)

Von A. Gundaccar von Suttner (Schloß Harmannsdorf N.-Oestrr.)

Noch nie hat eine interne Staatsangelegenheit die Außenwelt so bewegt, wie die Affäre Dreyfus. Mir scheint dies ein erfreuliches Zeichen, denn ich erblicke darin eine Regung des europäischen Rechtsgefühls; ein Weichen der Grenzpfähle vor der Humanität, die sich keine Riegel vorschieben läßt, wenn es gilt, Licht in die dunkle Folterkammer eines Inquisitionskerkers zu bringen.

Ein greller Strahl hat bereits hineingeleuchtet, und wir haben bisher genug gesehen, um überzeugt zu sein, daß in dem System einiges faul ist. In der ersten Instanz hat sich der Fall abgespielt; wir stehen vor der weiteren Entwickelung. Aber jene erste Instanz bietet uns hinreichenden Stoff, um darüber zu sprechen. Soviel wissen wir heute schon, daß ein Gewaltakt begangen worden, den man durch Ausflüchte, durch wahrhaft kindische Ausflüchte — es giebt keine andere Bezeichnung hiefür — zu rechtfertigen sucht: Aus dem berüchtigten bordereau, das den offiziellen Anklage- und Verurteilungsakt jenes unglücklichen Mannes abgegeben hat, ist plötzlich etwas Geheimnisvolles, Unnennbares geworden, ein Phantom, das man nicht heraufbeschwören darf, weil damit die Ruhe und die Sicherheit Frankreichs bedroht wäre. Erinnert uns das nicht an die Kinderstube, wo unbequeme Fragen der Kleinen auf ähnliche Weise zurückgewiesen werden und die geängstigten Kinder schweigen, um nicht die unbekannte Gestalt des „Momo" emporsteigen zu sehen?

Darf sich aber das europäische Gewissen mit solchen Antworten abfertigen lassen? Nein, tausendmal nein! Dieses unbekannte, schreckliche Etwas muß genannt werden, denn es muß bewiesen werden, daß der Verbannte auf der Teufelsinsel gerecht verurteilt worden ist. Gelingt dieser Beweis, dann muß auch logischerweise diese angedrohte Gefahr für Frankreich in ein Nichts zusammenfallen, denn für die Infamie eines Einzelnen wird keine fremde Macht das ganze Land verantwortlich machen; der ärgste Schurkenstreich, den der Verurteilte begangen hätte, wäre nimmermehr arg genug, um für diesen einen Missethäter sein Land oder seine Regierung zur Rechenschaft zu ziehen.

Das müssen sich doch jene Herren sagen, die sich zu Wächtern jenes famosen Geheimnisses aufgeworfen haben. Aber noch etwas müssen sie sich sagen, nämlich: daß sie durch diese Geheimthuerei dem Verdachte Thüren und Thore öffnen. Unsere heutige Rechtspflege ist nicht mehr auf dem System der Verurteilung ohne Beweise aufgebaut. Kein Richter der Welt darf kurzweg seinen Machtspruch als unantastbar erklären, weil er ihn gefällt hat, sondern er muß

*) Nachdem in voriger Nummer der Artikel von Philalethes über den Fall Dreyfus bereits erschienen war, ist uns noch der nachfolgende Beitrag zugegangen, der zu jenem eine dankenswerte Ergänzung bildet, wie denn überhaupt die Fülle der Probleme, welche diese traurige Affäre grade vom ethischen Gesichtspunkte aus darbietet, nicht leicht ausgeschöpft werden kann.

bekannt geben, warum er ihn verkündete. Die Phrase „Seien Sie überzeugt, daß ich gerecht verurteilt habe," ist nichts, als eine Phrase; sie darf vor der Weltgerechtigkeit keinen Anspruch auf ein Dogma erheben. Sonst wären wir mit einem Schlage in die mittelalterlichen Zeiten eines Torquemada zurückversetzt, und das soll das Europa des 19. Jahrhunderts nicht dulden.

Hierin steht die Ehre Frankreichs auf dem Spiele; das haben auch jene mutigen Männer sehr gut erkannt, als sie ihre ganze Autorität einsetzten, um Licht in diese dunkle Sache zu bringen.

Nochmals: die offene Enthüllung des behaupteten Verbrechens, die unanfechtbare Beweisführung, daß Dreyfus es allein begangen, kann Frankreich nie in Gefahr bringen. Wohl aber stellt sich die Sache augenblicklich anders, wenn man zur Annahme förmlich gezwungen wird, daß statt dieses Einen Andere kompromittiert sind und zwar möglicherweise Solche, die heute noch eine öffentliche Rolle spielen, die also in einem gewissen Sinne das Land vertreten.

Diesen Verdacht hat der Kriegsminister Allen nahe gelegt, die die ganze Angelegenheit von ihrem Ursprung an genau verfolgt haben; das war der unerwartete Erfolg seiner geheimnisvollen Andeutungen, und es hat den Anschein, daß man ruhigen Blutes Einen zu opfern entschlossen ist, um Andere, — aber wie man vorgiebt, das Vaterland, vor schweren Verwickelungen zu bewahren. Also ein patriotisches Opfer, wie es Manche nennen werden. Mich bedünkt indes, daß zum Mindesten Einer gefragt werden muß, ob er sich zur Rolle eines Mucius Scävola hergeben will, und daß er keinesfalls hierzu kommandiert, vulgo kurzweg verurteilt werden kann. Ob es besser ist, daß er bis zu seinem Lebensende auf einem weltvergessenen Eiland schmachtet, oder daß sein Vaterland in unangenehme Komplikationen gerät, das zu beurteilen, muß wohl ihm überlassen werden. Da man ihm die Entscheidung nicht anheim gestellt hat, ruft nun das europäische Gewissen mit vollem Rechte: „Heraus mit dem Geheimnis! Wir wollen wissen, ob es Kopf und Fuß hat, oder ob es nicht doch der alte Bekannte aus der Kinderstube ist, der Momo, mit dem man uns heute nicht mehr schrecken kann!"

Verfolgt man schrittweise das ganze Verfahren, so kann man keinen anderen Eindruck gewinnen, als daß man von Anbeginn an zu allerhand jesuitischen Kniffen gegriffen hat. Anfangs hielt man an dem Standpunkte fest: Es wurde zu Recht erkannt, daß Dreyfus das bordereau geschrieben hat, und darum wurde er auch verurteilt. Daher giebt es für uns keine Affäre Dreyfus mehr; sie ist hiermit endgiltig abgethan. Nun aber, da fast erwiesen ist, daß das bordereau die Schriftzüge eines Mannes trägt, der all den Geifer seines Hasses gegen das Vaterland ergossen hat, nun heißt es plötzlich: Gegen Dreyfus liegen andere Beweise vor, die wir als Staatsgeheimnis hüten müssen. Selbst wenn er das bordereau nicht geschrieben hat, ist er doch schuldig; ergo giebt es noch immer keine Affäre Dreyfus! . . . Und zur Bethätigung der Korrektheit seiner Handlungsweise betont der Kriegsminister, daß 21 Offiziere gegen Dreyfus als Zeugen vorgeführt worden sind. Diese Thatsache scheint den Mitgliedern der Kammer so sehr imponiert zu haben, daß sie jetzt ohne Zaudern mit erdrückender Majorität dem General das vollste Vertrauen votierten, indem sie folgenden Antrag annahmen: „Indem sich die Kammer vor der Autorität des gefällten Urteils beugt und sich der der Armee seitens des Kriegsministers Billot zuteil gewordenen Ehrung anschließt, geht sie zur Tagesordnung über."

Daß General Billot seine 21 Offiziere so kühn ins Treffen führen durfte, beweist leider, daß die erdrückende Majorität der Kammer den Prozeß Dreyfus nicht studiert hat, sonst hätte sie wissen müssen, daß diese 21 Zeugen nicht in der Lage waren, gegen den Angeklagten Belastendes vorzubringen, obwohl sie natürlich zu diesem Zwecke vorgeladen wurden.

Doch! Einer unter ihnen: der Major du Paty de Clam ist auszunehmen; er behauptete nämlich, graphologische Kenntnisse zu besitzen, und dank diesen erklärte er ohne Weiteres das bordereau für die Handschrift des Kapitäns Dreyfus, — dasselbe bordereau, von dem man heute schon halboffiziell zugiebt, daß es von Esterhazy geschrieben sei. Aber die anderen zwanzig, sie waren keine Graphologen und konnten somit dem Gerichte mit keinen Belastungsmomenten dienen, so daß der Klagevertreter, Major Brisset, in seiner Schlußrede erklären mußte, keine Beweggründe für den Verrat des Dreyfus angeben zu können, ja geradezu genötigt zu sein, die bisherige vollste Ehrbarkeit und Unbescholtenheit des Angeklagten zuzugeben.

Somit stellt sich die Berufung des Generals Billot auf die 21 Zeugen wieder als Spiegelfechterei heraus, als ein Mätzchen, mit dem er die Majorität ebenso ins Bockhorn jagte, wie jener berühmte Wiener Rechtsanwalt, der in einem sensationellen Korruptionsprozeß mit der Hand gegen die Brusttasche fuhr und zum Gerichtsvorsitzenden sagte: „Hier habe ich die Namensliste aller jener Personen, die, fällt mein Klient, auch fallen müssen. Der Skandal wird sich bis auf die höchsten Kreise erstrecken. Darf ich nun die Liste zur öffentlichen Verlesung bringen?" Der Gerichtshof verzichtete auf die Verlesung und der Angeklagte wurde freigesprochen. Die Liste aber war nichts anderes, als ein Blatt weißes Papier. Ebenso hätte General Billot nichts anderes vorzubringen vermocht, wenn die Kammer energisch genug gewesen wäre, die Zeugenaussagen zu verlangen.

Sie hat es aber vorgezogen, den falschen Patriotismus hervorzukehren und sich „vor der Autorität des Urteils zu beugen." Und da den Herren der Patriotismus noch zu wenig war, wurde noch eine Dosis Chauvinismus dazu genommen, indem man „die Ehrung" der Armee votierte.

Was in aller Welt hat die französische Armee mit dem Falle Dreyfus oder Esterhazy zu schaffen? War es nicht geradezu eine Verräterei, diese in die häßliche Angelegenheit hineinzuziehen? Ihre Ehre blieb vollkommen unantastbar, ob nun Dreyfus ein Schurke war, oder ob das Kriegsgericht einen Justizmord begangen hat. Wird es etwa einen Thoren geben, der die ganze Bürgerschaft für ehrlos erklärt, weil Einer aus ihrer Mitte ein Verbrechen begangen hat, oder weil ein Gerichtshof sich einen Irrtum zu Schulden kommen ließ? Gewiß nicht. Aber die Herren Billot und Méline wußten gar wohl, wie sie ihre Leute zu packen hatten, und darum zerrten sie rücksichtslos die Armee hinein, um sie zur Verteidigung einer verdächtigen Sache ins Treffen zu führen. Und von der Kammer schleiften sie die Armee hinter sich in den Senat, wo sie sich weniger sicher fühlten und wo sich General Billot auch von Scheurer-Kestner sagen lassen mußte, daß er nicht die Wahrheit gesprochen habe, als er behauptete, in die Papiere des ehrenwerten Senators keine Einsicht erhalten zu haben. Durfte ein Mann, öffentlich der Unwahrheit geziehen, sich da noch immer als den Vertreter der Armee aufspielen? Nein, denn von diesem Augenblick an war die Ehre dieser von der seinen scharf zu trennen. Er hatte das Recht verwirkt, in ihrem Namen zu sprechen. Aber auch der Senat ließ sich bewegen, ein Auge zuzudrücken, auch ihm gruselte vor dem „Geheimnis", das man selbst der höchsten Vertretung des Landes vorenthalten muß. Wäre es nicht sehr einfach gewesen, aus der Versammlung eine Jury von Vertrauensmännern zu wählen, die sich auf Manneswort verpflichtete, das Amtsgeheimnis zu wahren, und denen General Billot Einsicht in sein Tabernakel gewährt hätte, damit sie sich überzeugen konnten, daß gegen Dreyfus unanfechtbare Beweise vorliegen? Doch nein; soweit ging die Wißbegierde dieser Herren nicht, und wieder beugte sich die Majorität vor der Autorität des Urteils.

Digitized by Google

Wie kommt es eigentlich, daß ein Kriegsgericht unfehlbarer sein muß, als ein Zivilgericht? Man sollte meinen, daß doch eher das Gegenteil der Fall sein müsse. Letzteres ist sozusagen in Permanenz; die Zivilrichter haben nur den einen Beruf, nämlich Rechtsfälle zu untersuchen, zu studieren, Recht zu sprechen. Und dort, wo Geschworene in Verwendung kommen, kann man annehmen, daß diese in der Regel geschulte Menschen sind, die bereits eine gewisse Amts-Erfahrung besitzen. Beim Kriegsgerichte hingegen werden Beisitzer aus allen Chargen zusammengetrommelt und so mancher unter ihnen wird zum ersten und auch zum letzten Mal Mitglied des Hofes gewesen sein. Und selbst wenn diese Behauptung anfechtbar wäre, so kann keinesfalls bewiesen werden, daß ein Kriegsgericht unfehlbar sei.

Das hat auch der ehemalige Justizminister, Senator Trarieux, der seinem Kollegen Scheurer-Kestner tapfer zur Seite stand, bestätigt. Aber wenn einmal der Trumpf „Armee" ausgespielt wird, werden die Chauvinisten kitzlich, — hüben und drüben — und es heißt gleich: „Oh rüttle nicht daran!" Zur Belohnung, daß man nicht weiterrüttelte, sagte die Regierung freundlichst die Untersuchung des Falles Esterhazy zu, und man nahm das Geschenk dankend an.

Also damit ein Mann, der sein Land in der unflätigsten Weise beschimpft hat, ja, der offen des Verrates angeklagt wurde, in Untersuchung gezogen werde, bedurfte es einer Sitzung der Kammer und des Senates! Klingt das nicht geradezu unglaublich? Und ist es nicht weiterhin unglaublich, daß der des Verbrechens Bezichtigte sich bis dahin seiner vollen Freiheit erfreute, daß es von ihm abhing, sich aus dem Staube zu machen oder die Entwickelung der Dinge abzuwarten? Es scheint, daß er gesonnen ist, ruhig zu warten, denn er hat sich ja einmal selbst geäußert, daß eine schützende Hand über ihm ruhe, eine Hand, die ihn unter allen Umständen vor Unannehmlichkeiten bewahren wird.

Wie ganz anders hat man da Dreyfus behandelt, der ohne viel Federlesens in Gewahrsam gebracht und von seinem Inquisitor den raffiniertesten moralischen Foltern unterzogen wurde! Man lese nur das Buch Bernard Lazares „Une erreur judiciaire", um einen Vorgeschmack vom geheimen Verfahren eines Kriegsgerichtes zu bekommen. Wirft sich da nicht natürgemäß die Frage auf: Warum geht man mit Esterhazy so zart um, daß es den Anschein gewinnt, man wage nicht, ihn anzutasten? Weiß denn der Mann wirklich so vieles, daß man sich vor ihm fürchtet, daß man sich unter seinen haßerfüllten Schmähungen duckt, nur damit er um Gotteswillen nicht am Ende noch mehr sage? Stehen wir da doch wieder vor einer Panama-Affäre, weit größer, als die andere, da sie vielleicht ein ganzes System zu Fall bringen kann?

Um so schlimmer dann; möge es fallen, wenn es morsch ist. Aber Einen zu opfern, der vielleicht, ja wahrscheinlich, unschuldig ist, das darf die heutige zivilisierte Welt nicht zugeben. Ein Fall, wo Menschlichkeit und Ethik vergewaltigt worden, gehört nicht zu den inneren Angelegenheiten eines Landes, er gehört vor den Richterstuhl der gesamten Welt. Und so wie jene Männer, die die Sache zu der ihren machten, von rein menschlichen und ethischen Beweggründen getrieben wurden, in Wort und Schrift Licht über das Dunkel begehrten, so müssen die Gleichgesinnten aller Länder in den Ruf einstimmen und nicht rasten, bis der Gerechtigkeit zum Siege verholfen worden ist. Ob die Voruntersuchung gegen Esterhazy keine Anhaltspunkte ergiebt, wie man voraussichtlich verkünden wird, oder ob er vor ein Kriegsgericht kommt, ist für uns gleichgiltig. Wir fragen nach einem anderen Menschenleben, das man durch diese nichtige Komödie aus dem Spiele eskamotieren will, und wir reklamieren dieses Menschenleben, das für uns Ethiker ebensoviel wert ist, wie das eines jeden Anderen und sonnte er auf der höchsten sozialen Stufe. Für die heutige Menschheit giebt es nur ein Grundgesetz, und das lautet: Recht geht vor Gewalt!

Streiflichter.

Die Kunst zu schenken. Unter dem Titel „Studien und Meditationen. Aus fünfunddreißig Jahren" ist soeben ein neuer Band der Gesammelten Schriften von Ludwig Bamberger (Berlin, Rosenbaum & Hart) erschienen, in welchem eine Reihe der schönsten Aufsätze des bekannten Parlamentariers und feinsinnigen Essayisten vereinigt sind, und zwar gerade solche, die vermöge ihrer allgemein menschlichen Grundlage auch unter den besonderen ethischen Gesichtspunkten erhöhtes Interesse beanspruchen dürfen. Statt aller empfehlenden Worte möge der erste dieser Aufsätze mit einigen durch den Raum gebotenen Kürzungen hier seine Stelle finden:

„Schenken ist keine Kunst, aber gut und richtig zu schenken ist ein Stück aus der höchsten aller Künste, der Kunst des Lebens. Warum gerade dieses Kapitel seine besonderen Feinheiten und demzufolge seine besonderen Schwierigkeiten hat, begreift sich schon aus dem Umstand, daß das Geschenk seiner genetischen Natur nach eine Wohlthat ist. Wie aber Liebe und Haß, so grenzen Wohl- und Wehethun trotz aber wegen ihres Gegensatzes hart an einander. Hier kommt das zur Geltung, was wir Takt nennen, eines jener Fremdwörter, welches sicherlich auch der Herr General-Postmeister des Deutschen Reiches nicht für entbehrlich erklären zu wollen den Takt hat. Takt bedeutet die gerechte Ausgleichung zwischen dem eigenen Gefühl und dem des andern, mit der Maßgabe, daß im Zweifel das Recht des eigenen Ich dem Recht des andern zu weichen hat. Takt ist die Blüte der Humanität aber, wenn man sich den modernsten deutschen Jargon aneignen wollte, das praktische Christentum im gesellschaftlichen Verkehr.

Deutschland freut sich in diesen Tagen wieder seiner Weihnachtsbäume, und jeder sorgt nur, was und wie er schenke. Das Massenschenken zum Feste, wie jedes zu bestimmten Zeiten und nach vorgeschriebener Richtung, ist des Schenkens duftigste Blüte nicht. Was ihm abgeht, ist just die Freiheit, des Lebens höchste Gestaltung. Es läuft auch etwas Sklavisches und etwas Barbarisches mit unter in diesem tollen Rennen nach Einthun und Weitergeben; und einer der niedrigsten aller Triebe, der der Nachahmung, entfesselt es immer mehr zum Unsinn. Auch hat die Verzweiflung des Schenken-müssens und Nicht-wissens bereits eines der prosaischen Hilfswerkzeuge in diesen Frohndienst der Liebe eingeführt: den „Wunschzettel". Ein Wunschzettel unter Erwachsenen — ein Schritt weiter und der Schenknehmer kauft sich ohne vorheriges Fragen und Antworten das Gewünschte selbst, läßt nur dem Schenkgeber einfach die Rechnung schicken. Der Wunschzettel unter Erwachsenen grenzt schon an die Tabaksdosen, welche gekrönte Häupter nach ihren Besuchen unter den Höflingen zurücklassen. In jedes Tabatiere liegt ein Zettel, auf dem verzeichnet steht, um welchen Preis das Geschenk beim Hoflieferanten wieder zu Geld gemacht werden kann.

Die Massenleistung treibt alles, was an Kunst erinnert, aus dem Spiel der Seelenkräfte heraus in das mechanisch dahinwirbelnde Rad der Fabrikthätigkeit hinein. Wie unendlich mehr Wert hat ein einziges, in der Stille aus eigenem freien Antrieb dargebrachtes Geschenk, sinnig ausgewählt nach sorgfältiger Prüfung von Sache und Person! Das nur ist ein Zeichen wahrer Huldigung, und in der Wahl des Gegenstandes spiegelt sich das verständnisreiche Wohlwollen des Gebers für den Empfänger. Denn ein Geschenk soll weder etwas ganz Ueberflüssiges, noch etwas ganz Nützliches sein. Ist's ganz überflüssig, d. h. auch zur Befriedigung des letzten Luxus- und Verschönerungsbedürfnisses nicht zu brauchen, so ist es lästig (man denke an die hunderttausend gänzlich sinn- und zwecklosen Stickereien und Häkeleien, die in solchen Tagen durch die Lüfte schwirren) — und ist es ganz nützlich, so ist es erstens prosaisch und zweitens sinnwidrig. Das Schenken soll aber poetisch sein, wenn auch nur ein bischen. Sein Vaterland ist im Bereich der Poesie des Lebens. Schon daß es an den Christabend anknüpft, giebt Zeugnis davon, und eigentlich ist es in das Christkind, welches die Gabe bringt aus dem fernen Morgenlande den lieben Kindlein. Alles wunderschön und eines zum andern stimmend. Kindern und Armen kann man immer schenken, beide sind unselbständig und abhängig, die Kinder

unerfältlich an kleinen Freuden, die Armen verwaist daran. Die Feststimmung der Erwachsenen, die sich um den beladenen Tisch sammeln, hat ihre Wurzeln einzig und allein in den Erinnerungen der Kindheit. Wer erst in reiferen Jahren zu diesen Brauch herantritt, kann dessen Zauber nur unvollkommen nachfühlen. Einst waren es gewiß nur die Nüsse und Aepfel, die später vergoldeten, die Pfeffer- und die Mandelkuchen, welche an den Baum gehängt wurden. Aber wie hat sich das ausgewachsen und bis in die derbste Prosa hinaus! Was kann man nicht heute alles ausgebreitet sehen unter den Tannenzweigen, die den Geistergruß aus dem germanischen Walde und unter den Lichtlein, welche den Himmelsgruß vom Stern des Morgenlandes bedeuten? Dinge habe ich liegen sehen, welche sogar die Feder zu bezeichnen sich sträubt, Dinge, die das Auge nur hinter den verschlossenen Thüren zu sehen bekommt, freilich nicht Dinge überflüssiger, man kann nicht einmal sagen luxuriöser Art.

Und woher das alles? Nur weil aus dem sinnigen Erfreuen ein alles umwühlender Völkersturm geworden ist.

Das Ideal eines Geschenkes ist ein über das alltägliche Bedürfnis hinausgehendes, das Leben verschönerndes, der Person des Empfängers möglichst sorgfältig angepaßtes Objekt. Das Nützliche schafft sich ein bemittelter Erwachsener am besten selbst an. Die landläufige Thorheit, daß ein wildes Schenken unnötiger Dinge das Gute habe, „Geld unter die Leute zu bringen", thut das Ihre, um dergleichen Auswüchse zu fördern. Dasselbe Geld würde doch ausgegeben, nur zu gelegnerer Zeit, für den Käufer wie für den Verkäufer richtiger gewählt und richtiger verteilt. Aber die Theorie von der Nützlichkeit der Verschwendung für den Handel und Wandel ist den Menschen nicht aus dem Kopf zu bringen, wie so vieles.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft; wahrlich du bist Kindern und Krämern ein Gott.

Wenn doch einmal auf einen Monat das Schenken entfesselt werden soll und keiner sich der Sitte entziehen mag, so ist das rein symbolische Schenken das wahre. In romanischen Ländern schenkt man nicht am Christabend, sondern auf den Neujahrstag, und obwohl auch hier die Sitte auszuarten anfängt, bewahrt doch die sinnbildliche Natur der Gabe die Herrschaft. Blumenspenden, Konfekt, Leckerbissen, Vergängliches, Schönes und Süßes, den Kindern und den Frauen, um deren Huld geworben wird.

Wo die Region des Ernstes beginnt, wird überhaupt das Schenken ein Geschäft eigener Art. Es kommt der Regel nach nicht zwischen Gleichen vor, sondern geht entweder von oben nach unten als ein Gnadengeschenk oder von unten nach oben als eine Huldigung. Letzteres überwiegt. Darum schon ist es mit Vorsicht zu üben. Wer einem Gleichstehenden regelmäßig schenkt, kommt leicht in den Schein, sich um dessen Gunst zu bewerben. Daher darf man den Frauen unbedenklich immer schenken, weil diese Bewerbung nie herabdrückt. Bekanntlich wird, nicht ohne Fug, behauptet, kein Verhältnis zwischen zwei Menschen beruhe auf völliger Gleichheit, und je gleicher einander Zwei sind, desto eher kann eine Reihe mehrdeutiger Handlungen das Zünglein der Wage in's Schwanken bringen. Die kleinen Geschenke unterhalten die Freundschaft, die großen können ihr gefährlich werden. Schenken ist nicht bloß ein Akt zärtlicher Aufmerksamkeit, es ist auch ein Akt des Vertrauens. Schenke nicht, wo du fürchten mußt, der Empfänger sehe darin eine Pflicht der Huldigung. Sofort wirst du sein Untergeordneter, und wo er nur Pflicht sieht, erntest du keinen Dank. Darum soll man sich auch nur sehr mit Auswahl auf das Schenken zu regelmäßigen Terminen einlassen. Die Vergangenheit bindet die Zukunft, und die anmutige Freiheit wird zur steifen Pflicht.

Merkwürdig ist, wie verschieden die verschiedenen Beweggründe zum wohlthätigen Schenken wirken. Dauerndes stilles Elend regt lange nicht so sehr zur Freigebigkeit an, wie einmalige große Katastrophen. Ueberschwemmt oder verbrannt zu werden ist beinahe ein vorteilhaftes Geschäft. Zwei Umstände wirken hier zusammen: einerseits die Dankbarkeit des Publikums für die genossene Sensation, andrerseits der Gedanke: Das hätte auch dir passiren können. Die Sammlungen nach dem Brand des Wiener Theaters brachten bekanntlich so viel auf, daß man in Versuchung kam, die entferntesten Verwandten der Opfer damit auszustatten.

Das Zuvielgeben hat nicht nur in dem Massengeben seine Gefahr, auch in dem wohldedachten Geschenk des Einen an den Andern lauern Klippen. Ein süddeutsches Volkssprüchwort sagt: Zuviel Ehr' ist eine halbe Schand. Man darf den Empfänger nicht unter der Wucht des Wohlwollens erdrücken. Auch zu viel Dank ist eine Quelle von Undank.

Nun hab' ich aber so viel vom Schenken geredet, daß es unangenehm auffallen würde, wollte ich selbst dem Leser nichts schenken. Ich schenke ihm also den Rest dessen, was ich über dies interessante Thema noch sagen könnte, und ich bin gewiß, dafür wird er mir dankbar sein. Im übrigen wünsche ich ihm, mit der Inkonsequenz, die von wahrer Lebensweisheit zeugt, daß ihm zum Feste viel geschenkt werde und, was auch schöner, daß er selbst viel schenke. Sollte er aber nach der einen oder nach der andern Richtung nicht mit seinem Schicksal zufrieden sein, so empfehle ich ihm dieses Gedicht, welches schließt:

Braver Mann! er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

* * *

„Nur" ein Schaffner! In hohem Grade charakteristisch für die Gemütsroheit eines Teils des „gebildeten" Publikums und für die Arroganz gewisser Subalternbeamter war eine jüngst in Berlin verhandelte Beleidigungsklage. Ein Omnibusschaffner mußte sich von einer Rentnerswittwe, weil er, dienstlich auf dem Verdeck beschäftigt, nicht sofort halte anhalten lassen, grobe Beschimpfungen, wie „dummer Mensch", „flegelhaftes Betragen" rc. vor dem Publikum sagen lassen, wobei noch die Drohung hinzugefügt wurde, die Dame werde dafür sorgen, daß „er hinausfliege". Der Schaffner, der sich nach dem übereinstimmenden Zeugnis der übrigen Fahrgäste, wie auch vom Gerichtshof anerkannt wurde, „durchaus korrekt" benommen hat, indem er ruhig nur die Feststellung des Namens der Dame durch einen Schutzmann bewirkte, wurde folgenden Tags, ohne vorher gehört zu sein, von dem Bureauvorsteher der betr. Gesellschaft wegen „frechen und unverantwortlichen Benehmens" entlassen. Vom Vorsitzenden des Gerichtes auf die Eigentümlichkeit einer solchen Dienstentlassung aufmerksam gemacht, erklärte der betr. Bureauvorsteher, es handele sich ja „nur um einen Schaffner"; wohin solle die Gesellschaft kommen, wenn sich jeder Schaffner gleich großartig beleidigt fühlen würde! —

Wir wissen nicht, ob der betr. Bureauvorsteher verheiratet ist; die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, da ein Mann, der selbst für Frau und Kind zu sorgen hat, in der Regel nicht so leichtfertig mit der Existenz eines Anderen, wäre es auch nur ein Schaffner, umspringt. Aber im Interesse der strafenden Gerechtigkeit würden wir, sonst nicht gerade Bewerber um einen Kuppelpelz, diesmal womöglich der ehelichen Verbindung der beiden Teile das Wort reden. Sie wären ein Paar, einander würdig. —

Bücherschau.

Ueber den Zusammenhang zwischen Ethik und Aesthetik. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausg. von Prof. Ludw. Stein). Von Dr. M. J. Berdyczewski. Bern, Verlag von Steiger & Cie.

Die kleine (57 Seiten umfassende) aber recht instruktive Schrift behandelt dasselbe Thema, welches jüngst in einer Versammlung der Abteilung Berlin der D. G. f. E. K. erörtert worden ist. Sie giebt namentlich eine große Anzahl von Nachweisen aus den einschlägigen Schriften. In seinen eigenen Ansichten geht der Verfasser freilich zu weit in dem Bemühen, Ethik und Aesthetik möglichst nahe an einander zu rücken so fast zu identificieren. Treffend aber weist er beispielsweise darauf hin, daß der Ethiker sein eigenes Leben ebenso zu einem Kunstwerke sich zu gestalten bemühe wie der Künstler ein solches aus fremdem Material herzustellen suche. „Die Moral erstreckt sich doch keineswegs nur auf gesellschaftliches Wohl allein, sie ist auch der Inbegriff des rein individuellen Lebens, in seinen mannigfachen Formen, sie ist der künstlerische Ausdruck der individuellen Veranlagung. Insbesondere die Idealgestalten, zu denen sich der Mensch emporheben will, sind mehr ästhetischer als ethischer Natur, sie sind die Folgen des inneren Kunsttriebes, der den Menschen durchdringt und durchwebt." K.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Beadlerstraße 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder in Berlin.
Druck: W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der kleine Martin.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage. Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

St. Petersburger Zeitung. (P. von Kügelgen.): „Karl Emil Franzos' neueste Geschichte „Der kleine Martin" ist die reife Frucht der Erzählerkunst des Autors. Der Held der Erzählung ist der beste, edelste, selbstlosester Mensch, den man sich denken kann, nur zu mensch, zu wenig mutig und schneidig für diese schnöde Welt. Mit unerbittlicher Wahrheit wird uns die Geschichte seines Herzens oder Schmach und selbstgewähltem Tode nicht ersten kann, ja wie alle seine Bemühungen ehe nur zum Unheil ausschlagen. Die Geschichte ist musterhaft erzählt, jeder Zug, jedes Detail paßt zum andern, alles greift so konsequent, so logisch, so unabwendbar in einander, daß man den Eindruck erhält, Alles mit eigenen Augen wie angesehen, mitfühlenden Herzens miterlebt zu haben. Wer es liebt, nicht am Aeußeren zu haften, sondern sich am edlen Gern zu erbauen, wird der der Lektüre auf seine Rechnung kommen."

Berliner Tageblatt: „Man kann diese Novelle wohl als ein Pendant zu dem großen Romane des Autors: „Ein Kampf um Recht" betrachten, nur daß Franzos diesmal uns das Kampfgebiet von einer anderen Seite zeigt. Die Erzählung ist interessant und fesselnd vom Anfang bis zum Ende; es fehlt auch trotz der tragischen Grundstimmung nicht an heiteren Scenen, die uns Land und Leute in Galizien mit köstlichem Humor vorführen."

Bohemia: „ . . . . . Mit sicherem Pinsel ist in die leichte, nicht drückende, die Wirkung rein abschließende landschaftlich-ethnographische Umrahmung ein psychologisches Kabinettstück hineingemeistert: die Erscheinung eines gutmütigen, weichen Menschen, der hilflos mit den Raubeinen und Roheiten der Welt nicht fertig zu werden weiß, der schlaff und zag im entscheidenden Augenblicke sein schönstes Glück verscherzt und nicht sein eigenes allein, der aber darin, was Comte den „Altruismus" nennt: in der Hingebung für Andere, in der herzhaften Selbstlosigkeit immer wieder seine Stärke findet und offenbart. Dieses Widerspiel in seinem Wesen, das ihn elend werden, ja nahezu der völligen Verkümmerung anheimfallen läßt und doch wieder daraus emporhebt, erschließt sich dem Leser voll packender Lebendigkeit. Wie beschränken uns auf diese allgemeine Charakteristik der ergreifend schönen kleinen Geschichte, die durchwegs das Gepräge ihrer ostwestlichen Herkunft bewahrt."

Hamburger Fremdenblatt: „ . . . Die hauptsächlichsten Vorzüge dieses neuen Buches sind die prächtigen Sittenschilderungen, eine scharfe Charakteristik der Personen und die in der bewegten, dramatisch aufgebauten Handlung verborgene sittliche Kern. Dem schönen Buch, einem echten Ende der bekannten Muse unseres Dichters, ist manche Genauflage vorherzusagen."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Norddeutsche Leute.

Novellen

von

Adalbert Meinhardt.

Inhalt: „To Hus is best." Auf dem Heilwigshof.

Ein Band. Groß 8°. Geh. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—

Blätter für litterarische Unterhaltung (1. Jan. 1897): „ . . Es ist nicht Willkür, die für diese Novellen diesen Namen erkannt. Vielmehr haben die Charaktere durchgängig ein gewisses Etwas gemeinsam, was sie als Menschen eines Schlages erscheinen läßt, eben als Norddeutsche. Diese Eigenheit, mit glücklicher Sicherheit erfaßt, ist mit bewußter Treue dargestellt und durchgeführt. Scheinbar harte, starre, verschlossene Naturen zeichnet uns A. Meinhardt, Herzen, die nicht leicht zu entgegnen sind. Um so nachhaltiger und erschütternder leben sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Wahl traf. Auch die feine Mehrmut, die über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: Die „Norddeutschen Leute" seien als gediegene, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen."

Hamburger Correspondent. (Nr. 1, 1897): „ . . . Zu jenen schriftstellernden Frauen, von denen jedes neue Buch von einem weiteren gesteigerten Wachstum zeugt, gehört Adalbert Meinhardt. . . . Man muß der Kraft der Charakterzeichnung und Charakteristik wie der feinen Seelenmalerei volle Anerkennung zollen. Die Gegensätze, die ungemein zart und keusch angedeutet sind, finden hier auch eine harmonisch ausklingende Auflösung."

Heimgarten. (XX. 5): „Die jugendliche Mutter und die heranblühende Tochter lieben denselben Mann — gewiß ein starker Konflikt, der auch energisch gelöst wird, in seiner und vornehmer Art . . . Eine Schilderung des norddeutschen Wesens, die alles Bezeichnende ungemein fein und scharf wiedergiebt."

St. Petersburger Herold. (29. XII. 1896): „ . . . Die Novelle „To Hus is best" ist eine Perle deutscher Erzählungskunst und Tiefe des Problems, wie an Kunst und Kraft der Charakteristik. Gleich vortrefflich ist auch die zweite Novelle des Buches „Wohl nächste „Heimkehrer" das beste Buch, das E. Meinhardt bisher veröffentlicht hat."

Hamburger Fremdenblatt. (25. Dez. 1896.): „ . . . wirklich norddeutsche Leute, groß geworden in der kleinen Welt, die sie ihr Eigen nennen, darum eingeengt in ihren Ansichten und Anschauungen, rauh nach außen, aber unter der unansehnlichen Außenschale ernst ein gesunder Kern, schlummert ein reiches Gemüt . . Das Werk sei bestens empfohlen."

Bohemia. (8. März 1896.): „ . . Die Leidenschaft des Südens ist sonner, stürmischer, die des Nordens inniger, tiefer, dauernder. Die Novellen behandeln dieses Thema und stellen es an zwei Frauenherzen dar. Beide sind mit großer Feinheit geschrieben, wozu sich zu einem Autor wie Meinhardt von selbst versteht."

Concordia Deutscher Verlags-Anstalt, Berlin

Der Präsident.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

Dritte, durchgesehene Auflage.

Ein Band. 17 Bogen. Gross-Oktav. Gediegenste Ausstattung.

Geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Diese neue, sehr billige, dabei sehr schön ausgestattete Auflage der bekannten Erzählung wird sicherlich Vielen, die nur der bisherige so hohe Preis der beiden ersten Auflagen von der Anschaffung abhielt, willkommen sein. Aus den Stimmen der Presse seien hier nur die folgenden aufgeführt:

Berliner Tageblatt: „Franzos hat diesmal das Beste geboten, das er jemals geleistet. In gleicher Vollendung wirken hier die Erfindung des Stoffes, die Wahrheit der Situationen, die klare Zeichnung der Charaktere, die Darstellung tiefen Gefühlslebens, die Ausführung der einzelnen Details, die warme Sprache und die Wahl des Hintergrundes zur Schaffung eines harmonischen Ganzen."

Frankfurter Zeitung: „Der Roman ist ein ernstlicher Bereicherung das reifste Werk des Autors. Die Sühne des Helden ist verklärt von jenem ergreifenden Lichtglanz, welchen die tragische Poesie ausströmt."

Gegenwart: „Die Erzählung gleicht einem mächtigen, tiefer gegriffen Charakterdrama; die psychologische Zeichnung erinnert an die unerbittliche Kunst eines Heibel oder Otto Ludwig. Der Verfasser erzählt, nicht um uns zu unterhalten, sondern um etwas zu beweisen. Dabei bewahrt er jedenfalls am glänzendsten seine seelenkundige, schöpferische Kraft. Die Sprache ist einfach, markig, rein."

Ueber Land und Meer: „Der Roman ist von eigentümlicher tragischer Gewalt; er ist mit gewaltigem Pathos und jenem Herzenston erzählt, der den Novellen dieses Autors das düstere, aber höchst wirkungsvolle Kolorit verleihe."

Blätter für litter. Unterhaltung: „Das alles ist hinsichtlich der Form, der feinen psychischen Darstellung eine vornehme Leistung, die von Franzos nur in seinem „Kampf ums Recht" übertroffen wurde. Andere Kritiker freilich ziehen den „Präsident" vor."

National-Zeitung: „Der Roman stellt ein seelisches Problem von greifendem Interesse ins Centrum der Handlung. Die Gewalt der Schilderung endet auf der psychischen Zeichnung des Helden. Es ist gut, wenn unserer schwankenden, in Halbheiten und Compromissen sich abflachenden Generation ernste gestalten, wie dieser Sendlingen entgegengehalten werden. Unsere Zeit braucht Männer, da ist einer!"

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Mann und Frau.

Erzählung von **Konrad Telmann.**

Ein Band. Groß-Oktav. Gediegenste Ausstattung.

Geheftet M 2.—, geb. M 3.

Hamburger Correspondent. (1. August 1897) „ . . Das ist eine der entzückendsten Erzählungen, die wir kennen. Sie spielt unter der Sonne Italiens und hat einen in den besonderen Verhältnissen des jungen Königreiches begründeten höchst originellen und anziehenden Vorwurf zum Gegenstand, der nie einer Gerste und Feinheit behandelt ist, die drin in dem klassischen Lande heimisch gewordenen Schriftsteller verrat.

Konrad Telmann, der bekanntlich unlängst in Rom gestorben ist, hat viel geschrieben, und darunter vieles, das lediglich für das Bedürfnis der Tagesleitüre verfaßt erscheint. Diese liebe Erzählung aber ist ein liebevoll ausgeführtes Kunstwerk, wert nicht nur, daß man es liest, sondern auch, daß man es besitzt."

St. Petersburger Herold. (20. Dezember 1896) „ . . . Telmann zählt längst zu den meist gelesenen deutschen Erzählern der Gegenwart; sein neuestes Buch wird seine Beliebtheit sicher noch steigern. In den Vorzügen einer spannenden Handlung und lebensvollen Charakteristik tritt hier ein, ungewöhnlich interessantes Problem, das mit ebensoviel Geist wie Gemütswärme behandelt ist. Die Erzählung spielt im modernen Italien. Monica, die Gattin eines Offiziers, den sie unendlich liebt, erfährt eines Tages, daß sie gesetzlich seine rechtmäßige Gattin ist, die kirchliche Trauung genügt nach dem Gesetze nicht. Wie sich die leidenschaftige Frau in dieser qualvollen Situation benimmt, wie sich schließlich alles zum Besten wendet, mag man im Buche selbst nachlesen. Es wird sicherlich alsbald zu den populärsten deutschen Romanen gehören."

Hamburger Fremdenblatt: (13. Dezember 1896) „ . . . . Telmann hat diese Geschichte in seiner bekannten, warmblütigen Art erzählt und damit ein kleines Kunstwerk geschaffen, das sich den besten seiner Schöpfungen an die Seite stellt."

Bohemia, Prag: (17. Januar 1897) „ . . . Der Gegensatz zwischen Kirche und Staat, welcher unsere Zeit durchzittert, wirft seinen Schatten in die Ehe eines italienischen Offiziers. Der liebenswürdige Autor weiß die Sympathien für den Helden und sein allerliebstes, naives Weibchen in dem Maße zu erwecken, daß man sich des glücklichen Ausganges vom Herzen freut und dem Verfasser für das Vergnügen dankbar ist, welches er uns durch seine anmutige Erzählung beerten hat."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen: N., Ziegelstr. 10 II.

Unentgeltlicher Rat für Hilfesuchende. — Unterstützungsnachweis.

Dienstag und Freitag nachmittags 5 bis 7 Uhr. Sonntag 11½ bis 1 Uhr.

In unserem Verlage ist **soeben** erschienen:

Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung.

Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis.

Von Dr. **F. W. Foerster.**

Gr. 8°. Eleganteste Ausstattung, 4 Bogen. Geheftet Mk. 1.—.

Die Schrift des bekannten Sozial-Ethikers und Mitherausgebers der „Ethischen Kultur" wird allenthalben durch die Bedeutung der Frage die sie behandelt, wie durch ihren Inhalt größte Beachtung finden. Sie legt die entscheidende Bedeutung dar, welche innerhalb der Gesamtheit sozialer Probleme die Arbeitslosenfrage einnimmt, prüft auf Grund eines umfassenden Materials die Vorschläge, welche bisher zur Bekämpfung der Arbeitslosennot gemacht worden sind und weist nach, wo die Lösung des Problems zu suchen ist: auf Grundlage der Selbsthülfe der Arbeiter.

Die Schrift wendet sich an weite Kreise und wird zweifellos große Verbreitung finden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.

Berlin W, 10, im November 1897.

Verlag für ethische Kultur.

Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M. Neue Kräme 19/21.

Reichhaltigste Wochenschrift für Jedermann:

DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Preis vierteljährlich M. 3.50.
Postzeitungspreisliste für Deutschland No. 7811a,
Postzeitungspreisliste für Österreich-Ungarn No. 3338a.
Probenummern und Prospekte gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Verlag für ethische Kultur Berlin W. 10.

In unserem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung sowie von uns zu beziehen:

Professor Dr. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Dr. N. Penzig, Sünde und Erlösung. 32 Seiten. Groß 8° . . . . . 50 Pfg.
H. Rheinhold, Was uns eint. 23 Seiten. Groß 8° . . . . . 30 Pfg.
Ethische Ausblicke und Hoffnungen. Abdruck der Vorträge und Besprechungen in Eisenach 1893, zusammengestellt von **Gustav Maier.** Groß 8°. 328 Seiten. 2. Ausgabe. . . . M. 3.
Daraus einzeln:
Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Eröffnungsrede und einleitende Darstellung, betreffend den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. 16 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Gustav Maier, Die Organisation der ethischen Bewegung, gemäß den Lehren der Geschichte unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 34 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Döring, Der ethische Unterricht. 22 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Löwenheim, Die Ethik Demokrits. 24 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Pfarrer Conrad Ziegler, Waldandacht. 10 Seiten . . . . . 20 Pfg.
Proreklor Dr. Maaß, Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum. 28 Seiten . . . . . 30 Pfg.
Dr. Ernst Harmening, Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt . . 30 Pfg.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 Seiten . . . 30 Pfg.
Prof. Dr. F. Tönnies, 15 Thesen über die Erneuerung des Familienlebens . . . . . 30 Pfg.

Im Verlage der **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Berlin W. 10,** ist soeben erschienen:

Marie von Olfers,

Backfische und alte Jungfern.
Novellen.

Inhalt: Glücklich? — Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Ein Band. Groß 8°. Gediegenste Ausstattung. Geh. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—.

Wohl das reizendste, gemüt- und humorvollste Buch, das die mit Recht in weiten Kreisen geschätzte Dichterin hat erscheinen lassen. Während „Glücklich?" in dem Geschick zweier jungen Mädchen ein tiefgreifendes psychologisches Problem verkörpert, ist „Minchens und Pinchens Sommerfrische" eine Alte Jungfern-Geschichte voll überquellenden, dabei feinsten Humors. Das Buch wird nicht bloß viel gelesen werden, sondern sich auch sicherlich als Geschenkbuch, namentlich für junge Mädchen einbürgern. Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke durch seine Reinheit, seine Poesie und seinen Stoffkreis, wie kaum ein anderes Novellenbuch der neuesten Zeit.

Adalbert von Hanstein,

Der Vicar.
Novelle in Versen.

Ein Bändchen. Min.-Format, elegantester und gediegenster Ausstattung. Sehr geschmackvoll gebd. M. 1.—.

Eine markige, tief ergreifende Episode aus dem Leben eines katholischen Priesters, die durch die Wucht der Handlung und den Schwung der Verse bei wiederholten Rezitationen bereits solchen Ruf gewonnen hat, daß wir durch die Ausgabe in Buchform einem vielfach ausgesprochenen Wunsche genügen.

Druck von W. Siebenmark, Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 87.

Princeton University Library
32101 045376603

ANNEX A

Digitized by Google